Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaft... und Künste

Digitized by Google

HARVARD
DIVINITY
SCHOOL
Andover-Harvard
Theological Library

Digitized by Google

532.246
25

Allgemeine

Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wiſſenſchaften und Künſte

in alphabetiſcher Folge

von genannten Schriftſtellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Erſch und J. G. Gruber.

Zweite Section.

H—N.

Herausgegeben von

August Leskien.

Siebenunddreißigſter Theil.

KLEINASIEN—KOCHEN.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1885.

Digitized by Google

WCYC 130 (II, 37)

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY

ANDOVER THEOL. SEM. LIBRARY.

38,222

Digitized by Google

HD
Ref.
Folio
AE
27
.E78
v. 101

Allgemeine

Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Zweite Section.

H—N.

Siebenunddreißigſter Theil.

KLEINASIEN — KOCHEN.

Digitized by Google

Digitized by Google

K.

(Artikel, die unter K nicht ſtehen, ſuche man unter C.)

KLEINASIEN, dem im frühen Mittelalter entſtandenen lateiniſchen Asia minor nachgebildet, iſt unſere gewöhnliche Bezeichnung der großen, von dem vorderaſiatiſchen Hochlande in oſtweſtlicher Richtung ſich vorſtreckenden Landzunge, welche, von den Byzantinern Ἀνατολή, Oſten, genannt, jetzt den Hauptheil der unter dem Namen Anadolu, Natolien, zuſammengefaßten aſiatiſchen Provinzen des türkiſchen Reichs ausmacht.

Kleinaſien liegt zwiſchen 36° und 41,2° nördl. Br. und 44° und 59° öſtl. L. Die Geſtalt iſt einem Rechteck zu vergleichen mit deutlich gezeichneter nördlicher und ſüdlicher Lang- und weſtlicher Kurzſeite; unregelmäßig iſt nur die öſtliche Kurzſeite, welche, da die nördliche Langſeite um 4° weiter oſtwärts reicht als die ſüdliche, eine unbeſtimmte ſchräge Richtung verfolgt. Die Nordſeite, von der Dardanellenſtraße bis Laſiſtan, zieht ſich in gerader Linie über einen Raum von c. 160 Meilen, die Südſeite von Budrun am Aegeiſchen Meere bis an den Buſen von Iſſus dagegen iſt, in gleicher Weiſe gemeſſen, nur c. 105 Meilen lang. Die größte Breite, wo ſüdlich und nördlich die Langſeiten erhebliche Ausbuchtungen bilden, beträgt c. 90 Meilen; im Oſten wie im Weſten dieſer Landvorſprünge zieht die Entfernung zwiſchen dem nördlichen und ſüdlichen Rande ſich auf 65 Meilen zuſammen.

Nordwärts wird die Grenze durch die mit ſeltenen Unterbrechungen jäh abfallende Küſte des Schwarzen und Marmarameeres gebildet. Im allgemeinen entbehrt dieſelbe einer lebhaften Gliederung, weshalb auch an Häfen und ſichern Ankerſtellen großer Mangel iſt. Eine Ausnahme machen nur Batum und Sinope. Dem Hafen von Batum, welcher im weſentlichen als eine Kunſtſchöpfung zu betrachten, dürfte, da ihm der durch den Frieden von Berlin verfügte Uebergang in ruſſiſchen Beſitz den Verkehr von wichtigen Gebieten, Georgien und Armenien mit ihren Hinterländern, eröffnet, ein großer Aufſchwung bevorſtehen. Derjenige von Sinope iſt ihm an Vorzügen der Lage durch das ihn ſchützende, weit vorragende Vorgebirge überlegen; jedoch fehlt ihm ein in commercieller Beziehung entwickeltes Hinterland. Der allgemeinen Bodenhöhe Kleinaſiens entſprechend iſt die Nordküſte meiſtens ſteil, und Vorgebirge ſind nicht ſelten. Die bekannteſten dieſer, von Oſten gegen Weſten vorſchreitend, ſind: Kjemer-Burnu (Bogencap) zwiſchen Atina und Riſa an der Grenze von Laſiſtan; Cap Jorös (ἱερὸν ὄρος) weſtlich von Trapezunt; Cap Boona und Jaſün Burnu (Jaſonium) zwiſchen Keraſunt und Unieh; Indſcheh Burun (das ſchmale Cap) weſtlich von Sinope, der nördlichſte Punkt der Halbinſel, von der 16 geographiſche Meilen tiefen Ausbuchtung der Nordküſte vorſpringend; Cap Kerembeh weſtlich von Ineboli; Cap Kerpeh; Kara Burun (das ſchwarze Cap), nahe dem Bosporuseingange; endlich Boſ' Burun (das graue Cap), im Marmarameere die Spitze der Landzunge bildend, welche die tiefen Buſen von Nikomedien und von Mudania ſcheidet. Von Küſtenebenen ſind an der Nordſeite nur diejenigen des Tſchorokfluſſes bei Batum, des Jeſchil Yrmak, d. i. des Iris, und des Kyſyl Yrmak, d. i. des Halys, jene im Oſten und dieſe im Weſten der Stadt Samſün gelegen, zu erwähnen.

Je einfacher die nördliche Küſte, um ſo mannichfaltiger iſt die den Hauptheil der weſtlichen Grenze bildende des Aegäiſchen Meeres, obwol diejenige des Marmarameeres, in welches durch den ſeiner Schmalheit wegen den Eindruck eines rieſigen Stromes machenden Bosporus das Schwarze Meer den Ueberfluß ſeiner Gewäſſer ergießt, mit ſeinen ſchon erwähnten Buchten von Nikomedien und von Mudania, mit der Halbinſel von Kyzikos, der Marmara-Inſel und der langen Dardanellenſtraße bereits denſelben Charakter trägt. Dieſe eigenthümliche Geſtaltung der Weſtküſte, welcher Kleinaſien in hervorragender Weiſe die von ihm in der alten Geſchichte geſpielte wichtige Rolle verdankt, wird beſtimmt durch eine Reihe von dem Binnenplateau auslaufender oſtweſtlicher Gebirgszüge und Parallelthäler, welche letztern ſich in tiefe Buchten oder Meeresarme ſenken, während jene als klippenreiche Landzungen weit vortreten und ſich vielfach über die Meeresküſte hinaus in den gleichen Charakter tragenden Inſeln fortſetzen. Der milde Himmelsſtrich, die Fruchtbarkeit des Bodens in den Thälern, der durch die Gebirgszüge bedingte Reichthum an Quellen und Flüſſen und die zum Austauſch von

Digitized by Google

Boden- und Kunſterzeugniſſen, von Ideen und Erfindungen einladende Gelegenheit leichten Seeverkehrs war für die Entwickelung einer frühen Cultur beſonders günſtig. Die wichtigſten Landzungen ſind:

1) die Troas des Alterthums mit dem Helleſpont und der Ebene von Troja, in dem Kap Baba, dem weſtlichſten Punkte Kleinaſiens, auslaufend;

2) die Landzunge von Vurla, im Süden und Weſten den Golf von Smyrna umfaſſend, mit den Kaps Karaburun, Aspro und Koraka;

3) die Landzunge des Sſamsſûn-Daghy (Mykale) mit der Mäandermündung und den Ruinen von Milet;

4) die Landzunge von Budrun (Halikarnaß);

5) diejenige von Marmaras (Mermeridſcheh) mit den Caps Krio (Knidos) und Alepo (Kynoſema).

Voneinander getrennt werden dieſe Landzungen durch die Meerbuſen und Buchten von 1) Edremid (Atramyttium) mit Aiwaly, von Tſchandarlyk mit der Mündungsebene des Bakyrtſchai (Kaikus), ſowie derjenigen des Gediſ' Tſchai (Hermus) — alles zwiſchen der Troas und Smyrna; 2) Scalanova (Kuſchadaſſi) mit der Mündungsebene des Mendere Tſchai (Kayſter) und den Ruinen von Epheſus; 3) von Mendelia mit der Ebene von Milas (Mylaſſa); 4) von Kos und 5) von Symi, beide nach den ihnen vorliegenden Inſeln benannt.

Als ein integrirender Beſtandtheil der Weſtküſte ſind die Inſeln zu betrachten, in welchen, wie ſchon bemerkt, die Landzungen ſich fortſetzen, und zwar vor der Küſte der Troas Tenedos; vor dem Golfe von Edremid die große ſchöne Inſel Midilli (Mytilene), das alte Lesbos; von der Vurla-Landzunge durch einen Meeresarm geſchieden Chios und weiter Ipſara; vor dem Mykale-Vorgebirge des Sſamsſûn Daghy Samos; endlich vor den Meerbuſen von Mendelia, Kos und Symi die ganze Reihe der ſüdlichen Sporaden, deren letzte und größte, Rhodos, ſchon der Südſeite angehört.

Das die Südgrenze bildende Ufer des öſtlichen Mittelmeers wird durch zwei große Ausbuchtungen in drei Meerbuſen zerlegt. Was jene anbetrifft, ſo ſind ſie als von dem Binnenhochlande gegen Süden vorgeſchobene breite Gebirgslandſchaften zu betrachten; die weſtliche wird in der alten Geographie Lykien und die öſtliche das rauhe Kilikien (Cilicia aspera oder tracheia) genannt. Auf der Weſtſeite Lykiens iſt der Golf von Makri (Megri) oder von Rhodus; zwiſchen Lykien und Kilikien dehnt ſich der Buſen von Satalia (Adalia) oder Pamphylien aus; öſtlich ſchließt ſich der kilikiſche Golf, in denjenigen von Alexandrette (sinus Issicus) übergehend, der ſyriſchen Küſte an. Auch hier iſt die Küſte mit Ausnahme der Ebene von Adalien und der Mündungsgegend der Parallelſtröme des kilikiſchen Tieflandes Saihûn (Sarus) und Dſchihân (Pyramus) durchaus gebirgig. Als Vorgebirge iſt dasjenige von Anamur im Oſten des Sataliſchen Golfs zu erwähnen, in welchem Kleinaſien ſeinen ſüdlichſten Punkt erreicht. Als Oſtgrenze der Halbinſel hat man ſich eine von den Tſchorokmündungen erſt der Waſſerſcheide des Pontiſchen Gebirges und ſodann derjenigen gegen den Euphrat folgende Linie bis an den Buſen von Alexandrette zu denken.

Was die Bodenbeſchaffenheit anbetrifft, ſo macht ſich in Kleinaſien ein großer Gegenſatz geltend; einmal nämlich ſtellt ſich die Halbinſel als eine Fortſetzung des unwirthlichen vorderaſiatiſchen Plateaulandes dar und betheiligt ſich an dem Steppencharakter deſſelben, andererſeits aber ſenken ſeine ausgedehnten Küſten ſich in warme ſüdliche Meere hinab, deren Nähe ſie den bevorzugteſten Stellen unſers Globus beifügt. Während demnach das Binnenland, eine baum- und quellenarme Hochebene, ſich nur ſtellenweiſe zu Feld- und Gartenbau eignet und hier und da wegen eines den Boden durchſetzenden Ueberfluſſes an Salz bei kalten Wintern und glühendheißen trockenen Sommern nicht einmal den Schafe und Kamele weidenden Nomaden einen Aufenthalt bietet, gelangt in den zum Meer abfallenden Flußthälern und auf den Küſtenebenen, ſoweit dieſelben bebaut ſind, die üppigſte Vegetation zu herrlicher Entfaltung. Von dem das armeniſche Hochland weſtwärts einfaſſenden Gebirge laufen zwei Arme, ein nördlicher und ein ſüdlicher, die Geſtalt der Halbinſel bedingend, nach Kleinaſien hinein. Der erſtere, welcher ſich dem Ufer des Schwarzen Meeres entlang zieht, wird mehrfach von Flußläufen durchbrochen und führt keinen gemeinſchaftlichen Namen; der letztere dagegen umfaßt die Südſeite der Binnenhochebene wie eine gegen 50 geogr. Meilen lange faſt ununterbrochene Mauer und hat ſeit den älteſten Zeiten als ein zuſammenhängendes Ganzes gegolten. Von der Waſſerſcheide gegen den obern Euphrat ausgehend, verfolgt derſelbe zunächſt auf eine Strecke von 35 geogr. Meilen eine bald ſüdweſtliche, bald ſüdſüdweſtliche Richtung und wendet ſich dann mehr weſtwärts, die Nord- und Weſtgrenze Kilikiens bildend und ſich dem ſüdweſtlichen Gebirgsſyſteme der Halbinſel anſchließend. Der ſüdweſtliche, bekanntere und wichtigere Theil wurde Taurus, der nordöſtliche aber Antitaurus genannt; das hoch gegen die Waſſerſcheide hinaufreichende Thal des Sarus (Samantia Sui) ließ alſo im Alterthume den daſſelbe öſtlich einfaſſenden, der Hauptkette parallellaufenden Gebirgsarm mit der nordöſtlichen Fortſetzung der Hauptkette zuſammen als beſonderes Gebirge erſcheinen. In die neuern Landesſprachen iſt weder die eine noch die andere dieſer Geſammtbenennungen übergegangen, wie denn überhaupt das Zuſammenfaſſen einer langen Höhenkette mit einem einzigen Namen nicht Sache eines wenig gebildeten Volkes zu ſein pflegt. Von den den Taurus weſtwärts und nordweſtwärts fortſetzenden iſauriſch-piſidiſchen Höhenzügen wird über die lykaoniſchen Grenzgebirge und dann durch die den Norden Lykaoniens einnehmende große Salzwüſte eine wenig bemerkbare Verbindung mit dem galatiſch-paphlagoniſchen Hochgebirge hergeſtellt. Die von dieſen Gebirgen in weitem Bogen umfaßte Hochebene entbehrt auf ihrer Südſeite vollkommen des natürlichen Abfluſſes zu dem benachbarten Meere, weshalb nicht nur dauernde Becken ſtagnirender Gewäſſer entſtehen, ſondern auch die winterlichen Niederſchläge gegen den Frühling weite Ueberſchwemmungen

Digitized by Google

bilden, auf welche dann im Sommer raſch eine wegen des Quellenmangels keine Bodenverwerthung geſtattende Dürre folgt, ſodaß nur in der kurzen Uebergangszeit die Heerden in den benachbarten Grenzgebirgen hauſender Nomadenſtämme daſelbſt zur Weide getrieben werden können. Im Norden der Ebene, gegen die beiden Ströme, den Sakaria (Sangarius) und den Kyſyl Yrmak (Halys), hin duldet der große Salzgehalt des Erdbodens überhaupt keine Vegetation. Das ſtagnirende Waſſer bildet daſelbſt außer mehrern kleinern Salzſeen in dem Tuſ'gjölü einen ſolchen von gegen 5 geographiſchen Meilen Länge.

Das iſauriſch-piſidiſche Gebirge, uneigentlich der piſidiſche Taurus geheißen, umkreiſt gegen Süden das fruchtbare Küſtenland des alten Pamphyliens, ſowie den Sataliſchen Golf, und lehnt ſich im Norden des dem Makrigolfe zueilenden Gerenisfluſſes an die Meſſogiskette, von welcher die bemerkenswerthen, der Küſte des Aegäiſchen Meeres ihre vielgegliederte Geſtalt verleihenden, parallelen Höhenzüge weſtwärts auslaufen. Es ſind dies der Boſ' Dagh in Karien mit den Bergen von Mermeridſcheh und Budrun, der Akdagh mit dem Samſſun Daghy, der ebenfalls von den Türken Boſ' Dagh (grauer Berg) genannte Tmolus mit der Landzunge Vurla-Karaburun, der Demirdſchi Daghy mit den Bergen von Tſchandarlyk und Aiwaly, der Kaſ' Daghy (Ida) der Troas, der Samauly zwiſchen Nicäa und dem Golf von Nikomedien gegen das Marmarameer, endlich der Alemdaghy gegen den Bosporus vorſpringend. Der Keſchiſch Daghy, Mönchsberg, d. i. der bithyniſche Olymp, bildet eine iſolirte Gebirgsgruppe, wie ſolche in Kleinaſien nicht ſelten vorkommen. Als eine ſolche iſt auch das zwiſchen dem Sakaria, dem Kyſyl Yrmak und dem Schwarzen Meere eingekeilte paphlagoniſche Gebirgsſyſtem zu betrachten, trotz der erwähnten waſſerſcheidenden Verbindung mit den Höhen im Süden der großen Salzwüſte, wenn nicht vielleicht die Felsklüfte, durch welche im Oſten des Landes der Halys ſich ſeinen Weg in die Mündungsniederung am Schwarzen Meere eröffnet, auf ein vorgeſchichtliches gewaltſames Naturereigniß deuten, durch welches hier in der von dem armeniſchen Tafellande auslaufenden nördlichen Gebirgskette Kleinaſiens ein Durchbruch hervorgebracht worden. Dieſe Kette, welche ſich durch reiche Erzgänge auszeichnet, harrt auf weite Strecken noch der wiſſenſchaftlichen Erforſchung.

Auf eine Betheiligung plutoniſcher Gewalten an der gegenwärtigen Bodengeſtaltung der Halbinſel deutet eine Anzahl ausgebrannter Vulkane, vor allen der über 3000 Mtr. hohe Ardſchiſch (Argaeus) in Kappadocien, der höchſte Berg des Landes, von dem die Alten fabelten, daß man von ſeinem Gipfel beide Meere, das Schwarze im Norden und das Mittelmeer im Süden, erblicke. Den Ardſchiſch umgibt ein vulkaniſches Gebiet von 50 Kilom. Länge und 24 Kilom. Breite, aus welchem unter andern ehemaligen Vulkanen auch der impoſante Haſſan Daghy aufragt. Mit vulkaniſchem und plutoniſchem Geſtein überdeckte Strecken findet man außerdem in der Troas, in Südpaphlagonien, um Bergama, Smyrna und Budrun, in Lykaonien und im obern Sangariusgebiete. Die ausgebrannten Vulkane im obern Hermusthale trugen der Gegend im Alterthume den Namen Phrygia usta (Katakekaumene) ein. Von den nichtvulkaniſchen Gebirgsarten wiegen im Süden und Südoſten Thon- und Glimmerſchiefer, im Nordoſten Porphyr, im Norden und Nordweſten Jurakalk und Kreide und im Weſten Gneis und Granit vor. Das aufgeſchwemmte Land iſt hauptſächlich in Kilikien vertreten, dem im Südoſten der Tauruskette gelegenen Tieflande (Vilajet Adana), welches einen von den übrigen Theilen der Halbinſel ſo weſentlich verſchiedenen Charakter trägt, daß die Türken dieſe Provinz überhaupt ihrem anatoliſchen Gebiete nicht beizählen, ſondern ſie erſt beim Schluß der ſyriſchen Länder aufführen. In Hochkilikien iſt ein Dioritgebirge, der Kermes Daghi, der Waſſerſcheide der beiden kilikiſchen Parallelſtröme angehörend, zu erwähnen.

Die Gewäſſer der Halbinſel anlangend, iſt bereits auf die Quellenarmuth und die periodiſchen Ueberſchwemmungen des Binnentafellandes hingewieſen worden, wodurch, nebſt einem beiſpielloſen Ueberfluſſe an Salz in flüſſiger wie in trockener Geſtalt, weite Strecken Lykaoniens, Galatiens und Kappadokiens unbenutzbar öde ſind. Durch dieſe Salzgegenden nimmt der Hauptſtrom des Landes, der Halys, ſeinen Lauf. Von dem kahlen kappadokiſch-pontiſchen Grenzgebirge herabkommend, verfolgt dieſer Fluß bis in die Nähe des Argäus eine ſüdweſtliche, den kilikiſchen Strömen parallele Richtung, wendet ſich ſodann aber, nachdem er einen großen Bogen beſchrieben, nordoſtwärts und ſtrömt ſo ſeiner Mündung im Schwarzen Meere zu. Wie ſeinen antiken Namen dem Salzgehalte ſeiner Gewäſſer, ſo entlehnt er ſeinen heutigen Kyſyl Yrmak, d. h. der rothe Fluß (türkiſch), der ihn färbenden rothen Thonmaſſe, in welche das Salz ſeines Stromgebiets vielfach eingebettet iſt. Wegen ſeines felſigen Rinnſals und großer Ungleichheit der Waſſerhöhe iſt er nicht geeignet, mit Booten befahren zu werden; dabei wegen des Salzgehalts untrinkbar, und außer in ſeinem Mündungsdelta, wo er die reichen Süßwaſſerzuflüſſe Paphlagoniens aufgenommen, ſelbſt zur Bewäſſerung der Felder nicht zu verwenden, bietet er ſeinen Anwohnern keinen der Vortheile, die man von einem Fluſſe zu erwarten pflegt. Der zweitwichtigſte Fluß Nordkleinaſiens, der Iris, hat ſeinen Urſprung in den weſtlichen Thälern deſſelben Gebirges, von deſſen ſüdlicher Abdachung der Halys entſpringt; mit ſeinem Hauptzufluſſe, dem Lykus, aber reicht ſein Gebiet weiter öſtlich. Wie der Halys, wendet ſich auch der Iris nach langem weſtlichem Laufe nordoſtwärts dem Meere zu. Im allgemeinen durchfließt er fruchtbarere und beſſer bebaute Gegenden als der Halys, deſſen mittlerer Lauf noch nicht hat wiſſenſchaftlich feſtgeſtellt werden können; doch iſt auch der Iris noch nicht vollſtändig erforſcht. Die Türken nennen ihn in ſeinem obern Laufe Dewehkojün-Sui, weiter abwärts Toſanly-Su und erſt nach ſeiner Vereinigung mit dem Lykus Jeſchil Yrmak, den grünen Fluß. Im Oſten des Iris bis zur Mündung des Tſchorok, welcher nur mit dieſer und mit ſeiner, im pontiſchen Gebirge befindlichen Quelle, nicht aber mit

Digitized by Google

ſeinem mittlern Laufe, Kleinaſien angehört, treten die Berge ſo dicht an die Küſte heran, daß nur für kleine Flüſſe Raum bleibt, deren Bedeutung in der Benutzung zur Bewäſſerung von Mais- und Reisfeldern an den Gehängen und in den engen Thälern aufgeht. Auch im Weſten des Halys, in dem alten Paphlagonien, ſind ähnliche Verhältniſſe; der bedeutendſte der Küſtenflüſſe iſt daſelbſt der Filias-Tſchai. Die Gewäſſer des Binnenlandes finden theils oſtwärts in den Kyſyl Yrmak, wie der Gjök Su und der Dewerek-Tſchai, und theils weſtwärts in den Sakaria (Sangarius), den Hauptfluß Bithyniens, wie der Kyrmyſi-Tſchai und der Enguri-Sui, ihren Abfluß. Mit dem Sakaria, welcher, die Gewäſſer der Nordhälfte Phrygiens vereinigend, ſeine Richtung auf den See von Nikäa und den Mudaniabuſen des Marmarameeres zu nimmt, würde die Zahl der oſtweſtlichen Flußläufe des vordern Kleinaſien beginnen, wenn nicht der Oſtabhang des Nikomedia von Nikäa trennenden Samanlygebirges eine ſcharfe Wendung des Fluſſes veranlaßte, welcher von da in nordnordöſtlicher Richtung dem Schwarzen Meere zuſtrebt. Auch die von der Nordſeite des bithyniſchen Olymp herabkommenden, ſowie die nordmyſiſchen Gewäſſer, der Nenufar und der Atranos-Tſchai, ergießen ſich nebſt dem im Süden Myſiens entſpringenden Simaw-Tſchai nach anfangs weſtlichem Laufe zuſammen mit dem Suſughurlu unter dem Namen Ulubad-Tſchai, der Fluß von Lobadia, nordwärts in das Marmarameer. Von den Flüſſen der Troas ſind der Tſchan-Tſchai und der Mendere (Mäander ſtatt Skamander) die bedeutendſten. Südlich von Myſien beginnen, den gegen die Aegäiſche Küſte vorgeſtreckten Gebirgsarmen entſprechend, die oſtweſtlichen Flußthäler, und zwar zuerſt dasjenige des Bakyr-Tſchai, des Kaikus der Alten, welchem auf ſeiner rechten Seite der Bergama-Tſchai, der Fluß von Pergamum, zuſtrömt. Auf den Bakyr-Tſchai folgt der Hauptfluß des alten Lydiens, der Hermus des Alterthums, welcher mit ſeinen Quellbächen bis an das weſtliche Phrygien hineinreicht, jetzt Gediſ' Tſchai und in ſeinem untern Laufe nach der Stadt Mäniſſa, d. i. Magneſia am Sipylus, Maniſſa-Tſchai geheißen. Daran ſchließt ſich ſüdwärts das Thal des Kjutſchuk Mendere, des kleinen Mäander, wie die Türken den Kayſter des Alterthums nennen, mit den in den Sümpfen der verſandeten Mündung gelegenen Ruinen von Epheſus. Weiter folgt der Bujuk-Mendere, der eigentliche Mäander, von den Türken der Große Mäander im Gegenſatze zu dem Kleinen genannt, der Hauptfluß Kariens, welcher das Binnengebiet dieſes alten Königreichs und zugleich Südphrygien entwäſſert, mit den gleichfalls in der verſandeten Mündungsniederung gelegenen Ruinen von Milet. Die übrigen Flüſſe der Weſtküſte ſind unbedeutend. Im Süden bedingen die der Küſte parallellaufenden Gebirgszüge wie im Norden der Halbinſel im allgemeinen eine geringe Ausdehnung der Flußthäler, deren Nutzen ſich auf das Bewäſſern von Gärten und Feldern beſchränkt. Zu erwähnen ſind an der ſüdkariſchen Küſte der Gerenis-Tſchai (Indus), an der lykiſchen Küſte der Oeren-Tſchai (Xanthus), ferner der in den Sataliſchen Golf ſich ergießende Kjöprü Sui (Eurymedon) und der Ak Su (Cestrus). Anſehnlicher ſind die kilikiſchen Flüſſe, und zwar der Gjök Su, welcher, im Iſauriſchen Gebirge entſpringend und oſtwärts fließend, die ſämmtlichen Quellbäche des ſüdlichen Taurus aufnimmt und ſich unterhalb der Stadt Selefke (Seleukia) in das Meer ergießt. Aus Selefke haben mittelalterliche Schriftſteller den Namen Selef gebildet, mit welchem ſie den Fluß benennen, in welchem der deutſche Kaiſer Friedrich I. Rothbart auf dem Zuge nach Paläſtina den Tod fand; der alte Name iſt Kalykadnos.[1]) Endlich die beiden Parallelſtröme Niederkilikiens, der Saihûn und der Djihân, der Sarus und der Pyramus der alten Geographen, jener durch den Zuſammenfluß des Samantia-Sui oder Kyſyl Yrmak und des Gjökſün Sui entſtehend und die Gewäſſer des Antitaurus dem Kilikiſchen Golfe zuführend; dieſer von dem ſyriſchen Grenzgebirge, der nördlichen Fortſetzung des Amanus, herabkommend und ſich in den Eingang des Alexandrettebuſens ergießend.

Auch größere ſtagnirende Waſſerbecken ſind in Kleinaſien nicht ſelten, wenn auch keins die Ausdehnung des bereits erwähnten Salzſees des lykaoniſchen Plateaulandes erreicht. Die meiſten Seen der centralen Hochebene haben brackiges Waſſer, mehrere derſelben ſind von ausgedehnten Sümpfen umgeben, in denen die Gewäſſer der einmündenden Bäche ſich verlieren. Es gibt auch in gleicher Weiſe entſtandene Sümpfe ohne See, welche auf der Karte als Seen verzeichnet ſtehen. Dieſelben liefern hauptſächlich Blutegel und Schreibrohre (kalem). Die Süßwaſſerſeen ſind durch ihren Fiſchreichthum den Umwohnern nützlich und zeichnen ſich zum Theil durch Schönheit der Umgebung aus, wie der See von Nikäa (Isnik), derjenige von Apollonia u. a. m. Auch bei den größten Seen ſcheint bisjetzt eine Befahrung mit Booten im Intereſſe des Verkehrs ausgeſchloſſen zu ſein.

Die Production Kleinaſiens iſt, wenn auch der Ausdehnung und Lage des Landes kaum entſprechend, doch reich und mannichfaltig. Die Mineralſchätze anlangend, haben wir des Salzes bereits gedacht, welches allerdings an ſeinen entlegenen Hauptfundſtellen erſt einer künftigen eventuellen Verwerthung harrt, in günſtigern Lagen aber, wie in Südpaphlagonien, ſchon heute mit Nutzen abgebaut wird. Das Vorherrſchen des Urgebirges in den weſtlichen Höhenzügen, der Granit- und Gneisformationen, welchen auch die von den Flüſſen den Meeren zugeführten läſtigen Sandmaſſen ihren Urſprung verdanken, bedingt wol eine Armuth an Erzgängen, doch ſind dem Geſtein herrliche Marmorlager eingeſprengt, und dürften bei genauerer Erforſchung noch mehr als die bisjetzt bekannten aufgedeckt werden. Das Alterthum wußte nicht nur dieſe Schätze, ſondern auch den Granit wohl zu verwenden; die Production von Säulen und ſonſtigen

1) Nicht zu verwechſeln mit Kydnos, dem alten Namen des durch die ſchwere Erkrankung Alexander's des Großen berühmt gewordenen kilikiſchen Fluſſes, des heutigen Tarſûs Tſchai.

Digitized by Google

Werkſtücken aus letzterm muß, lediglich nach dem heutigen Befunde in den Städteruinen zu urtheilen, eine großartige Induſtrie gebildet haben. Auch die feinen Serpentine, aus deren Fundgruben ſich die Alten ihre Verde-antico-Säulen geholt haben ſollen, der bei Kutahja gegrabene Meerſchaum, der Bolus von Magneſia verdienen Erwähnung. Ungleich wichtiger noch ſind die dem Ufer des Schwarzen Meeres ſich entlang ziehenden Ganggebirge wegen ihres Reichthums an Kohle, an Eiſen-, Kupfer-, Blei- und Silbererzen. Berühmt ſind namentlich die Bergwerke von Gümûſchhana bei Trapezunt, bei Tokat im Gebiete des Jeſchil Yrmak und von Kureh (auch Bakyr Kureſſii, d. h. Kupfer-Kureh) im Vilajet von Kaſtamuni, welche unter anderm ein an Weichheit und Reinheit unübertroffenes Kupfer liefern. Mit den ſich über andere Theile der Halbinſel vertheilenden ſonſtigen Bergwerken produeiren die genannten jährlich für einen Werth von 4,000,000 Francs die verſchiedenen genannten Metalle. Wie alt der Minenbau im pontiſchen Gebirge, läßt ſich dem von den Griechen einem der Urvölker jener Küſtenlande beigelegten Namen der Chalyber entnehmen. In älteſter Zeit hatte Kleinaſien auch ſeine Goldwäſchereien, z. B. am Paktolus; neuere Verſuche in dieſer Beziehung ſcheinen nicht vorzuliegen.

Die Flora Kleinaſiens, bei welcher die klimatiſchen Vortheile vorzugsweiſe zur Geltung kommen, verdient ein beſonderes Intereſſe. Es iſt bekannt, daß von da die Kirſche mit ihrem einheimiſchen Namen in hiſtoriſcher Zeit nach Italien gebracht worden iſt; vielleicht muß aber die Halbinſel auch als das Urſprungsland anderer ſchon in vorgeſchichtlicher Zeit weit verbreiteter Nutzgewächſe betrachtet werden. Schon Strabo (XII, 3, §. 15), ſelber aus Amaſea, dem heutigen Amaſia, gebürtig, berichtet von dem pontiſchen Gebirge, daß daſelbſt Weintrauben, Birnen, Aepfel und Nußarten wild wachſen — für begünſtigtere Lagen hätte er der Aufzählung noch Feigen hinzufügen können. Alle dieſe Obſtarten findet auch jetzt der Reiſende daſelbſt in Weiſe des Waldgeſträuchs wachſend und ſich vermehrend, mit wol nicht edeln, aber doch eßbaren, die Walderzeugniſſe anderer Länder weit übertreffenden Früchten. In den Gärten gedeihen an der Nordküſte Granaten, Kirſchlorber, Mimoſen und Jasmin und hier und da ſelbſt die Olive. Die Wälder liefern nebſt vielem Brennholz in der ſchon von Catull und Horaz verherrlichten harzreichen Pinus pontica ein vortreffliches Schiffbaumaterial und in den feuchten Thälern das einen wichtigen Ausfuhrartikel bildende Buchsholz. An den mittelmeeriſchen Geſtaden ändert ſich je nach der ſüdlichern Lage bei vermehrter Dürre und Sonnenglut das Anſehen der Gebirgszüge, inſofern Gebüſch oft an die Stelle des Hochwaldes tritt und weite Strecken faſt kahl erſcheinen. Nur der feuchte Südabhang des Taurus bringt einen bisjetzt als unerſchöpflich erſcheinenden Waldreichthum hervor, aus welchem jahraus jahrein die ſyriſche Küſte und Aegypten mit Nutzholz verſorgt werden. Aus ſeinen mittlern und ſüdlichen Gegenden ſendet Kleinaſien einige zwar nicht eigenthümliche, aber durch Vollendung der Qualität ſich auszeichnende Producte auf den Weltmarkt, wie das Opium, deſſen Anbau dem weſtphrygiſchen Sandſchak-Vororte Kara-Hiſâr (Schwarzburg) den Beinamen Afiûn (Afiun Kara Hiſâr), d. h. Opium, gegeben, ferner die getrockneten Feigen von Smyrna, die Roſinen von ebenda und der geſammten Aegäiſchen Küſte, die Melonen von Kaſſaba u. ſ. w. Auch Weine werden von Bruſſa am bithyniſchen Olymp verſandt. Von beſonderer Wichtigkeit iſt für die Länder des weſtlichen und ſüdlichen Kleinaſien die Olive. Noch ſind als dem Pflanzenreiche angehörig zu nennen Krapp, Safflor, Gelbbeere (Rhamnus tinctorius), Knoppern (Vallonea-Eicheln), Taback, Baumwolle, Reis und unſere Getreidearten.

Weniger charakteriſtiſch ſind die dem Thierreiche angehörigen Productionsartikel der Halbinſel, nämlich Häute, roh und gegerbt, Saffiane, Angoravlieſe, Wolle, Thierknochen, Seide, und zwar als Cocons, als Geſpinſt und als Gewebe, viel Honig und Wachs, Schmalz und Käſe.

Die Bevölkerungszahl wird ſehr verſchieden angegeben und zu einer wirklichen Volkszählung dürfte bei der Wildheit und der argwöhniſchen Scheu, namentlich der Nomadenſtämme, ſowie bei dem geringen Einfluſſe der Pfortenbeamten ſo bald nicht zu gelangen ſein. Nichtsdeſtoweniger beſitzt man je in den einzelnen Verwaltungsdiſtricten mit möglichſter Sorgfalt vorgenommene Erhebungen, welche, zuſammengefaßt, eine von der Wahrheit wol nicht weit abweichende Zahl ergeben. Danach würde das kleinaſiatiſche Feſtland 6,753,417 Seelen enthalten, wozu dann noch auf den ſporadiſchen Inſeln eine Bevölkerung von 431,197 Seelen käme. Für die Inſeln würden auf die geogr. □Meile 1632 Seelen, für das Feſtland aber nur 737,3 fallen. Während auf den Inſeln das chriſtlich-griechiſche Element durchaus vorwiegt und die kleinern überhaupt keine türkiſche Colonie beſitzen, ſind auf dem Feſtlande die Türken in großer Ueberzahl. Das Verhältniß iſt vielleicht doch zu günſtig für den Islam auf 95 zu 5 abgeſchätzt worden. Der außerordentlichen Vermehrung, welche das mohammedaniſche Element in den letzten 20 Jahren durch Einwanderung erſtlich der von Weſtkaukaſien ausgezogenen Tſcherkeſſen und zweitens der ſeit dem letzten ruſſiſch-türkiſchen Kriege in ihrer Heimat ſich bedrückt fühlenden bulgariſchen Türken erfahren, ſteht eine reißend ſchnelle Abnahme durch die Aushebungen für den Kriegsdienſt gegenüber. Unter den kleinaſiatiſchen Chriſten behaupten im Weſten die Griechen, im Oſten die eutychianiſchen und unirten Armenier das Uebergewicht. Die Griechen, ſämmtlich der griechiſch-katholiſchen oder ſogenannten orthodoxen Confeſſion zugethan, beginnen an der äoliſchen, ioniſchen und doriſchen Küſte, welche ſie als ihr uraltes Erbgut betrachten und von welcher eine falſche volkswirthſchaftliche Politik der Pforte die türkiſchen Bewohner allmählich vertreibt, wieder eine compacte Bevölkerung zu bilden. Jedoch darf man ſie nicht durchweg als Sprößlinge des Hellenenſtammes betrachten; vielmehr mögen ſie vielfach mit den gräciſirten Nachkommen der alten Lydier, Karier u. ſ. w. vermiſcht ſein. Auch das

Digitized by Google

armeniſche Element im Oſten dürfte kappadokiſches Blut in ſich aufgenommen haben; jedoch hat es vor dem griechiſchen einen beſtimmtern Raſſentypus voraus.

Ackerbau, Gewerbe und Viehzucht ſind vorzugsweiſe in den Händen der Türken, der Handel dagegen in denjenigen der Griechen und Armenier; doch gibt es auch viele türkiſche Kaufleute ſowie armeniſche und griechiſche Bauern und Handwerker. Die Nomaden beſchäftigen ſich mit der Schaf- und Kamelzucht, mit der Käſe- und Schmalzbereitung; daneben verfertigen ſie auch eine grobe Art von Teppichen, ſowie das Ziegenhaargewebe, mit welchem ihre Zelte gedeckt ſind und welches außerdem zu Säcken und Packtaſchen verarbeitet wird. Im allgemeinen ergibt ſich die Landesinduſtrie aus der Aufzählung der Producte. Zu erwähnen iſt noch die weltberühmte Teppichwirkerei, welche ihren Hauptſitz in Uſchak, einem Städtchen des Vilajets Aidin, ihren Stapelplatz aber in Smyrna beſitzt. Nach letzterm führt dieſe Gattung von Teppichen den Namen.

Der Mangel an Kunſtſtraßen und Eiſenbahnen — dieſe letztern beſchränken ſich auf die kleinen Linien Skutari-Nikomedien, Smyrna-Kaſſaba und Smyrna-Aidin — nebſt der Unſicherheit, der Unwiſſenheit und Armuth legt dem Handel große Feſſeln an. Abgeſehen von den Teppichen exportirt Kleinaſien nur Rohproducte und Halbfabrikate, welche, meiſtens auf Kamelen, ſeltener auf Laſtpferden und Maulthieren verladen, durch Karavanen aus dem Innern nach den Hafenplätzen gebracht werden. Unter dieſen iſt bei weitem der wichtigſte Smyrna, deſſen Bezugsgebiet ſich über das Binnenhochland bis an den Taurus erſtreckt. Außerdem iſt Batum, jetzt ruſſiſch, für die ſpecifiſchen Producte des pontiſchen Gebirges, Trapezunt als Emporium des perſiſchen Handels nach der Türkei, und Merſin, der Hafenort von Tarſus, für Kilikien zu erwähnen.

Der mittlere Jahreswerth der wichtigſten Ausfuhrartikel ſtellt ſich

für Ballonea-Eicheln oder Knoppern auf	M.	7,000,000
„ Krapp	„ „	6,000,000
„ Opium	„ „	3,400,000
„ Salz	„ „	560,000
„ getrocknete Feigen	„ „	1,500,000
„ rothe Roſinen	„ „	1,300,000
„ Sultanieh-Roſinen	„ „	800,000
„ ſchwarze Roſinen	„ „	390,000
„ Korinthen	„ „	9,000
„ Wachs	„ „	500,000
„ Badeſchwämme	„ „	150,000
„ Wein	„ „	400,000
„ Seidenfabrikate	„ „	1,300,000
„ Floretſeide	„ „	37,000
„ Cocons	„ „	980,000
„ Gerſte	„ „	1,000,000
„ ſonſtige Getreidearten . . .	„ „	450,000
„ Baumwolle	„ „	800,000
„ Wolle	„ „	1,000,000
„ ſchwarze Wolle incl. Angora	„ „	675,000
„ Teppiche	„ „	670,000

Leider iſt dieſe Aufzählung nur unvollſtändig; viele Landesproducte gehen auch direct nach Conſtantinopel und gelangen von dort in den internationalen Verkehr.

Die wichtigſten Städte Kleinaſiens ſind: Smyrna mit 150,000 Einw.; Skutari, kleinaſiatiſche Vorſtadt Conſtantinopels, und Bruſſa, je 100,000 Einw.; Maniſſa, 60,000 Einw.; Trapezunt, 50,000 Einw.; Kaſtamuni, 30,000 Einw.; Ismid oder Isnikmid (Nikomedien), 8000 Einw.; Bergama, 12,000 Einw.; Budrun (Halikarnaß), 10,000 Einw.; Buldur, 25,000 Einw.; Afiûn Kara Hiſar, 20,000 Einw.; Kutahja, 29,000 Einw.; Angora, 50,000 Einw.; Konia, 50,000 Einw.; Laranda (Karaman), 20,000 Einw.; Adana, 35,000 Einw.; Siwas (Sebaſte), 20,000 Einw.; Amaſia, 25,000 Einw.; Kaiſarieh, 10,000 Einw.; Samſun, 7000 Einw.

Nach der heutigen Provinzial-Organiſation des osmaniſchen Reichs zerfällt Kleinaſien in die folgenden Statthalterſchaften und Verwaltungen[2]):

I. Der aſiatiſche Theil des Schehr-Amaneti, d. h. des Adminiſtrationsbezirks von Conſtantinopel, aus zwei Sandſchaks beſtehend, nämlich:

A. Ismid (eigentlich Isnikmid, Nikomedien), Nordbithynien, der Haupttheil des ehemaligen Kodſcha Ili, mit folgenden Kaſas und Nahien: Ada-Baſari; Kara Murſal, Kandra, Geiweh, Iſſäfi, Sary Tſchair, Jalowa, Scheichlar, Kymâs, Aghatſchly, Tarakly; wozu noch Nikomedien ſelbſt, Kartal, Beikôs, Schileh und Gewſeh kommen.

B. Bigha, die Troas und der Hellespont, Vorort Bigha, mit folgenden Kaſas und Nahien: Kalâi-Sultani (d. h. das anatoliſche Dardanellenſchloß), Eſineh, Lapſaki (Lampſakos), Aiwalyk, Adſcheh-Abâd, Erénkjöi, Beiramitſch, Kûm Kalá, Dimtoka, gewöhnlich Demotika, Tſchân.

II. Das Vilajet von Khodawendkjâr, Bithynien, Weſtphrygien, Myſien, Hauptſtadt Bruſſa, aus vier Sandſchaks beſtehend, und zwar:

A. Bruſſa, mit den Kaſas und Nahien: Bruſſa, Atranôs mit Dſchebel Dſchedid und Dſchebel Atik, Kermaſti, Harmandſchi, Mudania, Terlijeh, Sögüt, Jeniſchehir, Isnik (Nikäa), Gemlik, Paſârkjoi, Biledjik, Nefekeh, Gjölpaſâri, Kyrdſcheh Schehir, Jâr-Hiſâr, Ainegjöl, Paſardſchik, Dumanitſch, Mihâlytſch, Selikhân, Gjokdſcheh Dagh.

B. Karaſſy, Myſien, Vorort Balikeſri (Paläo Kaſtron) mit folgenden Kaſas und Nahien: Balikeſri, Kaiwrindi, Balia, Fart mit Schâmi und Suſyghyrlyghy, Kireſûn, Erdek (Kyzikos), Kapy Daghy, Paſcha Limany, Mèrmèreh (die Inſel Marmora), Emir Ali, Aidynſchyk, Bandyrma, Gjönân, Maniâs, Edremid, Nomadenſtämme Dſchini, Kyldonlu Haramein und Nijèh, Kjemer Edremid, Aiwalyk mit der Inſel Buned, Soma mit Tel-Duchân, Bighaditſch, geſpr. Bowaditſch, Sandyrghy, Balat, Kebſût.

C. Kara Hiſâr Sâhib, gewöhnlich Afiun Kara Hiſâr, Weſtphrygien, Vorort: Afiun Kara Hiſâr mit folgenden

2) Aus dem türkiſchen Staatshandbuche (Sâlnâmeh) für das Jahr d. Hedſchra 1297.

Digitized by Google

Kaſas und Nahien: Kara-Hiſâr Sâhib mit Emir Taghy, Sandykly, Dſchihanly mit Soma und Daniſchmendli, Scheichly, Gèjikler mit Tſcholowa, Scheichly(?), Yſchykly, Seradſchly, Tſchal mit Bakla und Taſ'kiri, Nomadenſtämme Büſ', Olus, Khowareſm und Moſulidſcheh, Bulwudun, Schuhûd, Ishâkly, Kara Mok mit Tſchai, Aſiſijeh, Dſchanbarhin mit Choſrew Paſcha und Bardaktſchi.

D. Kutahja, nordweſtliches Phrygien. Vorort Kutâhja mit folgenden Kaſas und Nahien: Kutâhja, Tauſchanly mit Sultan Önü, Girègji, Awrindſchek, Armudlu, Gjümüſch, Altun Taſch, Atraf Schehir, Simâw, Egrijüſ', Dagh Ardy, Emed, Kedôs, Schabhânè, Uſchâk, Benaſ', Ulugjöbek, Eſkiſchehir, Sejjid Ghâſi, In-Önü, Buſ', Öjük.

III. Das Vilajet von Aidin, Lydien und Karien, Hauptſtadt Smyrna (Iſ'mir), aus vier Sandſchaks beſtehend, und zwar:

A. Smyrna (Ionien, Lydien) mit folgenden Kaſas und Nahien: Iſ'mir (Smyrna) mit Berûn Owa, Trianda, Dſchym'a, Keliſian, Ödemiſch, Burla, Tſcheſchmeh, Menimèn, Vainder, Kuſch Ada.

B. Aidin, Vorort Güſel Hiſar, mit folgenden Kaſa's und Nahien: Buldan Güſel Hiſâri, Sewkeh, Dſchineh, Naſilly, Kjöſchk, Schâhmeh, Boſ' Doghan, Deniſ'li, Mughla.

C. Sarukhan, Aeolien, Nordlydien, Vorort Mániſſa (Magneſia), mit den Kaſas und Nahien: Adala mit Mundakhora, Sart, Salihly, Oktſchylar, Ak Hiſâr, Eſchmeh, Inâi, Selendi mit Gjöreh und Serkjeh, Gjördüſ', Magniſa, Kürk Aghatſch mit Baſch Kalemijeh, Filſiket mit Kaſâk, Tſchandarly, Ajaſma, Emrûd-Ili, Durghud Teli, Kôla mit Tſchekirdſcheh, Demirdſchi mit Burli, Mermeredſchik, Ala Schehir mit Ainehgjöl, Aidin, Dagh Mermereſſi.

D. Menteſcheh, Karien, Vorort Milâs (Mylaſa), mit folgenden Kaſas und Nahien: Dawâs mit Wakuf und Geranis, Merineris, Megri (Makri), Budrum (Halikarnaß), Kara Abâd, Beſch Kaſa, Eski Hiſâr, Milâs, Mughla mit Ula, Jerkeſſigi, Gjök Abad, Dânijeh.

IV. Das Vilajet von Ankyra (Angora), Galatien und Weſtkappadokien, Hauptſtadt Ankyra, aus vier Sandſchaks beſtehend, und zwar:

A. Ankyra mit den Kaſas und Nahien: Ankyra, Bejân Abad, Ajaſch, Kjödil, Bèj Paſâri, Sefer Hiſâri mit Kjörek, Gjunbuſi, Nâlly Khân, Haimaneh, Scheichjertaly, Kaſſabâ-i-Sir, Bâlâ-Tabanly, Tſchibuk Abâd, Schòrba, Mihalidſchyk, Kurn Jaſy.

B. Jyſ'ghâd, Weſt-Kappadokien, Vorort Jyſghâd, mit folgenden Kaſas und Nahien: Jyſ'ghâd, Surghûn, Huſſein Abad, Kara Maghara, Budak Üſi, Kyſyl Kodſchalar, Akdagh und Emlak, Suleimanly, Dſchorum, Stafurli, Kara Hiſâr, Behrâm Schah mit dem Nomadenſtamme Tſchepeni, Maden, Boghaſ'lijan, Medſchwer.

C. Kaiſarijeh, Kappadokien, Vorort Kaiſarijeh mit den Kaſas und Nahien: Kaiſarijeh (Cäſarea) mit Sary Oghlan, Deweli, Kjöſtereh, Indſcheh Su, Kara Hiſâr.

D. Kyr Schehir, Vorort Kyr Schehir, mit folgenden Kaſas und Nahien: Kyr Schehir mit Mewdſchur, Keskin, Hadſchi Bekri, Kokjür, Owandôs, Medſchidijeh.

V. Das Vilajet Konia (früher Karaman), Lykaonien, Iſaurien, Piſidien. Hauptſtadt Konia (Ikonium), aus fünf Sandſchaks beſtehend, und zwar:

A. Konia, Lykaonien, Vorort Konia, mit folgenden Kaſas und Nahien: Konia, Su-Derhi, Khatûn Serai, Said Ili, Kara Peikjâr, Su Tamas, Eregli, Bola, Karaman, Ghafr Abad, Boſ'Kyr, Bilweren, Khadym, Ala Dagh, Sidi Schehri, Kjödſcheh, Bej Schehri, Kyr Ili, Begſchâr, Ak Schehir, Doghanhiſâr (Falkenburg), Durghudumlu, Dſchihan Bejli, Ilghyn, Erghid Khan mit dem Nomadenſtamme Riſchwân, Iſpekjân, Kotſch Hiſâr.

B. Tekkjeh, Piſidien, Pamphylien, Lykien, Vorort Adalia, mit folgenden Kaſas und Nahien: Tekkjeh, Adalia (Antalia) mit Morat, Aſtanos, Kyſyl Kaja, Germegi mit Kara Hod (Hawuſ'), Budſchak mit Hoſni, Serpek, Meillû, Beſch Konak, Alaja, Metawighât, Elmaly, Karditſch mit Fènèkèh, Akſeki, Kaſch.

C. Hamid, Nordpiſidien, Vorort Iſbarta, mit folgenden Kaſas und Nahien: Hamid, Iſbarta, Gjönani, Kjetſchiburlu, Egirdir, Pawlu, Aghrôs, Jârtyla, Kara Aghatſch und Eſſchâd, Jalowadſch mit Chawirân, Uluburlu mit Gjönan.

D. Nigdeh (Nigſeh), Vorort Nigdeh, mit den Kaſas und Nahien: Nigdeh, Karanik, Bûr, Endûghi, Tſcheſſâm Ardi, Bereketli, Schudſchâ-ed-Dîn, Ak Serai, New Schehir, Gharbiſûn, Arkjûb, Bichiâli, Ili-Kotſch Hiſâr.

E. Burdur, Piſidien, Vorort Burdur, mit folgenden Kaſas und Nahien: Burdur mit Indſchirli, Aghlaſſûn, Nefti, Kjèmèrèh, Gjöl Hiſâr, Aaſſi Kara Aghatſch mit Jawidſche, Yrla.

VI. Das Vilajet Kaſtamuni, Paphlagonien, Oſtbithynien, mit der Hauptſtadt Kaſtamuni, aus vier Sandſchaks beſtehend, und zwar:

A. Kaſtamuni mit folgenden Kaſas und Nahien: Kaſtamuni, Durghani, Ak Kaja, Koſ' Jaka, Gjöl mit Surgûn, Taſch Kjöprü, Gjöktſchè Aghatſch, Gjönü, Baghdyra, Inebolu, Kure'-i-Nahas (gewöhnlich Bakyr Kureſſi, Kupfer Kûreh), Ewranijeh, Tâtâi, Aſ' Dowai, Dſchideh, Fakaſ', Safran Bolu, Iſlâni, Aktâs, Ulûs, Erâdſch, Sart, Merkuſeh, Kure-i-Dſchedid, Iſchâreh, Ikdir, Tuſia, Karghy.

B. Bolu, Oſtbithynien, Vorort Bolu, mit folgenden Kaſas und Nahien: Bolu, Kybriſdſchik, Jawly, Dört Diwân, Gjöktſche Su, Kjerdeh, Menkeſch, Bartin, Tſcheharſchamba, Ulu Su, Gedſchinôſi, Owa Jüſi, Hiſâr Önü, Maſ'ri, Eregli, Dürek, Ala Jeli, Dirgjeneh, Jylanlydſcheh, Duſ'dſcheh, Aktſcheh Schehir, Iſkûbi, Gümüſch, Gjönik, Mewdûdeni, Mikhâl Ghaſi, Kokjerijeh.

C. Sinob (Sinope), Vorort Sinope mit folgenden Kaſas und Nahien: Sinob, Kèrèſèh, Serai, Iſtifân, Tſchanly, Ajandôn (Hagios Antonios), Bui-Abad, Turaghân.

D. Kjängri, Vorort Kjängri, mit folgenden Kaſas und Nahien: Kjängri, Tokht, Kotſchhiſâr, Tſcherkeſch,

Digitized by Google

Karadſcha Wèirân, Bainder, Gjönü, Owabſchik, Kal'adſchik, Scha'bân Üſü, Schòrba, Nahr-Üſü, Jnâlly, Bâlly.

VII. Das Vilajet von Siwas, Kappadokien, Hauptſtadt Siwas (Sebaſte), aus drei Sandſchaks beſtehend, und zwar:

A. Siwâs, Vorort Siwâs, mit folgenden Kaſas und Nahien: Siwâs, Kanghal, Jl-Bejli, Haſik, Jli, Konlu, Jyldyſ' Jli, Tokâd [3]) mit Durkhân, Kaſ' Abâd, Artak Abâd, Kominat, Kjaſirli, Aſiſijeh mit Koſu Kjödenli, Sary Oghlân, Samaneti mit Sa'd Abâd, Sary Maghaſa, Meſ'ûd, Kotſch Kjiri mit Kara Bel, Bej Daghy, Dſchit, Dſcheſchi, Diwriki, Tenûs mit Emlâk, Kerûn, Darenbe.

B. Amaſia, Vorort Amaſia, mit folgenden Kaſas und Nahien: Amaſia, Hôſa, Maden Sim (Silbermine), Weſir Kjöprüſſü, Erbaa, Sileh mit Turkhâl, Kara Jaka, Ladik (Laodicea), Merſiſûn, Oſmanbſchik, Seitûn, Hadſchi Hamſa, Medſchid Üſü mit Kjelmenkiräſſi, Dſu Nûn und Nai, Gûmûſch Hadſchi Kjöi.

C. Kara Hiſar Scharki, Oſt-Kara-Hiſar, Vorort Kara Hiſâr Scharki mit folgenden Kaſas und Nahien: Schebik (auch Schabhanè) Kara Hiſâr, Kiwſit, Tâſèh, Ferik, Su Schehri, Ak Schehir-Abâd, Jakadſchyk, Milâs, Uſkufir, Aludſchra, Koili Hiſâr, Naibli, Uludſchra mit Mantûk.

VIII. Das Vilajet von Trabiſon, Trapezunt, Pontus, Hauptſtadt Trapezunt, aus drei Sandſchaks beſtehend, und zwar:

A. Trapezunt, mit folgenden Kaſas und Nahien: Trabiſôn, Aktſcheh Abâd mit Pulad Hâneh (Platana), Mâtſchyka mit Jomura, Wakf-i--saghyr, Ardu, Pentſchembeh, Jakûb Bej, Habs Hâneh mit Hatſchas, Bulmaſ', Niſa, Kura'-i-ſeb'a (Siebendörfer), Kâra, Mapâwri, Kireſûn (Keraſunt) mit Ak Kjöi, Ebul Khair, Keſchâb, Ferik und Paſâr Süi, Of, Tirebolu (Tripolis), Sürmeneh, Kjöreli, Jbâſſdi (?), Wakf-i-Kebir, Schârly.

B. Gûmûſchhâneh, Vorort daſſelbe, mit den folgenden Kaſas und Nahien: Gûmûſchhâneh mit Konâs, Jaghmûrbèrè, Turûl, Gjörtün, Gilgit, Schirân.

C. Laſiſtan, größtentheils an Rußland abgetreten und demnach ohne Kaſas und Nahien aufgeführt.

IX. Das Sandſchak Dſchanik (Tzanika), Weſtpontus, unter beſonderer Verwaltung ſtehend, Hauptſtadt Samſûn (Amiſus), mit den folgenden Kaſas und Nahien: Samſûn mit Kawak, Ünieh mit Fâtiſſa, Bâfra mit Ala Tſchâm, Tſcheharſchamba, Termèh, Arîm, Ökſeh, Nikſâr (Neocäſarea).

X. Das Vilajet von Adana, Kilikien, Hauptſtadt Adana, aus vier Sandſchaks beſtehend, und zwar:

A. Adana, mit den folgenden Kaſas und Nahien: Adana mit Jumurtaly, Karataſch, Maſis und Ajâs, Karſily Muhâdſchirin, Serkandi, Tarſûs mit Tekkjeli, Gjülek mit Ulaſchi, Nimrûd, Merſin mit Fâlikli, Elwânly, Kara Jſſâly.

B. Koſan, Vorort Sis, mit den folgenden Kaſas und Nahien: Sis, Sarytſchâm, Hatſchin, Dajak, Bagh Pâsbân, Gjörûlüſch, Baghnak, Paplabſchi-Rûm, Gjötün, Dſchilân Kjöi, auch Koſan gharbi (Weſt-Koſan) geheißen, Rûm, Kars (zu'lkabrijeh), Ober-Boſ' Doghan.

C. Jtſch Jl, wörtlich Jnnenland, verdorben aus Kilix, das rauhe Kilikien, mit den Kaſas und Nahien: Ermenek, Anamûr, Gülnâr, Mota, Sary Kawak, Selefke (Seleukia), Karataſch.

D. Dſchebel-i-Berekjet, Amanus Geb. Vorort Pajas, mit folgenden Kaſas und Nahien: Pajas, Duſchek und Olaſch, Oſmanijeh, Aghbar, Natſchali, Dſcherid, Hind Oghlu.

Jn der Hauptſtadt eines jeden Vilajets befindet ſich als Regierungschef ein Wali mit dem Range eines Weſir, ein höherer Militär- und Finanzbeamter, ein Kabhi und ein Appellationsgericht; in jedem Sandſchak-Vororte ein Muteſarrif (Statthalter niedern Grades) mit dem Range eines Paſcha, ein Steueraufſeher, Mudir, ein Naib und ein erſtinſtanzliches Gericht. Die griechiſche Kirche beſitzt für die folgenden kleinaſiatiſchen Oerter Metropolitan- oder Suffragan-Biſchofſitze: Angora, Trapezunt, Bej Schehri, Demotika, Gümüſchhanè, Kaiſarijeh, Kuſch Adaſi (Scala Nuova), Aidin, Eregli, Smyrna, Nikomedien, Nikäa, Chalkedon, Jkonium, Hamid, Amasri, Bruſſa, Neokaiſarieh, Kara-Hiſâr. Die eutychianiſchen Armenier ernennen Biſchöfe für Bithynien (in Bruſſa), Paphlagonien (in Sinope), Phrygien (in Kutahja), Myſien, Lydien und Karien (Smyrna), Kilikien (Sis). Die unirten Armenier haben Biſchofſitze in Tarſus, Cäſarea, Bruſſa, Siwas, Adana, Trapezunt, Angora. Die Juden, nur in einigen größern Städten Kleinaſiens angeſiedelt, beſitzen Chachams (Rabbiner) in Smyrna, Aidin, den Dardanellen und Bruſſa.

Die Geſchichte Kleinaſiens, in ihrer weitern Faſſung ein ungeheurer, über den Rahmen eines encyklopädiſchen Artikels hinausgehender Stoff, kann uns hier nur ſo weit beſchäftigen, als der heutige Befund in ihr ſeine theilweiſe Erklärung findet, denn manches in dieſem Befunde wird wol immer ein Räthſel bleiben. Während der Weſten des Landes uns in den Homeriſchen Geſängen das älteſte ſchriftliche Denkmal desjenigen Geiſteslebens geſchenkt, welches mit andern Factoren unſere eigene Cultur vorbereitet, und demnach geſchichtliche und geographiſche Notizen von der Küſte des Aegäiſchen Meeres uns aus einer Zeit zu Gebote ſtehen, wo die außergriechiſchen europäiſchen Länder noch in undurchdringliches Dunkel gehüllt liegen, gibt es im Jnnern der Halbinſel Gegenden, welche die ſeitdem verfloſſenen drei Jahrtauſende hindurch bis auf unſere Tage eine terra incognita geblieben. Daß bis in eine unabſehbare Vorzeit im Weſten Kunſtleben und verfeinerter Luxus an Geräth und Waffen zurückreicht, darüber belehren die trojaniſchen Ausgrabungen Schliemann's. Die Nekropole der alten lydiſchen Könige, von den Türken Bin Tèpèh geheißen, gegen 80 über einem Hügel des obern Hermusthals ſich erhebende Tumuli, deren mächtigſter, gegen 500′ hoch, dem Alyattes zugeſchrieben wird, iſt uns kaum beſſer bekannt als den erſten Hörern von Herodot's Muſen, obwol die dieſem Schriftſteller darüber gemachten Mittheilungen durchaus

3) Sonſt Tokat geſchrieben.

Digitized by Google

nicht verlaßlich erſcheinen. Die Höhlenſtädte von Amaſia und dem mittlern Halys ſind erſt in unſerm Jahrhundert entdeckt worden, und mit Staunen hat man aus in den Felſen eingehauenen Emblemen die Ueberzeugung gewonnen, daß dieſe Stätten bis in die chriſtliche Zeit hinein bewohnt geweſen. Zu den leider keine Löſung mehr verheißenden Problemen gehört dasjenige der ethnographiſchen Verhältniſſe des Landes. Sind die Griechen von Kleinaſien her in ihre europäiſchen Sitze eingerückt, und haben wir demnach den weſtlichen Küſtenſtrich des Landes, wo wir ſie ſchon in vorgeſchichtlicher Zeit feſt angeſiedelt finden, als den, gegen die von Oſten nachdrängenden Barbarenvölker, Myſier, Lydier, Karer, Phryger, behaupteten Reſt größern Landbeſitzes zu betrachten, oder haben umgekehrt die Griechen die kleinaſiatiſche Küſte von der Balkanhalbinſel aus coloniſirt, in welche ſie von Norden her eingedrungen? Am Aegäiſchen Meere, wo die Griechen eine compacte Bevölkerung bildeten, und wo von einem äoliſchen, ioniſchen, doriſchen Lande die Rede ſein konnte, wird man die Möglichkeit der erſtern Alternative zugeben müſſen, während man die griechiſchen Städte an der Propontis und am Pontus als Colonien, wenn auch zum Theil ſchon in vorgeſchichtlicher Zeit angelegte, wird betrachten wollen. Von allen nichtgriechiſchen Völkern Kleinaſiens aber, mit denen die Griechen daſelbſt, und ſpäter die Römer, in Verbindung traten, und von denen, namentlich aus dem Nordoſten, eine ſtattliche Reihe von Namen auf uns gekommen, iſt nur eins noch heute mit Beſtimmtheit nachzuweiſen, nämlich das ſchon aus der Argonautenſage bekannte Volk der Kolcher, deſſen Identität mit den im öſtlichen Pontus anſäſſigen Laſen und Tzanen (Lazi, Lazä, Sanni, Thianni) ausdrücklich im Alterthume bezeugt wird. Die Laſen führen ihren im 1. Jahrh. n. Chr. auftauchenden Namen noch heute, und der Name Tzanen, eigentlich Dſch'äni, lebt in der türkiſchen Provinzial-Benennung des Küſtenlandes im Weſten von Trapezunt: Dſchanik (Τζανική) fort. Die Anlehnung an ſtammverwandte ſubkaukaſiſche Völker nebſt der Unzugänglichkeit und Dürftigkeit der laſiſchen Wohnſitze ermöglichte hier die Behauptung der Nationalität gegen die Aſſimilirungsverſuche des Griechen- und ſpäter des Türkenthums, denen die übrigen Kleinaſiaten zum Opfer fielen.

Innerhalb dieſer letztern fanden ethnographiſche Unterſchiede ſtatt, von denen wir in Ermangelung eigentlicher Sprachreſte uns keinen deutlichen Begriff machen können. Was zunächſt die weſtlichſten Völkerſchaften anbetrifft, ſo muß man nach allgemeinen Analogien annehmen, daß ſie, unter ſich nahe verwandt, Zweige eines Stammes waren, den man nach der zahlreichſten und ausgebreitetſten Familie den phrygiſchen nennen könnte, und der, mit den Thrakern verwandt, den Griechen wol nicht zu fern ſtand. Die Anfänge unſerer geſchichtlichen Kunde führen ihn uns ſchon völlig in verſchiedene Staaten geſondert vor, und zwar am Helleſpont Myſien mit der Troas, weiter ſüdlich Lydien, Karien, Lykien am Mittelmeere, und im Binnenlande Phrygien, wozu ſpäter noch Bithynien und vielleicht Lykaonien mit ſeinen Nebenländern kam. Die Wüſte des Hochplateaus und der Fluß Halys machten ohne Zweifel ſchon im Alterthume wie eine politiſche, ſo eine ethnologiſche Grenze aus, denn oſtwärts von da ab begannen die kappadokiſchen Stämme, welche das Alterthum als von den vordern Kleinaſiaten ſprachlich verſchieden betrachtete (Str. XII, 3, 25). Da dieſelben mit einem ihnen von den Perſern beigelegten, bis in die römiſche Kaiſerzeit erhaltenen Namen Leukoſyrer, Weiß-Syrer, genannt wurden, ſo hat man ſie für Semiten halten wollen. Indeſſen können wir uns nicht entſchließen, wenn auch zur Erklärung jenes Namens unvermögend, zwiſchen die ariſchen Armenier und die Phryger ein nichtariſches Volk zu ſetzen, zumal da der vorzugsweiſe kappadokiſche Fluß, der Halys, d. h. Salzſtrom, einen ariſchen Namen führt. Auch betreffs der alten kilikiſchen Nationalität ſind wir im Dunkeln. Vielleicht den Armeniern verwandt, haben die Einwohner Kilikiens jedenfalls viel unter ſyriſchem Einfluſſe geſtanden, und dieſem Einfluſſe wird der ſyriſche Name des Gebirges Taurus (Tor) beizumeſſen ſein.

Wir finden Kappadokien um die Mitte des 4. Jahrh. v. Chr. den Perſern unterthan, nachdem es vorher ſammt den Armeniern den Medern gehorcht hatte. Die lydiſchen Könige hatten um dieſelbe Zeit den ihnen ſtammverwandten Weſten Kleinaſiens unter ihrem Scepter vereinigt. Nachdem der letzte derſelben, Kröſus, auch die kleinaſiatiſchen Griechen zum Gehorſam gezwungen, zog er über den Halys wider Cyrus, der ihn ſchlug und nun ganz Kleinaſien dem Perſerreiche unterwarf (549 v. Chr.). Eine ſolche Herrſchaft wurde im Alterthume in einfacher Weiſe gehandhabt, es kam hauptſächlich darauf an, die Tribut- oder Abgabenzahlung zu ſichern und das eroberte Volk dem Waffengebrauche zu entfremden, wodurch, wenn auch nicht die Nationalität ſelber, doch der Nationalſtolz in der Regel vernichtet wurde. Die 215jährige Perſerherrſchaft hat demnach auch für Kleinaſien kein anderes dauerndes Ergebniß gehabt, als nach der makedoniſchen Eroberung den Eingang des Griechenthums zu erleichtern. Ohne Widerſtreit beſtand der Einfluß des letztern ſeit Alexander durch die Jahrhunderte der Diadochenzeit und ſetzte ſich über dieſe hinaus unter der Römerherrſchaft fort. Es lag wenig im Geiſte des claſſiſchen Alterthums, neben den politiſchen und kriegeriſchen Thatſachen auch der ſtillen Culturarbeit, den Gründen ſteigender Geſittung und anwachſenden Nationalwohlſtandes nachzugehen; wir ſehen die Wirkung, und es bleibt uns überlaſſen, den Urſachen nachzuforſchen. Beginnend von dem allmählichen Zerfall der Perſerherrſchaft zeigt ſich in Kleinaſien ein beiſpielloſer Aufſchwung von Reichthum und Bildung, von Kunſt und Luxus, ein Aufſchwung, welcher trotz der von den Diadochenfürſten und ſpäter den Römern bis zur Niederwerfung des Mithridates geführten häufigen Kriege, trotz der Bereicherungsſucht griechiſcher und römiſcher Machthaber, vier Jahrhunderte lang andauerte, dann aber allerdings abnahm und im Mittelalter einer nicht weniger bemerkenswerthen Verwilderung und Verödung, wie wir ſie

Digitized by Google

noch heute ſehen, Platz machte. Trifft man doch in Kleinaſien an Stellen, deren Nutzen ſich jetzt auf ſpärliche Weidekräuter beſchränkt, die Ruinen herrlicher Städte mit Tempeln und Paläſten, und ſolcher Städte gab es im Alterthume ſo viele, daß die auf uns gelangte claſſiſche Literatur nicht ausreicht, auch nur die Namen aller zu nennen. Was aber das Kunſtleben betrifft, ſo braucht man nur an Knidos, an Halikarnaß, an Epheſus und an Pergamum zu erinnern. Es genügt nicht, die bewunderungswürdige Blüte des Landes lediglich dem Einfluſſe griechiſch-römiſcher Regentenweisheit beizumeſſen und dann den Niedergang zu erklären mit dem beliebten Stichworte, daß, wo der Türke den Fuß hinſetzt, kein Gras wächſt. Schon lange bevor die Seldſchuken in Kleinaſien erſchienen, hatten byzantiniſche Kaiſer die granitnen Säulen und Werkſtücke verlaſſener anatoliſcher Küſtenſtädte in vielen Schiffsladungen als bequemes Baumaterial für die zu errichtende oder zu erweiternde Mauer Conſtantinopels herbringen laſſen, wo man ſie noch jetzt ſieht. Wenn aber die Küſte verödete, wie mochte es im Binnenlande ausſehen? Wir können demnach nicht bezweifeln, daß ſchon im Alterthume in Beziehung auf die Vorbedingungen des Volkswohlſtandes ein Wechſel eingetreten war, und da die politiſchen Tagesereigniſſe dieſen Wechſel nicht erklären, ſo glauben wir ihn in den Welthandels-Verhältniſſen ſuchen zu müſſen. Allerdings fand damals aus der Anwendung vermehrter mathematiſcher und phyſikaliſcher Kenntniſſe auf das Seeweſen eine Erleichterung directer übermeeriſcher Verbindungen ſtatt. Solange die Schiffahrt ſich mühſam von einem Vorgebirge zum andern bewegte und dem Waarentransporte nur ausnahmsweiſe auf kurze Strecken diente, war Kleinaſien die natürliche Brücke des durch die makedoniſchen Siege bis nach Indien ausgedehnten weſtöſtlichen Verkehrs, wie ſich denn auch gerade die Straße vom Kayſter- und Hermusthale nach den Kilikiſchen Päſſen mit wichtigen Städten überſäete. Die verbeſſerte Nautik eröffnete dem Handel neue bequemere Bahnen, und die alte Straße wurde vernachläſſigt. Gleichwie auf unabſehbare Zeiten eine Städteſchöpfung wie Palmyra nicht mehr möglich iſt, ſo würde auch eine viel ſorgſamere Regierung als die türkiſche der Stadt Konia den Glanz des alten Ikonium nicht wieder zurückgeben können, der ſich in den ſeinen Mauern, Thürmen und Stadtthorbogen eingebauten Marmorſculpturen ausſpricht.

Obwol die politiſche Bedeutung der alten Theilſtaaten ſchon mit der Perſerherrſchaft aufhörte und nachher nur hier und da vorübergehend mehr zur Geltung gelangte, ſo blieben die Namen doch in der Ueberlieferung lebendig, bis ſie ſich im Mittelalter völlig verloren. Im J. 280 v. Chr., alſo in früher Diadochenzeit, kamen galliſche Völker, nachdem ſie Makedonien und Thrakien verheerend durchzogen, über den Hellespont nach Kleinaſien und gewannen Wohnſitze in dem rauhen Hochlande zwiſchen den Bithynern, den Paphlagonen und den Kappadoken, woſelbſt ſie den Bundesſtaat Galatien gründeten. Nach der geringen Ausdehnung ihres wenig fruchtbaren Landes zu urtheilen, können ſie nicht ſehr zahlreich geweſen ſein; ihr kriegeriſcher Erfolg zeugt für die Schwäche der makedoniſchen Machthaber und die feige Ohnmacht der alten Landesbewohner. Es gab kein Gefühl der Zuſammengehörigkeit. Außer dem pergameniſchen Reiche erhoben ſich in Bithynien, Kappadokien und Pontus eigene Dynaſten als unabhängige Könige. Kilikien und ein Theil von Pamphylien gehörten dem ſyriſchen Seleukidenreiche an. Erſt die Römerherrſchaft vereinigte allmählich die geſammte Halbinſel. Im J. 132 v. Chr. bemächtigten ſich die Römer der Erbſchaft des Königs Attalus von Pergamum, des Staates Aſia, wie er damals hieß, welchen ſie in die gleichnamige Provinz umwandelten. Dieſe Provinz umfaßte die Länder dieſſeit des Halys außer Paphlagonien, Bithynien, Galatien und Lykien. Auch Kappadokien mit der Hauptſtadt Mazaka (Cäſarea) und Kilikien mit Seleukia und Mopſueſte hatten je ihre beſondere Verwaltung.

In dieſer Weiſe war die Landesverwaltung der Halbinſel angeordnet, als das Chriſtenthum auftauchte und durch ſeine frühe Verbreitung daſelbſt auf die dortigen Zuſtände bemerkenswerthe Streiflichter fallen läßt. Vor allem überraſcht es uns, in jeder bedeutendern Stadt eine angeſehene jüdiſche Colonie zu finden, während von irgendeiner jüdiſchen Auswanderung nach Kleinaſien weder in bibliſchen noch in Profanſchriftſtellern des Alterthums ſich die mindeſte Andeutung findet. Wir würden vor einem unlöslichen Räthſel ſtehen, wenn uns nicht das völlige Aufhören aller Nachrichten von dem früher ſo viel erwähnten mächtigen phönikiſchen Elemente in Kleinaſien den Schlüſſel böte. Der eifrigen und erfolgreichen jüdiſchen Miſſionsbeſtrebungen jener Zeiten wird ſowol im Neuen Teſtament wie bei römiſchen Autoren gedacht.[4]) Die Phöniker Kleinaſiens, in deren Händen ein bedeutender Theil des durch die Halbinſel ſeinen Weg nehmenden Weltverkehrs lag, mußten jenen Beſtrebungen des ſtammverwandten Volks ein um ſo williges Ohr leihen, als die Römerherrſchaft ihren Volksnamen überall gehäſſig gemacht hatte, und der Zuſtand des Heidenthums nicht dazu angethan war, unter Aſiaten Proſelyten zu machen. Paulus ſelber hatte wahrſcheinlich phönikiſche Vorfahren; ſeine Briefe geben uns einen Begriff von der vorgeſchrittenen Gräciſirung ſeiner kleinaſiatiſchen Landsleute. Daß dieſelben an der Reinheit ihrer Abſtammung von den Patriarchen nicht zweifelten, iſt in einer wenig kritiſchen Zeit aus dem Umſtande zu erklären, daß ſeit Generationen ein Intereſſe beſtanden hatte, jede Erinnerung an den puniſchen Urſprung auszumerzen.

Von großer Bedeutung iſt die Frage, wie weit unter den einheimiſchen Kleinaſiaten die Gräciſirung ging.

---

4) Vgl. Horaz' Satiren I, IV, 143; Ev. Math. 23, 15. Das reichliche Eindringen phönikiſchen Bluts in das Judenthum veränderte den Charakter deſſelben vollſtändig. Die Juden wurden ein unternehmendes Handelsvolk. Die alte Geſchichte läßt die Entwickelung der Diadochenzeit nicht ahnen. Den gräciſirten Phönikiern verdankt das Judenthum auch das Eindringen griechiſcher Namen zu jener Zeit, wie Jaſon, Ariſtobul, Alexander.

Digitized by Google

Wenn auch zu Paulus' Zeit das gemeine Volk in Ikonium lykaoniſch redete, ſo iſt doch nicht zu bezweifeln, daß alle höhere und insgemein die ſtädtiſche Bildung griechiſch war. Da die chriſtliche Religion im griechiſchen Gewande auftrat, konnte Kleinaſien das Land der ſieben Kirchen werden; ihrer Ausbreitung ſcheinen die Naturreligionen, welche zu Strabo's Zeiten noch blühten, wenig Widerſtand entgegengeſetzt zu haben. Nichtsdeſtoweniger dürfte das alteinheimiſche Volksthum in Sprache und Sitte auf dem offenen Lande noch lange geblieben ſein. Es war ein nationaler Gegenſatz zwiſchen Stadt und Land, und wenn in der ſpäten römiſchen Kaiſerzeit das ſtädtiſche Leben zurückging, ſo war es das griechiſche Bildungselement, welches Einbuße erlitt. Dadurch erklärt es ſich, daß, als die ſeldſchukidiſchen Sultane in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. in Kleinaſien einbrachen, von einem Volkswiderſtande ſo gut wie gar nicht die Rede war, daß Suleiman (von 1072 bis 1085) und Kylytſch Arslan (von 1092 bis 1106) alsbald die ganze Halbinſel unterwerfen konnten. Die Erfolge waren ſo ſchlagend, daß ſchon damals die drei Jahrhunderte ſpäter von den Osmanen mit Kraft durchgeführte Idee der Islamiſirung des geſammten oſtrömiſchen Reichs auftauchte, weshalb die Seldſchuken ihr Reich Rum, d. i. Rom, nannten und ihre erſte Reſidenz in Nikäa, in drohender Nähe von Conſtantinopel aufſchlugen. Den glänzenden Anfängen entſprach aber der weitere Verlauf in politiſcher Hinſicht nicht. Nikäa wurde ſchon 1097 von den Kreuzfahrern wiedererobert und verblieb hinfort den Griechen. Zur Hauptſtadt wurde nunmehr Ikonium tief im Binnenlande gemacht. Aber auch dieſe zweite Reſidenz fiel im J. 1190 den Deutſchen unter Kaiſer Friedrich I. Rothbart in die Hände. Für die Seldſchuken war indeſſen ein um ſo größerer Erfolg in nationaler Hinſicht zu verzeichnen. Was das Griechenthum, unterſtützt von der chriſtlichen Religion, in einem Jahrtauſend nicht vermocht hatte, das war dem islamitiſchen Türkenthume binnen weniger als einem Jahrhundert gelungen; das Innere Kleinaſiens hatte wieder eine feſte Nationalität, und zwar die türkiſche, gewonnen. Durch dieſen Umſtand waren die Folgen der deutſchen Siege ausgemerzt, ſobald nur das Heer weiter gezogen. Die Gründe dieſer auffallenden Erſcheinung ſind nicht ſowol in der maſſenhaften türkiſchen Einwanderung — dieſelbe wird wol nicht über 300,000 Köpfe betragen haben, für ein Gebiet von der Ausdehnung Frankreichs eine verſchwindende Zahl — als in dem Umſtande zu ſuchen, daß der zur Herrſchaft gelangte Islam, mit der türkiſchen Nationalität verquickt, als politiſche Inſtitution auftrat. Der Türke war der Herr, der Nichttürke Sklave; durch Apoſtaſie aber erwarb letzterer mit der herrſchenden Religion die herrſchende Nationalität — welch eine Anreizung für von griechiſchen Städten aus nicht ſowol regierte als ausgeſogene nichtgriechiſche Stämme, zum Islam überzutreten und ſich türkiſche Sprache und Sitte anzueignen! So bildete ſich denn aus Kappadokiern, Kilikiern, Lykaoniern, Phrygern u. ſ. w. vermiſcht mit türkiſchen Eroberern unter dem nivellirenden Einfluſſe des Islam eine türkiſche Kernbevölkerung, innerhalb welcher ein geringer Bruchtheil der frühern Samteinwohnerſchaft dem chriſtlichen Glauben treu blieb. Die kurzlebige Mongolenherrſchaft im Anfange des 15. Jahrh. ließ die türkiſche Nationalität unberührt; innere Kämpfe aber, welche ſeitdem oft genug Kleinaſien zerfleiſcht haben, ſind nur als Familienſtreitigkeiten innerhalb eines und deſſelben Volks anzuſehen. Eine Wiederherſtellung der alten Verhältniſſe, der chriſtlichen Religion und der Oberherrſchaft eines chriſtlichen Kaiſers, konnte, wenn auch die äußere politiſche Lage ſie wol hier und da begünſtigt haben würde, gar nicht in Frage kommen.

Wenn die früh erſchlaffende Seldſchuken-Dynaſtie ſchon Mühe hatte, die Reichseinheit gegen die auf alter Tradition fußenden Sondergelüſte ihrer Provinzen aufrecht zu erhalten, ſo darf man ſich nicht wundern, daß die Griechen in den wiedereroberten Nordweſtprovinzen ebenſo wie in Trapezunt von ihr unbehelligt blieben. Als nicht mehr das von Oſten eingerückte, feſt zuſammenhaltende und thatendurſtige Türkenheer, ſondern die zum Islam bekehrten friedfertigen anatoliſchen Stämme den Seldſchukenſtaat bildeten, waren die Verhältniſſe andere geworden. Türkiſche Lykaonier zogen damals in Maſſe als Coloniſten nach den verödeten Ländern Theſſalien und Makedonien und waren den Machthabern als fleißige und ruhige Landleute willkommen[5]; das islamitiſche Gebot des ſteten Kampfes wider die Ungläubigen ſchien vergeſſen. Unter dieſen Umſtänden konnte ein wenig zahlreicher, aber die nationalen, religiös kriegeriſchen Traditionen hochhaltender, aus dem fernen Balkh (Baktrien) neu eingewanderter Stamm, die Oghuſen, eine ihm ſonſt nicht zuſtehende Wichtigkeit erlangen. Ertogrul, ſein Fürſt, gewann einen feſten Wohnſitz im nordweſtlichen Phrygien, von welchem aus er den Krieg in das benachbarte chriſtliche Grenzland Bithynien trug. Es dauerte ein halbes Jahrhundert, bis die Eroberung dieſes Landes Ertogrul's Sohne, Osman, nach welchem hinfort der Stamm ſich benannte, und deſſen Sohne Orchan gelungen war. Aber der Ruhm von den wider die Chriſtenheit auf deren eigenem Gebiete erfochtenen Siegen war durch die ganze islamitiſche Welt erklungen und begeiſterte Scheichs hatten ſich bemüht, dem jungen Herrſchergeſchlechte, welches die alte Macht des Islam wieder aufleben ließ, eine religiöſe Weihe zu geben. Im Anfange des 14. Jahrh., als das Seldſchukenreich unrühmlich erloſch, hatte Osman ſchon den Titel Sultan angenommen und ſtand unter den Theilfürſten Kleinaſiens, welche nunmehr zu völliger Unabhängigkeit gelangten, unzweifelhaft als der angeſehenſte da. Wie ſich leicht begreift, mußte es Osman's Politik ſein, eine einheitliche Regierung in der Halbinſel wiederherzuſtellen, d. h. die übrigen Fürſten zum Gehorſam zu zwingen. Schon bald erkannten die letztern die Gefahr, welche ihnen von den Osmanen drohte, und ſie ſuchten ſich ihrer durch Bündniſſe untereinander und mit chriſtlichen Fürſten zu erwehren. Jedoch erlangten

5) Noch jetzt heißen die türkiſchen Bauern bei den ſlawiſchen Landeseinwohnern Makedoniens Konari, Konier.

Digitized by Google

ſie dadurch nichts, als daß ſie dem Gegner einen gerechteren Anlaß gaben, ſich ihre Gebiete zu unterwerfen. So fielen Karaſſy (Myſien), Aidin (Lydien), Sarukhan (Pergamene), Germian (Lykien, Piſidien), Hamid (Südphrygien), Boſaük (Kappadokien), Kaſtamuni (Paphlagonien), Dſchanik (Pontus) und zuletzt Karaman (Lykaonien, Kilikien) in die Hände der Osmanen. Es gelang dieſen, die oghuſiſche Idee der Verbrüderung aller waffenfähigen Männer zum Kampf wider die Ungläubigen über ſämmtliche anatoliſche Stämme zu verbreiten und Kleinaſien zu einem einigen Heerlager zu geſtalten, von dem aus die Herrſchaft des Sultans im Orient wie im Occident immer weiter getragen wurde. Wenn auch nach der Eroberung der Kaiſerſtadt Conſtantinopel die Balkanhalbinſel als das vornehmſte Beſitzthum der Türken galt, war es dieſen doch nicht zweifelhaft, daß der eigentliche Sitz ihrer Macht Anatolien, das ſpecifiſch muſelmaniſche Land, ſei. Nichtsdeſtoweniger hatte im 17. und 18. Jahrh. die Halbinſel unter der Misregierung elender, im Serai-Leben verkommener Sultane viel zu leiden; um ſich gegen Beamtenwillkür zu ſchützen, ſchloſſen ſich einzelne Diſtricte unter aufrühreriſchen Pfortenbeamten oder unter energiſchen Gaugenoſſen, den ſogenannten Derehbejs, Thalfürſten, zu Einzelherrſchaften zuſammen, welche wol die Souveränetät des Sultans anerkannten, thatſächlich aber in Unabhängigkeit lebten. Die Einheit des Reichs gegen dieſe Sondergelüſte wieder zur Geltung zu bringen, betrachtete der große Reformator Mahmud II. im zweiten, dritten und vierten Jahrzehnt unſers Jahrhunderts als ſeine vornehmſte Regierungsaufgabe. Dem Islam Kleinaſiens wurde ein letzter Triumph Ende des vorigen Jahrhunderts durch den Uebertritt der Laſen zutheil, welche ſeit dem 6. Jahrh. unſerer Zeitrechnung der griechiſchen Kirche angehört hatten. Auch das Aufgehen dieſer Nation in dem türkiſchen Volksthume wurde vorbereitet, machte aber nur langſame Fortſchritte und iſt durch die im J. 1878 erfolgte Abtretung Laſiſtans an Rußland unterbrochen worden. (*G. Rosen.*)

KLEINIA, eine zu den Compoſiten gehörige Pflanzengattung. Obgleich Linné dieſen Namen bereits in ſeinen erſten Schriften anwandte, ſo vereinigte er ſpäter doch die dazu geſtellten Arten mit andern Gattungen und da er auch nach Einführung der Trivialnamen keine Species aus dieſer Gattung benannte, ſo kam es, daß die ganze Gattung bisweilen andern Autoren zugeſchrieben wurde. In neueſter Zeit wird ſie von Bentham und Hooker zu Senecio gezogen, doch iſt ſie ſchon von De Candolle in folgender Weiſe genügend charakteriſirt: Das Köpfchen iſt vielblütig, ſtrahllos, meiſt gleichehig oder nur ſehr ſelten verſchiedenehig mit ſämmtlich fünfzähnigen Röhrenblüten. Der Blütenboden iſt flach; die Hülle einreihig, vielblätterig, häufig von kleinen Deckblättchen unterſtützt. Die Griffelſchenkel ſind von einer ſehr kurzen, am Grunde gewimperten Spitze begrenzt. Die Achenen ſind ſchnabellos. Der Federkelch iſt borſtenförmig, etwas rauh, mehrreihig.

Die hierher gehörigen Arten wachſen ſämmtlich in Afrika, meiſt am Cap der guten Hoffnung und ſind fleiſchige, bisweilen faſt ſtengelloſe, oft meergrüne ſtrauchartige Gewächſe mit ſtielrunden oder kantigen Aeſten, wechſelſtändigen, oft ganzrandigen Blättern und weißen oder blaßgelben Blüten.

Erſte Gruppe. Cacalianthemum.

Köpfchen gleichehig, Blüten nämlich ſämmtlich hermaphroditiſch.

A. Blätter dick, fleiſchig, kahl.

1) Kleinia crassulifolia *De Candolle.* Blätter gehäuft, halbſtielrund, ziemlich ſpitz, ganzrandig; Blütenaſt aufrecht, nackt, zweitheilig oder faſt gabelſpaltig; Blütenſtielchen verlängert, mit Schuppen beſetzt, einköpfig; Blütenköpfchen halbkugelig, meiſt 30blütig; Hülle meiſt 12blätterig, ohne Außenkelch und kaum kürzer als die Scheibe; Achenen angedrückt-weichhaarig.

2) Kleinia pinguifolia *De Candolle.* Stengel ſehr kurz, wollig; Blätter ſtielrund, ſpitz, ziemlich kahl, ganzrandig; Blütenäſte 3—4 mal länger als das Blatt, kahl, blattlos; Blütenſtielchen nackt, viel länger als das Köpfchen; Hülle meiſt 12blätterig, faſt ohne Außenkelch; Achenen ſtielrund, weichhaarig.

3) Kleinia breviscapa *De Candolle.* Stengel ſehr kurz, undeutlich ſtielrund, ſchwach wollig; Blätter ſtielrund, ſtachelſpitzig, ganzrandig, kahl; Blütenaſt faſt gabelſpaltig, 4köpfig, faſt ſo lang als das Blatt; Hülle meiſt 12blätterig, von einem kleinen Kelche unterſtützt und ſo lang als die Scheibe; Blüten etwa 25—30; Achenen glatt, nur an den Kanten ein wenig wollig.

4) Kleinia Ecklonis *Harvey.* Stengel ſehr kurz, aufſteigend, fleiſchig, ſchuppig; Blätter linealiſch-ſtielrund, lang, ſpitz, kahl; Blütenſtiel kürzer als das Blatt, ſchlank, einköpfig; Hüllſchuppen 10—12, zugeſpitzt, breit-berandet, ſo lang als die Scheibe; Blüten 40—50; Achenen faſt kahl, mit großem Discus. De Candolle zog dieſe Art als Varietät zu Kleinia acaulis, die Blüten ſind aber ſämmtlich vollkommen, die randſtändigen alſo nicht weiblich wie bei Kleinia acaulis.

5) Kleinia talinoides *De Candolle.* Die ganze Pflanze iſt kahl; Stengel ſtielrund; Blätter lang, etwas zuſammengedrückt, ganzrandig, ſpitz; Blütenaſt nackt, 4mal länger als das Blatt, ſtielrund, an der Spitze in einen vielköpfigen, faſt riſpigen Ebenſtrauß ausgehend; Blütenſtielchen kürzer als das Köpfchen; Hülle 5—7blätterig, am Grunde kaum von einigen Blättchen geſtützt, kürzer als die 5—7blütige Scheibe; Achenen kahl.

6) Kleinia aizoides *De Candolle.* Die ganze Pflanze iſt kahl, der Stengel ſehr kurz; Blätter zuſammengedrückt, ganzrandig, mit ſchwieliger Stachelſpitze; Blütenäſte doppelt länger als das Blatt, nackt, geſtreift, zweitheilig, 2—4köpfig; Blütenſtiele verlängert, unter dem Köpfchen mit einigen Schüppchen beſetzt; Hüllſchuppen etwa 12, am Rande trockenhäutig, faſt ſo lang als die Scheibe; Blüten 25—30; Achenen ſtielrund, dicht behaart.

7) Kleinia ficoides *Haworth.* Ganz kahl; Stengel aufrecht, äſtig; Blätter nervenlos, zuſammengedrückt, zugeſpitzt, meergrün; Blütenäſte lang, an der Spitze ebenſträußig-riſpig, vielköpfig; Schuppen der cyliudriſchen

Digitized by Google

Hülle 7—8; Blüten 9—15; Achenen weichhaarig. Hierher gehört Cacalia ficoides *Linné.*

8) Kleinia repens *Haworth.* Ganz kahl; Wurzel kriechend; Stengel aufrecht; Blätter meergrün, länglich, spitz, niedergedrückt, oberseits etwas concav; Blütenstiele blattlos, an der Spitze ebensträußig, wenigköpfig; Schuppen der glockigen Hülle 5—6; Blüten 15—16; Achenen ziemlich kahl.

9) Kleinia radicans *De Candolle.* Ganz kahl; Stengel krautig, niederliegend, fadenförmig, scharfkantig, wurzelnd; Aeste kurz, aufrecht; Blätter lanzettlich oder linealisch-lanzettlich, an beiden Enden verschmälert; Blütenstiel schlank, blattlos, einfach oder zweitheilig, Blütenstielchen lang, einköpfig; Blütenköpfe 20—25 blütig; Hülle aus 10—12 linealischen, zugespitzten Schuppen bestehend; Achenen steifhaarig, gestreift. Hierher gehören auch Kleinia gonoclada *De Candolle* und Cacalia radicans *Thunberg.*

10) Kleinia cuneifolia *De Candolle.* Ganz kahl; Stengel aufrecht; Blätter keilförmig, nervenlos. Hierher gehört Cacalia cuneifolia *Linné.*

11) Kleinia longiflora *De Candolle.* Ganz kahl; Aeste kantig; Blätter entferntstehend, linealisch-pfriemlich; Blütenstiele an der Spitze meist zu 3; die 5 Schuppen der cylindrischen Hülle am Rande häutig, um die Hälfte kürzer als die Blumenkronen; Blüten 5; Achenen langstielrund, weichhaarig; Federkelch länger als die Blumenkrone. Hiermit fällt Cineraria angulosa *E. Meyer* zusammen.

12) Kleinia pteroneura *De Candolle.* Ganz kahl; Stengel dreiflügelig; Blütenstiel endständig, einzeln, am Grunde schuppig, einköpfig; Hüllschuppen 8, zugespitzt; Blüten etwa 20; Achenen lang, kahl; Federkelch mit der Blumenkrone ungefähr gleichlang.

13) Kleinia rigida *De Candolle.* Ganz kahl; Aeste ausgebreitet, dornig; Blätter eiförmig, stumpf, flach, bisweilen mit 1—2 Zähnen; Blütenstiel endständig, einzeln, einköpfig. Thunberg nannte diese Art Cacalia rigida.

14) Kleinia pugioniformis *De Candolle.* Blätter kreuzständig, einwärtsgekrümmt-aufrecht, halbstielrund, pfriemlich, meergrün, gestreift, die älteren sehr lang.

Das Vaterland dieser wenig gekannten und ihrer Stellung nach zweifelhaften Art ist unbekannt. Salm-Dyck nannte sie Cacalia pugioniformis, Haworth bezeichnete sie als Cacalia longifolia.

B. Blätter fleischig, dick, dicht-filzig-grau.

15) Kleinia Haworthii *De Candolle.* Stengel strauchig-fleischig; Blätter stielrund, an beiden Enden verschmälert. Hierher gehören als Synonyme Cacalia tomentosa *Haworth* und Cacalia canescens Willdenow.

16) Kleinia cana *De Candolle.* Stengel strauchig-fleischig, fünfkantig; Blätter eiförmig oder verkehrt-eiförmig, an beiden Enden verschmälert; Blütenstiel meist blattlos, einköpfig; Hülle meist 7 blätterig, filzig, fast ebenso lang als die Blüten; Scheibe 7—9 blütig; Achenen kahl; Federkelch ziemlich dick, rauh, so lang als die Blumenkrone.

C. Blätter flach, ganzrandig.

17) Kleinia Anteuphorbium *De Candolle.* Ganz kahl; Stengel strauchig-fleischig, aufrecht; Blätter eiförmig-länglich; Blütenköpfchen kurzgestielt, einzeln; Hüllschuppen zugespitzt, so lang als die Blüten. Hierher gehört Cacalia Anteuphorbium *Linné.*

18) Kleinia neriifolia *Haworth.* Ganz kahl; Stengel strauchig-fleischig, aufrecht, ästig; Blätter lang, lanzettlich; Blütenstiele achselständig und kürzer als das Blatt, die fast endständigen an der Spitze ebensträußig; Hüllschuppen 5, zugespitzt; Blüten 5, länger als die Hülle; Achenen ganz kahl; Federkelch sehr lang. Linné nannte diese Art Cacalia Kleinia.

19) Kleinia papillaris *Haworth.* Ganz kahl; Stengel strauchig-fleischig, mit cylindrischen Wärzchen besetzt; Blätter lanzettlich, schwach blaugrün. Linné stellt diese Art zur Gattung Cacalia.

D. Blätter flach, lappig-fiederspaltig.

20) Kleinia articulata *Haworth.* Ganz kahl; Stengel strauchig-fleischig, fast aufrecht; Aeste gegliedert; Blätter gestielt, fleischig, blaugrün, schrotsägeförmig-geschlitzt mit größerem Endzipfel; blütentragende Aeste weit länger als die Blätter, nackt, an der Spitze ebensträußig; Hülle 10—12 blätterig; Blüten 15—20; Achenen in der Jugend weichhaarig. Hierher gehören Cacalia articulata *Linné* (Sohn), Cacalia laciniata *Jacquin* und Cacalia runcinata *Lamarck.*

Zweite Gruppe. Erechthitoides.

Blütenköpfchen verschiedenehig; Strahlblüten einreihig, weiblich, bald fadenförmig-röhrig und 2—3 zähnig, bald schief abgeschnitten und eine sehr kleine Zunge darstellend.

21) Kleinia acaulis *De Candolle.* Fast stengellos, aber mit starkem Wurzelstocke; Blätter gehäuft, linealisch-stielrund, lang, stachelspitzig; Schaft aufrecht, einköpfig, etwas länger als die Blätter, gestreift; Hüllschuppen 12—16, zugespitzt, mit breitem, weißem Rande, fast ebenso lang als die Scheibe; Blüten 40—60, die äußersten schmalröhrig, weiblich, mit langer Narbe; Achenen wollig. Hierher gehört Cacalia acaulis *Linné* (der Sohn).

22)? Kleinia subradiata *De Candolle.* Strauchig, aufrecht, ästig, kahl; Blätter sitzend, fleischig, linealisch, dick, spitz, ganzrandig; Blütenköpfchen an der Spitze der Aeste fast ebensträußig, kürzer als die Blätter; Blütenstielchen schuppig, kürzer als das Köpfchen; Hülle 7—8 blätterig, cylindrisch; Zungenblüten wenige, kürzer als ihr Griffel; Achenen weichhaarig-wollig. In der Tracht mit Senecio acutifolius übereinstimmend.

Zu dieser Gattung zieht De Candolle noch drei aus Arabien stammende, von Forskal als Cacalia odorata, pendula und sempervivа benannte Arten, dagegen werden folgende aus derselben ausgeschlossen:

Kleinia alata *Meyer* = Mikania alata. — Kleinia angulata *Wallich* = Emilia angulata. — Kleinia cacalioides *Lessing* = Porophyllum cacalioides. — Kleinia colorata *Humb. Bonpl. Kunth* = Porophyllum coloratum. — Kleinia Cusimbua *Lessing* = Porophyllum Cusimbua. — Kleinia filifolia *Sprengel* = Porophyllum filifolium. — Kleinia hieracioides *Lessing* = Porophyllum hieracioides. — Kleinia japonica *Lessing* = Porophyllum japonicum. — Kleinia

Digitized by Google

linearis hort. Paris. = Porophyllum decumbens. — Kleinia obscura *Sprengel* = Porophyllum obscurum. — Kleinia oppositifolia *Sprengel* = Porophyllum oppositifolium. — Kleinia Porophyllum *Willdenow* = Porophyllum ellipticum. — Kleinia ruderalis *Willdenow* = Porophyllum ruderale. — Kleinia Selloi *Sprengel* = Porophylli species. — Kleinia suffruticosa *Loddiges* = Porophyllum decumbens. — Kleinia suffruticosa *Willdenow* = Porophyllum linifolium. — Kleinia tagetoides *Humb. Bonpl. Kunth* = Porophyllum tagetoides. — Kleinia viridiflora *Humb. Bonpl. Kunth* = Porophyllum viridiflorum.

(Garcke.)

KLEINIS (*Κλεῖνις. Antonin.* Liber. XX). Nach der Ornithogonie von Boios und nach Simmias von Rhodos lebte Kleinis in der Nähe von Babylon und verſuchte dem Apollon nach Art der Hyperboreer Eſelopfer darzubringen, was dieſer nachdrücklich verbietet. Zwei ſeiner Söhne kehren ſich nicht an das Verbot und führen die Eſel zum Altar, die, von den Göttern mit Tollwuth erfüllt, Kleinis ſammt ſeiner Gattin Harpe und den Kindern zerreißen; durch die Gnade Apollon's werden alle in Vögel verwandelt. Eine nicht volksthümliche, ſondern gelehrt erſonnene Verwandlungsgeſchichte, deren Abſicht iſt, die Herkunft einiger in der griechiſchen Volks-Auguraldisciplin bedeutſamen Vögel beizubringen; die Kinder des Kleinis: Lykios, Ortygios, Artemiche, zu denen noch Harpaſos kommt, ſind nach Apollon's Eingreifen mit Apolliniſchen Namen benannt.

(F. A. Voigt.)

Kleinkinderschulen, ſ. Kinderbewahranstalten.

KLEINJOGG, ein Bauer im Canton Zürich, der durch die von dem zürcheriſchen Rathsherrn Joh. Kaſpar Hirzel (ſ. dieſen Artikel) über ihn bekannt gemachte Schrift in einem großen Theile Europas als vorzüglicher Landwirth und als merkwürdiger praktiſcher Philoſoph berühmt geworden iſt. Sein wahrer Name war Jakob Gujer von Wermatſchweil, woraus die Dorfſprache das Wort Klyjogg (kleiner Jakob) bildete. Er war ein Mann von klarem, durchdringendem Verſtande, der ohne irgendwelche Bildung (denn dieſe beſchränkte ſich auf den dürftigſten Unterricht in der Volksſchule), ohne Lektüre (er las nur die Bibel, den Katechismus und den Kalender) und ohne Umgang mit gebildeten Männern, durch eigenes Nachdenken und beharrliches Ausführen der Maßregeln, zu denen ihn ſein Verſtand leitete, nicht nur ein Vorbild für Verbeſſerung der Landwirthſchaft wurde, ſondern auch in der Erziehung ſeiner Kinder einen eigenthümlichen Weg einſchlug und ſich durch klare Begriffe über religiöſe Fragen, nachdem er von einem in jüngern Jahren herrſchenden Hange zu einer pietiſtiſchen Richtung zurückgekommen war, und durch treffende und überraſchende Urtheile über Verhältniſſe und Pflichten der verſchiedenen Stände auszeichnete. Seine einſichtsvolle Landwirthſchaft brachte ihn in Berührung mit Hirzel und wenn er auch von da an durch viele Bekanntſchaften mit hervorragenden Männern manche neue Kenntniſſe ſich erwarb, ſo blieb doch ſein ſchlichtes und einfaches Weſen und die Unbefangenheit und Naivetät, womit er ſelbſt fürſtlichen Perſonen gegenüber ſeine Anſichten vertheidigte, unverändert. Dabei beſaß er eine ſeltene Gabe, die Motive derjenigen, die ihn beſuchten, zu durchſchauen. — Kleinjogg ſtarb den 29. Sept. 1785. Wenn auch ſeine Verbeſſerungen des Landbaues ſeither weſentlich überholt worden ſind, ſo bleibt er immerhin merkwürdig durch den Anſtoß, den er gegeben hat, zumal ſpäter manches, worauf ihn ein richtiges Gefühl leitete, theoretiſch begründet wurde. Zugleich gewährt das Beiſpiel, wohin der Menſch bei glücklichen Naturgaben durch eigene Anſtrengung und ohne fremde Belehrung gelangen kann, einen erhebenden Genuß.

(Gustav Tobler.)

KLEINLANGHEIM. In dem Winkel, wo der Gerichtsbezirk Wieſentheid mit dem kitzinger und dem mittelfränkiſchen Bezirke Markt Bibart zuſammenſtößt, erhebt ſich der Schwanberg (Schwabenberg), ein Promontorium des weſtlichen Steigerwaldes. In der Ebene nördlich von dieſem Berge liegen am linken Ufer des Mains, zwiſchen Caſtell und Stadtſchwarzach, die bairiſchen Märkte Kleinlangheim und Großlangheim. Der Markt Kleinlangheim, im Amtsbezirke Kitzingen, mit proteſtantiſcher Pfarrei und Dekanat im Conſiſtorialbezirke Baireuth, hat (1880) 1258 Einwohner, 583 Gebäude, 2 Kirchen, Schulen und Poſtexpedition. Zur Gemeinde gehören außer dem Markte Kleinlangheim 6 Mühlen und 8 Einöden. In der Markbeſchreibung des durch Kaiſer Heinrich II. dem Biſchofe von Würzburg zugetheilten Wildbannes wird Kleinlangheim Lanchem orientalis genannt und es gehörte, aller Vorausſetzung gemäß, dem Grafen von Caſtell. Im J. 1283 verpfändete nämlich Graf Hermann von Caſtell Kleinlangheim nebſt Schloß an den Burggrafen Friedrich III. von Nürnberg ſeinen Schwiegervater, von welcher Zeit an der Ort (zeitweiſe der Sitz eigener Amtsleute, z. B. Eberhard von Thungfeld, Hanns von Eſtenfeld, 1497) beim Burggrafenthum und ſpäter beim Fürſtenthum Ansbach blieb, bis letzteres an Baiern überging. Das Schloß wurde, unter Reſervirung des Oeffnungsrechtes, in der erſten Hälfte des 14. Jahrh. an die Caſtelle zurückgegeben. Im J. 1461 ward der Ort in der Fehde Biſchofs Johann III. mit Markgraf Albrecht von erſterm ausgeplündert, im J. 1487 das Rathhaus erbaut und im J. 1535 der erſte evangeliſche Prediger, Martin Forſter, dahin verordnet. — Der Markt Großlangheim (Großenlanckheim) wird bereits 816 genannt, da Graf Megingaud ſeine hier befindlichen Güter dem Kloſter Schwarzach vermachte. Gleichfalls im Amtsbezirke Kitzingen gelegen, mit (1880) 1204 Einwohnern, katholiſcher Pfarrei im Dekanat Stadtſchwarzach, 524 Gebäuden, 2 Kirchen, Schule, war Schloß, Pfarrei und Zehnt von Großlangheim in älterer Zeit im Beſitze der Grafen von Caſtell, kam aber ſpäter an das Stift Würzburg. Während des Bauernaufruhres litt der Ort durch die Durchzüge der rebelliſchen Haufen, die ſich beſonders den Wein der Großlangheimer munden ließen. Es ſcheint aber, daß ſich die Bürger ſelbſt mit den Bauern verbündet und gemeinſchaftlich mit ihnen das Schloß zerſtört haben,

Digitized by Google

denn als nach Dämpfung des Aufruhrs Biſchof Konrad von Würzburg dahin kam, koſtete es vielen Bürgern das Leben. Während der brandenburgiſchen Fehde wurde der Markt an Ulrich von Knörringen vergeben und blieb ſodann beim Stift Würzburg. Großlangheim hat einen der bedeutendſten Viehmärkte, mit Ausfuhr nach Mittel- und Norddeutſchland, ſowie beſonders nach Frankreich.

(Ferdinand Moesch.)

KLEINMEISTER. Dieſer nicht ganz zutreffende und nur eine äußerliche Form berückſichtigende Ausdruck bezeichnet eine Reihe deutſcher Kupferſtecher des 16. Jahrh. die ſich bei ihren Arbeiten meiſtentheils eines kleinen Formates bedienten. In dieſen beſcheidenen Raum verſtanden aber einzelne derſelben einen ſo reichen Kunſtinhalt zu bannen, daß ſie zu den beſten Meiſtern ihres Faches gerechnet werden müſſen. Uebrigens ſind mehrere derſelben auch als Maler rühmlich thätig geweſen, ſo wie ſie dem in ihrer Zeit in den ſchönſten Formen der Renaiſſance blühenden Kunſthandwerke durch Herausgabe trefflicher Entwürfe dieſer Richtung, die ſogenannten Ornamentſtiche, die herrlichſten Motive und ein reiches Material formvollendeter Vorlagen zuführten.

Einige dieſer in die Kategorie der Kleinmeiſter gehörigen Künſtler haben bereits in dieſem Werke ihre Erledigung gefunden; doch iſt ſeit dem Augenblicke ihrer Publication über einzelne eine ſolche Fülle neuer Entdeckungen und Berichtigungen früherer Irrthümer zu Tage gefördert worden, daß wir die Ergebniſſe der Forſchung hier einzuſchalten für geboten erachten.

Aldegrever (Heinrich), geboren um 1502. Die letzte Jahreszahl auf ſeinen Stichen iſt 1555, das Todesjahr ſelbſt unbekannt. Er lebte in Soeſt, war entſchiedener Anhänger der Reformation und bildete ſich als Künſtler nach Dürer, deſſen Grabſtichelmanier er trefflich nachahmte, ohne dabei die Originalität ſeiner künſtleriſchen Ausdrucksweiſe zu erlangen. Auch B. Beham ſowie G. Pencz wirkten auf ihn ein; nach Zeichnungen des letztern ſtach er fünf Blätter. Seine Ornamentſtiche, beſonders die ebenſo ſchönen als ſeltenen Vorbilder zu Goldſchmiedearbeiten und Dolchſcheiden, werden ſehr geſucht. Im ganzen ſind 291 Kupferſtiche von ihm bekannt, darunter einige geätzte Blätter, und 3 Holzſchnitte. Als Maler verdient Aldegrever hauptſächlich ſeiner Bildniſſe wegen Beachtung. Solche Bilder beſitzt die Galerie Liechtenſtein in Wien, Braunſchweig, Breslau, Baſel und einzelne Privatſammlungen (Meyer, Künſtler-Lexikon I, 239).

Altorfer (Albrecht), geboren vor 1480, gehörte der Rathsfamilie der Altorfer zu Landshut an, wurde 1505 Bürger in Regensburg, wo er als Maler, Baumeiſter, Kupferſtecher und Holzſchneider thätig war und ſich als Beſitzer mehrerer Häuſer eines gewiſſen Wohlſtandes erfreute, wie auch aus ſeinem künſtleriſchen Nachlaſſe zu erſehen iſt, in dem ſich viele ſilberne Becher, ein Gemälde von Dürer, ferner Armaturgegenſtände, eine Bibliothek und mehrere ſeiner Bilder verzeichnet finden. In Regensburg wurden bis in unſer Jahrhundert hinein viele ſeiner Bilder und graphiſchen Werke aufbewahrt, die nun in alle Welt zerſtreut ſind. Ob Altorfer Dürer's Schule beſuchte, iſt nicht ſicher nachzuweiſen, doch iſt er von ihm ſtark beeinflußt. In ſeiner Kunſtthätigkeit macht ſich auch der Umſtand geltend, daß er gern fleißige Landſchaftsſtudien nach der Natur machte, ſodaß in ſeinen kleinen Blättern oft die Landſchaft die Hauptſache, die figürliche Scene nur Staffage iſt. An der Schwelle des Uebergangs von der Gothik zur Renaiſſance ſtehend, wendet er beide Formen in bunter Miſchung an. Seine Blätter mit Architekturen laſſen uns den verſtändigen Baumeiſter erkennen; hier ſind beſonders die beiden Blätter: das Innere und die Vorhalle der Synagoge zu Regensburg, zu nennen, die er vor ihrem Niederreißen aufgenommen hatte. Seine Bilder ſind in den öffentlichen Galerien zerſtreut; beſonders beſitzt München, Wien, Augsburg, Nürnberg und Berlin echte Werke ſeiner Hand. Man kennt 113 Kupferſtiche und 70 Holzſchnitte von ihm. Altorfer ſtarb 1538 (Meyer, Künſtler-Lexikon I, 536).

Beham (Barthel), geboren um 1502 in Nürnberg, geſtorben 1540 in Italien. Er wird ein Schüler Dürer's genannt, doch bleibt es ungewiß, ob im engeren oder weiteren Sinne, es iſt wahrſcheinlich nur in letzterer Weiſe. Er erhielt ſchon vor 1524 das Bürgerrecht, wurde aber wegen Gottesleugnung 1525 aus der Stadt verwieſen. Merkwürdig genug wandte ſich 1527 der Verwieſene nach München, wo der Hof ſtreng katholiſch war. Vielleicht bereute er ſeinen früheren Unglauben und that Buße. Hier fand er genug Beſchäftigung; er malte für die Herzoge Wilhelm und Ludwig viele Bildniſſe (16 werden noch in Schleißheim aufbewahrt) und wurde vom Hofe in Ehren gehalten. Auch hiſtoriſche Compoſitionen malte er, ſo das Wunder des heiligen Kreuzes (Pinakothek). Als Karl V. in München 1530 einzog, mag ihn der Künſtler ſchnell gezeichnet haben; danach entſtand ein Jahr darauf der ſchöne Stich. In der Galerie zu Augsburg iſt ſein Gemälde des Pfalzgrafen Otto Heinrich, das uns den Künſtler als tüchtigen Porträtmaler erkennen läßt. Weitere Kirchenbilder führte Beham im Auftrage des Grafen Werner von Zimmern aus und zwar für die Stadtkirche in Merskirch Anbetung der Könige, für die Kapelle des Schloſſes Wildenſtein (1536) Madonna mit Kind und Heiligen ſowie den Bildniſſen der Donatoren. Der Herzog ſandte den Künſtler, damit er ſich in ſeiner Kunſt vervollkommne, nach Italien, wo er 1540 unvermuthet ſtarb. Als Kupferſtecher ſteht er unter den Kleinmeiſtern obenan. Wir haben 94 Kupferſtiche von ihm, alle nach eigener Erfindung, mit Ausnahme eines einzigen mit der leſenden Sibylle, den er nach Rafael geſtochen hat. Italieniſchen Einfluß bekunden aber mehrere ſeiner Stiche, ſo insbeſondere die Frieſe, in welchen in figurenreicher Compoſition Kämpfe nackter Männer dargeſtellt ſind. Auch für das Kunſthandwerk ſind viele ſeiner Blätter zu Vorlagen beſtimmt und ſie ſcheinen einen großen Erfolg gehabt zu haben, da H. S. Beham mehrere derſelben nach des Meiſters Tode copirte, wol um der ſtarken Nachfrage entgegenzukommen. Auch iſt hervorzuheben, daß der Künſtler ſeinen Grabſtichel gern für Darſtellungen von Scenen aus dem Alltagsleben verwendete. So hat

Digitized by Google

er Soldatenfiguren ſeiner Zeit, Geſtalten des Bauernkrieges und des Bauernlebens mit trefflicher Charakteriſtik gezeichnet und in ſeinen kleinen Kunſtwerken verewigt. (Roſenberg, S. und B. Beham. — Aumüller, Les petits maîtres.)

Beham (Hans Sebald), geboren 1500 in Nürnberg, geſtorben in Frankfurt a. M., älterer Bruder des Vorhergehenden. Er wurde aus gleichem Grunde mit ſeinem Bruder und dem G. Pencz wegen Gottesläſterung und Gottesleugnung aus der Stadt verwieſen. Das Verhör mit den drei Künſtlern hat ſich noch erhalten. Die Schriften des Th. Münzer ſcheinen ihnen den Kopf verdreht zu haben. Unſer Künſtler begab ſich nach Frankfurt, wo er noch eine reiche Thätigkeit entwickelte, um ſo mehr, als ihn der berühmte Buchdrucker Egenolph zur Illuſtration vieler Werke verwendete, wie der Bibel, des Kunſt- und Lehrbüchleins, der Fechtkunſt. Daß ſich Beham auch mit der Malerei beſchäftigt hat, iſt gewiß, doch iſt nur ein beglaubigtes Gemälde erhalten worden; es iſt die Tiſchplatte mit der Geſchichte David's und der Bathſeba, die er für den Kurfürſten von Mainz gemalt hatte und die ſich gegenwärtig in Paris befindet. Es iſt ein Bild voll Leben, in den fröhlichſten Farben, geiſtreich erfunden und gezeichnet, und da der Künſtler für die dargeſtellten Perſonen die Trachten ſeiner Zeit wählte, überhaupt das Bild im Geiſte der Gegenwart componirte, ſo iſt es zugleich für die Culturgeſchichte ſehr wichtig. Außerdem iſt ſeine Mitarbeiterſchaft am Gebetbuche des Cardinals Albrecht (jetzt in Aſchaffenburg) erwieſen, das er mit Nik. Glockendon mit herrlichen Miniaturen zierte. Infolge der Nachrichten, die Sandrart über Beham zuſammengetragen hat, nahm man an, daß der Künſtler in Frankfurt einen Weinſchank beſeſſen und ein liederliches Leben geführt habe; ein anderer Schriftſteller (Hüsgen) läßt ihn ſogar dieſes ſeines wüſten Lebens wegen ertränkt werden. Alles dieſes iſt nicht wahr; wie hätte er ſonſt faſt 180 Stiche und viele Holzſchnitte ſchaffen können, die alle in Frankfurt entſtanden ſind, wenn er in einer Kneipe mit ſeinen Gäſten Orgien gefeiert hätte? Durch die neueſten urkundlichen Entdeckungen (von Säbl) iſt feſtgeſtellt, daß Beham mit der Obrigkeit in Frankfurt in beſtem Einvernehmen ſtand, von derſelben als Gegengabe für ein offerirtes Bild ein Geſchenk erhielt und auch ſeine Witwe ſich des obrigkeitlichen Wohlwollens erfreut habe. Aber auch der Weinſchank iſt zu den Mythen zu ſtellen, da es ſich herausgeſtellt hat, daß hier eine Perſonenverwechſelung ſtattgefunden hat. Der vermeintliche Weinwirth iſt der Büchſenſchäfter Hans Beham aus Heſſen geweſen. Als Kupferſtecher hat Beham eine reiche Anzahl der trefflichſten Blätter geliefert; man zählt deren 285; außerdem werden 311 Holzſchnitte genannt, doch iſt die alte Frage noch nicht zur Evidenz beantwortet, ob die Künſtler ſelbſt auch in Holz geſchnitten oder nur die Zeichnung für den handwerksmäßigen Holzſchneider verfertigt haben. Der Stoff dieſer reichen Thätigkeit wird allen Gebieten der Menſchengeſchichte entlehnt, der heiligen wie profanen Geſchichte, der Mythologie wie Allegorie und nicht minder dem Alltagsleben, das der Künſtler genial aufzufaſſen und zu geben verſtand. Auch wieder für das Kunſthandwerk hat er Vorlagen geboten, dabei aber ſich manche Compoſitionen ſeines verſtorbenen Bruders angeeignet, die er wie ein Vermächtniß betrachtet zu haben ſcheint. (Roſenberg, S. und B. Beham. — Aumüller, Les petits maîtres. — Seibt, Studien zur Kunſt- und Culturgeſchichte.)

G. Pencz, geboren in Nürnberg 1500, geſtorben in Königsberg 1550. Er war der dritte, der vom Nürnberger Senat 1525 mit den beiden Beham verbannt wurde. Später war ihm auf ſein Bittgeſuch die Rückkehr erlaubt worden. — Zu den Kleinmeiſtern werden ſchließlich noch Virg. Solis (der beſonders für das Ornament thätig war), J. Bink, P. Flötner, Joſt Amman und viele Monogrammiſten des 16. Jahrh. gerechnet, d. h. Stecher, die ihren Namen unter einem Buchſtaben oder figürlichen Zeichen verbargen. Doch ſind viele dieſer Monogramme in der Folgezeit von der Forſchung erklärt worden. *(J. E. Wessely.)*

Kleinpolen, ſ. unter Grosspolen.

KLEINRUSSEN (ethnographiſch, geſchichtlich und literarhiſtoriſch). I. Ethnographie. Die Kleinruſſen ſind ſowol in ethnographiſcher als auch in ſprachlicher Hinſicht ein von den Ruſſen (Großruſſen) verſchiedener ſlawiſcher Volksſtamm. Die beiden Nationalitäten — Kleinruſſen und Ruſſen — wurden durch mehrere Jahrhunderte ſeit ihrem Auftreten in der Geſchichte mit beſondern Namen bezeichnet; und zwar hießen die ehemaligen ſlawiſchen Volksſtämme im heutigen ſüdweſtlichen Rußland ſeit dem 9. Jahrh., die Bewohner des heutigen Wolhyniens und Galiziens ſeit dem 11. Jahrh. Reußen oder Ruthenen (Rus', Ruſyny), wogegen die Bevölkerung der Territorien von Roſtow-Susdal und von Wjatka ſeit dem 15. Jahrh. mit dem Namen Moskoviter (Moskwa) belegt wurde. Jene Benennung nahmen bekanntlich zunächſt die am Dniepr wohnenden Polanen von den warägiſchen Ruſſen (Normannen) an, welche obwol ſie den herrſchenden Stand bildeten, in kurzer Zeit ſich mit den beherrſchten Slawen amalgamirten und deren Sitten und Sprachen annahmen. Die Moskoviter dagegen, im engeren Sinne des Wortes, übertrugen ihren Namen auf jene ſlawiſchen Stämme des nördlichen Rußlands, welche ſich mitten unter den Finnen angeſiedelt hatten. Wie nun einerſeits diejenigen Slawen, die den Namen „Reußen“ (Ruſſen) annahmen, den warägiſch-normanniſchen Abenteurern den Stempel ihrer heimatlichen Cultur aufprägten, ſo überflügelten andererſeits die unter den Finnen wohnenden ſlawiſchen Stämme dieſe ihre Nachbarn bald in jeder Beziehung und abſorbirten dieſelben in politiſcher und ſocialer Hinſicht völlig. — Obwol es nun wahrſcheinlich iſt, daß das Territorium von Roſtow-Susdal, wo die Centralgewalt im 12. und 13. Jahrh. den Grundſtein zum moskovitiſchen Reiche legte, zur Zeit der Bildung des Gemeindeweſens bei den zahlreichen ſlawiſchen Stämmen lediglich von Finnen bevölkert war, ſo mögen doch die ſtarken Zuflüſſe von Coloniſten aus dem überfüllten Nowgorod, aus dem Gebiete von Smolensk und Wjatka, ſowie aus Südrußland ſchon im 10.

Digitized by Google

Jahrh. zur Umgeſtaltung der dortigen aſiatiſchen Zuſtände viel beigetragen haben. — Nachdem nun das Großfürſtenthum Moskau die politiſche Rolle der durch die Mongoleneinfälle und bürgerliche Fehden ruinirten rutheniſchen Metropole Kijew übernommen hatte, ſo eignete es ſich nun auch den Namen ſeines nunmehr ungefährlichen Nebenbuhlers an, um als deſſen rechtmäßiger Erbe aufzutreten und mit dem alterthümlichen populären Namen ſämmtliche ſlawiſche Volksſtämme zu umfaſſen. Nach dieſer folgenreichen Annectirung blieb das alte Land der Reußen (Rus') ohne Namen, während doch die zwei Nationalitäten unmöglich auf die Dauer gleich benannt werden konnten. Es hieß alſo das moskovitiſche Großfürſtenthum „ruſſiſch", und demgemäß das ganze centraliſirte Reich „Rußland" (Rus'). Das eigentliche Land der Reußen oder Ruthenien mußte ſich nach einem neuen Namen umſehen; doch kam es zu keiner feſten einheitlichen Benennung. Die neuen Ausdrücke „Kleinrußland", „Ukraina" (Grenzland), „das Hetmansgebiet" konnten ſich ſchon deshalb nicht durchgehends einbürgern, weil ſie entweder nur einen Theil der Nation bezeichneten, oder lediglich eine gewiſſe Epoche in der Geſchichte derſelben fixirten. Was die Bezeichnung „Kleinrußland" betrifft, ſo hat bekanntlich ſchon Georg II., der letzte rutheniſche Fürſt von Halitſch und Wladimir im J. 1334 den Titel „natus dux totius Russiae minoris" angenommen. Während aber im 14. Jahrh. mit dem Namen „Kleinrußland" die Fürſtenthümer Halitſch und Wladimir bezeichnet wurden, iſt damit in dem zwiſchen dem Koſacken-Hetman Bohdan Chmelnickij und Alexius, dem Großfürſten von Moskau, abgeſchloſſenen Vertrage von Perejaslaw (1654) das dem moskovitiſchen Reiche einverleibte Südrußland betheilt worden, wobei jenes Reich zum erſten mal „Großrußland" genannt wurde. Gleichwol wurde die Bezeichnung „Kleinrußland" erſt dann populärer, als das Großfürſtenthum Moskau mit ſeiner modernen ruſſiſchen Politik ſich wirklich als Großrußland geltend machte. Ferner werden die Kleinruſſen, zumal in Oeſterreich, auch „Ruthenen" genannt. Hierbei ſei erwähnt, daß die Bezeichnung „Rutheni" in lateiniſchen Annalen ſchon im 11. Jahrh. auftaucht. Dieſelbe gewann feſten Boden hauptſächlich im 15. und 16. Jahrh., als nämlich die Ausdrücke Rutheni und Moscovitae einander gegenübergeſtellt werden konnten. Der Stammesunterſchied wurde indeß ſeit der Einverleibung der Ukraina in das Großfürſtenthum Moskau (1654) zwei Jahrhunderte hindurch faſt gar nicht feſtgehalten. Seit dieſer Zeit nämlich verlor die altberühmte reußiſche Hauptſtadt Kijew ihre culturtragende Miſſion immer mehr, indem die bedeutendſten Gelehrten nach Moskau überſiedelten und dahin den Mittelpunkt der literariſchen Thätigkeit Rutheniens verlegten. Da aber die talentvollſten kleinruſſiſchen Schriftſteller ihre Dienſte dem neuen Vaterlande anboten und auf Grund ihrer Mutterſprache das moskovitiſche Idiom weiter ausbildeten, ſo konnte man ſich bei der in Kijew eingetretenen Apathie für jedwede politiſche und literariſche Thätigkeit daran gewöhnen, zwiſchen dem Kleinruſſiſchen und Moskovitiſchen keinen Unterſchied wahrzunehmen. Indem nun obendrein Peter der Große ſämmtliche kleinruſſiſche und moskovitiſche Territorien ſeines Reiches von Amts wegen als ruſſiſch gelten ließ, und der neuen geſammtruſſiſchen Literatur neuen Aufſchwung und Inhalt gab, ſo war es beinahe unvermeidlich, daß die kleinruſſiſche Sprache nur ein ſiechendes Daſein friſtete. — Das Bewußtſein der nationalen Sonderſtellung erhielt ſich bei den ſogenannten Kleinruſſen zwar fortwährend wach, doch konnte ihre Sprache ſich unter den gegebenen Umſtänden faſt gar nicht entwickeln, bis endlich im letzten Decennium des 18. Jahrh. die kleinruſſiſche Literatur in die naturgemäßen Bahnen ihrer weitern Ausbildung einlenkte (vgl. E. Ogonowski, Studien auf dem Gebiete der rutheniſchen Sprache. Lemberg 1880, S. 4—9).

Die Kleinruſſen unterſcheiden ſich von den Großruſſen nicht nur durch die Sprache, ſondern auch durch Körperbau, Sitten, Gebräuche, Temperament und überhaupt durch ihre geiſtigen Anlagen. Die Kleinruſſen zeichnen ſich größtentheils durch ſchlanken Wuchs, feingeformte Naſe, braunes Haar und ſchwarze Augen aus. Sie haben große Vorliebe für friedliches Familienleben, für Geſang und Muſik und bekunden eine Hinneigung zu demokratiſchen, freien ſocialen Einrichtungen. Ihr Seelenleben iſt intenſiv und beweglich. Weil ſie jahrhundertelang kein freudiges Nationalleben genoſſen haben, iſt die elegiſche Stimmung ein vorwiegender Zug ihres choleriſchen Temperaments. Die Großruſſen hingegen ſind gewöhnlich wohlbeleibt, mehr klein als groß, haben vorwiegend Stülpnaſe, blondes Haar und graue oder blaue Augen. In ihrem Familienleben ſpielt die Frau eine untergeordnetere Rolle. Der Großruſſe zeigt wenig Vorliebe für Geſang und Muſik, ſeine geſammte geiſtige Richtung iſt weniger ideal oder poetiſch als die des Kleinruſſen; vielmehr äußert er Hang zu lucrativen Erwerbsquellen, treibt gern Handel und Gewerbe, und zieht gern in die weite Welt, ohne von Heimweh ergriffen zu werden. Die poetiſche Stimmung der Kleinruſſen ſowie der proſaiſche Gemüthszuſtand der Großruſſen gibt ſich unter anderm auch in der Einrichtung des ländlichen Hausweſens kund. In den Dörfern der Kleinruſſen liegen die niedlichen Häuſer zwiſchen Obſtgärten, indeß die Ruſſen mit völlig baumloſen, armſeligen Häuſern vorlieb nehmen. Während die Dörfer in Südrußland gewöhnlich eine maleriſche Lage haben, zumal deren Häuſer hier und da bald auf Hügeln, bald in Thälern unter dem grünen Laubdache hervorblicken, ſtehen die großruſſiſchen Häuſer in einer ſchnurgeraden Reihe und bilden nur *eine* Dorfgaſſe. Charakteriſtiſch iſt aber der Umſtand, daß in den Ortſchaften des Gouvernements Kursk, wo die Kleinruſſen mit Großruſſen zuſammenwohnen, die den beiden Nationalitäten angehörigen Dorfbewohner ſich ſo ſtreng voneinander ſcheiden, daß die Kleinruſſen in der Regel die eine und die Großruſſen die andere Häuſerreihe der gemeinſchaftlichen Gaſſe einnehmen. Außerdem findet zwiſchen den verſchiedenartigen Dorfbewohnern ſo wenig Berührung und Gemeinſchaft ſtatt, daß die Angehörigen der einen Nationalität kein Ehebündniß mit denen der

Digitized by Google

andern eingehen und ſich überhaupt fern von ihnen halten.

II. Geographiſche Verbreitung der Kleinruſſen. Das kleinruſſiſche Volk bildet in einem geſchloſſenen Ganzen den ſüdweſtlichen Theil des europäiſchen Rußlands mit Ausſchluß der Krim und der anſtoßenden Landſchaften des Feſtlandes (der ſogenannten nogaiſchen Steppe). Außerdem wohnen die Kleinruſſen (Ruthenen) im öſterreichiſchen Oſtgalizien ſowie im nordweſtlichen Theile der Bukowina und ſteigen über die Karpaten auf ungariſches Gebiet hinab.

1) In Rußland nehmen die Kleinruſſen folgende Gouvernements ein: Kijew, Wolhynien, Podolien, Czernigow (mit Ausnahme des nordöſtlichen Theiles), Poltawa, Charkow, Jekaterinoſlaw, Cherſon, Taurien (mit Ausnahme der Krim, wo das Kleinruſſiſche faſt nur im weſtlichen Theile der Halbinſel von Kertſch heimiſch iſt), und das ganze Gebiet der czernomorſkiſchen und azowſchen Koſacken; ſodann die öſtliche Hälfte des Gouvernements Lublin, den ſüdöſtlichen Theil des Gouvernements Siedlce und Grodno, den ſüdlichen Theil des Gouvernements Minſk, den ſüdweſtlichen Theil des Gouvernements Kurſk und Woronez, ſowie den Kreis Chotin von Beſſarabien. Uebrigens gibt es auch anderwärts Colonien von Kleinruſſen, z. B. im Don-Gebiete, in Saratow, Samara, Orenburg, Aſtrachan, ja ſogar im ehemaligen Gebiete der europäiſchen Türkei findet man Kleinruſſen an der Küſte des Schwarzen Meeres zwiſchen der Grenze von Beſſarabien und der Donau und ſtellenweiſe auch in der Dobrudſcha.

2) In Oeſterreich-Ungarn wohnen die Kleinruſſen (Ruthenen): in Oſtgalizien und im nordweſtlichen Theile der Bukowina; in den ungariſchen Comitaten Marmoros, Bereg, Ugocſa, Ung, in einem großen Theile von Saros, Zemplin und Zips, ſporadiſch in den Comitaten Abauj, Torna, Gömör, Szabolcs, Szatmar und Bihar, endlich im Comitate Bács-Bodrogh in der ehemaligen ſerbiſchen Wojewodina.

Das von den Kleinruſſen bewohnte Gebiet nimmt einen Flächenraum von 13,500 □Meilen ein. Die Geſammtzahl des Volkes beträgt laut der in Petermann's Geographiſchen Mittheilungen (24. Band, 1878, S. 334 a) enthaltenen Angabe 17,293,665, nach den Daten Czubinſkij's aber erreicht die Zahl der Kleinruſſen 20 Millionen (Trudy etnograf.-statist. ekspedicii v zapadno-russkij kraj, VII, 454). Nach der Angabe bei Petermann beträgt die Geſammtzahl der im europäiſchen Rußland wohnhaften Kleinruſſen 14,193,665 Seelen. Die Zahl der Ruthenen in Oeſterreich-Ungarn beläuft ſich zufolge der Volkszählung vom 31. Dec. 1880 auf 3,219,502. Zu dieſer Zeit gab es nämlich in Galizien 2,516,542, in der Bukowina 239,690, in Ungarn 460,000, in andern öſterreichiſchen Ländern 3270 Ruthenen. Hierbei ſei bemerkt, daß die Ruthenen nicht nur in den nördlichen Comitaten Ungarns anſäſſig ſind, ſondern daß eine bedeutende Zahl derſelben in neueren Zeiten von den Karpaten nach der ehemaligen Wojewodina in Südungarn überſiedelt iſt. So gibt es ſüdlich vom Franzens-Kanal in der Stadt Kereſtur 4731 Einwohner, lauter Ruthenen, die erſt in der Jetztzeit ſich als einen von den Serben verſchiedenen Volksſtamm manifeſtirt haben. Ferner wohnen dort 2736 Ruthenen in der Stadt Kucura. Ruthenen mit Serben vermiſcht gibt es auch in Slawonien, namentlich in den Ortſchaften Ruſzewo und Petrowce.

Zum kleinruſſiſchen Volksſtamm gehören auch die Weißruſſen: „Urſprünglich nur ein Zweig des kleinruſſiſchen Volkes haben ſie ſich infolge der Beeinfluſſung durch Polen und Litauer zu einer größeren ethniſchen Selbſtändigkeit entwickelt" (Peterm. Geogr. Mitth. 24. Bd., 1878, S. 337 b). Dem weißruſſiſchen Stamme gehört der überwiegende Theil der Einwohner der Gouvernements Witebſk, Smolenſk, Mohilew, Minſk, Grodno und Wilna an. Die Geſammtzahl der Weißruſſen beträgt 3,592,057.

Demgemäß geſtaltet ſich das ſtatiſtiſche Verzeichniß der Seelenzahl des kleinruſſiſchen Volkes folgendermaßen:

a) Kleinruſſen in Rußland	14,193,665
b) Ruthenen in Oeſterreich-Ungarn .	3,219,502
c) Weißruſſen	3,592,057
Geſammtzahl:	21,005,224

III. Mundarten der kleinruſſiſchen Sprache. Die kleinruſſiſche Sprache theilt ſich in Mundarten, die ſich voneinander hauptſächlich durch eigenthümliche Nuancen desſelben Lautſyſtemes unterſcheiden.

1) Die rothruſſiſche oder die eigentliche rutheniſche (ruſſiniſche) Mundart. Dieſelbe herrſcht a) in Oeſterreich-Ungarn und zwar in den oben (II, 2) bezeichneten Gebieten; b) in Rußland: im weſtlichen Theile der Gouvernements Podolien und Wolhynien, ſowie im weſtlichen Theile des Kreiſes Chotin in Beſſarabien; ferner iſt ſie in einem großen Theile des Gouvernements Lublin, in dem ſogenannten Weichſelgebiete, üblich. Die rothruſſiſche Mundart umfaßt drei Untermundarten: 1) die podoliſch-wolhyniſche, 2) die galiziſche oder Dnieſter-Untermundart und 3) die Gebirgs- oder die karpatiſche Untermundart. Zu dieſer letztern gehören die Idiome der Huzulen, Bojken, Lemken und der ungariſchen Ruthenen.

2) Die ſüdkleinruſſiſche (eigentlich ſüdoſt-kleinruſſiſche) Mundart. Dieſelbe umfaßt Theile der Gouvernements Minſk, Grodno, einen großen Theil von Wolhynien und Podolien, und Strecken in Beſſarabien; ferner beinahe das ganze Gouvernement Kijew, den ſüdlichen Theil des Gouvernements Czernigow, und herrſcht durchgehends in den Gouvernements Poltawa, Charkow, Jekaterinoſlaw, im Gebiete der czernomorſkiſchen und azowſchen Koſacken, ſowie im Gebiete von Taurien mit Ausnahme der Krim (vgl. II, 1), — weiter in einem großen Theile der Gouvernements Cherſon, Woroneſch und im ſüdweſtlichen Theile des Gouvernements Kurſk. — In der ſüdkleinruſſiſchen Mundart unterſcheidet man drei Untermundarten: 1) die nord-ukrainiſche, 2) die mittel-ukrainiſche und 3) die ſüd-ukrainiſche oder Steppen-Untermundart. — Die ſüdkleinruſſiſche Mundart iſt unter den kleinruſſiſchen Dialekten deshalb am wichtigſten, weil

Digitized by Google

in derſelben die ſchönſten hiſtoriſchen Lieder geſchaffen wurden. Derſelben haben ſich die bedeutendſten Schriftſteller bedient und ſie hierdurch zur Schriftſprache erhoben.

3) Die nordkleinruſſiſche (eigentlich nordweſtkleinruſſiſche) Mundart oder die Mundart von Poliſje (Waldregion). Dieſelbe umfaßt den nordweſtlichen Theil des Gouvernements Czernigow bis zum Fluß Desna, den nördlichen Winkel des Kreiſes Kijew und den Kreis Radomyſl des Kijewer Gouvernements, den öſtlichen Theil von Wolhynien, den ſüdlichen Theil des Gouvernements Grodno und Siedlce. In dieſer Mundart unterſcheidet man vier Untermundarten: 1) die czernigowſche Untermundart, die einerſeits zum Großruſſiſchen, andererſeits zum Weißruſſiſchen den Uebergang bildet; 2) die eigentliche nordkleinruſſiſche, die im ehemaligen Gebiete der Drewlanen herrſcht; 3) die Untermundart von Podlasje und 4) die ſchwarzruſſiſche im ehemaligen Gebiete der Dregowiczen, welche einige Eigenthümlichkeiten mit den Weißruſſen gemein hat.

4) Die weißruſſiſche Mundart. Dieſelbe herrſcht in den ruſſiſchen Gouvernements Witebsk, Smolensk, Mohilew, Minsk, Grodno und Wilna. Bezüglich der Eintheilung des Weißruſſiſchen in Untermundarten kann man nichts Beſtimmtes vorbringen, zumal da dieſelben keine eng abgegrenzten Gruppen bilden. Da die Wohnſitze der Weißruſſen nicht nur vom Lande der Kleinruſſen, ſondern auch von dem der Polen begrenzt ſind, bekundet die weißruſſiſche Mundart nebſt den der kleinruſſiſchen Sprache eigenen Hauptmerkmalen auch ſolche ſprachliche Differenzen, welche dem Polniſchen entnommen ſind.

IV. Wichtigere geſchichtliche Daten. Die dem kleinruſſiſchen Volke angehörigen ſlawiſchen Stämme bildeten vor der Berufung der Waräger-Fürſten aus Skandinavien einen Föderativverband mit demokratiſcher Organiſation. Demgemäß geſtaltete ſich ſchon unter der Regierung der erſten Fürſten aus dem Hauſe Rurik ein förmliches Ringen des Volkes gegen die Centralgewalt, um die althergebrachten autonomen Einrichtungen vor despotiſchen Eingriffen zu ſchützen. Namentlich die Volksverſammlung, „Witſche“ genannt, blieb noch lange Zeit ein feſter Hort der ehemaligen Volksrechte, die ſich ſogar den Fürſten gegenüber geltend gemacht haben. Die erſten Waräger-Fürſten ſorgten faſt gar nicht für die Intereſſen des Volkes, indem ſie der zumeiſt aus normanniſchen Abenteurern zuſammengerafften Kriegerſchar ihre Gunſt und Aufmerkſamkeit zuwendeten und die Vornehmeren derſelben allmählich zur dominirenden Ariſtokratie heranbildeten. Mit dem Volke kam der Fürſt gewöhnlich nur dann in Berührung, wenn er es mit ſeinem Hoflager wegen Steueraushebung heimſuchte; ſonſt ſtellten die unterjochten Stämme nicht ſelten ein Contingent von Freiwilligen, welche unter der Anführung von beuteluſtigen Fürſten weite Feldzüge unternehmen mußten. Mit Hülfe von zahlreichen einheimiſchen Scharen konnten Oleg und Igor ſogar Züge nach Conſtantinopel unternehmen, worauf reußiſche Fürſten mit den byzantiniſchen Kaiſern vortheilhafte Handelsverträge abſchloſſen. Während nun die erſten Waräger-Fürſten lediglich Eroberungsgelüſten fröhnten und ſich um die Volksintereſſen wenig kümmerten, wußte Wladimir der Große (980—1015) ſeine Herrſcherpläne mit wohlgemeinten Abſichten für das Volkswohl zu vereinigen. Um aber ſein Reich der byzantiniſchen Cultur näher zu bringen, nahm er im griechiſchen Cherſon (988) das Chriſtenthum an und gab nach ſeiner Rückkehr in Kijew den Befehl, daß alle ſeine Unterthanen getauft werden ſollten. Zwar gab es im Lande der Reußen Chriſten ſchon in der zweiten Hälfte des 9. Jahrh., indem die Schüler der Slawen-Apoſtel Cyrill und Method im Gebiete des jetzigen Galiziens und Wolhyniens das Chriſtenthum gepredigt haben ſollen, die allgemeine Bekehrung der Reußen fand jedoch erſt unter Wladimir ſtatt, worauf die erſten Grundlagen des Volksunterrichts gelegt wurden. Weil aber die Hierarchie größtentheils aus Griechen beſtand, welche für die wahren Volksintereſſen keinen Sinn hatten, ſo konnte das Chriſtenthum ſeinen veredelnden Einfluß auf die Gemüther der Reußen nicht allenthalben ausüben. Heidniſche religiöſe Anſchauungen blieben jahrhundertelang in der Volksmenge gang und gäbe und hemmten die geiſtige Cultur des Landes. Am meiſten aber wurde das Volkswohl durch die gegenſeitigen Befehdungen der Fürſten gefährdet. Nachdem Wladimir vor ſeinem Tode das Reich unter ſeine 12 Söhne getheilt hatte, wurde hierdurch der Grund zu endloſer Zwietracht der Fürſten und zur Zerrüttung des Landes gelegt. Obwol der jeweilige Großfürſt von Kijew zufolge des letzten Willens Wladimir's die Oberherrlichkeit über die übrigen jüngeren Fürſten ausüben ſollte, bewährte ſich dennoch dieſe Maßregel keineswegs: die Großfürſten wurden von andern mißvergnügten Verwandten oft bekriegt und nicht ſelten vom Throne geſtürzt, wobei die Theilfürſten untereinander einen furchtbaren Vertilgungskrieg zu führen pflegten. Das Volk mußte zuſehen, wie das Land ſeiner freien Vorfahren infolge der Gewaltthätigkeiten der Fürſten der Verheerung und Knechtſchaft entgegenging. Zwar machten die Volksverſammlungen in den größeren Städten ihre ſouveränen Rechte zuweilen geltend und traten hier und da der fürſtlichen Willkür entgegen, allein das Anſehen dieſer autonomen Körperſchaften ſank immer mehr, ſodaß im 13. Jahrh. das Volk den Fürſten gegenüber ſeinen Willen nicht mehr durchſetzen konnte.

Unter den Nachkommen Wladimir's ſind im 11. und 12. Jahrh. nur zwei Fürſten hervorzuheben, nämlich Jaroslaw, der Sohn Wladimir's, und ſein Urenkel Wladimir Monomach. Jaroslaw (1018—1054) zeichnete ſich durch Bildung aus und machte ſich um das Volkswohl namentlich dadurch verdient, daß auf ſeine Veranlaſſung der hochgebildete Reuße Hilarion, der erſte ſeines Stammes, zum Metropoliten von Kijew erwählt wurde (1051). Dieſer Großfürſt ward Urheber des erſten Geſetzbuches, „Prawda russkaja“ genannt, welches zunächſt für Nowgorod beſtimmt war, bald aber auch auf andere größere Städte übertragen wurde. Berühmter

Digitized by Google

als Jaroslaw war der Großfürſt Wladimir Monomach (1113—1125), welcher als Muſter eines weiſen, hochherzigen und friedfertigen Regenten hingeſtellt werden kann. Ihm gelang es, faſt das ganze zerbröckelte Reich unter ſeinem Scepter zu vereinigen, wobei er gegen die läſtigſten Feinde des Landes, d. i. gegen die wilden Polowzer, viele ſiegreiche Züge unternehmen konnte. Er war der erſte unter den reußiſchen Regenten, welcher den armen Bauer (smerd) gegen jedwede Gewalt in Schutz nahm und demſelben ſeine Rechte angedeihen ließ. Doch dieſer Glanzpunkt in der reußiſchen Geſchichte ſchwand bald, und in der nachfolgenden Zeit geſtalteten ſich die politiſchen und ſocialen Verhältniſſe im Lande in jeder Beziehung ungünſtig. Der herrſchſüchtige Enkel des Wladimir Monomach, Andreas Bogolubskij, gründete im Norden, zu Susdal, ein von Kijew unabhängiges Großfürſtenthum und verfolgte ſeine ſeparatiſtiſche Politik mit großer Energie. Weil es nun in Kijew keine tüchtigen Großfürſten gab, ſo konnten thatkräftige und ränkeſüchtige Großfürſten von Susdal recht bald ein Uebergewicht über Kijew gewinnen. Die altberühmte reußiſche Hauptſtadt Kijew, welche in commercieller Hinſicht den Hauptſtapelplatz des Handels zwiſchen dem Orient und den Hanſaſtädten bildete, verlor nach und nach ihre politiſche Bedeutung, zumal da ſogar der Metropolit ſeinen Sitz nach Wladimir (am Fluſſe Klazma) verlegte, demzufolge die mit der Religion engverbundene byzantiniſche Cultur in der alten Reſidenzſtadt zu ſchwinden begann. In Susdal wurde ſomit der Keim zur künftigen moskovitiſchen Monarchie gelegt, wogegen in der Republik Nowgorod die alten freien Einrichtungen faſt bis zum Schluß des 15. Jahrh. fortdauerten.

Während die zu Kijew reſidirenden Großfürſten gegenüber den Großfürſten von Susdal-Wladimir ihren Vorrang nicht mehr behaupten konnten, bildete ſich zu Halitſch, ſüdweſtlich von Kijew, ein neuer Brennpunkt des politiſchen Lebens. Hier concentrirte ſich eine neue Thätigkeit zu Gunſten der Selbſtändigkeit von Ruthenien, zumal da die Fürſten Wladimirko, Roman und Daniel ihre Staatszwecke mit kluger Berechnung verfolgten. Der eroberungsſüchtige Roman regierte nicht nur in Halitſch, ſondern auch im wolhyniſchen Wladimir und übte die Oberherrlichkeit über Kijew aus. Namentlich Daniel erwarb ſich durch ſeine beſonnene Politik ſowie durch ſeine Heldenthaten einen wohlverdienten Ruhm in Europa, ſodaß Papſt Innocenz IV. ihn zur Annahme der kirchlichen Union mit Rom bewog und mit der königlichen Krone beſchenkte. Der Papſt verſprach ihm nämlich Hülfe gegen die verheerenden Einfälle der Mongolen und wollte ihn für ſeine weitgehenden Pläne in der damaligen Weltpolitik gewinnen. Weil aber die verſprochene Hülfe nicht zu Stande kam, zerriß Daniel alle Bande mit Rom und verblieb bei ſeinem orthodoxen Glauben. Ueberhaupt war Halitſch zu jenen Zeiten der Schauplatz vieler folgenreichen Begebenheiten. Bekanntlich haben daſelbſt die Ungarn zum erſten mal im J. 1188 feſten Fuß geſetzt, als Bela's Sohn Andreas ſich auf den halitſcher Thron ſchwang. Obwol die hochmüthigen Fremdlinge bald (1190) vertrieben wurden, haben doch die ungariſchen Könige auch ſpäterhin die Angelegenheiten von Halitſch beeinflußt, und im J. 1214 beſtimmte Andreas mit Hülſe des krakauer Fürſten Leſzko des Weißen ſeinen Sohn Koloman daſelbſt zum Könige, welcher ſodann von dem aus Nowgorod herbeigerufenen Fürſten Mſtislaw dem Tapfern vom Throne geſtoßen wurde (1218). Ebenderſelbe Mſtislaw ſetzte ſeinen künftigen Eidam, den ungariſchen Königsſohn Andreas, auf den Thron (1227), worauf die Ungarn zu Halitſch ſchalteten und walteten, bis ſie Daniel im J. 1229 abermals aus dem Lande vertrieb. Zwar kehrte Andreas (1231) noch einmal nach Halitſch zurück, doch nach ſeinem Tode (1233) machten die ungariſchen Könige ihre Anſprüche auf den halitſcher Thron nicht mehr geltend. Die größten Widerſacher des wackern Daniel waren jedoch die halitſcher Adelshäupter, Bojaren genannt, indem dieſelben im Lande eine mächtige Oligarchie bildeten und die Rechte des Fürſten auf alle mögliche Weiſe zu ſchmälern trachteten. Im Laufe ſeines vielbewegten Lebens gab Daniel zahlreiche Beweiſe von politiſcher Umſicht ſowie von aufopfernder Thätigkeit für das Wohl des Reiches. Schon als 20jähriger Jüngling kämpfte er (1224) am Fluſſe Kalka gegen die Uebermacht der Mongolen; im J. 1229 ſtritt er in Polen als Bundesgenoſſe Konrad's, Fürſten von Krakau und Mazowien, gegen Ladislaus, Fürſten von Großpolen, und 1254 unternahm er im Intereſſe des ungariſchen Königs Bela IV. einen Zug gegen die Czechen. Seine andern Kriegsthaten mögen übergangen werden; hier ſei nur noch ſeiner Beziehungen zum Hauſe der Babenberger erwähnt. Sein Sohn Roman war nämlich mit Gertrude, der Bruderstochter Friedrich's des Streitbaren, vermählt. Dieſe Ehe war durch den ungariſchen König Bela IV. veranlaßt, welcher, unterſtützt von öſterreichiſchen Großen, als Prätendent der babenbergiſch-öſterreichiſchen Erbſchaft gegen Ottokar aufgetreten war.

Ungeachtet Daniel durch ſeine weiſe Politik und ſeine Tapferkeit hoch berühmt war, konnte er doch der vordringenden Flut der Mongolenmacht keinen Damm entgegenſetzen. Im J. 1240 zerſtörten die wilden Mongolen Kijew, Halitſch und viele andere reußiſche Städte, und durch häufige Einfälle in der folgenden Zeit vernichteten ſie ſchonungslos die Cultur des Landes. Daniel beugte ſich vor dem mächtigen Khan Batu und machte ſich anheiſchig, ihm Tribut zu zahlen. Als Zeichen der nationalen Ohnmacht galt unter andern der Umſtand, daß Leo, Nachfolger Daniel's auf dem halitſcher Throne, im Auftrage des Khans ſich mit ſeinem Hülfscorps den Mongolen anſchloß, als dieſe einen Verheerungszug gegen Polen unternahmen.

Der bedrängten Lage der Kleinruſſen im jetzigen ſüdweſtlichen Rußland kam der mächtige Litauerfürſt Gedemin zu Hülfe, der um das J. 1320 faſt alle dortigen Gebiete theils durch Eroberung, theils durch Heirathsverbindung an ſein Haus brachte. Indeſſen fiel das Fürſtenthum Halitſch nach dem Tode des letzten reußiſchen Fürſten Georg II. dem Verwandten deſſelben, Boleslaus

Digitized by Google

Trojdenowicz zu, und nachdem dieſer eines plötzlichen Todes geſtorben war, nahm der polniſche König Kaſimir der Große (1340) das genannte Fürſtenthum ein, worauf es 1432 als Wojewodſchaft nach dem Muſter anderer polniſcher Provinzen organiſirt ward und bis zum J. 1772 unter der Botmäßigkeit der Polen verblieb. Während nun die der polniſchen Herrſchaft einverleibten Ruthenen des ehemaligen Fürſtenthums Halitſch in ihren politiſchen und nationalen Rechten verkürzt wurden, hatten die Kleinruſſen in Litauen zunächſt keinen Grund, ſich über die litauiſche Hegemonie zu beklagen, zumal da ihre Cultur bei den Litauern Eingang fand und ihre Sprache ſogar zur Hof- und Amtsſprache erhoben wurde. Leider dauerten dieſe Zuſtände nicht lange. Schon der litauiſche Fürſt Ladislaus Jagiello, der die polniſche Königin Hedwig geheirathet hatte, führte eine Perſonalunion zwiſchen Litauen und Polen herbei (1386), wodurch die Kleinruſſen des ſüdweſtlichen Rußlands in directe Verbindung mit Polen gebracht wurden. Jagiello war ein gefügiges Werkzeug des polniſchen Adels, der ſich zur Aufgabe ſtellte, die Kleinruſſen durch Druck und allerlei Uebergriffe allmählich zu entnationaliſiren. Als nun die politiſche Lubliner Union zwiſchen Litauen und Polen zu Stande kam (1569), liefen die Kleinruſſen Gefahr, von der polniſchen Hegemonie überwältigt zu werden. Namentlich nnter der Regierung des von Jeſuiten beeinflußten Sigismund III. konnte der orthodoxe kleinruſſiſche Adel gegenüber der mächtigen polniſchen Ariſtokratie ſeine Religion und Nationalität nicht mehr aufrecht erhalten. Die auf der kirchlichen Synode zu Breſt (1596) geplante Union mit Rom wurde von der polniſchen Regierung zum Deckmantel politiſcher Tendenzen benutzt. Man wollte ſämmtliche Kleinruſſen um jeden Preis poloniſiren, ebenſo wie man auch die Litauer ihrer Nationalität zu entfremden bemüht war. So wurden diejenigen Kleinruſſen, welche ihrem orthodoxen (griechiſch-orientaliſchen) Glauben treu blieben, in ihren Nationalitätsrechten ſchwer beeinträchtigt: die nicht unirten Biſchöfe erhielten keinen Sitz im Senate, und der kleinrnſſiſche Adel, der noch an ſeinem alten Glauben feſthing, beſaß keineswegs die faſt landesherrlichen Rechte und Privilegien, deren ſich die polniſche Ariſtokratie erfreute.

Als Vertheidiger der verletzten Rechte der kleinruſſiſchen Nationalität traten ſofort die Koſacken auf. Dieſelben bildeten in Südrußland eine Art von Republik am Dnepr und machten ſich die Bekriegung der Tataren und Türken zur Hauptaufgabe ihrer Miſſion. Die Bildung dieſes Kriegslagers von Freiwilligen reicht in die zweite Hälfte des 15. Jahrh. hinauf. Hier fanden Zuflucht diejenigen Landleute, die der harten Leibeigenſchaft entronnen waren, und überhaupt Leute, die mit der polniſchen Adelsherrſchaft unzufrieden waren. Ja hier ſtellten ſich auch manche kleinruſſiſche Adelige ein, von denen die tüchtigſten zu Hetmanen (Aufführern) freiwillig gewählt wurden und der bunten Schar der Koſacken die Kriegsdisciplin einübten. Schon im 16. Jahrh. fuhren die Koſacken auf leichten Kähnen den Dnepr hinab ins Schwarze Meer, erſchienen nicht ſelten in der Nähe von Conſtantinopel und ſuchten ſogar die aſiatiſchen Küſten der Türkei heim. Da nun die Koſacken als Unterthanen des polniſchen Reiches betrachtet wurden, wandte ſich die Türkei häufig an die polniſche Regierung mit Klagen über ihre willkürlichen Kriegszüge. Der energiſche polniſche König Stephan Batory war der erſte, der ſein Augenmerk auf die genannte Kriegerrepublik richtete und dieſelbe einer beſtimmten Reform zu unterziehen beabſichtigte. Er geſtattete zwar den Koſacken, ihren Hetman ſelbſtändig zu wählen, doch ſollte die Beſtätigung der Wahl vom Könige abhängen. Uebrigens beſtimmte er für jeden Koſacken einen kleinen Sold und befahl, daß die Zahl dieſer Krieger im ſogenannten Regiſter erſichtlich gemacht werden ſollte. Dadurch wurde den Leibeigenen der Zutritt zu der ſo geſchaffenen Kriegerkaſte erſchwert, ja im J. 1590 wurde feſtgeſetzt, daß diejenigen Koſacken, welche nicht ins Regiſter eingetragen waren, den Leibeigenen zugewieſen werden ſollten.

Dieſe Abhängigkeit der Koſacken von der polniſchen Herrſchaft mußte den freiheitsliebenden Kleinruſſen misfallen. Daher ſammelten ſich die Unzufriedenen am untern Laufe des Dnepr hinter den ſogenannten Porogi (Steinſchwellen im Fluſſe), und unbekümmert um die polniſche Oberhoheit, wählten ſie ſelbſtändig ihre Hetmane und widmeten ſich ungeſtört ihren kriegeriſchen Beſchäftigungen. Hier verſchanzten ſie ſich auf zwei Inſeln, lebten ohne Weiber in hölzernen Kaſernen und befolgten eine ſtrenge Kriegszucht. Dieſe Koſacken ſtellten ſich zur Aufgabe: die Beſchützung der Landsleute vor Bedrückung ſowie die Bekriegung der Feinde des Chriſtenthums. Es begann nun ein Heldenzeitalter, welches in der Volksüberlieferung als ein ſteter Freiheitskampf dargeſtellt wird. Ein derartiges Gebaren der Koſacken aber konnte den polniſchen Oligarchen nicht behagen. Sie ergriffen die ſtrengſten Maßregeln gegen die ganze kleinruſſiſche Nation, zumal da die Verfechter der Freiheit der polniſchen Regierung ſtete Verlegenheiten bereiteten. Es wurde beſchloſſen, daß die Zaporoger Koſacken ſammt dem gemeinen Volke der Leibeigenſchaft anheimfallen ſollten.

In dieſer peinlichen Lage ſämmtlicher Kleinruſſen trat Bohdan Chmelnickij als Befreier der Nation auf. Scharen von Unzufriedenen ſtrömten ihm zu aus allen Gegenden Kleinrußlands, ja ſogar aus der fern gelegenen Wojewodſchaft Halitſch eilten viele Freiwillige dem ſogenannten „zweiten Moſes“ zu. Mit Hülfe der krimſchen Tataren beſiegte er die Polen (1648) in drei Schlachten in Südrußland, und war nahe daran, das Polenreich zu zertrümmern, indem er dem Feinde auch in der halitſcher Wojewodſchaft bei Zbaraž und Zborow (1649) bedeutende Verluſte beibrachte. Ja, in Zborow wurde der König Johann Kaſimir durch Belagerung ſo hart bedrängt, daß er in Chmelnickij's Hände gefallen wäre, wenn dieſer nicht Anſtand genommen hätte, den gottgeſalbten Landesherrn in ſeine Gewalt zu bringen. Man ſchloß daher bei Zborow einen Frieden, der für die kleinruſſiſche Ariſtokratie, für die Koſacken und die orthodoxe Geiſtlichkeit günſtig zu ſein ſchien; doch wurden die Städtebewohner und das Landvolk im Friedenstractate

Digitized by Google

mit keiner Begünſtigung bedacht. Da ſich nun das gemeine Volk in ſeinen auf Chmelnickij geſetzten Hoffnungen getäuſcht ſah, gab es ſeinen Unwillen gegen den Heerführer öffentlich kund und fing an, hier und da auf eigene Fauſt einen Guerrillakrieg gegen die Polen zu führen. Um dieſe Unzufriedenheit ſeiner Landsleute beizulegen, unternahm Chmelnickij (1650) einen neuen Krieg gegen Polen; doch das Kriegsglück war ihm nicht mehr hold, und er wurde in zwei Schlachten beſiegt. Harte Friedensbedingungen von ſeiten der Polen waren die traurige Folge der Dämpfung des kleinruſſiſchen Aufſtandes. Rathlos und gedemüthigt ſuchte Chmelnickij einen Ausweg aus ſeiner troſtloſen Lage. Bald knüpfte er Unterhandlungen mit Alexius Michajlowicz, Großfürſten von Moskau, an, worauf er zu Perejaslaw (1654) in Gegenwart der abgeſandten moskovitiſchen Bojaren das von ihm früher beſetzte Kleinrußland dem moskovitiſchen Reiche einverleibte.*) Beim Abſchluß dieſes Vertrages haben anweſende Bojaren dem kleinruſſiſchen Volke im Namen des Großfürſten volle nationale Autonomie garantirt.

Die nächſte Folge dieſes Vertrages war ein Krieg zwiſchen Moskau und Polen. Der Großfürſt zog ſelbſt an der Spitze der einen Heeresabtheilung nach Litauen und nahm die Hauptſtadt Wilna ein, während die zweite Heerſchar ſich nach Kleinrußland begab. Dieſem Zuge ſchloß ſich auch Chmelnickij mit ſeinen Koſacken an. Ja er bewog den ſchwediſchen König Karl (X.) Guſtav, einen Einfall in das durch innere Unruhen geſchwächte Polen zu machen. Die Schweden nahmen Groß- und Kleinpolen ein, beſetzten Krakau, worauf der König Johann Kaſimir aus dem Lande nach Schleſien floh. Da aber der Großfürſt Alexius in einen Krieg mit Schweden verwickelt wurde, war er nicht im Stande, zur ſelben Zeit auch den mit Polen begonnenen Krieg nachhaltig fortzuſetzen. Außerdem gab das kleinruſſiſche Volk recht bald ſeinen Unwillen über die moskovitiſche Wirthſchaft in der Ukraina laut kund. Infolge der Erſchöpfung und Rathloſigkeit ſchloß Alexius (1656) einen Waffenſtillſtand mit Polen.

Nach dem Tode Chmelnickij's (1657) bildeten ſich in Kleinrußland mehrere politiſche Parteien. Zunächſt traten zwei Parteien in den Vordergrund, nämlich die mit der polniſchen Ariſtokratie ſympathiſirenden Koſackenhäuptlinge einerſeits, andererſeits die Anhänger der moskovitiſchen Hegemonie. Der Vertreter der erſtern Richtung politiſcher Tendenzen war Jwan Wyhowskij, der bei Lebzeiten Chmelnickij's Generalſecretär des Koſackenheeres geweſen war und ſich ſpäter zur Würde eines Hetmans emporſchwang. Wyhowskij war ein Meiſter politiſcher Intrigue. Indem er die moskovitiſche Regierung ſeiner Treue und Ergebenheit verſicherte, trat er zu gleicher Zeit in Verbindung mit den polniſchen Oligarchen. Im J. 1658 ſchloß er zu Hadiacz einen Vertrag mit Polen, zufolge deſſen Kleinrußland neben dem eigentlichen Polen und Litauen den dritten gleichgeſtellten Theil des Reiches bilden ſollte. Doch Wyhowskij fand viele Widerſacher unter ſeinen Landsleuten, welche der polniſchen Oberherrſchaft abhold waren. Namentlich das gemeine Volk äußerte durch zahlreiche Aufſtände ſeinen Unwillen gegen die polenfreundliche Politik ſeines Hetmans, worauf dieſer gezwungen wurde, ſeine Würde niederzulegen. In Kleinrußland geſtalteten ſich die politiſchen Zuſtände mit jedem Tage ſchlimmer. Der die moskovitiſchen Intereſſen vertretende Hetman Bruchoweckij brachte durch ſeine Habſucht und Verſchmitztheit ſeinem Vaterlande unheilbare Wunden bei. Außerdem war die unerträgliche moskovitiſche Bevormundung der Kleinruſſen Urſache von Unruhen und blutigen Metzeleien. Bei ſo bewandten Umſtänden ſchloß Rußland mit Polen einen Waffenſtillſtand zu Andruſow (1667), wobei der Dnepr als Grenze zwiſchen beiden Reichen beſtimmt wurde. Dieſſeit dieſes Fluſſes verblieb nur Kijew bei Moskau.

Infolge der damals eingetretenen Lähmung der polniſchen und moskovitiſchen Partei in Kleinrußland bildete ſich eine dritte politiſche Fraction — die türkiſche. Der Vertreter dieſer Richtung war Peter Doroſzenko, welcher die Türkei zum Kriege gegen Polen bewog und Kleinrußland unter die Botmäßigkeit des Halbmondes ſtellte. Nun folgte ein langwieriger Krieg zwiſchen der Türkei und Polen, den erſt der polniſche König Johann Sobieski zum erwünſchten Abſchluß geführt hat. Nachdem aber Doroſzenko die türkiſche Partei in Stich gelaſſen und ſich mit Rußland verſöhnt hatte (1676), ſo brach der Krieg zwiſchen Rußland und der Türkei von neuem aus, demzufolge die Türken den Georg Chmelnickij, Sohn des berühmten Hetmans Bohdan Chmelnickij, zum Fürſten von Kleinrußland beſtellten. Doch dieſer Abenteurer konnte ſich in Kleinrußland keine Partei verſchaffen, worauf (1681) in dem zwiſchen Rußland und der Türkei abgeſchloſſenen Frieden zu Bakſchiſaraj der Dnepr als Grenzfluß zwiſchen Rußland und der Türkei feſtgeſetzt wurde. Somit war jetzt Kleinrußland in drei Theile zerſtückelt, da der öſtliche Theil dieſes Landes mit Rußland, die ſüdweſtlichen Gebiete mit Polen und die ſüdöſtlichen mit der Türkei vereinigt wurden.

Zum letzten mal raffte ſich Kleinrußland unter der Regierung Peter's des Großen zum Kampf um die nationale Exiſtenz auf. Während des Krieges des Zaren mit dem ſchwediſchen Könige Karl XII. vereinigten ſich nämlich zwei kleinruſſiſche Parteien, die polniſche und die moskovitiſche, und verſuchten mit Hülfe der Schweden dem Vaterlande zur Selbſtändigkeit zu verhelfen. Der Anführer dieſer beiden Parteien, der Koſacken-Hetman Jwan Mazepa, zeigte anfangs gleisneriſche Ergebenheit gegen Rußland und trat erſt vor der Schlacht bei Poltawa (1709) auf die Seite der Schweden. Hart rächte ſich der ſiegreiche Peter an den aufrühreriſchen Kleinruſſen: jede Spur einer Sonderſtellung wurde jetzt ſorgfältig verwiſcht. Die Kaiſerin Katharina II. hob (1764) die Hetmanswürde auf und

*) Das damalige Kleinrußland umfaßte nebſt der am linken Ufer des Dnepr gelegenen Ukraina auch das jetzige Gouvernement Kijew am rechten Ufer dieſes Fluſſes und nebſtbei (öſtliche) Theile des Gouvernements Podolien und Wolhynien.

Digitized by Google

ließ (1775) den Hort der Zaporogiſchen Koſacken, die Sicz (Sſitſch), vollends vertilgen. Der größere Theil der dortigen Koſacken ergab ſich in ſein unvermeidliches Schickſal und nahm mit Beeinträchtigung ſeiner Freiheit die großruſſiſchen Einrichtungen an; die Minorität dagegen ſegelte auf Kähnen den Dnepr hinab und bekam von der türkiſchen Regierung einen Anſiedelungsplatz an der Mündung der Donau. Die Kleinruſſen friſteten nun nach der Vernichtung des Koſackenthums ein kümmerliches Daſein; ſowol unter der ruſſiſchen als auch unter der polniſchen Regierung hatte die von Schickſalsſchlägen ſchwer heimgeſuchte Nation keine Ausſicht auf beſſere Zuſtände.

Im J. 1739 ſchloß Rußland mit der Türkei den Frieden zu Belgrad, demzufolge die Türkei an Rußland das ganze Steppengebiet zwiſchen dem Dnepr und Dnieſter abtreten mußte. Sogleich verließen die Türken Kleinrußland, wo ſie durch 70 Jahre gehauſt hatten. Seitdem fühlte Rußland allein die Folgen der unangenehmen Nachbarſchaft mit der Türkei, während Polen von jetzt an mit derſelben in Freundſchaft blieb. Für die polniſchen Magnaten waren nun die fruchtbaren Steppengebiete des der polniſchen Regierung unterthänigen Südrußlands eine herrliche Lockſpeiſe, weshalb ſie mit Genehmigung des Königs unermeßliche Landſtriche in Beſitz nahmen. Dieſe Maſſenüberſiedelung der polniſchen Ariſtokraten war für das kleinruſſiſche Landvolk unheilvoll, zumal der größte Theil deſſelben der Leibeigenſchaft anheimfiel. Wider den unerträglichen Druck des polniſchen Adels ſowol in ſocialer als auch in religiöſer Hinſicht erhob ſich das kleinruſſiſche Volk in Podolien (1767) und übte eine ſchreckliche Rache an den Adeligen ſowie an den Juden als den Pächtern der polniſchen Grundbeſitzer. Von den Anführern des Aufſtandes, Gonta und Zaliznjak, wurde zu Humań ein förmliches Blutbad angerichtet, worauf die Volksmaſſe das ganze Gebiet von Humań bis Bila Cerkow innehatte. Da Polen damals durch innere Unruhen zerrüttet wurde, ſo konnte es den genannten Aufſtand nur mit ruſſiſcher Hülfe unterdrücken. Ueberhaupt führte die in Polen unter den politiſchen Parteien herrſchende Zwietracht zur Beeinfluſſung der polniſchen Staatsintereſſen durch Rußland und Preußen. Die in den Jahren 1772, 1793 und 1795 erfolgte Theilung Polens führte zur Annectirung des größten Theiles der kleinruſſiſchen Territorien an Rußland. Galizien fiel an Oeſterreich bei der erſten Theilung Polens.

Das Schickſal der unter die zwei Großmächte Rußland und Oeſterreich getheilten Kleinruſſen war keineswegs gleich. Während in Rußland die nationalen und ſprachlichen Eigenthümlichkeiten dieſes Volkes zu Gunſten der großruſſiſchen Nation nach und nach planmäßig unterdrückt wurden, und der kleinruſſiſchen Sonderſtellung der Untergang drohte, hat man in Oeſterreich den Ruthenen freiere Entwickelung ihrer Sprache und Literatur gewährt und auch ihre nationalen Beſtrebungen gegen die Uebergriffe der Polen oft in Schutz genommen (vgl. übrigens den Artikel Russland).

V. Literarhiſtoriſche Ueberſicht. 1) Die Literatur hebt mit dem 11. Jahrh. an, nachdem die byzantiniſche Cultur zufolge der Annahme des Chriſtenthums ſich in Kijew bereits eingebürgert hatte. Indeſſen darf man nicht meinen, daß die genannte Cultur einen heilſamen Einfluß auf die Entwickelung einer einheimiſchen Literatur gehabt habe. In Conſtantinopel war damals die altclaſſiſche Literatur längſt in Verfall. An ihrer Stelle beſtand nur eine kirchliche Literatur, eine annaliſtiſch-hiſtoriſche Schriftſtellerei und eine Art gelehrter Literatur in Geſtalt von Chreſtomathien und Compendien des Wiſſens. Eine ſolche höchſt einſeitige literariſche Thätigkeit der Byzantiner konnte auf die friſche und jugendliche Natur der öſtlichen Slawen keineswegs belebend wirken. Außerdem fand am Hofe des Großfürſten Wladimir des Großen das orientaliſche Hofceremoniell Eingang, wodurch die Fürſten von ihren Unterthanen wie durch eine Chineſiſche Mauer geſchieden wurden. Da nun außerdem die reußiſche Hierarchie faſt ausſchließlich durch Griechen repräſentirt ward, ſo mußte unter der einheimiſchen Geiſtlichkeit, dem einzigen culturtragenden Elemente des Landes, recht bald ein Mangel jeder ſelbſtändigen Regung eintreten; dazu fand zwiſchen dieſen Vertretern der damaligen Aufklärung und der Volksmaſſe faſt gar keine Berührung ſtatt. Weil aber die von den Byzantinern nach Kijew verpflanzte Cultur einen kirchlichen Charakter hatte und durch die bulgariſche Kirche vermittelt war, ſo nahmen die geiſtlichen Schriftſteller die kirchenſlawiſche Sprache als Schriftſprache an, ähnlich wie bei den ſlawiſchen Völkern, welche ihre chriſtliche Cultur von Rom erhielten, z. B. bei den Polen, die gelehrten Werke zunächſt in lateiniſcher Kirchenſprache aufgezeichnet wurden. Gleichwol erwies ſich das Latein bezüglich der Entwickelung des Polniſchen nicht in dem Grade gefährlich, in welchem das Kirchenſlawiſche ſeine abſorbirende Kraft gegenüber dem Rutheniſchen äußerte. Die lateiniſche Sprache konnte nämlich die dominirende Stellung in der polniſchen Literatur nicht dauernd behaupten: die lebendige Volksſprache mußte dort einmal zu ihrem Recht gelangen, zumal da das lateiniſche Element mit dem ſlaviſchen keine Berührungspunkt hat. Ein anderes Los war der ſlawiſchen Kirchenſprache beſchieden, die mit dem Kleinruſſiſchen verwandt iſt. Die kleinruſſiſchen Schriftſteller nämlich, in der Anſicht, daß das Kirchenſlawiſche die richtige und einzige Schriftſprache ſei, vermieden es ganz, die gemeine Volksſprache zu literariſchen Zwecken zu gebrauchen. Somit geſchah es, daß die kirchenſlawiſche Sprache, der kleinruſſiſchen Ausſprache angepaßt, als Culturſprache des Volkes gelten ſollte, das doch ſeine eigene vom Kirchenſlawiſchen verſchiedene Sprache hatte.

Dieſer für das Volk unverſtändlichen Schriftſprache bedienten ſich zunächſt diejenigen kirchlichen Würdenträger, welche geborene Griechen waren und mit dem Volke in keiner Berührung ſtanden, dann aber verfaßten auch geborene Reußen; die ſich mitunter zu hohen Kirchenwürden emporſchwangen, wie z. B. der Metropolit von Kijew, Hilarion, ihre Werke in der Kirchenſprache. Ja ſogar ſchlichte Mönche, die doch mit dem Volke in häu-

Digitized by Google

ſiger Berührung ſtanden, bedienten ſich in ihren Schriften dieſer fremden Sprache. Glücklicherweiſe hatte nicht jeder Schreibende die Kirchenſprache vollkommen inne; nur dieſem Umſtande iſt es zu verdanken, daß in den Werken des 11.—15. Jahrh. mitunter Wortformen und Wendungen vorkommen, welche der damaligen kleinruſſiſchen Volksſprache entnommen ſind. Namentlich diejenigen Schriftſteller, welche dem weltlichen Stande angehörten, wieſen in ihren Werken Spuren der Volksſprache auf.

Eine wichtige Rolle im damaligen Culturleben der Reußen ſpielt das vom Einſiedler Theodoſius erbaute Höhlenkloſter (monastyr peczerskij) zu Kijew. Hier concentrirte ſich die geſammte literariſche Wirkſamkeit, demzufolge dieſes Kloſter zur Pflanzſtätte der Cultur geworden iſt.

Unter den Werken des 11. Jahrh. iſt namentlich das älteſte Denkmal des reußiſchen Criminal- und Civilrechtes, „Prawda russkaja“ genannt, hervorzuheben. In ſeiner urſprünglichen Form war es auf Geheiß Jaroslaw's, des Sohnes Wladimir's des Großen, zu Gunſten Nowgorod's in 17 kurzen Artikeln abgefaßt. Nachdem aber dieſe juridiſche Urkunde von den Nachfolgern Jaroslaw's durch Zuſatz neuer Artikel vermehrt worden war, und ſich namentlich in der gerichtlichen Praxis als brauchbar erwieſen hatte, wurde ſie nach und nach zum Geſetzbuche des ganzen Landes erhoben. Dieſelbe beruht auf altherkömmlichen, geſetzlichen Beſtimmungen der ehemaligen Häupter einzelner ſlawiſcher Föderativſtämme, die der Bildung des reußiſchen Staates zu Grunde liegen. Was die ſprachlichen Eigenthümlichkeiten dieſes Denkmales betrifft, ſo ſind dieſelben deshalb intereſſant, weil in ihnen Spuren des Altrutheniſchen vorliegen.

Im 12. Jahrh. hat ſich das literariſche Leben im Lande der Reußen ziemlich vielſeitig geſtaltet. Von den vielen Schriftwerken dieſer Zeit ſind namentlich drei hervorzuheben: a) die Pilgerfahrt des Mönches Daniel nach dem Heiligen Lande (Pałomnyk Danyła mnycha); b) die ſogenannte Chronik Neſtor's, und c) das Lied vom Heereszuge Igor's gegen die Polowzer. Der uns ſonſt nicht näher bekannte Mönch Daniel bietet in ſeinem um das Jahr 1115 abgefaßten Werke die Beſchreibung einer Pilgerreiſe nach und durch Paläſtina (ins Deutſche überſetzt von Leskien in der Zeitſchrift des deutſchen Paläſtinavereins Bd. VII).

Wichtiger iſt die älteſte rutheniſche Chronik, die gewöhnlich Neſtor, einem Mönche des Höhlenkloſters zu Kijew, beigelegt wird. Die eigentliche Geſchichte beginnt mit dem J. 862, d. i. mit der Berufung der drei Waräger-Fürſten Rurik, Sineus und Truwor, und erſtreckt ſich bis zum J. 1111, worauf der erſte Fortſetzer Neſtor's, Sylveſter, Vorſteher des Wydubyckiſchen Kloſters des heil. Michael, die weitern Annalen bis zum J. 1116 verfaßt hat. Dieſem Mönche Sylveſter wird auf Grund der neueſten Forſchungen Koſtomarow's (Věstnik Evropy, 1873, III) die Redaction der ganzen ſogenannten Neſtor'ſchen Chronik zugeſchrieben. Neſtor war lediglich ein Annaliſt des Kijew'ſchen Höhlenkloſters und lieferte nebſt einigen Heiligenlegenden nur das chronographiſche Material, das vom genannten Sylveſter geordnet und gehörig verwerthet ward.

Das Lied vom Heereszuge Igor's (Słowo o połku Igorewě) iſt eine wahre Zierde der altrutheniſchen Literatur. Es iſt die Schöpfung eines hochbegabten Dichters, welcher die Vorbilder der Nationalpoeſie wohlweislich zu ſeinen Gunſten ausgebeutet hat. Merkwürdigerweiſe ſind die aus Volksliedern entnommenen Motive in dieſem Gedichte dieſelben, welche noch heutzutage in dieſen naturwüchſigen Schöpfungen des Volksgeiſtes vorkommen. Zum Gegenſtand hat es den Heereszug des Fürſten Igor gegen das Nomadenvolk der Polowzer (1184), welches wegen ſeiner verheerenden Einfälle ins Land der Reußen eine Geißel Gottes genannt wurde.

Leider war das Igorslied ein Schwanengeſang des Dichters vor der wenige Jahrzehnte darauf folgenden Kataſtrophe. Die um die Mitte des 13. Jahrh. erfolgten Einfälle der Mongolen gaben der Entwickelung des intellectuellen und politiſchen Lebens im jetzigen Südrußland den Todesſtoß. Die Metropole Kijew, vom Chroniſten Adam von Bremen „aemula sceptri Constantinopolitani“ genannt, wurde in einen Schutthaufen verwandelt; jegliche Cultur ward im Keime vernichtet. Von nun an findet man im Laufe von drei Jahrhunderten kaum zwei nennenswerthe ſchriftliche Denkmäler. Ueber den geiſtigen Verfall ragt im 13. Jahrh. namentlich die wolhyniſch-galiziſche Chronik empor, welche ſich durch poetiſche Färbung ſowie durch lebhafte Schilderung auszeichnet.

Infolge des Verfalls jeglicher Cultur trat in religiöſer Hinſicht die Richtung auf die Apokryphenliteratur zu Tage. Zwar wurde dieſelbe in ihren Grundzügen aus Conſtantinopel über Bulgarien nach Südrußland verpflanzt, doch erwies ſich in dieſer Hinſicht auch die Phantaſie der Volksmaſſe ſchöpferiſch, ſodaß auch hier Producte zum Vorſchein kamen, welche von der Kirche proſcribirt wurden. Die Apokryphenliteratur hebt mit dem 12. Jahrh. an und erſtreckt ſich bis ins 18. Jahrh. Zu den älteſten Denkmälern derſelben gehört „Die Höllenfahrt der Mutter Gottes“, eine echt poetiſche Schöpfung, in welcher die Volksphantaſie den dichten Schleier zu lüften wagte, der die Qualen der Verdammten in der Hölle verhüllt.

Zur ſelben Zeit wurde ein Cyklus von romantiſchen Sagen, zumeiſt durch Vermittelung bulgariſch-ſlawiſcher Ueberſetzungen, auf reußiſchen Boden verpflanzt. Hierher gehörten die Sagen vom macedoniſchen Könige Alexander, vom Trojaniſchen Kriege, von den Thaten des Diogenes Akritas und dgl. Nebſtbei wurden, ebenfalls durch griechiſch-ſüdſlawiſche Vermittelung, auch orientaliſche Stoffe cultivirt, z. B. „Stephanites und Ichnilates“, und nur ſporadiſch tauchten ſelbſtändige Schöpfungen auf, wie die Erzählung vom kijew'ſchen Kaufmann Baſarga. Obwol nun dieſe Producte byzantiniſcher und orientaliſcher Cultur in die kleinruſſiſche Literatur Eingang fanden, ſo nahm doch die Volksmaſſe davon faſt gar keine Notiz. Nur die Apokryphenliteratur faßte in der-

Digitized by Google

ſelben tiefe Wurzeln, demzufolge noch jetzt die alten Legenden, Beſchwörungsgebete und Zauberformeln in verſchiedenen Varianten vorliegen.

Während die einheimiſche literariſche Thätigkeit in dem durch die Mongoleneinfälle zerrütteten Südrußland daniederlag, ſuchte man im Rechtswege wenigſtens den Beſitz von Grund und Boden vor Uebergriffen zu ſchützen. Nachdem nämlich das in das litauiſche Gebiet einverleibte ſüdweſtliche Rußland mit Polen vereinigt war (1386), errichtete die polniſche Regierung die ſogenannte kleinruſſiſche Matrikel, d. i. eine eigene Abtheilung in der königl. Hofkanzlei behufs der kleinruſſiſchen Redaction adminiſtrativer und gerichtlicher Acten, welche vom Könige ſowie vom Reichsrathe für die Wojewodſchaften des jetzigen ſüdweſtlichen Rußlands erlaſſen wurden. Außerdem wurde ſpäter verordnet, daß das Gerichtstribunal von Lublin als höhere Inſtanz gelten und die Autonomie des Landes verbürgen ſollte. Somit wurden ſeit der Mitte des 14. Jahrh. im ſüdweſtlichen Rußland viele kleinruſſiſche Urkunden und Privilegien abgefaßt, mittels deren die Rechtstitel des Privatbeſitzes vor Verletzung und Uebergriffen gewahrt werden ſollten. Hierher gehören auch ſolche Urkunden, welche in Rechtsſtreitigkeiten, ſowie aus Anlaß der Beſitzſtörung niedergeſchrieben wurden.

2) Die Wiedergeburt der claſſiſchen Studien in Europa ſowie das Zeitalter der deutſchen Kirchenreformation übten auf das ſüdweſtliche Rußland inſofern einen Einfluß aus, als daſelbſt Bibelüberſetzungen vorgenommen wurden und daneben grammatiſch-lexikaliſche Schriften zu Tage traten. Die erſte Bibelüberſetzung unternahm Franz Skoryna aus Polock, Doctor der Medicin, der ſich zu Wittenberg mit Luther und Melanchthon befreundet haben ſoll. Er lebte zu Wilna und überſetzte das Alte Teſtament aus der Vulgata in ein kleinruſſiſches Idiom, das ein Gemiſch des weißruſſiſchen Dialektes mit kirchenſlawiſchen Formen und Conſtructionen darſtellt. Ja, mitunter kommen in demſelben Polonismen und ſogar Čechismen vor. Jedenfalls war dieſe Bibelüberſetzung ein großartiges Unternehmen, zumal da Skoryna die althergebrachten Formen des verknöcherten Byzantinismus brach und die Bibel behufs „der guten Lehre des gemeinen Volkes" überſetzte. Nachdem er ſich im J. 1517 zu Prag niedergelaſſen hatte, befaßte er ſich mit der Drucklegung der Bibel im J. 1517, 1518 und 1519. Sodann kehrte er nach Wilna zurück und ließ 1525 das Pſalterbuch ſowie die Akathiſten und hierauf (1525—1528) die Apoſtelgeſchichte drucken.

Merkwürdigerweiſe fand die 1556—1561 erfolgte Ueberſetzung der vier Evangelienbücher aus dem Altbulgariſchen ins Kleinruſſiſche bis heutzutage keinen Verleger, obwol dieſelbe in ſprachlicher Hinſicht jedenfalls beachtenswerth iſt. Es iſt die ſogenannte „Handſchrift von Pereſopnica", welche von Michael Waſilewicz, dem Sohne des Protopopen von Sanok, unter Mitwirkung Gregor's, des Archimandriten von Pereſopnica, niedergeſchrieben ward. Einen Theil dieſer Handſchrift, nämlich den Text des Evangeliſten Lukas nebſt einigen Proben aus den übrigen Evangelien, hat Prof. P. Žyteckij zu Kijew 1876 herausgegeben. Während aber dieſe intereſſante Bibelüberſetzung der Drucklegung nicht gewürdigt wurde, hat Fürſt Conſtantin Baſil Oſtrogskij, ein hochgefeierter Verfechter der nationalen und kirchlichen Rechte der Kleinruſſen, die ganze kirchenſlawiſche Bibel zu Oſtrog in Wolhynien (1581) drucken laſſen. Eine unter ſeinen Auſpicien gebildete Geſellſchaft von Fachmännern beſorgte die Textherſtellung mit Hülfe der älteſten Handſchriften und lieferte eine für die orthodoxe Kirche beſtimmte Bibel, zu welcher der genannte Fürſt eine Vorrede geſchrieben hat.

Was die grammatiſchen Studien betrifft, ſo beſchränkten ſich dieſelben auf die Lehrbücher der kirchenſlawiſchen Sprache. Hierher gehörten die griechiſch-kirchenſlawiſche Grammatik *Ἀδελφότης* vom J. 1591, beſtimmt für die Schüler des Stauropegian'ſchen Inſtituts zu Lemberg, und die kirchenſlawiſche Grammatik des Laurentius Zizanij Tuſtanowſkij (Wilna 1596). Wichtiger iſt das Zizanij'ſche Lexikon (Wilna 1596), in welchem kirchenſlawiſche Wörter mittels kleinruſſiſcher Ausdrücke und Redeweiſen erklärt werden.

Im 16. Jahrh. wurden auch zwei Chroniken verfaßt, nämlich a) die abgekürzte Kijew'ſche Chronik, die ſammt der abgekürzten Nowgoroder Chronik nach der ſogenannten Supraſler Handſchrift vom Fürſten M. A. Obolenskij zu Moskau 1836 herausgegeben wurde; b) die litauiſche Chronik, veröffentlicht von Theodor Narbutt (Pomniki do dziejów litewskich, Wilna 1846). Namentlich dieſe letztere Chronik iſt ein wichtiger Beitrag zur Geſchichte des mit Litauen vereinigten ſüdweſtlichen Rußlands, zumal der dem 15. Jahrh. zugehörige, von Prof. Ignaz Danilowicz zu Wilna 1827 herausgegebene „Chroniſt der litauiſchen Großfürſten" auf einer ſtark interpolirten Handſchrift beruht.

Zu den wichtigſten literariſchen Producten des 16. Jahrh. gehört das litauiſche Statut (Statut łytowskij). Es iſt ein Geſetzbuch, das von den polniſchen Königen als litauiſchen Großfürſten zu Gunſten des Litauen einverleibten ſüdweſtlichen Rußlands bewilligt wurde. Daſſelbe exiſtirt in drei Ausgaben; die erſte, vom J. 1529 (genehmigt von Sigmund I.), ſowie die dritte Ausgabe vom J. 1588 (beſtätigt von Sigmund III.) wurde in kleinruſſiſcher Kanzleiſprache abgefaßt, wogegen die zweite Ausgabe unter der Regierung Sigmund Auguſt's (1566) Polniſch publicirt ward. Dieſes Geſetzbuch wurde von einigen des römiſchen Rechtes kundigen Fachmännern auf Grund der althergebrachten litauiſchen Sitten und Gebräuche abgefaßt, wobei auch das altrutheniſche Geſetzbuch „Prawda russkaja" hier und da zu Rathe gezogen wurde. Das litauiſche Statut behielt ſeine Rechtskraft lange Zeit hindurch, da es ſogar nach der Einverleibung der Ukraina in Rußland bis zum J. 1783 gebraucht wurde. Indeſſen darf man nicht meinen, daß das genannte Statut fortwährend als ein das ganze Gebiet der Kleinruſſen bindendes Geſetzbuch betrachtet wurde. Die Koſacken hatten ihre eigenen Gerichte und kümmerten ſich wenig um die Verordnungen des litauiſchen Statuts. Die größeren Städte dagegen erfreuten ſich verſchiedener Be-

Digitized by Google

günſtigungen zufolge des ſogenannten Magdeburger oder Sächſiſchen Rechtes, das ihnen noch unter der polniſchen Regierung verliehen ward und auch ſpäter unter der ruſſiſchen Regierung ſeine bindende Kraft nicht verloren hat.

Das 16. Jahrh. bildet überhaupt einen Wendepunkt in der Entwickelung der kleinruſſiſchen Cultur. Bisher galt die kirchenſlawiſche Sprache als Schriftſprache, wenngleich dieſelbe oft unwillkürlich mit kleinruſſiſchen Wortformen und Conſtructionen verſetzt ward. Nur die im 14. und 15. Jahrh. geſchriebenen Diplome und Urkunden wurden faſt durchgehends in kleinruſſiſcher Sprache verfaßt. Seit der Zeit der Bibelüberſetzungen aber trat daſelbſt ein Wendepunkt im Culturleben ein. Man fing allmählich an, den in Weſteuropa vorkommenden Neuerungen zu lauſchen, und gewann die Ueberzeugung, daß die weſteuropäiſche Aufklärung der geiſtigen Entwickelung des betreffenden Volkes freien Spielraum laſſe, während die byzantiniſche Cultur zum unerquicklichen Separatismus ſowie zur Erſtarrung führe. Dieſe Ahnungen einer beſſeren Zukunft in der Entwickelung des geiſtigen Lebens wurden großentheils verwirklicht, nachdem der kijewſche Metropolit Peter Mohyla ein höheres Lehrinſtitut, das ſogenannte Collegium, nach dem Vorbilde der krakauer Akademie (1632) errichtet hatte. Seit dem J. 1589 gab es nämlich zu Kijew eine von der kirchlichen Brüderſchaft geſtiftete Schule behufs der Erlernung der griechiſchen, kirchenſlawiſchen, lateiniſchen und polniſchen Sprache. Kirchliche Brüderſchaften machten ſich zu dieſer Zeit überhaupt um die Hebung der Aufklärung ſehr verdient. Dieſelben befaßten ſich zunächſt mit den Werken chriſtlicher Liebe und beſtanden meiſt aus Leuten weltlichen Standes. Neben den Handwerkern beſchäftigten ſich hier auch adelige Herren mit den Intereſſen der Kirchengemeinde, was namentlich dann der Fall war, als die Geiſtlichkeit ihre Pflichten außer Acht ließ. Sofort wurde der Wirkungskreis der Brüderſchaften erweitert: ſie erwarben ſich die Befugniß, Schulen und Buchdruckereien zu gründen, ſowie eine Art von Gerichtsbarkeit über die pflichtvergeſſene Geiſtlichkeit auszuüben. Infolge der Fürſorge der genannten Brüderſchaften entſtanden Schulen in Oſtrog, Lwow (Lemberg), Wilna, Kijew, Breſt, Minsk und andern Städten. Berühmt war dazumal namentlich die beim Stauropegianiſchen Inſtitute zu Lemberg eingeführte Brüderſchaftsſchule, die ſich ſeit der durch Joachim, Patriarchen von Antiochia, vorgenommenen Reform (1585) mächtig gehoben hatte, ſodaß talentvolle Jünglinge ſich zu ihrer Ausbildung aus Kijew nach Lemberg zu begeben pflegten.

Das an die Stelle der Brüderſchaftsſchule bei der Epiphaniaskirche in Kijew getretene Collegium erwies ſich bald nutzbringend. Nach der Annahme der Kirchenunion mit Rom (1596) entbrannte nämlich ein heftiger Streit zwiſchen den Unirten und Katholiken lateiniſchen Ritus einerſeits und den Anhängern der orthodoxen (griechiſch-orientaliſchen) Kirche andererſeits. Die Verfechter beider Intereſſen mußten zum Kampf gleich gerüſtet erſcheinen. Somit ſtudirten orthodoxe Candidaten geiſtlichen Standes in den Schulen der Jeſuiten, bevor Mohyla ſein Collegium errichtet hatte. Solche Schulen gab es in Wilna, Polock, Luck, Bar, Lemberg, ſowie in einigen andern Städten. Nach der Errichtung des genannten Collegiums aber war es überflüſſig, Jeſuitenſchulen zu beſuchen, zumal da Mohyla in ſeiner Schule den ganzen Apparat ſcholaſtiſcher Bildung mit lateiniſcher Vortragsſprache eingeführt hatte. Freilich litt dieſe Bildungsweiſe an manchen Gebrechen, hatte aber die Lichtſeite, daß mittels derſelben Südrußland der Cultur von Weſteuropa näher gerückt ward.

Unterdeſſen verharrte das Großfürſtenthum Moskau in ſtarrer Abgeſchloſſenheit. Der excluſive Charakter der byzantiniſchen Traditionen führte zu dem traurigen Reſultate, daß Moskau gleichſam von einer hohen Chineſiſchen Mauer umgeben wurde, hinter welcher ſich ein Zerrbild der byzantiniſch-orientaliſchen Cultur geſtaltet hatte. Die Thore dieſer Mauer ſprengten nun gelehrte Kleinruſſen, welche im kijewſchen Collegium ihre Bildung empfangen hatten. Hierher gehören die aufgeklärteſten Männer in Südrußland, wie Epiphanius Slawineckij, Joannicius Galatowſkij, Demetr Roſtowſkij u. a. Ihre Beharrlichkeit blieb nicht ohne Erfolg. Moskau brach ſich wirklich Bahn zur Annahme europäiſcher Cultur und verfolgte ſodann muthig ſeine politiſche Miſſion.

Obwol Peter Mohyla ſich um die Hebung der geiſtigen Cultur in Südrußland hoch verdient gemacht und der Entwickelung des literariſchen Lebens eine neue Richtung gegeben hat, ſo hat er doch nicht wenig dazu beigetragen, daß in die kleinruſſiſche Schriftſprache zahlreiche Polonismen Eingang fanden. Es hatte damals ein merkwürdiges Bewandtniß mit der Entwickelung der kleinruſſiſchen und polniſchen Schriftſprache. Während nämlich das Polniſche mit lateiniſchen Wörtern und Wendungen ſtark verſetzt ward, hat man das Kleinruſſiſche mit Polonismen untermiſcht, wodurch der Sprache eine gewiſſe Eleganz gegeben werden ſollte. Dieſe ſonderbare Manier wurde in Südrußland beinahe durch zwei Jahrhunderte hindurch eingehalten, bis endlich am Schluſſe des 18. Jahrh. Iwan Kotlarewſkij die Literatur in neue Bahnen gelenkt hat.

Die ſcholaſtiſche und dialektiſche Richtung der Aufklärung, welche der Metropolit Mohyla eingeſchlagen hatte, fand im Laufe des 17. Jahrh. viele Nachfolger. Unter andern zeichneten ſich insbeſondere zwei Verfechter dieſer mittelalterlichen Schulgelehrſamkeit aus, nämlich Lazar Baranowicz und Joannicius Galatowſkij. Dieſer bekundete einen ſolchen Eifer für polemiſche Excurſe, daß er ſogar gegen die Juden, Mohammedaner und Heiden zu Felde zog. Beachtenswerth iſt in dieſer Hinſicht ſein Werk „Messyja prawdywyj“ (Der wahre Meſſias), das zufolge des Auftretens eines neuen jüdiſchen Meſſias, Sabeta Sebi zu Smyrna, verfaßt war. Gedruckt wurde es zu Kijew in kleinruſſiſcher (1669) und polniſcher Sprache (1672).

Der Einfluß der abendländiſchen Geiſtesrichtung

Digitized by Google

zeigte ſich auch in der Abfaſſung von dramatiſchen Myſterien und Krippenliedern. Dem jeweiligen Profeſſor der Poetik im kijewſchen Collegium wurde nämlich zur Pflicht gemacht, jährlich wenigſtens eine „Komödie“ zu verfaſſen, welche von den Schülern dargeſtellt wurde. Obgleich nun die genannten Myſterien in Kijew mit dem Titel von Komödien belegt waren, ſo unterſchieden ſie ſich dennoch vom religiöſen Drama Weſteuropas hauptſächlich dadurch, daß in ihnen das komiſche Element — das ſogenannte Intermezzo — faſt durchgehends fehlte, weshalb die Zuſchauer in Kijew an den im bibliſchen Tone gehaltenen und in kirchenſlawiſcher Sprache abgefaßten Komödien keinen Gefallen haben konnten. Zu den bezüglichen Schriftſtellern gehören: Simeon Polockij (1628—1682) und Demetr Roſtowſkij (1651—1709). Polockij ſchrieb zwei Komödien: „Vom verlornen Sohne“ und „Vom Könige Nabuchodonoſor“. Roſtowſkij hingegen verfaßte ſechs Komödien, unter denen „Die Geburt Chriſti“ ſich dadurch auszeichnet, daß in derſelben manche aus dem Leben gegriffene Sentenz vorgebracht wird und die Hirten von Bethlehem in ihrer Manier den Typus der ukrainiſchen Hirten darſtellen.

Die genannten Komödien blieben ſomit ein Beſitz der Schule; die Volksmaſſe nahm an ihnen kein Intereſſe, weil dieſelben, im Grunde genommen, einen fremden Stoff behandelten. Populärer waren die Krippenvorſtellungen (dramy wertepnyji), wo Marionettenfiguren nicht nur die auf die Geburt Chriſti Bezug habenden Scenen, ſondern auch komiſche Situationen allerlei Art darſtellten. Hierbei wurden auch Weihnachtscantaten und Volkslieder geſungen.

Die unter der Anführung des Koſackenhetmans Bohdan Chmelnickij unternommenen Befreiungskriege riefen in ganz Südrußland Begeiſterung und allſeitige Thatkraft hervor. Es fanden ſich nun ſchriftgelehrte Koſacken, welche die hier einſchlägigen Begebenheiten mit ſeltener Wahrheitsliebe großentheils in kleinruſſiſcher Sprache beſchrieben. Zunächſt verfaßte im 17. Jahrh. ein Anonymus, der ſich Samowydec (Augenzeuge) nannte, Annalen über die Kriege Chmelnickij's ſowie über die Fehden, welche in Kleinrußland nach deſſen Tode fortdauerten. Dieſelben erſchienen gedruckt zu Moskau 1846 und zu Kijew 1878. — Im Anfange des 18. Jahrh. beſchrieben dieſelben Befreiungskriege zwei Männer: Gregor Hrabjanka und Samuel Welyczko. Die Annalen Hrabjanka's wurden zu Kijew 1854 und die des Welyczko zu Kijew 1848—1864 gedruckt. Namentlich das Werk Welyczko's iſt ein ſchätzbarer Beitrag zur Geſchichte Kleinrußlands, zumal die beigefügten amtlichen Urkunden und Briefe hervorragender Perſönlichkeiten für den Geſchichtsforſcher eine Fundgrube wichtiger Daten abgeben. Nennenswerth iſt auch die ſogenannte Lemberger Chronik (Lwowskaja litopyś), die mit dem J. 1498 beginnt und bis zum J. 1649 reicht (gedruckt zu Lemberg 1867). Der anonyme Chroniſt war mit dem Gange politiſcher Begebenheiten wohl vertraut und lieferte ein getreues Bild der ſocialen Zuſtände des mit Polen vereinigten Kleinrußlands. — Eine Compilation von Werken älterer kleinruſſiſcher Annaliſten ſowie polniſcher und litauiſcher Chronographen iſt die Chronik des Mönchs Leontius Bobolinskij vom J. 1699. Dieſelbe ſchildert wichtigere Begebenheiten ſeit der Erſchaffung der Welt bis zum Anfang des 17. Jahrh. Einige Fragmente dieſer intereſſanten und populären Chronik ſind der Ausgabe der Annalen Hrabjanka's beigegeben.

Die vorliegende Ueberſicht der kleinruſſiſchen Chronographie liefert den Beweis, daß die bezüglichen Werke großentheils nationalen Charakter bekundeten und auf einen weitern Leſerkreis berechnet waren. Höchſt auffallend iſt ſomit das Gebaren des Innocenz Giziel, Rectors des kijewſchen Collegiums, welcher im J. 1674 eine chronographiſche Ueberſicht (Synopsis) in kirchenſlawiſcher Sprache zu dem Zwecke ſchrieb, um die ehemaligen Großfürſten Kijews ſowie die Zaren von Moskau zu verherrlichen. Dieſes Werk war zwar zum Lehrbuch in ganz Rußland beſtimmt, aber einen reellen Nutzen hat wol niemand daraus gezogen.

Außerdem ſei noch derjenigen Schriftſteller gedacht, welche auf ſprachlichem Gebiete ihre Thätigkeit bekundeten. So gab Meletius Smotryckij (1619) zu Jewje bei Wilna eine kirchenſlawiſche Grammatik heraus, die 200 Jahre lang nicht nur in Rußland, ſondern auch in Serbien und Bulgarien als Lehrbuch diente. Eine kleinruſſiſche Grammatik wagte zwar niemand zu ſchreiben, indeſſen publicirte Pamwo Berynda zu Kijew 1627 ein umfangreiches Wörterbuch, in welchem nach dem Vorbilde des Lexikons von Laurentius Zizanij (1596) kirchenſlawiſche Wörter mittels kleinruſſiſcher Ausdrücke und Wendungen erklärt wurden.

Das 17. Jahrh. war ſomit an productiver literariſcher Thätigkeit in Südrußland ziemlich ergiebig. Freilich gab es auch Schriftſteller, welche ſich neben der kleinruſſiſchen auch der polniſchen Sprache bedienten (wie L. Baranowicz, J. Galatowſkij), dennoch wurde die Selbſtändigkeit des Kleinruſſiſchen noch immer aufrecht erhalten und an die Verdrängung deſſelben durch das großruſſiſche Idiom hatte noch niemand gedacht. Nachdem aber Peter der Große die Autonomie Südrußlands vernichtet hatte, ſchwand hier faſt jegliches literariſche Leben, zumal da talentvolle junge Männer immerfort nach Moskau und Petersburg berufen wurden. Die damaligen Verhältniſſe waren ſo unerquicklich, daß Theophan Prokopowicz, Sohn eines armen kijewſchen Bürgers, der ſich durch ſeine Geiſtesgaben zum Günſtling Peter's des Großen ſowie zum hohen Kirchenwürdenträger emporſchwang, zum Lobredner der Reformen des Zaren wurde. In ihm erſtarb jedwede Begeiſterung für das Heldenzeitalter Kleinrußlands, weswegen er in einem dramatiſchen Gedichte dem Verfechter der Freiheit ſeines Vaterlandes, Bohdan Chmelnickij, Worte in den Mund legt, welche füglich jeder ruſſiſche General äußern konnte, wofern er nur ſeinem Haſſe gegen die Polen oder unirten Kleinruſſen Luft machen wollte. Kleinruſſiſch ſchrieb man jetzt faſt gar nicht, weder in den mit Rußland vereinigten Gebieten noch in den Polen einver-

Digitized by Google

leibten Provinzen Kleinrußlands. Ruſſich und Polniſch waren die einzig berechtigten Sprachen, deren man ſich in der Schrift bedienen konnte. Die 20 Millionen betragende Seelenzahl der Kleinruſſen wurde von Staats wegen zum geiſtigen Tod verurtheilt. Kleinruſſiſche Sprache war nur Gemeingut des in Leibeigenſchaft ſchmachtenden gemeinen Volkes; der Adel war durch politiſche Umtriebe der betreffenden Regierung ſeinem Volke entfremdet; die Städtebewohner wurden von den Juden übervortheilt und ruinirt und die weltliche Geiſtlichkeit ſtellte ein klägliches Bild der größten Ignoranz und Armuth dar.

3) In dieſer Zeit, wo verſchiedenartige feindliche Elemente auf die Entwickelung der kleinruſſiſchen Literatur höchſt deſtructiv wirkten, trat Iwan Kotlarewſkij auf, der, beſeelt von echtem Patriotismus, die ſchöne und wohlklingende Volksſprache zur Schriftſprache erhoben hat. Infolge dieſes ſeines kühnen Unternehmens brach er der Entwickelung der vaterländiſchen Literatur neue Bahnen und iſt ſomit der Begründer der neuen nationalen Periode der kleinruſſiſchen Literatur geworden. Kotlarewſkij (geboren zu Poltawa 1769, geſtorben 1838) ſchrieb die traveſtirte Aeneide und zwei dramatiſche Sittenbilder: Natalka Poltawka (Natalie von Poltawa) und Moskal čariwnyk (Der Soldat als Zauberer). In der von echtem ukrainiſchem Humor ſprudelnden Aeneide ſind die moraliſch tief herabgekommenen Koſacken Gegenſtand einer herben Satire. Der Dichter wollte nämlich den geknechteten Abkömmlingen der ehemaligen freien, heldenmüthigen Koſacken durch Schilderung ihrer moraliſchen Gebrechen zur Weckung des Selbſtbewußtſeins ſowie zur Erkenntniß der menſchlichen Würde verhelfen. Er gedachte noch des alten Heldenruhmes ſeiner Ahnen, daher empfand er tiefen Schmerz darüber, daß die Ueberreſte der Koſacken ſeit der Vertilgung der Zaporogiſchen Siez (Sſitſch) ſogar der Erinnerung an die ehemalige Größe bar und ledig geworden waren. Nun galt es, um jeden Preis die Volksmaſſe moraliſch zu heben. Kotlarewſkij hätte dieſe Aufgabe vollkommen erfüllt, wenn er den Stachel ſeiner Satire nicht blos gegen die Nachkommen der ehemaligen gemeinen Koſacken, ſondern auch gegen die in Schwelgerei lebenden reichen Abkömmlinge der Koſackenhäuptlinge gewendet hätte. Leider wurde dieſe moderne Herrſchaft von ſeiner Traveſtie verſchont, da der Dichter es nicht wagen durfte, dieſe der kleinruſſiſchen Nationalität entfremdete neue Adelsgeneration an den Pranger zu ſtellen. Jedenfalls war er dem Nationalitätsprincip aufrichtig zugethan, weshalb er in dem dramatiſchen Sittenbilde Natalka Poltawka die Lichtſeiten derjenigen Klaſſe hervorhebt, deren Fehler und Gebrechen er in der Aeneide ſtreng geahndet hatte. Das Hauptverdienſt Kotlarewſkij's iſt aber, daß er das jahrhundertelang vernachläſſigte Volksidiom als Schriftſprache gelten ließ und in ſeinen geiſtvoll verfaßten Schriften ein Beiſpiel zur Nachahmung für die nächſten Generationen aufgeſtellt hat. Somit haben mehrere der folgenden Schriftſteller die Schreibweiſe Kotlarewſkij's wirklich nachgeahmt, z. B. Peter Artemowſkij Hulak, Michael Makarowſkij und Porphyr Korenickij. Ja ſogar der hochbegabte Gregor Kwitka Osnowjanenko hat in ſeinen Erzählungen die hier und da auftauchende Sentimentalität Kotlarewſkij's aus „Natalka Poltawka" entnommen.

Das großartige von Kotlarewſkij angeſtrebte Ziel bezüglich der Hebung der tiefgeſunkenen Volksmaſſe hat der geniale Gregor Kwitka großentheils erreicht. Derſelbe iſt zu Osnowa nahe bei Charkow im J. 1778 geboren, weswegen er ſich den Beinamen Osnowjanenko beilegte. Obwol er aus einer alten Adelsfamilie ſtammte, blieb er doch den Manieren der verweichlichten Ariſtokratie fern und wandte ſich dem Naturleben der Landbewohner zu. Hier erkannte er die Tiefe der Gefühle ſowie den Gehalt des Seelenlebens in der Volksklaſſe. Er ſchildert ſomit in ſeinen Erzählungen eine den höheren Ständen unbekannte Welt von idealen Seelenzuſtänden, malt mit Meiſterhand die ſchönſten Bilder des idylliſchen Landlebens und verweiſt mitunter auf abſchreckende Beiſpiele des ſchrankenloſen Waltens menſchlicher Leidenſchaften. Unter den 14 kleinruſſiſchen Schöpfungen dieſer Art zeichnet ſich namentlich der Roman „Marusja" aus. Der hochbegabte Schriftſteller hat ſich um das Wohl ſeiner Landsleute namentlich dadurch verdient gemacht, daß er die von der Schaubühne kriegeriſcher Thaten abgelenkten Ueberreſte der Koſacken in eine neue Welt des friedlichen Familienlebens einführte, in der ſie den Verluſt der Freiheit leichter verſchmerzen konnten. Nachdem er nun dieſe Volksklaſſe mit ihrem Schickſale einigermaßen verſöhnt hatte, trug er ſo manches auch zu ihrer Aufklärung bei und ſchrieb (1839) zu dieſem Zwecke ſeine „Briefe an die geliebten Landsleute" (Lysty do lubeznych zemlakiw). Kwitka verſuchte ſein Talent auch auf dem Gebiete des Dramas. Bemerkenswerth iſt namentlich ſeine Komödie „Szelmenko denszczyk", in welcher die moraliſchen Schwächen der höhern Stände der Ukraina geſchildert werden. Uebrigens ſchrieb er viele Werke in ruſſiſcher Sprache und bekundete ſein Talent faſt in allen Zweigen des menſchlichen Wiſſens. Er ſtarb zu Charkow im J. 1843.

Die von Kwitka eingeſchlagene Richtung der Entwickelung einheimiſcher Literatur wurde von Marko Wowczok weiter verfolgt. Dieſer Name iſt Pſeudonym einer Frau, Eugenie Markowycz, die das Volksleben von ſeiner realen Seite aufgefaßt hat. Wowczok ſchildert in ſeinen Novellen das Lebenslos der von der Leibeigenſchaft geknechteten Klaſſe ſo ergreifend und wahrheitsgetreu, daß man in ihnen eher das Product der Volksliteratur als die Schöpfung einer in höheren Kreiſen lebenden Dame zu erblicken glaubt. Die Schilderung der weiblichen Charaktere in den Novellen Wowczok's iſt in jeder Hinſicht vortrefflich und die Schreibweiſe überhaupt ſachlich und ſprachlich einzig in ihrer Art.

Während die genannten Schriftſteller durch populäre Schilderung der ſocialen Zuſtände ihre Landsleute moraliſch zu heben trachteten, hat der größte kleinruſſiſche Dichter, Taras Szewczenko (Schewtſchenko 1814—1861), die erhabenſten Ideen der Vaterlandsliebe ver-

Digitized by Google

fochten. Ein abgeſagter Feind des Despotismus und der Tyrannei hat Szewczenko Freiheit und Aufklärung auf nationaler Grundlage gepredigt. Als Sohn eines Leibeigenen war er ſchon in früher Jugend von glühendem Haſſe gegen jedweden Bedrücker der Menſchheit erfüllt, und nachdem er im J. 1838 durch die Bemühungen ſeiner Gönner die Freiheit erhalten hatte, bildete er ſeinen Geiſt in der Akademie der Künſte zu Petersburg ſowie durch Umgang mit gelehrten Männern und hervorragenden Schriftſtellern. Seine erſten Gedichte gab er 1840 im Almanach „Kobzar" heraus und errang ſogleich den Ruf eines bedeutenden Lyrikers. Die herrlichſten Producte ſeines genialen Geiſtes (wie Iwan Hus, Newolnyk, Kawkaz, Son, Družnje posłanije, u. a.) erſchienen 1844—1847. Damals weilte er unter ſeinen Geſinnungsgenoſſen Koſtomarow, Biłozerſkij, Artemowſkij-Hulak u. a., welche einen politiſchen Verein — eine mit dem Namen der Slawenapoſtel Cyrillus und Methodius bezeichnete Brüderſchaft — geſtiftet hatten. Das Programm dieſes Vereins war folgendes: 1) Befreiung der ſlawiſchen Völker von der Botmäßigkeit fremder Nationen, 2) Föderativbund ſämmtlicher ſlawiſcher Volksſtämme, 3) Aufhebung jeglicher Knechtſchaft und der Leibeigenſchaft, 4) Beſeitigung der privilegirten Stände, 5) Religionsfreiheit und Glaubenstoleranz, 6) Einführung der altſlawiſchen Kirchenſprache in ſämmtlichen Föderativſtaaten, 7) volle Freiheit im öffentlichen und Privatleben nebſt freier Preſſe, 8) Einführung einer jeden ſlawiſchen Sprache als Vortragsſprache in den betreffenden ſlawiſchen Ländern.

Nachdem die ruſſiſche Regierung von dieſem Vereine Kunde erhalten hatte, hat ſie faſt alle Mitglieder deſſelben mit Kerkerſtrafe und ſodann mit der Verbannung belegt. Szewczenko aber wurde nicht ſowol wegen Theilnahme an dieſer politiſchen Genoſſenſchaft, als vielmehr wegen Abfaſſung des epiſchen Gedichtes „Kawkaz" am ſtrengſten beſtraft. Man warf ihm vor, daß er das ruſſiſche Kaiſerhaus und die Regierung wegen Despotismus und verſchiedener Misbräuche an den Pranger ſtelle und von ſeiten der Unzufriedenen einen förmlichen Aufſtand in Ausſicht ſtelle. Kaiſer Nikolaus verbannte ihn in ferne kirgiſiſche Steppen, wo er ſein Leben lang als gemeiner Soldat ſchmachten ſollte. Dieſer herben Strafe mußte er ſich bereits im Juni 1847 unterziehen. Weil ihm das Schreiben ſtreng verboten war, verkümmerte theilweiſe ſeine Muſe, und deshalb haben ſeine ſpäteren Schöpfungen, ſogar das epiſche Gedicht „Neofity" nicht ausgenommen, nicht mehr den hohen poetiſchen Werth, welchen die zwiſchen 1838—1847 geſchriebenen Gedichte bekunden. Nachdem im J. 1857 dem Sänger infolge der Bemühungen ſeiner Gönner vom Kaiſer Alexander II. eine Amneſtie zutheil geworden, beabſichtigte er nach ſeiner Rückkehr in die Ukraina lediglich dem Volkswohle ſeine Dienſte zu widmen. Leider wurde ihm von der Vorſehung nicht gegönnt, den Tag der Befreiung ſeiner Landsleute von der Leibeigenſchaft (am 17. Mai 1863) zu erleben. Er ſtarb zu Petersburg am 16. Febr. 1861. Seinen Landsleuten gilt er als Verfechter der nationalen Selbſtändigkeit und der unverjährten Volksrechte, als Verkünder der unverfälſchten, echten Geſchichte, als Prophet der bevorſtehenden Wiedergeburt des ganzen Volkes. Als Lyriker behauptet Szewczenko einen der erſten Plätze in der Geſchichte ſämmtlicher ſlawiſcher Literaturen; als Epiker iſt er groß nur in denjenigen Schöpfungen, in denen er die nöthige Geiſtesruhe behauptet hat, wie es namentlich in den epiſchen Gedichten Kateryna und Najmyczka (Taglöhnerin) der Fall iſt.

Von den vielen andern Schriftſtellern, die ſich um die Hebung der Literatur in Südrußland zwiſchen 1830—1860 verdient gemacht haben, werden hier insbeſondere Hrebinka, Korſun, Makſymowycz, Metlinśkij, Storoženko und Koſtomarow hervorgehoben. Eugen Hrebinka veröffentlichte zu Petersburg 1834—1836 ſeine originell geſchriebenen Fabeln (Prykazki) und gab 1841 ſeinen Almanach „Łastiwka" (Die Schwalbe) heraus, wo ſich außer den Schriften von Borowykowſkij, Martowyckij, Czujbynśkij u. a. auch ſeine eigenen kleineren Gedichte vorfinden. — Alexander Korſun publicirte zu Charkow 1841 den Almanach „Snip" (Garben), in welchem unter andern Dichtungen und Ueberſetzungen aus dem Czechiſchen auch die Tragödie Koſtomarow's „Perejasławska nicz" (Die Perejaslaw'ſche Nacht) gedruckt ward. — Michael Makſymowycz (1804—1873) und Ambros Metlinśkij (1814—1869) haben bedeutende Sammlungen kleinruſſiſcher Volkslieder geliefert. Makſymowycz machte ſich um die Ausgabe des Gedichtes vom Heereszuge Igor's verdient und ſchrieb viele die kleinruſſiſche Sprache, Ethnographie, Geſchichte und Archäologie betreffende Abhandlungen in ruſſiſcher Sprache. — Alexius Storoženko (1806—1874) ſchrieb ein Schauſpiel unter dem Titel Harkusza. Ausgezeichnet ſind ſeine Novellen ſowol durch lebhaftes, naturgetreues Colorit als auch durch heitere Weltanſchauung und volksthümliches Gepräge. — Nikolaus Koſtomarow ſchrieb zwar außer der genannten Tragödie in kleinruſſiſcher Sprache nicht viel; gleichwol bekunden ſeine „Ukrainiſchen Balladen" (1839) ein bedeutendes Dichtertalent. Als Hiſtoriker Kleinrußlands hat er ſich bereits großen Ruhm erworben, und obgleich er ſeine diesbezüglichen Werke ſeit dem J. 1842 in ruſſiſcher Sprache verfaßt, hat er dennoch ſeinem Vaterlande durch objective Darſtellung der hiſtoriſchen Wahrheit weſentliche Dienſte geleiſtet. Koſtomarow hat ſich auch an der Ausgabe der im J. 1861 und 1862 erſchienenen literariſchen Monatsſchrift „Osnowa" eifrig betheiligt. Dieſelbe wurde unter der Redaction Baſil Biłozerſkij's theils in kleinruſſiſcher, theils in ruſſiſcher Sprache verfaßt und vertrat würdevoll die nationalen Intereſſen der Kleinruſſen.

Der fruchtbarſte kleinruſſiſche Schriftſteller iſt Pantalemon Kuliſz (geboren zu Woroneſch 1819). Sein Talent äußerte ſich glänzend im Verfaſſen von Novellen und Romanen, unter denen „Czornarada" (Der ſchwarze Rath) vom J. 1856 den erſten Platz einnimmt. Er ſchrieb auch Gedichte, jedoch mit minder glücklichem Erfolge, und veröffentlichte gleichzeitig Abhandlungen aus

Digitized by Google

dem Gebiete der vaterländiſchen Geſchichte. Große Verdienſte erwarb er ſich um die Förderung der Volksaufklärung, zumal er ein treffliches Elementarbuch, Hramatka benannt, (1857) veröffentlichte und wohlgelungene Bibelüberſetzungen (1869, 1870 und 1880) lieferte. Außerdem publicirte er im J. 1856 und 1857 eine werthvolle Sammlung von Volksliedern und Sagen (Zapiski o južnoj Rusi). Ueberhaupt war er bis zum J. 1876 einer der eifrigſten Verfechter der nationalen Selbſtändigkeit Kleinrußlands und der ruhmvollen Traditionen der Koſacken. Um dieſe Zeit tritt ein Wendepunkt in ſeinen politiſchen Anſchauungen ein: er verdammte das kriegsluſtige Gebaren der Koſacken und ſprach ſeine Sympathie für die Centraliſationspolitik Rußlands aus. Ja, in neueſter Zeit hat er in Kraszanka (Oſterei, 1882) und Chutorna poezyja (1882) ſeinem Vaterlande, gegenüber dem culturtragenden Polen, eine niedrige Stellung zugewieſen. Gegenwärtig beſchäftigt er ſich mit der Ueberſetzung der Werke Shakeſpeare's und hat 1882 zu Lemberg drei Dramen dieſes Dichters publicirt.

Von den in den letzten zwei Decennien auftretenden Schriftſtellern der Ukraina verdienen insbeſondere Lewickij-Neczuj, Staryckij, Rudanśkij und Konyśkij genannt zu werden. Iwan Lewickij (Pſeudonym Neczuj; geb. 1838) iſt der bedeutendſte Novelliſt der Jetztzeit. Vor etwa 10 Jahren huldigte er der romantiſchen Richtung in ſeinen Novellen und Erzählungen; nunmehr vertritt er den Realismus in der Literatur. Seine jetzigen Novellen und Romane zeigen eine volksthümlich-poetiſche Färbung, naturgetreue Schilderung ſowie plaſtiſche Darſtellung und zeichnen ſich durch eine muſtergültige Sprache aus. — M. Staryckij gab lyriſche und dramatiſche Gedichte heraus und lieferte (1876) eine Ueberſetzung ſerbiſcher Volkslieder. Im J. 1882 überſetzte er den „Hamlet" von Shakeſpeare und gab 1883 den Almanach „Rada" heraus. — Stephan Rudanśkij überſetzte Homer's Iliade und publicirte mehrere gelungene Bruchſtücke davon in der lemberger periodiſchen Zeitſchrift „Prawda" (VIII. IX. X. Bd.), wogegen Alexander Konyśkij ſich als populärer Romanſchriftſteller bewährt hat. Schließlich ſei bemerkt, daß P. Czubinśkij ſich um die Sammlung der Volkslieder und Sagen in hohem Grade verdient gemacht hat. Das diesbezügliche Material wurde von der mit Erforſchung ethnographiſcher Daten des ſüdweſtlichen Rußlands betrauten Regierungscommiſſion 1872—1878 zu Petersburg veröffentlicht.

Die ſeit dem J. 1860 eingetretene ſegensreiche Wirkſamkeit zu Gunſten der vaterländiſchen Aufklärung in Kleinrußland wurde im J. 1876 von der Regierung gewaltſam niedergeſchlagen. Da die Kleinruſſen ſeparatiſtiſcher Tendenzen beſchuldigt wurden, iſt im Mai 1876 kraft einer Verordnung des ruſſiſchen Kaiſers jedwede Regung auf dem Gebiete der kleinruſſiſchen Literatur ſtrengſtens verpönt worden. Es wurde nämlich in dieſer Hinſicht befohlen: 1) die außerhalb Rußlands in kleinruſſiſchem Dialekt ausgegebenen Werke und Broſchüren ſind vom ruſſiſchen Gebiete fern zu halten; 2) die Drucklegung und Ausgabe kleinruſſiſcher Werke und Ueberſetzungen iſt im Kaiſerthume nicht geſtattet; 3) verboten ſind auch allerlei theatraliſche Vorſtellungen und Vorleſungen im kleinruſſiſchen Dialekt ſowie die Drucklegung kleinruſſiſcher Texte in Muſiknoten. Da nun dieſe kaiſerliche Verordnung noch jetzt größtentheils eingehalten wird, ſo iſt gegenwärtig die weitere Entwickelung der Literatur lediglich an Galizien gewieſen.

Hier entwickelte ſich die Cultur auf nationaler Grundlage viel ſpäter als in Südrußland. Nachdem nach der erſten Theilung Polens (1772) Rothrußland zufolge des ungariſchen Rechtstitels mit Oeſterreich vereinigt war, repräſentirte die Ruthenen nur die Geiſtlichkeit und der durch Leibeigenſchaft geknechtete Bauernſtand. Nun galt es vor allem, der rutheniſchen Volksmaſſe die unverjährten Menſchenrechte zu verſchaffen, bevor an ihre Aufklärung gedacht werden konnte. Aber auch nach der Aufhebung der Leibeigenſchaft (1782) konnte der Volksunterricht nicht eingeleitet werden, bevor nicht die Geiſtlichkeit auf einen entſprechenden Standpunkt der Bildung gebracht wurde. Die Weltgeiſtlichkeit bot nämlich damals ein klägliches Bild der Unwiſſenheit, und nur der Mönchsorden der Baſilianer, der ſich der Gewogenheit der polniſchen Ariſtokratie erfreute, wies eine höhere Bildung auf. Nachdem nun Kaiſer Joſeph II. im J. 1784 die Univerſität in Lemberg geſtiftet hatte, befahl er 1787, daß für die Studirenden rutheniſcher Nationalität an der theologiſchen und philoſophiſchen Facultät die betreffenden Vorleſungen in rutheniſcher Unterrichtsſprache ertheilt würden. Die Ruthenen verſtanden jedoch nicht, dieſe Begünſtigung zu verwerthen. Die angeſtellten rutheniſchen Profeſſoren bedienten ſich nämlich in ihren Vorträgen der unverſtändlichen kirchenſlawiſchen Sprache, weshalb das Intereſſe für das ſogenannte Inſtitut ſogar unter den Ruthenen zu ſchwinden begann. Nach ſiebzehnjährigem Beſtande (1804) wurden daher die genannten Vorleſungen aufgehoben. Gleichwol nahm der an der Univerſität gebildete rutheniſche Klerus eine ehrenhafte Stellung im Lande ein und konnte ſich mit der Volksbildung nicht ohne Erfolg befaſſen. Weil man aber damals in Galizien bezüglich der Selbſtändigkeit der rutheniſchen Sprache nicht im Klaren war, ſo gebrauchte man in den Volksſchulen eine Miſchſprache, in der neben dem Rutheniſchen auch das kirchenſlawiſche und polniſche Element vertreten war. Erſt ſeit dem Auftreten von Marcian Szaſzkewycz (1811—1843) konnte man ſich in Galizien von dem Weſen der rutheniſchen Sprache einen richtigeren Begriff machen. Dieſer um die Hebung der Volksbildung hochverdiente Mann iſt der Begründer der rutheniſch-galiziſchen Literatur auf nationaler Grundlage. Merkwürdigerweiſe nahm man in Galizien von der in Südrußland ſeit Kotlarewśkij beginnenden Richtung der kleinruſſiſchen Literatur keine Notiz, bis endlich Szaſzkewycz die Entwickelung ſeiner Mutterſprache ins rechte Gleis brachte. Im Vereine mit ſeinen Geſinnungsgenoſſen Jakob Holowackij und Iwan Wahylewycz gab er zu Ofen im J. 1837 den Almanach „Rusalka Dnistrowaja" heraus. Leider wurde von der damaligen Landes-

Digitized by Google

regierung dieſes literariſche Unternehmen als eine unerhörte Neuerung betrachtet, weshalb dieſe Publication keineswegs in Lemberg das Tageslicht erblicken konnte. Ja, nach der Drucklegung des Almanachs in Ofen wurden deſſen Herausgeber, als geiſtliche Seminarzöglinge, mit Kirchenſtrafen belegt und hatten nicht einmal die Genugthuung, ſich Anerkennung bei ihren Landsleuten zu verſchaffen. Die hochbegeiſterten lyriſchen Dichtungen Szaſzkewycz's verklangen zunächſt ſpurlos im Heimatslande, bis im J. 1848 die Wiedergeburt des Nationalitätsprincips in Oeſterreich auch das Aufleben der Literatur in Galizien mit ſich führte.

Demnächſt zeichneten ſich auf dem Gebiete der Dichtkunſt Uſtyjanowycz und Mohylnyckij aus. Nikolaus Uſtyjanowycz (geb. 1811) verfaßte 1848 eine ſchwungvolle, dem Andenken des Szaſzkewycz gewidmete Elegie. Sonſt ſchrieb er bis zum J. 1860 viele wohlgelungene lyriſche Gedichte, die in verſchiedenen Zeitſchriften und Almanachen, z. B. im wiener Album „Winok“ (1847) zerſtreut ſind. Seine ſpäteren Gedichte, namentlich diejenigen, welche ein epiſches und didaktiſches Gepräge haben, ſind von geringerer Bedeutung. Auch ſprachlich ſind ſie nicht vorwurfslos, zumal ſie hier und da ſich der ruſſiſchen Schriftſprache nähern. Um das J. 1850 ſchrieb Uſtyjanowycz drei aus dem Volksleben entnommene Erzählungen, die ſich durch eine muſtergültige Sprache auszeichnen. — Anton Mohylnyckij (1811—1873) wurde ſeinerzeit als epiſcher Dichter geprieſen. Sein Gedicht Skyt manjawskij (1852) enthält zwar ſchöne Beſchreibungen und Epiſoden, leidet jedoch an langweiliger Erzählungsweiſe und iſt das Product einer dem Geiſte kleinruſſiſcher Poeſie fremden Muſe. Uebrigens hat der Verfaſſer nur die erſte Hälfte dieſes Gedichts herausgegeben, die in Ausſicht geſtellte zweite Hälfte aber wurde nicht publicirt.

An die Dichtungsmanier von Uſtyjanowycz lehnt ſich theilweiſe Iwan Huſzalewycz an (geb. 1823). Seine früheren Gedichte zeichnen ſich durch eine klangreiche Sprache aus, weshalb ſie ſich zu Geſangspiècen eignen. Doch die ſeit dem J. 1860 geſchriebenen Fabeln, epiſchen und lyriſchen Gedichte ſind dem Geiſte und der Sprache nach der kleinruſſiſchen Literatur fremd. Außerdem publicirte er drei dramatiſche Stücke, von denen das Schauſpiel Pidhirjane als ziemlich gelungen zu betrachten iſt. Die genannten drei Schriftſteller, Uſtyjanowycz, Mohylnyckij und Huſzalewycz, waren im J. 1848 die Leiter der literariſchen Bewegung in Galizien. Am 19. Oct. 1848 trat in Lemberg die ſogenannte Gelehrtenverſammlung zuſammen, welche in vier Sitzungen ſehr intereſſante Debatten betreffend die Hebung der rutheniſchen Sprache und Literatur hielt. Die Helden des Tages waren Nikolaus Uſtyjanowycz und Jakob Holowackij. Sie betonten mit großem Nachdrucke die Bildungsfähigkeit der rutheniſchen Sprache und behaupteten, daß das rutheniſche Volk gegenüber den Ruſſen und Polen ſeine eigene Literatur haben müſſe. Namentlich Holowackij (1849—1867 Univerſitätsprofeſſor der rutheniſchen Sprache und Literatur in Lemberg) verlas in der zweiten Sitzung ſeine werthvolle Abhandlung über die rutheniſche Sprache und legte den Grundſtein zum hoffnungsvollen Neubau des geiſtigen Lebens in Galizien. Später publicirte er ſeine Ausgabe der galiziſch-ungariſch rutheniſchen Volkslieder (Moskau 1863—1864; 2. Ausg. 1878).

Die unter glücklichen Auſpicien begonnene literariſche Thätigkeit dauerte indeß nicht lange. Es fehlte an beharrlichem Eifer zur Durchführung des in der ſogenannten Gelehrtenverſammlung entworfenen Programms; außerdem wirkte der Umſtand ſtörend, daß man in Galizien von den literariſchen Leiſtungen in der Ukraina faſt keine Notiz nahm und die nationale Einheit mit den dortigen Kleinruſſen noch immer nicht anerkannte. Der einzige nationale Schriftſteller war zu jener Zeit der junge Literat Eugen Zharskij, der auf dem Gebiete der lyriſchen Dichtkunſt und der proſaiſchen Novellenliteratur ſein Talent bewährt hat. Demnach trat um das J. 1855 eine Apathie gegen jedwede Bethätigung behufs der nationalen Wiedergeburt ein. Nicht einmal die im J. 1861 nach dem Tode Szewczenko's rege gewordene Sympathie für die Ideen dieſes Freiheitsſängers vermochte das Intereſſe der Volksführer für die Förderung der einheimiſchen Literatur in Anſpruch zu nehmen. Die damalige literariſche Bethätigung repräſentirte Bohdan Didyckij (geb. 1827), der zufolge ſeiner Gewandtheit ſämmtliche Fäden der politiſchen Bewegung unter den Ruthenen in ſeiner Hand hielt und auf die Gemüther ſeiner Landsleute einen eigenthümlichen Zauber ausübte. Didyckij war im J. 1860—1862 ein Verfechter der kleinruſſiſchen Sonderſtellung und zeigte ſich gegenüber der literariſchen Thätigkeit in der Ukraina ſympathiſch geſtimmt. Gleichwol erklärte er gleichzeitig (1860) in der Vorrede zur Ausgabe der Werke Uſtyjanowycz's, daß die von ihm gepflegte galiziſche Schriftſprache bereits einen ehrenwerthen Platz in der ſlawiſchen Literatur einnehme. Didyckij, glaubte nämlich damals das Muſter einer neugeſchaffenen galiziſch-rutheniſchen Sprache aufgeſtellt zu haben. Gab es doch damals Ruthenophilen, welche von der Möglichkeit einer beſondern galiziſchen Literatur träumten! Indeſſen erkannte Didyckij bald, daß die von ihm neugeſchaffene rutheniſche Sprache keine Ausſicht auf dauernden Erfolg haben könne, worauf er 1863 in ſeiner politiſchen Zeitſchrift „Słowo“ unumwunden erklärte, daß die galiziſchen Ruthenen keinen von den Ruſſen geſonderten Volksſtamm ausmachen, ſondern wirkliche Ruſſen ſeien, daß es ſomit überflüſſig ſei, das rutheniſche Idiom weiter auszubilden. Mit dieſer politiſchen Theorie wäre Didyckij zu jener Zeit faſt allſeitig durchgedrungen, wenn er nicht bei den Jungruthenen Anſtoß gefunden hätte. Dieſe Nationalpartei bildete ſich im J. 1861 namentlich unter der akademiſchen Jugend, welche, entflammt von den patriotiſchen Ideen Szewczenko's, ſammt einigen älteren Patrioten die Fahne der nationalen Selbſtändigkeit aufrecht hielt. Im Anſchluſſe an dieſe Richtung gab Fedor Zarewycz im Verein mit Wladimir Szaſzkewycz (1862 und 1863) die literariſche Zeitſchrift „Weczernyci“ heraus, worauf der talentvolle Xenophon Klymkowycz (1863 und 1864) die

Digitized by Google

literariſch-politiſche Zeitſchrift „Meta“ redigirte, die im J. 1865 lediglich der Politik gewidmet war. Zu gleicher Zeit (1865) gab Conſtantin Horbal die literariſche Zeitſchrift „Nywa“ heraus, während Vl. Szaſzkewycz (1866) die Zeitſchrift „Rusalka“ publicirte. Namentlich die Redaction der literariſch-politiſchen Zeitſchrift „Prawda“ (1867—1879) hat mit großer Ausdauer die Sonderſtellung der Kleinruſſen verfochten.

Um die Nationalintereſſen gegenüber den Einheitsbeſtrebungen der Ruſſophilen zu wahren, gründeten die Jungruthenen 1868 den literariſchen Verein „Proświta“ zu Lemberg. Nun galt es, einen harten Kampf mit den Vertretern der ruſſophilen Partei zu beſtehen, um die Nationalliteratur vor drohendem Untergange zu ſchützen. Keine Verdächtigungen und Verleumdungen vermochten die unverdroſſene Nationalpartei von ihrem Unternehmen abzulenken. Der Kampf war namentlich deshalb gefährlich, weil an der Spitze der ruſſophilen Partei der hochbegabte und populäre Iwan Naumowycz ſtand. Gleichwol gelang es den Jungruthenen oder ſogenannten Ukrainophilen, ſeit der Gründung der politiſchen Zeitſchrift „Dilo“ (1879) einen bedeutenden Anhang im Lande zu gewinnen. Der hochherzige und talentvolle Redacteur dieſer Zeitſchrift, Wladimir Barwinskij, war die Seele der Parteibeſtrebungen der Jungruthenen und erwarb ſich nicht nur in Galizien, ſondern ſogar in Rußland eine wohlverdiente Anerkennung ſeiner beſonnenen politiſchen Taktik. Sein frühzeitiger Tod (3. Febr. 1883) fügte zwar ſeinen Geſinnungsgenoſſen einen unerſetzlichen Verluſt zu, gewann aber im ganzen Lande der durch ihn repräſentirten Idee allgemeine Anerkennung.

Seit 1860 trat eine nicht unbedeutende Zahl von Schriftſtellern auf, welche in verſchiedenen Fächern der Wiſſenſchaft ſowie in der belletriſtiſchen Literatur Erhebliches geleiſtet haben. Baſil Ilnickij (geb. 1823) hat eine vielſeitige literariſche Thätigkeit entfaltet, namentlich publicirte er hübſche Novellen und populäre Geſchichtswerke. Derſelbe machte ſich auch als Leiter der mit der Abfaſſung rutheniſcher Schulbücher betrauten Commiſſion wohl verdient, wobei erwähnt ſein mag, daß der Gymnaſialprofeſſor Julian Romanczuk ſich als Mitglied derſelben vielfach erſprießlich betheiligt hat. — Iſidor Szaraniewycz und Anton Petruſzewycz zeichnen ſich durch hiſtoriſche Quellenſtudien aus und haben auf dem Gebiete der vaterländiſchen Geſchichte viele gediegene Werke geſchrieben. Während aber der Univerſitätsprofeſſor Szaraniewycz ſeine zahlreichen Werke in rutheniſcher, polniſcher und deutſcher Sprache publicirt, bedient ſich der gelehrte Domherr Petruſzewycz einer ruſſificirten Literaturſprache, die in Galizien nur den Gelehrten zugänglich iſt. Anderſeits gibt es Verfaſſer von populären hiſtoriſchen Abhandlungen, wie z. B. Profeſſor Alexander Barwinskij und Dr. Julian Celewycz. — Iwan Werchratſkij und Michael Polanſkij haben auf dem Gebiete der Naturgeſchichte anerkennenswerthe Werke geſchrieben; Werchratſkij iſt außerdem Dichter und ein tüchtiger Kenner des kleinruſſiſchen Sprachſchatzes. Einen höheren poetiſchen Schwung bekundet jedoch Kornel Uſtyjanowycz, deſſen epiſche und dramatiſche Gedichte faſt durchgehends Beifall gefunden haben. — Zur Förderung der rutheniſchen Literatur in Galizien hat außerdem Emil Partyckij (geb. 1840) als Herausgeber mehrerer literariſcher Zeitſchriften ſehr viel beigetragen. Ausgezeichnet iſt namentlich ſeine Zeitſchrift „Zorja“ (Morgenröthe), in welcher ſo manche Talente lobenswerthe Leiſtungen zu Tage fördern. Unter andern ſei hier des Anatol Wachnjanyn gedacht, der ſich als begabter Romanſchriftſteller bewährt hat. Auch die literariſchen Publicationen Iwan Franko's können keineswegs mit Stillſchweigen übergangen werden. Derſelbe iſt Anhänger der realiſtiſchen Richtung in der modernen belletriſtiſchen Literatur und hat in dieſer Hinſicht mehrere Novellen mit naturgetreuer Wahrheit abgefaßt. — Auch nationalpolitiſche und ökonomiſche Fragen wurden in letzter Zeit in Galizien gründlich ſtudirt und in entſprechenden Werken erörtert. Namentlich haben in dieſer Hinſicht Stephan Kaczala, Daniel Tanjaczkewycz und Wladimir Nawrockij ausgezeichnete Studien und Abhandlungen geliefert.

Seit den dreißiger Jahren kamen in Galizien auch rutheniſche Grammatiken zum Vorſchein. Hierher gehören die Werke von Joſeph Lewickij (Przemyśl 1834 und 1848), Iwan Wahylewycz (Lemberg 1845), Joſeph Łozynſkij (Przemyśl 1846), Jakob Holowackij (Lemberg 1849), Michael Oſadca (Lemberg 1862 und 1864; die dritte Auflage wurde 1876 von Onuphrius Lepkij und Ignaz Onyſzkewycz beſorgt), Philipp Djaczan (Lemberg 1865), Emil Partyckij (Lemberg 1871, 1880, 1883) u. a. Partyckij gab außerdem (1867) ein Rutheniſch-deutſches Wörterbuch heraus, während Eugen Zelechowſkij gegenwärtig ein mit großem Fleiße bearbeitetes Deutſch-rutheniſches Wörterbuch heftweiſe zu Lemberg publicirt.

Auf dem Gebiete der ſprachvergleichenden Unterſuchungen hat der Verfaſſer dieſes Artikels mehrere Abhandlungen veröffentlicht, ſo im J. 1880 ſeine „Studien auf dem Gebiete der rutheniſchen Sprache“. Derſelbe hat ſich unter anderm auch mit der Erklärung altrutheniſcher Texte befaßt, und hat in dieſer Hinſicht ſeinen Commentar zum Liede vom Heereszuge Igor's (Lemberg 1876) ſowie ſeine altrutheniſche Chreſtomathie (Lemberg 1881) herausgegeben.

In der von Rumänen ſtark durchwühlten rutheniſchen Bukowina traten zwei talentvolle Schriftſteller, Joſeph Fed'kowycz und Danylo Mlaka (Iſidor Worobkewycz) auf. Beide haben im Gebiete der lyriſchen Poeſie Namhaftes geleiſtet; insbeſondere zeichnen ſich die zwiſchen 1859—1862 geſchriebenen Gedichte Fed'kowycz's durch hohen poetiſchen Schwung ſowie durch eine kraftvolle Sprache aus. In ſeinen ſpäteren lyriſchen, epiſchen und dramatiſchen Schriften bemerkt man theils eine Nachahmung der Szewczenko'ſchen Dichtungsweiſe, theils eine Hinneigung zum Myſticismus. Jedenfalls ſteht Fed'kowycz höher als ſämmtliche galiziſche Dichter, ausgenommen Marcian Szaſzkewycz. Als Novellenſchriftſteller iſt er im hohen Grade originell und volksthümlich.

Troſtlos iſt die Lage der Ruthenen in Nordungarn. Majoriſirt durch die Magyaren haben ſie jegliche Be-

Digitized by Google

thätigung zu Gunſten ihrer Nationalität aufgegeben. Seit Alexander Duchnowycz (geſt. 1865) hörte dort das literariſche Leben völlig auf und um die Volksaufklärung bekümmert ſich niemand. Die wenigen gebildeteren Ruthenen ſchreiben entweder Magyariſch oder bedienen ſich eines erbärmlichen Idioms, das die literariſch-ruſſiſche Sprache heißen ſoll.

Somit haben die Kleinruſſen auf jedem Terrain ihres Nationallebens mit mächtigen Widerſachern ihrer Sonderſtellung zu kämpfen: im ſüdweſtlichen Rußland unterliegen ſie den Maßregeln der ruſſiſchen Regierung, in Galizien werden ſie namentlich auf dem Gebiete der Volksaufklärung von den Polen majoriſirt, in der Bukowina ringen ſie mit den Rumänen, während in Nordungarn die ſlawenfeindliche magyariſche Hegemonie ihnen die nationale Exiſtenz ſtreitig macht.

Anhang. Mündliche Volksliteratur. Jahrhundertelang konnte die kleinruſſiſche Literatur nicht ins rechte Gleis der Entwickelung gebracht werden, zumal die Vertreter derſelben von der mündlichen Volksliteratur mit geringen Ausnahmen keine Notiz nahmen. Merkwürdigerweiſe wuchs dieſe im ſtillen keimende Naturpflanze zu einer herrlichen Blüte auf, obwol der Kunſtgärtner ſie keiner Berückſichtigung würdigte: die in Liedern, Sagen und Sprichwörtern beſtehende Volksliteratur iſt heute Gegenſtand einer allgemeinen Bewunderung, wobei es jedenfalls ſonderbar erſcheint, daß ein von der Regierung und den Schriftgelehrten vernachläſſigtes Volk in ſeinem Naturleben ſolche beachtenswerthe Producte des geiſtigen Schaffens hervorbringen konnte. Den hohen Werth der Volkspoeſie erkannten die begabteſten kleinruſſiſchen Dichter der Neuzeit, wie Kotlarewſkij, Szewczenko, und nur auf Grund dieſer naturwüchſigen Schöpfungen lieferten ſie ihre epochemachenden Werke.

Zu den älteſten Producten der Volksphantaſie gehören die ſogenannten Weihnachtslieder (koladky), in denen häufig Reminiſcenzen an den ehemaligen heidniſchen Naturcultus auftauchen, zumal da durch dieſelben urſprünglich die göttliche Geburt der Sonne verherrlicht wurde. In einem Weihnachtsliede wird z. B. der Gott der Götter geſchildert, wie er in ſeiner hehren Behauſung drei Gottheiten, die Sonne, den Mond und die Regenwolke, gaſtlich bewirthet. In ſpäteren Liedern dieſer Art ſind mythiſche Ueberlieferungen mit chriſtlicher Weltanſchauung vermiſcht. Mythiſchen Inhalts ſind außerdem die Frühlingslieder, Hahilky genannt, welche urſprünglich die Auferſtehungsfeier der Sonne als Gottheit zum Gegenſtande hatten, und gegenwärtig am Feſttage der Auferſtehung Chriſti geſungen werden; ferner die dem Pfingſtfeſt angehörigen Lieder, die den Cultus der Flußnymphen, Rusalky, überliefern, — und endlich diejenigen Lieder, in denen früher am Vorabende des Feſttags Kupalo's, einer Gottheit der Feldfrüchte, die heilbringenden Wirkungen des Sonnengottes beſungen wurden und die noch heutzutage am Johannistage (24. Juni) unter Beobachtung verſchiedener heidniſcher Gebräuche reproducirt werden.

An die genannten älteſten Lieder, in denen Erinnerungen an die mythiſche Vorzeit zu Tage treten, reihen ſich diejenigen an, welche die friedlichen Beſchäftigungen des Landmanns in verſchiedenen Jahreszeiten ſchildern. Es ſind meiſt fröhliche Lieder, in denen die Natur häufig als belebt dargeſtellt wird. — Zu den ſchönſten Schöpfungen der kleinruſſiſchen Volksphantaſie gehören unbeſtritten die Lieder des häuslichen Familienherdes. Jeder Kleinruſſe hängt nämlich an ſeiner Familie mit inniger Liebe. Dieſe Familienliebe erſcheint gleichſam verklärt vom zaubervollen Lichtſchein des ehemaligen patriarchaliſchen Lebens, in welchem der Slawe ſeine geſammte Wirkſamkeit concentrirte. Wunderſchön ſind namentlich die Liebeslieder. Hier bemerkt man eine ſolche Friſche und Kraft der zarteſten Gefühle, eine ſolche Schönheit der Bilder und Vergleiche, daß dieſe Lieder von Sachkennern für das herrlichſte Product der ſlawiſchen Volkspoeſie angeſehen werden. Die Schönheit der Geliebten erſcheint als eine ideale, indem derſelben eine derartige Zauberkraft innewohnt, daß ſie auf die Natur belebend wirkt und im Finſtern ſonnenhell ſtrahlt. Demzufolge bemerkt man in dieſen Liedern keine vulgären Ausdrücke, keine obſcönen Bilder, — es ſind Schöpfungen eines ſtreng geſitteten Volkes.

Die hiſtoriſchen Lieder beginnen mit der Periode der fürſtlichen Hegemonie und finden ihren Abſchluß mit der Vertilgung der Zaporogiſchen Sicz (Sſitſch). Uebrigens erweiſt ſich die Phantaſie des kleinruſſiſchen Volkes noch immerfort ſchöpferiſch, weshalb auch die neueſten hiſtoriſchen Begebenheiten, z. B. die Befreiung von der Leibeigenſchaft, der Krieg Preußens mit Oeſterreich, ihren Widerhall in der Volkspoeſie finden. — Die älteſten hiſtoriſchen Lieder liegen in den genannten Weihnachtsliedern vor und erſcheinen gegenwärtig nur als dürftige Ueberbleibſel eines ehemaligen Nationalepos. In dieſen Liedern findet man Erwähnung der Kriegszüge nach Conſtantinopel, der wechſelſeitigen Beziehungen zwiſchen dem Fürſten und ſeinen Freibeuterſcharen u. dgl. Dagegen wohlerhalten und getreu überliefert ſind die ſpäteren, aus dem Heldenzeitalter der Koſacken herrührenden hiſtoriſchen Lieder. Dieſelben bekunden einen ſo hohen poetiſchen Werth, daß ſie im Gebiete der ſlawiſchen Volkspoeſie etwa nur den ſerbiſchen Heldenliedern an plaſtiſcher Darſtellung nachſtehen. Die ſchönſten derartigen Lieder ſind diejenigen, welche die Kämpfe mit den Türken zum Gegenſtand haben; namentlich die Schilderung der Befreiungsſcenen aus langwieriger Gefangenſchaft iſt maleriſch und ungemein erhaben. Was die mit den Polen geführten Befreiungskriege betrifft, ſo iſt auffallend genug, daß die Volksüberlieferung faſt keine Lieder über die bezüglichen Kämpfe vor dem Aufſtande Chmelnickij's aufbewahrt hat. Ja ſogar das Andenken an dieſen Hetman wird nur durch einige wenige Lieder gefeiert. Das Volk pries namentlich diejenigen Helden, welche ſeine Intereſſen vertraten; hierher gehören Morozenko, Perebyjnos und Neczaj. — Als das Koſackenthum nach der Vertilgung der Zaporogiſchen Sicz zu Grunde ging, traten neue Rächer der beeinträchtigten Menſchenrechte auf, nämlich

Digitized by Google

die ſogenannten Hajdamaky. Den ariſtokratiſchen Ständen mögen ſie zwar als Räuber gelten, doch das gemeine Volk hält den Zaliznjak, Gonta, Dowbuſz als ſeine Beſchützer hoch in Ehren. — Nachdem das Landvolk faſt durchgehends der Leibeigenſchaft anheimgefallen war, beſang es ſein hartes Los in vielen Liedern, die ein trauriges Bild der Knechtſchaft entwerfen. Den Abſchluß der hiſtoriſchen Lieder bilden diejenigen, in denen die freudige Befreiung von der ſchweren Leibeigenſchaft geſchildert wird. Hiſtoriſche Lieder mit werthvollen Erläuterungen haben die Profeſſoren M. Antonowycz und M. Dragomanow zu Kijew 1874 und 1875 herausgegeben. Außerdem publicirte Dragomanow eine erſchöpfende Würdigung der politiſchen Lieder zu Genf (1881 und 1882).

Außer den Liedern weiſt die Volkspoeſie auch einen großen Schatz von Sagen und Märchen auf. Viele von ihnen haben ein ſehr alterthümliches Gepräge, indem ſie mythiſche Zuſtände einer fernen Epoche ſchildern. Abgeſehen von den Schöpfungen mythiſchen Inhalts ſtellen die Sagen theils ſociale Verhältniſſe dar, theils malen ſie Scenen aus dem Thierleben. Ueberhaupt bemerkt man in kleinruſſiſchen Volksſagen eine ungemein plaſtiſche Schilderung ſowie eine lebhafte, dramatiſirte Darſtellungsweiſe. — Schließlich ſei erwähnt, daß die Kleinruſſen einen ſehr großen Reichthum an Sprichwörtern haben, in denen ſich echte Lebensweisheit kundthut. Kein ſlawiſches Volk kann in dieſer Hinſicht etwas Aehnliches aufweiſen, zumal da die tief intuitive Natur des Kleinruſſen für jede Situation des menſchlichen Lebens ſolche Sentenzen geſchaffen hat. (*Emil Ogonowski.*)

KLEIN-SCHMALKALDEN, ſtadtähnliches Dorf zu beiden Seiten der Schmalkalde, 1300 Fuß über dem Meere, zum größeren Theil im Kreiſe Schmalkalden des preußiſchen Regierungsbezirks Kaſſel, zum kleineren Theil im Herzogthume Gotha, 9 Kilom. von Schmalkalden, 12 Kilom. von Friedrichroda, ſeiner nächſten Eiſenbahnſtation. Von ſteilen Felswänden und Klippen umſchloſſen, zieht ſich der Ort über eine Viertelſtunde lang im engen Thale hinauf. Poſtamt mit Telegraphenſtation auf der preußiſchen Seite. Die 1990 evangeliſchen Einwohner (im J. 1875: 1879), wovon 1280 im preußiſchen, 710 im gothaiſchen Theile, ernähren ſich vorzugsweiſe von Korbflechterei, Anfertigung von Korbmöbeln, Holzdrechslerarbeiten, Blaſebälgen, Feuereimern, Hanfſchläuchen, Schloſſerarbeiten, ſogenannten Schmalkalder Artikeln, wie Küchengeräthen, Meſſern, Stahlwaaren, Sattler- und Schuhmacherwerkzeugen, welche von mehrern bedeutenden Firmen in den Handel gebracht werden. Außerdem noch Anfertigung von Kuhglocken und Hemdknöpfchen. Die Landwirthſchaft iſt wegen des mangelnden Ackerbodens gering, dagegen findet der zahlreiche Viehſtand reichlich Futter. Die Gemeinde Kleinſchmalkalden preußiſchen Antheils beſitzt einen Gemeindewald von über 4000 Acker, aus welchem die nutzberechtigten Bewohner gegen Entrichtung des Hauerlohnes ihr Brand- und Nutzholz empfangen. Der Ertrag des Waldes deckt außerdem die Gemeindeausgaben. Es beſteht eine ſehr gut ausgeſtattete Badeanſtalt und eine Waſſerleitung. Die herrlichen Umgebungen des Ortes ſind noch durch die Kunſt verſchönert, indem auf verſchiedenen Bergſpitzen Ausſichtstempelchen errichtet wurden. Beſonders hervorzuheben ſind: die ſchroffen Klippen des Reiſigenſteins, die am obern Theile des Dorfes das Thal verengend dicht an die Straße herantreten, gegenüber die Krötenſteine; der 2200 Fuß hohe Haderholzſtein am wunderſchönen Haderholzgrunde oder Seligenthale, die Mommelſteine, eine iſolirte Glimmerſchiefergruppe im Truſenthale, der Hohewartſtein und andere.

Kleinſchmalkalden iſt von Schmalkalden aus in alter Zeit gegründet und hat als wirthſchaftliches Ganzes mit dieſem vielfach deſſen Geſchichte getheilt. Die Anfertigung von Rüſtzeug und Waffen war im frühen Mittelalter bedeutend. Im Dreißigjährigen Kriege litt der Ort ſehr, insbeſondere 1640, wo die Schweden, Heſſen, Franzoſen und Braunſchweiger in Schmalkalden und Umgegend lagerten. Der Haderholzſtein und der anwallenburger Thurm erinnern daran, daß zwiſchen Heſſen und Sachſen viele Grenzſtreitigkeiten geführt wurden, in die auch der Ort mit verwickelt ward. Das Jahr 1866 brachte den ſeither kurheſſiſchen Theil Schmalkaldens an Preußen. (*A. Schroot.*)

KLEIO (Κλειώ, zu κλέος: Fick, Griech. Perſonennamen S. 44. 184), eine der neun Muſen, zuerſt erwähnt bei *Hesiod.* Theog. 77 (an erſter Stelle). Ihr Name bezieht ſich nach Diſſen's wahrſcheinlicher Erklärung (zu *Pindar.* Nem. III, 16. 83) auf die κλέα ἀνδρῶν, welche ſie zur Kithara (Anth. Pal. IX, 504, 2) beſingt; ähnlich Welcker, Götterlehre III, S. 115. Später wird ſie Muſe der Geſchichte: Anthol. Pal. IX, 505, 12, von Lautſch zu Apostol. X, 33^b. Vgl. den Artikel Musen in dieſer Encyklopädie. (*O. Crusius.*)

KLEIST (ehemals Klest, Clest), ein altes eingeborenes Geſchlecht Hinterpommerns wendiſchen Stammes, das ſowol durch weit ausgedehnten, dauernd erhaltenen Beſitz, durch hervorragende Stellung, wie durch viele perſönlich bedeutende Sproſſen ſeinen Namen ruhmvoll bekannt gemacht hat. Unter letztern erſcheinen viele Männer des Schwertes. Die Familie ſtellte dem engern preußiſchen Vaterlande 18 Generale, von denen zwei den Marſchallſtab führten, der deutſchen Nation drei mit dichteriſchem Lorber geſchmückte Söhne, deren Andenken geſichert erſcheint. Abgeſehen von den Abzweigungen des Stammes, die unter Beibehalt des Schildes den Namen nach dem Beſitze oder aus andern Urſachen änderten — als ſolche ſind z. B. die Herren von Bulgrin mit diplomatiſcher Sicherheit anzuſprechen, während nach dem Stande der derzeitigen Forſchung die Herren von Butzke, von Krankſparn, von Meſeritz und von Wödtke vorläufig nur als Wappengenoſſen angeſehen werden können — gelangte der Kleiſt'ſche Hauptſtamm in ſich zu derartiger Verzweigung und Veräſtung, daß derſelbe hierin nur von wenigen Adelsgeſchlechtern Norddeutſchlands erreicht oder gar übertroffen wird. Vom geſammten Deutſchland iſt hier um deswillen keine Rede, da weder das mittlere noch das ſüdliche Deutſchland derartig ausgebreitete Adelsſippen

Digitized by Google

aufzuweiſen hat. Die ausführlichen Gründe für dieſe eigenthümliche Erſcheinung hervorzuſuchen iſt hier nicht der Ort. Es genüge der Hinweis, daß nicht in den confeſſionellen Verhältniſſen, wie es ſcheinen könnte, die ausſchließliche Urſache liegt, daß vielmehr die Maſſenverbreitung eines Geſchlechts mit den Lehnsverhältniſſen in innigem Zuſammenhange zu ſtehen ſcheint. Da, wo die Belehnung der Familien zur Geſammten Hand am längſten in Geltung blieb, findet ſich die größte Fruchtbarkeit der Stämme, demnach eine ſolche in Pommern, den Marken, Mecklenburg, bis zu den Landen dieſſeit der Weſer. Schleſien zeigt ſich — und hier ſpringt der Beweis für die aufgeſtellte Behauptung am deutlichſten in die Augen — bereits neutral, da hier ſolche Geſammtbelehnung ungekannt war, während die nah benachbarte Lauſitz, in der die Belehnung zur Geſammten Hand lange Zeit in Geltung ſtand, wieder derartige Geſchlechter (Gersdorf, Noſtitz, Uechtritz u. a.) aufweiſt. Mit der geringern Ausdehnung der Familien muß deren raſcheres Erlöſchen in Wechſelwirkung ſtehen, ſodaß in Baiern, wie beiſpielsweiſe am Rhein, nur noch eine verſchwindende Anzahl des eingeborenen Turnieradels anzutreffen iſt. Das Geſchlecht der Kleiſt erſcheint bereits im 12. Jahrhundert, läßt ſich aber in diplomatiſch ſichern genealogiſchen Zuſammenhang erſt mit dem 14. Jahrh. bringen. Man nimmt an, daß ſich um 1350 durch drei Gebrüder drei Hauptlinien gebildet haben. Vom älteſten ſtammt die Linie Dubberow-Tychow, vom zweiten diejenige von Muttrin-Damen, vom dritten die von Bilnow-Raddatz. Alle drei wurden 1477 zur Geſammten Hand beliehen. Der dritten, Raddatzer, Linie gehörten ſowol der am 6. Juni 1707 zu Raddatz geborene und am 22. Jan. 1784 geſtorbene preußiſche Generallieutenant Henning Alexander von Kleiſt auf Zuchow, als auch deſſen mütterlicher Oheim, der bekannte preußiſche General-Feldmarſchall Henning Alexander von Kleiſt auf Raddatz an. Letzterer war 1676 zu Raddatz geboren, ſtand erſt in franzöſiſchen, dann in preußiſchen Kriegsdienſten, zeichnete ſich im Spaniſchen Erbfolgekriege, im Kriege gegen Schweden im Jahre 1715 aus, wurde, nachdem er 1709 Major, 1710 Oberſtlieutenant und 1718 Oberſt geworden war, im J. 1733 zum Generalmajor befördert und erhielt zur Belohnung ſeiner Dienſte die Droſtei Bislich im Cleveſchen, ſowie 1734 die Amtshauptmannſchaft Gröningen im Fürſtenthume Halberſtadt. König Friedrich II. beförderte ihn für ruhmreiche bei Mollwitz bewieſene Tapferkeit zum Generallieutenant, verlieh ihm den Orden vom Schwarzen Adler und ernannte ihn 1741 zum Gouverneur von Kolberg, 1745 zum General der Infanterie und ſchließlich unter dem 24. Mai 1747 zum General-Feldmarſchall, als welcher er am 22. Aug. 1749 zu Berlin ſein Leben beſchloß. Von ſeinen ſieben Söhnen beendete Wilhelm Chriſtoph am 23. März 1793 die Raddatzer Linie und fielen die Lehen infolge der oben erwähnten Geſammtbelehnung von 1477 an die Dubberow-Tychower Linie. Ein von dem 1791 geſtorbenen Bogislaff Heinrich von Kleiſt auf Groß-Raddow und Raddatz geſtiftetes Geld-Fideicommiß im Betrage von 4000 Thalern trat durch den jüngſt erfolgten Verkauf von Raddatz nunmehr 1877 als ein Senoriat des Kleiſt'ſchen Geſammtgeſchlechts ins Leben.

II. Die Dubberow-Tychower Linie, bei weitem ausgedehnter als die eben behandelte, theilte ſich früh in zwei Hauptzweige, den von Dubberow mit Wendiſch-Tychow und den von Groß-Tychow. Der erſtere blüht derzeit a) im Hauſe Wendiſch-Carſtnitz (dann Reinfeld), dem das 1863 geſtiftete und 1868 beſtätigte Fideicommiß Wuſſeken nebſt einem Geldfideicommiß von 30,000 Mark zuſteht; b) im Hauſe Wendiſch-Tychow, aus dem der Kammerherr Ewald Heinrich Erdmann Bogislaff von Kleiſt durch Diplom d. d. Berlin 20. Aug. 1873 den nach ſeinem Tode je in der Primogenitur ſeiner beiden Söhne und zwar an dem Beſitz einerſeits von Wendiſch-Tychow, andererſeits von Dubbertech und Priddargen vererbenden preußiſchen Grafenſtand erhielt, und c) im Dubberower Hauſe, das ſich in einem jüngern Aſte auf Damen ſeßhaft gemacht hat. — Der Groß-Tychower Zweig iſt bis auf ſeinen jüngſten Aſt verdorrt. Dieſer letztere dagegen blüht derzeit in zwei Häuſern, die für den Glanz des Geſchlechts beachtenswerth ſind. Das eine, das der Grafen Kleiſt vom Loß, erlangte in Wilhelm Bogislaff von Kleiſt, durch ſeine Gattin Erben des 1758 geſtifteten gräfl. Loß'ſchen Fideicommiſſes Hirſchſtein-Naundorf-Naunhof, d. d. Berlin 21. Jan. 1823 den preußiſchen Grafenſtand mit der entſprechenden Namen- und Wappenvereinigung, das zweite aber in Perſon des Eduard von Kleiſt den nach dem Rechte der Erſtgeburt und verknüpft mit dem Beſitze des Fideicommiſſes Zützen vererbenden preußiſchen Grafenſtand am 20. Oct. 1840, während einem jüngeren Bruder des genannten Eduard, dem Guſtav von Kleiſt auf Collochan, am 13. Sept. 1862 die Genehmigung, den Freiherrntitel zu führen, jedoch nur für ſeine Perſon, ertheilt wurde. Dieſem Zützener Hauſe war Raddatz nach dem Jahre 1793 zugefallen, ging aber von Xaver, dem Bruder der beiden oben erwähnten Gebrüder Eduard und Guſtav, im J. 1859 an die Grafen Kleiſt vom Loß über, die es nun noch bis 1876 hielten, wo es in fremde Hände kam. Das Stammhaus Groß-Tychow blieb bis 1809 im Beſitze des Urſtammes, gelangte in dieſem Jahre zum Verkauf und kam erſt 1827 gleichfalls durch Kauf an das Haus Kleiſt des Muttrin-Damener Zweiges (Kieckower Aſt) zurück. Es folgt ſchließlich die

III. Muttrin-Damener Linie, die verzweigteſte von allen. Der Raum verbietet, auf die Geſammtveräſtung näher einzugehen, und können hier nur die dieſer Linie angehörenden blühenden Zweige oder deren beſonders bemerkenswerthe Sproſſen namhaft gemacht werden. Es entſtammen, und zwar der beſſern Ueberſicht wegen genau in der durch die Erſtgeburt vorgezeichneten Folge:

1) der ſpeciell Muttriner Linie: ein freiherrlicher Zweig mit dem ſeit 1744 fideicommiſſariſchen Beſitze von Creutzburg-Suſten, Kerklingen-Döbelsberg (Fideicommiß ſeit 1754), Leegen-Apſen (Fideicommiß ſeit 1756), ſowie von Zerxten-Aſpurn-Sallen-Marienhoff, welches

Digitized by Google

1801 an Stelle des 1787 errichteten Fideicommiſſes Meſcheneeken-Carlshoff geſtiftet wurde, ſämmtlich in Kurland. Sein älteſter Aſt führt ſeit Erwerbung des 1810 gegründeten Keyſerlingk'ſchen Fideicommiſſes Gaweſen-Neuhof und Ingenhof den Namen Kleiſt-Keyſerlingk. Dieſer ganze Zweig erhielt gemeinſam mit einer großen Anzahl deutſcher Geſchlechter in Kurland unter dem 21. Sept. 1853 die ruſſiſche Anerkennung des Baronstitels. Von ihm ſtehen zahlreiche Glieder in kaiſerlich-ruſſiſchen Dienſten. Dieſem Zweige folgt der der Herren von Kleiſt-Retzow, gegründet von Johann Georg von Kleiſt, der als Erbe des am 30. Jan. 1772 geſtifteten Retzow'ſchen Majorats Möthlow im Havellande durch Diplom d. d. Berlin 13. Febr. 1839 die entſprechende Namen- und Wappenvereinigung, ſowie gelegentlich der Huldigung vom 15. Oct. 1840 (mit darüber d. d. Erdmannsdorf 18. Sept. 1846 ausgefertigtem Lehnsbrief) das an den Beſitz von Groß-Tychow, reſp. eines andern landtagsfähigen und rittermäßigen Grundbeſitzes geknüpfte Erb-Küchenmeiſteramt im Herzogthume Hinterpommern erlangte. Dann ein von dem 1746 verſtorbenen kur-kölniſchen Generallieutenant Ewald von Kleiſt abſtammender, der katholiſchen Confeſſion angehörender Zweig, bedienſtet in Oeſterreich, Baiern und Preußen, und mit dieſem unſern verwandt ein Heinrich Werner Eduard von Kleiſt, dem als Beſitzer von Neudeck und Tippelsgrün in Böhmen d. d. Berlin 6. Mai 1831 der preußiſche Freiherrnſtand zutheil wurde. Söhne ſind dieſem Freiherrn nicht erblüht. Endlich noch ein däniſcher Zweig, der ſich ſeit der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aus der Heimat gewendet hat. — Es entſtammen

2) der ſpeciell Damener Linie: die Grafen Kleiſt von Nollendorf aus dem Zweige Starenow. Ihr Begründer, Friedrich Ferdinand Emil Heinrich von Kleiſt (ſ. d.), geboren zu Berlin am 9. April 1762, geſtorben am 17. Febr. 1823, erhielt als preußiſcher Generallieutenant von ſeinem Könige am 3. Juni 1814, dem Tage des Einzugs in Paris, zur Belohnung ſeiner hervorragenden Dienſte den Grafenſtand mit dem Prädicat von Nollendorf. Dieſer Erhebung folgte am 7. Aug. die Schenkung der Aemter Stötterbingenberg und Wülperode im Fürſtenthume Halberſtadt. Leider ſteht der Heldenſtamm jetzt am Erlöſchen. Es folgt der dem Schmenziner Zweige entſproſſene Bernt **Heinrich** Wilhelm von Kleiſt (ſ. d.), geboren zu Frankfurt a. d. O. den 18. Oct. 1777, geſtorben am 21. Nov 1811, der durch ſein tragiſches Ende bekannte Dichter, und ſchließen ſich hieran die Zweige von Zarnekow, Ruſchitz, Nemitz, Camiſſow und Drehnow, von denen die von Schmenzin und Zarnekow an einer 1792 zu Königsberg in Preußen begründeten Kleiſt-Schnötter'ſchen Familienſtiftung Antheil haben. Dieſen reihen ſich an die Nachkommen des preußiſchen Generallieutenants und ſeit 1756 Ritters des Schwarzen Adlers, Franz Ulrich von Kleiſt, geb. zu Kowalk bei Belgard am 2. Febr. 1688, geſt. zu Dresden 13. Jan. 1757. Von ihnen erhielt der Enkel, der Premierlieutenant Franz Otto von Kleiſt (Sohn des Karl **Kaspar**) Herr auf Segenthin, als Erbe des am 21. Febr. 1797 geſtifteten Bornſtädt'iſchen Majorats Hohennauen und die künftigen Fideicommißbeſitzer d. d. Berlin 11. April 1803 die preußiſche Genehmigung zur Namen- und Wappenvereinigung mit Bornſtädt, welche ſich nach ſeinem 1825 kinderlos erfolgten Tode infolge obiger Beſtimmung auf ſeinen jüngern Bruder Ludwig Karl erſtreckte. Gleichfalls noch auf dieſen Beſitz exſpectirt iſt der dritte Bruder Jakob Friedrich, der inzwiſchen bereits am 2. Jan. 1810 als ſeit dem 3. 1809 adoptirter Sohn des damaligen Generallieutenants Kurt Wilhelm Ferdinand Friedrich Philipp von Rüchel die Genehmigung zur entſprechenden Namen- und Wappenvereinigung erhalten hat. Der Name wurde anfangs als „von Rüchel, ſonſt von Kleiſt" geführt, jetzt iſt die einfache Schreibweiſe „von Rüchel-Kleiſt" die übliche. — Des obigen Franz Ulrich jüngerer Sohn Franz Kaſimir (geb. 1736, geſt. 1808) war der Erbe des militäriſchen Ruhmes ſeines Vaters. Er ſtieg in preußiſchen Dienſten bis zum General der Infanterie und Gouverneur von Magdeburg und war der Vater des am 24. Dec. 1769 zu Potsdam geborenen, ſchon am 8. Aug. 1797 als preußiſcher Legationsrath geſtorbenen Franz Alexander von Kleiſt, deſſen Name literariſch bekannt geworden. Endlich folgt der dem Zebliner Zweige entſtammende „Dichter des Frühlings", Ewald Chriſtian von Kleiſt (ſ. d.), geboren zu Zeblin 7. März 1715, geſtorben zu Frankfurt 24. Aug. 1759, ein Sohn des Joachim Ewald auf Zeblin und Warnin. Es iſt ſonach bemerkenswerth, daß diejenigen drei Sproſſen des Geſchlechts, die dichteriſchen Ruhm — der Ruhm des Schwertes iſt gleichmäßig vertheilt — geerntet haben, **einer** Linie und zwar der Damener angehören, und ſomit im Hinblick auf die ſonſtigen weitläufigen Verwandtſchaftsverhältniſſe dieſer Familie ſich verhältnißmäßig verwandtſchaftlich nahe ſtanden. Die Damener Linie findet ihren Beſchluß im Zadtkower ſowie im Warniner Hauſe.

Das Geſchlecht beſitzt noch ausgedehnten, wie oben gezeigt, fideicommiſſariſchen, dann Lehn- und Allodialbeſitz, erhielt unter dem 20. Juli 1857 auf Grund der Verordnung vom 12. Oct. 1854 die Berechtigung zur Präſentation eines ſeiner Mitglieder zur Berufung in das preußiſche Herrenhaus und errichtete unter dem 9. März 1858 (beſtätigt 16. Mai 1859) ein die Verhältniſſe der Familie ordnendes Familienſtatut, dem am 18. Juni 1868 eine Familienſtiftung folgte, die gleichfalls unter dem 7. Dec. 1868 die Allerhöchſte Beſtätigung erlangte.

Das Wappen der Familie zeigt im ſilbernen Schilde einen von zwei lauernden rothen Wölfen begleiteten rothen Balken (die lauernden Wölfe wurden ſpäter laufend gebildet und haben ſich allmählich in laufende rothe Füchſe gewandelt). Auf dem Helme liegen drei rothe Roſen, je mit geſtütztem Speer beſteckt. Die Decken ſind roth und ſilbern. Bei den verſchiedenen Standeserhebungen haben Vermehrungen des Stammwappens ſtattgefunden. Es genüge hier die Mittheilung, daß beim Freiherrndiplom von 1831, beim Grafendiplom von 1840 und demjenigen von 1873 der Schild unverändert geblieben, während derjenige der Grafen Kleiſt von Nollendorf und

Digitized by Google

der Grafen Kleiſt vom Loß bedeutend vermehrt wurde. Die Wappen der Kleiſt von Bornſtädt, der Rüchel-Kleiſt und der Kleiſt-Retzow ſind einfach mit dem hinzugetretenen Wappen geviertet worden.

Noch ſei erwähnt, daß der preußiſche Oberſtlieutenant und Feſtungsbaudirector zu Königsberg in Preußen, Franz Wilhelm Kleiſt, unter dem 8. Oct. 1860 den Adel mit ähnlichem Wappen erhielt. Die Füchſe ſind hier natürlicher Farbe und links geſtellt, die Roſen auf dem Helme ſilbern, auf deren jeder ein aufgerichtetes, goldbegrifftes Schwert (anſtatt der geſtürzten Speere) ſteht. — Außerdem kommt der Name Kleiſt vielfach in bürgerlichen Verhältniſſen vor. *(H. von Borwitz und Harttenstein.)*

KLEIST (Ewald Christian von), neben Brockes und Haller der bedeutendſte deutſche Dichter in der Klopſtock's Auftreten unmittelbar vorhergehenden Periode, ein preußiſcher Offizier, der durch ſein Leben Leſſing das Vorbild für den Charakter Tellheim's, durch ſeinen Heldentod und ſein Begräbniß Schiller die Anregung zur Erzählung der Beſtattung Max Piccolomini's gegeben hat. Das Geſchlecht der Kleiſt rühmte ſich eines bis ins 13. Jahrh. zurückgehenden Stammbaumes, von dem ſich ſeit langem einzelne Zweige der Familie ſelbſtändig weitergebildet hatten. Des Dichters Großvater Ewald, Major in däniſchen Dienſten, gehörte der Linie Damen bei Belgard der pommerſchen Kleiſte an und hinterließ ſeinem Sohne Joachim Ewald außer dem Stammſchloſſe Zeblin noch fünf Güter in Pommern. Joachim Ewald lebte, ungleich ſeinen Vettern, ausſchließlich der Verwaltung ſeiner Güter, ohne jedoch den immer fortſchreitenden finanziellen Ruin ſeiner Familie aufhalten zu können. Am 7. Juli 1710 vermählte er ſich mit Juliane Maria von Manteuffel. Nachdem dieſe ihrem Gatten bereits einen Sohn und eine Tochter geſchenkt, brachte ſie am 7. (?) März 1715 zu Zeblin einen zweiten Knaben zur Welt, der am 9. März auf die Namen Ewald Chriſtian getauft wurde. Schon vier Jahre ſpäter iſt die Mutter bei der Geburt eines dritten Mädchens geſtorben. Der ſpätere Sänger der „Landluſt" wuchs in einer nicht reizloſen ländlichen Umgebung auf. Hofmeiſter ertheilten ihm den erſten Unterricht. Sein Oheim und Pathe, der preußiſche Hauptmann Chriſtian von Manteuffel, dem Kleiſt 1758 den zweiten Theil ſeiner Gedichte widmen wollte, nahm ſich eifrig des Knaben an. Mit dem ältern Bruder gemeinſam kam Ewald 1724 in die Jeſuitenſchule zu Polniſch-Krone, 1729 auf das Gymnaſium zu Danzig, wo er nach ſeiner eigenen Ausſage es ſehr an Fleiße fehlen ließ. Die Univerſität Königsberg bezog er 1731 zur Betreibung juriſtiſcher Studien. Nebenbei hörte er aber auch philoſophiſche und mathematiſche Vorleſungen. Noch iſt ein Theil der damals zu Stande gebrachten Collegienhefte erhalten. Die am Gymnaſium erlangte Fertigkeit in den alten Sprachen wurde in der Leſung lateiniſcher und griechiſcher Dichter geübt, Lateiniſch blieb Kleiſt ſein Lebenlang geläufig. Zu der bereits im Vaterhauſe erlernten franzöſiſchen Sprache geſellte ſich nun noch das Studium des Engliſchen, Italieniſchen und Polniſchen, dem dann ſpäter wol auch noch das Däniſche zur Seite trat. Als eine Civilanſtellung, die Kleiſt während des Jahres 1735 in Zeblin abwarten wollte, ausblieb, reiſte er zu Verwandten nach Dänemark, wo er auf Zureden ſeiner Freunde „und weil mir der Umgang der däniſchen Offiziers, die mehrentheils artige Leute ſind, ſehr gefiel", in die Armee eintrat. Ueber Kleiſt's Aufenthalt in Dänemark iſt uns keine Kunde überliefert. Im J. 1738 wurde er zur Werbung nach Danzig beordert. Von dort ging er mit Urlaub nach Zeblin, wo er wahrſcheinlich beim Tode ſeines Vaters anweſend war. Die Verwaltung der Güter ging nun auf den ältern Bruder über, bis dieſer wahnſinnig wurde und Ewald ſelbſt ſich um die Verwaltung von Ruſchitz, das allein ſich im Beſitze der Familie erhalten hatte, kümmern mußte. Im Siebenjährigen Kriege wurde Ruſchitz durch die Ruſſen arg verwüſtet, ſodaß Kleiſt in ſteter Sorge war, ſchließlich auch dieſes Gut, auf dem er ſeine alten Tage verleben wollte, verkaufen zu müſſen. Im J. 1738 aber reiſte Kleiſt von Zeblin auf die Beſitzung der ihm verwandten verwitweten Freifrau von der Goltz. Dort verliebte er ſich in deren Tochter Wilhelmine. In ſeinen letzten Lebensjahren hat Kleiſt über dieſe „in herzbrechendem Tone beſungene" Leidenſchaft geſpottet und ſeinen eheloſen Stand geprieſen. Bis zum J. 1756 dagegen vernehmen wir in Briefen und Gedichten ſtets die Klage um die ihm vom Schickſale vorenthaltene Doris („an Wilhelmine" zuerſt im Mai 1744, nach 1750 umgearbeitet). Sehnſucht nach dem erträumten Liebesglück und Klage um das verlorene bilden eins der Elemente, aus dem ſich der ſchwermüthige Grundton der Kleiſt'ſchen Poeſie zuſammenſetzt. Wilhelminens Mutter war anfangs der Verbindung mit ihrem jungen armen Verwandten nicht abgeneigt. Sie wandte ihren Einfluß auf, Kleiſt eine einträgliche Stelle im polniſch-ſächſiſchen Staatsdienſte zu verſchaffen; aber die dafür verwendete Protection war nicht mächtig genug. Und als dann Wilhelmine ihrerſeits noch immer an dem Geliebten feſthielt, ſcheute man auch nicht das Mittel der Intrigue, um das Mädchen 1747 zur Schließung eines andern Ehebundes zu nöthigen und zu gleicher Zeit Kleiſt ſeine Verlobte als treulos darzuſtellen.

Als Friedrich II. 1740 den preußiſchen Thron beſtieg, rief er alle in fremden Dienſten ſtehenden Unterthanen ins Land zurück. Kleiſt wurde zunächſt vom Könige gnädig aufgenommen, „der ſich mit ihm ziemlich ausführlich über die Beſchaffenheit des däniſchen Militärdienſtes unterhielt". Aber es gelang Kleiſt nicht, ſich Friedrich's Wohlwollen oder beſondere Aufmerkſamkeit zu erwerben. Als Secondelieutenant wurde Kleiſt dem neuerrichteten 35. Infanterie-Regiment, deſſen Chef Prinz Heinrich von Preußen war, zugetheilt, und ſomit Potsdam ihm zum dauernden Aufenthalt beſtimmt. Schon am 16. Febr. 1741 wurde Kleiſt zum Premier, aber erſt im Mai 1749 zum Hauptmann befördert. Seine pecuniäre Lage beſſerte ſich erſt, als er am 5. Juni 1751 eine Compagnie erhielt. Die beiden ſchleſiſchen Feldzüge machte er mit ſeinem Regimente durch; 1744 treffen wir ihn bei der Belagerung von Prag; auf dem Rückzuge erkrankte er, blieb das ganze Jahr in Brieg und kehrte erſt 1746 in die

Digitized by Google

Garniſon zurück. Zwiſchen beide Feldzüge fällt das vielleicht folgenreichſte Ereigniß in Kleiſt's Leben. Als er im Herbſte 1743 an einer im Duell empfangenen, nicht unbedenklichen Wunde zu Potsdam daniederlag, empfing er den Beſuch des Secretärs des Prinzen Wilhelm zu Schwedt, des 24jährigen Dichters Joh. Wilh. Ludwig Gleim. Der Kranke klagte über Langeweile und Mangel an Büchern. Gleim merkte, „daß der kranke Kriegsmann die Sprache der Muſen leiden konnte“. Er las ihm eins ſeiner noch ungedruckten, ſcherzhaften Lieder vor. Kleiſt lachte darüber ſo heftig, daß eine Pulsader ſprang, und der herbeigerufene Wundarzt erklärte, dieſes Aufſpringen habe den bereits beginnenden Brand vertrieben und Kleiſt gerettet. Am Krankenbette ſchloſſen Gleim und Kleiſt einen bis an beider Lebensende dauernden Freundſchaftsbund. In Kleiſt war ein dem antiken Sinne verwandtes Gefühl für Freundſchaft vorhanden. Der Freund tritt ſelbſt in dem Gedichte an Wilhelmine der Geliebten gleichwerthig zur Seite. Kleiſt erklärt, nicht länger leben zu können, ohne Freunde an ſeinem Aufenthaltsorte zu haben. Dieſer Kleiſt eigenthümliche Zug fällt jedoch mit einer Richtung ſeines Zeitalters zuſammen. Die ſchwärmeriſchen Freundſchaften waren damals Mode und vor allen iſt es Gleim, der dem Freundſchaftscultus huldigt. In ſeinem Briefwechſel mit Joh. Gg. Jacobi tritt uns das ſentimentale kokettirende Freundſchaftsſpielen bis zur Parodie verzerrt entgegen. Gleim's Verhältniß zu Kleiſt iſt, wenigſtens ſoweit es letztern betrifft, von dieſer Ausartung frei. Er verbrennt alle Briefe Gleim's, in denen dieſer ihn „zum heiligen und angenehmen Kleiſt“ macht; ſie verurſachen ihm „ohne Figur eine Uebelkeit“. Wenn nichtsdeſtoweniger auch in Kleiſt's Briefen ein Uebermaß von Zärtlichkeit und Küſſen uns erſcheint, ſo war dies eben Sitte und Gefühlsüberſchwang der Zeit, wovon ſich nicht einmal Leſſing freimachen konnte. Die erwachende Poeſie wurde in Freundſchaftsbündniſſen ins Leben übertragen. In der Gleim gewidmeten Erzählung „Die Freundſchaft“ (1757) hat Kleiſt eine dichteriſche Verherrlichung ſeines Verhältniſſes zu Gleim ſchildern wollen. Wenn aber Kleiſt am 19. April 1746 dem Freunde ſchreibt: „Ich ſchwöre Ihnen, daß ich mein Leben mit noch einmal ſo viel Unmuth, ewig ſtumm und jammernd zu Ende gebracht hätte, wenn ich Sie nicht hätte kennen lernen“, ſo entſpricht dies völlig der thatſächlichen Wahrheit. Kleiſt hat ſchon vor ſeiner Bekanntſchaft mit Gleim gedichtet. Am 12. Oct. 1743 ſchrieb er zu Jena in ein Stammbuch das ihn ſelbſt trefflich charakteriſirende Epigramm:

Viel Weſens mach' ich nicht, der Falſchheit bin ich feind;
Wem Redlichkeit beliebt, der iſt mein beſter Freund.

Eine dichteriſche Thätigkeit hat Kleiſt jedoch erſt auf Gleim's Anregung hin entwickelt. Gleim's eigene Dichtungen konnten allerdings für Kleiſt kein günſtiges Vorbild abgeben, denn dem ſchwermüthigen Kleiſt wollte die heitere Anakreontiſche Poeſie, wie ſie Gleim ſchon auf der Univerſität Halle ausgeübt hatte, nie recht gelingen. In richtiger Erkenntniß ſchrieb er am 8. Mai 1746 dem Freunde: „Scherzen iſt wider mein Naturell; ich verfalle dabei ſogleich in Affectation.“ Durch Gleim wurde aber der preußiſche Lieutenant in die literariſchen Kreiſe eingeführt und dadurch zu eigener Thätigkeit angeeifert. Gleim's Ermahnungen überwanden die Faulheit, deren Kleiſt ſich immer anklagte, und trieben zur Veröffentlichung des Geſchriebenen. Neben Gleim waren es dann noch Sulzer und Ramler, die auf Kleiſt's Thätigkeit von Einfluß waren. Dazu kam noch ein Briefwechſel mit Uz, Bodmer, Geßner, Lange, Nicolai und Dr. Joh. Kaspar Hirzel, deſſen Umgang ein Jahr lang Kleiſt's Leben in Potsdam erheiterte; länger als er weilte der Dichter Joh. Joachim Ewald an dem Kleiſt ſo ſehr verhaßten Orte. Der einförmige anſtrengende Dienſt wirkte drückend auf die poetiſche Begeiſterung; noch mehr aber die Umgebung. Kleiſt war durch und durch Soldat; „der Stand“, ſchrieb er noch in ſeinem Todesjahre, „gefällt mir ſonſt mehr als einer, nur die Membra des Standes nicht.“ Und in einem Briefe vom 26. Dec. 1746 geſteht er es offen ein: „unter Offiziers iſt es eine Art von Schande, ein Dichter zu ſein.“ Beſchäftigung mit der vom Könige verehrten franzöſiſchen Literatur mochte hingehen; die deutſche Literatur zu pflegen mußte in den ungebildeten Offizierskreiſen geradezu albern erſcheinen. Kleiſt hatte von ſeinen Kameraden deshalb viel auszuſtehen; freilich ſoll er auch einmal über der Lektüre Milton's die Ablöſung der Wachen vergeſſen haben. Im übrigen aber wußte er Leben und Dichtung wohl zu vereinigen. Er ſpottet über die Stubengelehrten, deren Urtheil allzu ſpitzigen Nadeln, die ſich umlegen, gleiche. „Die Schulfüchſe auf den Univerſitäten ſind die elendeſten Schmierer.“ Gerade dadurch wurde Kleiſt für die Entwickelung unſerer Poeſie bedeutend, daß in ihm wieder einmal ein Dichter entſtand, der eben nicht der Gelehrtenzunft angehörte. Die Vereinigung von Literatur und Leben, wie ſie Leſſing darſtellte, haben wir auch in Kleiſt's Erſcheinung zu begrüßen. Was ihn über ſo viele ihm an Talent gar nicht oder nur wenig Nachſtehende überhebt, iſt, daß er im vollen Leben ſteht und aus ihm heraus dichtet. Freilich hat auch er es nur nach und nach gelernt, ſeiner Poeſie den realen Gehalt zu geben, der ihr bleibenden Werth verleiht. Hierin ſteht Kleiſt der Goethe'ſchen Poeſie näher als ſein großer Zeitgenoſſe Klopſtock, während es hinwiederum an Gottſched erinnert, wenn er die Dichtung in allen Fällen nur als Nebenbeſchäftigung gelten läßt. Aber indem er, der Offizier und Edelmann, zum deutſchen Dichter wurde, trug er doch mächtig dazu bei, der Dichtung und den Dichtern größeres Anſehen in allen Kreiſen der Nation zu verſchaffen.

Kleiſt's literariſche Stellung wird nicht übel durch zwei Ausſprüche Gleim's bezeichnet:

Brocks iſt von dem Parnaß ins Paradies gereiſt,
Und den verlaſſ'nen Platz vermacht er dir, mein Kleiſt. (1747)

und: „Sie ſind Klopſtock's Vater und haben ihm mit Ihrem «Frühling» zur «Meſſiade» Anlaß gegeben.“ — Klopſtock hat ſein Werk ſelbſtändig begonnen, aber das Mittelglied zwiſchen dem „Irdiſchen Vergnügen in Gott“ und dem „Meſſias“ iſt Kleiſt's „Frühling“. Kleiſt's dichteriſche Thätigkeit wird durch ſeine Schweizerreiſe in

Digitized by Google

zwei Perioden geſondert. Nachdem aus dem Plane zu einem Heldengedichte „Columbus“ nichts geworden war, beſang Kleiſt im November 1745 im „Lobgeſang der Gottheit“ die vier Jahreszeiten. Im März 1746 ſcheint der Plan entſtanden zu ſein, dieſe Schilderung in einem großen Gedichte auszuführen. Als „The four Seasons“ von James Thomſon 1745 von Brockes überſetzt wurden, war das Original Kleiſt bereits bekannt. Nach dieſem Vorbilde ſchrieb er in den J. 1746—49 das Gedicht: „Die Landluſt“, dem dann Gleim den Titel „Der Frühling“ gab. Den „Sommer“ hat Kleiſt ſpäter noch begonnen, doch ſind hiervon nur 16 Verſe bekannt geworden. Der „Frühling“ iſt 1749 ohne Kleiſt's Namen in Berlin herausgekommen. Außer einer zweiten berliner Ausgabe von 1750 ſind von rechtmäßigen Ausgaben bei Kleiſt's Lebzeiten noch zwei in Zürich (1751 und 1754) eine in Frankfurt a. d. O. 1754 und ein neuer Abdruck in den „Gedichten vom Verfaſſer des Frühlings“ 1756 herausgekommen. Ueberſetzungen erſchienen im vorigen Jahrhundert in franzöſiſcher, italieniſcher, niederländiſcher und lateiniſcher Sprache, denen im 19. Jahrh. noch eine ungariſche und zwei polniſche Uebertragungen folgten. Wie die Werke von Thomſon und Brockes gehört auch Kleiſt's „Frühling“ der descriptive poetry an und verfällt mit ihr im „Laokoon“ Leſſing's Verdammungsurtheil. Ein Fortſchritt iſt aber Brockes gegenüber nicht zu verkennen; an Stelle der detaillirenden Beſchreibung einzelner Gegenſtände tritt Landſchaftsſchilderung in großem Stile; wir haben hier das Gemälde im Ganzen, bei Brockes anatomiſch ſecirende Studien einzelner Theile. Das Gefühl des Beſchauers wird wenigſtens ſtellenweiſe ebenſo ſehr betont wie die geſchilderte Natur. Hierdurch verweiſt Kleiſt bereits auf Klopſtock; nicht minder durch die Form. Er ſchreibt in Hexametern, denen aber eine Vorſchlagſilbe angehängt iſt:

Empfangt mich, heilige Schatten, ihr Wohnungen ſüßer Entzückung.

Die Wahl des Metrums ſcheint mehr Zufall als bewußt künſtleriſche Abſicht geweſen zu ſein. Das ganze Gedicht iſt nach den Kunſtlehren der Schweizer gefertigt, deren eifriger Schüler Kleiſt war. Die Folge war, daß Kleiſt mit Klopſtock gemeinſam die Angriffe der Gottſchedianer zu erfahren hatte. Wie Klopſtock in Zürich geweilt hatte, ſo zog es auch Kleiſt dahin. Im J. 1752 reiſte er über Kaſſel, Frankfurt, Speier nach Zürich. Aber er fand bei Bodmer keine beſonders freundliche Aufnahme. Da er ohne förmliche Erlaubniß der Behörden als Werber auftrat, mußte er anfangs 1753 bei Nacht und Nebel aus Zürich fliehen und rächte ſich nun an den Schweizern in kläglich mislungenen Epigrammen. Eine neue Dichterthätigkeit ſollte Kleiſt dann erſt während des Siebenjährigen Kriegs entfalten. Als Major im 54. Infanterieregiment von Hauß weilte er vom März 1757 bis Mai 1758 in Leipzig, wo ihm durch unmittelbaren Befehl des Königs die Aufſicht über die Lazarethe übertragen war, und hier ſchloß er den Freundſchaftsbund mit Leſſing. Kleiſt war wol derjenige, den Leſſing unter allen Freunden am innigſten liebte und ehrte, deſſen Verluſt er nie verſchmerzte. Bei der Dichtung des „Philetas“ wie der „Minna von Barnhelm“ hat Leſſing an Kleiſt gedacht. Er war ſogar ſo blind für den Freund eingenommen, daß er, deſſen Talent weit überſchätzend, ihn 1758 zur Ausarbeitung eines bereits 1745 gefaßten Planes, der Tragödie „Seneca“ veranlaßte. Nach dem Vorbilde von Klopſtock's „Tod Adam's“ in Proſa ausgeführt, ſteht Kleiſt's Trauerſpiel ſo tief unter Klopſtock's mislungenem Machwerk als Kleiſt an Dichtertalent unter Klopſtock. Auch Kleiſt's Verſuche, eine moraliſche Wochenſchrift zu gründen, ſind bedeutungslos. Dagegen entfaltet ſich nun ſeine Proſa in den Schlachtberichten, die er an Gleim als Material zu einer von dieſem zu ſchreibenden Kriegsgeſchichte ſendet, in bisher unbekannter Trefflichkeit. Knapp und ſcharf, anſchaulich in der Schilderung und geſchmeidig in der Syntax, liefert er hier Muſtergültiges in raſch hingeworfenen Briefen. Durch dieſe Briefe kann er aber auch als der geiſtige Urheber von Gleim's herrlichen Grenadierliedern gelten („Preußiſche Kriegslieder von einem preußiſchen Grenadier von J. W. L. Gleim“, mit einer umfaſſenden vortrefflichen Einleitung herausgegeben von A. Sauer, Heilbronn 1882. Deutſche Lit. Denkmale, Heft 4.) Aber auch Kleiſt's eigene Dichtung erlebte nun eine neue Blüte in trefflichen Idyllen („Irin“) und Fabeln („Der gelähmte Kranich“). Die „Ode an die preußiſche Armee“ aus dem Mai 1757 kann als nach Form und Inhalt claſſiſcher Ausdruck des preußiſchen Kriegsmuthes und der Begeiſterung für Friedrich II. gelten. Dieſelbe todesmuthige Geſinnung beſeelt das 1758 entſtandene Epos „Ciſſides und Paches“ in drei Geſängen (Berlin 1759). Auch hier wieder iſt Kleiſt bahnbrechend durch die neue Form, den fünffüßigen Jambus Nicht mehr Beſchreibung wie im „Frühling“, ſondern Handlung iſt hier der Inhalt des Gedichts. Der Epilog preiſt den Tod fürs Vaterland und ſpricht des Dichters Hoffnung aus ihm, für Friedrich und Vaterland zu ſterben. Dieſe Prophezeiung ſollte nur zu bald erfüllt werden. Kleiſt war bisher nie in einer größern Schlacht Theilnehmer geweſen; ſeine Briefe ſind voll verzweifelter Klagen über dies ſein widriges Schickſal. Am 12. Aug. 1759, dem Tage der Schlacht bei Kunersdorf, wurde Kleiſt in beide Arme verwundet; dennoch blieb er bei ſeinem Bataillon, bis eine Kartätſchenkugel ihm das rechte Bein zerſchmetterte. Nach vielen ſtandhaft erduldeten Qualen iſt er am 24. Aug. zu Frankfurt a. d. O. geſtorben und am 26. auf dem Kirchhofe in der Gubener Vorſtadt unter ehrender Betheiligung der ruſſiſchen Sieger begraben worden („Briefe über den Tod Ewald von Kleiſt's.“ Mitgetheilt von A. Sauer 1882 im XI. Bde. des Archivs f. Lit.-Geſchichte.) Die Trauer um den kriegeriſchen Sänger war nun allgemein, die nächſten Freunde, Leſſing und Gleim, aufs tiefſte erſchüttert. Sie überließen es deshalb einem ferner Stehenden, Nicolai, ein „Ehrengedächtniß Herrn E. Chr. v. Kleiſt“ (Berlin 1760) herauszugeben. In Kleiſt's Briefen an Gleim vom 7. und 18. Febr. 1757 iſt uns eine kurze autobiographiſche Skizze erhalten. Eine Biographie und Auswahl aus den Briefen gab W. Körte (Berlin 1803) „Des Herrn

Digitized by Google

Chr. E. v. Kleiſt ſämmtliche Werke" hat Ramler 1760 in zwei Theilen zu Berlin herausgegeben. Ramler, der ſchon bei Kleiſt's Lebzeiten eine Ausgabe des „Frühlings" veranſtaltet hatte, in der Kleiſt ſein eigenes Werk nicht mehr erkennen konnte, hat ſeine Verbeſſerungswuth an des Freundes Werken in ausgiebigſter Weiſe walten laſſen und Körte's eigenmächtige Rückänderungen machten die Sache noch ſchlimmer. Kleiſt's Text war mehr entſtellt, als es der Text des interpolirteſten antiken Autors ſein kann. Es iſt das nicht genug zu lobende Verdienſt A. Sauer's, mit unendlicher Mühe die urſprünglichen Lesarten Kleiſt's aus den Papieren des Gleim'ſchen Nachlaſſes wiederhergeſtellt zu haben. Eine muſterhafte Bibliographie und Biographie vervollſtändigen noch den Werth der Ausgabe, die in drei Bänden (Werke — Briefe von — und Briefe an Kleiſt) bei G. Hempel in Berlin erſchienen iſt und eine der ſchönſten Leiſtungen philologiſcher Kritik im Gebiete der neuern deutſchen Literaturgeſchichte bildet.

Kleiſt kann nicht den großen Dichtern zugezählt werden; durch ſeinen tiefwirkenden Einfluß jedoch reiht er ſich den bedeutendſten Geſtalten der deutſchen Literaturgeſchichte an. Er iſt einer der wenigen ältern Dichter, denen noch Schiller in der Abhandlung „Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung" ſeine Achtung nicht verſagt. Thomas Abbt ſcheint vor allem durch Kleiſt's Heldentod zu der Schrift „Vom Tode fürs Vaterland" (1761) angeregt worden zu ſein, einem Buche, das zur Hebung des politiſchen Sinnes in Deutſchland mächtig gewirkt hat. Kleiſt endlich war es, an den Leſſing die berliner „Briefe, die neueſte Literatur betreffend" gerichtet dachte, und dies allein würde genügen, Ewald von Kleiſt für immer einen Ehrenplatz unter den Vorkämpfern der mit Leſſing beginnenden neuen Literaturepoche zu ſichern. Der Name Kleiſt dagegen hat auch einen unverwelkbaren dichteriſchen Lorberkranz erhalten durch ein jüngeres Glied des Geſchlechts. *(Max Koch.)*

KLEIST (Heinrich Bernt Wilhelm von), als damaliger Dichter an Talent von keinem deutſchen übertroffen, durch krankhafte Anlagen ſeines Innern um die Früchte ſeines Ringens in Kunſt und Leben betrogen. Er gehörte dem ſchon im 15. Jahrh. auftauchenden Schmenziner Zweige des Kleiſt'ſchen Geſchlechtes an. Sein Vater Joachim Friedrich (geboren 1728), vermählte ſich als Stabskapitän in ſeinem einundvierzigſten Jahre mit einem Fräulein von Wulffen; als zweites Kind dieſer Ehe wurde am 26. April 1774 Ulrike geboren, des Dichters Lieblingsſchweſter und treue Helferin. In zweiter Ehe verband ſich der Vater mit Juliane Ulrike von Pannwitz (geb. am 22. März 1746), die ihrem Gatten drei Töchter und zwei Söhne gebar; der ältere der beiden Knaben, Heinrich, kam am 18. Oct. 1777 nachts um 1 Uhr zur Welt und ward am 27. Oct. in der Garniſonskirche zu Frankfurt a. d. O., wo ſein Vater in Garniſon lag, getauft. Der Vater, deſſen Heinrich nie gedenkt, ſtarb als Major am 18. Juni 1788 (K. Siegen, „H. von Kleiſt und ſeine Familie" 1882, Nr. 19 der „Gegenwart"). Dagegen zeigt eine Aeußerung aus dem J. 1806, daß er der gleichfalls früh geſtorbenen ſanftmüthigen Mutter mit Innigkeit anhing.

Kleiſt's Leben läßt ſich durch Goethe's Worte an Euphorion charakteriſiren: „Ach! zum Erdenglück geboren, hoher Ahnen, großer Kraft, leider, früh dir ſelbſt verloren, Jugendblüte weggerafft." Dem verwandten Chr. Ewald von Kleiſt, deſſen Grabmal der Knabe Heinrich täglich vor ſich ſah, von deſſen Dichterruhm er hörte, iſt in trüben Momenten ſeines ſpäteren Lebens der Gedanke an Selbſtmord vorübergehend aufgetaucht, bei Heinrich von Kleiſt kehrt die Idee ſchon in den Knabenjahren ſtändig wieder. Mit einem Vetter, der ſein Studiengenoſſe war, verabredete er gemeinſamen Selbſtmord und vernahm dann ſpäter mit Erſchütterung, daß dieſer ſich den Tod gegeben. Den Familientraditionen folgend, trat Kleiſt 1792 mit 14 Jahren als gefreiter Corporal ins 2. Bataillon des Garderegiments zu Fuß, nachdem er beim Prediger Catel in Berlin vier Jahre lang die nöthige Schulbildung genoſſen hatte. Anfang 1795 war er mit ſeinem Regimente im Naſſauiſchen, der Beförderung gewärtig, ohne ſich auf den bevorſtehenden Krieg zu freuen. Während des Rheinfeldzuges kamen ihm Wieland's Schriften in die Hände. „Vervollkommnung als Zweck der Schöpfung", die Idee ergriff ihn hier, um ſich bald ſeiner ganz zu bemächtigen. Er kam als Fähnrich nach Potsdam, wo er Muſik, Philoſophie und Mathematik trieb. Eine nicht vom Glück begünſtigte Liebesleidenſchaft machte ihn menſchenſcheu. Der geiſtloſe Gamaſchendienſt wurde ihm ſtets unleidlicher; Offiziers- und Menſchenpflicht erſchienen ihm unvereinbare Gegenſätze. Trotz des Widerſpruchs ſeiner Verwandten nahm er im Frühjahre 1799 als Secondelieutenant ſeinen Abſchied, um an der Univerſität zu Frankfurt a. d. O. ſich ganz den Wiſſenſchaften zu widmen. Dort verlobte er ſich bald mit Wilhelmine (1780—1852), der älteſten Tochter des Generals von Zenge. Sein Studium blieb Mathematik und Philoſophie, nur nebenbei hörte er eine literariſche Encyklopädie. Sein Liebesverhältniß bewog ihn, im Sommer 1800 in Berlin eine Anſtellung zu ſuchen. Da brach ſeine erſte Krankheitskriſis aus. Er unternahm eine geheimnißvolle Reiſe nach Wien, kam aber nur bis Würzburg. Dieſe Reiſe habe ihm „das Leben gerettet, die Hoffnung auf Erdenglück für die Zukunft eröffnet", berichtet er nach ſeiner Rückkehr von Berlin aus. Aber nun kann er ſich nicht mehr entſchließen, ein Amt anzunehmen; er will ſein Selbſt ausbilden. Zugleich aber verzweifelt er an Bildung und Wiſſenſchaft. Schon während ſeines Univerſitätsjahres hatte er eine Schrift über Kant ausgearbeitet. Im Frühjahre 1801 nennt er ſich ſelbſt „eins von den Opfern der Thorheit, deren die Kantiſche Philoſophie ſo viele auf dem Gewiſſen hat". Kant's Negation des objectiven Erkennens bringt ihn zur Verzweiflung; ihn ekelt vor jedem Buche, das Daſein iſt ihm zwecklos geworden, da die Wiſſenſchaft doch keine auch für das Jenſeits verwerthbaren Schätze dem Menſchen zum Eigen machen könne. Schon hier, vor dem Beginn von Kleiſt's Dichterthätigkeit, haben wir einen Gemüthskranken vor

Digitized by Google

uns. In dieſer Zeit und Stimmung ſchrieb er die „Geſchichte meiner Seele“. Goethe im Wilhelm Meiſter und Schiller in den Briefen über die äſthetiſche Erziehung hatten harmoniſche Ausbildung der Individualität gefordert; letzterer ließ es dabei an Tadel der Staatsdienerſtellung nicht fehlen. Schleiermacher und Friedrich Schlegel ſprachen im Athenäum von der Wiſſenſchaft der Lebenskunſt. Dies alles wirkte zuſammen mit Kant's misverſtandenen Lehrſätzen auf Kleiſt ein, in dem von Anfang an Phantaſie und Verſtand in unheilvollem, unheilbarem Streite lagen. Er will in dieſen Jahren dem letztern allein ein Recht einräumen und erſcheint in dieſem Beſtreben oft pedantiſch, beſonders in den der echten Leidenſchaft ermangelnden Briefen an ſeine Braut (K. Biedermann „Aus H. von Kleiſt's Lebens- und Liebesgeſchichte, ungedruckte Briefe“, 1881 in „Nord und Süd“ XIX). Um ſich zu zerſtreuen, dachte er an eine Reiſe nach Paris und führte dann den Plan aus, als ihm derſelbe bereits wieder verleidet war. Mit ſeiner Stiefſchweſter Ulrike gemeinſam reiſte er über Dresden, wo er Verbindungen anknüpfte, Leipzig, Göttingen an den Rhein, von dort nach Paris. An eine Erfüllung des vorgeſchützten Reiſezweckes, Studium der Naturwiſſenſchaften, war gar nicht zu denken. Das volkreiche Paris erregte dem menſchenſcheuen Sonderlinge Abſcheu. Nach mannichfachem Streite mit Ulrike trennte er ſich von ihr in Frankfurt a. M. Am 13. Dec. erreichte Kleiſt Baſel. In der Schweiz wollte er als einfacher Landmann leben; mit ſeiner Braut, die dieſen Entſchluß billigte, brach er die Correſpondenz und das Verhältniß ab. Von jeher ein glühender Bewunderer Rouſſeau's, wollte er in dem von dem großen Genfer verherrlichten Alpenlande ein reines Naturleben führen. Eine Zeit lang hielt er ſich in Bern auf; mit Ludwig Wieland, „dem Sohne des berühmten“, und Heinrich Zſchokke beſchloß er einen poetiſchen Wettkampf, an dem ſich dann auch Heinr. Geßner, der Sohn des Idyllendichters, betheiligte; die ſpätere Frucht desſelben war „Der zerbrochene Krug“. Kleiſt ließ ſich nun, was ihm von älterlichem Vermögen geblieben, nachkommen, um ſich anzukaufen. Die politiſchen Kämpfe, welche die Schweiz von neuem durchtobten, hielten ihn aber davon ab. Im Frühjahre 1802 zog er auf eine Aarinſel, eine Viertelſtunde oberhalb Thuns, und verlebte dort, wahrſcheinlich durch die Liebe einer Fiſcherstochter, Mädeli, beglückt, die zwei leidloſeſten Monate ſeines Lebens (Th. Zolling, „Heinr. von Kleiſt in der Schweiz“ Stuttgart 1882).

Bereits während des Studienjahres zu Frankfurt a. d. O. hatte Kleiſt ſich mit Dramatiſirungen von Sprichwörtern beſchäftigt. Misrathene Hexameter in einem Spottgedichte auf Ulrike und ein längeres tiefſinniges, aber ſchwerfälliges Gedicht in Blankverſen an Wilhelmine ſtammen ebenfalls aus der frankfurter Zeit, während das kleine Gedicht in Reimen „Der höhere Frieden“ ſchon aus den Jahren 1792 oder 93 ſtammen ſoll, das älteſte, was wir von Kleiſt beſitzen. Jetzt in der Schweiz entſtand die Idylle „Der Schrecken im Bade“ (gedruckt im Februar 1809); aus der gleichen Zeit aber erhalten wir die erſte beſtimmte Nachricht von bereits früher geplanten und begonnenen dramatiſchen Arbeiten. In einem Drama „Leopold von Oeſterreich“, zu deſſen Ausarbeitung Kleiſt nach Wien reiſen wollte, ſoll der Abend vor der Schlacht bei Sempach in einer an Shakeſpeare's Heinrich V. erinnernden, aber tragiſch erſchütternden Weiſe dargeſtellt geweſen ſein. Von dem Drama „Peter der Einſiedler“ iſt außer dem Namen keine Kunde überliefert. Dagegen wurde auf der Aarinſel „Die Familie Schroffenſtein, ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen“ (Bern und Zürich bei H. Geßner 1803) vollendet. Der bisher unbekannte erſte Entwurf „Die Familie Thierrez“ (Ghonorez) wird von Zolling in J. Kürſchner's „Deutſcher Nationalliteratur“ veröffentlicht werden. In der abſchließenden Geſtaltung weiſt das Drama auf die in Nachahmung von Goethe's Götz üblichen Ritterſtücke und auf Shakeſpeare's Romeo und Julia als ſeine Quellen hin. Soweit Kleiſt's Erſtlingswerk alle vorausgehenden Nachahmungen durch Kraft, Originalität und echte Poeſie übertrifft, ſo verfehlt erſcheint es mit Goethe's oder Shakeſpeare's Werk verglichen; der große hiſtoriſche Hintergrund fehlt; die in wunderbarer Eigenthümlichkeit behandelte Liebesepiſode bleibt Epiſode und an die herrliche Entkleidungsſcene im 5. Acte, die Kleiſt zuerſt den Anſtoß zu ſeiner Dichtung gegeben hat, ſchließt ſich das andere nicht organiſch an. Die Verletzung der poetiſchen Gerechtigkeit wird gerade bei einer Vergleichung mit Romeo und Julia peinlich empfunden, der Schluß iſt ſo verfehlt wie möglich. Nichtsdeſtoweniger war F. L. Huber, der frühere Freund Schiller's, völlig im Rechte, bereits aus dieſem Werke das Auftreten eines neuen großen Dichters zu prophezeien, während Kleiſt ſelbſt ſchon 1803 ſeine kraft- und poeſievolle, aber bizarre Tragödie „eine elende Scharteke“ nannte. Von ſeiner Aarinſel aus aber ſchrieb er am 1. Mai 1802 an Ulrike: „Ich habe keinen andern Wunſch, als zu ſterben, wenn mir drei Dinge gelungen ſind: ein Kind, ein ſchön Gedicht und eine große That. Denn das Leben hat doch immer nichts Erhabeneres als nur dieſes, daß man es erhaben wegwerfen kann.“ Das Gedicht, durch welches er den einen Wunſch zu erfüllen hoffte, war die Tragödie von Robert Guiscard, dem Normannenherzoge. In Paris bereits hatte er mit dem Niederſchreiben begonnen, um das Geſchriebene alsbald wieder zu vernichten. Nun wollte er ſo lange auf ſeiner einſamen Inſel verbleiben, bis er ſich durch Vollendung des Guiscard aus der Verbannung erlöſt mit dem Werke, durch das er „Goethe den Kranz von der Stirn reißen“ wollte. Die Ueberſpannung ſeiner Kräfte wie die Unzufriedenheit mit dem Geleiſteten warf den Dichter aber aufs Krankenlager; die treue Ulrike eilte zu ſeiner Pflege herbei und begleitete, als die ſiegenden Ariſtokraten Kleiſt und Ludwig Wieland aus der Schweiz auswieſen, ihren Bruder nach Weimar. Kleiſt wurde von Goethe freundlich aufgenommen, der aber eben damals (1802) von Kleiſt den Eindruck empfing, den er ſpäter in den Worten zuſammenfaßte: „Mir erregte er, bei dem reinſten Vorſatze einer aufrichtigen Theilnahme, immer Schauder und Abſcheu, wie ein von der Natur ſchön intentionirter

Digitized by Google

Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre.“ Wieland dagegen zog Anfang 1803 den ſcheuen Jüngling nach Osmannſtädt und bewog ihn endlich, ihm einzelne Scenen aus dem „Tod Guiscard's“ vorzutragen. Der enthuſiaſtiſche, aber zum kritiſchen Urtheil wohl befähigte Oberon-Sänger erklärte, wenn die Geiſter des Aeſchylos, Sophokles und Shakeſpeare ſich zu einer Tragödie vereinigten, ſo würde ein Werk wie Guiscard die Folge ſein. Kleiſt ſei berufen, in der deutſchen Literatur die Lücke auszufüllen, die auch Goethe und Schiller noch im Drama gelaſſen. Schon vorher hatte Kleiſt der Schweſter geſchrieben: „Der Anfang meines Gedichtes, das der Welt Deine Liebe zu mir erklären ſoll, erregt die Bewunderung aller Menſchen.“ Er brach aber zugleich in den verzweifelten Ruf aus: „O Jeſus! wenn ich es doch vollenden könnte!“ Umſonſt war das Zureden des alten Wieland, umſonſt die Liebe ſeiner Tochter zu dem träumeriſchen Gaſte. Bald verließ er die freundliche Dichterwohnung und ging über Leipzig nach Dresden. Gerade der von Wieland geprieſene Vorzug machte eine Vollendung des Guiscard unmöglich. Eine Verſchmelzung Shakeſpeare's und der antiken Tragödie, wie Kleiſt ſie bewußt anſtrebte, war eben ein Ding der Unmöglichkeit auch für den begabteſten Dichter; und Kleiſt, der ſein Leben lang ſich leidenſchaftlich mit Muſik beſchäftigte, blieb doch die bereits von Schiller ausgeſprochene Erkenntniß verſchloſſen, daß eine Wiedergeburt der Tragödie nur mit Hülfe der Muſik erfolgen könne.

In Dresden wurden einige Scenen des „Zerbrochenen Kruges“ niedergeſchrieben. Dann trat er plötzlich mit ſeinem Freunde Pfuel gemeinſam eine Fußreiſe an. Durch die Schweiz gelangten ſie nach Mailand, von dort über Lyon nach Paris, wo die Freunde ſich in Unfrieden voneinander trennten. Nun ergriff Kleiſt die Verzweiflung; er verbrannte, was er geſchrieben, und wanderte nach Boulogne, um als gemeiner Soldat im franzöſiſchen Heere den Zug gegen England mitzumachen, „über dem Meere das unendlich prächtige Grab“ zu finden (an Ulrike am 26. Oct. 1803). Ein Zufall verhinderte das ſchreckliche Vorhaben, aber auf der Rückkehr nach Preußen warf ihn in Mainz eine Krankheit nieder, der wahrſcheinlich der Ausbruch wirklichen Wahnſinns folgte. Geheilt wollte er ſich in Koblenz bei einem Tiſchler verdingen. Geiſtig und körperlich gebrochen kam er nach Potsdam (Sommer 1804). Dem Willen der Schweſter folgend, bewarb er ſich nun unter manchen Demüthigungen um eine Anſtellung. Der Plan, der preußiſchen Geſandtſchaft nach Spanien beigegeben zu werden, zerſchlug ſich; als Diätar bei der Domänenkammer wurde er in Königsberg angeſtellt. Allmählich fühlte er hier wiederum neue Kraft in den gebrochenen Schwingen. Das Zuſammentreffen mit der nun verheiratheten ehemaligen Geliebten veranlaßte das Gedicht „Die zwei Tauben“ nach Lafontaine. Die meiſterhafte Novelle „Die Marquiſe von O.“ wurde niedergeſchrieben und „Michael Kohlhaas“ wenigſtens theilweiſe ausgeführt (E. Kuh, „Die Quelle der Kleiſt'ſchen Erzählung Michael Kohlhaas“ in den „Stimmen der Zeit“, Leipzig 1861; Burkhardt, „Der hiſtoriſche K. und H. von Kleiſt's Michael Kohlhaas“, Leipzig 1864). In Königsberg vollendete Kleiſt auch die beiden Luſtſpiele „Amphitryon“ (Dresden 1807) und „Der zerbrochene Krug“ (Berlin 1811). Die von Plautus und Molière als kecke Poſſe behandelte Erzeugung des Hercules wird von Kleiſt mit myſtiſchem Tiefſinne behandelt. Trotz äußerer Anlehnung an Molière iſt Kleiſt's Arbeit durchaus ihm eigenthümlich; dem frivolen Stoffe iſt eine echt künſtleriſche Weihe gegeben, doch bleibt immer zu bedauern, daß hier wie in der „Marquiſe von O.“ ſo viel Kunſt an einem an und für ſich unerquicklichen, ja widerlichen Stoffe aufgewandt iſt. Dagegen darf der von Humor überſprudelnde „Zerbrochene Krug“ das zweitbeſte deutſche Luſtſpiel genannt werden. Bei der erſten Aufführung in Weimar (2. März 1808) fiel das Stück durch, nicht ohne Goethe's Verſchulden, bald aber wurde es bleibendes Repertoireſtück aller deutſchen Bühnen (K. Siegen, „Der zerbrochene Krug“ Bühnenbearbeitung, Leipzig 1876; „H. von Kleiſt und Der zerbrochene Krug. Neue Beiträge“, Sondershauſen 1879). Nach dieſen Verſuchen im Luſtſpiele begann Kleiſt noch im Sommer 1806 die Tragödie „Pentheſilea“ (Tübingen 1808), die erſt im Herbſte 1807 in Dresden vollendet wurde. „Der ganze Schmerz zugleich und Glanz meiner Seele“ liegt in dem Werke, ſchrieb er an eine Freundin. Es iſt das individuellſte von Kleiſt's Werken und mußte gerade deshalb dem nach harmoniſcher Ausbildung in Kunſt und Leben ringenden Goethe den unangenehmſten Eindruck machen. Wie Pentheſilea nach Achill, ſo hat Kleiſt ſich nach dem Dichterruhme geſehnt; die Heldin wie ihr Dichter wollen aber das ganze geforderte Glück oder gar nichts. Niemand wird den gräßlichen Schluß dieſer Tragödie vertheidigen wollen. Nicht die vollendetſte, aber die großartigſte Aeußerung des Kleiſt'ſchen Genius iſt dieſe unvergleichliche Tragödie, dieſer titaniſche Aufſchrei aus des Dichters eigener wunder Bruſt. Bald nach Beginn der Arbeit war die große Kataſtrophe des preußiſchen Staates erfolgt. Nun nahm Kleiſt, wie er bereits vorher entſchloſſen geweſen, ſeine Entlaſſung. Ein Misverſtändniß führte ſeine Verhaftung herbei, und erſt auf dem Bergſchloſſe Joux, dann in Châlons lernte er die franzöſiſche Kriegsgefangenſchaft kennen. Ulrike's eifriger Verwendung verdankte er endlich ſeine Freiheit wieder. Er ging nach Dresden, wo er mit Adam Müller und Ludwig Tieck zuſammentraf. Adam Müller, der nach dem Vorgange Friedrich Schlegel's eine romantiſche allumfaſſende Philoſophie erfinden und lehren wollte, trat mit Kleiſt zur Gründung der „Phönixbuchhandlung“ und der Zeitſchrift „Phöbus“ zuſammen. Beide Unternehmungen begannen unter ſcheinbar glänzenden Auſpicien, um bald hoffnungslos zuſammenzubrechen. Was Schiller in den Horen, die Brüder Schlegel im Athenäum angeſtrebt hatten, wollten Kleiſt und Müller mit dem Phöbus erreichen. Kleiſt's Hoffnungen gingen hoch. Noch einmal erlangte er die Unterſtützung ſeiner Familie. Von neuem begann er die Guiscarddichtung, deren Anfang wie viele andere Bruchſtücke aus ſeinen Werken 1808 im Phöbus erſchienen. Ein Liebesverhältniß knüpfte ſich

Digitized by Google

an; die Braut wollte aber ihren eigenen Willen Kleiſt nicht ſo ganz unterordnen, wie er dies von ſeinem Frauenideale forderte; er brach die Verbindung ab und ſchuf ſein Ideal weiblicher Hingebung im „Käthchen von Heilbronn oder die Feuerprobe, ein großes hiſtoriſches Ritterſpiel“ (Berlin 1810). Die Rückſicht auf die Bühne bewog Kleiſt zum Schaden des Stückes von dem urſprünglich geplanten Märchencharakter des Werkes beträchtlich abzuweichen und hierdurch einen Widerſpruch zwiſchen einzelnen Partien hervorzurufen, den auch die verſchiedenen ſpäteren Bühnenbearbeitungen nicht zu vertilgen vermochten, ſo wenig wie dieſer Fehler der Beliebtheit des raſch volksthümlich gewordenen Schauſpiels Eintrag thun konnte. Leider wurde aber dem traumhaft Myſtiſchen, das im Käthchen an ſeinem Platze war, nun auch Eingang in den „Michael Kohlhaas“ geſtattet, und ſo das Werk, dem der erſte Platz unter allen deutſchen Novellen gebührt hätte, in ſeiner zweiten Hälfte geradezu verdorben.

Die Gefühle der Romantiker theilend, hatte ſich Kleiſt einſt mit Ekel von der realen Wirklichkeit, dem Staatsleben, das ihn umgab, abgewendet. Nach den Tagen von Jena und Tilſit, nach dem, was er ſelbſt von franzöſiſcher Willkür erlebt, lernte er, wie manche andere, die verlorenen äußern Güter ſchätzen. In ihm, der einer alten preußiſchen Soldatenfamilie entſtammte, mußte die Schmach der Waffen und die politiſche Vernichtung Brandenburgs die tiefſte Erregung im Gefolge haben. Nicht aus einem liebevollen Verſenken in die Vorzeit des eigenen Volkes, wie dies meiſt bei Klopſtock der Fall war, aus der gedrückten, aber haßerfüllten Stimmung der Gegenwart erwuchs das politiſche Schauſpiel „Die Hermannsſchlacht“ (Berlin 1821). Wie die Zwietracht zwiſchen Preußen und Oeſterreich den Siegeslauf des corſiſchen Eroberers ermöglicht hat, ſo ſoll ihr Bündniß Deutſchland retten und rächen. Mit dieſer kaum verhüllten Tendenz wird der von Haus aus undramatiſche Stoff in die Formen des Dramas gegoſſen. Wie Marbod, Hermann, Ariſtan die Porträts lebender deutſcher Fürſten ſein ſollten, ſo wurde Thusnelda zur Vertreterin der deutſchen Damen, die franzöſiſche Zierlichkeit ſo leicht bethörte. Die daraus hervorgehende Rache iſt äſthetiſch ein häßlicher Makel des Stückes, ſie paßt aber zur Geſinnung des Dichters, der zur ſelben Zeit im „Kriegslied der Deutſchen“ und „Germania an ihre Kinder“ dem Franzoſenhaſſe die Worte lieh:

Schlagt ihn todt! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht.

Die Erhebung Oeſterreichs 1809 erfüllte Kleiſt mit froher Hoffnung; er eilte auf das Schlachtfeld von Aspern, wo er faſt als franzöſiſcher Spion behandelt worden wäre; er beſang Kaiſer Franz und Erzherzog Karl. Dann ſchrieb er in Prag Aufſätze und Satiren für eine politiſche Zeitſchrift (R. Köpke, „H. von Kleiſt's politiſche Schriften und andere Nachrichten zu ſeinen Werken. Mit einer Einleitung zum erſten mal herausgegeben“, Berlin 1862), deren Erſcheinen der raſche Friedensſchluß verhinderte. Da faßte Kleiſt den Plan, ſelbſt Napoleon zu ermorden. Aber wieder verfiel er in eine ſchwere Krankheit. Wiederhergeſtellt, reiſte er nach Berlin zurück, wo er den Einzug des Königs in würdevoll männlichen Stanzen feierte. Am 10. März 1810 überreichte er der Königin Luiſe ein Gedicht, das dieſe zu Thränen rührte. Ihr ſollte auch ein neugeſchaffenes Drama gewidmet werden: „Prinz Friedrich von Homburg“ (Berlin 1821). Auf deſſen Erfolg ſetzte Kleiſt ſeine letzten Hoffnungen, aber am Hofe misfiel gerade dies Werk entſchieden und die in Ausſicht geſtellte Aufführung unterblieb. Die Königin Luiſe, Kleiſt's Gönnerin, ſtarb am 19. Juli 1810. Der Verſuch, der Prinzeſſin Amalie, Gemahlin des Prinzen Wilhelm, nun das Drama zu widmen, wurde wol nicht ausgeführt (B. Erdmannsdörffer, 1874 in den „Preußiſchen Jahrbüchern“ und W. Graf von York 1867 in den „Grenzboten“), und in einem „Letzten Lied“ nahm der gebeugte Dichter von der Poeſie Abſchied. Und doch hatte er gerade mit dieſem letzten Drama erſt ſein Meiſterſtück zu Stande gebracht, erſt hier ſich von den Schlacken, die bisher das echte Gold ſeiner Poeſie entſtellten, geläutert. Die rauhe Wirklichkeit des brandenburgiſchen Soldatenſtaates bot dem patriotiſchen preußiſchen Dichter eine ganz andere Grundlage für ſein Schaffen als die faſt zur Caricatur moderniſirten altgermaniſchen Heldenthaten. In der Erinnerung an die Großthaten des brandenburgiſchen Heeres verknüpfte ſich Vergangenheit und Zukunft von ſelbſt mit der traurigen Gegenwart. Ohne es wol ſelbſt klar zu erkennen, wurde der Held des Dramas zum Symbol des ganzen deutſchen Volkes, dem es in ſeiner Träumerei und Schwärmerei nie an Muth, um ſo mehr aber an der koſtbaren Gabe der Selbſtbeſcheidung und ernſten Zucht fehlte. Durch Schuld und tiefſte Erniedrigung wie Prinz Friedrich fand auch das deutſche Volk den Weg zur moraliſchen Größe und verwirklichte den ſchließenden Ausruf des Kleiſt'ſchen Dramas: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!“ Anfangs verkannt, mußte die Dichtung immer ſteigende Beachtung finden, je allgemeiner Preußen-Brandenburgs Beruf zur Führung der deutſchen Stämme anerkannt wurde. Kleiſt's „Prinz von Homburg“ iſt die bedeutendſte politiſche Dichtung, die wir Deutſche überhaupt beſitzen, und eine der größten politiſchen Dichtungen aller Zeiten. Erſt ſeit den nationalen Kriegsthaten des preußiſchen Heeres im J. 1870 iſt die ganze nationale Bedeutung des Stückes voll hervorgetreten, und ganz natürlich iſt es, daß ſeitdem auch der Ruhm des lange vernachläſſigten preußiſchen Dichters ſich ſtets vergrößert. Aber auch abgeſehen von allen politiſchen Erwägungen iſt die Dichtung vom Prinzen von Homburg (K. Varrentrapp, „Der Prinz von Homburg in Geſchichte und Dichtung“, 1880 im 45. Bde. der „Preußiſchen Jahrbücher“) eins der beſten deutſchen Dramen. Kleiſt's vaterländiſches Schauſpiel iſt die einzige neuere Dichtung, welche wirklich Shakeſpeare's Königsdramen zur Seite geſtellt werden darf; es iſt vielleicht die einzige Dichtung, von der man ſagen kann, ſo hätte Shakeſpeare als Deutſcher am Anfange des 19. Jahrh. geſchrieben. Völlig verkehrt aber iſt der unzählige male wiederholte Tadel, daß Kleiſt durch die alles vergeſſende

Digitized by Google

Todesfurcht ſeinen Helden entwürdigt habe. Kleiſt gibt eben gleich Shakeſpeare ganze volle Menſchen, nicht geſpreizte Gliederpuppen einer Haupt- und Staatsaction, wie faſt alle andern Verfaſſer deutſcher hiſtoriſcher Nationalſchauſpiele. Nicht der Ehren- und Standescodex des preußiſchen Offiziers, ſondern nur das allgemein menſchliche Gefühl darf in letzter Linie den Dichter beſtimmen. Man entferne aus Kleiſt's Drama den angeblichen Fehler und die allgemein menſchliche Theilnahme, die der Held jetzt erregt, wird einer kalten oder gar zweifelnden Bewunderung, wie ſie etwa Leſſing's „Philotas" erregen kann, Platz machen.

Manche dramatiſche Pläne tauchten nach dem Mißerfolge ſeines „Prinzen von Homburg" noch in Kleiſt's Gedanken auf, ohne irgend feſte Geſtalt zu finden. Er wollte nun, von allen äußern Rückſichten abſehend, nur nach eigenem Antriebe bei ſeinen Arbeiten verfahren. Um nicht zu verhungern, gründete er die „Berliner Abendblätter", die vom 1. Oct. 1810 bis in den Februar 1811 ein kümmerliches Daſein friſteten. Für dieſe Zeitung ſchrieb er die beiden Novellen „Das Bettelweib von Locarno" und „Die heilige Cäcilie oder die Gewalt der Muſik"; auch der Aufſatz „Ueber das Marionettentheater" iſt hier erſchienen. Im J. 1811 nahm er die beiden Novellen gemeinſam mit den drei früher geſchriebenen: „Die Verlobung auf St.-Domingo", „Der Findling" und „Der Zweikampf" in den 2. Bd. ſeiner „Erzählungen" auf, nachdem der erſte Band (Berlin 1810) außer „Michael Kohlhaas" und der „Marquiſe von O." auch die muſterhafte Novelle „Das Erdbeben von Chili" gebracht hatte. Kleiſt wird neben Goethe, Tieck und Paul Heyſe immer der beſte deutſche Novellenerzähler bleiben; bei den Zeitgenoſſen aber fand ſeine claſſiſche, aufs ſorgfältigſte im Stile ausgekünſtelte Erzählungsmanier keinen Beifall. Die eigene traurige Lage, das völlige Ausbleiben des erhofften und mit Recht geforderten Ruhmes und die materielle Noth, verbunden mit dem nagenden Schmerze über des Vaterlandes ſchmähliche Unterdrückung verdüſterten Kleiſt's Inneres und entſtellten ſein Aeußeres. Selbſtmord war Kleiſt von Jugend auf ein vertrauter Gedanke; aber in Geſellſchaft wollte er ſterben und machte zu verſchiedenen Zeiten ſeinen Freunden Pfuel, Fouqué u. a. dahin gehende Anträge. Während ſeines letzten berliner Aufenthaltes führte ihn die Theilnahme für die Muſik mit Adolfine Sophie Henriette Vogel, geb. Keber zuſammen, einer geiſtvollen, aber ſchwermüthigen Frau. Sie forderte ihren Freund zu gemeinſamem freiwilligem Scheiden auf. Am öſtlichen Ufer des kleinen Wanſees bei Potsdam tödtete Kleiſt am 21. Nov. 1811 die Freundin durch einen Schuß ins Herz und jagte ſich ſelbſt eine Kugel durch den Kopf. Am Orte der That wurden beide in einem gemeinſamen Grabe zur Ruhe gebracht. Viel wurde anklagend, entſchuldigend und lobend über die That geſchrieben und geſprochen. Rahel ſchrieb einen Monat ſpäter: „Ich freue mich, daß mein edler Freund, denn Freund rufe ich ihm bitter und unter Thränen nach, das Unwürdige nicht duldete; gelitten hat er genug. Keiner von denen, die ihn etwa tadeln, hätte ihm 10 Thaler gereicht, Nächte gewidmet, Nachſicht mit ihm gehabt, hätt' er ſich ihm nur zerſtört zeigen können." Tieck's Verdienſt war es, allmählich Theilnahme für Kleiſt's Dichtungen zu erregen. Im J. 1821 gab er die hinterlaſſenen Schriften des Freundes heraus; 1826 die erſte Geſammtausgabe, in deren längerer Einleitung zum erſten mal eine Charakteriſtik Kleiſt's verſucht wurde (Tieck's „Kritiſche Schriften" II, 3). Zur Biographie erweitert wurde dieſe von Julian Schmidt, dem Herausgeber der folgenden Auflagen der „Geſammelten Schriften" (3 Bde.). Für die Wiederherſtellung des urſprünglichen, von den Herausgebern vielfach geänderten Textes wirkte R. Köhler in der Schrift: „Zu H. von Kleiſt's Werken, die Lesarten der Originalausgaben und die Aenderungen L. Tieck's und J. Schmidt's." E. von Bülow veröffentlichte H. von Kleiſt's Leben und Briefe", Berlin 1848. Die werthvollſte Quelle aber erſchloß A. Koberſtein durch die Herausgabe von „H. von Kleiſt's Briefe an ſeine Schweſter Ulrike", Berlin 1860. Auf dieſes neue gedruckte Material und mündliche Mittheilungen ſich ſtützend, arbeitete dann A. Wilbrandt ſeine vorzügliche Biographie aus: „H. von Kleiſt", Nördlingen 1863. Einige Briefe Kleiſt's an den Buchhändler Cotta wurden 1883 im 4. Bde. der in der „Cotta'ſchen Bibl. d. Weltliteratur" erſcheinenden Ausgabe von Kleiſt's Werken, zu der Franz Muncker eine Einleitung ſchrieb, veröffentlicht. Aus der umfangreichen, in verſchiedenen Zeitſchriften zu Tage tretenden Literatur über Kleiſt ragt H. von Treitſchke's 1848 im 2. Bde. der preußiſchen Jahrbücher veröffentlichte Schilderung von Kleiſt's Leben und Werken als ein in Form und Inhalt muſtergültiger Eſſay hervor (wieder abgedruckt in den „Hiſtoriſchen und politiſchen Aufſätzen". Neue Folge II, 660). *(Max Koch.)*

KLEIST VON NOLLENDORF (Friedrich, Graf), preußiſcher General-Feldmarſchall, iſt am 9. April 1762 zu Berlin geboren und kam 1775 als Page an den Hof Friedrich's des Großen, welcher ihn 1778 zum Secondelieutenant beim Infanterieregiment von Bülow ernannte. Kleiſt empfing ſeine weitere wiſſenſchaftliche Ausbildung auf der Inſpectionsſchule zu Berlin, wurde 1790 zum Generalſtab verſetzt und beim Beginn des Feldzuges von 1792 dem Hohenloheſchen Corps zugetheilt. Im Gefechte bei Ober-Urſel (2. Dec. 1792) erwarb ſich Kleiſt den Militär-Verdienſtorden, trat 1793 als Hauptmann zum Stab des Feldmarſchalls Möllendorf und 1803 in das Militärcabinet des Königs. Nach dem Frieden von Tilſit nahm Kleiſt ſeinen Abſchied, wurde aber ſchon 1808 wieder angeſtellt und als Generalmajor mit dem Commando der niederſchleſiſchen Brigade betraut; gleichzeitig fungirte er auch zeitweiſe als Commandant von Berlin. In dem Feldzuge gegen Rußland commandirte Kleiſt die Infanterie des York'ſchen Corps und wurde zum Generallieutenant befördert; er bewährte ſich bei der Belagerung von Riga und vielen andern Gelegenheiten als hervorragender Führer und nahm an den Verhandlungen, welche der Convention in der Mühle zu Poſcherun vorangingen, weſentlichen Antheil.

Bei Eröffnung des Feldzuges von 1813 erhielt

Digitized by Google

Kleiſt den Auftrag, mit 6 Bataillonen, 4 Escadrons und 3 Batterien einen forcirten Angriff gegen die Feſtung Wittenberg zu unternehmen. Der Sturm vom 17. April brachte zwar die Vorſtädte in den Beſitz der Preußen, alle weitern Verſuche, in die Feſtung einzudringen, ſcheiterten an der Tapferkeit der Vertheidiger. Nach einem rühmlichen Gefechte bei Halle (28. April) gegen Truppen des Lauriſton'ſchen Corps zog ſich Kleiſt nach Leipzig zurück und wurde hier am 2. Mai nach tapferer Gegenwehr durch Lauriſton genöthigt, die Stadt zu räumen.

Mit dem Hauptheere vereinigt kämpfte Kleiſt am 20. Mai in der Schlacht bei Bautzen, wo er ſich durch die Vertheidigung der Höhen von Burk und des Spree-Ueberganges bei Nieder-Gurkau mit Ruhm bedeckte.

Während des darauf folgenden Waffenſtillſtandes wurde Kleiſt als Bevollmächtigter Preußens zu den Conferenzen gezogen und erhielt nach Ablauf der Waffenruhe das Commando des 2. preußiſchen Armeecorps, welches er aus Schleſien nach Böhmen und zur Schlacht bei Dresden führte. Die Avantgarde der Kleiſt'ſchen Truppen drang am erſten Schlachttage in den ſogenannten Großen Garten ein, konnte ſich indeſſen nicht daſelbſt behaupten und hielt am zweiten Schlachttage (27. Aug.), ohne in ein entſcheidendes Gefecht verwickelt zu werden, die Stellung bei Mockritz, Gaſtritz und Leubnitz beſetzt. Bei dem Rückzuge der Alliirten wurde Kleiſt über Maxen, Hausdorf und Dittersdorf nach Fürſtenwalde dirigirt. Die Verfolgung durch den Marſchall St.-Cyr, die bodenloſen Wege, das ſchlechte Wetter und die mangelhafte Verpflegung erſchwerten den Rückzug ungemein. Kleiſt brach am 29. Aug. früh 2 Uhr von Hausdorf auf und war nachmittags 4 Uhr mit der Spitze ſeines Corps vor Fürſtenwalde angelangt, als er den Befehl des Königs von Preußen erhielt, ſo ſchnell als möglich durch die Défilés des Erzgebirges in das Thal von Teplitz zu marſchiren, um den ruſſiſchen General Oſtermann-Tolſtoi als Soutiens zu dienen und an der Schlacht, wenn es möglich wäre, theilzunehmen. Oſtermann war, durch Vandamme gedrängt, auf der Teplitzer Straße von Nollendorf auf Kulm zurückgegangen und ſtand etwa 2—3 Meilen von Kleiſt entfernt, als dieſer den Befehl erhielt, ihn zu unterſtützen.

In Rückſicht auf die Erſchöpfung der Truppen erklärte Kleiſt, daß ſein Corps einer mehrſtündigen Ruhe bedürfe, daß er unter dieſen Umſtänden nicht vor Eintritt der Dunkelheit, wo alles entſchieden ſein müſſe, bei Teplitz eintreffen könne, und daß er ſein Corps der größten Gefahr ausſetzen würde, wenn er in der Nacht durch das ſchwierige Terrain bei den ſchlechten und mit Fuhrwerken aller Art verſtopften Wegen in das Thal hinabſteigen wollte. — Obgleich Kleiſt's Verhalten im Hauptquartier der Monarchen als ſachgemäß anerkannt wurde, erſchien das Zuſammenwirken der Preußen und Ruſſen ſo wünſchenswerth, daß nach Eingang des obigen Berichts der preußiſche Oberſt von Schöler, welcher als Geſandter bei dem ruſſiſchen Kaiſer angeſtellt war, mit dem Auftrage abgeſendet wurde, Kleiſt, wo möglich, zu einer Bewegung in den Rücken des Generals Vandamme zu veranlaſſen. — Inzwiſchen hatte ſich Kleiſt's Lage etwas günſtiger geſtaltet. Von der Arrièregarde wurde gemeldet, daß St.-Cyr die Verfolgung eingeſtellt habe, und die von der Avantgarde ausgeſchickten Patrouillen waren nirgends auf den Feind geſtoßen. Kleiſt beſchloß daher, ſeinen Truppen die nothwendige Ruhe bei Fürſtenwalde zu geben und am 30. Aug. morgens über Streckenwalde auf Nollendorf zu marſchiren.

Einen *beſtimmten Befehl* zu dieſer Bewegung hat Kleiſt nicht erhalten; es war ihm nur der *Wunſch* ausgeſprochen worden, dem General Vandamme, wo möglich, in den Rücken zu maſchiren. Da Kleiſt die ganze Verantwortlichkeit für dies Unternehmen auf ſich nahm, ſo unterliegt es auch keinem Zweifel, daß ihm der Ruhm des freien Entſchluſſes gebührt. Charakteriſtiſch für Kleiſt's Auffaſſung der Situation iſt der nachſtehende Bericht an den König von Preußen, welchen er am 29. Aug. abends abſandte.

„Die Lage, in der ich mich befinde, iſt verzweiflungsvoll; ich habe die Meldung erhalten, daß das Défilé vom Geiersberge ſo verfahren iſt, daß 24 Stunden Zeit zur Räumung des Défilé erforderlich ſind. Unter dieſen Umſtänden habe ich mich entſchloſſen, am morgenden Tage auf Nollendorf zu marſchiren und mich mit dem Degen in der Fauſt durchzuſchlagen; indem ich Ew. Majeſtät bitte, meine Anſtrengungen durch einen gleichzeitigen Angriff zu unterſtützen, bitte Ew. Majeſtät ich, die Folgen dieſes Schrittes, wenn er mislingen ſollte, nicht mir, ſondern denjenigen Perſonen beizumeſſen, welche mich in dieſe verzweiflungsvolle Lage gebracht haben."

Am 30. Aug. früh 5 Uhr brach das Kleiſt'ſche Armeecorps auf und, obgleich die Meldung einging, daß das Défilé am Geiersberge wieder gangbar ſei, ſetzte Kleiſt ſeinen Marſch auf Nollendorf fort. Um 10 Uhr verkündigte der Kanonendonner, der von der Höhe herab ins Thal von Kulm ſchallte, den bei Prieſten ſtehenden Alliirten, daß Kleiſt mit ſeinem Corps auf dem angezeigten Punkte angekommen ſei.

Ueber den weitern Verlauf der Schlacht vergleiche den Artikel Kulm.

Da Kleiſt das Schlachtfeld nicht überſehen konnte und ohne Nachricht über den Gang der Ereigniſſe an den übrigen Punkten blieb, ſo glaubte er, vom Augenſchein getäuſcht, daß die Schlacht verloren und ſein Corps vernichtet ſei. Der Gedanke, daß er ſein Verhalten rechtfertigen müſſe, beherrſchte ihn ſelbſt am folgenden Tage noch ſo vollſtändig, daß er alle Belohnungen und Auszeichnungen ablehnte und den König von Preußen bat, ihn vor ein Kriegsgericht zu ſtellen.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß dieſem Antrage keine Folge gegeben wurde. Der weſentliche Antheil Kleiſt's an dem Siege von Kulm wurde allſeitig anerkannt, dagegen rief die Frage, ob Kleiſt den Marſch auf Nollendorf aus freiem Entſchluſſe angetreten habe, eine lebhafte Polemik hervor.

Im weitern Verlauf des Feldzuges von 1813 kämpfte Kleiſt am 14. Oct. bei Liebertwolkwitz. In der Schlacht bei Wachau am 16. Oct. führte Kleiſt die aus

Digitized by Google

10,000 Mann beſtehende linke Flügelcolonne, kämpfte am 18. mit dem größten Theile ſeines Armeecorps unter Barclay de Tolly bei Probſtheide und wurde in Rückſicht auf die erheblichen Verluſte (8000 Mann), welche er in dieſen Tagen erlitten hatte, nach der Schlacht mit der Einſchließung von Erfurt beauftragt. Nachdem die Beſatzung die Stadt am 6. Jan. geräumt und ſich in die Cyriaksburg und nach dem Petersberge zurückgezogen hatte, wurde Kleiſt mit ſeinem nur noch 10,000 Mann ſtarken Corps zur Verſtärkung der Blücher'ſchen Armee nach Frankreich dirigirt. In dem Gefechte bei Vauchamps (14. Febr. 1814), in der Schlacht von Laon (9. März, ſ. den Artikel) und in den Treffen von Claye und Villeparisis (28. März) erwarb ſich Kleiſt durch ſeine Tapferkeit und geſchickte Führung erneuten Anſpruch auf den Dank des Vaterlandes. Nach Beendigung des Feldzuges ernannte ihn der König zum General der Infanterie und zum Chef des 6. Infanterieregiments, erhob ihn unter Verleihung des Ehrennamens „von Nollendorf" in den erblichen Grafenſtand und beſchenkte ihn mit der Domäne Stetterlingenburg bei Halberſtadt.

Als die Heere der Verbündeten im Sommer 1814 Frankreich verließen, übernahm Kleiſt den Oberbefehl über die preußiſch-ſächſiſche Armee, welche in der Rheinprovinz aufgeſtellt wurde. An dem Feldzuge von 1815 nahm Kleiſt keinen directen Antheil, da ſeine Thätigkeit durch die Organiſation des norddeutſchen Bundescorps in Anſpruch genommen wurde. Nach dem zweiten Pariſer Frieden erhielt Kleiſt das Generalcommando der Provinz Sachſen, welches er bis zu ſeiner im J. 1820 erfolgten Verabſchiedung innehatte. Der König ertheilte ihm bei ſeinem Ausſcheiden aus der Armee den Rang eines Feldmarſchalls und berief ihn in den Staatsrath. Kleiſt ſtarb am 17. Febr. 1823 zu Berlin. Er war ein Mann von makelloſem Charakter; als Soldat verband er eine unerſchütterliche Tapferkeit mit der größten Beſonnenheit. Frei von Eitelkeit und Ehrgeiz, mild und wohlwollend in ſeinem Urtheil, erfreute er ſich in allen Kreiſen ſeiner Umgebung der höchſten Achtung und Liebe.

Quellen: Preußiſches Militär-Wochenblatt (1823). — H. Aſter, Die Kriegsereigniſſe zwiſchen Peterswalde Pirna u. ſ. w. und die Schlacht bei Kulm (Dresden 1845). — H. Aſter, Die Gefechte und Schlachten bei Leipzig 1813 (Dresden 1856).

(Ernst Ludwig Ulbrich.)

KLEIST'SCHE FLASCHE (Leidener Verstärkungsflasche) iſt ein elektriſcher Apparat, der in einer größeren oder kleineren, nicht zu langhalſigen Glasflaſche oder einem cylinderförmigen, becherartigen Glasgefäße beſteht, deſſen innere ſowol wie äußere Oberfläche bis auf einige Entfernung vom obern Rande mit dünner Zinnfolie (Stanniol) beklebt iſt. Statt der innern Stanniolbelegung wendet man auch bei ſehr enghalſigen Flaſchen einen Ueberzug mit Meſſingfeilſpänen an, die man dadurch befeſtigt, daß man die Innenfläche der Flaſche erſt mit Gummiwaſſer benetzt und dann Meſſingfeile darin herumſchwenkt. Der nicht belegte innere und äußere Rand wird der beſſeren Iſolirung wegen mit einer ſpirituöſen Siegellacklöſung überzogen. Durch eine in die obere Oeffnung des Gefäßes paſſende Holz-, Pappe- oder Korkſcheibe wird ein außerhalb mit einer Metallkugel endigender Meſſingſtab bis zum belegten Boden des Gefäßes geführt, auch wol noch zur beſſeren Herſtellung einer metalliſchen Leitung an das untere Ende dieſes Stabes ein Büſchel dünner, biegſamer, an die innere Belegung ſich anſchmiegender Metalldrähte befeſtigt. Die Breite des nicht belegten, iſolirenden Randes richtet ſich natürlich nach der Größe der Flaſche; bei kleineren Flaſchen beträgt ſie etwa 5, bei größeren 10 bis 15 Centimtr. und darüber. Die Wandſtärke des Glaſes der Flaſche muß im allgemeinen möglichſt gering ſein, um die verſtärkende Wirkung der Flaſche thunlichſt zu erhöhen, doch darf dieſelbe auch nicht zu gering ſein, weil ſonſt bei beträchtlicher Ladung der Flaſche eine Entladung durch die Maſſe des Glaſes hindurch, begleitet von einer Durchbohrung der Glaswand ſtattfindet, wodurch die Flaſche zur weitern Benutzung unbrauchbar wird.

Die eben beſchriebene Form hat die Flaſche ſchon bald nach ihrer erſten Conſtruction angenommen und im Ganzen unverändert bisjetzt behalten. Der Zweck des Apparates iſt der einer Condenſation, d. i. einer größeren Anſammlung und Verſtärkung der Elektricität, als dies ſonſt auf einem Leiter von gleichen Dimenſionen möglich wäre. Es wird dies durch die Gegenüberſtellung zweier, durch eine dünne iſolirende Schicht getrennter Leiter erreicht, ſowie durch die gegenſeitige Influenz beider, wenn einer derſelben mit einer Elektricitätsquelle leitend verbunden, der andere zur Erde abgeleitet wird.

Die elektriſche Condenſation durch die Flaſche wurde zu einer Zeit entdeckt, da man ſich von den hierbei auftretenden Erſcheinungen noch keine Rechenſchaft geben konnte, weil man die Influenz noch gar nicht kannte, nämlich am 11. Oct. 1745 durch den Domdechanten Ewald Georg von Kleiſt zu Cammin in Pommern [1]), der am 11. Dec. 1748 einige 40 Jahre alt als Hofgerichtspräſident zu Köslin ſtarb. In ſehr bezeichnender Weiſe geſchieht dieſer wichtigſten Bereicherung der Elektricitätslehre in der erſten Hälfte des 18. Jahrh. in den Schriften der Berliner Akademie jener Zeit keinerlei Erwähnung. Dieſelbe Erfindung wurde dann wenig ſpäter auch von dem Privatmann Cunäus zu Leiden gemacht und Anfang 1746 darüber von Muſſchenbroek an Nollet in Paris berichtet, welcher dem Apparate den Namen Leidener Flaſche beilegte. Anfänglich benutzte man als äußere Belegung der gläſernen Flaſche die Handfläche des Experimentators, als innere eingegoſſenes Waſſer, welches durch einen eingeſetzten Metallſtab oder Nagel mit dem Conductor eine Elektriſirmaſchine verbunden wurde. Der Engländer Bevis gab 1747 die noch heute benutzte Belegung durch Stanniolplatten an. Um dieſelbe Zeit conſtruirte Benjamin Franklin die nach ihm als Franklin'ſche Tafel benannte einfachere Form

1) Verſuche und Abhandlungen der Naturforſchenden Geſellſchaft zu Danzig II, 408.

Digitized by Google

der Kleiſt'ſchen Flaſche, eine zu beiden Seiten bis auf einen nicht belegten Rand mit Stanniol belegte ebene Glastafel.

Franklin ſuchte nach vielen mit der Flaſche wie auch mit der Tafel angeſtellten Verſuchen ſeine Theorie von einem einzigen elektriſchen Fluidum zur Erklärung der Erſcheinungen zu verwenden. Er ſtellte ſich vor, daß, wenn die eine Seite poſitiv elektriſch gemacht würde und die andere ſich dann negativ elektriſch erwies, die erſtere Belegung ſo viel Elektricität gewonnen als die andere abgegeben habe, und keine Aenderung in der Menge der in der Flaſche vorher vorhandenen elektriſchen Materie eingetreten ſei und daß das beiderſeitige Gleichgewicht, da das Glas keine Elektricität durchläßt, nur durch Verbindung beider Belegungen mittels eines Leiters wiederhergeſtellt werden könne. Die wahre Erklärung der Condenſation ſcheint zuerſt 1782 von Volta gegeben worden zu ſein.

Die Kleiſt'ſche Flaſche iſt für viele Verſuche die bequemſte Form des Condenſators und zugleich die, welche die ſtärkſten Wirkungen gibt. Ihre condenſirende Kraft iſt um ſo größer, je dünner die die Belegungen trennende Schicht des Dielektricums iſt. Doch hat dieſe Dünnheit ihre Grenze, weil ſonſt das Glas durch freiwillige Entladung durchbohrt wird. Schon Franklin hat übrigens durch den Verſuch mit einer Flaſche mit entfernbaren Belegungen gezeigt, daß die Elektricität nicht ſowol in dieſen als vielmehr auf den beiden Oberflächen der trennenden Glasſchicht ihren Sitz hat.

Mit der Größe der Oberfläche der Belegungen wächſt auch die Elektricitätsmenge, welche die Flaſche aufzunehmen vermag; doch kann man die Größe der Ladung nicht beliebig weit durch Vergrößerung der Flaſche treiben, weil allzu große Gefäße nicht hergeſtellt oder gehandhabt werden können. Man iſt daher ſchon ſehr zeitig auf den Ausweg gekommen, mehrere Flaſchen zu einer ſogenannten „Batterie" zu vereinigen, indem man einerſeits alle innern, andererſeits alle äußern Belegungen der Flaſchen leitend miteinander verbindet. Das erſtere geſchieht durch leitende Querſtäbe zwiſchen den aus den Flaſchen herausragenden Metallſtangen, das letztere gewöhnlich dadurch, daß man alle Flaſchen in einen mit Stanniol ausgeklebten Holzkaſten ſetzt. Ein auf die Leitungsſtäbe der innern Belegnngen geſetztes Quadrantenelektrometer zeigt beim Laden den Fortſchritt in der Anhäufung der Elektricität an.

Eine andere von Franklin angegebene Form der Batterie iſt die „Cascadenbatterie", welche dadurch erhalten wird, daß man bei einer Reihe iſolirt aufgeſtellter Flaſchen das innere Beleg der erſten Flaſche mit dem Conductor der Maſchine, dann das äußere Beleg jeder Flaſche mit dem innern der nächſtfolgenden verbindet und endlich das äußere Beleg der letzten zur Erde ableitet. Bei dieſer Anordnung genügt für die Ladung der ganzen Batterie dieſelbe Elektricitätsmenge wie für die Ladung der erſten Flaſche allein. Wenn man aber dann die Verbindung der einzelnen Flaſchen mittels gläſerner oder Ebonithandhaben entfernt, ſie ſämmtlich auf eine leitende Unterlage ſtellt und ihre innern Belegungen verbindet, ſo erhält man eine gewöhnliche Batterie, deren Ladung gleich der Summe der Ladungen aller Flaſchen iſt, alſo nahe ſo vielmal ſo groß wie die einer Flaſche, als die Anzahl der vorhandenen Flaſchen beträgt. Franklin conſtruirte dieſe Cascadenbatterie nicht aus Flaſchen, ſondern aus den nach ihm genannten Tafeln. In neuerer Zeit wurden ſolche Cascadenbatterien conſtruirt von Holtz [2]) aus durch Guttaperchapapier getrennten Zinkplatten und von Planté aus ſtanniolbelegten Glimmerplättchen.

Durch die Condenſationswirkung in der Kleiſt'ſchen Flaſche, noch mehr in der Batterie, kann man ſo kräftige Entladungen erzielen, daß durch dieſelben eine längere Luftſtrecke durchbrochen wird, auch andere intenſive mechaniſche ſowie Wärme- und Lichtwirkungen hervorgebracht werden. Namentlich wird bei der Funkenentladung das trennende Dielektricum, wenn es ein feſtes iſt, zerſtört. Außer dieſer, bei ungenügender Annäherung der mit den beiden Belegungen verbundenen Kugeln des Entladers vor ſich gehenden Funken- oder disruptiven Entladung kann man bei Anwendung von Spitzen an Stelle der Kugeln eine ſogenannte convective Entladung beobachten, wo dann in Form eines von der Spitze ausgehenden Windes die Entladung durch die nach Berührung mit der Elektrode geladenen und dann abgeſtoßenen Lufttheilchen vor ſich geht oder auch bei ſtärkeren Spannungen durch von der Elektrode losgeriſſene und fortgeſchleuderte Metalltheilchen ſelbſt. Gewöhnlich tritt bei der convectiven Entladung ein Glimmlicht an der Spitze auf.

Die Entfernung der Elektrodenkugeln, bei welcher die disruptive Entladung eintritt, heißt die Schlagweite. Werden die Kugeln nicht weiter genähert, als die Schlagweite erfordert, ſo bleibt ein Reſiduum genannter Theil der Ladung in der Flaſche zurück, der bei größerer Annäherung der Kugeln eine weitere Entladung mit neuem Reſiduum gibt und ſo fort.

Bei allen Wirkungen der Flaſchen- oder Batterieentladung ſind die Elektricitätsmenge, die mittlere elektriſche Dichtigkeit und die Dauer der Entladung in Betracht zu ziehen. Die erſtern beiden ſind leicht direct zu beſtimmen, die letztere nur indirect. Die Beſtimmung derſelben durch Meſſung der Leuchtdauer des Funkens, wie ſie den Verſuchen von Wheatſtone, Fedderſen und Lucas und Cazin zu Grunde liegen, geben kein brauchbares Reſultat, wie Ries [3]) nachgewieſen hat, weil die Leuchtdauer durch die Fortdauer des Erglühens losgeriſſener Metalltheilchen größer ausfällt als die Entladungsdauer. Zu beſſeren Reſultaten führt, wie am citirten Orte nachgewieſen, die indirecte Beſtimmung durch ein in den Entladungskreis eingeſchaltetes Luftthermometer, wobei ſich unter Zugrundelegung einer hypothetiſchen Formel ergibt, daß die Entladungszeiten bei gleicher Elektricitätsmenge im umgekehrten Verhältniſſe zur Erwärmung ſtehen.

2) Troisième lettre sur l'électricité (1748). 3) Monatsberichte der Berliner Akademie, Mai 1872.

Digitized by Google

Die indirecte Beſtimmung dieſer Zeit durch das Weber'ſche Elektrothermometer iſt nur anwendbar bei Flaſchen- oder Batterieentladungen, die durch Einſchaltung feuchter Leiter ſehr abgeſchwächt worden ſind.

Um die Ladung einer Kleiſt'ſchen Flaſche zu berechnen [4]), muß das Potential F für die innere Belegung, die Fläche s derſelben, ſowie die Dicke und die Diëlektricitätsconſtante des die beiden Belegungen trennenden Diëlektricums gegeben ſein. Bezeichnet dann M die Elektricitätsmenge auf der innern, N die auf der äußern Belegung und wird die erſtere Belegung von der letztern vollſtändig umſchloſſen, ſo iſt:

$$M = \frac{s}{K} F \text{ und } N = -\frac{s}{K} F,$$

worin der Werth von K abhängt von der Dicke und Diëlektricitätsconſtante des Glaſes.

Verſteht man unter der elektriſchen Energie W einer geladenen Flaſche die Arbeit, welche die elektriſchen Kräfte entwickeln würden, wenn das Syſtem durch Entladung in den neutralen Zuſtand zurückkehrt, und ſetzt man für $\frac{s}{4\pi e}$, wo e die Dicke des Glaſes bedeutet, kurz C, ſo iſt

$$W = \tfrac{1}{2}\, C F^2$$

Es iſt ſomit die elektriſche Energie einer Kleiſt'ſchen Flaſche dem Quadrate der Ladung oder auch dem Quadrate des Potentials der Elektricitätsquelle proportional. Ein Theil der elektriſchen Energie wird zum Ueberwinden des Luftwiderſtandes, d. h. zur Erzeugung des Funkens verbraucht; der Reſt ſetzt ſich in caloriſche Energie um.

Verbindet man die beiden Belegungen durch einen ſehr langen und ſehr feinen Draht, ſo kann wegen großer Schwächung des Funkens die durch denſelben verbrauchte Arbeit vernachläſſigt werden, und es iſt dann die Menge der in dem Drahte frei gewordenen Wärme dem Quadrate der Flaſchenentladung proportional, ein Geſetz, was von Ries (Theorie der Reibungselektricität) auf experimentellem Wege gefunden worden iſt. (*H. A. Weiske.*)

KLEISTER, Klebmittel, wird hauptſächlich von den Buchbindern und Portefeuillearbeitern, überhaupt aber zum Zuſammenleimen von Papier und Pappe, auch zur Befeſtigung von Etiketten, Adreſſen angewendet. Das Waſſer, welches man zur Anfertigung des Kleiſters verwendet, muß eine Wärme von 62—67° C. haben, weil erſt bei dieſem Wärmegrade die Stärkekörnchen anfangen aufzuſchwellen und Kleiſter zu bilden. Befördert wird die Verkleiſterung der Stärkekörnchen durch Anwendung geſpannter Waſſerdämpfe. Die beſte Bereitungsart des Kleiſters iſt folgende: man reibt Weizen-, Reis- oder Maisſtärke mit kaltem Waſſer zu einem nicht zu dicken Brei ſo lange, bis die Maſſe frei von allen Klümpchen iſt, und ſetzt dann in einem dünnen Strahl ſo lange ſiedendes Waſſer unter ſtetem Umrühren zu, bis die Maſſe anfängt durchſichtig zu werden; dann gießt man noch ſo viel Waſſer zu, als erforderlich iſt. Die fertige Maſſe darf man nicht kochen, weil ſonſt der Kleiſter leicht abſpringt. Von größerer Bindekraft als der von Stärkemehl bereitete Kleiſter iſt der aus Roggenmehl hergeſtellte, weil dieſes Mehl einen größern Klebergehalt beſitzt; der Anwendung des Roggenmehls, namentlich zu Buchbinder- und Portefeuillearbeiten, ſtellt ſich aber der Umſtand entgegen, daß ſolcher Kleiſter nicht weiß, ſondern grau bis graubraun iſt. Um den Kleiſter haltbarer zu machen, löſt man in dem zur Kleiſterbereitung dienenden Waſſer etwas Alaun oder Salicylſäure auf. Noch mehr wird die Klebkraft des Kleiſters befördert, wenn man zum Aufbrühen des Mehls oder der Stärke ſtatt reinen Waſſers kochendes Leimwaſſer verwendet. (*W. Löbe.*)

KLEK, ein nur aus einer Anzahl zerſtreuter Gehöfte beſtehender, am Südende des Verwaltungsbezirks Spalato in Dalmatien gelegener, ſich über dem Meere erhebender Küſtenweiler, verdankt ſeine häufige Erwähnung lediglich dem Umſtande, daß er auf die vor ihm liegende ſchmale, aber tiefe Bucht, welche einen Theil des von der Halbinſel Sabioncello gegen Weſten umfaßten Meerbuſens bildet, ſowie auf einen ſich ſüdwärts daranſchließenden, wenig bewohnten und nur 4—6 Kilom. breiten Landſtreifen, durch welchen die Herzegowina mit dem Meere in Verbindung ſteht, ſeinen Namen übertragen hat. Die Bucht von Klek iſt 6 Kilom. lang und durchſchnittlich nur 2000 Meter breit; ſie gewährt den in ihr ankernden Schiffen gegen jeden Wind, mit Ausnahme der Bora (Nordweſt), vollkommene Sicherheit. Was den Landſtreifen von Klek anbetrifft, ſo iſt er ein Theil des hier niedrigen Höhenzuges, welchen man als die ſüdliche Fortſetzung der 12 Kilom. nordwärts von der Narenta durchbrochenen Dinariſchen Alpenkette zu betrachten hat, und welcher weiter ſüdlich ſich zu höheren Kuppen und im allgemeinen den Zrnagoriſchen Bergen erhebt. Der beſagte Diſtrict nimmt auch Theil an dem dürren unfruchtbaren Charakter dieſes dem öſterreichiſchen Karſt viel verglichenen Gebirges, welches nur an den ſeltenen nicht mit Felsblöcken überſtreuten Stellen Anbau geſtattet, und auch da kaum etwas anderes als Oliven, Wein und Tabak trägt.

Bei dem allgemeinen geſchichtlichen Dunkel, welches über der Zeit nach der im 7. Jahrh. erfolgten ſlawiſchen Einwanderung in das alte Illyrien, ſowie über den kurzlebigen Staatengebilden jener Länder ſich lagert, iſt es nicht zu verwundern, daß auch auf Klek erſt ſpät einiges Licht fällt. Seiner Lage nach dem ſüdlichen Nebenlande Bosniens, dem Sahlumien oder Humska (Hulmska) des frühern Mittelalters, d. h. der ſpätern Herzegowina, angehörig, einem Lande, welches bald ſeine eigenen Fürſten hatte, bald wieder mit Bosnien vereinigt und abwechſelnd dem griechiſchen Kaiſer, dem Könige von Ungarn oder dem Großfürſten von Serbien unterthänig war, folgte es dem Geſchicke dieſes. Von den römiſchen Colonien des ſüdlichen Illyriens hatte ſich nur eine, diejenige der Raguſäer, mit einem kleinen Küſtengebiete unabhängig von den Slawen zu erhalten gewußt. An dieſe Republik verkaufte im J. 1332 der achtzehnte bosniſche Ban, Stjepan IV., gegen eine kleine Geldſumme die Halbinſel Sabioncello,

4) Mascart-Wallentin, Handbuch der ſtatiſchen Elektricität, S. 360 fg.

Digitized by Google

zu deren Appertenenzien damals (ſo ſcheint es, denn ausdrücklich geſagt iſt es nicht) auch die Bucht und das Land von Klek gehörte, nachdem beides früher zur Provinz Primorje gerechnet worden war. Als Venedig Iſtrien unterworfen, und die Küſtenſtädte des nördlichen Dalmatiens ſich im 10. Jahrh. freiwillig unter den Schutz der mächtigen Republik begaben, welche dies Verhältniß alsbald zur eigentlichen Herrſchaft umzugeſtalten ſich bemühte, fühlte ſich Raguſa von dort her in ſeiner Unabhängigkeit bedroht und ſah ſich, da der Verfall des oſtrömiſchen Reichs vom byzantiniſchen Kaiſer keine Hülfe mehr hoffen ließ, nach einer anderweiten politiſchen Stütze um. Es fand dieſelbe in dem aufblühenden Osmanenreiche, zu welchem es ſchon im J. 1365 unter Murad I. in eine Art von Lehnsverhältniß trat, indem es ſich zu einer jährlichen Tributzahlung verpflichtete. Je mehr aber im 15. und Anfange des 16. Jahrh. die Pforte die Unterwerfung des bosniſchen Binnenlandes vollendete, um ſo mehr bemühte ſich Venedig, die Türken von dem Dalmatiniſchen Meere abzuhalten und von den Punkten, wo ſie daſſelbe dennoch berührten, ſie wieder zurückzudrängen. Auch gelang es der Republik im 17. Jahrh., ihre dalmatiniſchen Grenzen durchweg auf zwei bis drei Meilen von der Seeküſte vorzuſchieben und im Carlowitzer Frieden 1699 die Dinariſche Alpenkette als die Scheidelinie der beiderſeitigen Gebiete anerkennen zu laſſen. Dadurch kam aber Raguſa in unmittelbare Berührung mit der mächtigen Nebenbuhlerin, welche es im Norden von Dalmatien und im Süden von der Bocche di Cattaro her umfaßte und ſo den alten Beſorgniſſen neue Nahrung gab. Um ſich nun der venetianiſchen Uebergriffe zu erwehren, entſchloß ſich Raguſa zu einer zwiefachen kleinen Gebietsabtretung, indem es im Norden Klek und im Süden die Suttorina der Pforte überließ. Kraft dieſer Einrichtung konnte die Republik Raguſa als tributärer Schutzſtaat der Pforte noch mehr als ein Jahrhundert ſein Daſein friſten, bis Napoleon im J. 1805 ſich ihrer bemächtigte und ſie zu dem von ihm gebildeten Königreiche Illyrien ſchlug. Mit dieſem kam ſie im J. 1814 unter Wahrung der Rechte der Pforte auf Klek und die Suttorina an Oeſterreich, welchem die Pforte die Anlegung von Militär- und Handelsſtraßen durch dieſe ſeine Gebietstheile zur Aufrechterhaltung der Verbindung mit ſeinen ſüddalmatiniſchen Ländern zugeſtand. Dieſes Verhältniß dauert de jure auch heute noch fort, während thatſächlich die durch den Berliner Frieden vom 13. Juli 1878 autoriſirte öſterreichiſche Occupation Bosniens und der Herzegowina der türkiſchen Herrſchaft in Klek und Suttorina ein Ende gemacht hat. Der Umſtand, daß dieſe Küſtenſtriche, der eine wie der andere, nur innerhalb eines öſterreichiſchen mare clausum die See berühren, nicht minder aber die geringe Ertragsfähigkeit und die ſich einer Verbindung mit dem Hinterlande durch Straßenbauten entgegenſtellenden Terrainſchwierigkeiten verringerten in hohem Maße die Wichtigkeit dieſes Beſitzthums der Pforte. Die Suttorina, nur an den Südzipfel der Herzegowina rührend und in den Bocche di Cattaro an das Meer reichend, konnte wegen der bedrohlichen Nähe des räuberiſchen Bergvolks der Montenegriner für militäriſche und commerzielle Zwecke gar nicht in Betracht kommen. Für Klek aber verlohnte ſich die Ueberwindung der erwähnten Schwierigkeiten zur Herſtellung einer Kunſtſtraße nach den bedeutenden Ortſchaften der Herzegowina und Anlegung eines Handelsplatzes an der Küſte wegen der Armuth des Landes nicht, welches ſehr unbedeutenden Exporthandel beſitzt und ſeinen Import auf das Nothwendigſte beſchränken muß. Allerdings würde die militäriſche Bedeutung von Klek eine erhebliche geweſen ſein, wenn die Pforte bei den häufigen Aufſtänden in der Herzegowina das Küſtenland hätte benutzen können, um mittels des Waſſerweges raſch in die entlegene Provinz Truppen zu werfen, welche mittels eines Marſches durch Dardanien hingelangen zu laſſen ein langwieriges und koſtbares Unternehmen war. Dazu war indeſſen nöthig, daß der Divan zunächſt auf diplomatiſchem Wege ſich in Wien um die Erlaubniß bemühte, Kriegsſchiffe in die Bucht von Klek einlaufen laſſen zu dürfen; ehe aber dieſe Erlaubniß ertheilt war, konnte der Aufſtand große Dimenſionen angenommen haben, ganz abgeſehen von der Eventualität, daß Rückſichten auf die politiſche Weltlage oder auf die Stimmung der ſtammverwandten (ſüdſlawiſchen) Unterthanen des Kaiſerreichs das eigene Cabinet veranlaßten, ſein mare clausum geſchloſſen zu halten. *(G. Rosen.)*

KLEMENS AUGUST, Herzog von Baiern, Erzbiſchof und Kurfürſt von Köln, war der Sohn des Kurfürſten Maximilian Emanuel von Baiern und ſeiner zweiten Gemahlin, einer Tochter des Polenkönigs Johann Sobieski, und am 17. Aug. 1700 in Brüſſel geboren, wo ſich ſein Vater damals als Generalgouverneur befand. Als letzterer, der im Spaniſchen Erbfolgekriege auf Frankreichs Seite ſtand, nach ſeiner Niederlage bei Höchſtädt (1704) nach Frankreich floh und Baiern von den kaiſerlichen Truppen beſetzt wurde, fiel Klemens Auguſt mit ſeinen Brüdern in die Hände der Sieger und wurde zuerſt nach Gratz in Steiermark und dann nach Klagenfurt in Kärnten gebracht. Dort wurden die Brüder auf Befehl des Kaiſers Joſeph I. ziemlich ſtreng behandelt und hatten den Titel „Grafen von Wittelsbach" zu führen. Kaiſer Karl VI., welcher 1711 ſeinem Bruder Joſeph I. auf dem Throne folgte, milderte die Gefangenſchaft der Prinzen. Doch kamen ſie erſt nach den Friedensſchlüſſen von Raſtatt und Baden im J. 1715 in ihre Heimat zurück. Klemens Auguſt und ſein Bruder Philipp Moritz wurden zum geiſtlichen Stande beſtimmt. Zum Coadjutor des Hochſtifts Regensburg 1715 gewählt, begab er ſich zur Vollendung ſeiner Studien mit ſeinem Bruder nach Rom. Als letzterer zum Biſchof von Paderborn gewählt wurde, aber wenige Tage darauf ſtarb, wählte das Domkapitel 1719 Klemens Auguſt zum Biſchof. Faſt gleichzeitig wurde er zum Fürſtbiſchof von Münſter gewählt. Die Coadjutorſtelle zu Regensburg trat er an ſeinen jüngern Bruder ab. Sein Oheim, Joſeph Klemens, Herzog von Baiern und Erzbiſchof und Kurfürſt von Köln, ernannte ihn 1722 zu ſeinem Coadjutor; nach deſſen Tode folgte er dem Oheim 1723 in der Kurwürde. Im J. 1724 wurde er zum Biſchof von Hildesheim, 1725

Digitized by Google

zum Dompropſt von Lüttich, 1728 zum Biſchof von Osnabrück, 1732 zum Hochmeiſter des Deutſchherren-Ordens zu Mergentheim gewählt. Nachdem er durch den Biſchof von Freiſingen 1724 in dem bairiſchen Schloſſe Schwaben zum Prieſter geweiht war, begab er ſich im Mai nach Bonn, hielt ſeinen feierlichen Einzug als erwählter Erzbiſchof und wurde von geiſtlichen und weltlichen Abgeordneten als ihr Oberhaupt begrüßt. Im J. 1725 empfing er in Wien die Belehnung mit dem Erzbisthume Köln und reiſte mit ſeinen drei Brüdern nach Frankreich, um der Vermählung des Königs Ludwig XV. beizuwohnen. Obſchon ſie fremde Namen führten, wurden ſie doch als Mitglieder eines franzöſiſch geſinnten Hauſes bei Hofe ſehr ausgezeichnet. Da der Papſt Benedict XIII. ſich erbot, Klemens Auguſt ſelbſt zum Biſchof zu weihen, ſo reiſte dieſer 1727 nach Italien und erhielt am 9. Nov. in dem Dominicanerkloſter Madonna della Quercia bei Viterbo die Biſchofsweihe, worauf er vom Papſte aufs reichlichſte beſchenkt wurde. Nachdem er noch eine Reiſe nach Neapel gemacht hatte, kehrte er zu Ende des Jahres in das Erzbisthum Köln zurück.

Kaum irgendein Kirchenfürſt vereinigte je ſo viele Würden in ſeiner Perſon und hatte infolge deſſen ſo reichliche Einkünfte wie Klemens Auguſt. Er machte einen verſchwenderiſchen Gebrauch davon und verwendete ſeinen Reichthum theils zur Entfaltung einer ungeheuern Pracht, theils zur Aufführung großartiger Bauten, theils zu Wohlthätigkeitszwecken. Er erbaute das neue Schloß zu Bonn und das Brühler Schloß, mehrere Kirchen, Kapellen und Klöſter, ſetzte den Bau des Kölner Doms fort und unterſtützte das Miſſionsweſen in China. Auch für Verbeſſerung des Schulweſens und für Ausbreitung der Wiſſenſchaften zeigte er ſich beſorgt durch Gründung von Volksſchulen und Gymnaſien und durch Stiftung der philoſophiſchen und juridiſchen Lehrſtühle in Bonn. Dem Jagdvergnügen gab er ſich mit Leidenſchaft hin. Sein Hof war der Sammelpunkt der europäiſchen Künſtler. Architekten und Maler fanden in Bonn die beſte Aufnahme. Die kurfürſtlichen Schlöſſer, die neuerbauten Kirchen und Kapellen wurden von den berühmteſten Malern jener Zeit mit Fresken und andern Bildern geſchmückt. Er hatte in ſeinen Schlöſſern eine koſtbare Sammlung von Gemälden und andern Kunſtgegenſtänden. Seine Muſikkapelle war eine der beſten; ſelbſt ſchöne italieniſche Sängerinnen fanden ſich an ſeinem Hofe, und ihre Porträts zierten die Zimmer des galanten Kurfürſten. Das infolge deſſen entſtandene Gerede veranlaßte ihn zu einer Reiſe nach Rom, wo er ſich bemühte, den päpſtlichen Hof zu überzeugen, daß ſeinem Verkehr mit dieſen Sängerinnen nur die Liebe zur Muſik, nicht unlautere Motive zu Grunde lägen. Seine Freigebigkeit gegen Hohe und Niedere war unbegrenzt, ſeine Freundlichkeit gewann ihm die Herzen ſeiner Unterthanen. Auf einer Reiſe nach München erkrankte er in dem kurtrieriſchen Schloſſe Ehrenbreitſtein und ſtarb dort am 6. Febr. 1761. Sein Leichnam wurde auf dem kurfürſtlichen Jagdſchiffe nach Bonn gebracht und dort ausgeſtellt, von da nach Köln geführt und am 31. März in der Domkirche beigeſetzt. *(W. Müller.)*

KLEMM (Gustav Friedrich), Culturhiſtoriker, Oberbibliothekar zu Dresden, geb. am 12. Nov. 1802 zu Chemnitz in Sachſen, erhielt die erſten Anregungen zu den Forſchungen, in welchen er ſpäter ſeinen Lebensberuf fand, ſchon während ſeiner früheſten Kindheit durch die mannichfaltigen Anſchauungen, welche die Ereigniſſe der Kriegsjahre 1806—15 für ihn mit ſich brachten. Als er im J. 1821, nachdem er die Schulen zu Freiberg und Chemnitz beſucht, die Univerſität Leipzig bezogen hatte, widmete er ſich hier bereits, obſchon gegen den Willen ſeiner Verwandten, die ihn für die Rechtswiſſenſchaft beſtimmt hatten, hiſtoriſchen Studien, beſonders dem Studium der Geſchichte des Mittelalters und der Culturgeſchichte. Die Abſicht, ſich als Univerſitätslehrer zu habilitiren, welche er nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien und nachdem er im J. 1825 zu Jena den Doctorgrad erworben hatte, längere Zeit verfolgte, gelangte zwar nicht zur Ausführung, vielmehr übernahm er gegen Ende des J. 1830 in Nürnberg die Stelle eines Redacteurs an der Zeitung „Friedens- und Kriegs-Courier"; doch kehrte er bald zu einem wiſſenſchaftlichen Berufe zurück, nachdem ihm im November 1831 das Amt eines zweiten Secretärs an der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden übertragen worden war. Kurze Zeit, nachdem er infolge dieſer Berufung nach Dresden übergeſiedelt war, wo ſein Wohnſitz fortan dauernd verblieb, ſtarb an dieſem Orte ſein Vater Joh. Heinr. Gottlob Klemm als penſionirter königlich ſächſiſcher General-Accis-Ober-Einnehmer. Eine Erweiterung ſeiner kaum begonnenen amtlichen Thätigkeit erfolgte, indem ihm 1833 zu ſeinem bibliothekariſchen Amte auch die Stelle eines Inſpectors an der königlichen Porzellan- und Gefäßſammlung zu Dresden verliehen wurde. Später wurde dieſe Sammlung ihm als Director unterſtellt. Die Direction der königlichen Bibliothek wurde ihm im J. 1852 übertragen, nachdem er 1834 in die Stellung eines Bibliothekars aufgerückt war. Doch befiel ihn im J. 1861 ein Augenleiden, welches mit ſeiner vollſtändigen Erblindung endete und durch das er ſich im J. 1864 genöthigt ſah, ſeine Aemter niederzulegen. Drei Jahre ſpäter, in der Nacht vom 25. auf den 26. Aug. 1867, ſtarb er unter Hinterlaſſung eines Sohnes Johannes Guſtav, der ihm am 19. Febr. 1873 im Tode nachfolgte.

Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit war eine ſehr ausgedehnte und mannichfaltige. Denn unter den von ihm herausgegebenen Schriften befinden ſich nicht blos ſolche, welche dem von ihm erwählten Gebiete fachwiſſenſchaftlicher Studien angehören, ſondern auch Schilderungen von Selbſterlebtem, mancherlei populäre Darſtellungen, Veröffentlichungen von amtlichem Charakter und ſelbſt dichteriſche Verſuche. Sein „Attila nach der Geſchichte, Sage und Legende" (Leipzig 1827) enthält in ſeinem erſten Theile eine Ueberſetzung der Sage von Attila und Walther von Aquitanien im Versmaße des Originals; „Herfeſt. Sechs Geſänge" (Zerbſt 1829) iſt ein von Arioviſt handelndes Gedicht. Einer Beſchreibung der von ihm verwalteten Porzellan- und Gefäßſammlung widmete er ſeine Schrift „Die Königlich-Sächſiſche Porzellanſammlung"

Digitized by Google

(Dresden 1834, 2. Aufl. 1841). Populäre hiſtoriſche Arbeiten ſind ſeine „Geſchichte Baierns" (3 Bde., Dresden 1828) und ſeine „Chronik von Dresden" (2 Thle., Dresden 1833—37) mit dem dazugehörigen „Sammler", ſowie die von ihm bearbeitete Fortſetzung von K. A. Engelhardt's Vaterlandskunde für Schule und Haus im Königreiche Sachſen (Leipzig 1836). Zu den Büchern, in welchen er Selbſterlebtes zur Darſtellung brachte, gehört ſein „Bericht über eine im J. 1838 im Gefolge des Prinzen Johann, Herzogs zu Sachſen, unternommene Reiſe nach Italien" (Dresden und Leipzig 1839), welche Schrift als erſter Theil eines geplanten größern Werkes „Italica" erſchien, von dem jedoch ein zweiter Theil, der das enthalten ſollte, was Klemm an Ort und Stelle über die moderne Volksliteratur der Italiener geſammelt hatte, nicht zur Veröffentlichung gelangte, obſchon handſchriftliche Vorarbeiten dazu in ſeiner hinterlaſſenen Bibliothek vorhanden waren.[1] Ein zweiter Reiſebericht, den er veröffentlichte, war ſeine Beſchreibung einer „Ferienreiſe nach Linz, Salzburg, Kloſter Göttweih und Wien" (Dresden 1853); auch in der Schrift „Vor fünfzig Jahren. Culturgeſchichtliche Briefe" (2 Bde., Stuttgart 1865) ſchilderte er Dinge und Zuſtände auf Grund eigener Erlebniſſe und Beobachtungen.

Während Klemm in der Zeit kurz nach der Veröffentlichung ſeiner oben angeführten poetiſchen Arbeiten als den Kern ſeiner geiſtigen Beſtrebungen die „Erforſchung deutſcher Volksthümlichkeit" anſah — dieſem Arbeitsgebiete gehört auch ſein „Handbuch der germaniſchen Alterthumskunde" (Dresden 1836) an —, ſpäter ihn Forſchungen über Sagen und Legenden und über die Literatur der Volksbücher[2], auch außerhalb der Grenzen deutſcher Nationalität, beſchäftigten, richteten ſich zuletzt und mit dauerndem Erfolge ſeine Studien auf allgemeine Völkerkunde und die geſammten Realien der Geſchichte. Einen weſentlichen Theil ſeiner veränderten Beſtrebungen bildete die verdienſtvolle Thätigkeit, durch welche er eine reiche ethnographiſche und culturhiſtoriſche Sammlung zuſammenbrachte, die für die ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſeines reifen Alters eine der wichtigſten Quellen wurde. Schon im J. 1843 hatte er den Plan, nach welchem eine ſolche Sammlung eingerichtet werden müſſe, in ſeinem Schriftchen „Phantaſie über ein Muſeum für die Culturgeſchichte der Menſchheit" (Dresden 1843) entwickelt. Als er dieſes Schriftchen verfaßte, enthielt, wie er darin kurz erwähnt, ſeine eigene, für die Veranſchaulichung der Urzuſtände der Menſchheit bereits ziemlich vollſtändige Sammlung ſchon beinahe fünftauſend Nummern; ausführlichere, ſpäter von ihm veröffentlichte Mittheilungen über Inhalt und Anordnung ſeiner Sammlung finden ſich in den Vorreden zur zweiten Auflage ſeiner „Freundſchaftlichen Briefe" (Leipzig 1850) und zum zehnten Band ſeiner „Allgemeinen Culturgeſchichte" (Leipzig 1852). Da die Sammlung nach ſeinem Tode von einem zum Zweck ihrer Erwerbung begründeten leipziger Vereine im J. 1870 angekauft worden iſt und jetzt einen Beſtandtheil des dortigen Muſeums für Völkerkunde bildet, ſo ward dem Verdienſte, welches ſich Klemm durch dieſe Schöpfung erworben hat, auch der lohnende Erfolg zutheil, daß ſie nach ſeinem Tode als ein Ganzes vereinigt blieb und als eine reiche Quelle wiſſenſchaftlicher Belehrung fortbeſteht.

In ſeinen ethnologiſchen Studien unterſchied Klemm einen culturgeſchichtlichen und einen culturwiſſenſchaftlichen Theil, wie er dies in ſeinen „Grundideen zu einer allgemeinen Culturwiſſenſchaft"[3] ausführt. Während er der Culturgeſchichte die Aufgabe zutheilte, die Thatſachen und Erſcheinungen, welche die Entwickelung des Menſchengeſchlechts begleiten, in ihrer Aufeinanderfolge darzuſtellen, überwies er der Culturwiſſenſchaft die Aufgabe, die Menſchheit der Natur gegenüber als ein Ganzes, als ein Individuum zu erfaſſen, ihre geſammte Thätigkeit zur Anſchauung zu bringen und die in das Menſchengeſchlecht gelegten Kräfte in ihren mannichfaltigen theils freien, theils durch die natürliche Umgebung beſtimmten Aeußerungen zu erkennen. Dieſer Unterſcheidung zwiſchen Culturgeſchichte und Culturwiſſenſchaft entſprechend ordnen ſich die wiſſenſchaftlichen Werke Klemm's, welche hier anzuführen ſind. Man kann annehmen, daß uns die vollendete Lebensarbeit ſeiner culturgeſchichtlichen Forſchungen in der „Allgemeinen Culturgeſchichte der Menſchheit" (10 Bde., Leipzig 1843—52) und ſeinem Werke „Die Frauen. Culturgeſchichtliche Schilderungen des Zuſtandes und Einfluſſes der Frauen in den verſchiedenen Zonen und Zeitaltern" (6 Bde., Dresden 1854—59) vorliegt. Unvollendet blieb dagegen ſein auf fünf Bände berechnetes Werk „Allgemeine Culturwiſſenſchaft. Die materiellen Grundlagen menſchlicher Cultur", von dem nur zwei Bände erſchienen, deren einer (Leipzig 1855) eine Einleitung und die Kapitel: das Feuer, die Nahrung, Getränke, Narcotica enthält, deren anderer (Leipzig 1854) die Werkzeuge und Waffen behandelt.

Eine der Grundanſchauungen in Klemm's culturwiſſenſchaftlichen Theorien war, daß die geſammte Menſchheit in zwei Raſſen, eine active und eine paſſive, geſchieden ſei; dieſe Scheidung glaubte er ſogar mit einer ähnlichen Erſcheinung in der Atmoſphäre, dem Gegenſatze von Sauerſtoff und Stickſtoff, vergleichen zu können.[4]) „Die Verbreitung der activen Menſchenraſſe über den Erdball" behandelte er in einer beſondern Schrift (Dresden 1845) Daß jene Theorie unhaltbar ſei, ſcheint gegenwärtig allerdings erwieſen zu ſein.[5]) Wenn ſich aber Klemm hierin in einem Irrthume befand, ſo darf nicht überſehen werden, daß der von ihm verſchuldete Irrthum auf demjenigen Gebiete anthropologiſch-culturhiſtoriſcher Studien lag, das ihn weniger beſchäftigte als die Realien des

1) Vgl. K. F. Köhler's (in Leipzig) antiq. Anzeigeheft 183, S. 40, Nr. 977 und 978. 2) In ſeiner Bibliothek befanden ſich handſchriftliche „Collectaneen zu Till Eulenſpiegel (K. F. Köhler's Anzeigeheft 183 S. 40, Nr. 971).

3) In den „Sitzungsberichten der philoſophiſch-hiſtoriſchen Klaſſe der kaiſerl. Akad. der Wiſſenſchaften", Bd. 7. Wien 1851, S. 167—190. 4) Sitzungsberichte der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften a. a. O. S. 169. 5) Vgl. Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Th. 1. Leipzig 1859, S. 394.

Digitized by Google

Völkerlebens, bei deren Erforſchung ihm die Gabe ſcharfer ſinnlicher Beobachtung und ein entwickelter Formenſinn zu ſtatten kam, der ſich auch in einem hübſchen Zeichentalente äußerte.

So zahlreich die von Klemm verfaßten Schrifteu ſind, welche ich anzuführen Gelegenheit fand, ſo iſt deren hier gegebenes Verzeichniß doch noch kein vollſtändiges. Es zum Schluß zu vervollſtändigen kann nicht Aufgabe gegenwärtigen Aufſatzes ſeiu; doch dürfte die Bemerkung hier am Platze ſein, daß ſich unter den von ihm veröffentlichten Schriften auch ſolche befinden, welche nicht im Buchhandel erſchienen ſind, und daß einige Abhandlungen von ihm in Zeitſchriften, z. B. in den Jahrbüchern für Volks- und Landwirthſchaft der (K. Sächſ.) ökonomiſchen Geſellſchaft zu ſuchen ſind. An der Zeitſchrift „Sachſengrün“ (Bd. 1, Bd. 2. Nr. 1—6, Dresden 1861) war er als Mitherausgeber betheiligt.

(Franz Schnorr von Carolsfeld.)

KLEMPNER, in den verſchiedenen Theilen Deutſchlands auch Blechner, Blechſchmied, Spengler oder Flaſchner genannt, ein Handwerker, welcher dünnere Bleche zu den mannichfaltigſten Gegenſtänden verarbeitet. Im 18. Jahrh. und ſelbſt im Anfange des 19. Jahrh. ſtand das Handwerk der Klempner noch auf einer ziemlich niedrigen Stufe; die Mehrzahl der ausgeführten Arbeiten war höchſt einfach und unbedeutend und dieſelben beſchränkten ſich größtentheils auf Küchen- und Hausgeräthe, ſowie auf leichte Bauarbeiten. Der herrſchende Zunftzwang trug viel zu dieſer Beſchränkung der Klempnerei bei, da die Klempner nur Arbeiten in Eiſenblech, Weiß- und Schwarzblech, welche mitunter durch Meſſing verziert wurden, ausführen durften. Einen kräftigeren Aufſchwung nahm das Handwerk der Klempner erſt einerſeits durch die Aufhebung des Zunftzwangs, andererſeits durch die Erfindung der Aſtral- und Sinumbra-Lampen, der Kaffeemaſchinen, des Lackirens der Blecharbeiten, des Metalldrückens, ſowie durch die Anwendung des Zinks zu Bauverzierungen u. dgl. In neuerer Zeit hat daſſelbe eine immer größere Bedeutung und Ausdehnung erlangt.

Zu den Metallen, welche heute von den Klempnern vorzugsweiſe verarbeitet werden, ſind folgende zu rechnen: Eiſen, Zinn, Kupfer, Meſſing, Tombak, Neuſilber und Blei. Zur Verarbeitung dieſer Metalle gebraucht der Klempner eine ſehr große Anzahl von Werkzeugen und Maſchinen, welche größtentheils aus Eiſen und Stahl, zum geringeren Theil aus Holz hergeſtellt werden. Von einem geſchickten Klempner kann man erwarten, daß er ſich die meiſten Werkzeuge, namentlich die Scharf-, Bunzen- und Durchbruchmeißel, ſelbſt anfertigt.

Die erſte Manipulation bei allen Klempnerarbeiten iſt das Vor- oder Abreißen, d. h. das Anzeichnen der zu bearbeitenden Blechtafeln auf die zu erhaltende Form und Größe. Das Zuſchneiden der vorgeriſſenen Blechtafeln erfolgt in den meiſten Fällen mittels der Handſchere, ſeltener mittels mechaniſcher Scheren, da ſich mit letztern nur geradlinige und kreisförmige Gegenſtände ſchneiden laſſen. Das Poliren des Bleches geſchieht mit dem Polirhammer, deſſen Bahn derart geformt ſein muß, daß der Hammer einen möglichſt großen Schlag ausführt, d. h. daß eine ziemlich große Fläche des zu polirenden Bleches mit einem Schlage getroffen wird. Beim Poliren muß der Hammer ſehr feſt gehalten und ſo geführt werden, daß ſtets ein Schlag dicht neben den andern fällt. Das Blech darf beim Poliren nicht mit ſchweißigen Händen angefaßt werden, wie auch aller Staub und Schmuz hierbei vermieden werden muß. Nach dem Poliren werden die Bleche, wenn ſie ſehr gerade ſein ſollen, noch einzeln nachgeſpannt.

Das Spannen oder Planiren des Bleches iſt die ſchwierigſte Arbeit des Klempners und erfordert viel Uebung und Geſchicklichkeit. Dünne Bleche von bedeutender Größe, z. B. große ſilberne Kaffeebreter, ſind am ſchwierigſten zu ſpannen. Damit auch hier der Hammer einen möglichſt großen Schlag ausübe, muß die Bahn deſſelben ziemlich eben und nur an der Kante etwas abgerundet ſein. Das Spannen ſelbſt wird in der Weiſe ausgeführt, daß man, wenn ſich die Blechtafel nach außen windet, die Hammerſchläge nach der Mitte derſelben und von dort allmählich nach dem Rande zu richtet, während man umgekehrt, wenn ſich in der Mitte der Tafel ein Buckel bildet, die Anzahl der Schläge nach den Rändern hin zunehmen läßt.

Mit Bördeln bezeichnet man die Arbeit der Verbindung eines Blechcylinders (Zarge) mit einem Boden. Zur Anfertigung eines ſolchen Bördels bedient man ſich eines Bördeleiſens, auf welchem die Kante des Blechbodens mittels eines hölzernen Hammers nach und nach herumgeſchlagen wird, indem man dem Boden hierbei mit der linken Hand eine drehende Bewegung gibt. Der Blechboden, der ſich bei dieſer Arbeit immer etwas verzieht, wird alsdann auf einem Polirſtocke gerade gerichtet und die Kanten des Bördels werden mit einem Schlichthammer geebnet. Ein guter Bördel muß ein wenig nach innen geneigt ſein, eine ſcharfe Kante haben und überall gleich breit, glatt und eben ſein. In neuerer Zeit hat man Bördelmaſchinen conſtruirt, durch deren Anwendung das Bördeln ſehr erleichtert wird.

Das Ab- oder Umbiegen des Bleches, von den Klempnern Abkanten genannt, geſchieht auf folgende verſchiedene Arten:

1) Der vorgezeichnete Riß wird auf das Umſchlageiſen gehalten; es wird mit dem Holzhammer darauf geſchlagen und im Winkel abgebogen. Damit die abgebogene Kante recht ſcharf und gleichmäßig werde, wird dieſelbe nochmals mit dem Schlichthammer nachgehämmert.

2) Man ſchlägt mit dem Schlichthammer auf den vorgezeichneten Riß, richtet das Blech mit dem Spannhammer wieder gerade und biegt die Kanten auf dem Umſchlageiſen ab; dieſes Verfahren wird gewöhnlich bei lackirten Arbeiten angewendet.

3) Zu den Bauarbeiten, bei welchen die Kanten nicht ſehr ſcharf zu ſein brauchen, wird das Blech auf der Falzbank mittels des hölzernen Hammers abgekantet.

4) Das Abkanten erfolgt mittels der Abbiege- oder Falzmaſchine.

5) Zinkbleche können auf eine leichte Art recht ſcharf

Digitized by Google

abgekantet werden, wenn ſie mittels eines ſpitzen Inſtruments geritzt und dann abgebogen werden. Hat die geritzte Fuge die richtige Tiefe erhalten, ſo braucht man keinen Hammer mehr anzuwenden.

Beim Aufbiegen der Bleche oder Runden werden die Kanten des Bleches zuerſt mittels des hölzernen Hammers auf einem Sperrhaken ein wenig angerundet und es wird dann das Ganze mit beiden Händen ſo weit zuſammengebogen, bis die Enden aneinander treffen. Damit hierbei keine Falten entſtehen, muß das Blech beim Biegen ſtark angezogen werden. Hat man dieſe Arbeit vollendet, ſo wird die Verbindungsſtelle mit dem Holzhammer gerade gerichtet und, nachdem dieſelbe gelöthet iſt, das Ganze noch einmal nach- oder ausgerundet. Mit Vortheil bedient man ſich hierzu der ſogenannten Runden, cylindriſcher Röhren, in welche der betreffende Gegenſtand geſteckt wird, um ſo ausgerundet zu werden. Durch die Anwendung der Rundmaſchine geht das Runden viel leichter und ſchneller von ſtatten als aus freier Hand. Dieſe Vorrichtung beſteht aus drei Walzen, die durch eine Kurbel in Umdrehung verſetzt werden. Wenn die zwei vordern Walzen ſich in gleicher Richtung umdrehen, faſſen ſie das zwiſchen ſie geſteckte Blech und ziehen es zwiſchen ſich hindurch. Das Blech ſtreift alsdann gegen die dritte Walze, von welcher es genöthigt wird, ſich hinaufzubiegen und eine der Walzenſtellung entſprechende Krümmung anzunehmen. Steht die dritte Walze der erſten ſo nahe, daß eben nur das Blech zwiſchen beiden durchgehen kann, ſo legt ſich letzteres genau um die erſte Walze und nimmt folglich die Krümmung derſelben an. Die Biegung erfolgt nach einem um ſo größeren Durchmeſſer, je weiter die dritte Walze von der erſten entfernt iſt. Wenn das eine Ende der dritten Walze näher an der erſtern ſteht als das andere, nimmt das gewalzte Blech eine koniſche Geſtalt an.

Die meiſten Gegenſtände, welche eine teller- oder kugelförmige Vertiefung erhalten ſollen, müſſen zuvor aufgezogen werden. Das Aufziehen geſchieht mittels des Treib- oder Tellerhammers auf Hirnholz oder Blei, in welches eine kleine Vertiefung geſchlagen iſt. Sollen ſehr tiefe Gegenſtände, z. B. Theekannen, Vaſen u. dgl., aus einem Stücke gefertigt werden, ſo zieht man ſie mittels des Holzhammers auf den Ziehſtock auf. Weißblech kann zu derartigen Arbeiten nicht Verwendung finden, weil es zu ſpröde iſt und auch nicht geglüht werden kann. Da das Aufziehen bedeutende Geſchicklichkeit erfordert, führt man daſſelbe neuerdings meiſt auf der Drehbank aus.

Runde Gegenſtände werden mittels des Treibhammers getrieben. Bei ſolchen von eckiger Form werden zuerſt die Ecken mit dem Treibhammer vertieft und dann die flachen Seiten mit dem Tellerhammer nachgetrieben. Alle Gegenſtände, welche nach außen keinen Rand haben, werden zuvor aufgezogen und dann erſt getrieben. Beim Treiben wird das Arbeitsſtück auf den Treibſtock gelegt und von innen durch Hammerſchläge bearbeitet. Am beſten läßt man die Schläge in runden Lagen einfallen, welche von außen anfangen und ſich bei zunehmender Tiefe des Arbeitsſtücks nach der Mitte hinziehen. Während des Treibens muß der Gegenſtand, wenn ſich das Material hierzu eignet, öfters geglüht werden. Iſt derſelbe mit einem Rande verſehen, ſo wird er nicht erſt aufgezogen, ſondern ſogleich getrieben; damit hierbei das Arbeitsſtück nicht windſchief werde, muß daſſelbe öfters behutſam gerade gerichtet werden.

Das Austreiben der runden, hohlkehlförmigen Gegenſtände wird Schweifen genannt. Will man einen Hals aus einem runden Boden ſchweifen, ſo wird zuerſt ein rundes Loch von entſprechender Größe in den Boden gehauen. Alsdann hält man den Boden gegen die runde Kante des Polirſtocks und ſchweiſt mit dem Schweifhammer einen Rand heraus. Der hierdurch gebildete Hals wird auf dem Schweifſtocke noch mehr in die Höhe geſchweift, wobei man das Einreißen des Bleches möglichſt zu verhindern ſucht.

Sollen Blumen, Früchte, Ornamente u. ſ. w. auf Blech ausgetrieben werden, ſo müſſen die Contouren der Zeichnung, bevor man zu treiben anfängt, abgepinnt werden, eine Arbeit, die man mittels verſchiedener Bördeleiſen und ziemlich ſcharfer Sickenhämmer verrichtet.

Sämmtliche getriebenen und geſchweiften Gegenſtände müſſen, nachdem ſie die richtigen Formen erhalten, glatt gehämmert, geſchlichtet werden. Durch die Form des Arbeitsſtücks werden jedesmal die Werkzeuge beſtimmt, die man zum Schlichten anwendet. Kugelförmige Gegenſtände werden auf einem ſogenannten Pfaffen — einem kugelförmigen kleinen Amboß — mittels des Schlichthammers, Hälſe, Hohlkehlen u. dgl. auf dem Schweifſtocke mittels des Schweifhammers, Teller, Schalen u. ſ. w. mittels des Tellerhammers auf dem Polirſtocke geſchlichtet. Zum Nachſchlichten wird entweder die Bahn des Hammers oder die Unterlage mit Pergament bedeckt. Beim Schlichten müſſen die Hammerſchläge ebenſo wie beim Treiben in möglichſt kreisförmigen Lagen dicht nebeneinander fallen.

Wenn man mittels kleiner Meißel, an deren Spitzen ſich beliebige Figuren befinden, auf Metallplatten ſchlägt und hierdurch gewiſſermaßen eine Figur eintreibt, durch welche die Platte verziert wird, ſo nennt man die Arbeit ſtanzen. Ein anderes Stanzen oder Prägen findet durch das Fallwerk ſtatt, wozu ein Unterſtempel (Matrize) und ein Oberſtempel (Patrize) erforderlich ſind. Beide Stempel müſſen genau ineinander paſſen und ſind aus Stahl, Eiſen, Kupfer oder Meſſing hergeſtellt. Sind die zu ſtanzenden Reliefs ſehr tief, ſo werden zu dieſer Arbeit mehrere Stempel von verſchiedener Tiefe gebraucht.

Sollen Zargen u. dgl. mit ſtarken Rändern oder Einfaſſungen verſehen werden, ſo geſchieht dies durch das Sicken. Zu dieſem Zwecke wird die Zarge auf den Sickenſtock gelegt und es wird mittels des Sickenhammers die Vertiefung eingeſchlagen; alsdann werden die am äußerſten Rande entſtandenen Falten auf einem paſſenden Eiſen glatt gehämmert und die Sicke wird zugeſchlagen. In manchen Fällen wird hierbei auch noch Draht eingelegt.

Die Verbindung zweier Bleche ohne Löthung er-

Digitized by Google

folgt durch das Falzen, wobei man einen einfachen und einen Doppelfalz unterſcheidet. Bei dem erſtern wird jede der miteinander zu vereinigenden Kanten einfach umgebogen; alsdann werden die Umbiegungen oder Falze ineinandergehakt und mit dem Hammer zuſammengeſchlagen. Der doppelte Falz entſteht, wenn die Kanten erſt einfach übereinandergelegt und dann nochmals wieder umgebogen und zuſammengeſchlagen werden. Kleine Falze werden auf dem Umſchlageiſen, größere dagegen auf der Falzbank angeſchlagen; vortheilhafter iſt die Arbeit mit der Falzmaſchine herzuſtellen. Das Falzen wird am meiſten bei Kochgeſchirren, Ofenröhren und beim Dachdecken angewendet.

Eine der am häufigſten vorkommenden Verbindungsarbeiten des Klempners iſt das Löthen. Man bezeichnet hiermit diejenige Arbeit, durch welche mittels leichtflüſſiger Metalle einzelne Theile von andern Metallen verbunden werden. Je nach der Natur der zu verbindenden Metalle kommen verſchiedene Methoden des Löthens zur Anwendung. Das Verfahren beim Löthen mit dem Kolben iſt folgendes: nachdem der Kolben gehörig erwärmt und die zu löthende Naht vorgerichtet iſt, wird dieſelbe mit Kolophonium beſtreut oder mit Löthfett beſtrichen, worauf man mit dem heißen Kolben das Löthzinn berührt und einen Tropfen abzieht. Dieſer Tropfen wird auf die Verbindungsſtelle gebracht, indem man mit dem Kolben darüber hinſtreicht und das Zinn ordentlich einfließen läßt. Während des Löthens wird die Verbindungsſtelle mittels des Löthholzes oder der Löthzange feſt zuſammengedrückt. Will man Eiſenblech auf dieſe Art löthen, ſo muß daſſelbe zuvor verzinnt werden und wendet man alsdann an Stelle des Kolophoniums abgebrannte Salzſäure an. In der Neuzeit werden die Arbeiten, welche lackirt werden ſollen, in der Regel gleichfalls mit Salzſäure gelöthet; das Abbrennen der letztern erfolgt, indem man einige kleine Stücke Zink in die Säure wirft. Zinkbleche werden mit gewöhnlicher Salzſäure beſtrichen, wodurch das Löthen ſehr leicht von ſtatten geht. Ein gutes Löthfett beſteht aus 1 Theil Kolophonium, 1 Theil Talg, etwas Baumöl und Salmiakwaſſer. Die drei erſten Theile werden zuſammengekocht; nach dem Erkalten wird das Salmiakwaſſer zugegoſſen und das Ganze ſo lange gerührt, bis es ganz weiß wird. Die Spitze des Löthkolbens muß gut verzinnt ſein und ſtets ſehr rein gehalten werden. Beim Hartlöthen beſteht das Loth entweder aus Kupfer oder aus einer Miſchung von Meſſing und Zink (Schlagloth); als Mittel zur Beförderung eines leichten Fluſſes dient der Borax. Der zu löthende Gegenſtand wird mit feinem Drahte zuſammengebunden, die Löthſtelle mit angefeuchtetem Lothe beſtrichen und auf glühende Kohlen gelegt. Man läßt erſt das Loth aufbrauſen, wodurch es eine graue Farbe erhält, bedeckt alsdann die Löthſtelle ganz mit Kohlen und erzeugt mit Hülfe des Gebläſes eine große Hitze. Sobald das Loth in Fluß gerathen iſt, wird der zu löthende Gegenſtand aus dem Feuer entfernt, damit er nicht verbrenne.

Das Löthen mit dem Löthrohre kann auf zweierlei Art geſchehen. Beim Löthen mit Zinn wird das Loth auf die Löthſtelle gelegt und mittels einer mit Hülfe des Löthrohrs erzeugten Stichflamme zum Schmelzen gebracht. Beim Hartlöthen wird der zu löthende Gegenſtand auf glühende Kohlen gelegt und ſodann das Loth durch die Stichflamme zum Schmelzen gebracht.

(*W. H. Uhland.*)

KLENAU (Johann, Graf, Freiherr von Janowitz), öſterreichiſcher General in den Coalitionskriegen und in den Napoleoniſchen Kämpfen viel genannt, geboren zu Prag am 13. April 1758, geſtorben zu Brünn am 6. Oct. 1819, entſtammte einem alten böhmiſchen Geſchlechte (freiherrlich ſeit 1623, gräflich theils 1630, theils 1633). Mehrere Glieder dieſes Geſchlechts bekleideten höhere Staats- und Militärämter. Am hervorragendſten iſt Johann, der mit 17 Jahren in das Infanterieregiment Ellrichshauſen als Unterlieutenant eintrat und im Bairiſchen Erbfolgekriege als Rittmeiſter kämpfte. Im Türkenkriege ſchlug er ſich tapfer als Vorpoſten-Commandant am 22. April 1788 bei Semlin, ſeit 1793 kämpfte er in dem Coalitionskriege in der Rheinarmee unter Wurmſer in den Gefechten bei Offenbach, Schaid, bei der Einnahme der Weißenburger Linien, beim Angriff auf Weiersheim, bei der Vertheidigung von Reichshofen, bei Dangendorf, bei Neuburg und bei Lüttich (am 27. Juli 1794), wo er ſich heldenmüthig gegen die Uebermacht vertheidigte. Im Rücken angegriffen, von aufſtändiſchen Volksmaſſen gezwungen ſich zurückzuziehen, nahm er den Kampf von neuem auf, warf den Feind und bemächtigte ſich der wichtigſten Punkte außerhalb der Stadt. Trefflich unterſtützte er Quosdanovich bei Heidelberg (1795) und kämpfte mit großem Erfolge gegen General Dufour. Für dieſe Waffenthat wurde Klenau am 30. Oct. 1795 mit dem Ritterkreuze des Maria-Thereſienordens belohnt. Als Reiteroberſt zeichnete er ſich bei Oggersheim und ſpäter bei Schweigenheim, insbeſondere aber in Italien (1796) bei Brescia aus. Mit Wurmſer in Mantua eingeſchloſſen, capitulirte er am 2. Febr. 1797 nach langer Gegenwehr. Im J. 1799 wieder in Italien kämpfend gegen General Macdonald führte er den kleinen Krieg als Generalmajor und deckte ſpäter die von Kray unternommene Belagerung Mantuas, nahm Stadt und Citadelle von Ferrara, ſchlug den Angriff Macdonald's zurück, rückte dann gegen Bologna vor, zwang dieſes zur Uebergabe und hielt in Florenz ſeinen ſiegreichen Einzug. Dann rückte er gegen die Seeküſte Liguriens, gewann dort eine Reihe von Küſtenplätzen und verſchanzte ſich hinter Seſtri, blokirte dann das Fort Santa-Maria, beſchoß es, zwang es zur Uebergabe, nahm eine Reihe feindlicher Poſitionen (noch im December) und rückte bis unter die Mauern von Genua. In den folgenden Kämpfen hatten die Kaiſerlichen Unglück und Klenau wußte durch ſeine Manöver ſich geſchickt in die Cantonirungen bei Sarzana zurückzuziehen; ſeine Vorpoſten hielten Seſtri beſetzt. Im J. 1800 ſtand Klenau in Deutſchland unter F.-Z.-M. Kray, 42 Jahre alt und ſchon F.-M.-L., ſiegte über Augerau am 18. Dec. zwiſchen Nürnberg und Lauf und zwang ihn zum Rückzug. In der folgenden Friedenszeit lebte er als Divi-

Digitized by Google

ſionär in Prag. In dem unglücklichen Feldzuge von 1805 war er mit Mack in Ulm eingeſchloſſen und capitulirte mit dieſem. Im J. 1809 focht er bei Aſpern und Wagram; bei Aſpern hatte er am Tage vor der Schlacht die Recognoſcirung mit der Avantgarde gegen die Inſel Lobau auszuführen. Erzherzog Karl rühmt ſeine beſondere Tapferkeit. Bei Wagram commandirte er an Stelle des erkrankten F.-M.-L. Hiller das 6. Armeecorps und hatte auf den Höhen bei Stammersdorf ſeine Stellung. Am 7. Juli folgte er mit der Nachhut in der Richtung gegen Znaim. In Korneuburg vom Feinde angegriffen, räumte er den Ort erſt nach heftigem Kampfe, hielt auch alle Zwiſchenpoſitionen und führte die Arrièregarde mit außerordentlichem Geſchick, wofür er das Commandeurkreuz des Maria-Thereſienordens erhielt. Im J. 1812 führte Klenau ein Armeecorps der ſogenannten böhmiſchen Armee Schwarzenberg's. In der Völkerſchlacht bei Leipzig kämpfte er gegen Murat und Lauriſton bei Wachau, zog gegen Liebertwolkwitz und traf dort auf Macdonald und Mortier, hielt ſehr lange Stand, zog ſich dann nach Seifertshain zurück, wo er von den Franzoſen nicht bezwungen werden konnte. Zur Erinnerung an dieſen Tag erhielt der Kolmberg am 27. Oct. 1856 einen Denkſtein. Am dritten Schlachttage focht er bei Stötteritz. Nach der Schlacht bei Leipzig zog er mit Ruſſen zur Einſchließung Dresdens und zwang die Franzoſen zur Capitulation. Klenau ging mit ſeinem Corps nach Italien, betheiligte ſich aber nicht mehr an den Kämpfen, wurde 1813 zum General der Cavalerie und Großkreuz des Leopoldordens ernannt und wurde im J. 1814 commandirender General in Mähren und Schleſien mit dem Amtsſitze in Brünn, woſelbſt er am 6. Oct. 1819 im Alter von 61 Jahren ſtarb.

Literatur: Die Werke über jene Zeit von Sybel und Häuſſer; die einſchlägige franzöſiſche Literatur über Geſchichte des Conſulats und des Kaiſerreichs; A. Beer, „10 Jahre öſterreichiſcher Politik" (Leipzig 1877); Schönhals, „Der Krieg 1805 in Deutſchland" (Wien 1874); H. Wuttke, „Die Schlacht bei Leipzig" (Berlin 1863).
(H. M. Richter.)

KLENCKE (Hermann Philipp Friedrich), Arzt, als mediciniſcher wie als Romanſchriftſteller überaus thätig, zu Hannover am 16. Jan. 1813 geboren. Nachdem er das Gymnaſium und die mediciniſch-chirurgiſche Schule beſucht hatte, trat er als Chirurg in die preußiſche Armee ein. Zwei Jahre verbrachte er in dieſer Stellung in Garniſon zu Minden, dann kehrte er wieder in ſeine Vaterſtadt zurück, um dort als Wundarzt zu prakticiren. Ein mächtiger Drang nach höherer wiſſenſchaftlicher Ausbildung ließ ihm aber auch in dieſer Stellung keine Ruhe und unermüdliche Anſtrengung ermöglichte es ihm endlich, 1837 zum Studium der Medicin und der Naturwiſſenſchaften die Univerſität Leipzig beziehen zu können. Er betrieb ſeine Studien mit ſolchem Eifer, daß er bereits 1839 in Braunſchweig ſelber Vorleſungen über Anthropologie, Phyſiologie und Geologie halten konnte. Als praktiſcher Arzt und Schriftſteller thätig, lebte er hierauf bis zum Jahr 1855 in Braunſchweig, dann aber bewogen ihn unangenehme Verhältniſſe, 1856 wieder nach ſeiner Vaterſtadt Hannover überzuſiedeln, wo er ein äußerlich ſtilles, doch an Arbeit überreiches Leben bis zu ſeinem am 11. Oct. 1881 erfolgten Tode führte. Klencke's Arbeitskraft als Schriftſteller iſt eine wirklich ſtaunenswerthe; nahezu 200 Bände verſchiedenſten Inhaltes ſind von ihm geſchrieben worden. Ganz natürlich, daß bei dieſer ausgedehnten Schriftſtellerei die Tiefe der Breite nicht oder doch nur ſelten entſpricht; Bewunderung für das Wiſſen wie das hohe ſchriftſtelleriſche Talent ihres Verfaſſers nöthigen aber alle dieſe Arbeiten ab. Sie ſondern ſich in drei Gruppen: Werke ſtreng wiſſenſchaftlichen Inhalts; ſolche, welche mediciniſche Gegenſtände für ein Laienpublikum zur Darſtellung bringen, und endlich culturhiſtoriſche Romane. Zu den Schriften der erſtern Gattung gehören auch die Artikel, welche er in die „Allgemeine Zeitung für Militärärzte" ſchrieb, die er ſelbſt unter Mitwirkung des Generalarztes Richter gegründet hatte und gemeinſam mit E. Helmbrecht 1843—48 herausgab. Klencke hat das Verdienſt, mit dieſer Zeitſchrift den erſten Anſtoß zu einer Reform des preußiſchen Militär-Medicinalweſens gegeben zu haben. Von ſelbſtändigen wiſſenſchaftlichen Werken ließ er erſcheinen „Syſtem der Hiſtologie" (1841); „Unterſuchungen über Entzündung und Regeneration" (1842). Im ſelben Jahre wurde ſeine Schrift „Der Leberthran als Heilmittel" preisgekrönt, eine Auszeichnung, die ſpäter auch noch den „Unterſuchungen über die Verderbniß der Zähne" (Verlag des Vereins für Heilkunde in Preußen 1847 und 1850) widerfuhr. Im J. 1842 erſchien auch noch „Ueber die Primitivnervenfaſer". Eine Reihe von Jahren hindurch leitete er ein Heilinſtitut für Sprachkranke und als Frucht der dabei geſammelten Beobachtung ſind die beiden Werke anzuſehen: „Die Fehler der menſchlichen Stimme und Sprache" (2. Aufl. 1851) und „Heilung des Stotterns" (2. Aufl. 1863). Der Profeſſortitel wurde ihm ſchon nach dem Erſcheinen ſeiner erſten Arbeiten ertheilt, und mit dem Verzeichniſſe der gelehrten Geſellſchaften, die ihn zu ihrem Ehrenmitgliede erwählt, liebte er ſelbſt die Titelblätter ſeiner Schriften redſelig anzufüllen. Vielleicht das verdienſtvollſte ſeiner Werke iſt die 1858 erſchienene Schrift „Verfälſchung der Nahrungsmittel und Getränke", die 1878 unter dem Titel „Illuſtrirtes Lexikon der Verfälſchungen der Nahrungsmittel und Getränke, der Colonialwaaren, Droguen, Manufacte, gewerblichen und landwirthſchaftlichen Producte" neu herausgegeben wurde. Klencke hat hiermit früh eine Seite der öffentlichen Geſundheitspflege wiſſenſchaftlich behandelt, die erſt ſeit wenigen Jahren allgemein die verdiente Aufmerkſamkeit findet; Klencke's Werk iſt aber noch gegenwärtig ein in allen hygieniſchen Verſuchsſtationen viel gebrauchtes Hülfsmittel. Klencke's populariſirende Schriften gehören entſchieden zum Beſten, was die für Laien beſtimmte mediciniſche Literatur aufzuweiſen hat. Nicht den Arzt entbehrlich zu machen, ſondern ihn zu unterſtützen, erklärt er für die Aufgabe ſeiner Werke. Wenn man von dem „Chemiſchen Koch- und Wirthſchaftsbuch", das von 1865—1880 ſieben Auflagen erlebte, abſieht, ſo iſt als Haupt-

Digitized by Google

werk dieſer Gruppe das ungemein und in allen Geſellſchaftskreiſen verbreitete „Hauslexikon der Geſundheitslehre“ zu nennen, deſſen Trefflichkeit auch von ſtrengen Fachmännern lobend anerkannt wurde (3. Aufl. 1872). Mehrere Auflagen erlebten auch die drei zuſammengehörigen Schriften: „Das Weib als Jungfrau“; „Das Weib als Gattin“ und „Die Mutter als Erzieherin“. Nicht der kleinſte Vorzug der beiden erſtern Schriften iſt das Zartgefühl, mit dem hier die vom mediciniſchen Standpunkte zu erörternden Fragen behandelt werden. Den populär-wiſſenſchaftlichen Werken mediciniſchen Inhaltes dürfen auch die drei Arbeiten beigezählt werden, welche der allgemeinen Naturwiſſenſchaft dienen wollen: „Naturbilder aus dem Leben der Menſchheit in Briefen an A. von Humboldt“ (1850), dem ſchon im folgenden Jahre eine im Verhältniſſe zur enormen Schwierigkeit des Unternehmens höchſt gelungene Biographie des größten der deutſchen Naturforſcher folgte (7. Aufl. 1875). Daran reihten ſich 1853 noch die „Mikroſkopiſchen Bilder“. Den Uebergang zu den belletriſtiſchen Werken würde von hier aus der dreibändige Roman „Swammerdamm oder die Offenbarung der Natur“ (1860) bilden, denn der Roman iſt hier nur das Mittel, um in leichteſter Weiſe dem Leſer naturwiſſenſchaftliche Kenntniſſe zu verſchaffen. Die „Geſammelten Gedichte von H. Klencke“ (Leipzig 1847), denen auch das Bildniß des Verfaſſers beigegeben iſt, zeigen von ſehr geringer poetiſcher Begabung und laſſen, was man von Klencke nicht erwarten ſollte, nicht einmal eine charakteriſtiſche Eigenſchaft hervortreten. Dagegen bieten die Romane, welche er nur theilweiſe unter eigenem, zum Theil unter den Namen Hermann von Maltitz oder E. von Kalenberg veröffentlichte, kein unerfreuliches Bild. Die früheſten dieſer Werke bilden eine Reihe ſocialer Romane. Die Armuth und ihre unheilvollen Folgen ſchildert der Roman „Das deutſche Geſpenſt“ (1846); „Der deutſche Phariſäer“ (1847) brandmarkt die Heuchler vornehmen und niedern Standes, die unter dem Scheine der Frömmigkeit die niederträchtigſten Handlungen begehen. Aehnliche Tendenzen verfolgt das Werk „Eine deutſche Familie oder Weltkämpfe im Stillleben“ (1849) u. a. m. Die Tendenz iſt überall eine tüchtige, aber über Tendenz und Reflexion kommt die Handlung und Poeſie etwas zu kurz. Viel gelungener ſind die literarhiſtoriſchen und Culturromane, die ihm nur zu leicht von der Feder floſſen und die meiſtens mit den Socialromanen den Fehler theilen, aus mehrern Bänden zu beſtehen. Die Reihe eröffnete 1850 gleich ein fünfbändiger Roman: „Leſſing“, dem 1851 in vier Bänden „Der Adept zu Helmſtädt“, Goethe's Beſuch bei Beireis behandelnd, nachkam. Dem „Herder“ (1852) folgten im nächſten Jahre „Der Parnaß zu Braunſchweig“ und Klencke's beſter Roman „Anna Luiſe Karſchin“. Im J. 1854 erſchien „Gleim“ in drei Bänden, 1856 „Graf Stolberg“. „Der Braunſchweiger Hof und der Abt Jeruſalem“ (1860) beſchließt die Reihe der Literaturromane, aber im gleichen Jahre wurden noch „Lucas Kranach“ und „Der Herzog von der Leine“, beide zu vier Bänden, veröffentlicht. Ueber Gebühr vernachläſſigt iſt die Handlung gegenüber der Sittenſchilderung in „Leibniz und die beiden Kurfürſtinnen“ (1863). Alle dieſe Romane beruhen auf gründlichen Quellenſtudien und geben ein wirklich anſchauliches Bild der Zeit, Verhältniſſe und Perſonen, die ſie darſtellen; aber nur ſelten verliert der Leſer das Gefühl, daß er belehrt werden ſoll und eine poetiſche Wirkung bleibt demnach ausgeſchloſſen. Der Stil iſt ohne beſondere Charakteriſtik, die Sprache gewählt und fließend. Die letzte belletriſtiſche Schrift Klencke's gab er 1869 heraus: „Die Politik des Herzens oder die Anekdirten. Komiſch politiſcher Roman aus dem Winter 1866—67“. Rühmliche Erwähnung verdient ſchließlich noch das 1849 gedruckte Sendſchreiben „An Se. Maj. den König von Preußen. Eine öffentliche Stimme des chriſtlichen und wiſſenſchaftlichen Bewußtſeins über Lebensrecht und Volksfreiheit im Staat.“ Die Rechte und Freiheiten des Volkes und der Perſon ſollen hier durch religiöſe und wiſſenſchaftliche Beweiſe vertheidigt werden gegenüber politiſchem Abſolutismus und ketzerrichterlicher Orthodoxie. Die Schrift iſt mit Würde und edlem Freimuth abgefaßt und tritt mit beſonderer Wärme für das unbedingte Recht der freien wiſſenſchaftlichen Forſchung ein. Von Eitelkeit iſt Klencke nicht freizuſprechen; wenn man aber ſein ganzes Wirken überſchaut, ſo kann man immerhin den Worten Beifall geben, mit denen Dr. Alexander Braegen die Herausgabe einzelner „zwangloſer Bogen aus der mediciniſch-literariſchen Rumpelkammer“ aus Klencke's Nachlaß begleitete: „Es iſt begreiflich, daß Klencke kein Gebiet des Menſchenthums unberührt ließ, daß er auf alle Facultäten und Künſte die Streiflichter ſeines in das innerſte Weſen dringenden Blickes warf, daß er darin die Speculation von der Wahrheit ſcharf zu trennen ſuchte, und daß er endlich in dieſem Streben nach Wahrheit ein gründlicher Verächter alles Hergebrachten, aller vertrockneten Formen und vor allem ein muthvoller, jeder Gefahr ſpottender Streiter für dieſelbe war.“ Ein Stück Polyhiſtor ſteckte in Klencke; aber gerade er zeigt auch, daß ein Polyhiſtor in der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. im Reiche der ſtrengen Wiſſenſchaft nicht mehr möglich iſt. *(Max Koch.)*

KLENGEL (Johann Christian), Maler und Radirer, geboren zu Keſſelsdorf bei Dresden am 5. Mai 1751, geſtorben zu Dresden am 19. Dec. 1824. Sein Vater war ein armer Landmann und er trat bereits als Lehrling bei einem Buchbinder ein, als Director von Hagedorn auf ſein Kunſttalent aufmerkſam gemacht wurde und ihn veranlaßte, ſich an der dresdener Akademie zum Künſtler heranzubilden. Freilich hatte er anfangs mit Noth und Sorgen zu kämpfen, aber durch Fleiß und Ausdauer arbeitete er ſich durch. Dietrich war ſein Lehrer und er eignete ſich auch deſſen Kunſtweiſe ſehr an; beſonders in den Radirungen tritt des Lehrers Einfluß auf den jungen Künſtler ſehr lebhaft hervor. Im J. 1770 begann er bereits mit der Radirnadel zu arbeiten; aus dieſem Jahre datirt ein Blatt, das eine nächtliche Feuersbrunſt darſtellt. In der ſchönen Umgebung von Dresden, bis nach Böhmen hinein, fand er die dankbarſten Vorwürfe für ſeine Bilder. Er ſtudirte ſich auch ſo in die treue Wiedergabe der maleriſchen Gebirgs- und

Digitized by Google

Waldgegenden hinein, daß man ihn den Porträtiſten des Landes nennen kann. Um ſich auch in der Farbe und Luftperſpective nach claſſiſchen Meiſtern zu üben, copirte er Bilder von Berghem und Potter in der dresdener Galerie. Im J. 1790 unternahm er eine Studienreiſe nach Italien, doch kehrte er bereits 1792 wieder zurück. Er brachte wol volle Mappen mit Zeichnungen und Skizzen zurück, die er dann theilweiſe in Gemälden und Radirungen verwerthete, aber das Ideal italieniſcher Landſchaft, die poetiſche Auffaſſung der claſſiſchen Linien und Farbe des gelobten Landes aller Künſtler blieben ihm verborgen; er blieb, was er war, ein treuer Interpret der Schönheiten ſeines Vaterlandes.

Von ſeinen Gemälden wurden beſonders ſeine vier Tageszeiten gerühmt, die in den dresdener Ausſtellungen 1801—1807 die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen; dann auch ſeine Compoſitionen nach Geßner's Idyllen, wie „Der erſte Schiffer" (1801). Der Baumſchlag iſt natürlich, die Lufttöne verſtändig angelegt; er wußte der einfachſten Landſchaft durch eine beſondere Beleuchtung, durch treffliche Wolkenpartien oder eine anſprechende Staffage einen eigenen Reiz zu verleihen. Zur Staffage wählte er neben der Idylle gern Scenen aus dem Landleben, Korn-, Heu- und Kartoffelernten.

Wenn ihm zu ſeinen Lebzeiten das überſchwengliche Lob ertheilt wurde, er ſei der erſte Landſchaftsmaler in Deutſchland, ſo iſt das Urtheil der Nachwelt freilich nüchterner, aber was in dem Werke: „Winckelmann und ſein Jahrhundert" über ihn geſchrieben iſt, kann man heute noch unterſchreiben. Die Stelle lautet: „Seine Geſchicklichkeit erſtreckt ſich vornehmlich auf Wahrheit in Ton und Colorit und auf charakteriſtiſche Darſtellung der Theile." Uebrigens iſt von ſeinen Bildern in Deutſchland nicht viel zu ſehen, da ſie, faſt aus dem Studio des Künſtlers, von polniſchen und ruſſiſchen Kunſtliebhabern angekauft und auf ihre Landſitze entführt wurden.

Im J. 1780 wurde er als Mitglied in die Akademie zu Dresden aufgenommen und ſpäter zum Profeſſor ernannt. In dieſer Eigenſchaft hat er viele Schüler gezogen.

Sein radirtes Werk iſt ſehr groß; er hinterließ über 300 Platten, darunter nur wenige in Folio, ſehr viele dagegen in Miniaturgröße. Er trug gewöhnlich eine vorbereitete Platte bei ſich und wenn er auf dem Wege einen intereſſanten Gegenſtand fand, übertrug er ihn gleich auf die Platte, um dieſe dann zu Hauſe zu ätzen. Er arbeitete mit breiter, kräftiger Nadel und ätzte die Arbeit gleich fertig, ohne jede Nachhülfe mit wiederholtem Aetzen oder mit der kalten Nadel. Außerdem pflegte er auf dieſe Art jedes von ihm gemalte Bild für ſich zur Erinnerung zu radiren. Neben dieſen Originalcompoſitionen griff er zuweilen zu Bildern oder Zeichnungen anderer Künſtler; ſo ätzte er bereits 1773 zwölf Blätter nach ſeinem Lehrer Dietrich, ein Thierſtück nach Potter, einen Wald nach Ruysdael. Letzteres Blatt iſt ſehr ſelten. Viele ſeiner Blätter erſchienen in Folgen, ſo oben genannte 12 Blätter nach Dietrich zuerſt mit deutſchem, dann franzöſiſchem Titel. Von weitern Folgen nennen wir: 12 Landſchaften, Gegenden aus Sachſen; 33 kleine Landſchaften mit dem Titel: „Studium juventutis." Dieſe gab Boëtius 1771 heraus. Nach ſeinen Bildern iſt von andern Künſtlern ſehr wenig geſtochen worden; Holzmann führte in Aquatinta den „Spielmann" und die „Windmühle" aus; Michel ſtach „das Dorf im Brande".

Der Künſtler hinterließ eine große Anzahl von Zeichnungen in Rothſtift, ſchwarzer Kreide und Sepia, dann Farbenſkizzen in Aquarell und Oel in allen Formaten. Dieſer Nachlaß wurde in Dresden verſteigert. Klengel war auch Ehrenmitglied der berliner Akademie.

Auguſt Alexander Klengel, des Vorigen Sohn, Klaviervirtuos und Componiſt, geboren in Dresden am 29. Jan. 1783, geſtorben daſelbſt 22. Nov. 1852. Seine muſikaliſche Ausbildung erhielt er durch Clementi, den er auch auf deſſen Reiſen begleitete. Im J. 1804 kamen beide nach Petersburg, wo ſich Klengel zu einem ausgezeichneten Klavierſpieler ausbildete und viel Beifall erntete. Er componirte Concerte, Variationen und gab ſein Hauptwerk: „Kanons und Fugen" heraus, das den Virtuoſen zugleich als verſtändigen Theoretiker verräth. Zurückgekehrt wurde er als Organiſt an der katholiſchen Kirche in Dresden angeſtellt. *(J. E. Wessely.)*

KLENZE (Leo von), berühmter Baumeiſter, geboren auf dem Beſitzthume ſeines Vaters am Fuße des Harzes im Hildesheimiſchen am 29. Febr. 1784, geſtorben zu München am 27. Jan. 1864. Eigentlich für die juridiſche Laufbahn beſtimmt, ſtudirte er zuerſt in Braunſchweig und begab ſich dann 1800 nach Berlin, wo Schinkel's ausgezeichnete architektoniſche Werke einen ſolchen Eindruck auf ihn machten, daß er, ſeinem innern Drange folgend, ohne Wiſſen ſeines Vaters die Bauakademie beſuchte. Nach dreijährigem eifrigem Studium bereiſte er, da der Vater ſich indeſſen mit ſeiner Berufswahl ausgeſöhnt hatte, Frankreich und England, doch fand er weder in Paris noch in England volle Befriedigung, die ihm erſt in Italien wurde, wo er die antiken Bauten wie die der Renaiſſance fleißig ſtudirte. Im J. 1808 trat er in die Dienſte des Königs Hieronymus in Kaſſel und zwar gleich als Hofarchitekt, zwei Jahre ſpäter wurde er Hofbaudirector. Als des „luſtigen" Königs Thron 1814 geſtürzt wurde, zog den freigewordenen Hofarchitekten Wien an, aber eine nähere Berührung mit dem Kronprinzen Ludwig von Baiern gab ſeinen weitern Beſtrebungen und Schritten eine neue Wendung, nicht zum Nachtheil für ihn wie für die Kunſt. Der Kronprinz ſchrieb nämlich 1815 eine Preisbewerbung für ein monumentales Gebäude aus, in dem ſeine geſammelten plaſtiſchen Kunſtwerke vereint werden ſollten, und Klenze, der ſich dabei betheiligte, erhielt den erſten Preis. So wurde denn 1816 der Grundſtein zur Glyptothek gelegt, deren Bau der Künſtler nach vier Jahren 1820 vollendete. Von nun an blieben der Kronprinz (ſpäter König) und der Künſtler unzertrennlich, beide haben der Iſarſtadt einen monumentalen Charakter aufgeprägt. Die Glyptothek iſt im griechiſchen Stile erbaut, wie es die Hauptwerke griechiſcher Bildnerei, z. B. die Aegineten, die darin

Digitized by Google

ihre zweite Heimat gefunden haben, von ſelbſt verlangten. Das vollendete Werk verkündete des Baumeiſters Namen und Ruhm in die weiteſten Kreiſe. Es war ein Glück für ihn, daß er in ſeiner kräftigſten Jugend Gelegenheit fand, ſeine großen Gedanken zu verkörpern, wie es nicht minder ein Glück für den Kronprinzen war, in Klenze einen ſo genialen Förderer ſeiner großen Ideen zu gewinnen. Die Glyptothek zeigt Ruhe, Einfachheit und Harmonie eines griechiſchen Tempels, der Bau beſteht aus vier Flügeln, die einen Hof einſchließen, er hat einen Säulenporticus und ein Giebelfeld, das Marmorfiguren ausfüllen. Die Stelle der Außenfenſter nehmen Niſchen ein mit Bildſäulen berühmter Architekten und Kunſtmäcenaten. In demſelben Jahre 1816 wurde Klenze zum Hofbaumeiſter, 1818 zum Oberbaurath und 1819 zum Referenten im Miniſterium für das Cultusbauweſen ernannt. Nun häuften ſich Bauten auf Bauten. Im J. 1819 baute er das Schloß für den Grafen Pappenheim, dann das Palais für den Herzog Eugen von Leuchtenberg, 1822 entſtand am Odeonsplatze der Bazar im venetianiſchen Stile, 1823—1825 wurde das abgebrannte Hoftheater, treu nach den Plänen ſeines Erbauers C. von Fiſcher, wiederhergeſtellt, 1824 baute er das Kriegsminiſterium im florentiniſchen Palaſtſtile und nebenbei das Anatomiſche Theater. Mit der Thronbeſteigung ſeines fürſtlichen Gönners (1825) ſteigerte ſich Klenze's Thätigkeit noch bedeutend höher, da König Ludwig nun freie Hand hatte und an die Realiſirung ſeiner langgenährten Entwürfe denken konnte. Möglich war freilich das Zuſtandekommen ſo vieler und großartiger Bauten, da der König ſeine Pläne in die Hand eines genialen Künſtlers legen konnte, der zugleich einen eiſernen Fleiß einzuſetzen gewohnt war. Am 7. April 1826 wurde der Grundſtein zur Pinakothek gelegt, nachdem Klenze bereits zwei Jahre vorher die Pläne entworfen hatte; in 10 Jahren ſtand der Bau vollendet da. Er iſt in römiſcher Renaiſſance ausgeführt und hat bei einer Länge von 520 Fuß eine Breite und Höhe von 92 Fuß; es iſt ein dreitheiliger Langbau mit vorgelegtem Stiegenhauſe. Der Mittelbau mit Oberlicht enthält Säle für große Bilder, die Nordſeite kleinere Cabinete mit Seitenlicht. Die Façade der Südſeite, eine Galerie mit hohen Rundbogenfenſtern, gewährt einen beſonders überraſchenden reichen Anblick. Auf Conſolen ſind hier Statuen hervorragender Künſtler aufgeſtellt, die ſich um die neuere Kunſt der letzten drei Jahrhunderte verdient gemacht haben. Dieſe ſind von L. Schwanthaler entworfen. Neben dieſem großartigen Bau ging noch ein zweiter, der der neuen Reſidenz. Dieſer Königsbau, der 1835 vollendet wurde, iſt im florentiniſchen Palaſtſtile entworfen und erinnert etwas an den Palaſt Pitti, wenn er auch keine offene Galerie wie dieſer beſitzt. Beſonders reich, im verſchwenderiſchen Renaiſſanceſtile iſt der Saalbau, der ſich an das Reſidenzſchloß anſchließt, durchgeführt. Wenn ſchon das Aeußere mit ſeiner doppelten Arkadenreihe, dem Kuppelgewölbe im herrlichſten Arabeskenſchmuck, den acht Statuen von Schwanthaler einen impoſanten Anblick gewährt, ſo ſteht damit auch das Innere in vollſter Harmonie. Vorzüglich verſchwenderiſch ausgeſtattet iſt der Ball- und Thronſaal, erſterer in feſtlicher Heiterkeit, letzterer in feierlichem Ernſte. Außer den genannten Bauwerken wurden noch zwei hervorragende im J. 1826 begonnen, ſodaß es zu bewundern iſt, wie der Gedanke und die Thätigkeit *eines* Mannes ſo Großes und Verſchiedenes zugleich zu leiten im Stande war.

Der dritte Bau galt der Allerheiligenkirche, die 1837 ihre Vollendung erlebte. Dieſem Bauwerke hat Klenze den romaniſchen Rundbogenſtil, wie ihn Italien im 11. und 12. Jahrh. aufweiſt, zu Grunde gelegt. Die Kirche hat drei Schiffe mit halbrunden Abſiden und zwei kleine Kuppeln, ſchöne Arkadenſäulen, welche die Emporen tragen; Prachtgemälde auf Goldgrund zieren die Wände. Wenn das Aeußere keinen befriedigenden Eindruck gewährt, ſo mag die Haupturſache vorzüglich darin liegen, daß das Auge des Nordländers an die Baſilikenform nicht gewöhnt iſt. Das vierte Bauwerk endlich iſt das königliche Odeon mit einem großen Saale für muſikaliſche Productionen. Er wurde bereits in zwei Jahren vollendet; im länglichen Viereck angelegt, hat er zweckentſprechend an einer der Schmalſeiten einen Halbkreis, der mit Büſten hervorragender Tondichter verziert iſt; auch die Decke iſt reich mit Vergoldung und Frescogemälden verziert, an denen Kaulbach und andere gearbeitet haben. Um den Saal zieht ſich eine Galerie hin, welche von doriſchen Säulen getragen wird. Neben dieſen öffentlichen Gebäuden iſt endlich noch ein Privatbau zu nennen, der von Klenze im J. 1830 vollendet wurde. Es iſt der Palaſt des Herzogs Maximilian von Baiern, der zu den prachtvollſten Privatbauten Münchens zählt und natürlich Anregung gab, daß auch ſonſt reiche Privatleute, wenn ſie bauten, dem freieren Kunſtgeſchmacke Rechnung trugen. Welchen verſchiedenen Aufträgen der Künſtler genügen mußte, erſehen wir aus dem Umſtande, daß er auch für die Conſtitutionsſäule, die Graf Schönborn 1831 in Gaibach errichten ließ, ſowie für den ehernen Obelisk, der 1833 zum Andenken der im ruſſiſchen Feldzuge 1813 gefallenen Baiern errichtet wurde, die Entwürfe lieferte. Im folgenden Jahre befand ſich Klenze auf Reiſen und zwar in Griechenland, das ſoeben ſeine Freiheit errungen hatte und ein Königreich bildete. Bekanntlich wurde der zweite Prinz des bairiſchen Königs auf den griechiſchen Thron berufen. Mit bairiſchen Truppen und Beamten zogen auch Künſtler nach Athen. Klenze erhielt den beſondern Auftrag, Pläne für das neue Reſidenzſchloß wie für die Anlage Neu-Athens anzufertigen. Natürlich mußte er darauf bedacht ſein, alles Alte vor der Zerſtörung zu bewahren. Weil frühere Pläne, die Schinkel entworfen hatte, dieſen letzten Umſtand nicht berückſichtigten und darum auf unüberwindliche Terrainſchwierigkeiten ſtießen, mußte Klenze neue Pläne ſowol für den Königspalaſt wie für das Nationalmuſeum entwerfen. Klenze benutzte ſeinen Aufenthalt auf dem claſſiſchen Boden noch für mannichfache Studien, die er in einem beſondern Werke veröffentlichte. Auch mit der Reſtauration der Akropolis hat er ſich beſchäftigt und werthvolle Pläne zu dieſem Zwecke gemacht. Noch vor

Digitized by Google

dieſer Reiſe wurde ein Monumentalbau unternommen, der eine jahrelang gehegte Idee des Königs verwirklichte. Im J. 1830 wurde der Bau der Walhalla begonnen und in 10 Jahren vollendet. Der König wählte eine Höhe bei Donauſtauf in der Nähe von Regensburg zum Standort des ſchönen Marmortempels, deſſen glänzendes Weiß ſchon aus weiter Ferne ſichtbar wird. Der Tempel ſtellt einen mächtigen, auf allen vier Seiten von Säulen umrahmten Bau vor, mit Gruppen im Giebelfelde von Schwanthaler; eine große Freitreppe, die ſich theilt, um ſich oben wieder zu vereinigen, führt zur Höhe empor. Das geräumige Innere beſitzt Mauern von farbigem Marmor und an den Wänden ruhen auf Tragſteinen die Büſten berühmter Deutſchen aller Zeiten. Das Andenken großer Deutſchen zu ehren und im Volke lebendig zu erhalten, war ja der Zweck des Baues. Daß der Baukünſtler dazu die altgriechiſche Bauweiſe als die idealſte verwendete, wird niemand ſchief auffaſſen, da es ſich ja hier auch um einen idealen Zweck handelte, auf welchem Gebiete gerade die Griechen uns die herrlichſten Vorbilder geſchaffen haben. Der König weihte das vollendete Denkmal am 18. Oct. 1842 ein. In demſelben Jahre begann der Bau der Befreiungshalle auf dem Michelsberge bei Kehlheim, deren Zweck darin beſtand, die Erinnerung an die Befreiung des vereinten Deutſchlands von den Feſſeln Napoleon's zu bewahren. Den erſten Entwurf zu dem Gebäude hatte Director F. von Gärtner gemacht, auch den Bau bis zu ſeinem Tode 1847 geführt, worauf Klenze denſelben fortſetzte und vollendete, nicht ohne den ganzen urſprünglichen Plan vollſtändig zu ändern. Der Bau ſtellt eine koloſſale Rotunde in altgriechiſchem Stile dar; auf 18 Strebepfeilern ſtehen ebenſo viele Standbilder, germaniſche Jungfrauen vorſtellend, welche die deutſchen Stämme verſinnbildlichen. Das Innere, durch eine Laterne der Kuppel von oben beleuchtet, gewährt einen feenhaften Anblick, wozu der verſchiedenfarbige Marmor der Wände, die 34 Victorien aus carrariſchem Marmor, welche auf Marmorſockeln rings um die Halle ſtehen, weſentlich beitragen. Die feierliche Eröffnung geſchah im Beiſein des Königs am 18. Oct. 1863.

Wir müſſen noch in der Biographie des Künſtlers zurückgreifen, um zu ſehen, wie ſein Ruf auch in weiteſter Ferne begründet war. Im J. 1839 nämlich wurde er vom Kaiſer Nikolaus nach St.-Petersburg berufen, um auch hier Denkmale ſeiner Kunſt zu hinterlaſſen. Nachdem er zuerſt die innere Anordnung und Ausſchmückung der Iſaakskirche geleitet hatte, wurde ihm der Prachtbau eines kaiſerlichen Palaſtes übertragen, der neuen Eremitage, darin die vielen Kunſtſchätze der kaiſerlichen Familie ihre Aufſtellung finden ſollten. Der Bau wurde in zehn Jahren 1840—1850 vollendet. Die Loggien dieſes Palaſtes zieren 86 Bilder, für welche Klenze das Programm entwarf, denn das tritt bei allen ſeinen Bauten hervor, daß er das Architektoniſche mit dem Statuariſchen wie mit der Malerei in den herrlichſten Einklang zu bringen verſtand.

Als ein Seitenſtück zur Befreiungshalle, die dem Ruhme Deutſchlands geweiht war, ſollte eine zweite Halle geſtiftet werden, die dem engeren Vaterlande, Baiern, galt und den Zweck hatte, die Büſten berühmter Baiern wie in einem Tempel des Ruhmes aufzunehmen. Den Grundſtein zu dieſer bairiſchen Ruhmeshalle legte der König am 12. Oct. 1843. Wie ſo viele Bauten Klenze's währte auch dieſer zehn Jahre. Ueber einen Unterbau erhebt ſich eine offene Halle, die von 48 doriſchen Säulen getragen wird und vorſpringende Flügel hat. Die Verkleidung der Halle iſt von weißem Marmor, an Metopen und Wänden ziehen ſich Reliefverzierungen hin. In der Mitte des Kreiſes, deſſen Durchmeſſer die Enden der Flügel tangirt, erhebt ſich Schwanthaler's Koloſſalſtatue der Bavaria.

Schließlich hat noch ein monumentales Bauwerk Münchens unſern Künſtler zum Urheber, es ſind die Propyläen, die die Glyptothek und das Kunſtausſtellungsgebäude verbinden und einen Platz — den Königsplatz — bilden, wie ihn wenige Städte aufzuweiſen haben. Die Propyläen, wol das künſtleriſch vollendetſte Stadtthor, das je erbaut wurde, ſind nach dem Wunſche des Königs den Propyläen in Athen, wenn auch nicht nachgebildet — da hier ganz andere Raumverhältniſſe vorlagen, die eine treue Copie unmöglich machten — doch nachempfunden. Es ſind zwei nach Oſten ſich verjüngende maſſige Thürme, die eine dreifache Durchfahrt einſchließen. Auch hier wieder geſellten ſich die Schweſterkünſte, Plaſtik und Malerei hinzu, um die Architektur in Erreichung eines ebenſo großartigen als reizenden Eindruckes zu unterſtützen. Die Reliefs verherrlichen Griechenlands Befreiung und Verbindung mit Baiern unter König Otto I.

Man hat dem Künſtler vorgeworfen, daß er als Architekt zu wenig originell ſchaffe, da er ſeine Compoſitionen meiſt auf concrete Baulichkeiten Griechenlands oder Italiens ſtütze. Dagegen müſſen wir einerſeits geltend machen, daß Klenze zumeiſt durch den Willen ſeines Königs in der Wahl des Stils beeinflußt wurde, und andererſeits erfahren wir aus ſeinen Schriften, in welchen er ſein artiſtiſches Glaubensbekenntniß niederlegte, daß er die in Griechenland zur höchſten Vollendung gebrachte Bauart für die vollkommenſte hielt, zu der ſich die ſpäter entwickelten nur wie Nachklänge verhalten. Es iſt darum nicht zu verwundern, wenn er dem, was er theoretiſch für das Beſte hält, auch in der Praxis treu bleibt, es in ſeinen Geiſt ganz aufnimmt, es zu ſeinem Eigenthume macht und nach ſeiner beſten Ueberzeugung mit dem gewonnenen Schatze wuchert.

Daß Klenze's Bauwerke impoſant ſind und einen großen Eindruck ſelbſt auf das Laienauge hervorbringen, wird niemand leugnen können. Es iſt — neben dem Könige — zumeiſt ſein Verdienſt, daß München unter ſeiner Hand eine neue, feierliche Geſtalt gewann. Man braucht nur die neue Ludwigsſtraße zu durchwandern, die meiſt durch Klenze das geworden iſt, was ſie iſt.

Klenze hat ſich auch in der Malerei verſucht und viele griechiſche und italieniſche Landſchaften und Architekturen in Aquarell und Oelfarben ausgeführt. Wenn er die Sache auch nur als Dilettant betrieb, ſo blieben

Digitized by Google

dieſe Arbeiten, die nur zur Erholung in den wenigen Stunden der Muße gepflegt wurden, nicht ohne künſtleriſchen Charakter, da er ſtreng die Naturwahrheit und — wie in ſeinen Bauten — eine harmoniſche Geſammtwirkung zu erreichen ſich beſtrebte. Solche Bilder ſtellten dar: Porto Venere, Palermo, den berühmten Jupitertempel zu Agrigent, eine Anſicht von Maſſa di Carrara mit reicher Vegetation. Eine Anſicht bei Amalfi beſaß König Ludwig. Ferner ſind noch zu nennen: Athen unter Kaiſer Hadrian, alſo eine Reconſtruction der Stadt mit zu Grunde gelegtem Plane der beſtehenden Ruinen. Letzteres Bild wurde in die neue Pinakothek aufgenommen.

Wir haben bereits angedeutet, daß Klenze auch als Schriftſteller thätig war. Bereits 1805 gab er in Braunſchweig einen Entwurf zum Denkmal Martin Luther's heraus; 1814 erſchien ſein Werk: „Projet de Monument à la Pacification de l'Europe“, in welchem er für ein Denkmal plaidirte, das den drei Monarchen der heiligen Allianz gewidmet ſein ſollte. In dieſer Schrift liegt ſeine ganze Kunſtthätigkeit wie der Baum im Keime verborgen. Dieſe Schrift ſcheint die nächſte Veranlaſſung geweſen zu ſein, daß der Kronprinz auf ihn aufmerkſam wurde. Von weitern kunſtwiſſenſchaftlichen Arbeiten erwähnen wir 1821: Ueber das Hinwegführen plaſtiſcher Kunſtwerke aus Griechenland; 1822: Verſuch einer Wiederherſtellung des toscaniſchen Tempels; Abbildungen der ſchönſten Ueberbleibſel griechiſcher Ornamente der Glyptik, Plaſtik und Malerei, Der Tempel des olympiſchen Zeus in Agrigent, Anweiſung zur Architektur des chriſtlichen Cultus; 1830: Sammlung architektoniſcher Entwürfe; 1838: Aphoriſtiſche Bemerkungen, geſammelt auf einer Reiſe nach Griechenland u. a. m.

Daß bei einer ſo reichen und glänzenden Thätigkeit es dem Meiſter nicht an Ehren und Würden fehlen konnte, iſt leicht einzuſehen. Sein Leben war ungetrübt durch widrige Schickſale, wie ſie oft den Beſten heimſuchen und ſelbſt das größte Genie niederzuwerfen im Stande ſind; als Künſtler insbeſondere hatte er das hohe Glück, ſeine Ideen auch verwirklichen zu können. Bereits 1822 erhielt er von ſeinem Könige den Verdienſtorden der bairiſchen Krone, wie er auch von demſelben in den Adelſtand erhoben wurde; 19 Orden verſchiedener Länder ſchmückten ſeine Bruſt.

Einige Tage vor ſeinem Tode machte er das offene Bekenntniß: „Am Rande des Grabes kann ich auf meine ganze Laufbahn als Architekt mit Freude zurückſchauen. Wie mir die Einhaltung der Bautermine und Koſten ſtreng zu beobachten ſtets Pflicht war, wie ich in allen meinen Werken auf ſchöne und genaue Durchführung in einem guten, wetterbeſtändigen Material mit Eifer bedacht war, ſo darf ich mich auch rühmen, der künſtleriſchen Ueberzeugung von der Allgemeingültigkeit des von mir gewählten Bauſtils ſtets treu geblieben zu ſein. Ich bin zufrieden mit dem Wege, den ich eingeſchlagen und wünſche denen, die ich auf andern Wegen ſehe, an ihrem Lebensende gleiche Befriedigung.“*) *(J. E. Weſſely.)*

*) Vgl. Regnet, Münchener Künſtlerbilder.

KLEOBIS und BITON. Literaturnachweiſe bei Dütſchke „Kleobis und Biton. Sarkophagrelief der Marciana zu Venedig“ in den Archäologiſch-epigraphiſchen Mittheilungen aus Oeſterreich VII, S. 153—157. Vgl. auch Wojewodzki „Kritik und Mythologie des Homeriſchen Epos“ (in ruſſiſcher Sprache), Odeſſa 1880, S. 84 fg. (angezeigt von Lugebil in den Jahrbüchern für Philologie 1883).

Den erſten Bericht über die an dieſe Namen geknüpfte Legende bringt Herodot (I, 31). Die beiden Brüder, Söhne einer nicht namhaft gemachten argiviſchen Heraprieſterin, gelten dem Solon als die glücklichſten Sterblichen nächſt Tellos, dem Athener. „Sie hatten hinreichendes Vermögen“ — berichtet Herodot — „und waren Athleten (*ἀεθλοφόροι*) von großer Körperſtärke. Auch erzählte man ſich Folgendes von ihnen (*καὶ δὴ καὶ λέγεται ὅδε ὁ λόγος*). Bei einem Herafeſte mußte ihre Mutter, heiligem Brauche gemäß, auf einem Wagen in den Tempel fahren, die Kühe kehrten aber nicht zur rechten Zeit vom Acker zurück. Da ſpannten ſich die Jünglinge ſelbſt ins Joch und zogen den Wagen nach dem 45 Stadien entfernten Heiligthume (*ὑποδύντες αὐτοὶ ὑπὸ τὴν ζεύγλην εἷλκον τὴν ἅμαξαν . . .*).[1]) Sie gelangten vor Augen der ganzen Feſtverſammlung an ihrem Ziele an, und hatten dann das beſte Lebensende, indem die Gottheit wiederum zeigte, daß es für den Menſchen wünſchenswerther ſei, zu ſterben als zu leben. Die umſtehenden Argeier nämlich prieſen die Jünglinge glücklich ob ihrer Körperkraft, die Argeierinnen aber die Mutter wegen ſolcher Söhne. Und in ihrer Freude flehte dieſe zur Göttin, ſie möge Kleobis und Biton, ihren Söhnen, die ſie ſo hoch geehrt hätten, gewähren, was dem Menſchen am beſten ſei. Dieſe opferten, ſchmauſten, legten ſich zur Nachtzeit im Heiligthume ſchlafen und erwachten nicht wieder. Die Argeier aber ſtellten ihnen als den trefflichſten Männern in Delphi Bildſäulen auf.

Wegen ihres ethiſchen Grundgedankens, daß der Tod wünſchenswerther ſei als das Leben, war die Erzählung im Alterthume ein vielgebrauchter Gemeinplatz. Die wichtigſten Stellen ſind geſammelt von Dütſchke a. a. O. S. 157. Doch können ſie nicht alle als ſelbſtändige Zeug-

1) „Der Ausdruck“, ſagt Dütſchke S. 156[20] (im Gegenſatze zu Bähr), „iſt ſelbſtverſtändlich nur poetiſch(?) für Vorſpannen und Ziehen zu nehmen. Oder glaubt man wirklich, daß ein Menſch einen Wagen leichter zieht, wenn er ſeinen Kopf durch ein Joch ſteckt, als wenn er an die Deichſel greift? Wie wenig man . . . an ein wirkliches Joch dachte, das zeigt die Geſchichte bei *Polyb.* XXIII, 18, 6, als man . . . Attalos und Eumenes, weil ſie ihre Mutter Apollonis . . . durch die Heiligthümer von Kyzikos geleiteten, mit Kleobis und Biton verglich. Und doch fand ſich gerade in Kyzikos jene Darſtellung der Begebenheit.“ Und bei der Erwähnung eben dieſes Bildwerkes in der Anthologie III, 18 (von Dütſchke nicht angeführt) heißt es: *αὐτοὶ ὑποσχόντες τοὺς αὐχένας τῷ ζυγῷ . . . ἱερουργῆσαι ἐποίησαν.* Der Verfaſſer dieſer Bemerkungen hatte die Bildwerke vor ſich und muß doch wol etwas Derartiges geſehen haben. Die in der Archäologiſchen Zeitung XXVII, Taf. 23, 9 abgebildete Münze und Paſte iſt hierin völlig undeutlich; doch ſcheint auf der Paſte der eine Jüngling, den rechten Arm hebend, den Wagen mit angedrängter Bruſt in Bewegung zu ſetzen. In ganz ähnlichen Ausdrücken ſpricht Moſchos VIII, 3 (angeregt durch ein Kunſtwerk?) vom pflügenden Eros.

Digitized by Google

niſſe gelten; ſo haben z. B. Cicero, Plutarch, Sextus Empiricus und der Verfaſſer des pſeudoplatoniſchen Axiochos aus einer gemeinſchaftlichen Mittelquelle geſchöpft: Krantor nach der gewöhnlichen Anſicht (Wyttenbach, animadv. in *Plut.* I, 730), nach Corſſen (Rhein. Muſ. XXXVI, 512. 514. 523) vielmehr Poſidonios. Hinzuzufügen iſt Plutarch fr. XXII, 7 p. 42 Dübn. (*Stob.* floril. CXX, 23) und das kyzikeniſche Epigramm Anth. pal. III, 18. Die Popularität der Legende bezeugt ausdrücklich Plutarch (Consol. ad Apollon. 14), der ſie einleitet mit den Worten: *μνησθήσομαι τῶν ὄντων ἐμφανεστάτων καὶ πᾶσι διὰ στόματος.*[2])

Während ſich die ſpätern Berichte in den Hauptpunkten meiſt mit Herodot's Darſtellung decken, findet ſich doch auch eine Anzahl von Ergänzungen und Differenzen, die es ſich lohnt, eingehender zu betrachten.

Herodot benennt die Prieſterin nicht; ſie heißt ſpäter meiſt Kydippe (*Plut.* fr. XXII, 7 = *Stob.* Flor. CXX, 23; Anthol. Pal. III, 19 [*Hygin*] CCLIV p. 140 Schm.). Ueber die Gewähr des Namens wird man nicht mehr entſcheiden können; möglich, daß er fingirt oder auf gut Glück den *Ἱέρειαι* des Hellanikos entlehnt iſt.[3]) Anſtatt der für die Heraprieſterin wol aus ſacralen Rückſichten erforderlichen Kühe[4]) ſind bei Plutarch a. a. O., der gewöhnlichen Sitte gemäß, Maulthiere geſetzt; eine beſondere Veranlaſſung wird man hier nicht ſuchen dürfen, wie es Dütſchke thut.[5]) Auffälliger iſt die Variante des Servius zu *Verg.* Georg. III, 531 (= Mythogr. Vat. I, 29, II, 66), der zufolge die Kühe wegen einer Peſt ausblieben. Aber auch ſie iſt ohne jede Bedeutung; denn ſie iſt ohne Zweifel veranlaßt durch die von den alten Interpreten beliebte, aber gänzlich unmotivirte Beziehung der angeführten Virgilſtelle auf das Brüderpaar.[6]) Wenn endlich bei Cicero (Tuscul. I, 47) die Jünglinge, ehe ſie ſich zur That anſchicken, das Gewaud ablegen und ſich mit Oel ſalben, „gerade als handelte es ſich um einen Ringkampf", ſo iſt das, wie Dütſchke S. 155 mit Recht hervorhebt, nur eine weitere Ausführung einer Andeutung Herodot's, der ſie Athleten nennt.

In einer viel tiefer greifenden Umgeſtaltung liegt die Legende vor bei Pſeudo-Hygin a. a. O. Hier iſt die Prieſterin ſelbſt der Todesſtrafe verfallen, wofern ſie nicht rechtzeitig zur Stelle iſt. Ferner wird ſie, nachdem ſie das Opfer verrichtet und ihr Gebet geſprochen hat, von ihren Söhnen wieder nach Hauſe gefahren; dieſe ſchlafen erſt dort vor Ermattung ein, um nicht wieder zu erwachen. Daraus ſchließt Kydippe, daß für den Menſchen nichts beſſer ſei, als zu ſterben, und endet ihr Leben freiwillig. Der tragiſche Schluß iſt etwas durchaus Neues und auch ſonſt ſind die Motive verſchärft und geſteigert; wir werden kaum fehlgehen, wenn wir die Entſtehung dieſer Faſſung in helleniſtiſche Zeit verlegen. Doch findet ſich in dem durch und durch künſtlichen Machwerke nichts, was aus einer neben Herodot hergehenden Volkstradition geſchöpft ſein müßte (woran Dütſchke S. 157 zu denken ſcheint); und man kann ſomit behaupten, daß alle erhaltenen Faſſungen direct oder indirect auf Herodot zurückgehen.

Eine weitere Quelle der Tradition, die bildende Kunſt, fließt für unſere Legende nur ſehr ſpärlich. Herodot berichtet allerdings von zwei Statuen der Brüder, welche die Argeier in Delphi geweiht hätten; aber man hat neuerdings die Zuverläſſigkeit dieſer Angaben bezweifelt und ſie abgeleitet aus einer falſchen Auffaſſung der Statuen des Trophonios und Agamedes, der auch ſonſt mit dem Brüderpaare verglichenen Gründer des delphiſchen Tempels (vgl. Stein z. St.). Eine Statue des Biton — „ein Mann, der einen Stier anf den Schultern trägt" — befand ſich nach Pauſanias (II, 19, 5) im Tempel des Apollo Lykios zu Argos. Biton habe nämlich, wie Lykeas berichte[7]), als einſt die Argeier dem nemeiſchen Zeus ein Opfer ſandten, den Stier von Argos nach Nemea getragen. Doch wiſſen wir nicht, ob dieſer Biton als Bruder des Kleobis betrachtet wurde, wenn es auch immerhin wahrſcheinlich iſt; außerdem liegt der Verdacht nahe, daß Lykeas, aus dem doch wol die ganze Notiz herſtammt, eine Darſtellung des ſtiertragenden Herakles[8]) oder ein altes Culturbild des Hermes oder Apollo *νόμιος*[9]) falſch gedeutet habe. Darſtellungen der That ſelbſt (wol in Relief) gab es in Argos und Kyzikos. In Argos ſah man neben dem Marmorbilde des Zeus Meilichios nach Pauſanias (II, 20, 3) „Kleobis und Biton in Stein gearbeitet, wie ſie ſelbſt den Wagen zogen und ihre Mutter zum Heraion fuhren"; eine Notiz des Pollux verräth uns, daß ſie dabei das (angeblich *τηβεννίς* genannte) argiviſche Staatskleid trugen.[10]) Das kyzikeniſche Relief befand ſich im Tempel der Apollonis, deren Söhne, Attalos II und Eumenes II, wegen ihrer Pietät mit Kleobis und Biton verglichen wurden (*Polyb.* XXIII, 18, 6, *Plut.* De frat. am. 5). Hier war nach dem Epigramm Anth. Pal. III, 18 derſelbe Moment

2) Von der Unechtheit der consol. ad Apollon. iſt der Unterzeichnete nicht überzeugt. 3) Vgl. Valeſius zu Polyb. ed. Ernesti III, p. 161. 4) Roſcher „Hera" (Studien II), (S. 90. 5) A. a. O. S. 155, Anm. 17. 6) Gänzlich werthlos ſind auch die Bemerkungen der schol. Bernens. zu Virgil Georg. III, 531, in denen die Brüder gar zu Heraprieſtern gemacht werden. Vgl. Dütſchke S. 158, Anm. 28, der übrigens Meineke's unten zu erledigende Vermuthungen hier hätte aus dem Spiele laſſen ſollen.

7) Ὡς δὲ *Λυκέας ἐποίησεν.* Lykeas, auf den ſich Pauſanias öfter beruft, ſchrieb *ἐν ἔπεσιν*: vgl. I, 13, 7; Müller FHG IV, 441. 8) Als ſtiertragender Herakles (Theſeus) iſt auch jene Terracotte zu erklären, in der Göttling den Biton erkennen wollte: Archäolog. Zeitung IX, 291. 9) Die letztere Annahme wird durch den Standort der Bildſäule empfohlen. Vgl. K. Friederich's „Apollon mit dem Lamm", LI. Programm zum Winckelmannsfeſt (Berlin 1861). 10) *Pollux* VII, 61: *τὴν δὲ ὀνομαζομένην τήβενναν τὰς μὲν τῶν περὶ Βίτωνα καὶ Κλέοβιν εἰκόνας ἐν Ἄργει φορεῖν φασί, τηβεννίδα δ' αὐτὴν καλεῖν ἀξιοῦσιν.* Vgl. Meineke, Archäolog. Zeitung IX (1857) S. 216. Neuerdings hat wieder Bücheler im „Rheiniſchen Muſeum" XXXIX (1884) S. 421 fg. den italiſchen Urſprung des Wortes vertreten. Der argiviſche Cult des Temenos, des angeblichen *εὑρέτης* jener Gewandung, bietet eine hinreichende Erklärung dafür, weshalb der Name gerade argiviſch ſein ſoll.

Digitized by Google

dargeſtellt (V. 3 κόπος … οὗτος mit Beziehung auf das Bildwerk); der Scholiaſt läßt die Brüder, wie oben (S. 60[1]) bemerkt, den Nacken unter das Joch beugen.

Wenig bedeutend ſind die erhaltenen Darſtellungen. Die beiden Brüder, den Wagen ziehend, erblicken wir auf einer Glaspaſte des Berliner Muſeums und einer Münze von Argos (Archäol. Zeitung XXVII, 23, 9). Ferner haben ältere Gelehrte (*Montfaucon*, Ant. expl. I, 24) und neuerdings Dütſchke a. a. O. (vgl. Ant. Bildwerke in Oberitalien V, 292), ein Relief der Marciana zu Venedig auf unſere Legende bezogen. Doch erheben ſich, auch nach Dütſchke's eingehender Behandlung, bei einer vorurtheilsloſen Interpretation immer neue Zweifel und Bedenken.[11]) Jedesfalls wäre die Handlung ſehr unklar aufgefaßt und durchgeführt und das hohe Lob, welches Dütſchke S. 163 dem Künſtler ertheilt, müßte erheblich eingeſchränkt werden. Die S. 157 vorgetragene Annahme, daß recht gut auch noch andere, vielleicht nur literariſch fixirte Wendungen der Sage beſtanden haben könnten, ändert daran nichts und iſt in ſich wenig wahrſcheinlich. Ueber Herkunft und Original des Reliefs wagt Dütſchke keine Vermuthung. Nur ſo viel ſcheint ſicher, daß es mit dem kyzikeniſchen Bildwerke, auf dem die Brüder ziehend dargeſtellt waren, nicht zuſammenhängt.

Wenn die argiviſche Gemeinde die That der Brüder auf ihren Münzen darſtellen ließ, ſo wird dadurch nicht nur die hohe Popularität der Legende beſtätigt, ſondern auch die Vermuthung nahe gelegt, daß die Brüder damals von Staats wegen Heroenehren genoſſen. Das hat auch bereits Meineke (Archäol. Zeitung IX [1857] S. 287) geſchloſſen aus der Suidasgloſſe *Κλεόβιος· ὄνομα ἱερέως τῶν εἰδώλων*. Die „Eidole" ſollen Bilder der beiden Brüder ſein; der Name des Heros (*Κλέοβις = Κλεόβιος*) ſei auf den Prieſter übergegangen. Mit dieſem ſchon etwas bedenklichen Zeugniſſe möge die Zuſammenſtellung des überlieferten Materials beſchloſſen werden. Wir haben nun noch zu fragen nach der Bedeutung und Entſtehung der Legende.

Die ethiſche Pointe, daß der jung ſtirbt, den die Götter lieben, finden wir in der ſpätern, wahrſcheinlich von Pindar geſchaffenen Faſſung des Trophonios-Agamedes-Mythos wieder (fr. 26 p. 570 Bckh.). Von dort wurde ſie auf Pindar ſelbſt (Schmidt, Pindar S. 26 fg.) übertragen, ſchließlich auch auf Plutarch, wol gleichfalls im Anſchluß an ſeine eigenen Berichte (*Artemid.* IV, 72; Volkmann, Plutarch's Leben und Schriften S. 92). Das Motiv erſcheint als wandernde Anekdote; und nicht leicht erwehrt man ſich des Zweifels, ob Kleobis und Biton ſeine erſten und wirklichen Träger geweſen ſind. Bei Duncker freilich (Geſch. des Alterthums VI[5], S. 404) gilt die Erzählung nicht nur für eine beglaubigte Thatſache, ſondern es wird auch ohne weiteres angenommen, daß ſie im 6. Jahrh. paſſirt iſt; doch hat hier bereits Nieſe (Göttinger gel. Anz. 1884, 2, S. 50) ſein Fragezeichen an den Rand geſetzt. Für unhiſtoriſch hält die Legende auch Wojewodzki a. a. O.; allein er erkennt in ihr einen alten Mythos wieder, durch den wir einen Einblick gewinnen in die prähiſtoriſchen Zuſtände der Hellenen. Der Tod des Kleobiton — beide Namen ſollen urſprünglich eine Perſon bezeichnen — wird als Opfer gefaßt und aus dem Namen *Κυδίππη* und der That der Jünglinge geſchloſſen, daß der Sinn des Mythos einſt dahin ging, die Ablöſung des Menſchenopfers durch — Pferdeopfer darzuſtellen. Die bei dieſer „Mythenkritik" angewandten wiſſenſchaftlichen Taſchenſpielerkünſte werden auf unſer Publikum aber doch wol ihre Wirkung verfehlen.[12]) In ganz entgegengeſetztem

11) Gleich die beiden Rinder neben den Brüdern ſind ein ἀπόρημα der ſchlimmſten Art. Was Dütſchke S. 162 zu ſeiner Löſung beibringt, will doch wenig beſagen. Die „zwerghafte Kleinheit" der Rinder habe nicht ausgereicht, das Gefährte zum Heiligthum zu ziehen; darum mußten die beiden „Knaben" mit an die Deichſel greifen. Wer ſoll aber die allbekannte Sage in ſo zweckloſer Weiſe abgeſchwächt und verunſtaltet haben? und was kann man überhaupt aus der „zwerghaften Kleinheit"(?) der Rinder ſchließen, da ſich ja die gleiche Beobachtung an Hunderten von Bildwerken machen läßt, ohne doch etwas anderes zu beweiſen, als daß die antiken Künſtler das Nebenſächliche auch auf Koſten der Naturwahrheit zurücktreten ließen. Auch fällt es ſchwer zu glauben, daß die beiden „Knaben" (ſo Dütſchke mit Recht), die in der Gruppe rechts geradezu in Puttengeſtalt erſcheinen, die Herodotiſchen ἀεθλοφόροι vorſtellen ſollen. Ganz beſondere Schwierigkeiten machen endlich die beiden weiblichen Figuren in der Mitte des Bildes. Völlig ſingulär iſt der Geſtus der Matrone mit den gehobenen Fackeln, wenn man ſie mit Dütſchke S. 165 als betend auffaßt. Die Wagenlenkerin ſoll Selene ſein (vgl. G. Krüger, Archäolog. Zeitung XXI). Die Knaben, die dem Geſpann in die Zügel fallen, ſind die Brüder auf ihrem „Uebergange zu einem ſeligeren Daſein". Das wird S. 166 ausgeſprochen, als ob es etwas ganz Selbſtverſtändliches wäre; und doch wird ſich ſchwerlich auch nur eine Analogie beibringen laſſen für eine ſolche Selene ψυχοπομπός (S. 167) und derartige Functionen der Abgeſchiedenen.

12) Auf die Behandlung der Kleobis-Biton-Legende durch Wojewodzki iſt der Unterzeichnete durch Lugebil's Anzeige (a. a. O.) aufmerkſam gemacht; eine Uebertragung der wichtigſten Stellen verdankt er Th. Zielinski in Petersburg, und dieſe mag hier, zumal das Buch in Deutſchland ſchwer zugänglich ſein wird, wenigſtens anhangsweiſe und in theilweiſe verkürzter Form mitgetheilt werden. S. 84 fg. handelt Wojewodzki über Pferdeopfer bei den Griechen im Gegenſatze zu Stengel; nach ihm iſt in Hellas das Menſchenopfer vom Pferdeopfer abgelöſt. Er zieht dafür einen von Weber (Ind. Stud. X, 119) behandelten indiſchen Opferbrauch an: ein Pferd wird mit einem rothen Tuche erſtickt, dann legt ſich die Frau des Opfernden zu ihm und über beide wird unter obſcönen Reden ein Mantel gebreitet. Aehnlich ſei der Kleobis-Biton-„Mythos" zu faſſen, der von Herodot freilich als Hiſtorie, mit Auslaſſung alles Mythiſchen, wiedergegeben werde. „Wir müſſen annehmen, daß in der älteren Geſtalt des Mythos dieſer wunderbare Schlaf der Jünglinge im Heratempel … nicht ganz natürlich war. Wahrſcheinlich wurden ſie unter der Decke erſtickt, ganz ebenſo wie die Indier den zu opfernden Menſchen und das Opferpferd erſtickten… In genauerer Betrachtung überzeugen wir uns zunächſt, daß… die urſprüngliche Tendenz des Mythus dahin ging, die Identität des in ſpäterer Zeit geopferten Thieres … mit dem Menſchen zu erweiſen. Wie in der indiſchen Opferhandlung der Menſch mit dem Pferde identificirt wurde, ſo hier mit dem Stiere. Aber im griechiſchen Mythos iſt die Rede nicht von einem, ſondern von zwei Menſchen" — und da nach W. Kleobis und Biton vermuthlich dieſelbe Perſon (*Κλεοβίτων*) ſind, ſo ſoll urſprünglich die Prieſterin mit ihrem Sohne „unter der Decke" geſteckt haben… „Das ſtärkſte Argument aber bleibt die Analogie des indiſchen Opferbrauches, wenn wir uns erſt über-

Digitized by Google

Sinne hat Joh. Baunack das Problem behandelt. Er geht aus von einer Betrachtung der Namen. *Κλέοβις* iſt Nebenform von *Κλεόβιος*[13]); *Βίτων* kann gefaßt werden als Kurzname für *Βιό-τιμος* oder *Βιο-τέλης*.[14]) Nun lautet der Name des von Solon an erſter Stelle Genannten *Τέλλος*, d. i. *Βιο-* oder *Κλεο-τέλης*: und gerade bei ihm hebt Herodot hervor, daß er eine *τελευτὴ τοῦ βίου λαμπροτάτη* erreichte — gewiß ein frappantes Zuſammentreffen. Setzt man nun *Βίτων* = *Βιοτέλης*, ſo gewinnt man hier einen ganz ähnlichen Sinn; ſetzt man *Βίτων* = *Βιότιμος*, ſo erhalten die Namen der Brüder die gleiche beziehungsvolle Bedeutung. Zur Veranſchaulichung dieſer Verhältniſſe gibt Baunack folgendes Stemma:

Τέλλος
|
**Κλεο-τέλης*
/ \
Κλέο-βις **Βιο-τέλης*
|
Βίτων.

Es iſt in der That bemerkenswerth, daß die ganze Namenreihe eine Beziehung auf den Grundgedanken der Herodoteiſchen Erzählungen zuläßt. Wenn demnach die Namen der Sache wegen gegeben ſind, ſo müſſen eben dieſe Erzählungen willkürlich fingirt ſein, um den Grundgedanken zu illuſtriren. Jedoch wird man dem gegenüber hervorheben müſſen, daß die Proteusnatur der griechiſchen Kurznamen derartige Combinationen erleichtert und daß hier vielleicht doch ein immerhin überraſchender Zufall obwalten mag. *(O. Crusius.)*

KLEOBULOS, ein Grieche des Soloniſchen Zeitalters, der ſpäter zu den ſogenannten „Sieben Weiſen Griechenlands" gezählt wurde. Die „Weisheit" dieſer Männer war der Ausdruck ihrer ſittlichen, praktiſchen und politiſchen Erfahrungen, die ſie theils kurz und prägnant in beſtimmter epigrammatiſcher Weiſe concentrirten, theils auch in Dichtungen niederlegten. Kleobulos, deſſen „Weisheit" übrigens ſpäter, ein halbes Jahrhundert und darüber, durch den Dichter Simonides von Keos ſcharf und abfällig beurtheilt wurde, war, wie ein anderer dieſer weiſen Zeitgenoſſen Solon's, der berühmte Kypſelide Periander, in der erſten Hälfte des 6. Jahrh. v. Chr. Tyrannos von Lindos auf Rhodos; er ſoll den alten Tempel der Athena zu Lindos erneuert und gegen 3000 Verſe, Oden und Räthſel, für deren Urheber er bei den Hellenen galt, hinterlaſſen haben. Von ſeinen Räthſeln iſt nur eins übrig. Auch die Inſchrift auf dem Denkmale des letzten Midas von Phrygien (die hernach Simonides für die Aeußerung eines Thoren erklärte) rührte von ihm her. Das Grab war durch das Erzbild einer trauernden Jungfrau geziert, und die Verſe des Kleobulos ließen dieſe ſagen, „daß ſie, ſolange die Sonne ſcheine und der Mond leuchte, die Bäume wüchſen, die Flüſſe ſtrömten und das Meer rauſche, dem Wanderer melden werde, daß Midas hier begraben ſei" (vgl. Brunck, Analect. I, 76 [I, 52 ed. Jac.]). — Auch ſeine Tochter Kleobuline (oder Eumetis) galt als Dichterin von Räthſeln in Hexametern. *(G. Hertzberg.)*

KLEOMBROTOS war der Name mehrerer Mitglieder der in Sparta regierenden Königsfamilien, ohne daß einer derſelben irgend hervorragende Thaten ausgeführt hätte. Der erſte uns hiſtoriſch bekannte Kleombrotos war ein Sohn des Königs Anaxandridas (aus dem Hauſe der Agiaden oder Euryſtheniden) und deſſen erſter Gattin, des Anaxandridas Schweſtertochter, — der Bruder der Helden Dorieus und Leonidas. Aber die Kühnheit und der Heldenmuth ſeiner Brüder war nicht auf ihn übergegangen. In den Vordergrund iſt er nur erſt getreten, als ſein Bruder Leonidas im Auguſt 480 v. Ch. den Heldentod an den Thermopylen gefunden hatte. Damals übernahm Kleombrotos die Regentſchaft für Leonidas' noch unmündigen Sohn, ſeinen Neffen Pleiſtarchos, und erhielt auch den Oberbefehl über das peloponneſiſche Heer, welches die Schanzen des Iſthmus von Korinth zu hüten hatte. Eine kühne That aber gegen die Perſer in Mittelgriechenland hat er nicht verſucht. Aber noch mehr: als er im Frühlinge 479 wieder an die Spitze dieſer Armee geſtellt war, da nahm er, gerade als zu Anfang des Juli die Perſer des Mardonios aus Theſſalien gegen Süden aufbrachen, in echt ſpartiatiſcher Superſtition den Umſtand, daß während eines Opfers eine Sonnenfinſterniß eintrat, zum Anlaß, die Maſſe des Heeres zu entlaſſen; nur eine Beſatzung blieb auf dem Iſthmus, er ſelbſt führte die Spartiaten nach Hauſe zurück. Zum Glück für ſein Vaterland ſtarb er bald nach dieſer ſchmählichen Heimkehr; die bald nachher wieder ausrückende Armee trat dann unter die Befehle ſeines älteſten Sohnes Pauſanias, der der Sieger von Platää werden ſollte. Der zweite ſeiner Söhne war jener Nikomedes, der im Spätſommer 458 die Athener bei Tanagra beſiegte.

Der zweite ſpartiatiſche Fürſt dieſes Namens war König Kleombrotos I. Ebenfalls zu der Familie der Euryſtheniden gehörig und Sohn jenes unglücklichen Pauſanias, der nach Lyſander's Fall bei Haliartos (395 v. Chr.) hatte in die Verbannung ziehen müſſen, folgte er als König ſeinem ohne männliche Erben im J. 380 verſtorbenen älteren Bruder Ageſipolis I. Auch ihm blühten keinerlei Erfolge. Er mußte im Januar 378 ein pelo-

---

zeugt haben, daß im Mythos urſprünglich nicht von Stieren, ſondern von Pferden die Rede war". Das wird nun geſchloſſen aus dem Namen *Κυδίππη*, ſowie aus der That der Jünglinge, die als *ἀεθλοφόροι* bezeichnet würden, wie ſonſt nur Roſſe. Alſo könne es keinem Zweifel unterliegen, daß der Sinn des Mythos einſt der war, „die Identität des Pferdes als Opferthier mit dem Menſchen zu beweiſen". Demnach ſeien der Hera urſprünglich Pferdeopfer dargebracht worden; ſpäter aber habe man, da das Pferd ein zu ſeltenes Thier geweſen ſei (das wird aus der Notiz über Ithaka Od. δ, 600 ſg. geſchloſſen!), das Rinderopfer an ihre Stelle geſetzt. — Auf eine Kritik dieſer Combinationen verzichtet der Unterzeichnete. Er hat keinen brauchbaren Gedanken darin entdecken können; doch vielleicht ſind andere glücklicher.

13) Für dieſe von Wojewodzki bezweifelte Gleichung hat bereits Meineke a. a. O. Beiſpiele geſammelt. Vgl jetzt auch Fick, „Die griech. Perſonennamen" S. 158. 14) Anders Fick (a. a. O. S. 106, 159), der *Βίτων* aus *Βιότος*, *Εὔβιοτος* ableitet.

Digitized by Google

ponneſiſches Heer nach Böotien gegen die Thebaner führen, die in den letzten Tagen des J. 379 die ſpartiatiſche Beſatzung aus ihrer Kadmeia vertrieben hatten. Aber er drang nur bis Kynoskephalä bei Theben vor, blieb hier 16 Tage ſtehen, richtete aber ſonſt nichts aus und kehrte dann nach Hauſe zurück; nur ein Theil des Heeres unter Sphodrias blieb in Thespiä ſtehen. Nicht glücklicher iſt er dann im Frühlinge 376 geweſen. Dagegen hat er ſeit 374 die Phoker nicht ohne Erfolg gegen die böotiſchen Angriffe unterſtützt; er ſtand auch im Sommer 371 in Phokis, als er die Aufgabe erhielt, durch bedeutende Truppenſendungen verſtärkt gegen die jetzt iſolirten Thebaner wieder vorzugehen. Bekanntlich führte aber dieſer Feldzug zu der mörderiſchen, verhängnißvollen Schlacht bei Leuktra, in welcher Kleombrotos (im Juli 371) Sieg und Leben verlor. Sein Nachfolger war ſein Sohn Ageſipolis II.

Der dritte Kleombrotos, ebenfalls ein Mann aus königlichem Geſchlechte, war der Gemahl der Chilonis, der ſchönen und edeln Tochter des Königs Leonidas II. Als aber dieſer tief geſunkene Mann durch ſeinen Collegen aus dem Hauſe der Prokliden, den kühnen Reformer Agis IV., der ſeit 243 v. Chr. Sparta in neue Bewegung brachte, im Sommer 242 zur Flucht aus Sparta nach Tegea genöthigt worden war, da ſchloß ſich Kleombrotos der Sache der Reform an und wurde als Kleombrotos II. der Nachfolger ſeines Schwiegervaters. Als aber Agis an der Reaction der Oligarchie ſcheiterte, Leonidas zurückkehrte und Agis (zu Ende 241 oder Anfang 240) aus dem Wege geräumt war, da ſchien auch für Kleombrotos das Aſyl eines Poſeidontempels keine Sicherheit zu gewähren; Leonidas zürnte ihm vor allen. Da rettete ihm die Fürbitte der Chilonis das Leben, die ſich während des Exils ihres Vaters in Trauerkleider gehüllt hatte, jetzt aber ihm nicht nur Gnade erwirkte, ſondern ihn auch, trotz der Wünſche ihres Vaters, nicht verließ, als Kleombrotos in die über ihn verhängte Verbannung ziehen mußte. *(G. Hertzberg.)*

KLEOMEDES, Aſtronom. Eine Biographie dieſes Mannes zu geben iſt um deswillen keine leichte Sache, weil wir alle ihn betreffenden Thatſachen erſt indirect aus ſeiner literariſchen Thätigkeit zu entnehmen gezwungen ſind. Er ſelbſt ſchweigt über die eigene Perſon faſt vollſtändig, und von andern alten Schriftſtellern nennt keiner den Namen des Kleomedes, die einzigen Byzantiner Pſellos und Pediaſimos ausgenommen, die ihn aber eben auch nur eines wiſſenſchaftlichen Satzes halber ganz gelegentlich citiren. Man muß ſich demgemäß an die einzige Schrift deſſelben halten, welche auf uns gekommen iſt und zweifellos von ihm herrührt. Es iſt dies ein Lehrbuch der aſtronomiſchen Anfangsgründe, *περὶ κυκλικῆς θεωρίας τῶν μετεώρων*, von dem es eine größere Anzahl von Ausgaben und Bearbeitungen gibt. Im J. 1539 gab Neobarius dieſelbe unter dem Titel „Cyclica consideratio meteorum“ zu Paris heraus, 1547 erſchien in Baſel eine griechiſche und lateiniſche Ausgabe von Hopperus, 1605 lieferte Robert Balforeus zu Bordeaux eine mit einem Commentar verſehene lateiniſche Ueberſetzung, 1833 C. C. Th. Schmidt eine neue gereinigte Textausgabe. Bei allen dieſen Ausgaben ward jedoch eine Hauptquelle, ein früher der Mediceiſchen, jetzt der Laurentianiſchen Bibliothek angehöriger Codex überſehen, der neuerdings von dem Plutarch-Forſcher Döhner verglichen worden iſt. Die Reſultate dieſer Collationirung hat neuerlich Ziegler im zweiten Theile ſeiner leipziger Inauguraldiſſertation[1]) mitgetheilt; der erſte Theil dieſes Schriftchens dagegen enthält eine Analyſe alles deſſen, was aus den verſchiedenſten Quellen für die Lebensgeſchichte des Kleomedes zu gewinnen iſt, und da dieſe Zuſammenſtellung mit großer Sorgfalt gearbeitet iſt, ſo haben wir ſelbſtverſtändlich keinen Anſtoß genommen, uns auch an dieſem Orte vorwiegend, jedoch durchaus nicht ausſchließlich, auf dieſelbe zu beziehen.

Daß es nicht, wie Riccioli wollte[2]), zwei verſchiedene Mathematiker des Namens Kleomedes gab, ſteht heute wol außer allem Zweifel. Montucla[3]) und Bailly[4]) ſetzen ihn bald nach der Zeit des Poſidonios, der 51 v. Ch. verſtarb, Delambre erklärt ihn für einen Zeitgenoſſen des Geminos von Rhodus.[5]) Voſſius[6]) und Peucer[7]) dagegen wollen ſeine Epoche auf ungleich ſpätere Zeit, ins 5. Jahrhundert nach Chriſtus, verlegen, wogegen jedoch die mannichfachſten Umſtände ſprechen; natürlich iſt er auch kein Chriſt geweſen, wie man aus gewiſſen misverſtandenen Stellen ſeines Werkes herausleſen wollte. Die meiſten Autoren haben aber gänzlich unterlaſſen, eine Angabe des Kleomedes über gewiſſe Fixſternpoſitionen paſſend zu verwerthen, auf deren Wichtigkeit in chronologiſcher Hinſicht zuerſt von Letronne[8]) aufmerkſam gemacht ward. Bruhns, an den ſich Ziegler behufs näherer Aufklärung wandte, hat aus den von Kleomedes und Ptolemäus für Aldebaran und Antares angegebenen aſtronomiſchen Längen mit Berückſichtigung des Umſtandes, daß der letztere eine falſche Präceſſionsconſtante bei der Reduction des hipparchiſchen Sternverzeichniſſes verwendete, den Schluß gezogen[9]), daß Kleomedes' bezügliche Beobachtung ungefähr aufs J. 200 n. Chr. falle, ein Datum, welches ſomit als das zur Zeit wahrſcheinlichſte angeſehen werden dürfte. Auch innere Gründe machen es ſo gut wie ſicher, daß Kleomedes nicht vor dem großen Syſtematiker gelebt haben kann, der doch ſonſt in ſeinem Almageſt ſicherlich ſeines Vorläufers Erwähnung gethan haben würde.

Was nun das bereits genannte einzige Werk des Kleomedes anbelangt, ſo iſt ſchon bei verſchiedenen Gelegenheiten hervorgehoben worden, daß der Inhalt der Aufſchrift nicht ganz entſpricht. Man hat es mit einer elementaren Kosmographie zu thun, die noch dazu durch einige

1) Ziegler, De vita et scriptis Cleomedis (Misenae 1878). 2) Riccioli, Almagestum novum (Bononiae 1855), p. XXXII. 3) Montucla, Histoire des Mathématiques, tome II (Paris 1760), p. 218 seq. 4) Bailly, Geſchichte der neuern Aſtronomie, deutſch von Bartels, 1. Bd. (Leipzig 1795) S. 150 fg. 5) Delambre, Histoire de l'astronomie ancienne, tome I (Paris 1817), p. 218 seq. 6) Voſſius, De universae matheseos scientia liber, II, 34. 7) Peucer, Elementa astronomiae, p. 12. 8) Letronne im Journal des Savants, Année 1821, p. 714. 9) Ziegler S. 11 fg.

Digitized by Google

Unrichtigkeiten entſtellt iſt, welche dem freilich zum Abſprechen allzu geneigten Delambre Anlaß zur gänzlichen Verurtheilung des Buches boten, wie denn auch ſchon der byzantiniſche Geometer Pediaſimos (ſ. d.) ſich mit harten Worten über die vielen Fehler der cykliſchen Theorie äußert. Das Vorbild des Kleomedes war in aſtronomiſcher Beziehung wie auch großentheils in philoſophiſcher der als ſelbſtändiger Denker freilich ſehr hoch über ihm ſtehende Poſidonios. Wenn wir verſuchen wollen, die in der Kreistheorie enthaltenen Materien kurz zu ſkizziren, ſo iſt zunächſt darauf hinzuweiſen, daß darin von den Zonen und Kreiſen am Himmel, von der Stellung der Geſtirne und von den Bewegungen der Planeten gehandelt wird. Wenn Bailly[10]) meint, Kleomedes ſuche lediglich darum die ungereimten Hypotheſen anderer wieder hervor, um der Ehre ihrer Widerlegung theilhaftig zu werden, ſo läßt ſich dagegen kaum etwas einwenden, denn die Theorie des Chaldäers Beroſus z. B., nach welcher der Mond eine helle und eine dunkle Seite von Haus aus beſitzen ſollte, war einer ſo ausführlichen Bekämpfung nicht würdig, wie ſie ihr hier zutheil wird. Auch die kindiſche Behauptung des Epikur, die Sonne ſei nur wenige Meilen weit von der Erde entfernt, muß ſich um ſo herbern Tadel gefallen laſſen, als das epikuräiſche Syſtem der Philoſophie für die eifrigen Stoiker, zu denen unſer Kleomedes zu zählen iſt, von je einen Stein des Anſtoßes bildete. Was hier an die Stelle jener unſinnigen Lehre geſetzt wird, verdient immerhin Beachtung; es heißt nämlich, die Sonne ſei 150mal ſo ſchwer als die Erde, und leitet man aus dieſer Angabe das Verhältniß des wirklichen Sonnenhalbmeſſers zum wirklichen Erdhalbmeſſer ab, ſo findet man das Zahlenverhältniß $\sqrt[3]{150} : \sqrt[3]{1}$ oder ſehr nahe $5\frac{1}{3} : 1$, was angeſichts der begreiflichen Thatſache, daß alle antiken Aſtronomen die Sonnenparallaxe viel zu groß angenommen haben, einen ganz erträglichen Werth repräſentirt. Von der Größe der Himmelskörper hat Kleomedes überhaupt recht vernünftige Vorſtellungen, wie er denn unter andern den Satz aufſtellt, daß die Erde, von der Sonne aus geſehen, ſich nur als ein ganz kleiner Punkt darſtellen könne, und daß ſie ihrer Kleinheit halber den Bewohnern eines Fixſternes ſelbſt dann unſichtbar bleiben müßte, wenn ſie eigenes Licht beſäße. Die Größe der Erde wird aus Angaben des Poſidonios mit Zuziehung gewiſſer Aufſtellungen im Arenarius des Archimedes erſchloſſen. Die beiden Städte Lyſimachia und Syene, ſo heißt es, ſtehen um 20,000 Stadien voneinander ab, für erſtern Ort ſteht der Drache, für letztern der Krebs zu einer gewiſſen Zeit im Zenith; da nun der ſphäriſche Abſtand beider Sterne den funfzehnten Theil eines Vollkreiſes betrage, ſo berechne ſich ein Hauptkreis der Erdkugel ſeinem Umfange nach auf 300,000 Stadien. Das iſt natürlich nur ein roher Ueberſchlag, und überhaupt dürfte wol Bartel's Anſicht viel für ſich haben, daß nämlich die vier Erdmeſſungen des Ariſtoteles, Ptolemäus, Poſidonios und Kleomedes in ihrer Formulirung eines runden Zahlenreſultats eigentlich auf das Nämliche hinauslaufen.[11])

Einen wirklichen Ehrenplatz hat ſich jedoch Kleomedes in der Geſchichte der Sternkunde durch ſeine Entdeckung der Refraction erworben. Schon Poſidonios hatte bemerkt, daß der aus dem Weltraume kommende Strahl in der irdiſchen Atmoſphäre gewiſſe Aenderungen erleiden müſſe, allein er hatte fälſchlich geſchloſſen, daß dadurch eine Vergrößerung des ſcheinbaren Durchmeſſers der Sterne bewirkt werde. Dem Kleomedes ſcheint zwar die Thatſache ſelbſt nicht über allen Zweifel erhaben, allein er bemüht ſich doch, deren Richtigkeit zugegeben, eine cauſale Erklärung dafür zu erbringen und glaubt, dieſelbe zuerſt in der Zurückwerfung des Lichtes gefunden zu haben. Dann aber ſchlägt er noch eine zweite Deutung des Phänomens vor, deren Text wir nach R. Wolf's gelungener Uebertragung[12]) hier wiedergeben wollen: „Iſt es nicht möglich, daß der Strahl, der vom Auge ausgeht, indem er eine feuchte, nebelige Luftſchicht durchſchneidet, ſich krümmt und die Sonne über dem Horizont erſcheinen läßt? Dann würde das Phänomen daſſelbe ſein als das, wodurch man einen Ring am Boden des Gefäßes, der direct nicht geſehen werden kann, ſichtbar macht mittels hineingegoſſenen Waſſers." Nebenſächlich iſt dabei offenbar der Umſtand, daß noch die alte Euklidiſche Betaſtungstheorie zu Grunde gelegt wird, welche die Strahlen vom Auge und nicht vom Gegenſtande ausfahren läßt, die Erklärung ſelbſt aber entſpricht ganz der Wahrheit, und damit iſt denn auch das Verſtändniß für die bisher myſteriöſe Erſcheinung gewonnen, daß bei einer Mondfinſterniß hier und da die Sonne mit dem verfinſterten Monde zugleich am Himmel erblickt wird. Ptolemäus freilich hatte die Brechung des Lichtes beim Durchgang durch verſchiedene Mittel richtig erkannt und ſogar zu meſſen gelehrt, allein die Lehre von der aſtronomiſchen Strahlenbrechung muß doch in Kleomedes ihren eigentlichen Begründer verehren. Erſt lange Jahrhunderte ſpäter begannen Bernhard Walter und Tycho Brahe auf der von jenem gelegten Baſis weiterzubauen.

(S. Günther.)

KLEOMENES war der Name mehrerer Könige von Sparta, von denen zwei eine erhebliche hiſtoriſche Bedeutung in Anſpruch nehmen. Kleomenes I. war einer jener Herrſcher, die ſelbſt durch das Doppelkönigthum und durch die Macht der Ephoren nicht gehindert wurden, ſeine gewaltige Kraftfülle rückſichtslos geltend zu machen; nur daß ihm die ſittliche Zucht und die höhere politiſche Einſicht abging, um ſeine bedeutenden Eigenſchaften für Sparta und Griechenland in ſegensreicher Weiſe zu verwerthen. Ein Sohn des Königs Anaxandridas (Linie der Euryſtheniden) von deſſen zweiter Frau (einer Tochter des Prinetades) und um das J. 550 v. Chr. geboren, iſt Kleomenes ſeinem Vater etwa 520 v. Chr. auf dem Throne gefolgt und war unabläſſig darauf bedacht, den damals bereits gewaltigen Machtaufſchwung der Spartiaten in Griechenland zu fördern. Aber bei vielen Erfolgen trieb

10) Bailly, S. 197 fg.

11) Ebend. S. 216. 236. 12) R. Wolf, Geſchichte der Aſtronomie (München 1877), S. 152.

Digitized by Google

ihn eben ſeine maßloſe Leidenſchaftlichkeit und Rachſucht auch wieder zu vielen gefährlichen Misgriffen. Als die Verhältniſſe zu dem ſeinerzeit in Attika tobenden Kampfe der Parteien ſich dahin geſtaltet hatten, daß Sparta die vertriebenen attiſchen Eupatriden gegen den Tyrannos Hippias ernſtlich zu unterſtützen nicht umhin konnte, führte Kleomenes im J. 510 das Heer, welches die Herrſchaft der Peiſiſtratiden zertrümmerte. Aber er war damals auch ſo überſchlau, die Allianz der Platäer, die ſich nicht unter Thebens Hoheit fügen wollten, abzulehnen und den Platäern die Anlehnung an Athen zu empfehlen, um zwiſchen Athenern und Böotern Zwiſt zu ſtiften, was zunächſt (509) allerdings zu einem für die Thebaner höchſt nachtheiligen Kampfe zwiſchen dieſen und den Athenern führte. Als nachher der berühmte Alkmäonide Kleiſthenes in Athen die Sache der Demokratie ergriff und die alte Machtſtellung der Eupatriden tief erſchütterte, rief ihn der altadelige Eponym-Archont Iſagoras im J. 507 zu Hülfe. Kleomenes intervenirte allerdings mit Erfolg; nun aber misbrauchte Iſagoras dieſe Hülfe zu ſo maßloſer Reaction, daß das attiſche Volk, zur Wuth gereizt durch die Beſetzung der Akropolis durch die Spartiaten, ſich in Maſſe empörte und den König zu ruhmloſem Abzuge aus Athen zwang. Nun ſchloß Sparta unter dem Einfluſſe des Kleomenes eine Allianz mit Chalkis und den Böotern gegen Athen; Kleomenes ſelbſt und ſein College Demaratos führten 506 die peloponneſiſche Geſammtmacht gegen Attika. Aber in unzeitiger Rückſichtsloſigkeit hatte man den Verbündeten den Zweck der Rüſtung nicht mitgetheilt. Und ſo geſchah es, daß zuerſt bei Eleuſis, wo der rohe Kleomenes die Heiligthümer der Demeter und der Kora entweiht und verwüſtet hatte — die Korinther, die Athens Vernichtung nicht zulaſſen wollten, das Lager verließen. Nun verlor auch König Demaratos den Muth, ſchob dem Kleomenes die Schuld zu und verließ das Heer, worauf auch die peloponneſiſchen Corps nach Hauſe marſchirten. Unter dieſen Umſtänden gab Kleomenes die Theilnahme an dem Feldzuge auf, der dann zu ſchweren Niederlagen der Böoter und Chalkidier führte. An Athen rächten den Kleomenes nun die Thebaner dadurch, daß ſie die Aegineten zu den langen und widerwärtigen Fehden gegen Attika aufſtachelten, die dieſe demnächſt eröffneten. In Sparta aber entwickelte ſich ſeit dieſer Zeit zwiſchen jenem und Demaratos ein überaus gehäſſiges Verhältniß. Zunächſt hatte Kleomenes für längere Zeit nichts Ernſtliches zu thun. Nur die politiſche Kurzſichtigkeit der Spartiaten konnte es ihm als Verdienſt auslegen, daß er im Winter 500 auf 499 gegen alle Bemühungen des Ioniers Ariſtagoras, die Spartiaten zur Unterſtützung der ioniſchen Inſurgenten gegen die Perſer zu veranlaſſen, ſich ablehnend verhielt. Dagegen nahm er die Zeit, wo die Perſer die Ionier niedergeworfen hatten und nun bereits gegen das europäiſche Griechenland rüſteten, wahr, um im Peloponnes einen ſchweren Krieg zu führen, nämlich (etwa 495 vor Chr.) gegen das altverhaßte Argos. Es gelang ihm, bei Sepeia den Argivern einen für die Verhältniſſe griechiſcher Staaten furchtbaren Schlag beizubringen; volle 6000 Hopliten von Argos waren theils erſchlagen, theils in einem auf des Kleomenes Befehl in Brand geſteckten heiligen Haine des Heros Argos ums Leben gekommen. Nach ſolcher Blutthat hätte Kleomenes wenigſtens die Stadt Argos mit Gewalt nehmen und dadurch die ſchlimmſten Gegner der Spartiaten im Peloponnes für immer unſchädlich machen müſſen. Statt deſſen wagte er doch nicht, ſei es aus ſuperſtitiöſen Gründen, ſei es aus Scheu vor der verzweifelten Energie des zu wüthender Gegenwehr entſchloſſenen Reſtes der Argiver, ihrer Weiber und Sklaven, den letzten Schlag zu führen, und ließ Argos unabhängig und in wildem Haſſe gegen Sparta nur zu bereit, mit den Perſern gemeinſchaftliche Sache zu machen.

Dagegen verſagte er ſich im J. 491, als die Perſergefahr drohend wurde, den Athenern nicht. Als damals nämlich die Athener ihre Allianz mit Sparta einleiteten, und durch Sparta Frieden mit den feindlichen Aegineten zu gewinnen ſuchten, die ſchon den Perſern gehuldigt hatten, ſollten die Häupter der perſiſchen Partei auf Aegina als Geiſeln nach Sparta geführt werden. Kleomenes erhielt dieſen Auftrag. Aber in Aegina ſtieß er auf eine Intrigue des Demaratos; die Ritter von Aegina erklärten ihm, er ſei wol von Athen beſtochen, jedenfalls ſei er nicht ausreichend legitimirt, da er ohne ſeinen Collegen Demaratos komme. Wüthend kehrte Kleomenes nach Sparta zurück, jetzt nur auf den Sturz des Demaratos bedacht. Er verbündete ſich mit Leotychides, des letztern Vetter und Todfeind, und beide verdächtigten jetzt die Abkunft des Demaratos von König Ariſton, ſeinem nominellen Vater, mit ſolchem Erfolg, daß die Ephoren in ihrer Verlegenheit nach alter Praxis das delphiſche Orakel um Rath fragten. Nun aber gewann der cyniſche Kleomenes den damals in Delphi bei dem Orakel dominirenden Kobon ſo vollſtändig, daß dieſer die Pythia Perialla beſtimmte, dem Demaratos die Abkunft von König Ariſton abzuſprechen. Daraufhin mußte Demaratos die Krone an Leotychides abtreten, und dieſer hob nun mit Kleomenes die Geiſeln zu Aegina aus, die den Athenern ausgeliefert wurden, ſodaß dieſe dann die Schlacht bei Marathon ſchlagen konnten, ohne auch noch Gegner in Griechenland fürchten zu müſſen.

Freilich war dieſer Schachzug der letzte, welcher dem Kleomenes gelang. Denn die Intimität mit Leotychides machte ihn ſehr bald den Ephoren unbequem, und als nun aus Delphi bekannt wurde, daß die heimlichen Beziehungen zwiſchen Kleomenes und Kobon entdeckt, der letztere verbannt, Perialla ihrer Stelle entſetzt worden war: da beſchloſſen die Ephoren, den König durch eine Anklage vor der Geruſia zu ſtürzen. Unter dieſen Umſtänden griff Kleomenes zu revolutionären Mitteln. Er eilte zu den Arkadiern, um dieſe mächtigſten aller Bundesgenoſſen der Spartiaten für ſich zu gewinnen und mit ihrer Macht ſein Vaterland zu bedrohen. Gegenüber dieſer Gefahr griffen die Ephoren zur Liſt. Sie luden den Kleomenes unter freundſchaftlicher Form zur Rückkehr ein. Kleomenes kehrte wirklich heim; aber ſchon nach kurzer Zeit (488 v. Chr.) hieß es, daß Kleomenes ſich in einem Wahnſinnsanfalle ſelbſt getödtet habe — wahrſcheinlich jedoch hatte eine andere

Digitized by Google

Hand die Waffe geleitet, die ihn aus dem Wege räumte. Sein Nachfolger war ſein Stiefbruder Leonidas I., der (gegen 490 v. Chr.) ſeine Tochter Gorgo geheirathet hatte.

Kleomenes II., der Sohn des Euryſtheniden Kleombrotos I., der bei Leuktra gefallen war, folgte noch minderjährig im J. 370 v. Chr. ſeinem Bruder Ageſipolis II., der nur ein Jahr regiert hatte. Seine lange Regierung fällt in die Zeit, wo Spartas Macht unaufhaltſam ſank, und Kleomenes ſcheint in keiner Weiſe die Talente der Könige der andern Linie beſeſſen zu haben. Von ſeinen zwei Söhnen ſtarb der ältere, Akrotatos, noch vor des Vaters Ableben. Den jüngern, Kleonymos, wollten (310 oder 309 v. Chr.) die Geronten und Ephoren nicht als Nachfolger anerkennen; ſo folgte dem Kleomenes ſein Enkel, des Akrotatos Sohn Areus.

Eine ſehr bedeutende Erſcheinung dagegen war der Sohn des Leonidas II., der Euryſthenide Kleomenes III., der zweite der kühnen Reformer des 3. Jahrh. v. Chr., der in Sparta die Herrſchaft der Oligarchie zu brechen und durch energiſche Reformen ſein Volk zu regeneriren ſuchte. Sein Vater war perſönlich der alten Zucht der Spartiaten völlig entfremdet und hatte zu Ende 241 oder zu Anfang 240 v. Chr. weſentlich mitgewirkt bei dem blutigen Untergange ſeines Gegners, des jungen Reformkönigs Agis IV. Aber ſein Sohn war anders geartet. Von ſeiner trefflichen Mutter Krateſikleia her lebte in Kleomenes ein edler hoher Geiſt, der durch die Erinnerung an altſpartiatiſche Größe und Kraft genährt wurde. Der gefährliche Misgriff des Leonidas, des ermordeten Agis ſchöne und reiche Witwe Agiais wider deren Willen zur Heirath mit Kleomenes zu nöthigen, wirkte wieder dahin, daß die junge Frau ihren jüngern Gatten allmählich immer entſchiedener für die Wiederaufnahme des geſcheiterten Werkes ihres erſten Gemahles begeiſterte. Dazu traten philoſophiſche Einflüſſe, wie die des Stoikers Sphäros. Als daher Kleomenes III. nach ſeines Vaters Ableben, nur erſt 19 Jahre alt, im J. 235 v. Chr. den Thron beſtieg, war er, bereits zu männlicher Entſchloſſenheit gereift und ebenſo ſchlau als kühn, vollkommen gewillt, der Rächer und Nachfolger des Agis zu werden. Nur daß er leider auch darin dem Agis folgte, daß er den nahezu hoffnungsloſen Weg einſchlug, Sparta weſentlich nach der ſocialen Seite zu reformiren (alſo die vorausgeſetzte lykurgiſche Gleichheit zu erneuern ſtrebte), anſtatt den Schwerpunkt auf die politiſche Seite zu werfen und die Periöken und Heloten den doriſchen Elementen endlich politiſch vollkommen gleichzuſtellen. Da er nun nicht nur entſchloſſener, energiſcher und rückſichtsloſer, ſondern auch begabter und klüger war als Agis, da er eine ſtarke Leidenſchaft, kühnes Streben und hochfliegenden Enthuſiasmus mit ſtarker Willenskraft, Selbſtbeherrſchung, kalter Beſonnenheit, energiſcher Conſequenz und praktiſcher Einſicht verband, ſo ſuchte er ſich erſt allmählich in ſeinem Lande den Boden für die Reform vorzubereiten. Er verbarg ſeine Pläne längere Jahre vor der mistrauiſchen doriſchen Oligarchie und ſtrebte dahin, ſich vor allem eine ſtarke militäriſche Stellung zu ſichern, von welcher aus er die Oligarchie aus den Angeln zu heben gedachte. Das konnte er aber nur durch den Krieg mit dem Bunde der Achäer die damals in aufſtrebender Kraft unter Aratos' kluger Leitung den Peloponnes zu vereinigen ſtrebten. So iſt es gekommen, daß Kleomenes nachmals mit die Schuld zu tragen hatte an der Lähmung des neuen nationalen Aufſchwunges der Hellenen. Schon 228 v. Chr. zeigte er ſich den Achäern als Gegner, indem er unter Connivenz der Aetoler die bisher zu dieſen haltenden, von achäiſchem Gebiete umſchloſſenen arkadiſchen Städte Tegea, Mantineia und Orchomenos an ſich zog. Als er dann zu Anfang des J. 227 die wichtige Poſition von Belmina auf der Grenze zwiſchen Lakonien und der Mark von Megalopolis beſetzte, kam es zum Krieg, den Kleomenes gegenüber den Achäern mit entſchiedenem Glücke führte. Wohl wußte Aratos im J. 226 Mantineia zu erobern, war aber als Heerführer dem Kleomenes nicht gewachſen. Und nun erfocht Kleomenes bei Leuktra vor Megalopolis einen glänzenden Sieg, bei welcher Gelegenheit auch der treffliche achäiſche Heerführer Lydiades den Tod fand.

Nun (in der zweiten Hälfte des J. 226) glaubte Kleomenes, der auch durch die neue Verheirathung ſeiner Mutter mit dem einflußreichen Megiſtonos in Sparta eine neue Stütze erhalten hatte, ſtark genug zu ſein, die wohlvorbereitete Revolution durchzuführen. Er ließ die ſpartiatiſchen Truppen, unter ihnen viele Gegner ſeiner Abſichten, in Arkadien im Lager zurück und eilte dann mit einer Schar Söldner nach Sparta, wo nun die amtirenden Ephoren und 10 andere Bürger getödtet, 80 Bürger auf einige Zeit verbannt wurden. Dann rechtfertigte Kleomenes vor der Gemeinde ſein Auftreten, ſtellte zunächſt die alte Macht des Königthums her, ſchaffte das Ephorat ab und ſetzte an die Stelle der Geruſia den von der Krone abhängigen Rath der Patronomen. Dann aber hielt er ſeine Zuſage. Die allgemeine Schuldentilgung wurde durchgeführt; er ſelbſt und Megiſtonos gingen mit Aufopferung ihres Vermögens voran und ſo wurde eine neue gleichmäßige Vertheilung des Grundbeſitzes erzielt. Aus wohlhabenden Periöken ergänzte er die Gemeinde, ſodaß nun wieder 4000 ſpartiatiſche Hopliten aufgeſtellt werden konnten; die Armee wurde nach makedoniſcher Art organiſirt und mit Sariſſen bewaffnet, die „lykurgiſche" Zucht hergeſtellt und bei dem Verfall des Hauſes der Prokliden das Doppelkönigthum dadurch erneuert, daß ſein Bruder Eukleides als ſein College eintrat.

Das erneuerte Heer ſollte nun friſchen Ruhm gewinnen. Da die niedern Klaſſen der Achäer dem Auftreten des Kleomenes begreiflicherweiſe zujauchzten, während die höhern Klaſſen über die erfolgloſe Kriegführung des Aratos tief verſtimmt waren, ſo fiel dem Kleomenes ein Erfolg nach dem andern zu. Mantineia trat wieder auf ſeine Seite, und nach einer ſiegreichen Schlacht in der Nähe von Dyme im Frühjahre 224 waren die Achäer ſehr geneigt, die Vorſchläge des Kleomenes anzunehmen, der die Uebertragung der peloponneſiſchen Hegemonie auf Sparta forderte. Aratos aber war zu ſolcher Entſagung nicht zu bewegen. Als eine Erkrankung des Königs den ſchnellen Abſchluß des Friedens hinderte, wußte Aratos überall ein ſolches Mistrauen gegen die Abſichten des

Digitized by Google

Königs zu erregen, daß die Ausgleichung unmöglich wurde. Als nun aber der Abfall zu Kleomenes größere Fortſchritte machte, und ſelbſt Pellene und zu Anfang des J. 223 auch Argos, Phlius und Korinth die Partei des Kleomenes ergriffen da rief Aratos den makedoniſchen Regenten Antigonos Doſon zu Hülfe und verſprach ihm Korinth als Preis. Nun rückte dieſer Fürſt im Sommer 223 mit 20,000 Mann und 1400 Reitern gegen Korinth vor. Die glänzende Vertheidigung der Linien, hinter denen Kleomenes den Eingang in den Peloponnes hütete, wurde endlich undurchführbar, als ein Aufſtand in Argos ihn zum Rückzug nöthigte. Gegen Ende des J. 223 eroberten die Makedonier durch Aratos' Achäer die Städte Tegea und Mantineia; zur Rache überrumpelte und zerſtörte Kleomenes das ſtattliche Megalopolis. Als die Diplomatie des Antigonos dem Kleomenes alle Hülfe von den bisher befreundeten Ptolemäern Aegyptens entzogen hatte, kam es im Sommer 222 bei dem lakoniſchen Sellaſia zur Hauptſchlacht, wo die 20,000 Mann des Kleomenes (darunter 6000 Söldner und viele Heloten, die ſich frei gekauft hatten) nach tapferm Kampfe durch die 28,000 Mann und 1200 Reiter der Gegner gänzlich geſchlagen wurden. Nun mußte Kleomenes mit wenigen Begleitern nach Alexandria flüchten, während Antigonos die Oligarchie in Sparta herſtellte.

In Aegypten hoffte Kleomenes den König Ptolemäos III. Euergetes, der ihn freundlich aufnahm, zur Schenkung von Mitteln zu beſtimmen, mit denen er Sparta wiederzugewinnen gedachte. Als aber dieſer kluge Monarch im Spätſommer 221 ſtarb, zog ſich Kleomenes durch ſein derb freimüthiges Weſen ſehr ſchnell das Mistrauen des ſchlechten Ptolemäos IV. und ſeines Miniſters Soſibios zu. Selbſt die Rückkehr nach Griechenland wurde ihm verweigert, der König in der Freiheit ſeiner Bewegungen beſchränkt. Endlich verſuchte Kleomenes zu Anfang des J. 219 in Alexandria voll Verzweiflung einen Aufſtand; als die Sache mislang, tödteten Kleomenes und ſeine Begleiter ſich gegenſeitig. Die Niederträchtigkeit aber des Hofes der Lagiden rächte ſich für den Schreck durch die Beſchimpfung der Leiche des Kleomenes und weiter durch die Hinrichtung ſeiner Kinder, ſeiner Mutter und ihrer Begleiterinnen. *(G. Hertzberg.)*

KLEOMENES kehrt als griechiſcher Künſtlername verſchiedene male auf antiken Bildwerken wieder, beruht aber zweimal nur auf moderner Fälſchung. Am bekannteſten iſt der an der Baſis der berühmten Mediceiſchen Venus, jetzt in der Tribuna der Uffizien zu Florenz, genannte Kleomenes, bezeichnet als Sohn des Apollodoros und als Athener (Dütſchke, Antike Bildwerke in Oberitalien III, S. 246, Nr. 548). Eine gelehrte Unterſuchung von Michaelis (Archäol. Ztg. 1880, p. 13 fg.) hat jedoch dargethan, daß dieſe Inſchrift modern iſt und urſprünglich nicht vorhanden war. Ueber vermeintliche andere Werke mit gleichem Namen iſt daſelbſt S. 17 die Rede. Eine Fälſchung iſt ferner der Name Kleomenes auf der Marmorara mit Darſtellung des Opfers der Iphigenia, ebenfalls in den Uffizien befindlich (Dütſchke, a. a. O. S. 97, Nr. 165). Dagegen iſt ein Athener Kleomenes, Sohn eines gleichnamigen Vaters, ſicher bezeugt durch die Inſchrift an der gewöhnlich Germanicus genannten Marmorſtatue des Louvre (Müller-Wieſeler, Denkmäler der alten Kunſt I, Taf. 50, 225 und Fröhner, Notice de la Sculpture antique du Louvre I, Nr. 184). Es iſt die geſchickte Nachbildung eines älteren griechiſchen Hermestypus, der in einer Statue der Villa Ludoviſi noch ziemlich unverändert uns vorliegt (Schreiber, Antike Bildwerke der Villa Ludoviſi, Nr. 94). Das Original zeigte den Hermes als Logios, Gott der Beredſamkeit, mit nachdenklich geſenktem Haupte und demonſtrirend erhobener Rechten, ein Motiv, welches Kleomenes für die Ehrenſtatue eines Römers unverändert verwendete, ſodaß dem der erſten Kaiſerzeit angehörenden Bildhauer nur das Verdienſt einer ſorgfältigen Copie und die Ausführung des charakteriſtiſchen, der Hermesfigur aufgeſetzten Porträtkopfes zufällt. Derſelbe Kleomenes mag gemeint ſein in einer Notiz des Plinius (Nat. Hist. 36, 33), worin unter den von dem kunſtſinnigen Pollio Aſinius beſchäftigten Bildhauern auch einer des erwähnten Nameus als Schöpfer von Theſpiaden (Statuen der Muſen?) angeführt wird. *(Th. Schreiber.)*

KLEON von Athen gehört zu den Zeitgenoſſen des Perikles und Alkibiades, und iſt eine der intereſſanteſten hiſtoriſchen Perſönlichkeiten des erſten Drittels des Peloponneſiſchen Krieges. Bekanntlich hat nicht nur ſein berühmter politiſcher Gegner Ariſtophanes in mehrern ſeiner Komödien ein überaus ungünſtiges Bild von ihm entworfen; auch die Nachwelt hat ihn bis auf unſer Zeitalter mit der höchſten Ungunſt behandelt, und erſt unſern Tagen blieb es vorbehalten, nicht nur objective Beurtheiler Kleon's, ſondern ſogar leidenſchaftliche Vertheidiger des „Gerbers", des verrufenen attiſchen Demagogen, auftreten zu ſehen. Wir geben nachſtehend die möglichſt objectiv gehaltene Darſtellung ſeiner Geſchichte. Der Sohn des Kleänetos, war Kleon in der Altſtadt von Athen, nämlich in dem Quartier Kydathenäon geboren, und ein reicher Lederfabrikant nach Art der damaligen attiſchen Induſtrie, d. h. er beſaß von ſeinem Vater her eine große, durch zahlreiche Sklaven betriebene Gerberei. Seine politiſche Bedeutung lag zunächſt darin, daß er als der bedeutendſte Kopf erſcheint unter den wohlhabenden Induſtriellen von Athen, welche, dank der mächtigen inneren Entwickelung, die unter Perikles' Staatsleitung das eigentliche attiſche Bürgerthum genommen hatte — allmählich anfingen, auch auf dem Gebiete der großen Politik als Rivalen der Männer vom Adel aufzutreten, welche letztere bis zu Perikles' letzter Zeit noch immer ausſchließlich das Ruder führten. Nun aber repräſentirten dieſe Männer der attiſchen „Bourgeoiſie" damals, Kleon an ihrer Spitze, eine viel ſchroffere und radicalere Ausgeſtaltung der Demokratie, als ſie ein großer Staatsmann wie Perikles wünſchen und gutheißen konnte. So war es nur natürlich, daß Meiſter Kleon ſeine Sporen in der Oppoſition gegen Perikles ſich verdiente. Wie es ſcheint, ſo ſcheute er ſich nicht, ſeit 432 mit den ſchroffen Oligarchen und fanatiſchen Prieſtern gegen die Freunde des Perikles ſich zu

Digitized by Google

verbinden, um nach Austrag des Peleponneſiſchen Krieges an die Spitze der unzufriedenen Bürger zu treten, welche die angeblich „feige“ Kriegführung des Perikles wüthend angriffen — nämlich das Syſtem, die Peloponneſier ſich in der Verwüſtung von Attika austoben zu laſſen, eine unzeitige Schlacht aber zu vermeiden. Verbündet mit andern Demagogen vermochte er wirklich in der Nothzeit des J. 430 den großen Staatsmann für einige Zeit von der Staatsleitung zu verdrängen.

Kleon's ſelbſtändige Bedeutung aber begann, als Perikles gegen Ende September 429 ſtarb, und nun in Athen adelige Männer zweiten und dritten Ranges die Reichsgeſchäfte weiterführten. Bis dahin war Kleon einerſeits nur Oppoſitionsredner in der Art geweſen wie heutzutage ein kecker demokratiſcher Journaliſt; andererſeits hatte er ſich wahrſcheinlich als freiwilliger Ankläger abtretender Beamten, die ihren Rechenſchaftsbericht ablegen mußten, einen gefürchteten Namen erworben. Nun aber ſuchte er ſehr entſchieden, auf die innere und äußere Staatsleitung auch poſitiven Einfluß zu gewinnen. Wenn man mit Recht darauf verzichtet, aus den Angriffen der Komödiendichter das Bild Kleon's, wie es der große Thukydides (auch dieſer ſein politiſcher Gegner) entworfen hat, zu retouchiren, und ſich nur an die Thatſachen hält, ſo ergibt ſich etwa dieſee. Kleon iſt nichts weniger als ein Führer wüthender Proletarier, ſondern in ſeinem glühenden Ehrgeize und ſeinem energiſchen Haſſe gegen die Eupatriden den berühmten „Volkshauptleuten“ an der Spitze der „Popolaren“ oder der zünftigen Demokratie in den italieniſchen, deutſchen und flandriſchen Städten des Mittelalters zu vergleichen. Ihn beherrſchten nur zwei politiſche Ideen. Auf der einen Seite eine unverſöhnliche, mistrauiſche Abneigung gegen den Adel ſeiner Stadt, die ihn zu immer härterer Einſeitigkeit trieb, und ihn als Gegner im Parteikampfe auf der andern Seite nur Unrecht, böſen Willen, bewußte Schlechtigkeit ſehen ließ. Hier lagen die Motive, auf Grund deren ſein Auftreten den Ton des Parteikampfes „vergiftet“ hat, zumal nun auch die adeligen Gegner, denen die furchtbare Waffe der Komödie zu Gebote ſtand, die ſchärfſten Pfeile gegen ihn ſchleuderten. Auf der andern Seite war in Kleon der attiſche Volkshaß gegen Sparta gleichſam perſonificirt. Er wollte von einem faulen Frieden mit Sparta nichts wiſſen, den Krieg bis zur wirklichen Ueberwältigung der Peloponneſier geführt wiſſen. Zu allem Unheil ſtand ihm nun keine überlegene politiſche Führung gegenüber, und er ſelbſt war bei allem glühenden Patriotismus doch nicht als Staatsmann begabt oder geſchult. Trotz ſeines ſcharfen Verſtandes einigermaßen beſchränkt; energiſch bis zum Chauvinismus; ſtets zu gewaltſamen Maßregeln geneigt, aber ohne Kenntniß der Grenzen der attiſchen Machtverhältniſſe, — war er ſtets geneigt, über ſchlechte Kriegführung, ja über Verrath zu klagen. Und leider wurde ſein übermäßig ſchroffes Auftreten ſowol durch manche höchſt bedenkliche Elemente in der attiſchen Friedenspartei, wie durch ariſtokratiſche und abfallsluſtige Elemente unter den Verbündeten wiederholt herausgefordert. Bei ſeinem Auftreten nun unterſtützte ihn einerſeits eine wahre Löwenſtimme, eine naturwüchſige Beredſamkeit, und ſeine genaue Kenntniß der Art und der Stimmung des attiſchen Volkes, dem er doch wieder unter Umſtänden mit rückſichtsloſer Derbheit entgegenzutreten ſich nicht ſcheute.

Ob Kleon allezeit nur als Oppoſitionsredner oder (ſeit 427) als Mitglied des jährlich wechſelnden Regierungsrathes ſeine Anſichten vertreten hat, oder ob er wirklich (wie neuerdings angenommen worden iſt) auch ein hohes Finanzamt erlangte und etwa (426—422) Verweſer der öffentlichen Einkünfte war, iſt ſtreitig. Aber wir wiſſen, daß er (wahrſcheinlich 425 v. Chr.) eine Erhöhung des Heliaſtenſoldes, der Diäten für die Geſchworenen, bis auf 3 Obolen (40 Reichspfennige) durchſetzte, vielleicht auch zu großem Unwillen der Vermögenden damals die Einführung einer Vermögensſteuer für Kriegszwecke erzielt hat.

Bedeutſamer tritt aber Kleon da in den Vordergrund, wo er in die auswärtigen Angelegenheiten der Zeit eingreifen konnte. Seinen hiſtoriſchen Ruf hat Kleon namentlich im J. 427 compromittirt. Als nämlich damals die lesbiſche Stadt Mytilene, deren timokratiſcher Adel feindlich gegen Athen aufgetreten war, nach längerer Belagerung, durch die Gemeinde gezwungen, ſich ergeben hatte, ſetzte Kleon in der Verſammlung der erbitterten Athener den entſetzlichen Beſchluß durch, daß alle waffenfähigen Mytilenäer niedergehauen werden ſollten. An ſich freilich widerſprach dieſer Beſchluß dem furchtbar harten griechiſchen „Kriegsrechte“ nicht; aber doch beſchimpfte er die Ehre der bis dahin auf ihre Humanität ſtolzen Athener, er paßte beſſer für aſſyriſche, keltiſche und karthagiſche Barbaren. Er war aber auch dumm; denn in ſeinem grimmigen Terrorismus vergaß Kleon, daß doch erſt der Demos von Mytilene die Ergebung erzwungen hatte. Damals mußte ſich Kleon es denn auch gefallen laſſen, daß in nächſter Zeit die Stimmung umſchlug und das Volk trotz ſeines Widerſpruches einen neuen Beſchluß faßte, der das Todesurtheil auf die abgefallenen Ariſtokraten beſchränkte. Dagegen wandte ſich im J. 425 v. Chr. wider Erwarten das Glück ihm zu. Als damals die Athener in dem meſſeniſchen Pylos mit Hülfe ihrer Flotte mehrere hundert Spartiaten auf der Inſel Sphakteria blokirt hielten, vereitelte Kleon in ſeinem unausrottbaren Mistrauen gegen die Spartiaten und gegen die gemäßigten Parteiführer in Athen die Chancen eines günſtigen Friedensſchluſſes mit Sparta. Als nun aber der Kampf der Athener gegen die Beſatzung von Sphakteria keine Fortſchritte machte, und Kleon unter herbem Tadel der attiſchen Kriegführung etwas renommiſtiſch auftrat: da wandte ihm ein ſchlauer, in Wahrheit ſehr unpatriotiſch gedachter, Schachzug ſeiner Gegner das Commando in Pylos zu. Sei es nun, daß Kleon wirklich überrumpelt war, ſei es, daß er mit großer demagogiſcher Schlauheit operirt hatte: nach Uebernahme des Commandos handelte er ſehr verſtändig. Er nahm ein tüchtiges Corps friſcher Truppen, theils Hopliten, theils thrakiſche Schützen, mit nach Pylos, ließ ſich den in Pylos ſtehenden, trefflichen General Demoſthenes als Unterfeldhern zugeſellen, und überließ nachher dieſem die Ausführung des von

Digitized by Google

dem tüchtigen Offizier längſt entworfenen Plans, der in der That die Inſel Sphakteria und mit ihr 120 Spartiaten in die Hände der Athener brachte.

Damit erreichte Kleon in Athen den Höhepunkt ſeines Anſehens. Aber er hatte weder die diplomatiſche Geſchicklichkeit, noch die politiſche Mäßigung, um nun endlich einen Abſchluß mit Sparta möglich zu machen. Bekanntlich nahm der Krieg nachher, namentlich durch den Abfall der Städte auf Chalkidike, eine für Athen wenig günſtige Wendung. Es war dann Kleon, der, als Thukydides (424) nur Eion, nicht aber Amphipolis hatte retten können, die Verbannung dieſes tüchtigen Mannes herbeiführte. Und im letzten Stadium des erſten großen Abſchnittes des Peloponneſiſchen Krieges wurde Kleon, der nicht mit Unrecht auf ſtarke Kraftentfaltung in dieſen Gegenden drang, im J. 422 abermals als Oberfeldherr nach der makedoniſchen Küſte geſchickt. Aber diesmal ſtand ihm kein Offizier wie Demoſthenes zur Seite. Die Soldaten waren ihm großentheils perſönlich abgeneigt, — vielleicht war er ſelbſt nur durch perfide Berechnung ſeiner Gegner an die Spitze des Heeres geſtellt worden. Genug, zu Ende des Sommers kam er in die Lage, in ungünſtiger Stellung bei Amphipolis gegen den trefflichen Spartaner Braſidas ſchlagen zu müſſen. Er verlor ruhmlos die Schlacht und das Leben. Da aber auch Beſidos gefallen war, ſo gewann in Athen wie in Sparta die Friedenspartei ſo ſehr das Uebergewicht, daß 421 der Friede des Nikias geſchloſſen werden konnte. — Unter der zahlreichen monographiſchen Literatur über Kleon findet ſich keine Schrift, die an Bedeutung mit den ihn betreffenden Abſchnitten in den größeren Geſammtwerken über griechiſche Geſchichte zu vergleichen wäre. Eine objective Würdigung Kleon's verſuchte zuerſt der ältere Droyſen in mehrern ſeiner Einleitungen zu einigen der Komödien des Ariſtophanes in ſeiner deutſchen Ueberſetzung (Bd. II, 1837). Vertheidiger hat Kleon namentlich gefunden an dem engliſchen Geſchichtſchreiber Griechenlands, Georg Grote; ſ. in der deutſchen Ueberſetzung ſeines Werkes, der Meiſter, Bd. III (1853); ferner theilweiſe an Oncken, „Athen und Hellas", Th. II (1866) „Perikles, Kleon, Thukydides", und namentlich an Müller-Strübing, zuerſt in ſeinem Hauptwerke: „Ariſtophanes und die hiſtoriſche Kritik" (1873); ſ. endlich Beloch, Die att. Politik ſ. Perikles (1884). (*G. Hertzberg.*)

KLEONAE (*αἱ Κλεωναί*), uralte Stadt in Argolis zwiſchen Korinth und Argos, von erſterm 80, von letzterm 120 Stadien entfernt, an dem jetzt Longopotamos genannten Fluſſe gelegen, der 30 Stadien weſtlich von Korinth in den Korinthiſchen Meerbuſen mündet. Heutzutage finden ſich Trümmer bei dem Chan von Korteſa, die den Umfang der Stadt, ihrer Mauern und der Akropolis noch deutlich erkennen laſſen (Fiſcher, Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenl. S. 286 fg.; Burſian, Griechenland II, S. 37).

Von der antiken Tradition wird Kleonä für eine der älteſten helleniſchen Städte gehalten; es ſoll gegründet worden ſein von Kleone, der Tochter des Aſopus, des Sohnes des Oceans und der Thetis (*Diod.* 4, 72, 1) oder von Kleones, dem Sohne des Pelops (*Paus.* 2,15,1), und wird von allen antiken Mythen über die Wanderungen des Herkules als zu deſſen Zeiten beſtehend vorausgeſetzt (*Diod.* 4, 33, 3; *Ael.* V. H. 4, 5; *Apoll.* 2, 5, 1; 2, 7, 2 u. a.) In der Ilias (2, 570) wird das „ſchön gebaute Kleonä" im Schiffskatalog aufgeführt unter den Städten, die Mykenä und Agamemnon unterworfen waren.

Politiſch hat Kleonä niemals eine Rolle geſpielt. Zur Zeit der Doriſchen Wanderung verließ ein großer Theil der Bürger die Heimat und zog nach Jonien (*Paus.* 7, 3, 9). Die ſpäteren Bewohner waren bei der wichtigen Lage der Stadt an dem Paſſe, der die Straße zwiſchen Korinth und Argos beherrſcht (*Xen.* Hell. 7, 5, 15; *Liv.* 33, 15; Burſian l. c.), früh den Eroberungsgelüſten der letztgenannten Städte ausgeſetzt; ſo finden wir die Stadt bald im Beſitze von Korinth (*Plut.* Cim. 17); ſpäter von Argos, dem es helfen mußte, Mykene für ſeine Theilnahme an der Vertheidigung der Thermopylen zu zerſtören (*Strabo* p. 377; vgl. *Diod.* 11, 65). Ebenſo nahm Kleonä 418 v. Chr. im Heergefolge von Argos an der verhängnißvollen Schlacht bei Mantinea theil (*Thuc.* 5, 67); 393 im Korinthiſchen Kriege an der Einnahme Korinths (*Plut.* Tim.; *Diod.* 14, 92). Politiſche Selbſtändigkeit erhielt die Stadt erſt im 3. Jahrh., als Arat ſie dem achäiſchen Bunde zuführte (*Plut.* Arat. 28), welch letzterer auch den Verſuch machte, die Nemeiſchen Spiele, die nach dem Verfall von Nemea Argos an ſich ziehen wollte, Kleonä zu erhalten (*Plut.* Ar. a. a. O.). Dem achäiſchen Bunde blieb die Stadt, abgeſehen von Zeiten, da ſie mit Gewalt gehindert wurde (*Pol.* 2, 52, 2; *Plut.* Kleom. 19), bis zu ſeiner Auflöſung treu. Im J. 197 v. Chr. ward ſie von den Truppen des Königs Philipp zur Strafe, daß ſie mit dem Bunde von Macedonien abgefallen und zu Rom übergegangen war, verwüſtet (*Liv.* 33, 14, 7); zwei Jahre nachher brachten die Kämpfe gegen Nabis neue Leiden (*Liv.* 34, 25). Nach Korinths Zerſtörung war ihre Freiheit mit der Griechenlands thatſächlich zu Ende.

Die Stadt verfiel früh. In der Römerzeit wird Kleonä, trockene Aufzählung in den geographiſchen Handbüchern abgerechnet, faſt nie erwähnt. Ovid (Met. 6, 417) ſpricht von dem „winzigen" Kleonä; faſt noch ſchlimmer drückt ſich Lucian (Char. 23) aus.

Archäologiſches Intereſſe erweckte Kleonä im Alterthume dadurch, daß dort eine Reihe von Kunſtwerken des ehrwürdigen Künſtlerpaares Dipoinos und Skyllis aufbewahrt wurden (*Plin.* N. H. 36, 14); ſpeciell eine Statue der Athene nennt Pauſanias (2, 15, 1). Von einem Tempel des Herakles (*Diod.* 4, 33, 3) und der Athene (*Paus.* a. a. O.) finden ſich heute noch Spuren (Burſian, a. a. O.). (*W. Sieglin.*)

KLEONAE (*Κλεῶναι Scyl.* 66), Stadt in Makedonien, auf der Halbinſel Chalcidice, am weſtlichen Abhange des Athos gelegen, vermuthlich da, wo jetzt Xeropotami ſteht (*Plin.* N. H. 4, 37; *Herod.* 7, 22; *Strabo*, p. 331 fr. 33). Die Einwohner waren urſprünglich Pelasger aus Lemnos (*Strabo*, p. 331 fr. 35), die aber noch zu Thucydides' Zeit in großer Menge griechiſch und barbariſch

Digitized by Google

ſprechend neben den helleniſchen Coloniſten ſich gehalten hatten (*Thuc.* 4, 109). Mela (2, 30) legt die Stadt ungenau „inter Athon et Pallenen“. (*W. Sieglin.*)

KLEONAE (*Κλεωναί*), ein Flecken in Phokis, Hyampolis gehörig, und wahrſcheinlich identiſch mit der „Vorſtadt“ (*προαστεῖον*), die *Xen.* Hell. 6, 4, 27 bei Hyampolis erwähnt, die Jaſon von Pherä einnahm, als er nach der Schlacht bei Leuktra nach Theſſalien zurückkehrte. Plutarch (De virt. mul. 2) erzählt von einem glänzenden Siege, den bei Kleonä die Phoker einſt über die Theſſaler errungen. — Wahrſcheinlich ſind die Ruinen, die ſich nördlich von dem Hügel, auf dem Hyampolis lag, finden, Reſte des Städtchens. (*W. Sieglin.*)

KLEOPATRA iſt ein griechiſcher Frauenname, welcher namentlich in den Familien der makedoniſchen Adelsfamilien und denen der Diadochen Alexander's des Großen wiederholt auftritt. Wir nennen hier namentlich die Nichte des makedoniſchen Generals Attalos, welche den großen Philipp von Makedonien in zweiter Ehe 337 v. Chr. heirathete; ſie wurde nicht lange nach Philipp's Tode (Auguſt 336 v. Chr.) durch die Henker der eiferſüchtigen Olympias in grauſamer Weiſe ermordet. — Viel bedeutender war Philipp's und der Olympias ſchöne und geiſtreiche Tochter Kleopatra, die unmittelbar vor ſeinem Tode (Auguſt 336 v. Chr.) mit dem makedoniſchen Fürſten Alexander vermählt wurde. Seit deſſen Untergang in Italien (330 v. Chr.) Witwe, und nach ihres Bruders Alexander Tod (323) wiederholt von den großen Diadochen umworben, wurde ſie im J. 308 durch die Agenten des Antigonos in Sardes (wo ſie ſeit etwa 15 Jahren lebte) ermordet, weil dieſer ihre damals vorbereitete Verbindung mit ſeinem großen Gegner, dem Lagiden Ptolemäus I. von Aegypten, fürchtete. — Unter den fürſtlichen Damen dieſes Namens in den Diadochenfamilien nennen wir noch die Kleopatra, Tochter des Seleukiden Antiochos III., die 198/97 v. Chr. mit dem jungen ägyptiſchen Könige Ptolemäus V. Epiphanes verlobt und die Mutter des Ptolemäus VI. Philometor und des Ptolemäus Euergetes II. (Physkon) und einer Tochter Kleopatra wurde. Sie ſtarb 173 v. Chr. Ihre (b) Tochter Kleopatra wurde ſpäter nach der uns ſo widerwärtigen Sitte dieſes Lagidenhauſes nacheinander die Gattin ihrer Brüder; zuerſt des Philometor, und nach deſſen Ableben (146 v. Ch.) des furchtbaren Physkon, der ſie moraliſch auf das ſchändlichſte misbrauchte und ſogar deren gleichnamige Tochter Kleopatra zu ſeiner zweiten Frau machte. Die Söhne dieſer letztern waren Ptolemäus VIII. Lathyros, der ſeit 117 unter dem Commando dieſes ſchlechten Weibes ein Schattenregiment führte, 107 von ihr vertrieben und durch den jüngern Bruder Ptolemäus X. erſetzt wurde, der aber 89 v. Chr. die ſchreckliche Mutter ermordete. (c) Eine Tochter des Philometor, Kleopatra, heirathete 150 v. Chr. den ſyriſchen Prätendenten Alexander I. Balas, und nach deſſen Sturze 147/46 den Seleukiden Demetrios II. Nikator. Als dieſer ſpäter in parthiſche Gefangenſchaft gerathen war, wurde ſie die Gattin ihres Schwagers Antiochos VII. Sidetes, der 128 in Medien ſeinen Untergang fand. Gleich nachher entkam Demetrios der parthiſchen Haft und erſchien in Syrien. Die Eiferſucht der Kleopatra auf die neue parthiſche Frau des Demetrios ſoll ſie beſtimmt haben, ihn 126 v. Chr. ermorden zu laſſen, als er eine Schlacht gegen einen Prätendenten verloren hatte. Die blutige Megäre ſtand auch mit ihren Söhnen von Demetrios auf todfeindlichem Fuße; den einen, Seleukos, räumte ſie aus dem Wege, der andere, Antiochos VIII. Grypos, kam ihr (120) mit ſolcher That zuvor, und bereitete ihr den Tod. — (d) Eine andere Kleopatra war die Tochter des Ptolemäus Physkon und mit Antiochos IX. Kyzikenos, des Sidetes Sohn von voriger Kleopatra, vermählt; ihre feindliche Schweſter Tryphäna war die Gattin des Antiochos VIII. Grypos, alſo des feindlichen Halbbruders des Kyzikenos.

Den berühmteſten Namen unter dieſen ptolemäiſchen Fürſtinnen endlich gewann die Tochter des Ptolemäus XI. Auletes. Als dieſer Lagide im Mai des J. 51 v. Chr. ſtarb, vermachte dieſer illegitime Nachkomme des zehnten Ptolemäers die Herrſchaft über Aegypten ſeinen Kindern (von ſeiner Schweſter Kleopatra), der jugendlich ſchönen, anmuthigen und fein gebildeten Kleopatra, die 69 oder 68 v. Chr. geboren war, und ihrem (zu ihrem ſpätern Gatten beſtimmten) damals zehnjährigen Bruder Ptolemäus XII. Dionyſos. Die ſchöne, hochbegabte und ſehr früh gereifte Fürſtin aber gerieth bald in Conflict mit ihres Bruders Umgebung, welche zwiſchen den Geſchwiſtern Hader entzündete.

Der Miniſter Potheinos und der Kronfeldherr Achillas vertrieben die junge Königin aus Alexandria, die nun an der Oſtgrenze des Reiches Truppen ſammelte. In dieſen Kampf fiel die Ankunft des großen Römers Julius Cäſar, der auf der Verfolgung des Pompejus nach der Pharſalosſchlacht, nicht lange nach deſſen Ermordung (28. Sept. 48 v. Chr.) zu Anfang October 48 in Alexandria erſchien, und den ägyptiſchen Thronſtreit vor ſein Forum zog. Nun wußte die energiſche Kleopatra mit Liſt in das Schloß zu gelangen, wo ſich Cäſar aufhielt. Ihre kokette Grazie, ihr Geiſt und ihre perſönliche Hingebung bezauberten den gewaltigen Sieger vollſtändig. Aber als Cäſar nun die alte Ordnung der Dinge zu Gunſten der jungen Königin hergeſtellt hatte, fürchtete die ägyptiſche Hofpartei die Rache der Kleopatra, die nach Art ihres Stammes von Grauſamkeit durchaus nicht frei war, und auch ſpäter ſich nicht ſcheute, ihre Hände in Blut zu tauchen. Potheinos alſo entzündete mit tückiſcher Liſt einen furchtbaren Aufſtand der Alexandriner und der ägyptiſchen Truppen gegen Cäſar, der dann mit ſeiner ohnehin nur ſchwachen Macht längere Zeit über in der höchſten Gefahr ſchwebte. Als endlich nach Ankunft bedeutender Verſtärkungen aus Aſien dieſer („Alexandriniſche“) Krieg für Cäſar einen glücklichen Ausgang genommen hatte (Ende März 47), wurde Kleopatra, deren Bruder im Kampfe gegen die Römer gefallen war, von Cäſar wieder als Königin eingeſetzt und neben ihr der letzte Knabe des Hauſes, der ſechsjährige Ptolemäus, proclamirt, ihre intriguante Schweſter Arſinoë aber nach Rom geſchickt.

Die Schönheit und beſtrickende Anmuth, die ſeine

Digitized by Google

Geiſtesbildung und die Gewandtheit der Kleopatra, die auch der verſchiedenſten Sprachen jener Zeit mächtig war und die Regentemtalente ihrer bedeutendſten Vorfahren geerbt hatte, hatten ihr auf Cäſar den ſtärkſten Einfluß geſichert; ſie mochte ſehr kühne Hoffnungen nähren, als ſie nach Austoben des römiſchen Bürgerkrieges im J. 46 mit Cäſarion, ihrem Sohne von Cäſar, nach Rom kam, wo ſie ihre Wohnung in den Gärten des Dictators aufſchlug (jenſeit der Tiber, wo jetzt die Gärten und der Palaſt des Fürſten Pamphili ſich am Fuße der transtiberiniſchen Hügel hinziehen). Schon jetzt aber erregte die Verbindung Cäſar's mit der Fremden, mit der ſtolzen Aegypterin, eine tiefe Misſtimmung der Römer gegen die ägyptiſche Königin, die ſpäter zu glühendem Abſcheu ſich geſteigert hat. Zunächſt mußte Kleopatra, als Cäſar (am 15. März 44 v. Chr.) den Dolchen der Republikaner erlegen, in aller Stille die Welthauptſtadt wieder verlaſſen. Ihre Neigung blieb der Sache der Cäſarianer treu; und als während des Krieges zwiſchen dieſen und den Republikanern ihr Admiral Serapion die kypriſche Flotte dieſen zuführte, geſchah es ſehr wider ihren Willen, und Serapion mußte ſpäter mit dem Leben dafür büßen. Als nach der Schlacht bei Philippi (im Herbſte 42 v. Chr.) und vollſtändiger Ueberwältigung der Republikaner der ſiegreiche Triumvir M. Antonius den Orient inſpicirte, wurde es der zur Verantwortung nach dem kilikiſchen Tarſos im J. 41 beſchiedenen Kleopatra ſehr leicht, ihr politiſches Verhalten zu rechtfertigen. Mehr aber: es iſt ihren Reizen, ihrer Koketterie, ihrem Geiſt und ihrer Klugheit gelungen, nun auch den zweiten Herrn der römiſchen Welt zu bezaubern und für ſich zu gewinnen.

Jetzt aber in ganz anderer Weiſe als früher Cäſar. Marcus Antonius war bei aller Begabung ein Sklave der Sinnlichkeit; er verliebte ſich mit höchſter Leidenſchaft in die ſchöne Königin, die nun aber auch auf ſeine politiſche Haltung den ſtärkſten, ihr ſelbſt zuletzt ſehr ſchädlichen Einfluß gewann. Denn ihr Intereſſe blieb doch auf die Steigerung der Lagidenmacht gerichtet, was allmählich zu Colliſionen mit den römiſchen Reichsintereſſen führen mußte. Zunächſt hielt ſie ihren neuen Liebhaber feſt in dem berauſchenden Taumel feiner Genüſſe, wie ſie damals nur Alexandria bieten konnte. Aber ſie benutzte auch ihre Gunſt bei Antonius, um Rache an verſchiedenen mächtigen Feinden zu nehmen und ihre verbannte Schweſter Arſinoë in Milet ermorden zu laſſen. Inzwiſchen hatte in Italien der ſchwere peruſiniſche Krieg zwiſchen Octavian und den exaltirten Anhängern des Marcus Antonius ſich entzündet, und der große Triumvir ſah ſich genöthigt, im Sommer 40 nach Europa zurückzukehren. Die neuen politiſchen Aufgaben und ſeine Vermählung mit Octavian's Schweſter, der ſchönen, edeln und liebenswürdigen Octavia, trennten einſtweilen den Antonius für längere Zeit von dem ſchönen Dämon am Nil. Als er aber im J. 36 zur Leitung eines parthiſchen Krieges wieder nach Syrien ſich begeben hatte, begann die Zeit, wo Kleopatra definitiv den Sieg über Octavia davontrug, und nun in verhängnißvoller Weiſe den Triumvir in ihren Bahnen feſthielt. Zunächſt entfremdete er ſich mehr und mehr den Römern und verlor ſchrittweiſe ſeine alte Popularität in Rom, während Octavian hier immer feſtern Fuß faßte: für den noch ausſtehenden Entſcheidungskampf zwiſchen beiden Machthabern bedenklich genug. Antonius hatte ruhmlos gegen die Parther geſtritten. Nun nahmen die Römer es ſehr übel, daß Antonius aus Liebe zu der Königin Kleopatra ſeinen Triumph über die Armenier im J. 34 in Alexandria feierte und dann dazu verſchritt, lediglich die fürſtlichen Intereſſen des Lagidenhauſes zu cultiviren. Als „Königin der Könige" wurde Kleopatra im Beſitze ihres Reiches und neuer Erweiterungen beſtätigt; ihr Sohn Cäſarion wurde als ihr Mitregent anerkannt, ihre Kinder von Antonius mit verſchiedenen Provinzen aus den Beſitzungen des römiſchen Reiches ausgeſtattet.

Als mit dem J. 33 die Dinge zwiſchen Antonius und Octavian ſich zum endlichen Bruche zuſpitzten, ſiedelte Antonius mit Kleopatra zuerſt nach Epheſos, dann im Winter auf 32 v. Chr. nach Samos, zuletzt nach Athen über. Octavia erhielt den Scheidebrief. Die Anweſenheit der Königin wurde für Antonius verderblich; nicht nur daß überall die Geſchäfte der Rüſtungen und der Politik durch üppige Feſte, oft höchſt phantaſtiſcher Art, durchkreuzt wurden: ihr Uebermuth und ihre Anmaßung verletzten auch viele treue Anhänger ihres römiſchen Freundes. Der Abfall zweier namhafter Männer zu Octavian ſetzte dieſen in Stand zu erfahren, daß Antonius ſein Teſtament in Rom bei den Veſtalinnen deponirt hatte. Octavian bemächtigte ſich deſſelben, und in Rom, wo man aus demſelben erfuhr, wie vollſtändig in dem Liebhaber der Kleopatra jedes römiſche Gefühl erſtorben war, ſchnellte des Antonius Schale hoch empor. Mit großer Schlauheit ſetzte es Octavian endlich durch, daß der Senat den Krieg nur der Kleopatra erklärte; die Theilnahme des Antonius an dieſem Kampfe trat ſo in ein für dieſen höchſt compromittirendes Licht.

Es war nachher die Schuld der Kleopatra, daß ſie durch ihre Einmiſchung den Antonius hinderte, den Krieg ſo zu führen, wie es ſeiner Begabung und der Art ſeiner Kriegskunſt am beſten entſprochen hätte. So überließ Antonius die Offenſive dem Octavian; und als endlich der thörichte Rath der Kleopatra dahin entſchied, daß der zunächſt entſcheidende Kampf mit der Flotte verſucht wurde — am 2. Sept. 31 v. Chr. bei dem akarnaniſchen Vorgebirge Actium —, da verſagte während der Schlacht der Königin, als einem Weibe, der Muth ſo vollſtändig, daß ſie mit ihren 60 Schiffen des linken Flügels die Flucht ergriff. Die unerhörte Thorheit des Antonius, ihr nach Aegypten zu folgen und ſein brillantes Landheer im Stiche zu laſſen, machte den Tag für immer verhängnißvoll.

Die grauſame Rückſichtsloſigkeit, mit welcher Kleopatra in Aegypten die Zügel erfaßte und ihre neuen Rüſtungen retteten ſie nicht mehr vor dem Verhängniß. Als Octavian im J. 30 v. Chr. durch Syrien gegen Aegypten vordrang, wurde er nach Einnahme von Peluſion des Widerſtandes ſeiner Gegner zu Lande Meiſter;

Digitized by Google

dann fiel auch die ägyptiſche Flotte (am 1. Aug.) zu ihm ab. Soweit es in ihrer Natur lag, hatte Kleopatra den Antonius wirklich geliebt; jetzt, ſo ſcheint es, gab ſie ihn auf und folgte nur noch den perſönlichen Intereſſen der ptolemäiſchen Fürſtentochter. Sie zog ſich in ein feſtes, bei dem Iſistempel in dem Rayon des Schloſſes zu Alexandria erbautes Mauſoleum, wo ihre Schätze aufgeſpeichert lagen, zurück. Die falſche Botſchaft, die Antonius erhielt, daß ſie ihrem Leben freiwillig ein Ende gemacht habe, beſtimmte den unglücklichen Triumvir, ſein elendes Daſein mit dem Schwerte zu beſchließen. Der Verſuch aber, durch ihre Kunſt das Mitleid des Octavian zu erregen und die Schmach von ſich abzuwenden, den Römern bei dem Triumphzuge gezeigt zu werden, ſcheiterte an der Schlauheit und eiſigen Kälte des Siegers von Actium. Als es der Liſt ſeiner Agenten gelungen war, ſie zur Ueberſiedelung in das Schloß zu beſtimmen und zugleich ſich ihrer koloſſalen Schätze zu bemächtigen, ſie dann bei einer Unterredung mit Octavian ſelbſt erkannte, daß der harte Mann ſie von der Schmach des Triumphes nicht befreien wollte, da hat ſie wieder ihn um dieſe Freude betrogen. Unter Täuſchung der römiſchen Wachen ließ ſie ſich, unter Früchten verborgen, kleine überaus giftige Schlangen in ihr Zimmer bringen und ſtarb durch deren Biß (nach dem 29. Aug. 30 v. Chr.) als freie Tochter des Hauſes der Lagiden. Ihr jüngſter Bruder war ſchon früher geſtorben, ihren Sohn Cäſarion ließ Octavian nun auch tödten. So war das Haus der Lagiden ausgeſtorben und Octavian machte nunmehr das ägyptiſche Reich zu einer Provinz des Römerreiches. Die Kinder des Antonius von der Kleopatra ſind in Rom von Octavian erzogen worden; die Tochter Kleopatra-Selene heirathete ſpäter den jüngern Juba, den gelehrten König von Numidien. — Das Beſte über die Geſchichte der Kleopatra findet ſich in den größern Werken über die römiſche Geſammtgeſchichte von Drumann, Peter und Mommſen; eine geiſtvolle Apologie der Königin ſchrieb Adolf Stahr: „Cleopatra“ (Berlin 1864).

(G. Hertzberg.)

KLEOPHAS heißt in der lutheriſchen Bibelüberſetzung (nach dem Vorgange der lateiniſchen Vulgata) der eine der beiden Jünger Jeſu, der nach Luk. 18, 24 am Abend des Auferſtehungsſonntags mit Jeſu nach Emmaus wandelte. Die griechiſche Form des Namens iſt *Κλεόπας*, wahrſcheinlich verkürzt aus Kleopatros und daher nicht identiſch mit *Κλωπᾶς*, welcher Joh. 19, 25 als Gatte der Maria, der Schweſter der Mutter Jeſu, erwähnt wird. Da dieſe Maria Mark. 15, 40 die Mutter Jakobus' des Kleinen heißt, dieſer kleine Jakobus aber (im Gegenſatze zu Jakobus, dem Sohne des Zebedäus) dieſelbe Perſon ſein muß mit Jakobus Alphäi, ſo ergibt ſich, daß ſowol *Κλωπᾶς* (bei Johannes) wie Alphaios (bei den Synoptikern) griechiſche Umformungen des aramäiſchen Namens Chalphaj ſind, während Kleopas eine von Haus aus griechiſche Bildung iſt.

(E. Kautzsch.)

KLEPHTEN[1]) nennt man die zu Banden organiſirten Räuber griechiſcher Nationalität in den Gebirgsgegenden des ehemaligen Nordgriechenlands. Die Griechen am Olymp, auf den Grenzgebirgen von Epirus, von Phokis, Aetolien und Akarnanien fügten ſich viel trotziger in das osmaniſche Joch als die Moreoten und andere. Die beſagten Landſchaften waren, um der ätoliſchen Raubfahrten der älteren Zeit nicht zu gedenken, ſeit den Kriegen des Sulla bis tief in die ſpätere römiſche Kaiſerzeit hinein der claſſiſche Boden für die Räuberei mit politiſcher Färbung geweſen. Ueber das frühere Mittelalter fehlen die Nachrichten; doch läßt ſich annehmen, daß das Unweſen nicht allein in gleicher Weiſe fortdauerte, ſondern angeſichts der großen Völkerverſchiebungen wider wlachiſche, ſlawiſche und albaneſiſche Einwanderer auch eine nationale Seite hervorkehrte. Unter der Osmanenherrſchaft traten Umſtände hinzu, welche die Entwickelung dieſer Art Räuberweſens noch beſonders begünſtigten; das ſiegreiche fremde Volk unterſchied ſich von den alten Landesbewohnern mehr noch als durch ſeine Sprache durch ſeine Sitte und ſeine Religion. Daſſelbe brachte die Idee des heiligen Krieges, der Verdienſtlichkeit des Schädigens und Tödtens Andersgläubiger mit ſich, eine Idee, welche ſich bald gegen es ſelber wenden mußte. Es war nur die Antwort auf die Doctrin des Islam, daß das Räuberweſen ſeine Spitze gegen dieſe Religion als Staat und als bürgerliche Genoſſenſchaft kehrte; wie der türkiſche Soldat und Beamte, ſo war ihm der des Weges ziehende Kaufmann jener Nationalität, der Landmann hinter ſeinem Pfluge, vogelfrei, ſobald man ſeiner Meiſter werden konnte. Das Verbrechen, in dieſer Weiſe geübt, fand nicht blos Entſchuldigung, ſondern es wurde als religiös-nationale That geprieſen. Wer einen Türken tödtete, der befreite die Welt von einem Feinde Gottes; wer im Kampfe mit Mohammedanern fiel, galt als Märtyrer des Chriſtenglaubens. Das Wort Klephte wurde zu einem Ehrennamen. Und der Schutz dieſes Räuberthums war nebſt dem Mannesmuthe ſeiner Adepten, ihrer Verſchlagenheit und der Schwierigkeit ihnen beizukommen, auch die Armuth der Gebirgsländer, in denen es zu Hauſe war. Dem Muſelman war wol der heilige Krieg zur Pflicht gemacht worden, aber ihm war auch die „Süßigkeit“ deſſelben (Lezzeti-Dſchihâd), d. i. Bereicherung durch Beute, Weiber- und Knabenraub, in Ausſicht geſtellt und bei den Expeditionen pflegte gegen die Koſten der Ausrüſtung der gehoffte Gewinn in Rechnung gebracht zu werden. In den öden Felſenbergen

1) Nicht Klephthen, wie man wol findet. Die Regel, nach welcher τ mit φ in Verbindung gebracht, in θ verwandelt wird, beſteht für das Vulgärgriechiſche nicht. *Κλέφτης* iſt das *κλέπτης* der alten Sprache, bedeutet aber nicht blos, wie in dieſer, einen Dieb, ſondern auch einen Räuber, hat alſo die früher obligate Bedeutung der argliſtigen Heimlichkeit abgeſtreift. Daſſelbe iſt mit *κλέπτω* der Fall, welches ſtehlen und rauben bedeutet. Will der Grieche den Klephten in der ſo bekannt gewordenen Bedeutung genauer bezeichnen, ſo ſagt er: *κλέφτης εἰς τὰ βουνά*, Gebirgsklephte.

Digitized by Google

Theſſaliens und Livadiens aber war nichts zu finden, das die Habgier reizen konnte, während der Tod von ungeſehener Hand hinter jeder Klippe her drohte. Wie Montenegro und der Balkan, ſo iſt auch der Olympus und Pindus nie vollſtändig unterworfen worden, weil die Pforte die Koſten ſcheute, welche ein ſolches Unternehmen ihr bereitet haben würde. Gleichwol empfand ſie das Räuberweſen als einen großen Uebelſtand, deſſen Abſtellung ſie ſich angelegen ſein laſſen mußte. Nach dem immer von ihr feſtgehaltenen Grundſatze beſchränkter, ſo confeſſioneller wie provinzieller, Selbſtregierung kam ſie zu dem Beſchluſſe, die Sicherung der von den Klephten beunruhigten Diſtricte in die Hände begüterter griechiſcher Inſaſſen zu legen, von denen, da ſie nach der Natur der Verhältniſſe ſelber viel von den Räubern zu leiden hatten, ſie ſich bereitwilligen Entgegenkommens verſah. So entſtand eine ausſchließlich griechiſche, von den Gemeinden zu unterhaltende Localmiliz, für welche der ſchon in byzantiniſcher Zeit unter den Paläologen, den Angiovinen, den Catalanen, den Serben üblich gewordene Name Armatolen, d. h. bewaffnete Mannſchaften, wieder zur Geltung kam und welche, für gewiſſe Fälle dem Provinzialgouverneur unterſtehend, als ihren höchſten Befehlshaber den Derwendſchi Baſchi (Chef der Engpaßwachen), einen von der Pforte den altbyzantiniſchen Kliſurarchen nachgebildeten einflußreichen Civil- und Militärbeamten, anerkannten. Die griechiſche Nation hatte durch dieſe Einrichtung den Vortheil, daß ſie ſich nicht, wie die armeniſche, unter türkiſcher Herrſchaft dem Waffenhandwerke völlig entwöhnte, ſondern daß ſich vielmehr einerſeits in den der Pforte feindlichen Klephten und andererſeits in den ihr dienenden Armatolen ein Kriegerthum erhielt, welches während der Freiheitskriege vom Jahre 1821—1827 die nachhaltigſten Dienſte leiſtete.[2] Der türkiſchen Regierung aber gelang es, auf dieſe Weiſe für die Sicherheit wenigſtens der hauptſächlichen Verkehr- und Militärſtraßen zu ſorgen, aus Gegenden von zweifelhafter Unterwürfigkeit die Abgaben einzuziehen und ſolchen Klephtenführern, denen nur durch Beſtechung beizukommen war, in der Würde eines Armatolenoffiziers eine annehmbare Stellung zu bieten, d. h. den feindlichen Gebirgsräuber in einen befreundeten umzuwandeln. Denn wenn auch das Klephtenthum durch die Armatolen eingeſchränkt wurde, von einer Vernichtung war nicht die Rede. Beide derſelben Nationalität und demſelben Glauben angehörig, wußten ſie in ihren Fehden immer ein gewiſſes Maß zu halten. Ein Band der Analogie ſchlang ſich um beide; wie die Protati oder Odſchaks der Armatolen zu einer erblichen Würde wurden, ſo nicht minder die Capitani der Klephten. Aus beiden bildete ſich eine Art Adel, d. h. Geſchlechter, die jeder kannte, auf die der gemeine Mann mit Stolz und mit Vertrauen hinblickte und aus welchen faſt ausſchließlich die berühmten Männer des neuerſtandenen Griechenlandes hervorgegangen ſind. Die Pforte war mit den Leiſtungen der Armatolen ſo zufrieden, daß ſie die urſprünglich auf die Olymp- und Pinduspäſſe beſchränkte Organiſation nordwärts bis zum Vardarfluß und ſüdwärts bis an die Küſten des Mittelländiſchen Meeres ausdehnte. Der gebirgige Theil der ſüdlichen Balkanhalbinſel wurde in Armatolendiſtricte, Armatolluks — im 17. Jahrh. 17 an Zahl, — eingetheilt, deren oberſter Inhaber gegen die Verpflichtung, für die öffentliche Sicherheit Sorge zu tragen, von den Ortſchaften des Diſtricts mit den von ihm angeworbenen Mannſchaften, den Palikaren, unterhalten werden mußte und auch ſonſt bedeutender Vorrechte genoß. Als die Janitſcharen in ihrer Entartung für den Beſtand der Monarchie immer gefährlicher wurden, glaubte die Pforte eine Weile, ſich in den Armatolen ein Gegengewicht gegen jene übermüthige Soldatesca ſchaffen zu können. Jedoch änderte ſich ihre Anſicht, als Peter der Große ſein früher ſo wenig gefürchtetes Reich zu einer Großmacht erſten Ranges erhob und Rußland anfing, die confeſſionellen Intereſſen zu einem Haupthebel ſeiner orientaliſchen Politik zu machen. Die Pforte ſuchte nunmehr nicht allein die Macht der Armatolen, ſondern auch ihre Zahl einzuſchränken und ſie hier und da durch albaneſiſche Derven-Aghas mit mohammedaniſcher Mannſchaft zu erſetzen. Ohne es zu wollen, vermehrte ſie dadurch das Klephtenthum, indem die Depoſſedirten mit ihren Palikaren in die Wälder zogen und ſich den Räubern anſchloſſen. Dennoch bildeten die Armatolen unter ihrem letzten gewaltigen Derwendſchi, dem berühmten Tepedelenli Ali Paſcha von Janina, noch immer eine reſpectable Macht, welche von ihm bald für, bald gegen die Pforte verwerthet wurde und mit welcher er jedes Unabhängigkeitsgelüſt ſeiner Untergebenen niederſchlug. Doch forderte auch er ihre Erſetzung durch Albaneſen, beſonders ſeitdem er mittels ihrer Hülfe in langen und blutigen Kriegen den autonomen Klephtenſtaat der Sulioten vernichtet hatte. Der allgemeine Aufſchwung des Griechenvolkes ſeit dem Ende des 17. Jahrh. infolge der Aufhebung des Knabenzinſes, des Wiedererwachens der Wiſſenſchaften, des Handels u. ſ. w. machte ſich auch bei den Armatolen und Klephten in ſtärkerem Hervortreten der nationalen und patriotiſchen Gefühle geltend. Auch Ali Paſcha trug zum Anwachſen des griechiſchen Selbſtbewußtſeins bei, indem er in den unter ſeiner ſtrengen Herrſchaft vereinigten Südtheilen der Balkanhalbinſel kein Vorrecht der Türken über die Rajah gelten laſſen wollte. Als ſich endlich die Pforte zu einem Vernichtungskriege gegen den mächtigen Vaſallen aufraffte, zögerten demnach die Klephten und Armatolen auch nicht, ſich auf des letztern Seite zu ſtellen, allerdings lediglich in eigennütziger Abſicht, denn der wol ſtaatskluge, aber hinterliſtige und treuloſe Albaneſe hatte es nicht verſtanden, perſönliche Sympathien rege zu machen. Aus dem Kriege gegen Ali Paſcha entſprang der griechiſche Aufſtand, an dem nun die Klephten und Armatolen hervorragenden Antheil nahmen. Durch ihre Ausdauer im Ertragen von Mühſalen zeichneten ſie ſich dabei ebenſo aus wie durch Raſchheit und kecken Muth im Angriff; gleichwol dürften ihre Leiſtungen, was den Erfolg für die Sache anbetrifft, vielfach überſchätzt worden ſein. Der Krieg wurde durch ſie häufig zu einem mit brutaler Grau-

2) So Hertzberg, Geſchichte Griechenlands III, 101.

Digitized by Google

ſamkeit und unerſättlicher Beuteluſt betriebenen Racheacte, wo perſönliche Beweggründe die politiſchen überwogen und die häßlichſte Treuloſigkeit in jeder Geſtalt auftrat. Der junge griechiſche Staat aber krankte faſt ein halbes Jahrhundert lang an den Nachwehen der Betheiligung eines ſolchen Elements an ſeiner Gründung. Es war vergebens, daß man den nach endlich hergeſtelltem Frieden mit der Türkei maſſenhaft in Griechenland verbliebenen rumeliotiſchen Klephten, welche in ihre Heimat nicht zurückkehren wollten und konnten, Staatsländereien bot, um ſie feſt anzuſiedeln; das Räuberleben war ihnen zur andern Natur geworden, und wenn ſie die türkiſche Grenze verſperrt fanden, ſo plünderten ſie ſcrupellos die Dörfer des eigenen Landes, ihrer Stamm- und Confeſſionsgenoſſen aus. Im J. 1833 brach eine Bande von 5000 Palikaren, die ſich auf griechiſchem Boden geſammelt hatte, in die Türkei ein und überfiel Arta, wo ſie nach Begehung unerhörter Barbareien von den türkiſchen Truppen geſchlagen und zu ſchleuniger Flucht genöthigt wurde. Im J. 1837 fand ein großer Raubzug von türkiſch-griechiſchen und helleniſchen Klephten von Agrapha in Nordgriechenland aus ſtatt; derſelbe verwüſtete viele helleniſche Dörfer vollſtändig. Je mehr Fortſchritte das griechiſche Städteleben in Sitte und Civiliſation machte, um ſo mehr näherte ſich das Klephtenthum gemeiner Banditenwirthſchaft. Leider war es das Parteigetriebe in der Regierung und nach Einführung der Verfaſſung noch mehr der Kammerfractionen, welches dem Unweſen Vorſchub leiſtete. Auch bemühte ſich die ruſſiſche Diplomatie unabläſſig, der Regierung zu Athen die Pflege des Klephtenthums anzuempfehlen, als ſicheres Actionsmittel wider die Pforte, wie man angab, und als Keim verderblichen Siechthums für Griechenland ſelber, wie man im ſtillen hoffte. Wie aber vordem die Pforte beſonders mächtiger und unbequemer Klephtenführer ſich nur dadurch hatte entledigen können, daß ſie ihnen wohldotirte Staatsanſtellungen als Armatolen gab, ſo auch Griechenland, welches in Ermangelung von Armatolluks ſeine Klephten zu Gensdarmerie-Oberſten machte. Das Klephtenweſen hinderte unmittelbar jede höhere Entwickelung der Landwirthſchaft, jede neue Beſiedelung des ſpärlich bewohnten Landes, mittelbar aber das Lebendigwerden des Rechtsbewußtſeins im Volke. Erſt infolge der Ermordung einiger angeſehenen Engländer und Italiener im Frühjahre 1850 bei einem Beſuche Marathons wurden energiſche Maßregeln getroffen, von denen die Freunde neugriechiſchen Lebens die allmähliche Ausrottung des eingewurzelten Uebels erwarten.

Das Klephtenthum hat große Aehnlichkeit mit dem Haidukenweſen im Balkan; was hier der Woiwode iſt dort der Kapitani, was hier die Momken, ſind dort die Palikaren. Beide haben mit den italieniſchen Banditen das abergläubiſche Vertrauen auf kirchlichen Ritualismus, Gelübde zu Gunſten Heiliger u. dgl. m. gemein. Beide verſchmähen es, ſich an Weibern und Kindern zu vergreifen; bei beiden kommt eine bis über das Grab reichende Treue unter den Theilnehmern der Bande vor. Den Klephten allein iſt noch die wilde Tapferkeit der Weiber eigen, welche, wie es in einem ihrer Lieder heißt, den Säugling an der Bruſt mit Flinte und Säbel gegen den Feind anrennen. Aber beide gleichen ſich auch in dem Hange zu Parteiungen, zum Verrath früherer Genoſſen, zur rückſichtsloſen Grauſamkeit. In Bulgarien wie in Griechenland ſind die Bemühungen, ſie zu Soldaten zu machen, an ihrem Widerwillen gegen Disciplin und Uniform geſcheitert. *(G. Rosen.)*

KLERUCHIEN und KLERUCHEN. Die großartige Coloniſation der Griechen der Alten Welt bis zu den Zeiten der Diadochen zeigt uns alle möglichen Arten von Colonien, welche die Wiſſenſchaft zu unterſcheiden pflegt, in großer Menge vertreten. Nur eine Gattung iſt auf ein ziemlich kleines Gebiet beſchränkt, nämlich jene, welche am meiſten mit der römiſchen Weiſe, Italien zur Zeit der Republik zu coloniſiren und zu romaniſiren, ſich berührt. Das Syſtem, durch planmäßige, ſeitens des Staates geleitete Ausführung ärmerer Bürger oder Bürgerſöhne nach einem eroberten auswärtigen Gebiete zuerſt die Heimat von Proletariern zu entlaſten, dann aus armen Leuten wohlhabende Grundbeſitzer zu machen, weiter dadurch Beſatzungen auf wichtigen Punkten zu erſparen, endlich aber auswärts den eigenen Stamm zu erweitern, haben unter den Griechen nur die Athener gepflegt. Solche Colonien nannten die Athener Kleruchien, die Coloniſten, — die durch das Loos ausgewählt und nach abgetheilten Landlooſen (κλῆροι) geführt wurden — Kleruchen. Obwol dieſelben in ihrem Sitze je eine geſchloſſene Gemeinde bildeten, traten ſie doch nicht aus dem attiſchen Staatsverbande, ſondern blieben Bürger von Athen; die in einer ſolchen kleruchiſchen Anſiedelung Geborenen waren darum nicht weniger Bürger der großen Mutterheimat. Nach voller Entwickelung des Syſtems konnte ſich der einzelne Kleruche aufhalten, wo er wollte, und ſein Grundſtück verpachten. Sonſt ſtanden die Kleruchen in Athens claſſiſcher Zeit, wo ſie allein in Menge erſcheinen, in ähnlicher Abhängigkeit wie die Bundesgenoſſen; ſelbſt von Tributpflichtigkeit ſchienen ſie nicht ganz befreit geweſen zu ſein. Die erſte große Kleruchie wurde im J. 506 v. Chr. nach dem gewaltigen Siege der Athener über die chalkidiſchen Hippoboten in Euböa, auf den Weiden und Rittergütern, welche Chalkis abtreten mußte, für 4000 attiſche Bauern der unterſten Steuerklaſſe angelegt. Glückliche Eroberungen, zuweilen auch Kauf, gaben bis zu der Ueberwältigung von Melos (416 v. Chr.) für die Athener immer neue Mittel zur Anlage derartiger Colonien, die mehr und mehr dazu dienen ſollten, das attiſche Reich des 5. Jahrh. v. Chr. zuſammenzuhalten. Auf Skyros, Lemnos, Imbros, Naxos, Aegina, Potidäa, Delos, Lesbos (427 v. Chr.), in Skione (420), auf Andros, Euböa, Melos, auf verſchiedenen Punkten Thrakiens, im Cherſonneſos und auch ſonſt vielfach ſind ſolche Kleruchien gegründet worden (freilich den übrigen Hellenen eine ſehr unangenehme Erſcheinung) die nach der Schlacht bei Aegospotamoi (405 v. Chr.) bis auf Lemnos, Imbros und Skyros verlorengingen. Bei der Gründung des zweiten atheniſchen Seebundes, 377 v. Chr., verſprachen die Athener, künftig auf ſolche Coloniſationen zu verzichten; doch iſt

Digitized by Google

die Sache keineswegs ganz unterblieben; namentlich auf dem Cherſonneſos (353) und ſpeciell in Samos wurde 365 eine ſolche Kleruchie von 2000 Loſen angelegt.

(G. Hertzberg.)

KLERUS iſt in der griechiſch- und römiſch-katholiſchen Kirche die Bezeichnung des geiſtlichen Standes. In jeder Gemeinſchaft bildet ſich naturgemäß die Unterſcheidung von leitenden und geleiteten Mitgliedern heraus. Auch in religiöſen Gemeinſchaften vollzieht ſich mit Nothwendigkeit eine derartige Scheidung. Aber ſehr verſchieden iſt die Spannung des Unterſchiedes. Bald iſt es nur ein Unterſchied der Function, indem jedes Mitglied der Gemeinſchaft das Recht hat, als Lehrer aufzutreten und, ſobald dieſe Thätigkeit beendet iſt, wieder in ſeine frühere Stellung zurücktritt; bald iſt es ein Unterſchied des Amtes, indem die Gemeinde von ſich aus Perſonen mit der Ausübung der leitenden Handlungen beauftragt; bald wieder iſt es ein Unterſchied des Standes, indem ein Stand oder Geſchlecht als von Gott auserwählt erſcheint, den übrigen das religiöſe Heil zu vermitteln. Letzteres iſt die Auffaſſung der katholiſchen Kirche, welche ausdrücklich zwei Stände in der Kirche unterſcheidet, den Stand der Geiſtlichen oder die leitende Kirche und den Stand der Laien oder die geleitete Kirche. Das griechiſche Wort *κλῆρος*, eigentlich Los, dann der erloſte Antheil, ſchließlich das Erbtheil oder das Eigenthum bedeutend, ward zur Bezeichnung des geiſtlichen Standes gewählt, nachdem die Parallele deſſelben mit dem levitiſchen Prieſterthume des Alten Teſtaments anerkannt war, jedenfalls mit Rückſicht auf 4 Moſ. 18, 20, wonach der Prieſterſtamm ohne Landbeſitz ſein Erbtheil an dem Herrn haben und deſſen Erbtheil ſein ſollte.

Der Katholicismus behauptet, daß Chriſtus ſelbſt einen geiſtlichen Stand eingeſetzt habe, daß derſelbe durch die ununterbrochene Succeſſion von den Apoſteln her die ihm eigenthümliche Gnadengabe bewahrt habe, durch die Verwaltung der Gnadenmittel und die Regierung der Kirche den Laien das Heil zu vermitteln, und daß auch die hierarchiſche Gliederung des Klerus in Diakonat, Presbyterat und Epiſkopat auf Chriſti Anordnung und der Apoſtel Einführung zurückgehe. Dieſe Behauptung kann jedoch vor der hiſtoriſchen Forſchung nicht beſtehen. Der Ausſpruch Jeſu Matth. 16, 18 ſpricht nur die Ueberzeugung aus, daß Petrus für die Begründung einer Gemeinde der Meſſiasgläubigen von hervorragendem Einfluſſe ſein werde. Allerdings berichtet die Apoſtelgeſchichte 14, 23, daß Paulus überall Presbyter beſtellt habe in den neugegründeten Gemeinden,' und redet von den Presbytern in Jeruſalem (Kap. 15), und in Epheſus (20, 17) als von Männern, welchen neben den Apoſteln die Leitung der Gemeinde von Amts wegen obliege. Und wie Act. 6, 1—6 die Einſetzung von Diakonen in der jeruſalemiſchen Gemeinde ausführlich berichtet, ſo ſetzen die Paſtoralbriefe bereits die dreifache Gliederung des Klerus in Diakonen, Presbyter und Epiſkopen voraus, wenn auch das Verhältniß der beiden Klaſſen noch nicht im Sinne der ſpäteren Unterordnung des Presbyter-Collegiums unter einen Epiſkopos feſtſteht. Vergleichen wir aber damit, was wir aus den Pauliniſchen Briefen über die Organiſation der betreffenden Gemeinden erfahren, ſo läßt ſich beides unmöglich miteinander vereinigen, und gerade die Angaben über die Gemeindeverfaſſung bilden eine der ſchwerwiegendſten Inſtanzen für die Annahme der ſpäteren Entſtehung jener Schriften.

Jeſus ſelbſt hat, ſoweit unſere Ueberlieferung reicht, in keiner Weiſe Beſtimmungen über die Verfaſſung gegeben, ſondern nur ſeinen Jüngern die Predigt des Evangeliums aufgetragen. Naturgemäß genoſſen die Apoſtel als die Begründer und geiſtigen Väter der meſſiasgläubigen Gemeinde in ihr ein hohes Anſehen und übten auf die Leitung ihrer Angelegenheiten einen weitreichenden Einfluß. Was die Apoſtelgeſchichte in dieſer Beziehung von der Gemeinde zu Jeruſalem berichtet, darf wol kaum beanſtandet werden, aber es war ein Anſehen und ein Einfluß, der in ihrer perſönlichen Ueberlegenheit und ihrer gleichſam väterlichen Stellung zur Gemeinde begründet war, nicht in irgendeinem Amte oder göttlichen Auftrage. Eine derartige Autorität nimmt in den von ihm begründeten Gemeinden auch Paulus in Anſpruch, freilich ſcharf unterſcheidend, wo er ein Wort des Herrn geltend machen kann und wo er auf ſeine eigene Einſicht ſich beruft. Innerhalb der Gemeinde, z. B. von Korinth, deren Verhältniſſe uns aus den an ſie gerichteten Briefen einigermaßen deutlich entgegentreten, finden wir keine Spur einer amtlichen Organiſation.

Am leichteſten bildete ſich dieſelbe, wo Juden zum Chriſtenthum ſich bekehrten, indem entweder, wenn eine ganze Synagogen-Gemeinſchaft ſich dem Glauben an den Meſſias zuwandte, die alte Organiſation vielfach beibehalten wurde, oder, wenn die meſſiasgläubige Minderheit mit der Zeit aus der Synagoge ausgeſchieden wurde, dieſe doch das Vorbild für die Organiſation der neuen Gemeinſchaft hergeben mußte. So mag denn auch die Schilderung der Apoſtelgeſchichte, ſoweit ſie die Verhältniſſe der jeruſalemiſchen Gemeinde betrifft, weſentlich das Richtige treffen, daß hier zunächſt das Collegium der Apoſtel, und als dieſes zerſtreut oder abgeſchieden war, Jakobus an der Spitze der Gemeinde ſtand, daß ihnen als Gehülfen höherer Ordnung und Theilnehmer an der Leitung der Gemeindeangelegenheiten Presbyter als Gehülfen niederer Ordnung und zur Ausrichtung geringerer Dienſtleiſtungen Diakonen bei-, reſp. nebengeordnet waren. Aehnlich mag es in andern, rein oder überwiegend judenchriſtlichen Gemeinden zugegangen ſein.

Daß aber Paulus bei ſeinem ſchneidenden Gegenſatze gegen das Judenthum die äußere Organiſation der jüdiſchen Synagoge zum Vorbild der chriſtlichen Gemeindeverfaſſung gemacht habe, iſt wenig wahrſcheinlich.[1] Auch was wir aus den Korintherbriefen erfahren, lautet ganz anders. Hier erſcheinen alle Glieder der Gemeinde, ſofern ſie *eines* Glaubens leben und von *einem* Geiſte beſeelt ſind, als völlig gleichberechtigt. Mag die Gemeinde

1) Die Frage nach der Verfaſſung der älteſten chriſtlichen Gemeinden iſt in jüngſter Zeit viel verhandelt. Die wichtigſte Literatur iſt aufgeführt im Art. Kirche, Anm. 11.

Digitized by Google

zuſammenkommen zum Gottesdienſt (1 Kor. 14, 23) oder zur gemeinſamen Mahlzeit (1 Kor. 11, 18) oder um Gericht zu halten (1 Kor. 5, 4, 6, 4, 2 Kor. 2, 6 fg.), niemals erſcheint ſie als geleitet von beſondern Beamten. Ganz richtig ſagt Holtzmann (Die Paſtoralbriefe S. 200): „Soweit aber bereits von einem Gemeindeamte oder Aemtern geſprochen werden kann, hängt alles noch an dem Begriffe des *χάρισμα*." Unbeſchadet nämlich jener oben betonten Gleichheit aller Chriſten wird eine tiefgreifende Verſchiedenheit anerkannt, ſofern der eine Geiſt in verſchiedenen Gnadengaben ſich wirkſam erweiſt und dadurch jeder Einzelne in eigenartiger Weiſe dem Ganzen der Gemeinde zu dienen in den Stand geſetzt iſt. Den vorhandenen Bedürfniſſen entſprechen die verſchiedenen Gnadengaben und ihre Dienſtleiſtungen, und unter dieſen erſcheinen 1 Kor. 12, 28 auch die *κυβερνήσεις*. Alſo nicht ein beſonderes Amt, ſondern eine beſondere Begabung berechtigte, wie zu Krankenheilungen, zum Zungenreden, zur Prophetie u. dgl., ſo auch zur Leitung und Regierung der Gemeinde. Es liegt jedoch in der Natur der Sache, daß dieſe *διακονία* leichter an der Perſon haftete als andere.

Doch führen die Schriften des Paulus uns noch etwas weiter. Theils die allgemeinen Verhältniſſe der Gaſtfreundſchaft in jener Zeit, theils des Apoſtels Gewöhnung, ſich durch Ausübung ſeines Handwerkes ſeinen Unterhalt zu verdienen, veranlaßten ſeinen Anſchluß an eine beſtimmte Familie. An ſie wandte er ſich auch zuerſt mit der Predigt des Evangeliums, und von Hausgemeinden leſen wir deshalb 1 Kor. 16, 19, Röm. 16, 5 (vielleicht auch Röm. 16, 14. 15), Col. 4, 15, Philem. 2. Solange dieſe Gemeinde auf die Familie beſchränkt war, erhielt ſie naturgemäß eine patriarchaliſche Organiſation, indem der Hausvater, reſp. die Hausmutter auch die Leitung der religiöſen Verhältniſſe in die Hand nahm. Dies änderte ſich ſicher nur ganz allmählich, wenn die Gemeinde über das Haus oder die Familie hinauswuchs und die zuerſt bekehrte Familie nur noch den Mittelpunkt einer auch aus andern Familien ſich ſammelnden Gemeinſchaft bildete. Kam ihr doch ein natürliches Uebergewicht zu über die neu Hinzutretenden, theils innerlich, ſofern ſie in der chriſtlichen Wahrheit bereits tiefer gegründet war, theils äußerlich, ſofern ihr Haus als Verſammlungsort diente und ſie auch ſonſt den neugewonnenen Brüdern mit Rath und That hülfreich war. So begreift ſich die Ermahnung 1 Kor. 16, 15. 16. Von hier aus ſchwinden die größten Bedenken gegen die Angaben im erſten Briefe des römiſchen Clemens an die Korinther Kap. 42, 4. In dieſem Zuſammenhange erſcheint die Vermuthung ſehr einleuchtend[2]), daß die Ausdrücke *προϊστάμενος* Röm. 12, 8, *προϊστάμενοι*, 1 Theſſ. 5, 12, *προστάτις*, Röm. 16, 2, *προστάτης* Clemens ad Kor. I, 36, 1. 61, 3. 64 gleichbedeutend ſeien mit patronus, reſp. patrona, und daß dieſes Verhältniß eines Schutzherrn, welcher dem chriſtlichen Bruder mancherlei äußere Förderung angedeihen läßt, häufig die Grundlage gebildet habe für die Führerſchaft in der Gemeinde.

Sobald eine Hausgemeinde ſich ſehr erweiterte oder mehrere Hausgemeinden zuſammentraten, genügte dieſe patriarchaliſche Organiſation nicht mehr und es kann mindeſtens als ſehr wahrſcheinlich bezeichnet werden, daß die freien Formen der Genoſſenſchaften, welche theils von den Anhängern orientaliſcher Culte, theils für irgendwelche ſociale Zwecke im römiſchen Reiche in großer Zahl beſtanden, den Chriſten als Muſter für ihre Verfaſſung dienten. Auf völlig demokratiſcher Grundlage freier Wahl aller Mitglieder wurden hier die nöthigen Functionen auf beſtimmte Mitglieder übertragen. Meiſt auf Zeit gewählt, konnten ſie auch nach Belieben wieder abgeſetzt werden. Aehnlich mag es in den chriſtlichen Gemeinden geweſen ſein; von der Wahl des Biſchofs durch das Volk erfahren wir ja noch im 3. und 4. Jahrh.; das Recht, die Presbyter abzuſetzen, wird im erſten Clemensbriefe in keiner Weiſe bezweifelt. Dagegen will dieſe Schrift ſtatt völlig gleicher Wahl aller ſchon einen hervorragenden Einfluß einzelner Perſonen geltend machen, und auch die Vermuthung von Holtzmann (a. a. O. S. 204) dürfte richtig ſein, daß die Chriſten wegen der lebhaften Erwartung der baldigen Wiederkunft Chriſti ihre Gemeindebeamten nicht auf beſtimmte Zeit wählten, ſondern für die ganze gegenwärtige (bald ablaufende) Weltperiode.

Welches aber waren die älteſten Aemter? Recht früh ſchon treten uns Diakonen, Presbyter und Epiſkopen als die feſtſtehenden Bezeichnungen entgegen, aber weder ihr gegenſeitiges Rangverhältniß, noch ihre verſchiedenen Obliegenheiten laſſen ſich mit wünſchenswerther Sicherheit beſtimmen. Nach unſerer modernen Auffaſſung des Amtes erſcheinen Predigt und Sakramentsverwaltung als das weſentliche Vorrecht deſſelben und ſo war man unwillkürlich lange geneigt, den Presbytern und Epiſkopen den Dienſt an Wort und Sakrament, den Diakonen die Arbeit brüderlicher Hülfeleiſtung zuzuweiſen. Unterſtützt wurde dieſe Anſicht dadurch, daß Presbyter und Epiſkopen urſprünglich nicht blos an Rang, ſondern auch nach Function einander gleichzuſtehen ſchienen, während die Diakonen, wie die Apoſtelgeſchichte es darſtellt, von vorn herein nur einen niedern Rang bekleideten. Dieſer lange allgemein herrſchenden Annahme, daß Epiſkopen und Presbyter nur zwei gleichwerthige Namen für dieſelbe Sache waren, iſt jüngſt der Engländer Hatch mit einer neuen Hypotheſe entgegengetreten.[3]) Danach iſt eine doppelte Organiſation zu unterſcheiden; die Epiſkopen und Diakonen verwalteten die Finanzgeſchäfte, welche durch die gemeinſamen Mahlzeiten, die ſyſtematiſche Unterſtützung der ärmeren Brüder u. dgl. ſich zahlreich ergaben, die Presbyter übten die Disciplin und die freiwillige Gerichtsbarkeit. Die Epiſkopen erhielten Aufnahme ins Presbyter-Collegium und durch dieſe doppelte amtliche Stellung ein erhöhtes Anſehen, dagegen ſchoben die Presbyter ſich zwiſchen die Epiſkopen und die Diakonen, welche

2) Holtzmann, Paſtoralbriefe S. 201. — Weingarten, Hiſtoriſche Zeitſchrift (1881), S. 446.

3) Vgl. den Art. Kirche.

urſprünglich nur die reſp. höheren und niederen Dienſte verrichteten in Ausübung derſelben Function. Auf dieſe Weiſe entſtand die dreifache Gliederung.

Wie dem nun ſein mag, ſo viel ſteht feſt, Gemeindeämter gab es nur den beſondern Bedürfniſſen entſprechend, nur im Auftrage und zwar widerruflichen Auftrage der Gemeinde und nur in collegialiſcher Zuſammenſetzung. Erſt allmählich, erſt im Laufe der Jahrhunderte vollzieht ſich theils die monarchiſche Gliederung des Gemeindeamtes, theils die immer ſchroffere Entgegenſetzung von Klerus und Laien. Jene iſt gegen Ende des 2. Jahrh. faſt vollendet, dieſe bedarf weit längerer Zeit. Die einzelnen Stadien dieſer Entwickelung ſind zum Theil noch in Dunkel gehüllt, doch ſind die wichtigſten in Betracht kommenden Factoren bereits bekannt.[4])

Die monarchiſche Gliederung des Kirchenamtes in der Einſetzung eines Biſchofs als Hauptes der Gemeinde und Vorſitzenden des Presbyter-Collegiums war innerlich begründet in dem allgemeinen Streben ausgedehnterer Gemeinweſen, ihre Verwaltung zu concentriren, ward äußerlich mächtig gefördert durch den heftigen Kampf gegen die auflöſenden Tendenzen des Gnoſticismus, theoretiſch gerechtfertigt durch die Betrachtung jeder einzelnen Gemeinde als Abbildes der Kirche: wie dieſe ihr alleiniges Haupt in Chriſto hat, ſo jene im Biſchofe. Gleichzeitig beginnt die Ausſonderung des Klerus als eines beſondern Standes den Laien gegenüber. Urſprünglich kam, wie geſagt, den Gemeindebeamten nur die allgemeine Leitung der gemeinſamen Angelegenheiten zu, wie ja jede größere Genoſſenſchaft ſchon der Ordnung wegen einzelne ihrer Mitglieder mit der Leitung ihrer Angelegenheiten betraut, dagegen ward keine Function als ihr eigenthümliches Vorrecht behandelt. Jahrhundertelang war das Lehren und Predigen auch den Laien geſtattet; noch das Concil von Elvira vom Jahre 305 erklärt die Laientaufe unter Umſtänden für gültig. Die Ignatianiſchen Briefe bekämpfen allerdings die Feier der Euchariſtie ohne Gegenwart eines Biſchofs oder Presbyters, bezeichnen ſie aber nicht als ungültig; die Ausübung der Disciplin war Sache der ganzen Gemeinde. Alle Chriſten, als erfüllt mit demſelben Geiſte, hatten auch dieſelben Rechte, ein heilig Volk von Prieſtern (1 Petr. 2, 9), und eine Verſchiedenheit machte ſich nur inſofern geltend, als derſelbe Geiſt in verſchiedenen Gnadengaben wirkſam war. Als aber mit der erſten Begeiſterung auch die Gnadengaben aufhörten, da war es ganz naturgemäß, daß das Amt der Gemeindeleitung auch von den Functionen an ſich nahm, welche bisher auf ſolchen Charismen beruhten. Die Oppoſition gegen dieſe Entwickelung erhielt ihren kräftigſten Ausdruck im Montanismus, welcher es jedoch nicht hindern konnte, daß in allmählichem, aber ſicherm Fortgange alle vorhin erwähnten Functionen, die Predigt des Wortes, die Spendung der Sakramente und die Ausübung der Kirchenzucht, zu einem Vorrecht der kirchlichen Beamten gemacht wurden.

Der Montanismus hatte ſeine Behauptung der Fortdauer der Geiſtesgaben verbunden mit der Forderung einer ſtrengeren Sittlichkeit und hatte damit eigentlich indirect zugeſtanden, daß die anfängliche Gleichſtellung aller Chriſten nur durchführbar ſei, ſolange die Aufnahme in die Gemeinde noch erſchwert war. Und gewiß, ſolange nur Erwachſene der chriſtlichen Gemeinde beitraten, ſolange der Beitritt Verfolgungen von außen in Ausſicht ſtellte, ſolange in der Gemeinde noch jener ſtrenge Sinn lebte, welcher den Verzicht auf alle Freuden der Welt verlangte, — ſolange konnte man vertrauen, daß die Zugehörigkeit zur Gemeinde allein ſchon einen ungewöhnlich ernſten Sinn bekunde, eine Lauterkeit des Geiſtes, welche jedes Mitglied auch zur Theilnahme an der Leitung der gemeinſamen Angelegenheiten befähige. Das wurde anders, als mit der Kindertaufe die Aufnahme ohne vorherige Prüfung geſchah, als die Anfeindungen von außen aufhörten und die Gemeinde immer mehr lernte, ſich in der Welt wohnlich einzurichten und mit ihren Forderungen ſich möglichſt abzufinden. Seitdem war eine Auswahl geeigneter, hervorragender Männer für die Ausübung der kirchlichen Functionen unerlaßlich. Es lag nahe, ſie den bereits vorhandenen Beamten zu übertragen, und dieſe wurden dadurch wieder um ein Bedeutendes an Anſehen und Einfluß über die andern Glieder der Kirche hinausgehoben.

Von größerer Bedeutung war auch, daß das Chriſtenthum immer mehr auf das Niveau des Judenthums, d. h. einer geſetzlichen Religion, zurückſank und die damit nahegelegte Parallele zwiſchen dem Prieſterthume des Alten und des Neuen Bundes immer mehr durchgeführt wurde. Der Abſtand des levitiſchen Prieſterthums, das von Gott auserwählt ward, um ſtatt des Volkes vor ihn zu treten, um zu vermitteln zwiſchen dem ſündigen Volke und dem heiligen Gott, von dem Prieſterthume des Neuen Bundes, an welchem jeder Theil hat, der im Glauben die Vergebung der Sünden empfangen und der Gemeinſchaft mit Chriſto gewiß geworden iſt, dieſer Abſtand war zu groß, als daß jene Parallele ſofort hätte durchgeführt werden können. Aber angedeutet bei Tertullian und Origenes, alſo ſeit Anfang des 3. Jahrh., gewinnt ſie immer mehr an Bedeutung, je mehr die chriſtliche Religion nur als das „neue Geſetz" ausgebildet wird, welches an die Stelle des alten getreten ſei.

Den weittragendſten Umſchwung, auch in der Stellung des Klerus, bewirkt die Erhebung des Chriſtenthums zur Staatsreligion. Damit wurden die Beamten der chriſtlichen Gemeinden unter die bevorzugten Stände aufgenommen, welche befreit waren von der Verpflichtung, bürgerliche Aemter zu übernehmen und ſonſtige öffentliche Laſten zu tragen. Zu den Laſten zählte nämlich die Verwaltung der Aemter, weil ſie mit großen Koſten verknüpft war. Euſebius, H. E. 10, 7, überliefert uns einen Brief Conſtantin's an Anulinus, Proconſul von Afrika, welcher die Anordnung enthält, die Mitglieder des chriſtlichen Klerus von allen öffentlichen Laſten zu eximiren. Dieſe Anordnung wurde auch auf andere Provinzen ausgedehnt und gegenüber dem ſich erhebenden

4) Vgl. zum Folgenden beſonders Hatch a. a. O. Vorleſungen 4—6.

Digitized by Google

Widerſpruche mehrfach wiederholt (Hatch a. a. O. S. 148). Infolge deſſen drängten ſich viele, auch vermögende Perſonen, zur Aufnahme in den chriſtlichen Prieſterſtand. Schon wenige Jahre nach Verleihung der Exemption wurden einſchränkende Verordnungen erlaſſen, welche verhindern ſollten, daß unter die kirchlichen Beamten aufgenommen werde, wer zur Uebernahme öffentlicher Laſten verpflichtet war, — aber ohne Erfolg. Gleichzeitig wurden die kirchlichen Beamten von dem allgemeinen bürgerlichen Gerichtsſtande befreit. Schon aus 1 Kor. 6, 1 fg. ſehen wir, daß es von Anfang an als tadelnswerth galt, wenn Chriſten zwiſchen ihnen vorkommende Streitigkeiten vor heidniſche Gerichte brachten. Aber es war doch nur eine Forderung der Gemeinde, daß ſtreitende Chriſten nicht vor einem heidniſchen Richter, ſondern vor einem Bruder ihre Sache zum Austrag bringen ſollten, und es war dem entſprechend nur ein gütlicher Vergleich, nicht eine gerichtliche Entſcheidung. Wo jedoch ein Vergleich nicht erreicht ward, oder wo es ſich um Streitigkeiten zwiſchen Chriſten und Heiden handelte, mußten die ordentlichen Gerichte des heidniſchen Staates einſchreiten. Jetzt dagegen wurde vom Staate ſelbſt verordnet, daß kirchliche Beamte nicht den ordentlichen Gerichten unterſtellt ſeien, ſondern clericos nonnisi apud episcopos accusari convenit.[5] Damit begann der Streit zwiſchen der ſtaatlichen und der kirchlichen Jurisdiction, welcher bis in unſere Tage herabreicht. Durch dieſe beiden Umſtände, durch die Befreiung von den öffentlichen Laſten und von der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit wurde der Klerus zunächſt ein beſonderer bürgerlicher Stand.

Andere Umſtände, welche ebenfalls mit der Erhebung der chriſtlichen Religion zur Staatsreligion eng zuſammenhingen, ſteigerten den Einfluß des Klerus und ſicherten ſeine Unabhängigkeit. In den älteſten Zeiten floſſen die gemeinſamen Einnahmen einer Gemeinde lediglich aus den freiwilligen Gaben der meiſt armen Mitglieder. Hieraus wurden die gemeinſamen Ausgaben beſtritten, die Kranken, Witwen und Armen unterſtützt. Die Gemeindebeamten trieben wie jeder andere Chriſt ihr bürgerliches Gewerbe und bezogen wol zunächſt und gewöhnlich gar keine Einkünfte. Wenn ſich ausnahmsweiſe eine Entſchädigung nöthig machte, ſo waren auch ſie auf einen Antheil an jenen Gaben gewieſen.[6] Das erhellt bereits aus 1 Tim. 5, 17, und der Vorſchlag der Montaniſten, den Gemeindebeamten einen feſten Gehalt auszuſetzen, ward als unbegründete Neuerung abgewieſen (Euſebius, H. E. V, 18, 2. V, 28, 10.). Noch im J. 419 empfiehlt ein Concil zu Karthago den Klerikern, ſich vom Ackerbau oder irgendeiner ehrbaren Hantierung zu nähren. Das Gewöhnliche aber war es damals nicht mehr. Zur Staatsreligion erhoben, erhielt die chriſtliche Kirche das Recht, Eigenthum zu beſitzen und häufte bald Erbſchaft auf Erbſchaft, der Staat ſelbſt überwies ihr Güter und Einkünfte, welche bisher dem heidniſchen Cultus gedient hatten. Damit wurde die Kirche reich. Der Klerus hatte die Verwaltung der Kirchengüter. Er ward damit nicht blos unabhängig von den Gaben der Gläubigen, indem er bald eine beſtimmte Beſoldung oder doch mindeſtens die Beſtreitung ſeines Lebensunterhaltes aus den kirchlichen Gütern bezog; er erhielt zugleich materiellen Einfluß, indem er durch Ausleihen von Geldern u. dgl. dem einen oder dem andern Vortheile zuwenden konnte.

Die innern Verhältniſſe der Kirche führten zu einer andern, nicht minder wichtigen Unterſcheidung. Solange die kleine Gemeinde der an Chriſtus Gläubigen, von außen bedrängt, der baldigen Wiederkunft des Herrn entgegenharrte, konnte ſie von jedem ihrer Mitglieder verlangen, daß er eines ernſten, ſtreng ſittlichen Lebens ſich befleißige. Als aber die Kirche, nachdem die Erwartung der Wiederkunft Chriſti allmählich verblaßt war, ſich häuslich einrichtete in der Welt und ihre Thore weit öffnete, um allen den Zutritt zu erleichtern, da mußte ſie von ihren ſtrengen ſittlichen Forderungen nachlaſſen und die Beſtrebungen der Montaniſten, Novatianer u. a. abweiſen. Sobald aber ein Chriſt mit der Beobachtung der gewöhnlichen, landläufigen Moral auskommen konnte, mußte das Bedürfniß der ernſter Geſinnten auf die Unterſcheidung einer höhern und niedern Moral hinführen. Schon der Hirte des Hermas kennt dieſen Unterſchied der praecepta und der consilia. Jene zu beobachten genügt dem gewöhnlichen Chriſten; wer aber ein beſonderes Verdienſt erwerben will, muß auch dieſe auf ſich nehmen. Daß den Inhalt der consilia beſonders negative Leiſtungen der Entſagung bildeten, hatte Gründe, deren Erörterung uns hier fern liegt. So entſtand in der chriſtlichen Kirche, wol mehr durch inneres Bedürfniß hervorgerufen, als durch äußere, ſei es ägyptiſche, ſei es indiſche Einflüſſe veranlaßt, das Mönchthum, welches ſich eben die Pflege dieſer höheren Sittlichkeit zur Aufgabe ſtellte und ebendeswegen in der ganzen Chriſtenheit allgemeine Verbreitung und hohes Anſehen gewann. Sobald dieſe Unterſcheidung einmal gemacht war, mußte auch der Klerus, wenn er ſein Anſehen nicht einbüßen wollte, die Beobachtung der höheren Sittlichkeit auf ſich nehmen. Auch ihm wurden die drei Mönchsgelübde des Gehorſams, der Armuth und der Keuſchheit auferlegt. Betreffs der letztern blieben die Beſtimmungen lange ſchwankend und konnten erſt nach vielen Kämpfen in aller Strenge durchgeführt werden.[7] Auch für den Klerus wurde an vielen Orten ſeit Euſebius von Vercelli die mönchiſche Gewohnheit des Zuſammenwohnens eingeführt.

Damit war die Abſonderung des Klerus von den Laien thatſächlich vollendet. Ihr entſprach es, daß die kirchliche Geſetzgebung den Klerikern die Betheiligung an den Vergnügungen und an den Beſchäftigungen des bür-

5) Zuſatz des Honorius und Theodoſius vom J. 412; vgl. Hatch a. a. O. S. 151, Anm. 17.

6) Vgl. Ziegler, Die Einkünfte des Klerus in den erſten drei Jahrhunderten, in Henke's Neuem Magazin Bd. IV.

7) Vgl. darüber den Art. Cölibat. Von der Literatur ſei genannt: J. A. und A. Theiner, Die Einführung der erzwungenen Eheloſigkeit bei den chriſtlichen Geiſtlichen und ihre Folgen (Altenburg 1828). — De Roſkovány, Coelibatus et Breviarium (Peſt 1861).

gerlichen Lebens unterſagte, denn „aller Prieſter Erwählung iſt ſo erhaben, daß, was bei andern Gliedern der Kirche jeder Schuld entbehrt, bei ihnen dennoch unerlaubt iſt“.[8]) Aeußerlich zum Ausdruck gebracht ward dieſe Abſonderung in der beſondern Kleidung (nebſt Tonſur), innerlich begründet durch die Auffaſſung der Ordination als eines Sakraments. Allgemeine Ermahnungen, der Klerus ſolle ſich einer anſtändigen und beſcheidenen Tracht bedienen, kommen früh vor; im J. 742 gibt Karlmann das beſtimmte Geſetz, die Kleriker dürften nicht das „sagum“, den kurzen Rock, tragen, ſondern die „casula“. Das Tridentinum begnügte ſich mit allgemeinen Anordnungen. Sixtus V. ſchrieb den Talar als geiſtliche Tracht vor; doch wird dieſe Verordnung wenigſtens thatſächlich öfter außer Acht gelaſſen. Die Tonſur als eine ganz beſtimmte Art der Haartracht hat ſich erſt allmählich nach mancherlei Schwankungen auf Grund der anfänglich ganz allgemein gehaltenen Verordnungen gebildet, das Haar weder lang wachſen zu laſſen, noch in auffallender Weiſe zu ſcheren. Die Ordination hat anfänglich einfach die Bedeutung der Einſetzung und Einführung in das Amt; je höher das Anſehen des Klerus ſteigt, deſto höher ſteigt auch die Ordination, bis ſie als ein Sakrament betrachtet wird, welches dem Empfänger durch Mittheilung ganz beſonderer Gnadengaben einen character indelebilis verleiht und ihn weit hinaushebt über die große Maſſe der Laien, welche nur durch ihn das Heil erhalten kann.[9])

Ziemlich früh ſchon vollzog ſich die Gliederung des Klerus in eine Reihe aufeinanderfolgender Stufen. Ueber das Verhältniß der Biſchöfe, Presbyter und Diakonen iſt bereits geſprochen. Sie bilden die ordines majores und erhalten die höheren Weihen. Eine Art von Halbklerikern bilden die Inhaber der niedern Aemter, die ordines minores, welche nur die niedern Weihen empfangen. Es ſind die Oſtiarier oder Thürſteher, welchen die Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern der Kirche obliegt, die Lectoren oder Vorleſer, welche die Schriftabſchnitte verleſen, über welche gepredigt wird, die Exorciſten oder Beſchwörer, welche Teufelaustreibungen vorzunehmen berechtigt ſind, und die Akoluthen oder Altardiener, welchen der niedere Dienſt am Altare zukommt. Da die Zahl der Diakonen nach dem Vorbilde der Apoſtelgeſchichte feſtſtand, in großen Gemeinden aber ſieben Männer zur Verrichtung aller ihnen obliegenden Geſchäfte nicht ausreichten, wählte man hier Subdiakonen. Lange blieb es ſchwankend, ob dieſe dem höheren oder niedern Klerus zugezählt werden ſollten; erſt ſeit dem Mittelalter wird das Subdiakonat ſtehend zu den höheren Weihen gerechnet.

Urſprünglich wurden alle dieſe Aemter durch allgemeine Wahl der Gemeindeglieder beſetzt. Als gegen Ende des 2. Jahrh. der Biſchof eine ſo bedeutende Machtſtellung gewann, mußte er naturgemäß dahin ſtreben, die Beſetzung der niedern kirchlichen Aemter in ſeine Hand zu bekommen. Ein Einfluß des Volkes auf die Biſchofswahl begegnet uns, wenigſtens ausnahmsweiſe, noch im 3. und 4. Jahrh. und es kommt bisweilen vor, daß ein Laie oder gar ein Katechumen durch den Volkswillen unmittelbar auf den biſchöflichen Stuhl erhoben wird. In ruhigen Zeiten freilich überwiegt der Einfluß der Presbyter oder der benachbarten Biſchöfe. Noch früher verliert ſich der Einfluß der Gemeinde auf die Beſetzung aller übrigen Aemter. Sobald der Biſchof als Stellvertreter Chriſti oder als Nachfolger der Apoſtel als Inhaber der höchſten Kirchengewalt erſchien, erhielt er als beſonderes Vorrecht die Befugniß, die Kleriker zu weihen und damit ein faſt uneingeſchränktes Recht der Verleihung geiſtlicher Aemter. Gefördert wurde dieſer Umſchwung, als die Kleriker aus dem Kirchenvermögen beſoldet wurden, deſſen Verwaltung dem Biſchofe oblag. Abgeſchloſſen iſt er erſt gegen Ende des 4. Jahrh. Je mehr ſich die Gewohnheit feſtſetzte, daß der Biſchof allein alle kirchlichen Aemter vergab, deſto mehr wurde es zur Gewohnheit und allmählich zum kirchlichen Gebot, daß ein Kleriker nacheinander alle Stufen der Weihe und des Amtes müſſe durchlaufen haben.

Wie urſprünglich in großen Städten mehrere Gemeinden mit völlig ſelbſtändiger Organiſation nebeneinander beſtanden, ſo hatten auch auf dem Lande kleinere Ortſchaften ihre durchaus ſelbſtändige Gemeinde. Als die Macht des Biſchofs wuchs und das Streben nach einheitlicher Organiſation ſich immer ſtärker geltend machte, mußte es ungehörig erſcheinen, daß in derſelben Stadt mehrere Gemeinden ſelbſtändig nebeneinander beſtänden. Es mußte vielmehr *ein* Biſchof die Oberleitung über ſämmtliche Gemeinden der Stadt in Händen haben und ſie dadurch zu *einer* Gemeinde vereinigen. Dieſer Grundſatz wird mit allem Nachdruck gegen Mitte des 3. Jahrh. im Novatianiſchen Streite von Cyprian vertreten und ſcheint raſch und ohne Kampf allgemeine Anerkennung und Geltung gefunden zu haben. Die Selbſtändigkeit der Gemeinden in ländlichen Ortſchaften oder kleinen Landſtädten ward zunächſt nicht angetaſtet, — nur ſo erklärt ſich die auffallend große Zahl von Biſchöfen, welche einzelne Provinzen beſaßen. Eine gewiſſe Abhängigkeit von dem Biſchofe der nächſten größeren Stadt mag ſich jedoch früh geltend gemacht haben. Darauf deutet wenigſtens die beſondere Bezeichnung der Landbiſchöfe als χωρεπίσκοποι und daß der betreffende Stadtbiſchof ſie zu weihen hatte. Mit der Zeit, allerdings in den verſchiedenen Gegenden zu verſchiedenen Zeiten — ein Umſtand, auf deſſen Darſtellung und Unterſuchung wir hier nicht näher eingehen können — verſchwand dieſe ganze Einrichtung, etwa ſeit dem 4. Jahrh. An ihre Stelle traten Presbyter als ſelbſtändige, aber dem Biſchofe untergebene Pfarrer kleinerer Gemeinden. Biſchofſitze wurden mit der Zeit nur die größeren Städte, während der umliegende Landbezirk mit den kleineren Ortſchaften unter dieſe vertheilt wurde. Der Biſchof, deſſen Kirche als Kathedrale bezeichnet ward im Unterſchiede von der Pfarrkirche, umgab ſich mit einer Anzahl von Presbytern und von Diakonen. Sie bildeten

---

8) Vgl. Phillips, Kirchenrecht I, 685. 9) Näheres über dieſe Dinge ſiehe in den Artikeln: Geistliche Kleidung, Tonsur, Ordination.

Digitized by Google

den Rath des Biſchofs, der in allen wichtigen Dingen befragt wurde, obgleich die Entſcheidung in der Hand des Biſchofs lag. Von den Presbytern und Diakonen, welche den Klerus einer Kathedrale bildeten, ſtand der Archipresbyter dem Cultus, der Archidiakonus dem biſchöflichen Gerichte vor. Am leichteſten machte ſich dieſe Einrichtung im Abendlande, wo die Chriſtianiſirung des Landes meiſt von einzelnen Centren ausging, doch weiſt das energiſche Eintreten der pſeudo-Iſidoriſchen Decretalen für dieſe Ordnung darauf hin, daß auch hier zeitweilig ein anderer Brauch herrſchte. Damit iſt freilich das Princip des älteſten Chriſtenthums, wonach jede einzelne Gemeinde eine in ſich abgeſchloſſene, ſelbſtändige Organiſation bildet und die verſchiedenen Gemeinden nicht durch eine äußere Organiſation, ſondern nur durch die Einheit des Glaubens und der Liebe zuſammengehalten werden, völlig aufgegeben, aber auf dem Wege zur katholiſchen Kirche als einheitlich organiſirter Anſtalt war dies ein nothwendiger Schritt. Der Biſchof war alſo nicht mehr blos das Haupt einer Gemeinde, ſondern bereits eines Complexes zuſammengehöriger Gemeinden, einer Diöceſe, deren einzelne Gemeinden von Presbytern geleitet wurden, welche in allen wichtigen Dingen dem Biſchofe unterſtanden. Damit tritt auch eine veränderte Theilung der Functionen ein. Urſprünglich, wie geſagt, waren alle gottesdienſtlichen Handlungen nicht an beſtimmte Perſonen gebunden. Als dann der Biſchof als Haupt der Einzelgemeinde anerkannt ward, betrachtete man auch Lehre und Sakramentsverwaltung allmählich als Vorrecht des Klerus. Ob bereits geſchieden ward zwiſchen den Functionen, welche in dieſer Beziehung nur dem Biſchofe und welche dem Biſchofe wie dem Presbyter zuſtanden, läßt ſich nicht ſicher feſtſtellen. Als der Biſchof das Haupt der Diöceſe geworden, verblieb ihm die Firmelung und die Ordination als beſonderes Vorrecht, während er im übrigen Recht und Pflicht der Predigt und Sakramentsverwaltung mit dem Presbyter oder Prieſter theilte. Sein wichtigſtes Vorrecht beſtand in der Jurisdiction über ſämmtliche Kleriker ſeiner Diöceſe.

Auch unter den Biſchöfen trat mit der Zeit im Gegenſatze zur anfänglichen Gleichſtellung eine hierarchiſche Gliederung ein. Die altkirchliche Berufung auf die sedes apostolicae als die zuverläſſigſten Hüter der apoſtoliſchen Tradition (beſonders ſeit Irenäus) war urſprünglich gemeint als bloßer Vorzug des Anſehens, führte ſpäter jedoch weiter. Schon die Streitigkeiten des 2. Jahrh. riefen das Bedürfniß hervor, eine Frage der Lehre oder der Diſciplin nicht blos in einzelnen Gemeinden zur Entſcheidung zu bringen, ſondern durch die Heranziehung weiterer Kreiſe der Entſcheidung eine höhere Autorität und ausgedehntere Geltung zu verſchaffen. Deshalb traten je nach Bedürfniß benachbarte Biſchöfe zu gemeinſamen Berathungen zuſammen. Seit Anfang des 3. Jahrh. kam zuerſt in Griechenland, allmählich auch in andern Provinzen des Reiches die Gewohnheit auf, daß die Biſchöfe einer Provinz alljährlich ein oder zwei mal zur Berathung allgemeinerer kirchlicher Fragen zu Provinzialſynoden zuſammentraten. Wie von ſelbſt wurde der Vorſitz in dieſen Verſammlungen den Biſchöfen der Provinzialhauptſtädte übertragen. Aus dieſem unbedeutenden Anfange erwuchſen die Vorrechte der *Metropoliten*. Sie erhielten zunächſt das Recht, bei beſondern Anläſſen die Provinzialſynoden auch zu einem außergewöhnlichen Termine zu berufen. Später bedurften die Biſchöfe der Provinz der Beſtätigung des Metropoliten und durften nur von dieſem geweiht und in ihr Amt eingeführt werden. Damit war, wenn auch nur thatſächlich und nicht in beſtimmt ausgeführten rechtlichen Formen, auch eine gewiſſe Oberaufſicht gegeben. Dieſes Metropolitanverhältniß iſt jedoch nur im Morgenlande vollſtändig ausgebildet worden.

Unter den Metropoliten erwarben die Biſchöfe von Rom, Antiochien und Alexandrien ein beſonders großes Gebiet und infolge deſſen erhöhtes Anſehen. Der Sprengel Roms umfaßte Mittel- und Unteritalien mit unbeſtimmten Grenzen. Sein Anſehen ſtieg, als die Ueberlieferung von dem gemeinſamen Wirken und Streben der Apoſtelfürſten Petrus und Paulus zu Rom allgemeinen Glauben fand, daher ſchon Irenäus und Cyprian in gewiſſem Sinne in Rom das Haupt oder das maßgebende Centrum der ganzen chriſtlichen Kirche ſehen. Antiochien war, nachdem Jeruſalem durch politiſche Ereigniſſe die Führerſchaft verloren hatte, der einzige apoſtoliſche Sitz der ausgedehnten ſyriſchen Landſchaften. Alexandrien war in commercieller Hinſicht ohne Frage die Hauptſtadt Aegyptens und machte für ſeinen kirchlichen Vorrang die Gründung durch den Apoſtelſchüler Markus geltend. Einen gewiſſen Vorrang dieſer drei Metropoliten hat deshalb bereits das Concil zu Nicäa (325) als auf altväterlichem Herkommen beruhend anerkannt. Die Synode zu Conſtantinopel (381) fügte zu dieſen dreien den Biſchof von Neu-Rom, d. h. von Conſtantinopel, hinzu und wies ihm den Ehrenrang unmittelbar nach dem römiſchen Biſchofe. Das Concil zu Chalcedon (451) beſtimmte, daß die Diöceſe des Biſchofs von Conſtantinopel außer Thracien auch Pontus und Kleinaſien umfaſſen ſolle und daß er berechtigt ſei, auch aus andern Sprengeln Klagen über die Metropoliten entgegenzunehmen. Damit war der bloße Ehrenvorrang in eine jurisdictionelle Ueberordnung umgewandelt. Infolge deſſen ſtellte ſich das Bedürfniß ein, für dieſe bevorzugten Metropoliten auch eine eigene Würde zu ſchaffen. Man nannte ſie *Erzbiſchöfe*, *Exarchen*, ſeit dem 5. Jahrh. *Patriarchen*. Sie erhielten die Befugniß, die Metropoliten zu weihen, die Synoden aus dem ganzen Patriarchate zu berufen und in ſtreitigen Fällen Appellationen von den Metropoliten entgegenzunehmen. Allmählich theilte ſich das Reich in dieſe vier Patriarchate, jedoch ſo, daß zu allen Zeiten einzelne Biſthümer ſich unabhängig erhielten. Der Biſchof von Jeruſalem erhielt ſchon zu Nicäa den Ehrenrang neben den drei großen Biſchöfen. Zu Chalcedon wurde er auch der Jurisdiction des Metropoliten von Cäſarea entzogen und erhielt Paläſtina als ſelbſtändigen Sprengel. Seitdem wird er öfter als fünfter Patriarch gezählt. Aber Antiochien und Jeruſalem verloren früh ihre Bedeutung, auch Alexandrien wußte ſich nicht zu be-

Digitized by Google

haupten. Nur die beiden Patriarchen zu Rom und zu Conſtantinopel blieben auf dem Platze und haben in langem Kampfe um den Vorrang geſtritten.

Es iſt hier nicht der Ort, dieſen Kampf genauer zu verfolgen, oder die Urſachen darzulegen, welche ſchließlich Rom zum Sieg verhalfen. Nur an die Hauptpunkte ſei erinnert. Leo I. oder der Große (440—461) hat zuerſt mit klarem Bewußtſein den Gedanken gefaßt und durchzuführen geſucht, daß der Biſchof von Rom als Nachfolger des heiligen Petrus kraft göttlicher Einſetzung das Haupt der ganzen Kirche ſei. Von ihm gedrängt hat Valentinian III. durch ein Geſetz (445) den römiſchen Biſchof als die höchſte geſetzgebende und richterliche Gewalt über die ganze Kirche anerkannt. Freilich galt dieſe Beſtimmung nur für das Abendland und konnte auch hier nicht immer durchgeführt werden, aber es war ein werthvoller Rechtstitel für die Zukunft. Seit dem 6. Jahrh. ward der Ehrentitel „papa“ (Papſt) den römiſchen Biſchöfen beigelegt und Gregor I. oder der Große (590—604) hat es vor allen verſtanden, unter den politiſchen Wirren ſeiner Zeit das päpſtliche Anſehen kräftig zu ſteigern. Als das römiſche Kaiſerreich nach langem Siechthum dem Andrängen der germaniſchen Völker erlag, war die Rivalität zwiſchen Rom und Conſtantinopel zu Gunſten Roms entſchieden und die Herrſchaft des römiſchen Papſtes wenigſtens über das Abendland geſichert, wenn es auch noch jahrhundertelang erbitterte Kämpfe koſtete, um die Gewalt des Papſtes theils nach außen gegenüber der weltlichen Macht, theils nach innen gegenüber der Selbſtändigkeit der Biſchöfe, ganz zu entfalten. Hier kann nur der letztere Kampf nach ſeinen Hauptpunkten berührt werden.

Die pſeudo-Iſidoriſchen Decretalen waren auch in dieſer Beziehung von größter Bedeutung. Ihre Beſtimmungen über den Klerus, ſpeciell über den Epiſkopat, haben eine doppelte Tendenz. Auf der einen Seite wollen ſie ihn frei machen von aller Unterordnung unter den Staat und die weltliche Gerichtsbarkeit, auf der andern Seite wollen ſie die Macht der Metropoliten und der Provinzialſynoden brechen und den Biſchof direct dem Urtheilsſpruche des Papſtes unterſtellen. Ganz dieſelbe Tendenz verfolgt Gregor VII., ſofern er durch Durchführung des Cölibats und durch Abſchaffung der Simonie eine Reformation des Klerus herbeizuführen ſich bemühte, welche die Kirche in den Stand ſetze, das ihr zuſtehende Recht auf Weltherrſchaft auch thatſächlich auszuüben. Die höheren Geiſtlichen, beſonders die Biſchöfe, welche zugleich Lehnsträger des Staates waren, ganz von der Welt loszulöſen war unmöglich, wenn man nicht auf den weltlichen Beſitz verzichten wollte. Dagegen ward die Oberhoheit des Papſtes immer ſtrenger durchgeführt. Die Erzbiſchöfe bekamen vom Papſte das Pallium und mußten ihm einen Lehnseid ſchwören. Die Wahl der Biſchöfe gerieth immer mehr in Abhängigkeit vom Papſte, welcher zunächſt nur aus Anlaß von Wahlſtreitigkeiten ſich einmiſchte, dann aber die Beſtätigung ſämmtlicher Biſchöfe als ſein Recht in Anſpruch nahm. Für die Errichtung neuer Biſthümer oder Veränderung der Grenzen beſtehender war die Einwilligung des Papſtes erforderlich. Von jedem Gerichte und gegen jede Perſon nahm der Papſt Appellationen entgegen, hatte alſo die letzte Entſcheidung aller Streitigkeiten in ſeiner Hand. Die Synoden waren in ihrer Zuſammenſetzung meiſt von päpſtlicher Anordnung abhängig, beriethen unter Leitung eines päpſtlichen Abgeſandten und ihre Beſchlüſſe erhielten Gültigkeit erſt durch päpſtliche Beſtätigung. Und wo immer das päpſtliche Intereſſe es erforderte, erſchienen päpſtliche Legaten (ſ. d.) mit weitgehenden Vollmachten ausgerüſtet. Auch neue geiſtliche Würden kamen auf. Die Cardinäle (ſ. d.) ſtehen im Range über den Erzbiſchöfen. Hervorgegangen aus den Presbytern und Diakonen an den Hauptkirchen der Stadt Rom und den (ſuburbicariſchen) Biſchöfen aus der nächſten Umgebung Roms bilden ſie ein Collegium höchſter kirchlicher Würdenträger, welchen eine berathende Theilnahme am päpſtlichen Regimente und ſeit 1059 das ausſchließliche Recht der Papſtwahl zukommt. Eine neue Art von Chor- und Weihbiſchöfen kam auf, nachdem im Morgenlande zahlreiche Biſchofſitze in die Gewalt der Ungläubigen gefallen waren. Der Papſt beſtellt und weiht auch für ſie immer neue Inhaber (in partibus infidelium), von welchen manche die prieſterlichen Functionen ſolcher Biſchöfe übernahmen, welche lieber den weltlichen Pflichten ihrer Stellung oblagen. — Mit einem Worte nur erwähnen wir des jahrhundertelangen Kampfes zwiſchen dem ſogenannten Epiſkopal- und Papalſyſteme, welcher nach mancherlei Schwankungen mit dem endgültigen Siege des letztern auf dem Vaticaniſchen Concile vom J. 1870 beendet iſt.

Nachdem wir bisher die geſchichtliche Entwickelung des Klerus nach ſeiner hierarchiſchen Gliederung durch die Jahrhunderte hindurch verfolgt haben, fragen wir jetzt nach den dogmatiſchen Beſtimmungen der römiſchen Kirchenlehre über dieſen Punkt.

Das Tridentiniſche Concil handelt de sacramento ordinis in ſeiner 23. Sitzung. Die Nothwendigkeit des Prieſterthums wird hergeleitet aus ſeiner engen Verbindung mit dem Opfer. Da die katholiſche Kirche auf Grund der Einſetzung des Herrn das ſichtbare Opfer der Euchariſtie empfangen hat, hat ſie auch ein ſichtbares und äußeres Prieſterthum. Hoc autem ab eodem Domino Salvatore nostro institutum esse; atque apostolis eorumque successoribus in sacerdotio potestatem traditam consecrandi, offerendi et ministrandi corpus et sanguinem ejus necnon et peccata dimittendi et retinendi, sacrae literae ostendunt, et catholicae ecclesiae traditio semper docuit. Damit der Dienſt dieſes Prieſterthums deſto würdiger und mit deſto größerer Verehrung ausgeübt werde, ſind verſchiedene ordines eingerichtet, ita distributi, ut qui jam clericali tonsura insigniti essent per minores ad majores adscenderent. (Die Tonſur alſo iſt nur das Zeichen, daß jemand gewillt iſt, in den geiſtlichen Stand einzutreten.) Die vier ordines minores ſind die Thürſteher, Vorleſer, Beſchwörer und Altardiener, die drei ordines majores ſind Subdiakonen, Diakonen, Prieſter. Der ordo iſt eins der ſieben Sakramente. Er verleiht gleich der Taufe und

Digitized by Google

Confirmation einen character indelebilis, ſodaß, wer einmal Prieſter geworden iſt, nicht wieder Laie werden kann. Wer behauptet, daß alle Chriſten Prieſter ſeien oder mit derſelben geiſtlichen Gewalt begabt, hebt die kirchliche Hierarchie auf. Außer den übrigen Graden gehört dazu noch der Epiſkopat, welcher über dem Presbyterat ſteht und außer anderm die ausſchließliche Befugniß hat, die Confirmation und die Ordination zu ertheilen. Die Berufung der Kleriker hängt nicht an der Zuſtimmung des Volkes oder einer weltlichen Obrigkeit.

Die weit ausführlichere Behandlung dieſes Gegenſtandes im Catechismus Romanus fügt noch einige beachtenswerthe Punkte hinzu. Die der Kirche und ihren Dienern zuſtehende Befugniß, potestas, iſt eine doppelte: die potestas ordinis und die potestas jurisdictionis.[10] Jene enthält beſonders die Befugniß, die Euchariſtie zu verwalten, dann aber alles, was die Menſchen auf einen heilſamen Empfang derſelben vorbereitet und was überhaupt mit ihr zuſammenhängt. Dieſe umfaßt die ganze Leitung und Regierung der Kirche. Der Name ordo iſt gewählt mit Rückſicht auf die verſchiedenen Grade und Functionen, welche im geiſtlichen Stande vorkommen. Die Prieſterweihe iſt ein Sakrament, weil ſie durch die angeordneten äußern Zeichen und Handlungen beſondere Gnadengaben verleiht. — Die Aufzählung der Grade iſt hier vervollſtändigt. Als eine gewiſſe Vorbereitung geht voran die Tonſur. Es folgen die niedern Weihen mit den vier Stufen: Thürſteher, Vorleſer, Beſchwörer, Altardiener. Dann erſt kommen die höhern Weihen mit drei Stufen: der Subdiakon hat dem Diakon am Altare zu dienen durch die Darreichung der Gefäße, des Brotes und Weines u. ſ. w., Verleſen der Epiſtel; der Diakon hat dem adminiſtrirenden Prieſter ſtets gegenwärtig zu ſein und bei der Meſſe das Evangelium zu verleſen; der Prieſter, sacerdos, nimmt den höchſten Grad ein und hat die ausſchließliche Befugniß, Gott das Opfer darzubringen und überhaupt die kirchlichen Sakramente zu verwalten. Obgleich dieſer Grad des Prieſterthums nur einer iſt, hat er doch verſchiedene Grade der Würde und Befugniß. Erſtens die Prieſter, zweitens die Biſchöfe, welche den einzelnen Biſthümern vorgeſetzt ſind und nicht blos die übrigen Diener der Kirche, ſondern auch das gläubige Volk leiten, drittens die Erzbiſchöfe oder Metropoliten, welche mehrern Biſchöfen vorgeſetzt ſind, viertens die Patriarchen und außer allen dieſen der römiſche pontifex maximus, welchem als dem Nachfolger des heiligen Petrus die höchſte Ehre und die ausgedehnteſte Jurisdiction zukommt.[11] Auch werden Beſtimmungen gegeben, welche Perſonen vom geiſtlichen Amte ausgeſchloſſen ſind, nach welchen Zwiſchenräumen und in welchem Lebensalter die verſchiedenen Weihen ertheilt werden dürfen u. ſ. w.

Nur misbräuchlich werden bisweilen auch in der proteſtantiſchen Kirche die Träger des geiſtlichen Amtes als Klerus bezeichnet. Der Proteſtantismus weiß ja nichts von einem beſondern geiſtlichen Stande oder von beſonderer göttlicher Ausrüſtung ſeiner Geiſtlichen. Wie jeder Chriſt ohne prieſterliche Vermittelung ſeinem Gott und ſeinem Heiland ſich nahen kann, ſo hat nach proteſtantiſcher Anſchauung auch jeder Chriſt infolge des allgemeinen Prieſterthums das Recht, das Wort Gottes zu predigen und die Sakramente rechtskräftig zu verwalten. Nur äußerer, menſchlicher Ordnung wegen wird die Ausübung dieſes Rechtes den ordnungsmäßig berufenen Trägern des geiſtlichen Amtes übertragen. Die Berufung wird bald von der Gemeinde, bald von der Behörde, bald von einem privaten oder behördlichen Patron ordnungsmäßig ausgeübt. Die Ordination wird nicht als Sakrament betrachtet, ſondern als feierliche Weihe für das geiſtliche Amt, hat daher nur einen character delebilis. Natürlich hat ſich auch im Proteſtantismus eine Abſtufung höherer und niederer geiſtlicher Aemter herausgebildet, aber dieſe Rangordnung bezieht ſich nicht auf die potestas ordinis, ſondern nur auf die potestas jurisdictionis, d. h. betreffs aller Handlungen, welche der Predigt des Wortes und der Zudienung der Sakramente dienen oder damit zuſammenhängen, haben alle Geiſtliche gleiche Rechte und Pflichten, der Unterſchied ihres Ranges und ihrer Obliegenheiten bezieht ſich lediglich auf die kirchenregimentliche Stellung. Mannichfaltig verſchieden ſind auch die Namen, welche in den verſchiedenen Landes- und Confeſſionskirchen des Proteſtantismus die geiſtlichen Aemter bezeichnen. Schon der ſelbſtändige Geiſtliche einer Gemeinde heißt hier Pfarrer, dort Paſtor, dort wieder Prediger. Wo mehrere Geiſtliche im Verhältniſſe der Ueber- und Unterordnung an derſelben Gemeinde wirken, heißt der oberſte etwa Paſtor Primarius, oder Hauptpaſtor, oder Oberpfarrer oder ſchlechtweg der Prediger, die untergeordneten Diakonen oder Helfer. Sind letztere einander gleichgeordnet, ſo führen ſie etwa den Titel Compaſtoren; ſind auch ſie wieder dem Range nach unterſchieden, ſo unterſcheidet man Oberhelfer, Unterhelfer, oder Archidiakonus, Diakonus, Subdiakonus. Der geiſtliche Vorgeſetzte eines kleineren Kreiſes heißt Dekan, Präpoſitus, Propſt, Superintendent, oder dgl., der höhere Vorgeſetzte eines weitern Kreiſes Metropolit, Generalſuperintendent, Biſchof oder dgl.

(Bernhard Pünjer.)

---

10) Unter den neueren Kirchenrechtslehrern wollen manche eine dreifache potestas unterſcheiden, die potestas magisterii, ordinis und jurisdictionis. Dies iſt nicht blos gegen die kirchlichen Feſtſtellungen, es iſt auch an ſich unhaltbar. Verſteht man unter der potestas magisterii die Pflicht und das Recht, das Wort Gottes zu predigen, ſo hängt ſie aufs engſte mit der Verwaltung der Sakramente zuſammen, fällt alſo ſomit unter die potestas ordinis. Verſteht man dagegen darunter die Befugniß, feſtzuſtellen, was gültige Lehre der Kirche iſt, ſo gehört ſie mit zur Regierung der Kirche oder zur potestas jurisdictionis.

11) Unter den Kanoniſten wird bis heute geſtritten, ob nicht das Epiſkopat als beſonderer (achter) ordo zu betrachten ſei. Aus dem oben Angeführten erhellt, daß die Kirche dieſe Frage längſt entſchieden hat. Es gibt ſieben ordines, deren höchſter iſt das Prieſterthum, das Epiſkopat iſt eine beſondere und zwar die zweite Stufe innerhalb deſſelben.

Digitized by Google

Klette, ſ. Lappa.

Klettenberg, Geſchlecht, ſ. Lohra und Klettenberg.

KLETTENBERG (Johann Hector von), ein Großoheim der durch Goethe's „Dichtung und Wahrheit" berühmt gewordenen Suſanna Katharina von Klettenberg, geb. 1684 zu Frankfurt a. M., wo ſeiner Ausſage im gerichtlichen Verhör zu Dresden zufolge ſein Vater Johann Erasmus kaiſerlicher Rath und Rathsſchöffe war; als ſeine Mutter nennt er eine geb. von Oldenkopp. Dieſer Mann kann als Prototyp jener während des 18. Jahrh. in Deutſchland ſo häufig erſcheinenden Abenteurer und Schwindler gelten, die durch Geſchick und Dreiſtigkeit ſich zu einer hohen Stellung und glänzenden Einnahmen aufzuſchwingen verſtanden, aber unfähig dieſelben zu behaupten und ſittlich zerrüttet, zuletzt meiſt zu Grunde gingen. Nachdem er in Halle und Gießen ſtudirt hatte, erſcheint er im J. 1709 als „der Hochmögenden Generalſtaaten beſtallter Major und Ihrer hochfürſtlichen Durchlaucht zu Heſſen-Homburg Generaladjutant", indem er am 30. Mai d. J. zu Frankfurt ſeinem „allergetreueſten Eheſchatz", Maria Epes, Tochter des kurmainziſchen Aſſeſſors zu Wetzlar v. Billenfeld, über die von derſelben zur Equipirung vorgeſchoſſene Summe einen Schuldbrief ausſtellt. Durch die, ſei es im Duell oder blos im Streit begangene Tödtung eines Verwandten, Namens von Stallburg, zur Flucht aus Frankfurt nach der Pfalz genöthigt, entführte er dem Baron Paul Louis von Loys deſſen Gattin, Johanna Eleonore Sophie geb. von Ketteler, aus Gerckenthal in der Grafſchaft Mark gebürtig, nebſt ihrem Töchterlein und führte nun, bald in ihrer Geſellſchaft ſie für ſeine rechtmäßige Frau ausgebend, bald von ihr getrennt, aber dann ſtets in lebhaftem brieflichem Verkehr mit ihr, ein unſtetes und abenteuerndes Leben; daneben unterhielt er auch mit einer Couſine ſeiner Maitreſſe, die in beider Correſpondenz unter dem Pſeudonym Elege figurirt, ein intimes Verhältniß, überließ ſie aber ſchließlich ſammt ihrem Kinde dem Elend. Im J. 1711 taucht er, von einer Reiſe nach Moskau über Wien zurückgekehrt, in Wetzlar als angeblicher Großzariſcher Obriſter über ein Regiment Dragoner von 2500 Pferden auf, legt ſich auch neben dem angemaßten Freiherrntitel verſchiedene Namen als: Hector Wilhelm v. Roda, Baron v. Wildeck und andern Variationen bei, Leichtgläubige, wie in Bremen den Rathsherrn Meyer, in Berlin den Baron von Harthauſen, durch das Vorgeben alchymiſtiſche Geheimniſſe zu beſitzen, beſchwindelnd. Von allem entblößt, kam er endlich von Weimar, wo ihm das Glück nicht gelächelt hatte, nach Kurſachſen und damit auf einen für ihn und ſeines gleichen damals beſonders günſtigen Boden; er fand einen Gönner an dem Grafen Hoym, und dieſer ſchloß mit ihm am 7. Jan. 1714 im Namen des ſtets geldlüſternen Königs Auguſt von Polen zu Leipzig einen Vertrag, durch welchen er ſich anheiſchig machte, wie er dies bereits mehrmals vollbracht habe, binnen 12 bis 14 Monaten nach vollbrachter Vorarbeit und eingeſetzten Materialien eine Univerſaltinctur zu fertigen, dadurch alle unreifen Metalle in feines Gold verwandelt, die auch, wenn einmal ausgearbeitet, binnen Zeit von vierzehn Tagen in infinitum multiplicirt werden könne, ſowie eine zweite zur Medicin, durch welche der Menſch bis ins ſpäteſte Alter vor aller Krankheit bewahrt bleibe und zugleich ein dünnes Stück Silber vermittels Ueberſtreichung in Gold, jedoch ohne Profit transmutiret werden könne. Dafür wurde ihm ein Gehalt von monatlich tauſend Thalern zugeſichert und ihm in einem Hauſe der Schloßgaſſe (jetzt Nr. 13), welches davon noch lange im Volksmunde den Namen „Der verkehrte Dukaten" geführt hat, ein Laboratorium eingerichtet, wo er unter Aufſicht des Hofapothekers und Geh. Cämmerierers Fr. Ernſt Werner ſein Verſprechen löſen ſollte; außerdem wurde er zum Kammerherrn und Amtshauptmann in Senftenberg ernannt. Eine Zeit lang wußte er ſeine Auftraggeber mit Erfolg zu täuſchen und hinzuhalten; er ſchickte einen Commiſſar nach Ungarn, der aus dem Zipſer Gebirge das nöthige Antimon beſchaffen ſollte, er ſelbſt reiſte in Werner's Begleitung, um die Tinctur zu holen, nach Frankfurt, obgleich er dort wegen der verübten Mordthat zum Tode verurtheilt war, und gefiel ſich daſelbſt, im Vertrauen auf ſeinen ſächſiſchen Paß, der Behörde zu trotzen. Da jedoch das verheißene Reſultat ſich durchaus nicht einſtellen wollte, dagegen Klettenberg, obgleich von auswärtigen Gläubigern gedrängt, mit ſeiner Maitreſſe ein wüſtes und verſchwenderiſches Leben führte, auch verſchiedene ſchlimme Streiche von ihm ruchbar wurden, z. B. daß er ſich gegen die Unterthanen des Amtes Senftenberg Erpreſſungen erlaubt und die dortige Kirchenkaſſe betrogen hatte, ſo ſchöpfte man doch ſchließlich Verdacht gegen ihn. Um ſowol ſein Entweichen als auch das Einſchmuggeln von Präparaten zu verhindern, erhielt er 1717 vierzehn Mann Hauswache täglich, und nachdem er das Bekenntniß abgelegt hatte, ſein Werk ſei mislungen, wurde die alchymiſtiſche Arbeit eingeſtellt, gegen den Betrüger ein ſehr umfängliches Proceßverfahren eingeleitet und derſelbe, obgleich er hartnäckig jede Auskunft über ſein Vorleben verweigerte, am 18. März 1719 als Gefangener auf den Königſtein gebracht. Ein Fluchtverſuch, den er am 1. Mai machte, indem er mit einem Meſſer die Decke ſeines Zimmers durchbrach und ſich an einem 80 Ellen langen Seile von der Feſtung herabließ, misglückte, weil der Bauer, der ihn über die Elbe ſetzen ſollte, wegen der rothſeidenen Strümpfe mit Silberzwickeln, die der Flüchtling trug, Verdacht ſchöpfte. Ergriffen erhielt er nun ein gewölbtes Gefängniß im Erdgeſchoß; da er aber auch dieſem mittels Durchbrechung der Mauern am 16. Jan. 1720 entkam, allein, da das benutzte Seil riß, 32 Ellen tief in den Schnee fiel und ſich dabei ſo verletzte, daß er die Flucht nicht fortſetzen konnte, ſo beſchloß man nunmehr, das zu Frankfurt über ihn gefällte Todesurtheil zu vollſtrecken. Am 29. Jan. wurde er auf der ſogenannten Königsnaſe enthauptet. — Klettenberg iſt der Verfaſſer der Alchymia denudata, Leipzig 1713, 2. Aufl. 1769.

Die Acten ſeines Proceſſes befinden ſich im dresdener Hauptſtaatsarchiv, Abtheilung 111, Malefizſachen,

Digitized by Google

Bl. 75, Nr. 77ᵇ. — Eregander, Leben von Kyau's 1, 205 fg. *(Th. Flathe.)*

KLETTENBERG (Suſanna Katharina von), Goethe's fromme Jugendfreundin, deren Biographie er in den „Bekenntniſſen einer ſchönen Seele" im ſechsten Buche von Wilhelm Meiſters Lehrjahren geſchrieben hat, ward zu Frankfurt a. M. am 19. Dec. 1723 geboren. Die Familie von Wildeck, die ihren Urſprung bis zum J. 1005 zurückführen wollte und bis ins 15. Jahrh. zurückführen konnte, war im zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrh. nach Frankfurt gekommen und hatte erſt 1670 das Gut Klettenberg am Rhein gekauft, was ſie veranlaßte, von nun an den Namen „von Klettenberg und Wildeck auf Rhoda" anzunehmen. Suſanna's Vater, Dr. Remigius von Klettenberg, war praktiſcher Arzt und Rathsherr in Frankfurt; die fromme Geſinnung hatte ſie von ihrer Mutter geerbt, durch welche ſie mit der Familie Textor verwandt war. Ein Stiefbruder ihres Großvaters war der berüchtigte Alchymiſt Johann Hektor von Klettenberg, der im J. 1720 auf dem Königſteine enthauptet wurde. Die Neigung zur Alchymie zeigte ſich auch bei Suſanna, die ſich ein Laboratorium anlegte und ihren jungen Freund Goethe zu gleichen, ſpäter für die Fauſtdichtung nützlichen Experimenten veranlaßte. Mit zwanzig Jahren verlobte ſich Suſanna mit Dr. Johann Daniel von Olenſchlager, dem Narziß der „Bekenntniſſe". Wie das Verhältniß ſich allmählich löſte, iſt ebenfalls in den „Bekenntniſſen" geſchildert. Das Jahr 1756 war es, in dem die Gnade in dem jungen Mädchen zum Durchbruch kam, wenigſtens ſchreibt ſie in einem Briefe vom 15. Dec. 1768: „Nun geht es in das zwölfte Jahr, daß Er ſich mir als den für mich Gekreuzigten offenbarte." In Frankfurt, wo Spener ſo lange Jahre gewirkt, war ein ſtark entwickeltes religiöſes Leben im Gegenſatze zur oder wenigſtens außerhalb des Kreiſes der kirchlichen Orthodoxie an der Tagesordnung. Auch Fräulein von Klettenberg war Mitglied eines jener frommen Kreiſe, deſſen bedeutendſtes Mitglied neben ihr Friedrich Karl von Moſer, der „Philo" der „Bekenntniſſe" war. Als eine literariſche Frucht dieſer religiöſen Verbindung erſchien 1754 das Büchlein „Der Chriſt in der Freundſchaft", das, um einige Aufſätze vermehrt, Franz Delitzſch 1840 herausgab unter dem Titel: „Philemon oder von der chriſtlichen Freundſchaft. Aufzeichnungen der Fräulein Suſanna Katharina von Klettenberg und ihres Freundeskreiſes." Der dritten Auflage des Büchleins (Gotha 1878) iſt auch ein Bild der ſchönen Seele beigefügt. Von ihr rühren ſechs Aufſätze her: der Charakter der chriſtlichen Freundſchaft; von Beobachtung der ſittlichen Pflichten bei einer chriſtlichen Freundſchaft; über die Freundſchaftstreue; von der Kindern Gottes unanſtändigen Tändelei mit Freunden; vom billigen und unzeitigen Nachgeben; Blicke in die Ewigkeit oder von dem Himmel und der himmliſchen Freude. Die übrigen Aufſätze ſind von Moſer und Suſanna's jüngerer Schweſter Maria Magdalena. Delitzſch rühmt von den Aufſätzen der ſchönen Seele, „daß die chriſtliche Literatur keine gründlichere, reifere, zartere Schrift über das chriſtliche Freundſchaftsleben aufzuweiſen hat als dieſe". Sechs Briefe und funfzehn religiöſe Gedichte hat dann noch J. M. Lappenberg mitgetheilt in ſeinem Buche „Reliquien der Fräulein Suſanna Katharina von Klettenberg nebſt Erläuterungen zu den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele" (Hamburg 1849). Wohl hat auch Goethe jedenfalls ſchriftliche Aufzeichnungen ſeiner Freundin vor ſich gehabt, als er ihre Biographie und damit zugleich die belehrendſte Schilderung über das während des 18. Jahrh. im ſtillen in Deutſchland regſame religiöſe Leben ſchrieb. Als charakteriſtiſche Vertreterin einer ganzen und zwar tief wirkenden Richtung hat Goethe das mit Liebe gezeichnete Individualbild der Freundin ſeinem großen, die deutſche Cultur des 18. Jahrh. nach allen ihren Richtungen darſtellenden Romane einverleibt. Aber auch in Wilhelm Meiſters Wanderjahren iſt die Jugendfreundin das Urbild der guten und weiſen Makarie geworden. Bei andern Gelegenheiten betonte Goethe das körperlich Kranke im Weſen der Freundin als mitbeſtimmende Urſache ihres ſtark entwickelten religiöſen Sinnes. Lobend hervorgehoben muß aber dabei werden, daß bei Fräulein von Klettenberg die alles beherrſchende Frömmigkeit doch nicht alles andere unterdrückte. Sie hatte Sinn für allgemeine Bildung und wirkte ſelbſt als ausübende Künſtlerin auf Goethe's Zeichen- und Malkunſt ein. Sie erkannte und ehrte den wahrhaft frommen Sinn in Goethe's Natur und beunruhigte ſich nicht ob ſeiner weltlichen Richtung. Eine Zeit lang hegte ſie allerdings beſondere Vorliebe für die ſtrengchriſtliche Lebensform, wie die Herrnhuter ſie ausgebildet hatten; ein Beſuch, in der Brüdergemeinde Marienborn 1766 ausgeführt, dämpfte aber ihre Neigung und ließ ſie den Plan, die Herrnhutergemeinden in Holland zu beſuchen, aufgeben. Ob ſie ſelbſt wirklich Stiftsdame des St.-Katharinen- oder Weißfrauenkloſters ward, iſt nicht ganz ſicher. Sie wohnte im Hauſe „Zum kleinen Rahmhof" am Bockenheimer Wall, ſich der Pflege ihres alten Vaters und ihrer Schweſterkinder widmend. Dort beſuchte ſie der junge Wolfgang und „wühlte mit ungeduldigem Streben die Zeichnung hin", die das Zimmer mit ſeiner Bewohnerin darſtellte, uns aber nur mehr durch das Gedicht „auf Fräulein von Klettenberg" (Hempel'ſche Ausgabe III, 43) bekannt iſt. (— L. Dieſtel, „Goethe und die ſchöne Seele" im „Daheim" Nr. 14; 1863. —) Mit Goethe's Mutter war ſie innig befreundet und durch den Sohn wurde ſie auch mit dem ihr geiſtesverwandten Lavater bekannt, als dieſer 1774 nach Frankfurt kam. Goethe zeichnete für Lavater ihr Bild, das jedoch in der Phyſiognomik zu fehlen ſcheint. Sie ſelbſt ſchrieb an Lavater (Briefe von Goethe an helvetiſche Freunde, S. 4), der ſeinerſeits ſie in Briefen an Herder unter dem Namen „Cordata" erwähnt. Bald nach Lavater's Beſuch aber feierte die ſchöne Seele ihre Vereinigung mit dem Lamme; am 13. Dec. 1774 verſchied ſie, von Goethe tief betrauert. In „Dichtung und Wahrheit" gedenkt er dankbar des Einfluſſes, den ſie auf ſeine geiſtige Entwickelung gehabt hatte; wenn wir die Schilderung, die er an verſchiedenen Stellen von ihr gegeben, zuſammenfaſſen, ſo tritt ſie le-

Digitized by Google

bendig vor uns. „Sie war zart gebaut, von mittlerer Größe; ein herzliches, natürliches Betragen war durch Welt- und Hofart noch gefälliger geworden. Ihr ſehr netter Anzug erinnerte an die Kleidung herrnhutiſcher Frauen. Heiterkeit und Gemüthsruhe verließ ſie niemals. Sie betrachtete ihre Krankheit als einen nothwendigen Beſtandtheil ihres vorübergehenden irdiſchen Seins; ſie litt mit der größten Geduld, und in ſchmerzloſen Intervallen war ſie lebhaft und geſprächig. Ihre liebſte Unterhaltung waren die ſittlichen Erfahrungen, die der Menſch, der ſich beobachtet, an ſich ſelbſt machen kann, woran ſich dann die religiöſen Geſinnungen anſchloſſen, die auf eine ſehr anmuthige, ja geniale Weiſe bei ihr als natürlich und übernatürlich in Betracht kamen.“ Hierzu ergänzend tritt noch Joh. Georg's Schloſſer's Schilderung in einem Briefe an ſeinen Schwiegerſohn G. H. L. Nicolovius vom 10. März 1799, die mit den Worten ſchließt: „Es war beſonders die große ſeltene Reinheit ihres Weſens, was jeden anſprach.“ *(Max Koch.)*

KLETTERFISCH (Kletterbarsch). Mit dieſem Namen bezeichnet man mehrere ſchwer zu unterſcheidende Arten der Gattung Anabas *Cuv.*, am gewöhnlichſten die wol verbreitetſte Art, A. scandens *Cuv.* und *Val.* Die Gattung gehört zu den Labyrinthfiſchen, ſo genannt, weil ſie ein vom obern Theil des erſten Kiemenbogens getragenes labyrinthartiges, aus einer Anzahl übereinanderliegender dünner, im Alter an Zahl zunehmender Knochenblättchen gebildetes Organ beſitzen, welches häutig umſchloſſen im Leben mit Waſſer gefüllt iſt und durch das aus ihm hervorſickernde und die Kiemen feucht erhaltende Waſſer die Fiſche in den Stand ſetzt, längere Zeit außerhalb des Waſſers zu leben. Die genannte Art, welche die Süßwäſſer Vorder- und Hinterindiens, Ceylons, Javas und der Philippinen bewohnt, hat man an niedrigen Pflanzen kletternd Hügel überſchreiten ſehen, um aus einem austrocknenden Waſſerbecken, in deſſen Schlammboden ſie ſich auch einen halben Meter tief einbohren, in ein anderes zu gelangen. Daß die Fiſche bei ſolchen Wanderungen gelegentlich in die Spalte eines Baumes gelangen und in ihr emporkriechen, iſt früher viel erzählt und die Veranlaſſung zum Namen geworden. Der Körper derſelben, welche bis 6 Zoll und darüber lang werden, iſt ſeitlich zuſammengedrückt, geſtreckt eiförmig, hat geſägtrandige Unteraugen-Höhlenſtücke und Kiemendeckel, ganzrandige Vordeckel, kleine Zähne an Kiefern und Pflugſcharbein, keine an dem Gaumenbeinen. Ihre Kiemenhaut iſt auf der Bauchſeite verbunden; die Seitenlinie iſt unterbrochen. Die Rückenfloſſe hat im vordern Theile zahlreiche, die Afterfloſſe weniger kurze Stacheln, die Bauchfloſſe nur einen ſolchen; kein Strahl iſt verlängert. Die Floſſenſtacheln können in Furchen niedergelegt werden. Der Körper iſt oben dunkelgrün, unten gelblich, Rücken- und Afterfloſſe ſind violett, Bruſt- und Bauchfloſſen röthlich. Zwei Stacheln am Kiemendeckel haben einen Ausſchnitt zwiſchen ſich, der von ſchwarzer Haut ausgefüllt iſt. Die Eingeborenen nennen den Fiſch in Indien Pannei-Eri, Sennal oder Koi, in Ceylon Kaweja. *(Victor Carus.)*

KLETTERVÖGEL (Scansores) nannte Cuvier eine Ordnung der Vögel, deren einziger gemeinſamer Charakter in der Bildung der Füße beſteht, an welchen nur die zwei mittlern Zehen nach vorn, die innere und äußere dagegen nach hinten gerichtet ſind, ſodaß der Fuß wie eine Doppelklammer oder Zange gebildet iſt, eine Geſtaltung, die man auch Greiffuß genannt hat. Bei den echten Klettervögeln iſt die angegebene Richtung der Zehen unveränderlich, wie bei den Tukans, Spechten und Papageien; bei andern, die man deshalb auch Wendezeher genannt hat, und wozu die Kukuke und Bartvögel gehören, kann die äußere Zehe auch nach vorn gerichtet werden. Die Familien und Gattungen, welche dieſe Ordnung zuſammenſetzen, ſind ſo weſentlich in ihrem Baue verſchieden, daß die neueren Zoologen die früher unter dem Namen Klettervögel vereinigt geweſenen Formen in mehrere verſchiedene Ordnungen aufgelöſt haben. *(Victor Carus.)*

KLETTGAU (Klekgau, Kleggau), ehemalige Landgrafſchaft im ſüdlichen Baden und in der Schweiz, umfaßte den wohlbebauten und fruchtbaren Landſtrich, der im Oſten und Süden durch den Rhein vom Thurgau, im Norden und Weſten durch die Wutach vom Albgau und gegen Nordweſten vom Hegau durch den Fuß des Randen getrennt war. Zwei Arme des Randen durchziehen den Klettgau der Länge nach und bilden ein breites Thal, das vom Klingen- und Schwarzenbach bewäſſert wird. Zwiſchen der ſtarken Beugung des Rheines oberhalb Egliſau's und des ſüdlichen Gebirgsarmes liegt eine Hochebene, Rafzerfeld, die von dem nun ſchweizeriſchen Dorfe Rafz ihren Namen hat. Der ganze Flächeninhalt des Klettgaues belief ſich ehemals auf 6 □Meilen mit etwa 25,000 Einwohnern, die in 3 Städten, 50 Flecken und Dörfern und 40 Höfen und Weilern wohnten. Der kleinere Theil des Klettgaues gehört zu Baden, der größere Theil zu den ſchweizeriſchen Cantonen Schaffhauſen und Zürich.

Ueber die Entſtehung und Schreibung des Namens Klettgau iſt früher viel geſtritten worden. Bald wurde derſelbe von „Lettgau“ hergeleitet wegen des ſchweren, lettigen Bodens, bald von gleg = kleines Fahrzeug, Weidling, alſo „Weidlinggau“. Eine andere Erklärung findet in den Klettgauern die alten Latobriger (Laco- oder Clago-brigi) wieder und macht aus ihnen „Spaltberger“, und endlich wird der Name von dem galliſchen Worte Cladh abgeleitet, das „Ufer“ bedeuten ſoll, alſo „Ufergau“. Heutzutage iſt die übliche Schreibung „Klettgau“.

Die Römer hatten im Klettgau zwei Heerſtraßen, die eine aus Helvetien nach der Baar, die andere nach dem Hegau. An ihrer Kreuzung liegen die Trümmer eines römiſchen Caſtells bei dem ſogenannten Heidenhofe. Andere römiſche Spuren ſind am Randen, bei Rheinau, am Kaiſerſtuhle zu finden, und auf dem Küſſachberge war wol ein Wartthurm, welcher die Rheinüberfahrt beherrſchte. Die Alemannen zerſtörten die römiſchen Niederlaſſungen. Durch die Schlacht bei Zülpich kam der Klettgau unter fränkiſche Herrſchaft. Eine beſondere Gaugrafſchaft wurde

Digitized by Google

errichtet, königliche Grundſtücke und Meierhöfe entſtanden theils aus urſprünglich herrenloſen, theils aus dem eingezogenen Gute Geächteter oder ausgeſtorbener Familien. Noch mehr wurde die Cultur im Klettgau durch das Chriſtenthum gefördert, das durch die iriſche Miſſion am Oberrhein verbreitet wurde. Am Rheine entſtanden die Klöſter Rheinau und Allerheiligen in Schaffhauſen, welche namentlich von den Karolingern mit Gütern im Klettgau beſchenkt wurden. In den einzelnen Dörfern des Gaues wurden Kirchen erbaut, Bevölkerung und Cultur nahmen immer mehr zu. Ein mächtiger Adel entſtand, an der Spitze deſſelben die Herren von Küſſachberg und Weißenburg.

Im 10. Jahrh. bildete der Klettgau einen Theil des wiederhergeſtellten Herzogthumes Alemannien; die Landſchaft hatte durch die Einfälle der Ungarn viel zu leiden. Nach dem Tode Heinrich's III. wurde Alemannien getheilt unter Rudolf von Schwaben und Berthold von Zähringen. Erſterer zählte den Klettgau zu ſeinen Beſitzungen, und an ſeine Stelle trat ſpäter Friedrich von Hohenſtaufen als Herr des Gaues. Das Schickſal desſelben war vielfach verknüpft mit dem Geſchick und den Beſtrebungen des klettgauiſchen Adels, der namentlich während des Interregnums mehr und mehr verarmte, und deſſen Beſitzungen in fremde Hände kamen. So hatte eine Seitenlinie des Hauſes Habsburg eine Zeit lang die Herrſchaft im Klettgau; mit dem Erlöſchen dieſer Linie kam der Gau an die Grafen von Sulz, bei welchen er von 1408 bis 1687 verblieb. Unter dieſen Grafen, welche Landgrafen vom Klettgau hießen, kamen viele Fehden vor mit den Schweizern. Der Bauernaufſtand im Hanenſteiniſchen verpflanzte ſich auch in den Klettgau, und der damalige Graf Rudolf ſah ſich genöthigt, eine Reviſion der Landesordnung vorzunehmen. Im Dreißigjährigen Krieg hatte die Landſchaft, deren Herren zu Oeſterreich hielten, durch die Schweden viel zu leiden, und der letzte Graf von Sulz ſah ſich genöthigt, einen Theil des Landes zu verkaufen, um ſich der drückenden Schuldenlaſt zu erwehren. So wurden die ſchönſten Theile der Landſchaft 1651 an Zürich und 1656 an Schaffhauſen verkauft, und die Landgrafſchaft Klettgau beſchränkte ſich auf 7 Herrſchaften mit dem Städtchen Thiengen als Sitz der ſulziſchen Regierung. Thiengen, Städtchen im Kreiſe und Amtsbezirke Waldshut, mit 2247 Einw. (1880), liegt an der Wutach und an der Bahnlinie Waldshut-Konſtanz. Thiengen iſt ſehr gewerbfleißig und hat bedeutende Holzmärkte. Im Schloſſe war die Reſidenz der Landgrafen von Klettgau, deren Wappen am Portal angebracht ſind. Ringsum finden ſich Spuren römiſcher Niederlaſſungen. Schon 855 wird in Urkunden eines Landgerichts zu Töingen gedacht. Von den Biſchöfen von Konſtanz kam Thiengen im 13. Jahrh. an die Ritter von Kränkingen und im J. 1482 an die Grafen von Sulz, dann an Schwarzenberg. Rudolf von Sulz baute den von den Schweizern zerſtörten Ort wieder auf. Nach dem Tode des letzten Sulzers ging der Klettgau an den Fürſten Euſebius von Schwarzenberg als Reichskunkellehen über, da der Fürſt Gemahl der älteſten Tochter des Landgrafen war. Die Schwarzenberger ließen im Klettgau ihre Beamten ſchalten; außerdem litt derſelbe viel durch den Oeſterreichiſchen Erbfolgekrieg, da ein franzöſiſches Cavalerieregiment ſeine Winterquartiere daſelbſt hatte. Zur Zeit der Franzöſiſchen Revolution blieb die Landſchaft verſchont, weil das Gebiet der neutralen Schweiz den Gau umſchloß. Durch den Frieden von Luneville erhielten die Cantone Zürich und Schaffhauſen die Souveränetät über ihre klettgauiſchen Beſitzungen, und durch den Frieden zu Preßburg erhielt Baden das Souveränetätsrecht über den ſchwarzenbergiſchen Antheil. Der letzte Fürſt Johann Nepomuk verkaufte im J. 1812 ſeine ſämmtlichen Rechte über den Klettgau an Baden. Die einzelnen Orte des Gaues wurden den Aemtern Jeſtetten, Stühlingen und Waldshut zugewieſen.

(Wilh. Höchstetter.)

KLEUCKER (Johann Friedrich) war der Sohn eines Camelottwebers in Oſterode am Harz, wo er am 29. Oct. 1749 geboren wurde. Als er neun Jahre alt war, verlor er den Vater; die Mutter ſetzte das Geſchäft ihres verſtorbenen Gatten fort. Als er 19 Jahre alt war, verlor er auch dieſe Verſorgerin, welche faſt nichts hinterließ. Im J. 1770 bezog er die Univerſität Göttingen, wo er durch Privatunterricht und von Freitiſchen ſeinen Unterhalt fand. Philologie zog ihn beſonders an, aber er verſäumte daneben nicht die Theologie. Im J. 1773 nahm er eine Hauslehrerſtelle in Bückeburg an, wo ſich Herder für ihn intereſſirte. Durch ſeine Empfehlung kam er 1775 als Prorector nach Lemgo; 1778 wurde er vom Rathe zum Rector der Rathsſchule in Osnabrück, der Stadt Möſer's, ernannt. Hier vermählte er ſich 1784 mit Clara Auguſte von Lengerke, einer Nichte Möſer's. Schon in Lemgo veröffentlichte er ſeine Ueberſetzung des Zend-Aveſta nach Anquetil du Perron (3 Bde., Riga 1776—77, 1786 erſchien eine neue Ausgabe, 1789 ein Auszug). An dieſes Werk, das durch neuere Arbeiten jetzt überholt iſt, knüpft ſich ſeines Namens Gedächtniß. In Osnabrück ſetzte er ſeine Schriftſtellerei eifrig fort; 1778 begann er die deutſche Ueberſetzung des Plato, die erſt 1797 mit dem ſechsten Bande vollendet wurde. Im J. 1784 erſchien nach den franzöſiſchen Schriften St.-Martin's das Magikon oder das geheime Syſtem einer Geſellſchaft unbekannter Philoſophen, eine Arbeit, welche trotz ihrer Mängel von Verehrern dieſer Theoſophie hochgeſchätzt wurde. Im J. 1786 folgte die Schrift „Johannes, Petrus und Paulus als Theologen", in welcher er ſich bemühte zu beweiſen, daß jeder dieſer Apoſtel Jeſus verſchieden aufgefaßt, alſo auch einen verſchiedenen Lehrbegriff habe. Im J. 1786 erſchien Ueber die Natur und den Urſprung der Emanationslehre bei den Kabbaliſten, 1787 die neue Prüfung und Erklärung der Beweiſe für die Wahrheit des Chriſtenthums in 3 Bänden, welches Thema er dann in der Unterſuchung der Gründe für die Echtheit der ſchriftlichen Urkunden des Chriſtenthums 1797—1800 in fünf Bänden ausführlicher bearbeitete. Er hatte immer ſchon an eine theologiſche Profeſſur gedacht; aber in Göttingen war man ihm wegen ſeiner Richtung wenig gewogen und einen Ruf nach Marburg nahm er nicht an.

Digitized by Google

Im J. 1798 gelang es ſeinen Freunden Jacobi und F. von Stolberg, ihm eine ſolche Stelle in Kiel zu verſchaffen, wo er dann bis an ſein Lebensende geblieben iſt. Hier vollendete er 1798 das Werk über die Apokryphen des Neuen Teſtaments, 1799 über den Urſprung und Zweck der apoſtoliſchen Briefe, 1800 den Grundriß einer Encyklopädie der Theologie, in welchem er eine neue Conſtruction der Theologie zu geben verſuchte. Kleucker war bei entſchiedener poſitiver Gläubigkeit doch beſonnen und liberal. Den kirchlichen Inſpirationsbegriff ſetzte er beiſeite und deshalb war ihm auch die Bibel nicht in allen Theilen gleich heilig; er hing nicht an den lutheriſchen Bekenntnißſchriften und war kein Freund des Dogmas von der Erbſünde. Gegen das Wahre und Gute in den heidniſchen Religionen war er nicht blind und ſo hat er ſich für die Anbahnung einer vergleichenden Religionswiſſenſchaft ein Verdienſt erworben.*) Mit dieſen Anſichten traf er in Holſtein auf ſchwierige Verhältniſſe, denn die beiden Parteien, Rationaliſten und Orthodoxe, ſtanden ſich ſcharf gegenüber, die Rationaliſten waren überwiegend. Kleucker, der bisher eine ſelbſtändige Stellung behauptet hatte, konnte keine Anerkennung finden, und deshalb waren auch ſeine Vorleſungen im Anfange ſchwach beſucht. An dem ſchriftlichen Kampfe betheiligte er ſich noch, denn 1815 ſchrieb er gegen die Funk'ſche Bibelüberſetzung, 1817 gegen Krug in Leipzig über den alten und neuen Proteſtantismus, 1820 bibliſche Sympathien oder Betrachtungen und Bemerkungen über die Berichte von Jeſu Leben und Thaten, von denen aber nur ein Band erſchienen iſt. Den Intriguen der Parteien blieb er fern und nöthigte ſchließlich auch anders Denkenden Achtung ab. Seine geiſtige Regſamkeit bewahrte er bis zu ſeinem Tode am 31. Mai 1827. Man rühmt ſeinen edeln, einfachen Charakter, die ſtrenge Treue in ſeinen Ueberzeugungen, Freimuth und ernſthafte Wahrheitsliebe.

H. Ratjen, J. Fr. Kleucker und Briefe an ſeine Freunde (Göttingen 1842). — Carſtens, Geſchichte der theologiſchen Facultät zu Kiel S. 58—66. — Delff in der A. D. Biogr. XVI. S. 179. (*F. A. Eckstein.*)

KLEVE, Hauptſtadt des ehemaligen Herzogthums Kleve, jetzt in der preußiſchen Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Düſſeldorf, Kreis Kleve, liegt reizend in 18 Meter Höhe, 7 Kilom. vom Rhein und 117 Kilom. von Köln, am ſchiffbaren Spoygraben (dem kanaliſirten Kermisdal) auf drei Hügeln zwiſchen dem Reichswalde (sacrum nemus) und dem Rhein. Die 10,059 Einwohner, von denen 5037 männlichen und 5012 weiblichen Geſchlechts ſind, führen in 1301 Häuſern (80 haben andere Beſtimmung) 2009 Haushaltungen. Im J. 1871 zählte man unter den Katholiken 1634 Evangeliſche, 27 andere Chriſten und 148 Juden; es gab 19 Blinde, 8 Taubſtumme und 23 Blöd- und Irrſinnige; 743 konnten weder leſen noch ſchreiben. Zur Stadt gehören 195 ha Land, wovon 36 ha Gärten ſind. Die Stadt hat Bahnhof, Poſt- und Telegraphenamt, Land- und Friedensgericht, Hauptzollamt; 2 katholiſche, 2 evangeliſche (die 1334 erbaute ſchöne Stiftskirche) und eine mennonitiſche Kirche; ſeit 1817 ein evangeliſches Gymnaſium; Zuchthaus, Ackerbauſchule, Gasanſtalt und Flachsmärkte. Die Bewohner ſind thätig in Tabacksfabrikation, auch in Spinnerei und Weberei. Auf dem höchſten Punkte einer Anhöhe in der Stadt ſteht das 1334 vom Grafen Theodor ſehr ſtark gebaute Schloß der ehemaligen Herzoge mit einem 57 Meter hohen, ſehr alten Thurme, der eine vortreffliche Ausſicht bietet und auf deſſen Spitze ein goldener Schwan thront; denn es knüpft ſich an dieſen Thurm die Sage von Erlin dem Schwanen-Ritter und der Gräfin Beatrix von Kleve. Im Süden dehnt ſich der Bergabhang über den von Johann Moritz von Naſſau-Siegen, der in der Mitte des 17. Jahrh. hier kurfürſtlich brandenburgiſcher Statthalter war, angelegten Prinzenhof, eine halbe Stunde weit nach dem „Alten Park" oder „Berg und Thal", wo ſich des Gründers Grabmal, umgeben von hier gefundenen römiſchen Alterthümern, befindet. Im Weſten der Stadt liegt der Klever Berg mit weiter Fernſicht und der 255 ha große Neue Thiergarten, der auf hügeligem Grunde die reizendſten Parkanlagen bietet, viel von Holländern aus Nimwegen als Ziel von Ausflügen beſucht. — Kleve wurde um das J. 1000 Sitz der Grafen; 1242 wurde es Stadt. In einer Schlacht am 7. Juni 1397 beſiegte bei Kleverhamm Adolf von Kleve den Herzog Wilhelm von Jülich und Berg. Kleve iſt 1624 von Spaniern und Holländern, 1639 von den Kaiſerlichen und 1679 und 1702 von den Franzoſen erobert und beſetzt worden. Es iſt der Geburtsort des Generals Seydlitz, der Miniſter von Danckelman und Maaßen, des Oberpräſidenten von Sack, von Beuth und H. Berghaus.

Der Kreis Kleve, 9,25 geogr. □ Meilen oder 508,1 □ Kilom., der nordweſtlichſte der linken Rheinſeite, reicht faſt bis an die Maas und iſt eben, nur bei Kranenburg etwas höher, zum Theil ſtark bewaldet, an vielen Stellen ſehr ſandig, aber durch Cultur recht fruchtbar gemacht. Hindurch führt die Rheiniſche Bahn mit den Linien Köln-Kleve-Zevenaar und Kleve-Nimwegen. — Die zwei Städte Kleve und Goch und die 45 Landgemeinden zählen 50,464 Bewohner, von denen 25,218 männlichen und 25,246 weiblichen Geſchlechts ſind. Dieſe führen in 8449 Häuſern (120 haben andere Beſtimmungen) 10,062 Haushaltungen. Im J. 1871 zählte man 41,582 Katholiken, 5370 Evangeliſche, 56 andere Chriſten und 502 Juden; 54 Blinde, 23 Taubſtumme und 148 Blöd- und Irrſinnige; 3896 konnten weder leſen noch ſchreiben. — Von dem Boden der Geſammtfläche ſind 19% Lehm, 56,9% lehmiger Sand, 4,8% Sand, 7,2% Moorboden; 49,9% ſind Acker 3., 4., 5. Klaſſe; 20,6% Holzung; 20,6% Weiden. — Im J. 1865 zählte man 4033 Pferde (zur Zucht 19 Hengſte und 357 Stuten); 22,984 Rinder (13,169 Kühe und 240 Bullen); 1656 Schafe, 11,325 Schweine, 3681 Ziegen. — Die ſtaatlichen 33,179 Morgen Forſten erbrachten 31,182 Thaler; die ſtädtiſchen 513 Morgen

*) Das brahmaniſche Religionsſyſtem 1797 gehört nebſt den Zend-Aveſta-Arbeiten hierher.

Digitized by Google

Land 3390 Thaler; die ländlichen 1348 Morgen 4059 Thaler; die kirchlichen 3947 Morgen 13,984 Thaler; die 2029 Morgen der Schulen und Stiftungen 2566 Thaler, die 186,180 Morgen aller ertragsfähigen Liegenſchaften 577,405 Thaler.

13. Ueber die Geſchichte von Kleve und die Grafen und Herzoge von Kleve ſ. Cleve.

(G. A. von Klöden.)

KLIMA, aus dem Griechiſchen κλίμα die Neigung, bezeichnet heutzutage den Inbegriff der durchſchnittlichen Größe und Beſchaffenheit aller meteorologiſchen Elemente eines Ortes der Erdoberfläche im Gegenſatze zur urſprünglichen Bedeutung des Wortes bei den alten Geographen und Aſtronomen, welche es nur zur Bezeichnung des Auffallswinkels der Sonnenſtrahlen gegen die verſchiedenen Theile der Erdoberfläche brauchten beim Stande der Sonne ſenkrecht über dem Aequator. Entſprechend der allmählichen Aenderung der Neigung der Sonnenſtrahlen mit wachſender geographiſcher Breite wurde die Erdoberfläche in eine Anzahl ſchmaler, Klimate genannter Zonen getheilt, von welchen immer je eine der Zunahme des längſten Tages um 30 Minuten entſprach. Dies gab vom Aequator bis zum Polarkreiſe eine Folge von 24 Klimaten. Später wurde auch die Polarzone noch in 6 Klimate getheilt, je einer Zunahme der Tageslänge um einen Monat entſprechend. Da nun, abgeſehen vom Einfluſſe aller Ungleichheiten der Erdoberfläche, mit der Entfernung vom Aequator die erwärmende Wirkung der Sonnenſtrahlen abnimmt und da die Temperaturverhältniſſe allerdings ein Hauptfactor in der Geſammtheit der Witterungserſcheinungen ſind, ſo hat man ſpäter unter Klima die höhere und niedrigere Durchſchnittstemperatur der verſchiedenen Erdzonen verſtanden. Man ſuchte Formeln abzuleiten, um aus der geographiſchen Breite, wol auch mit Rückſicht auf die verticale Erhebung über das Meeresniveau, die Temperaturverhältniſſe eines Ortes zu berechnen, wie das namentlich durch Halley, Mairan, Tob. Mayer, L. Euler, Käſtner u. a. geſchehen iſt. Das eingehende Studium und die infolge davon erweiterte Kenntniß des Witterungscharakters verſchiedener Landſtriche lehrten jedoch einſehen, daß das, was man allmählich unter „Klima" verſtehen lernte, nämlich das Geſammtbild der Witterungsverhältniſſe eines Ortes oder einer Gegend, außer von der Temperatur auch von andern weſentlichen Factoren abhängt, nämlich von den Feuchtigkeitsverhältniſſen der Atmoſphäre, von denen des Bodens, von der Natur der herrſchenden Winde und beziehentlich auch Meeresſtrömungen, von der continentalen oder maritimen Lage des Ortes und von der Größe ſeiner ſenkrechten Erhebung über die Meeresfläche, endlich auch noch von gewiſſen localen Aeußerungen der innern Erdwärme in vulkaniſchen Gegenden.

Einen ſehr wichtigen Eintheilungsgrund für die verſchiedenen Klimate gibt die Größe der jährlichen und täglichen Schwankungen des Temperatur- und Feuchtigkeitszuſtandes u. ſ. w., beſonders des erſtern, für einen gegebenen Ort. Sind die Abſtände der jährlichen und täglichen Temperaturextreme ſehr groß, ſo nennt man das Klima ein exceſſives oder unmäßiges, ſind ſie ſehr klein, ein gleichmäßiges. Im allgemeinen hat man auf das Klima, wie es ſich unter dem Einfluſſe aller der obengenannten Factoren geſtalten würde, das reale Klima genannt, im Gegenſatze zu dem ſolaren, d. i. demjenigen, welches ſich als Reſultat ergeben würde, wenn die Sonnenſtrahlung einen gleichartigen, unbeweglichen Boden fände.

Der erſte entſcheidende Schritt, welcher die Anbahnung einer beſſeren Kunde von den realen Klimaten zur Folge hatte, war die Conſtruction der „iſothermen Linien" durch A. von Humboldt, wobei ſich derſelbe, wie er am Schluſſe der bezüglichen Abhandlung[1]) bemerkt, beſtrebte, in der Entwickelung der Theorie dieſer Linien und ihrer die verſchiedenen Syſteme von Klimaten beſtimmenden Krümmungen, die Temperaturerſcheinungen auf empiriſche Geſetze zurückzuführen, denen er eine mit der Zunahme der Beobachtungsdata wachſende Vereinfachung prognoſticirt.

Natürlich ſtehen die exceſſiven Klimate einerſeits und die gleichmäßigen andererſeits nicht unvermittelt einander gegenüber, ſondern es finden zwiſchen ihnen allmähliche Uebergänge ſtatt, wenn man dieſe Verhältniſſe nach der Art der Humboldt'ſchen Iſothermen ebenfalls graphiſch darzuſtellen ſich bemüht. Den erſten Verſuch hierzu machte ſchon Berghaus im J. 1845 in ſeinem „Phyſikaliſchen Atlas", ſpäter A. Keith Johnſton in Karten von leider zu kleinem Maßſtabe in den Abhandlungen der königl. Geſellſchaft in Edinburgh vom J. 1869. Im J. 1870 hat Supan[2]) eine Karte gleicher jährlicher Temperaturſchwankungen zuſammengeſtellt. Dieſelbe macht die ſchon längſt bekannte Thatſache überſichtlich, daß alle Gegenden mit großen jährlichen Temperaturſchwankungen den großen Continenten der nördlichen Halbkugel angehören. So tritt z. B. in einem kleinen Bezirke bei Jakutsk in Sibirien eine jährliche Temperaturſchwankung von 55° C. auf. Zum Theil beruht freilich die Supan'ſche Karte, beſonders in den Partien, wo die Linien durch die ſüdlichen Oceane gehen, auf noch mangelhaftem Beobachtungsmaterial. Die Folgerungen, die Supan aus ſeiner Zuſammenſtellung zieht, ſind folgende:

1) Die Schwankung nimmt vom Aequator nach den Polen zu, und ebenſo von der Küſte nach dem Innern der Continente.

2) Die Gegenden äußerſter Temperaturſchwankungen fallen auf der nördlichen Halbkugel zuſammen mit den Gegenden der niedrigſten Wintertemperaturen. Im ganzen laſſen ſich die Schwankungscurven mit dem Laufe der Januar-Iſothermen vergleichen.

3) Die Schwankungen ſind auf der nördlichen Halbkugel größer als auf der ſüdlichen.

---

1) A. von Humboldt, „Des lignes isothermes et de la distribution de la chaleur sur le globe", in: Mémoires de physique et de chimie de la société d'Arceuil (Paris 1817), p. 462—602. — Deutſch in: Humboldt, Kleinere Schriften (Stuttgart und Tübingen 1853), I, 206—314. 2) Kettler's Zeitſchrift für wiſſenſchaftliche Geographie, Bd. I, Karte XI.

Digitized by Google

4) In den mittlern und höhern Breiten beider Halbkugeln haben, mit Ausnahme von Grönland und Patagonien, die weſtlichen Meeresküſten geringere Schwankungen aufzuweiſen als die öſtlichen.

5) Im Innern der Continente vermindert ſich in gebirgigen Gegenden die Schwankung mit der Höhe über dem Meere.

Ein allgemein angenommener und aus den obigen Aufſtellungen ſchon durchleuchtender Unterſchied der Klimate iſt der zwiſchen *See-* und *Continentalklima*. Durch den Umſtand, daß das Waſſer beim Schmelzen und Verdampfen bedeutende Wärmemengen bindet, beim Niederſchlagen oder Erſtarren dieſelben aber wieder frei werden läßt, wird bewirkt, daß ausgedehnte Waſſerflächen in ihrer Umgebung einen regulirenden, ausgleichenden Einfluß auf die Temperaturzuſtände der Atmoſphäre ausüben. Auch die in maritimen Gegenden häufige Trübung der Atmoſphäre durch Nebel und Gewölk wirkt mäßigend durch Schwächung der Sonnenſtrahlen und Hemmung der nächtlichen Ausſtrahlung. Natürlich gilt dies nur, ſolang nicht durch etwaige Bedeckung der Waſſerflächen mit Eis der Unterſchied zwiſchen Waſſer und Land in dieſer Beziehung aufgehoben iſt. Ein ſolch feuchter, meiſt trüber Zuſtand der Atmoſphäre und geringe Differenz der Temperaturextreme ſind die Merkmale des ſogenannten *Seeklimas*. Ganz anders verhält es ſich im Innern ausgedehnter Continente, die zugleich auch keine umfänglichen Süßwaſſerſpiegel beherbergen. Dort tritt die Wirkung der Sonnenſtrahlen weſentlich nur als Temperaturerhöhung auf, und ebenſo kann die Bodenausſtrahlung frei als Temperaturerniedrigung wirken. Deshalb wird dort auch die jährliche und tägliche Temperaturſchwankung weiter auseinandergehende Extreme zeigen. Ein ſolches ſogenanntes *Continentalklima* gehört daher offenbar zu den ſchon eingangs erwähnten exceſſiven oder ungleichmäßigen Klimaten, während das Seeklima zu den gleichmäßigen zu rechnen iſt. Freilich iſt nicht umgekehrt jedes gleichmäßige Klima ein Seeklima. Es iſt hierbei nicht blos der Abſtand der jährlichen und täglichen Extreme, ſondern auch der Abſtand der Mittelwerthe von den Mittelwerthen nach der geographiſchen Breite in Betracht zu ziehen. Dieſen Geſichtspunkt hat zuerſt Dove[3]) feſtgeſtellt und dadurch die wahre Bedeutung von See- und Continentalklima entwickelt. Er ſagt dort: „Indem man in einer ſüdlicheren Breite in Amerika einen kälteren Winter fand, hatte man allerdings recht, von einem continentalen Klima zu ſprechen. Der wärmere Sommer dort kann aber eine Folge der ſüdlicheren Breite ſein und es iſt klar, daß, wenn man im Juli in Europa und Amerika unter demſelben Parallel dieſelbe Wärme findet, man vollkommen willkürlich verfährt, wenn man dieſelbe Temperatur in Europa als Kennzeichen des Seeklimas ausſpricht, welche in Amerika als Beweis des continentalen angeführt wird. Dieſe Gleichheit findet aber zwiſchen beiden Welttheilen in gleichem Abſtande vom Meere wirklich ſtatt, ja in höheren Breiten fällt die Temperatur in Europa dann ſogar höher aus."

Außer der maritimen oder continentalen Lage hat auch, wie ſchon bemerkt, die ſenkrechte Erhebung eines Ortes über die Meeresfläche Einfluß auf ſein Klima, ſodaß man von einem *Berg-* oder *Gebirgsklima* ſprechen kann, jedoch nicht bei einzelnen iſolirt emporragenden Pics, ſondern nur bei größeren Gebirgsmaſſen. Charakteriſtiſch ſind die durch die Höhe bedingte und mit ihr ſteigende Wärmeausſtrahlung und Temperaturabnahme und die davon abhängenden Niederſchlagsverhältniſſe, ſowie der durchſchnittlich niedrigere Luftdruck. Weſentlich iſt aber auch der oft weitgreifende Einfluß der Gebirge auf die klimatiſche Beſchaffenheit ihrer Nachbarſchaft. Erſtens wirken die auf ihnen oft das ganze Jahr oder doch während eines großen Theiles deſſelben gehäuften Schnee- und Eismaſſen abkühlend auf die mit ihnen in Berührung kommenden Luftmaſſen und geben Veranlaſſung zu oft weithin in die Thäler und in die Ebene ſich erſtreckenden kalten Luftſtrömungen, dann wirken ſie in der Regel ebenſo weithin durch die auf ihnen entſpringenden Gewäſſer auf die Feuchtigkeitsverhältniſſe von Luft und Boden ein. Nicht ſelten ſind die Gebirgszüge ſehr wirkſame Wetterſcheiden und dadurch auch Klimaſcheiden, indem die Luftſtrömungen oft an dem einen Abhange derſelben den größten Theil ihres Feuchtigkeitsgehaltes in Form von Niederſchlägen abgeben.

Ebenſo wie von einem Bergklima kann man auch von einem eigenthümlichen *Thalklima* reden, deſſen Beſonderheit in der größeren Geſchütztheit vor Winden und der größeren Anſammlung von Feuchtigkeit ausgedrückt iſt, ſowie auch durch die Bildung von localen Luftſtrömungen, bedingt je nach der einſeitigen Erwärmung der Thalhänge. Doch iſt hier vor allem auch die Richtung des Verlaufs der Thäler gegen die Himmelsgegenden und gegen die herrſchende Windrichtung maßgebend.

Ein wichtiger Factor für die Geſtaltung des Klimas iſt die Bodenbeſchaffenheit. Verliert ſich z. B. alles atmoſphäriſche Waſſer im tiefen Sande, ohne daß es durch eine nicht durchlaſſende Schicht zu Anſammlungen und Quellenbildung gezwungen wird, ſo iſt ein ſogenanntes dürres *Wüſtenklima* die Folge davon. Schwarze baſaltiſche Strecken werden leicht durch die Sonnenſtrahlen erhitzt. Eine Humusbedeckung hält ſchon durch ihre phyſikaliſche Beſchaffenheit, noch mehr durch die Vegetationsdecken die Feuchtigkeit zurück. Von nicht minderem Einfluſſe auf das Klima eines Landes ſind die herrſchenden Winde. Solche, die über größere Waſſerflächen wehten, werden auch in größerer Entfernung vom Meere dem Klima eines Landes einen feuchten Charakter verleihen, während ſolche, die große Feſtlandsebenen überſtrichen, bei ihrem Vorherrſchen ein trockenes Klima zur Folge haben werden. Den lebendigſten Ausdruck und die ſchärfſte Charakteriſirung findet das Klima einer Gegend übrigens in der Geſtaltung und Entwickelung des Thier- und Pflanzenlebens. Doch gehört eine ausführliche Schilderung der klimatiſchen Faunen- und Florenbilder theils

3) Monatsberichte der Berliner Akademie (November 1845), und Pogg. Ann. LXVII, 320.

Digitized by Google

in die Klimatologie, theils und noch mehr in das Gebiet der Thier- und Pflanzengeographie. *(H. A. Weiske.)*

KLIMAKTERISCHE JAHRE (anni climacterici, climacteres), auch Stufenjahre (anni scalares), nennt man im allgemeinen diejenigen Jahre, in denen der menſchliche Organismus einen beſtimmten Abſchnitt ſeiner Entwickelung vollendet zu haben ſcheint oder von denen man zugleich annahm, daß ſie das Leben infolge wichtiger Veränderungen des Organismus oder des Stoffwechſels beſonders gefährden könnten. Durch das ganze Alterthum zieht ſich die Lehre von den Stufenjahren und zwar glaubte man, daß jedes ſiebente (zuweilen auch jedes neunte) Jahr ein kritiſches, d. h. eben ein klimakteriſches ſei. Eine große Rolle ſpielten die Stufenjahre zur Zeit des Nativitätſtellens (prognosticon genethliologicum) mittels Horoſkop und Aſtrologie. Als das wichtigſte galt ſtets das $9 \times 7 = 63$. Lebensjahr, welches deshalb auch das große Stufenjahr genannt wurde. In der Neuzeit hat man der Decimalrechnung inſofern ihren Tribut gezollt, als man die Stufenjahre von 10 zu 10 Lebensjahren abzählt. (Vgl. Salmaſius, „De Annis climactericis", Leiden 1648).

Die mediciniſche Wiſſenſchaft bezeichnet als klimakteriſche Jahre oder klimakteriſches Alter (Menopauſe; engl. the change of life, franz. l'âge critique) die Uebergangszeit von der Epoche des weiblichen Lebens, in welcher die geſchlechtlichen Functionen in Thätigkeit ſind, zu jener, in welcher ſie erloſchen ſind. Es handelt ſich alſo um den Lebensabſchnitt des Weibes, in welchem die Thätigkeit der Eierſtöcke, deren ſichtbaren Ausdruck wir in dem regelmäßigen Erſcheinen der Menſtruation (ſ. d.) erblicken, zu erlöſchen, die menses alſo auszubleiben pflegen, mit welchem Zeitpunkte eine Reihe wichtiger Veränderungen ſich abwickelt, aber ſehr häufig auch hochgradige Störungen auftreten. Der Eintritt des klimakteriſchen Alters iſt verſchieden, da die Lebensthätigkeit der Ovarien bei verſchiedenen Frauen und in verſchiedenen Himmelsgegenden eine verſchiedene iſt. Wenn die erſte Menſtruation frühzeitig eintrat, ſo iſt eine lange Dauer der Menſtruation vorauszuſehen, wenigſtens iſt durchſchnittlich das Aufhören der menses, d. h. der Eintritt des klimakteriſchen Alters, nicht eher zu erwarten als bei ſpäterem Eintritt der erſten Menſtruation. Denn bei Frauen, die zeitig menſtruirt wurden, läßt der Eintritt der Menopauſe durchſchnittlich 33,1, die Spätmenſtruirten aber nur 27,3 Jahre auf ſich warten. Durchſchnittlich dauert daher die Zeit vom Eintritt der erſten bis zu dem der letzten Menſtruation 30 Jahre, etwas länger im gemäßigten Klima, etwas kürzer in nördlichen Gegenden, bedeutend kürzer in heißen Gegenden, ſodaß die Araberinnen nur 20 Jahre lang menſtruirt ſein ſollen. Im allgemeinen iſt der Eintritt der Menopauſe vom 45. Lebensjahre ab zu erwarten; in niederen Ständen erfolgt er eher als in höheren. Mit der Reifung des letzten Eichens in den Eierſtöcken bleibt die Menſtruation aus und es erfolgt die ſenile Atrophie der Eierſtöcke. In verſchieden langer Zwiſchenzeit ſchließt ſich an die letzteren die Atrophie der übrigen Genitalien, unter denen beſonders der Uterus die charakteriſtiſchen Kennzeichen, die er bei alten Frauen (Vetulae) hat, annimmt. Es muß jedoch die ſenile Atrophie des Uterus nicht ſofort mit dem Aufhören der Menſtruation erfolgen, tritt ſogar häufig erſt nach dem 60. Lebensjahre ein; ſie bleibt aber zuweilen auch vollſtändig aus und der Uterus bleibt bis in das ſpäteſte Alter normal groß oder ſogar abnorm vergrößert. Der ſenil atrophiſche Uterus erſcheint bei der combinirten Unterſuchung kleiner, bei der Sondirung kürzer; er iſt ſchlaffer und ſeine Wände ſind dünn; die Vaginalportion ſchwindet, der äußere Muttermund iſt eine enge Oeffnung, der innere verklebt zuweilen, worauf ſich das Schleimhautſecret im Innern des kugelig vergrößerten Uteruskörpers anhäuft (Hydrometra). Außerdem wird die Scheide kurz, die Vulva häufig nach der Seite hin nur von den atrophiſchen großen Labien begrenzt, da die kleinen oft vollſtändig ſchwinden. Dabei atrophirt auch die Clitoris. Ausnahmsweiſe treten ſowol die Atrophie des Uterus und das klimakteriſche Alter vor der gewöhnlichen Zeit auf (vorzeitiger Klimax), meiſt nicht ohne krankhafte Erſcheinungen zu veranlaſſen. Aber auch zur gewöhnlichen Zeit erfolgt das Ausbleiben des menſtrualen Blutfluſſes nur ſelten ganz ohne beſondere Erſcheinungen, indem die Periode einige male ſehr ſchwach auftritt, um dann nicht wieder zu erſcheinen. Viel häufiger zieht ſich die Uebergangszeit über Monate, ſelbſt Jahre hin, indem entweder die Menſtruation die normalen Zeiten zwar noch einhält, aber an Quantität allmählich abnimmt, oder immer ſeltener (aller 6—8—12 Wochen) erſcheint, zuweilen ſchließlich nur durch einen periodiſchen Schleimabfluß noch angedeutet wird. Daher bringen die klimakteriſchen Jahre faſt ſtets krankhafte Erſcheinungen mit ſich, welche ſich als congeſtive Blutüberfüllung (paſſive Hyperämie) verſchiedener lebenswichtiger Organe, beſonders der Lungen oder der Leber darſtellen; häufig bleiben daher für längere Zeit nervöſe, ſelbſt pſychiſche Verſtimmungen, Schwächegefühl, Herzpalpitationen, Schleimflüſſe, Bleichſucht, Diarrhöen, Maſtdarmblutungen, Schmerzen im Unterleibe oder Kreuzſchmerzen, profuſe Schweiße und andere Beſchwerden Gegenſtand der Beobachtung und Behandlung. Denn es erfordert gerade dieſe Lebensperiode die ſorgfältigſte Regelung des körperlichen und pſychiſchen Verhaltens (vgl. Kiſch, „Das klimakteriſche Alter der Frauen", Erlangen 1874). Nicht zu unterſchätzen iſt der Umſtand, den wir nicht zu ſelten beobachten, daß nämlich nach längerer oder kürzerer, oft nach mehrjähriger Menopauſe wieder Blutungen aus den Genitalien in ſcheinbar regelmäßigen Intervallen eintreten. Hier handelt es ſich nicht etwa um eine „Wiederkehr der Menſtruation", ſondern ſtets um pathologiſche Blutungen, welche häufig durch Eroſionen am Muttermunde, Krebs des Uterus oder der Portio vaginalis oder Fibrome des Uteruskörpers, Polypen u. ſ. w. ihre ſofortige Erklärung finden. Nur beiläufig ſei hier erwähnt, daß wir von künſtlich anticipirtem Klimax in den Fällen ſprechen, in welchen infolge der Exſtirpation beider Ovarien (Caſtration des Weibes) der Menſtrualfluß künſtlich unterdrückt worden iſt. *(E. Kormann.)*

Digitized by Google

KLIMATISCHE CURORTE ſind Orte, deren Klima eine heilſame Einwirkung auf den menſchlichen Organismus äußert, auf den geſunden durch Kräftigung desſelben und Fernhaltung von Schädlichkeiten, auf den kranken durch den directen Einfluß auf beſtehende Leiden aller Art, auf den krank geweſenen oder geſchwächten Organismus durch belebende und reſtaurirende Einflüſſe.

Wenn Dr. Schreiber als Ideal eines klimatiſchen Curortes „ein von allen Seiten durch bewaldete Gebirgszüge geſchloſſenes, etwa zwei Stunden im Durchmeſſer faſſendes Gebirgsthal“ verſteht, „deſſen womöglich ebenes Terrain von bequemen ſchattigen Spaziergängen und Fahrſtraßen nach allen Richtungen durchſchnitten iſt u. ſ. w.“, ſo iſt daran vor allem auszuſetzen, daß es überhaupt ein ſolches Ideal nicht geben kann, weil jede Krankheit und jeder Kranke nahezu einen anders gearteten klimatiſchen Curort beanſprucht. Es wird deshalb auch die Wahl des Curortes und der Curzeit weſentlich bedingt von der geographiſchen Lage, der geognoſtiſchen Beſchaffenheit, Geſtaltung und Vegetation des Bodens, von Reichthum und Vertheilung des Waſſers, von der Luftbeſchaffenheit und den Wärmeverhältniſſen der verſchiedenen Curorte. Luft, Boden und Waſſer ſind die wichtigſten Factoren des Klimas. Die hauptſächlichſten Elemente, aus welchen die Geſammtheit der klimatiſchen Einflüſſe zuſammengeſetzt iſt, liegen in der Luft oder Atmoſphäre und zwar in ihrer Zuſammenſetzung, ihren Wärme-, Feuchtigkeits- und Lichtverhältniſſen, ihrer Dichtheit, Bewegung und ihrer Elektricität. Der Charakter des Klimas eines Ortes iſt abhängig: 1) von der Entfernung desſelben vom Aequator, 2) von ſeiner Höhe über dem Meere, 3) von dem Verhältniſſe ſeiner Lage zu Meeren, Seen und Flüſſen, zu heißen Wüſten oder kalten Gegenden, 4) von den herrſchenden Winden, 5) von der Natur und Geſtalt des Bodens und der Lage gegen die verſchiedenen Himmelsgegenden, 6) von den Verhältniſſen der Bodencultur, der Bevölkerung und der Civiliſation. Um über die Bedeutung der klimatiſchen Curorte und ihre Wirkung auf die verſchiedenen Menſchen und deren Krankheiten orientirt zu ſein, iſt es nothwendig, ihre wichtigſten Elemente oder die Factoren des Klimas einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Die Atmoſphäre oder Luft, das wichtigſte dieſer Elemente, muß betrachtet werden nicht nur als Gasgemenge, ſondern auch als Trägerin faſt aller andern klimatiſchen Factoren. Die genauere Unterſuchung hat erwieſen, daß die Luft nicht, wie man früher glaubte, überall dieſelbe Zuſammenſetzung hat, ſowol in den Verhältniſſen ihrer Hauptbeſtandtheile als auch bezüglich ihrer zufälligen Beimengungen. Und dergleichen Veränderungen dürfen ihrer Geringfügigkeit wegen nicht unterſchätzt werden, da man bedenken muß, daß der Organismus kein anderes Lebensmittel (um nicht zu ſagen Nahrungsmittel) in ſo großen Maſſen aufnimmt, und zwar fortwährend aufnimmt, wie die atmoſphäriſche Luft.

Ihre nothwendigen Beſtandtheile ſind:

Sauerſtoff	20,96	Volumen
Stickſtoff	79,00	„
Kohlenſäure	0,04	„
	100,00	Volumen

Hierzu kommen noch als mehr oder weniger regelmäßige Beſtandtheile: Ozon, Kochſalz, Ammoniak, unorganiſcher und organiſcher Staub und unter gewiſſen Umſtänden Salzſäure, Salpeterſäure und Schwefelſäure. Der Unterſchied im Sauerſtoffgehalt (welcher das lebenerhaltende Princip der atmoſphäriſchen Luft iſt) verſchiedener Orte beträgt ſelten mehr als einige Decimalen, aber aus obengenanntem Grunde muß auch der kleinſte Unterſchied ins Gewicht fallen, zumal da der fehlende Theil Sauerſtoff durch andere mehr oder weniger ſchädliche Stoffe eingenommen zu werden pflegt. Die Abnahme des Sauerſtoffs in ſchlecht ventilirten, überfüllten Räumen kann bis zu einem Volumen betragen. Als Mittel beſonders guter Seeluft wird 20,999 % Sauerſtoff erwähnt. Der Stickſtoff ſcheint in der atmoſphäriſchen Luft nur als Verdünnungsmittel der Atmoſphäre, vor allem des Sauerſtoffs, zu figuriren. Ueber ſeine directe Einwirkung auf den Organismus iſt wenig Sicheres feſtgeſtellt. Die Kohlenſäure, ein Product der Verbrennung ſowol im menſchlichen Organismus als auch außerhalb desſelben, iſt als ein demſelben direct ſchädliches Agens zu betrachten, wenn ſie in abnormer Menge in der Luft vorkommt. Sie pflegt im Winter weniger als im Sommer, bei Tage weniger als bei Nacht, im Freien weniger als innerhalb der Städte oder gar der Häuſer, über größeren Waſſerflächen weniger als über Wald- und Wieſenflächen, in der Ebene weniger als auf Bergen gefunden zu werden. Auch ſcheinen zwiſchen verſchiedenen Orten kleine Unterſchiede zu beſtehen.

Die Anwendung der vielſeitigen Erfahrungen über die Wirkung der Kohlenſäure dem Organismus gegenüber iſt nicht leicht auf klimatiſche Verhältniſſe zu übertragen. Zumal iſt es ſchwer, die Wirkung vermehrter Kohlenſäure in der Natur am Menſchen zu ſtudiren, da zu gleicher Zeit auch andere ſchädliche Subſtanzen vermehrt zu ſein pflegen. Man kann jedoch mit ziemlicher Sicherheit vermehrte Kohlenſäure als Zeichen einer ungeſunden Luft betrachten.

Von den mehr oder weniger regelmäßigen Beſtandtheilen der atmoſphäriſchen Luft iſt das Ozon in ſeiner Beſchaffenheit, Entſtehungsweiſe und Bedeutung noch keineswegs genau bekannt. In concentrirtem Zuſtande giftig wirkend, fehlt es dennoch in verdünntem (höchſtens 1 Theil auf 700,000) ſo gut wie nie in ſogenannter „geſunder und reiner Luft“. Man betrachtet es als einen allotropiſchen Sauerſtoff oder auch als poſitiv erregten Sauerſtoff (dem man den negativ erregten, das Antozon, gegenüberſtellt). Der Umſtand, daß die Reaction auf Ozon in der Nähe faulender Subſtanzen und in Krankenſälen fehlt, in eingeſchloſſenen Theilen von Städten geringer iſt als auf freien Plätzen, in Vorſtädten und auf dem Lande, auf der Straße größer iſt als im Innern der Zimmer, ebenſo am Meeresufer und auf Bergen im

Digitized by Google

Gegenſatze zu Ebenen, beweiſt wol zum mindeſten, daß Ozon wenn nicht eine Bedingung, ſo doch ein Zeichen geſunder Luft ſei. Ozon entſteht nachweislich durch Zerſtäubung von Flüſſigkeiten, durch ſtarke Verdunſtung (z. B. in Gradirhäuſern), bei Regenwetter, bei Gewittern und bei intenſivem Sonnenlichte. Die desinficirende Kraft des Ozon wird vielfach behauptet, ohne bisjetzt mit Sicherheit bewieſen zu ſein.

Kochſalz iſt ein faſt allgemein zu nennender Beſtandtheil der Atmoſphäre, der ſich jedoch mehr in der Nähe des Meeres als auf Höhen und im Innern des Landes findet.

Ammoniak findet ſich ebenfalls beinahe conſtant in der Luft, die der Menſch einathmet, ohne daß es bei der großen Verdünnung, in der es gewöhnlich eingeathmet wird, für den menſchlichen Organismus von Bedeutung zu ſein ſcheint.

Daß die Beimengung von Staub (theils organiſchem, theils unorganiſchem) dem Organismus von Schaden iſt und zwar ſowol in Rückſicht auf die Quantität als auch die Qualität deſſelben, kann nicht genug betont werden. Mancher ſonſt günſtig gelegene klimatiſche Curort verliert an Bedeutung durch die Calamität, welche dort der Staub verurſacht.

Nächſt der Zuſammenſetzung der Luft ſpielt eine große Rolle in der Wahl der Curorte die Wärme derſelben. Ihre Hauptquelle iſt die Sonne, welche auf den Organismus durch directe Strahlung, Rückſtrahlung (meiſt von der Erdoberfläche), directe Leitung an die Luft und in zweiter Linie durch Luftſtrömung ihre Wirkung entfaltet. Doch würde die Luft ſehr bald einen hohen Grad von Wärme erhalten, wenn nicht als abkühlende Momente die Ausſtrahlung in den kalten Weltraum, die Verdunſtung von Flüſſigkeiten und die Abgabe von warmer Luft an den abgekühlten Boden fungirten.

Man könnte leicht aus der Lage eines Ortes nach den Breitengraden deſſen Klima berechnen, wenn nicht die ungleichmäßige Beſchaffenheit der Erdoberfläche nach Erhebung, Charakter des Bodens und ſeiner Pflanzendecke, nach Vertheilung von Waſſer und Land, nach Dunſtgehalt der Atmoſphäre, Luft- und Meeresſtrömungen u. ſ. w. in dieſer Hinſicht bedeutende Abweichungen hervorbrächten. Durch die Conſtruction der Iſothermen (Linien, welche die Orte von gleicher mittlerer Jahrestemperatur verbinden), Iſochimenen (Linien zwiſchen den Orten mit gleicher mittlerer Wintertemperatur) und Iſotheren (Linien zwiſchen den Orten gleicher mittlerer Sommertemperatur) auf den Landkarten wird dem Orientirung Suchenden auf dem Felde der Klimatologie ein bedeutendes Hülfsmittel gewährt.

Betrachten wir in Kürze die Momente, welche abändernd auf das vorhin erwähnte mathematiſche Klima einwirken, ſo dienen zur Erhöhung der Jahrestemperatur: die Nähe eines warmen Meeresſtromes, die Nähe der Weſtküſte, die durch eingreifende Meerbuſen zerſchnittene Geſtalt eines Feſtlandes, die Stellung eines Landes zu einem eisfreien Meere nach den Polen und zu einem großen Continent nach dem Aequator, das Vorherrſchen von Winden, die über wärmere Meere oder Länder wehen, hohe Gebirge in der Richtung von kalten Windſtrömen, Klarheit des Himmels in den Sommermonaten.

Zur Erniedrigung der Jahrestemperatur dienen: die Höhe eines Ortes über dem Meeresſpiegel, die Nähe einer Oſtküſte, die Geſtalt eines Feſtlandes ohne Halbinſelbildung, die weite Ausdehnung deſſelben nach den Polen, ohne daß ein im Winter freibleibendes Meer dazwiſchen liegt, kalte Meeresſtrömungen, das Vorhandenſein von Meeren in derſelben geographiſchen Länge zwiſchen einem Orte und dem Aequator, hohe Gebirge in der Richtung von warmen Windſtrömen, ausgebreitete Sümpfe und ſtehende Gewäſſer, die in höheren Breiten lange Eis haben, nebelige Sommer- und heitere Winterhimmel, im Sommer die Nähe des Meeres.

Die Kenntniß der mittleren Jahreswärme hat klimatotherapeutiſch keinen hohen Werth. Viel wichtiger ſind die Durchſchnittszahlen der einzelnen Jahreszeiten und Monate, die Maxima und Minima der einzelnen Monate und Wochen, ferner die Vertheilung der Temperatur auf die verſchiedenen Stunden des Tages und womöglich der Nacht.

Die Einflüſſe der verſchiedenen Temperaturen auf den menſchlichen Körper ſind bei Beurtheilung eines klimatiſchen Curortes von höchſter Wichtigkeit (ſ. die betreffenden Abſchnitte über „Kälte" und „Wärme" in der Medicin).

Nächſtdem kommen in Betracht die Feuchtigkeitsverhältniſſe der Atmoſphäre. Waſſerdampf kommt, wie ſchon erwähnt, als normaler Beſtandtheil der Luft überall vor. Die Waſſercapacität derſelben ſteht in einem beſtimmten Verhältniß zur Temperatur, und zwar pflegt relativ wärmere Luft mehr, relativ kältere weniger Waſſerdampf zu enthalten. Man unterſcheidet relative und abſolute Feuchtigkeit. Unter letzterer verſteht man die Menge von Feuchtigkeit, welche in einem gegebenen Raume Luft enthalten iſt (ohne Rückſicht auf die Temperatur), unter erſterer das Verhältniß der in einem Raume enthaltenen Feuchtigkeit zu der Menge, die er enthalten könnte. Die abſolute Feuchtigkeit wird auch Dunſtdruck genannt. Da die erwärmte Luft mehr Feuchtigkeit aufnimmt als die kalte, ſo iſt der periodiſche Gang des Dunſtdruckes in den verſchiedenen Jahreszeiten faſt analog dem der Temperatur. Unter Thaupunkt verſteht man den Temperaturgrad, bei welchem ein Theil des in der Luft ſuspendirten Waſſerdampfes die tropfbar flüſſige Form annimmt, weil die Luft bei dieſem Temperaturgrade nicht mehr die geſammte Menge des Waſſers in Dampfform enthalten kann. Ueber abſolute und relative Feuchtigkeit und Thaupunkt werden Beobachtungen und Berechnungen mit dem Pſychrometer gemacht.

Nebel und Wolken beſtehen aus Waſſerbläschen oder Eisnadeln, die ſich nicht auf feſte Körper abſetzen, im Gegenſatze zu Regen und Schnee, die ſich unter dem Einfluſſe von Abkühlung oder Erſchütterung und Druck zu bilden pflegen. Die Regenverhältniſſe ſtehen in inniger Beziehung zu den Winden und ihrer Beſchaffenheit, der Beſchaffenheit der Erdoberfläche und der Erhe-

Digitized by Google

bung über dem Meere, ſowie der Nähe oder Ferne von letzterem. Von klimatiſcher Bedeutung iſt nicht nur die Zahl der klaren oder mehr oder weniger bewölkten Tage, ſondern auch die der Regentage und die Menge des Regens. Die Häufigkeit des letzteren iſt nicht immer ein klimatiſcher Nachtheil, ſondern auch eben ſo oft ein Vortheil für eine Gegend. Noch mehr gilt das letztere vom Schnee, zu deſſen Gunſten ſich in der neueren Zeit ein bedeutender Umſchwung geſtaltet hat. Vortheile einer länger liegenbleibenden Schneedecke ſind: 1) Vermeidung der Erhitzung des Bodens und der damit verbundenen Luftſtrömungen oder Winde, 2) Freiheit der Luft von Dünſten und daraus reſultirende Permeabilität für die Sonnenſtrahlen, 3) Vermeidung von Staub- und Bodenausdünſtungen geſundheitswidriger Natur, 4) Schutz des unterliegenden Bodens und der darauf wachſenden Vegetation vor übermäßiger Kälte.

Mit der Luftfeuchtigkeit in Verbindung ſteht die Verdunſtungs- oder Evaporationskraft der Luft. Dieſelbe iſt ſtark, wenn die Luft warm und trocken iſt und wird verſtärkt durch Wind; ſie iſt ſchwach, wenn die Luft feucht und ſtill iſt. Ueber die phyſiologiſche und pathologiſche Einwirkung der Luftfeuchtigkeit an ſich läßt ſich übrigens wenig Beſtimmtes ſagen, weil ihr Einfluß ſich nicht von dem der Wärme, des Luftdrucks und der Winde trennen läßt. Die abſolute Feuchtigkeit kommt mehr bei der Reſpiration, die relative mehr bei der Hautperſpiration in Betracht. Näher auf dieſe complicirten Erſcheinungen einzugehen, würde uns zu weit führen.

Das Licht ſteht als Sonnenlicht in innigſter Verbindung zur Wärme, weshalb die Erforſchung ſeiner Wirkung auf den Organismus bisjetzt nur geringe Fortſchritte gemacht hat. Es iſt ſtärker in verdünnter, dampfarmer Luft. Außer dem directen Sonnenlichte genießt die Erdoberfläche auch noch das von den Wolken reflectirte, indirecte, welches ohne Zweifel in ſeiner Wirkung verſchieden vom directen iſt.

So viel ſteht feſt, daß zur Erhaltung und Förderung der Geſundheit das Sonnenlicht unerlaßlich iſt, während der Mangel deſſelben nicht nur auf Kranke, ſondern auf jeden Menſchen einen geſundheitswidrigen Einfluß übt. Deshalb iſt es wichtig, bei Betrachtung des Lichteinfluſſes an verſchiedenen Orten zu bedenken, wie lange die mögliche Beſonnung eines Ortes in den verſchiedenen Jahreszeiten dauert.

Die verſchiedene Dichtigkeit der Luft (Luftdruck, Gewicht der Luft) iſt klimatiſch von großer Bedeutung, wiewol es auch auf dieſem Felde noch vieles zu erforſchen gibt. Der Druck der Luft am Meeresufer iſt ungefähr gleich einer Queckſilberſäule von 760—761 Millim. Dieſer Druck wechſelt nach der Verſchiedenheit der Breitengrade, nach der Erhebung über dem Meere, nach den Tages- und Jahreszeiten und noch nach einigen anderen Einflüſſen. An einem und demſelben Orte unterſcheidet man periodiſche Schwankungen des Luftdrucks und zwar tägliche und jährliche und nichtperiodiſche Schwankungen, welche ſtärker ſind als die erſteren. Man mißt den Luftdruck mit dem Barometer und hat Linien conſtruirt, welche die Orte miteinander verbinden, die dieſelbe mittlere monatliche Breite der Barometerſchwankungen haben (iſobarometriſche Linien); andere verbinden die Orte miteinander, welche ein gleiches jährliches oder monatliches barometriſches Mittel haben (iſobariſche Linien). Als Urſachen der Barometerſchwankungen an einem und demſelben Orte werden die wechſelnde Wärmevertheilung und der wechſelnde Feuchtigkeitsgehalt der Luft genannt; doch dürften auch noch andere, uns zur Zeit unbekannte Urſachen mitwirken.

Betrachten wir kurz die Wirkungen vermehrten und verminderten Luftdrucks auf den Organismus, ſo finden wir, daß bei erſterem die Lungencapacität vergrößert, die Zahl der Athemzüge und Pulsſchläge vermindert und der Puls kräftiger wird, daß mehr Sauerſtoff ins Blut aufgenommen und mehr Kohlenſäure ausgeſchieden wird, und daß ſich der Appetit vermehrt, während bei mäßig vermindertem Luftdrucke (bei Erhebungen bis auf 1100 und 1500 Meter) meiſt eine geringe Vermehrung der Puls- und Athemfrequenz mit einem Gefühle von Wohlbehagen und Leichtigkeit der Bewegungen, mit geſteigertem Appetit und Durſt und verminderter Schweißbildung beobachtet wird. Bei zunehmender Erhebung (bis zu 3000 und 3300 Metern) und daraus reſultirendem ſtärker vermindertem Luftdrucke pflegt ſich Puls- und Athemfrequenz noch mehr zu ſteigern, bei Muskelanſtrengungen die Herzthätigkeit unregelmäßig zu werden, auch ohnmachtähnliche Zuſtände und Symptome von Hirnanämie — die ſogenannte Bergkrankheit — einzutreten. Schlafloſigkeit und verringertes Schlafbedürfniß, vermehrte Toleranz für geiſtige Getränke werden ebenfalls als Wirkungen des verminderten Luftdruckes auf hohen Bergen genannt.

Als Folgen der Verſchiedenheit des atmoſphäriſchen Druckes ſind die Luftſtrömungen und Winde zu bezeichnen, wozu noch das Product des Unterſchiedes und Wechſels in Temperatur und Feuchtigkeit der Atmoſphäre kommt. Man unterſcheidet See- und Landwinde, Berg- und Thalwinde. Als einzelnen Gegenden zugehörig ſind zu bezeichnen die Paſſat- und Antipaſſatwinde, nördlich und ſüdlich vom Aequator, in der Mitte die Region der Calmen (Windſtillen), der Samum im Orient, der Chamſin in Aegypten, der Harmattan in Weſtafrika, der Sirocco in Italien, der Solano in Spanien, der Föhn in der Schweiz, der Miſtral in Südfrankreich und an der Riviera u.a. Die Bedeutung der Winde für die Klimatologie beſteht darin, daß ſie die Temperatur, Feuchtigkeit und Druckverhältniſſe der Atmoſphäre oft raſch umändern, zur Reinheit der Luft beitragen und der Malaria entgegenwirken. Für die Localklimate ſind ſie von außerordentlicher Wichtigkeit, wie man ſich dies leicht denken kann. Es kann ein und derſelbe Wind an einem Orte abkühlend, am anderen erwärmend wirken, ebenſo ein kalter Wind das Sommerklima erträglich und das Winterklima unerträglich machen und ein warmer umgekehrt. Es iſt ein großer Unterſchied, ob ein Wind von einem Meere oder von einem Gebirgslande oder einer Ebene

Digitized by Google

her weht u. ſ. w. Man muß alſo wiſſen, wie häufig Winde von gewiſſer Beſchaffenheit an einem Curorte wehen, wie dieſer ihnen ausgeſetzt oder vor ihnen geſchützt iſt oder in welcher Weiſe ſie durch die localen Verhältniſſe modificirt werden.

Auch die elektriſchen Verhältniſſe der Atmoſphäre ſind wahrſcheinlich von großer Bedeutung für den Organismus. Doch wiſſen wir über ihre Wirkung auf denſelben nichts Genaues.

Die Erdoberfläche iſt negativ elektriſch und die Atmoſphäre faſt immer poſitiv. Die Luft iſt ſtärker elektriſch auf hervorragenden ſpitzen Bergen, in größerer Entfernung vom Boden, überhaupt auf Höhen als in tiefen Regionen; ſie iſt ſtärker elektriſch im Winter als im Sommer. Sie hat tägliche Schwankungen mit 2 Maximis und 2 Minimis. Als Quellen der Elektricität gelten Verdunſtung, Vegetation, Oxydation, andere chemiſche Proceſſe und Reibung. Der Haupterreger für die poſitive Elektricität der Atmoſphäre ſcheint die negative der Erdoberfläche zu ſein. Trotz des Zuſammenhangs der Luft- und Wolkenelektricität mit den Gewittern kann man nicht ſagen, daß mit vermehrter Luftelektricität eine größere Zahl von Gewittern zuſammenhänge, eher kann man das Gegentheil behaupten.

Die Geſammtwirkung aller genannten Factoren bildet in den verſchiedenen Gegenden das, was wir im gewöhnlichen Leben das Wetter nennen. Die immenſe Bedeutung des Wetters für die Geſundheit liegt auf der Hand. Die Art des Wetters, welches eine Gegend oder ein Ort während verſchiedener Jahre, Jahreszeiten, Monate, Tage und Tageszeiten erfährt, bildet die wichtigſten Charakterzüge im Klima derſelben.

Eintheilung der Klimate und Aufzählung der Curorte. Man hat die Klimate nach verſchiedenen Principien eingetheilt: in Wald-, Meer-, Tiefen- und Höhenklima, oder die Curorte in Sommer- und Wintercurorte u. ſ. w.

Wir folgen in unſerer Darſtellung der Eintheilung H. Weber's, deſſen claſſiſchem Werke (ſ. Literatur) wir überhaupt im ganzen gefolgt ſind. Dieſer unterſcheidet A. See-Inſel- und Küſten-Klimate, B. Binnenländiſche Klimate. Die Unterabtheilungen dieſer beiden großen Rubriken werden wir im Verfolge weiter demonſtriren und zugleich von jeder Abtheilung charakteriſtiſche Beiſpiele mit näherer Beſchreibung, ſowie die wichtigern Repräſentanten mit möglichſter Vollzähligkeit aufführen. Zugleich ſollen ſie geographiſch nach Ländern, Meeren, Gebirgen u. ſ. w. thunlichſt geordnet werden. Bei den Höhencurorten wird die Beſtimmung der Höhe über dem Meere nach Metern ſelten fehlen. Zugleich ſoll bei jedem Curorte erwähnt werden, welche Curmittel, außer den klimatiſchen, dem Patienten dort noch zur Dispoſition ſtehen. Am wichtigſten ſind für uns Deutſche in erſter Linie die Curorte unſers Vaterlandes, Deutſch-Oeſterreichs, der Schweiz und Italiens, in zweiter die Nordafrikas, Belgiens, der Niederlande und Südenglands, dann folgen die übrigen europäiſchen Plätze, während die überſeeiſchen nur flüchtig erwähnt zu werden brauchen.

Zur Abtheilung A der See-Inſel- und Küſten-Klimate gehören Inſeln von beſchränkter Größe und Meeresküſten. Charakteriſtiſch iſt ihnen eine relativ conſtante Temperatur, vermehrte und gleichmäßigere Luftfeuchtigkeit, durch Localwinde bewegte Luft, beträchtliche Intenſität des Lichtes, welche jedoch an verſchiedenen Orten durch den Waſſerdampf der Atmoſphäre gemäßigt wird, mehr negative Elektricität mit leichtem Ausgleich, hoher Ozongehalt, ſtaubfreie Luft, das Vorkommen größerer Mengen von Kochſalz und kleinerer von Jod und Brom in der Luft. Die betreffenden Curorte ſind beſonders heilſam bei geſtörter Blutbildung, Hydrämie, Blutmangel und daraus reſultirenden Krankheiten, bei Neigung zu Erkältungen (Rheumatismen und Katarrhen), bei ungenügendem Stoffwechſel und Ernährungsſtörungen, beſonders bei Scrophuloſe, ſchlechter Heilung von Wunden, allerlei Schwächezuſtänden und bei chroniſchen Lungenaffectionen verſchiedener Art. Unter Umſtänden dienen die überall vorhandenen Seebäder als kräftige Unterſtützungsmittel der Curen.

I. Feuchte Seeklimate. 1) Feuchtwarme, deren Charakter beruhigend, für manche Kranke erſchlaffend iſt, beliebte Wintercurorte, beſonders für Bruſtkranke, welche an Erregung leiden:

Madeira, Inſel zwiſchen dem 32° und 34° nördl. Br., 16° und 17° weſtl. L., mit der Hauptſtadt Funchal; mittlere Wintertemperatur faſt 17° C,; niedrigſte Nachttemperatur 9° C.; höchſte Sonnenwärme ſelten über 30° C.; (mittlere Unterſchiede zwiſchen 4—5° C. Luftfeuchtigkeit beträchtlich, ſchwankend. Regen fällt meiſt im Winter: zwiſchen November und Mai im Durchſchnitt 78 Regentage. Winde häufig und heftig; zwiſchen 7 und 9 Morgens windſtille Zeit, von 9—4 Seewind, von 4 an Landwind. Der von Südſüdoſt kommende, mehr trockene Wüſtenwind (Leſte) weht meiſt im März und April. Auffallend ſtaubfreie Luft und beträchtlicher Ozongehalt). Aehnliches Klima haben: die Canariſchen Inſeln (Teneriffa), die Azoren (Flores, Terceira, Pico, Santo-Miquel). St.-Helena, zwiſchen 15° und 16° ſüdl. Br. und 5° und 6° weſtl. L.

Ferner in Aſien: die Inſel Ceylon, zwiſchen 5,56°—9,5° nördl. Br. und 80°—82° öſtl. L., an ihrer weſtlichen Küſte.

In Auſtralien: die Sandwich-Inſeln, zwiſchen dem 18,5° und 22,2° nördl. Br. und dem 154,4°—160,4° weſtl. L., unter denen am bekannteſten Hawai. Die Geſellſchaftsinſeln 16,11°—17,53° ſüdl. Br. und 148°—151° weſtl. L. Die Freundſchaftsinſeln oder Tongagruppe 18°—23° ſüdl. Br., 173°—176° weſtl. L. Die Fidſchi-Inſeln, 15,8°—19,3° ſüdl. Br. 117° und 178° weſtl. L. Die Gruppe Triſtan d'Acanta 37°—38° ſüdl. Br. und 12° weſtl. L.

In Amerika, und zwar in Weſtindien: die Bahama-Inſeln, die Bermudas, die Virginiſchen Inſeln, Cuba, Jamaica, Barbadoes, die Halbinſel Florida, die Staaten Georgia und Süd-Carolina, ſoweit ſie am Meere liegen.

Digitized by Google

2) Feuchte und kühle Seeklimate. Sie wirken weniger erſchlaffend und kräftigender, aber auch erregender als die vorigen. Hierher gehören: die Inſel Bute in Schottland mit der Stadt Rotheſay, zwiſchen 55° und 56° nördl. Br. und 5° und 6° weſtl. L., die Hebriden, die Orkney-Inſeln und Shetland-Inſeln im Nordweſten und Nordoſten von Schottland, ferner die Faröer-Inſeln, Island, Bergen, Ullenswang in Hardanger am Sjörfjord und Hankö im Chriſtiansfjord; ferner noch in Norwegen und in Schweden, am Skager-Rack: Strömſtadt, Grebbeſtadt, Lyſekiel, Guſtavsberg, Marſtrand; im Kattegat: Uddewalla, Sarö, Vorberg; im Sund: Landskrona, Ramslöſa; an der Oſtküſte: Wisby, Furuſund, Nortellje, Hillerick, Ronneby, Carlscrona, Warberg.

Auf der ſüdlichen Hemiſphäre haben ein analoges Klima die Aucklandsinſeln und die Falklandsinſeln.

II. Inſel- und Küſtenklimate von mittlerer Feuchtigkeit. 1) Wärmere. Hier ſtehen in erſter Linie die Orte am Mittelmeer, deren Klimaten vor allem eine höhere Temperatur gemeinſam iſt, welche verhältnißmäßig geringen Schwankungen unterliegt. Dazu kommt ein faſt regenloſer Sommer mit heftigen Herbſtregen (an einzelnen Orten auch Winterregen). Beliebte Winterſtationen, beſonders für Bruſtkranke. Doch gehören hierher nicht alle Plätze am Mittelmeere — der größte Theil muß bei den trockenen Klimaten erwähnt werden. Wir nennen die Mittelmeerſtationen:

Algier, 36,47° nördl. Br., 3,4° öſtl. L. (Weniger geſund liegt die alte Stadt als ihre Umgebung, hier beſonders Muſtapha ſupérieure, welches nach Südoſten offen und nach Nordweſt geſchützt iſt. Mittlere Jahrestemperatur 20° C., die der Curzeit [November bis Mai] circa 14° — 16° C. Die durchſchnittlichen täglichen Schwankungen 6° — 8° C. Regenmenge 790 Millim., davon ziemlich die Hälfte im Winter, die andere im Spätherbſte und Frühjahre, 55 — 70 Regentage. Herrſchender Wind Nordweſt; Sirocco nur mäßig. Das Klima taugt für Bruſtkranke verſchiedener Art und chroniſche Diarrhöen.) Tangiers (Tanger) in Marokko 35,47° nördl. Br., 5,48° weſtl. L. Gibraltar 36,6° nördl. Br., 5,21° weſtl. L. (iſt wegen des dort herrſchenden Malariafiebers [rock fever] weniger zu empfehlen.) Ajaccio auf Corſica, 41,55° nördl. Br., 8,44° öſtl. L. (mittlere Jahrestemperatur 17° C., Winter 11,2° C., Frühjahr 15,7° C., Sommer 24,88° C., Herbſt 19,27° C. Regenmenge 630 Millim., hauptſächlich im Herbſte und Winter. Hohe Luftfeuchtigkeit, zum Theil compenſirt durch eine große Menge klarer Tage. Faſt nur dem Südweſtwinde ausgeſetzt. Curzeit Anfang November bis Mitte April. Hierher gehören ferner: die Sanguinaires, kleine Felſeninſeln bei Ajaccio, Baſtia auf Corſica, Palermo auf Sicilien, 38,7° nördl. Br., 13° öſtl. L. Von beſonderer Wichtigkeit und in Deutſchland ſehr beliebt ſind die Orte an der Riviera di Levante, welche ſich von der (ſpäter zu erwähnenden) Riviera di Ponente durch größere Regenmenge und größere Luftfeuchtigkeit bei ähnlichen Temperaturverhältniſſen unterſcheidet. Vor kalten nördlichen Winden iſt man hier im allgemeinen nicht genügend geſchützt. Doch paſſen die Orte zum Winteraufenthalt von Anfang October bis Anfang Juni. Zu erwähnen ſind: Pegli am Golf von Genua (am Fuße eines ſanft abfallenden Bergabhanges, mit der üppigſten Vegetation und wenig Staub. Offen gelegen gegen Südoſt, Süd, Weſt und Nordweſt. Herrſchende Winde im November bis Januar Nord, im Februar bis April Süd. Mittlere Temperatur von November bis April 10,7° C.; mittlere abſolute Feuchtigkeit 5,8 Millim.; mittlere relative Feuchtigkeit 60,3%. Sonnige Tage während dieſer 6 Monate 96,7, Regentage 31,3). Cornigliano, Nervi (mit gutem Windſchutz, etwas kälter, aber von gleichmäßigerer Temperatur als die meiſten Orte an der Riviera di Ponente); Viareggio, Genua, Savona, Alaſſo; San-Margherita; Rapallo (ſehr geſchützt); Chiavari; la Spezia; Viareggio (durch ausgedehnte Fichtenwälder geſchützt).

Andere Plätze am Mittelmeere ſind: Livorno an der Küſte von Toscana, Nettuno, Porto d'Anzio und Civitavecchia an der römiſchen Küſte.

Am Adriatiſchen Meere: Venedig, 45° nördl. Br., 12° öſtl. L., Trieſt, Görz, Ancona und Peſaro. Von geringerer Wichtigkeit ſind die Plätze der Balkanhalbinſel: Liſſa und Leſina in Dalmatien, die Ioniſchen Inſeln Korfu und Zante, endlich Patras am Golf von Patras. Auch die Krim, die Inſel Cypern und die Küſten von Kleinaſien haben Plätze gleichen Charakters, bieten aber dem Kranken wenig Bequemlichkeit.

Am Atlantiſchen Ocean ſind zu erwähnen: Cadix auf der Inſel Leon, 36,32° nördl. Br., 6,17° weſtl. L., und nicht weit davon San-Lucar an der Mündung des Guadalquivir; Mogador in Marokko 31,3° nördl. Br., 9,47° weſtl. L. Meiſt nur von den benachbarten Plätzen werden benutzt: in Spanien: Olavijaja, Junquera, Finisterre, Bayona, Pontevedra, Vigo, Corrunna, Ferrol, Santander, San-Sebaſtian und Portugalete; in Portugal: Liſſabon, Ericeira, Cezimbra, Setubal, Sao, Joao do Foz, Espozende, Pavoa de Varzim, Vianna do Caſtello, Figueira da Foz do Mondego; in Frankreich: Biarritz bei Bayonne 43° nördl. Br., am Meere von Biscaya (im Herbſte, Winter und Frühlinge zuweilen mit heftigen Stürmen. Mittlere Wintertemperatur 6° — 8° C., Frühling 11° — 12° C., Sommer 18° C. Relative Feuchtigkeit 80 Proc., Regenmenge 1250 Millim. Beſonders für Herbſtcuren zu empfehlen). Arrachon 44° nördl. Br. (an einer weiten, nur nach Norden offenen Meeresbucht mit ausgedehnten Tannenwäldern. Empfehlenswerther Wintercurort). Royan unweit Bordeaux, nördlich der Girondemündung, la Rochelle und la Teſte de Buch.

Von überſeeiſchen Plätzen ſind in Neuſeeland zu erwähnen: New-Münſter, Auckland, New-Plymouth, Wellington, Nelſon.

2) Kühlere Seeklimate von mittlerer Feuchtigkeit. Dieſen Charakter bieten die Küſten von England, Irland, Nordfrankreich, Belgien, Holland, Deutſchland, Dänemark und des baltiſchen Rußland. Das Klima iſt im ganzen nicht immer ein an-

Digitized by Google

genehmes, aber ein geſundes und kräftigendes und erfordert einen gewiſſen Grad von Reſiſtenzfähigkeit. Charakteriſtiſch iſt dem weſtlichen Bezirke eine höhere Wärme, als dem Breitengrade entſpricht, allen eine gewiſſe Gleichmäßigkeit der Temperatur nach Tages- und Jahreszeiten, ziemlich hohe Feuchtigkeitsverhältniſſe, oft trübe, wenig ſonnige Luft. Der Aufenthalt an kühlen Seeſtationen mittlerer Feuchtigkeit paßt für Schwächezuſtände nach acuten Krankheiten oder Erſchöpfung der Nerventhätigkeit, für anämiſche Zuſtände, Scrophuloſe und viele Lungen- und Bruſtkrankheiten. Man kann ſie in Winter- und Sommercurorte eintheilen, wiewol dieſe Grenze nicht ſcharf gezogen werden kann, auch über Wintercurorte an der See, zumal in Deutſchland, was uns am meiſten intereſſirt, die Acten noch nicht geſchloſſen ſind. Zu erwähnen ſind folgende:

a) An der Oſtſee. Deutſche Curorte: Cranz, Neukuhren, Georgswalde, Pillau, Rauſchen, Warnicken, Brüſterort, Kahlberg, Weſterplatte, Weichſelmünde und Bröſen bei Danzig, Zoppot — in der Provinz Preußen.

Stolpmünde, Rügenwalde, Bauernhufen, Colberg (mit Soolquellen), Deep, Dievenow, Groß-Möllen, Greifswalde, Neuendorf, Misdroy, Swinemünde, Aalbeck, Heringsdorf, Coſenow, Zinnowitz, Putbus, Saßnitz, Crampas, Göhren, Binz, Lohme, Thieſſow — in der Provinz Pommern — die letzten ſieben auf der Inſel Rügen.

Zingſt, Warnemünde, Wenndorf, Wismar, Stuer, Wuſtrow, Groß-Müritz, Doberan und Boltenhagen — in Mecklenburg.

Travemünde, Haffkrug und Scharbeutz bei Lübeck.

Niendorf, Heiligenhafen, Haßberg, Burg auf Fehmarn, Düſternbrook bei Kiel, Borbye, Glücksburg, Apenrade, Gravenſtein — in Schleswig-Holſtein.

Däniſche Curorte: Marienlyſt bei Helſingör und Klampenborg.

Ruſſiſche Curorte: Libau, Windau, Bullen, Bilderlingshof, Majorendorf, Dubbeln, Carlsbad, Aſſern, Reckſting, Kaupern, Lappemeſch, Marienbad und Pernau — in Kur- und Livland; Hapſal und Reval in Eſtland; Helſingfors und Neufinland in Finland.

b) An der Nordſee, dem Kanal und dem Atlantiſchen Ocean. Deutſche Curorte: Norderney an der Küſte von Hannover (wird, wie auch die benachbarten Inſeln, als Wintercurort empfohlen. Mittlere Wintertemperatur + 1,0° C., Frühling 5,20° C., Sommer 12,59° C., Herbſt 7,75° C. Mittlerer Luftdruck 756 Millim.; mittlere relative Feuchtigkeit 84,21 Proc. Regenmenge ſchwankt in vier Jahren zwiſchen 22 und 24 Pariſer Zoll [gegen 20 in Mitteldeutſchland]. Bedeutender Ozongehalt der Luft. Starke Luftbewegung und Verdunſtung); Borkum, Baltrum, Langeroog, Juiſt, Spiekeroog, Inſeln an der hannoverſchen, Wangeroog, Inſel an der oldenburger Küſte, Dangaſt im Jahdebuſen; Wyk auf Föhr, Weſterland auf Sylt, Büſum in Dithmarſchen, St.-Peter in Schleswig.

Grimmershörn, Cuxhaven, Neuwerk und Helgoland an der Elbmündung.

Holländiſche Curorte: Scheveningen, Zandvoort und Katwyk.

Belgiſche Curorte: Blankenberghe, Heyſt und Oſtende.

Franzöſiſche Curorte: Breſt, Dinard, Villers-ſur-Mer, Beuſſeville, Deauville, Trouville, Havre, Cabourg, Etretat, Fécamp, Dieppe, Boulogne, Calais.

Von den Curorten Großbritanniens und Irlands werden die ſüdlicher gelegenen zum großen Theil als Winterſtationen benutzt, während die Nordküſten von Cornwall, Devonſhire, Wales und Irland für Sommercuren vorgezogen werden. Die öſtlicher gelegenen Plätze wirken im allgemeinen belebender als die weſtlichen.

Wir erwähnen in England a) an der Südküſte:

von Cornwall: Penzance (wenig geſchützt; mittlere Jahrestemperatur 11° C., Winter 6,7° C., Frühjahr 9,8 C., Sommer 15° C., Herbſt 11,2° C. Unterſchied zwiſchen Maximum und Minimum im Winter höchſtens 15° C.; von 178 Regentagen 50 im Winter. Regenmenge 1130 Millim. Sehr geringer Unterſchied der Tag- und Nachttemperatur. Vorherrſchender Wind Südweſt, außer im Frühjahr, wo Oſtwind häufig iſt), Fowey, New-Quai. Aehnliche Verhältniſſe auf den weſtlich gelegenen Scilly-Inſeln;

von Devon: Devonport, Plymouth, Torquay, Teignmouth, Shaldon, Ilfracomte, Lynton, Lynmouth. Dawliſh, Topſham, Exmouth, Lympſtone und Sidmouth;

von Dorſetſhire: Lyme-Regis, Charmouth und Weymouth;

von Hampſhire: Lymington, Southampton, Mudiford und Bourne-Cliff;

auf Wight: Cowes, Ryde, Sandowe, Shanklin, Seaview, Ventnor, Undercliff, Bonchurch, Freſhwater und Alumbay;

von Suſſex: Worthing, Brighton, Rottingdean. Eaſtbourne, Bognor, Little Hampton, Heythe und Haſtings mit St.-Leonhardsonſea.

b) An der Weſtküſte:

von Cumberland: Allonbey;

von Lancaſhire: Blackpool, Southport, Runcorn, Grange;

von Wales: Bangor, Caernarvon, Abeyſtwith, Barmouth, Towyn, Aberyswith, Tenby, Swanſea, Landudno, Penmaen Mawr, Rhyl, Abergele und Beaumaris;

von Somerſet: Minehead, Weſton-ſuper-Mare und Clavedon;

von Devon: Ilfracombe, Barnſtaple, Bideford-Apledorn und Inſtow;

von Cumberland: St.-Bees; Siloth; endlich die Inſel Man.

c) An der Oſtküſte:

von Kent: Deal, Sandgate, Ramsgate, Margate, Broadſtairs, Gravesend, Dover, Weſtgate und Folkeſtone;

von Eſſex: Soudheat und Harwich;

von Suffolk: Aldborough;

von Norfolk: Loweſtoft, Yarmouth und Cromer;

von York: Bridlington, Filey, Scarborough, Redcar, Coatham und Withby;

Digitized by Google

von Durham: Hartlepool;
von Northumberland: Tynemouth.

Ferner in Schottland. a) An der Weſtküſte: Campleton, Rotheſay, Helensbourgh, Gourock, Innerkip, Largs, Androſſan, Saltcoats und viele Plätze auf den dazugehörigen Inſeln.

b) An der Oſtküſte; von Edinburgh: Portobello.
von Five: Elie, St.-Andrews und Broughty-Ferry;
von Haddington: North-Berwick.
von Nairn: Nairn.

Endlich in Irland: Cork mit Queenstown, Port Ruſh, Port Stewart, Cuſhindall, Glenarn, Belfaſt, New-Caſtle, Drogheda, Bray, Warrenpoint, Roſſrevor, Dunmore-Waterford, Tramore, Tralee, Kilkee, Miltown Malbay, Duncannon und Bundoran.

Auf der ſüdlichen Hemiſphäre ſind hierher zu rechnen: die Inſel Tasmanien in Auſtralien.

III. Trockene See- und Küſtenklimate. Zu dieſer Abtheilung gehören faſt nur wärmere Stationen; für uns ſind hauptſächlich von Bedeutung die an der Mittelmeerküſte gelegenen, in erſter Linie die Orte an der Riviera di Ponente in Frankreich und Oberitalien. Dieſer Küſtenſtrich iſt bevorzugt durch erhöhte relative Wärme, Schutz vor kalten Winden und Trockenheit des Bodens. Die Temperatur für die 6 Wintercurmonate iſt im Mittel 9°—12° C. und mehr; relative Feuchtigkeit 65—70 Proc., klarer Himmel, häufiger Sonnenſchein, 110—120 ganz klare, 12—20 bewölkte, 40—50 Regentage im Winter. Luft an circa 60 Tagen ziemlich ruhig, an circa 80 mäßig bewegt, an circa 40 windig, gelegentlich ſtürmiſch. Der tägliche Wechſel zwiſchen Land- und Seeluft bewirkt ſelbſt bei windſtillen Tagen die nöthige Ventilation. December und Januar ſind ziemlich windſtill, von Mitte Februar bis Anfang April weht nicht ſelten der kalte, trockene Miſtral. Das Klima iſt für das Gemüth erheiternd und für den Körper belebend. Nachtheile ſind große und raſche Temperaturwechſel zwiſchen Sonne und Schatten, Tag und Nacht, nicht ſelten heftiger Wind mit Staub von meiſt mineraliſcher Beſchaffenheit. Curzeit October bis April. Dieſes paradieſiſche Land mit ſeinen zum Theil vorzüglichen Hotels und Penſionen paßt beſonders für Kranke, welche Sonnenwärme, Licht, mäßige Trockenheit der Luft, gute Nahrung und Comfort zu ihrer Heilung bedürfen: Geſchwächte und Schwächliche, frühzeitig Alte, Scrophulöſe, Anämiſche, mit Zuckerharnruhr, Rheumatismus, Gicht, Nierenkrankheiten und chroniſchem Magenkatarrh Behaftete, endlich für das große Contingent der Reſpirationskranken als Winteraufenthalt, doch darf der Charakter der Krankheit kein erethiſcher ſein.

Bei der Beſchreibung der Curorte nehmen wir den Weg von Weſten nach Oſten: Cette, Marſeille, Hyères, Coſtebelle, Cannes, Le Cannet, Antibes, Nizza, Villafranca, Beaulieu, Monte Carlo bei Monaco, Mentone, Bordighera, Ospedaletti, San-Remo (mittelgroße Stadt am Golf von Genua, vom Meeresſpiegel bis zu 30 Met. hoch; etwas Staub, ebene Spazierwege, geſchützt durch Höhenzüge, die, theils bewaldet, theils kahl, ſich von Weſten über Norden nach Oſten erſtrecken, ganz offen nach Süden — Meerſeite. Mittlere Temperatur von September bis Mai 14,2° C., mittlere abſolute Feuchtigkeit 8,3 Millim., mittlere relative Feuchtigkeit 66,7 Proc. Sonnige Tage in dieſen 9 Monaten 100, Regentage 44,7. Die meiſten Winter ſind ohne Schnee, Wintercurort erſten Ranges). Ferner: Porto Mauricio und Alaſſio bei San-Remo, Armazano bei Genua.

Andere Plätze am Mittelmeer mit ähnlichen klimatiſchen Verhältniſſen ſind: Neapel mit Umgegend: Caſtellamare, Sorrento, Lettere am Golf von Neapel; Salerno, la Cava, Amalfi am Golf von Salerno, die Inſeln Capri und Ischia; auf Sicilien: Catania, Acireale, Meſſina und Syracus, die Inſel Malta (Hauptſtadt Valetta); die Baleariſchen Inſeln Majorca und Minorca mit den Städten Palma und Mahon; in Spanien: Barcelona, Tarragona, Valencia, Elche, Almeria, Alicante, Malaga, Villa Joyoſa und Gras el Cabagnol.

In Griechenland und Kleinaſien und den zwiſchen liegenden Inſeln: Smyrna, Larnaka auf Cypern, Athen, u. a., für welche jedoch die Indicationen erſt genau feſtgeſtellt werden müſſen, ehe man ſie Kranken empfehlen kann.

Von minderer Wichtigkeit für Europäer ſind die Stationen in Süd-Afrika: Capſtadt, Port Elizabeth und Port Natal. Auch Auſtralien bietet eine Anzahl hierher gehöriger Curorte: New-South-Wales, Sydney, Port Maquaire u. a.; in Victoria Melbourne, Port Albert u. a. In Süd-Auſtralien iſt Adelaide, in Weſt-Auſtralien Perth zu nennen.

B. Land- oder Binnenklimate. I. Höhen- oder Bergklimate. Der Begriff von „Bergklima“ iſt ein ſehr wandelbarer, je nach der geographiſchen Breite des Ortes; auch treten die dem Bergklima charakteriſtiſchen Erſcheinungen verſchieden auf bei verſchiedener Configuration des betreffenden Landes. So übt im flachen und kühlen Norden von Deutſchland eine Bergkette von 500—700 Met. Höhe einen ſo bedeutenden Einfluß auf den Charakter der Vegetation, daß dieſelbe ſich als „Bergvegetation“ charakteriſirt, während im Himalaja das Getreide erſt in Höhen von 1000 bis 1500 Met. gedeihen kann. Auch die obere Grenze für die Höhencurorte iſt aus denſelben Gründen eine verſchiedene: im nördlichen Theile der gemäßigten Zone reicht ſie nicht über 1000 Met., in den Schweizeralpen kaum über 2000 Met. und in den Tropen nicht über 3000 Met. Hauptſächliche Eigenthümlichkeiten des Höhen- oder Bergklimas ſind: 1) geringerer Luftdruck, Verdünnung der Luft; 2) kühlere Luft mit ſehr hoher Sonnenwärme, ohne daß die Luft ſelbſt durch die Sonnenſtrahlen weſentlich erhitzt wird; niedrige Schatten- und Nachttemperaturen, beſonders im Winter; 3) entſchiedene Trockenheit der Luft bei ziemlich reichlichen Niederſchlägen; 4) ſtarke Luftbewegung im Sommer bei geringerer im Winter; 5) Reinheit der Luft von Staub und Miasmen, beſonders im Winter (aſeptiſche Luft) durch die Einſchneiung; 6) vermehrter Lichteinfluß; 7) hoher Ozongehalt;

Digitized by Google

8) geringere Bodenfeuchtigkeit. Die Wirkungen dieſer Einflüſſe auf Kranke ſummiren ſich in folgende Punkte: 1) Vermehrung der Hautthätigkeit, verbeſſerte Ernährung und Kräftigung der Haut; 2) wahrſcheinlich Kräftigung des Herzens und der Blutgefäße; zu Anfang Vermehrung der Pulsfrequenz, nach längerem Aufenthalte Rückkehr zur Norm mit größerer Kraft der einzelnen Contractionen; 3) zu Anfang Vermehrung der Athemzüge, nach längerem Aufenthalte Rückkehr zur Norm, mit wahrſcheinlich vermehrter Tiefe; Kräftigung der Reſpirationsmuskeln; vermehrte Blutfülle der Lungen; 4) vermehrte Waſſer- und Kohlenſäure-Ausſcheidung durch die Lungen; 5) meiſt Vermehrung des Appetits und der Aſſimilation; 6) hierdurch vermehrte Blutbildung und Ernährung des Körpers; 7) größere Energie der Nerven- und Muskelthätigkeit; 8) meiſt Verbeſſerung des Schlafs; 9) wahrſcheinlich Vermehrung des Stoffwechſels.

Die Höhencurorte wirken im allgemeinen günſtig bei Neigung zu Lungenſchwindſucht, beginnender Krankheit („Spitzenaffectionen"), oft auch bei entwickelter Lungenſchwindſucht (käſige Herde, Cavernen, abundante Schweiße beſſern ſich). Doch glaube man nicht, daß jeder Fall geheilt werde. Beſonders iſt das Klima bei vorgeſchrittenen Proceſſen, Fieber und erethiſchem Charakter der Krankheit nicht nur nicht nützlich, ſondern oft geradezu ſchädlich. Ferner ſchickt man in die Höhencurorte Kranke mit Ueberreſten von Lungenentzündungen, chroniſchen Bronchialkatarrhen mit oder ohne Lungenemphyſem, mit pleuritiſchen Exſudaten, chroniſchem Kehlkopfkatarrh, Neigung zu Diarrhöen und nervöſem Aſthma.

Ueber die Dauer des Aufenthaltes in Höhencurorten läßt ſich nichts Allgemeines ſagen. Abgeſehen von den an jedem Orte verſchiedenen Factoren, als natürlichen Verhältniſſen, Verpflegung u. ſ. w., hängt alles von der Conſtitution des Kranken und dem Stadium der Krankheit ab. Ausgeſprochene Lungenſchwindſucht ſollte jedenfalls Jahre hindurch klimatiſch behandelt werden, ſei es ausſchließlich in Höhencurorten, ſei es im Wechſel mit tiefer gelegenen. Für die meiſten reſiſtenzfähigen Patienten iſt in den Schweizer Alpen die Zeit des Jahres, wo permanent Schnee liegt, die nützlichſte, während für viele der Sommer an Orten von mittlerer Erhebung mit Wald mehr Gewähr zur Heilung bietet als das Hochgebirge.

Die folgende Ueberſicht, bei welcher die Höhen über dem Meeresſpiegel in Metern thunlichſt hinzugefügt ſind, wird kaum einen der wichtigern Plätze unerwähnt laſſen.

In den europäiſchen Alpen liegen a) Wintercurorte: Davos-Platz in Graubünden, der berühmteſte Höhencurort für Bruſtkranke. Höhe 1560 Met.; mittlerer Luftdruck circa 630 Millim.; mittlere Jahrestemperatur circa + 2,5° R. Die Temperaturdifferenzen zwiſchen Winter (Minimum — 25° C.) und Sommer (Maximum + 24° C.) ſind groß, ebenſo die zwiſchen Tag und Nacht und den aufeinander folgenden Tagen. Mittlere Temperatur der Monate November bis März faſt ſtets unter 0; Januar (meiſt — 6° bis — 7° C.) iſt der kälteſte, Juli und Auguſt ſind die wärmſten Monate (mittlere Temperatur derſelben 12°—13° C.). Sonnentemperatur auch im Winter ſehr hoch, z. B. im Winter 1876 auf 77 im October bis März im Mittel 41,35° C. höher als die Schattentemperatur. Mittlere abſolute Feuchtigkeit von September bis Mai 3,8 Millim., mittlere relative in derſelben Zeit 75,0 Proc. Der Winter iſt ausgezeichnet durch Reinheit der Luft, die überwiegende Zahl klarer Tage und Windſtille. Mittlere Windrichtung von September bis Mai Nordoſt. Die Kranken werden nach den Principien der Hydrotherapie nach Dr. Brehmer's Methode behandelt. Gaſt- und Curhäuſer in genügender Zahl und Qualität, auch eine Erziehungsanſtalt für Knaben und Mädchen. Davos-Dörfli, dicht daneben (ſonniger, aber auch windiger gelegen, hat ganz ähnliche Verhältniſſe, gute Wohnungen und rationelle ärztliche Pflege). Davos-Frauenkirch und Wieſen, 1450 Met., ſind Orte, die eine Zukunft haben. St.-Moritz-Dorf im Oberengadin, 1835 Met. Eiſenquelle, im Sommer als Stahlbad ſtark frequentirt, (hat ähnliche klimatiſche Verhältniſſe wie Davos; die Jahrestemperatur etwas niedriger, die Sommertemperatur gleich hoch. Die Zahl der ſchönen Wintertage ſehr groß, Winde im Winter ſelten; abſolute Feuchtigkeit, Menge der Niederſchläge und Zahl der Regentage etwas geringer als in Davos. Da in neuerer Zeit für Winterlogis geſorgt iſt, wird es nunmehr auch als Wintercurort ſtark frequentirt werden). Ferner eignen ſich: Samaden mit Hôtel Bernina in Oberengadin, 1740 Met., Pontreſina in Oberengadin 1828 Met. Sonſt noch in der Schweiz: Hôtel Alpenclub in Maderanerthale, 1305 Met., Andermatt 1444 Met., Beatenberg 1148 Met.

Es folgen nun b) die Sommercurorte in den Alpen, eine große Zahl der beſteingerichteten und geſund gelegenen Stationen in der Höhe bis 1000 Met. abwärts. Faſt an allen dieſen Plätzen werden Molken bereitet, Milch iſt ſtets in guter Qualität vorhanden, das Trinkwaſſer meiſt vorzüglich. Die Verpflegung in den weltberühmten „Schweizerpenſionen" läßt nichts zu wünſchen übrig, während die übrigen Alpenländer in dieſer Hinſicht noch zurückſtehen. Aerztliche Hülfe iſt nicht an jedem Orte, doch meiſt raſch zu beſchaffen. Bäder faſt überall in den Schweizercurorten vorhanden.

Außer den ſchon genannten Winterſtationen gehören hierher:

Eggiſchhorn in Wallis, 2487 Met.; Hôtel du Glacier de Giètroz in Wallis, 2100 Met.; Hôtel Bellalp in Wallis, 2050 Met.; Riedernalp in Wallis, 1947 Met.; Klimſenhorn in Unterwalden, 1910 Met.; Châlets d'Arolla in Wallis, 1900 Met.; Frutt im Melchthal, Unterwalden, 1894 Met.; Grimſelhospiz in Bern, 1874 Met.; Campfèr im Engadin, 1855 Met.; Hotel auf der Engſtlenalp in Unterwalden, 1839 Met.; Hotel Klimſchhorn auf dem Pilatus, 1821 Met.; Silvaplana im Engadin, 1815 Met., eiſenhaltige Gipsquelle; Sils Maria im Engadin, 1811 Met.; Rigi-Culm in Schwyz, 1800 Met.; Sils-Baſeglia im Engadin, 1797 Met.; Hotel Glacier du Rhône in Wallis, 1753 Met.; Zuz im Engadin, 1748 Met.; Cele-

Digitized by Google

rina in Graubünden, 1724 Met.; Clavadel in Graubünden, 1669 Met., Schwefelbad; Fettan in Graubünden und Guarda in Engadin, 1650 Met.; Rigi-Scheideck auf dem Rigi, 1648 Met.; Chiamutt in Graubünden, 1640 Met.; Mürren in Bern und Parpan in Graubünden, 1630 Met; San-Bernardino in Graubünden, 1626 Met., gipshaltige Eiſenquelle; Zermatt in Wallis, 1620 Met.; Wengen in Bern, 1612 Met.; Hôtel des Alpes in Alpbigeln in Bern, 1611 Met.; Sta-Katarina bei Bormio, 1602 Met.; Rigi-Staffel auf dem Rigi, 1594 Met.; Pejo in Südtirol, 1570 Met., Eiſenquelle; Saas in Wallis, 1562 Met.; Realp in Uri, 1542 Met.; Campiglio bei Pinzolo, oberhalb des Saocathales, 1520 Met.; Spinabad in Graubünden, 1494 Met., Schwefelbad; Hospenthal in Uri, 1484 Met.; Mühlenen in Graubünden, 1461 Met.; Wieſen in Graubünden, 1454 Met.; Maderanerthal in Uri 1449 Met.; Rigi-First auf dem Rigi, 1447 Met.; Randa in Wallis, 1445 Met.; Schwendi-Kaltbad in Unterwalden, 1444 Met.; Andermatt in Uri, 1444 Met.; Rigi-Kaltbad, 1440 Met., Waſſerheilanſtalt; Ottoleuebad in Bern, 1431 Met., Eiſenquelle; Schiombergbad am Vierwaldſtätterſee, 1425 Met., alkaliſche Schwefelquelle; St.-Antönien in St.-Gallen, 1420 Met.; Leukerbad in Wallis, 1415 Met., Gipsquelle; Morgins in Wallis, 1410 Met., Eiſenſäuerling; Schuls Taraſp im Engadin, 1407 Met., Natron- und Eiſenſäuerling. Die Curorte im Ampezzothale in Tirol: Landro und Schluderbach über 1400 Met.; Sedrun in Graubünden, 1398 Met.; Schwefelbergbad in Bern, 1394 Met., Schwefelquelle; Obladis in Tirol, 1380 Met., Eiſenquelle; Münſter in Wallis, 1380 Met.; Evolène in Wallis, 1378 Met.; Alt-Prags in Tirol, 1377 Met., ſaliniſche Schwefelquelle; Fladnitz in Krain, 1365 Met.; la Comballaz in Waadt, 1364 Met.; Roſenlaui in Bern, 1350 Met., alkaliſche Quelle; Bormio am Wormſer Joch in Italien, 1340 Met., indifferente Therme; Obergeſtelen in Wallis, 1339 Met.; Innicher Wildbad in Tirol, 1332 Met., Schwefelquelle; Bad Mors in Tirol, 1331 Met., Sauerbrunnen; Roſenlauibad in Bern, 1330 Met., alkaliſche Quelle; Brennerbad in Tirol, 1326 Met., Lauquelle; Hôtel Alpenclub im Maderanerthal in Uri, 1306 Met.; Brigels in Graubünden, 1300 Met.; Rigi-Klöſterli, 1300 Met.; Stoß Hôtel auf dem Frohnalpſtock, 1290 Met.; Weißenſtein in Solothurn, 1284 Met.; Villars in Waadt, 1275 Met.; Vulpera in Graubünden, 1270 Met.; Schröcken auf dem Bregenzer Wald, 1265 Met.; Leyſin in Waadt, 1264 Met.; Rabbibad in Südtirol, 1250 Met., Eiſenſäuerling; Valſerbad in Graubünden, 1428 Met., Gipsthermen; Schuls in Graubünden, 1246 Met., Natron- und Eiſenſäuerling; Maiſtadt in Tirol, 1243 Met., Sauerbrunnen; Churwalden in Graubünden, 1240 Met.; Schweiningen in Graubünden, 1237 Met., Schwefelquelle; Gryon in Waadt, 1235 Met.; Viſſoye in Wallis, 1220 Met.; Chéſières in Waadt, 1220 Met.; Kloſters in Graubünden, 1215 Met.; Mittelberg auf dem Bregenzer Wald, 1210 Met.; Cortina d'Ampezzo in Tirol, 1210 Met.; Monte Generoſo bei Lugano in Teſſin, 1209 Met.; Courmayeur in Piemont, 1200 Met.; Gſteig in Bern, 1200 Met.; Pfaender bei Bregenz in Tirol, 1190 Met.; Taraſp-Nairs in Graubünden, 1180 Met., Natron- und Eiſenſäuerling; Plan des Iles in Waadt, 1168 Met.; Niederrickenbach in Unterwalden, 1167 Met.; Innichen in Tirol, 1166 Met., Schwefelquelle und Sauerbrunnen; Ormond-Deſſus in Waadt, 1163 Met.; Niederndorf in Tirol, 1158 Met.; Gurnigl in Bern, 1155 Met., Schwefelquelle; Diſſentis in Graubünden, 1150 Met., Eiſenſäuerling; St.-Beatenberg in Bern, 1147 Met., oberhalb des Thunerſees gelegen, einer der beliebteſten Sommercurorte (in neuerer Zeit auch Wintercurort) der Schweiz (mit für ſeine Höhe auffallend mildem Klima, geringer Temperaturſchwankung und geringer Fluctuation der relativen Feuchtigkeit. Barometermittel 666,$_{37}$ Millim., Jahresmittel der Temperatur 6,$_{48}$° C. Wintermittel — 0,$_{80}$° C. Frühjahr 5,$_{92}$° C. Sommer 13,$_{92}$° C., Herbſt 6,$_{66}$° C. Nordwind fehlt, in der Nacht herrſcht Nordweſt, am Tage Süd); Abendberg in Bern, 1140 Met.; Fuſcherbad in Tirol und Gottſchalkenkulm in Zug, 1140 Met.; Vers l'Egliſe in Waadt, 1132 Met.; le Sepey in Waadt, 1130 Met.; Chaumont in Neuchâtel, 1128 Met.; Bachtel in Zürich, 1119 Met.; St.-Leonhard bei Villach in Krain, 1110 Met.; St.-Croix in Neuchâtel, 1108 Met.; Wildhaus in St.-Gallen, 1105 Met.; Lenk in Bern, 1105 Met.; der Abendberg bei Interlaken, 1100 Met.; Flims in Graubünden 1100 Met.; Sillian in Kärnten, 1097 Met.; Richiſau in Glarus, 1070 Met.; Eigenthal in Luzern und Schwarzſeebad in Freiburg, 1065 Met., Schwefelquelle; Fideris im Prättigau, 1056 Met., Eiſenquelle; Chamounix in Savoyen, 1052 Met.; Champéry in Wallis, 1050 Met.; Bairiſchzell in Oberbaiern, 1050 Met.; Grindelwald in Bern, 1046 Met.; St.-Cergues in Waadt, 1046 Met.; Bains de l'Alliaz in Waadt, 1040 Met., Schwefelquelle; Rothbad in Bern, 1035 Met.; Engelberg in Unterwalden, 1033 Met. (beliebte Station für Bruſtkranke, im Engelbergthale, von allen Seiten durch Gebirgsſtöcke in der Höhe von 2400—3300 Met. geſchützt, mit ganz ſtaubfreier Luft, genügend ventilirt, Temperatur mild. Mittlere Lufttemperatur im Mai 10,$_{97}$° C., im Juni 12,$_{62}$° C., im Juli 15,$_{49}$ C., im Auguſt 13,$_{34}$° C., im September 12,$_{74}$° C.; Schwankungen nicht bedeutend und allmählich. Am meiſten wehen Süd- und Südweſtwinde. Inſolation intenſiv, Schwankungen der relativen Feuchtigkeit mäßig. Niederſchlagziffern ziemlich hoch. Mittlerer Luftdruck 672 Millim.); Geſſenay in Bern, 1025 Met.; Saanen in Bern, 1023 Met.; Unterſchächen in Uri, 1020 Met.; Menzberg in Luzern, 1010 Met.; le Pont in Waadt, 1009 Met.; le Brévine in Neuchâtel, 1000 Met., Eiſenquelle; Bürgenſtock in Unterwalden 1000 Met.

Hierher dürften auch die klimatiſchen Höhencurorte des Kaukaſus gehören, welche zum größten Theil mit Mineralquellen verſehen ſind und eine große Zukunft haben. Wir nennen hier: Kislowodsk, Borſchom, Zachveri und Abastuman, die zum Theil für Winter-, zum Theil für Sommercuren geeignet ſind.

Digitized by Google

Weniger alpinen Charakter haben die zwiſchen 1000 Met. und 700 Met. gelegenen Alpenſtationen. Sie eignen ſich recht gut zu Sommercurorten. Ihr Klima unterſcheidet ſich vom eigentlichen Alpenklima dadurch, daß ſie weniger belebend wirken, eine höhere mittlere Temperatur, größeren Luſtdruck und größere abſolute Feuchtigkeit beſitzen. Der Wechſel zwiſchen den verſchiedenen Tages- und Jahrestemperaturen iſt minder groß, die Luſt mehr mit organiſchen Beſtandtheilen verunreinigt. Es gehören hierher:

Weißtannen in St.-Gallen, 997 Met.; Château d'Oex in Waadt, 994 Met.; Sarntheim in Tirol, 990 Met.; Serneus in Graubünden, 985 Met., Schwefelquelle; Felſenegg in Zug, 980 Met.; les Avants in Waadt, 980 Met.; Andeer in Graubünden, 979 Met., Eiſenquelle; Kaemmeriboden in Bern, 975 Met., Schwefelquelle; la Preſe in Graubünden, 960 Met., Schwefelquelle; Kilchzimmer in Baſel, 952 Met.; Seewis in Graubünden, 950 Met.; Stoß in Appenzell, 950 Met.; Alveneu in Graubünden, 950 Met., Schwefelquelle; Mitterbad in Tirol, 946 Met., Eiſenquelle; Zugerberg in Zug, 937 Met.; Waſen in Uri, 935 Met.; Gais in Appenzell, 934 Met.; Achenſee in Tirol, 930 Met.; Schönfels und Felſenegg am Vierwaldſtätterſee, 927 Met.; Trogen in Appenzell, 924 Met.; Glion in Waadt, 914 Met.; Kohlgrub in Baiern, 910 Met., Eiſenquelle; Magglingen in Bern, 900 Met.; Weißenburg in Bern, 896 Met., erdige Thermalquelle; les Bains de Colombette in Freiburg, 886 Met.; Gonten in Appenzell, 884 Met.; Blauer See in Bern, 878 Met.; Weißenburg in Bern, 878 Met., erdige Therme; Jakobsbad in Appenzell, 869 Met., Eiſenquelle; Uetliberg bei Zürich, 867 Met.; Waeggithal in Schwyz, 864 Met.; Trons in Graubünden, 860 Met.; Aeſchi in Bern, 859 Met.; Mariazell in Oeſterreich, 858 Met.; Zimmerwald in Bern, 858 Met.; Roſenhügel in Appenzell, 856 Met., Eiſenquelle; Frohburg in Solothurn 845 Met.; Schwarzenberg am Vierwaldſtätterſee, 841 Met.; Reutte in Tirol, 840 Met.; Teuſen in Appenzell, 836 Met.; Vorauen in Glarus, 830 Met.; Waldſtatt in Appenzell, 823 Met., Eiſenquelle; Kreuth in Baiern, 820 Met., Schwefelquelle, Kräutercur; Weißbad in Appenzell, 820 Met., erdige Mineralquelle; Peiden in Graubünden, 820 Met., Eiſenquelle; Promontogno in Graubünden, 819 Met.; Tödi in St.-Gallen, 817 Met.; St.-Gervais in Savoyen, 815 Met.; Bruneck in Tyrol, 815 Met.; Oberſtdorf in Baiern, 812 Met.; Heiden in Appenzell, 806 Met.; Croiſettes in Waadt, 805 Met.; Mitterndorf in Steiermark, 804 Met., Lauquelle; Seelisberg in Uri am Vierwaldſtätterſee, 801 Met. in ſchönſter Lage (Temperatur mäßig mild, im Hochſommer durch leichte Ventilation vom See und zeitigen Nachmittagſchatten [durch den weſtlichen Bergrücken] gemildert; im Frühling und Herbſt durch ſeine Weſtlage eine der mildeſten am See. Die Winde finden an den Wäldern und vorſpringenden Felswänden Milderung; der häufigſte Wind in den Sommermonaten iſt Südwind. Maximum der Sommertemperatur 25° C. Temperaturwechſel zwiſchen Tag und Nacht gering. Der Föhn beläſtigt nur im März und April und im Spätherbſt. Regen wenig anhaltend. Die erfriſchenden Reize der Umgegend, Tannenwälder und prachtvolle Spaziergänge, qualificiren den Ort für Reconvaleſcenten, Erholungsbedürftige, Ueberangeſtrengte, Anämiſche, Scrophulöſe und Lungenkranke); Sigriswyl in Baiern, 800 Met.; Herrgottswald in Luzern und Baderſee in Baiern, 793 Met.; Rigiblick am Vierwaldſtätterſee, 798 Met.; Füßen in Baiern, 797 Met.; Mürzzuſchlag am Semmering, 790 Met.; Schlierſee in Baiern, 789 Met.; Inneres Gyrenbad in Zürich, 781 Met.; Chavannes in Bern, 780 Met.; Sonnenberg bei Luzern, 780 Met.; Hülten in Zürich, 778 Met.; Appenzell, 778 Met.; Steinegg in Appenzell, 778 Met.; Heinrichsbad in Appenzell, 776 Met., Eiſenquelle; Weidring bei Reichenhall, 770 Met.; Tarvis in Steiermark, 768 Met.; Vallorbe in Waadt, 764 Met.; Faulenſeebad in Bern, 760 Met., erdige Mineralquelle; Heriſau in Appenzell, 756 Met.; Zell am See im Pinzgau, 752 Met.; Axenſtein über dem Vierwaldſtätterſee, 750 Met.; Langenbruck bei Baſel, 747 Met.; Thuſis in Graubünden, 746 Met.; Schupfheim in Luzern, 740 Met., Eiſenquelle; Sonthofen in Baiern, 738 Met.; Kitzbüchel in Tirol, 737 Met., Eiſenquelle; Rütihubelbad in Bern, 736 Met., erdige Mineralquelle; Tegernſee in Baiern, 732 Met.; Faido in Teſſin, 724 Met.; Entlebuch in Luzern und Partenkirchen in Baiern, 722 Met., mit Kainzenbad, Eiſenquelle, Kieſernadelbad, Kräutercur; Immenſtadt in Baiern, 720 Met.; Aeußeres Gyrenbad in Zürich, 720 Met., erdig-alkaliſche Quelle; Ilanz in Graubünden, 718 Met.; Monnetier in Savoyen, 712 Met.; Schöneck in Unterwalden, 705 Mei.; Waſſerheilanſtalt; Farnbühl in Luzern, 704 Met., Eiſenquelle; Engisſtein in Bern, 721 Met., Eiſenquelle; Auſſee in Steiermark, 700 Met.; Miesbach in Baiern, 700 Met.

Unter den niedriger als 700 Met. gelegenen Orten der Alpen ſind die meiſten für Sommercurorte zu heiß; doch wird bei einigen die Hitze durch günſtige Lage nach Norden oder Oſten abgeſchwächt.

Hierher ſind zu rechnen: Schönbrunn in Zug, 698 Met., Waſſerheilanſtalt (auf einem durchſonnten Plateau am Ausgange des prachtvollen Lorenzthales, das von Südoſten nach Nordweſten verläuft und vor rauhen Nordwinden geſchützt iſt. Frühlingstemperatur 8° C., Sommer 16° C., Herbſt 8° C. Von Mitte September bis Mitte October ſind die meiſten ſchönen Tage. Staubfreie, milde, leichtbelebende Luſt); Miesbach in Baiern, 697 Met.; Garmiſch in Baiern, 692 Met.; Glion in Waadt, 687 Met.; Pfäfers in St.-Gallen, 685 Met.; indifferente Therme; Obſtalden in Glarus, 680 Met.; Schnittweyerbad in Bern, 676 Met., erdige Quelle; Watzenhauſen in Appenzell, 673 Met.; Saxon in Wallis, 670 Met.; Jodquelle; Schiers in Graubünden, 668 Met.; St.-Gallen, 660 Met.; Gießbach in Bern, 660 Met.; Morſchach in Schwyz 667 Met.; Blumenſtein in Bern, 655 Met., Eiſenquelle; Axenfels am Vierwaldſtätterſee, 654 Met.; Stachelberg in Glarus, 653 Met., Schwefelquelle; Lienz

Digitized by Google

in Tirol, 650 Met.; Albisbrunn in Zürich; 645 Met., Waſſerheilanſtalt; Ebnat in St.-Gallen, 642 Met.; Frutigen in Bern, 840 Met., Schwefelquelle; Heuſtrich in Bern, 640 Met., Schwefelquelle; Lüterswyl in Solothurn, 640 Met., Eiſenquelle; Kappel in St-Gallen, 634 Met.; Rußwyl in Luzern, 683 Met.. Eiſenquelle; St.-Radagund in Steiermark, 632 Met.; Schonegg in Bern, 630 Met.; Roſengarten in St.-Gallen, 630 Met.; Innertkirchen in Bern, 626 Met.; Charnex bei Montreux, 626 Met.; Rothenbrunnen in Graubünden, 624 Met., Eiſenquelle; Friedau in Solothurn, 607 Met.; Kochelſee in Baiern, 605 Met.; Brienz am Brienzerſee in Bern, 604 Met.; Wengibad in Zürich, 603 Met., erdige Quelle; Admont in Steiermark, 602 Met.

Hieran ſchließen ſich die Gebirgscurorte in Deutſchland. Sie liegen ſelten höher als 800 und 900 Met., haben aber meiſt durch ihre höhere geographiſche Breite einen ſubalpinen Charakter bezüglich der Temperatur, Feuchtigkeit und Vegetation. Die untere Grenze ſetzen wir auf 200 Met., von wo abwärts die Curorte des Hügellandes und der Ebene beginnen. Nach Reimer's Vorgange betrachten wir ſie den einzelnen Gebirgen entſprechend, indem wir auch hier von allen Plätzen die Höhe über dem Meere anführen.

1) Die Sudeten (höchſte Spitze die Schneekoppe, 1612 Met.): Görbersdorf muß hier zuerſt erwähnt werden. Es liegt zwar nur 550 Met. über dem Meere, hat ſich aber durch ſein Klima und ſeine Curmethode (diätetiſche und Waſſercur von Dr. Brehmer) ſowie die dort erzielten günſtigen Reſultate einen bedeutenden Ruf als Sommer- und Wintercurort für Bruſtkranke erworben (mittlere Temperatur von Mai bis September 14° C., 100 heitere Tage während dieſer Zeit, theilweiſe bewölkte 40, ganz bedeckte etwa 15. Luft frei von Staub; Schatten durch unmittelbare Nähe des Tannenwaldes; Schutz vor heftigen Winden und gleichmäßige Temperatur. Wenn auch für den Winter das Alpenklima den Vorzug hat, ſo iſt doch für Nord- und Mitteldeutſchland die größere Nähe des Curortes ein nicht zu unterſchätzender Factor). Weitere klimatiſche Curorte, aber ohne Anſtalten zur Heilung Bruſtkranker ſind: Karlsbrunn, 763 Met., Eiſenquelle, Milch- und Molkencur; Johannesbad, 630 Met., Wildbad; Schreiberhau, 580—650 Met.; Reinerz, 556 Met., Milch- und Molkencur; Krummhübel, 520 Met., Eiſenquelle; Flinsberg, 502 Met., Eiſenquelle, Milch-, Molken- und Kräutercur; Schwarzbach, 500 Met., Eiſenquelle; Charlottenbrunn, 485 Met., Eiſenquelle, Milch- und Molkencur; Landeck, 467 Met., Schwefelquelle, Waſſerheilanſtalt; Spindelmühle 460 Met.; Schmiedeberg, 439 Met.; Buchwald, 419 Met.; Petersdorf 380—425 Met.; Roznau, 398 Met.; Kiefernadelbad, Milch- und Molkencur; Liebwerda, 397 Met., alkaliſch-erdige und Eiſenquelle; Ullersdorf, 380 Met., Schwefelquelle, Molkencur; Fiſchbach, 374 Met.; Erdmannsdorf, 365 Met.; Niederlangenau, 357 Met., Eiſenquelle und Moor, Molkencur; Hermsdorf, 340 Met., Stahlquelle, Waſſerheilanſtalt; Alt-Heida, 325 Met., Eiſenquelle; Warmbrunn, 326 Met., Schwefelquelle; Giersdorf, 320—400 Met.

2) Das Elbſandſteingebirge (höchſter Punkt der Schneeberg, 723 Met.): Schweizermühle, 356 Met., Waſſerheilanſtalt; Gohriſch, 300 Met.; Weißer Hirſch bei Dresden, 240 Met., Milchcur; Lockwitz, 230 Met.; Tharandt 210 Met. (die übrigen Plätze gehören dem Hügel- und Niederungsklima an).

3) Das Erzgebirge (höchſter Punkt der Keilberg, 1240 Met.), Wildenthal, 732 Met.; Reiboldsgrün, 688 Met. im Sächſiſchen Voigtlande, Eiſenquelle (genießt einen guten Ruf als Sommer- und Wintercurort bei Bruſtleiden; liegt geſchützt mitten in ausgedehnten Nadelwaldungen. Mittlere Frühjahrstemperatur 5,16° C., mittlere Temperatur von September bis Mai 3,0° C. Mittlere Sommertemperatur 14,30° C., mittlere Herbſttemperatur 5,63° C.; der meiſte Wind weht aus Südweſt, ſelten aus Nord und Oſt.; mittlerer Barometerſtand 700 Millim., mittlere Feuchtigkeit 83,79 Proc. 288 Tage mit Niederſchlägen von 1242,46 Millim. Höhe, im J. 1867 gegen 174 Tage mit 567,46 Millim. in Dresden, Ozongehalt hoch; ärztliche Behandlung nach Dr. Brehmer's Methode). — Königswart, 700 Met., Eiſenquelle, Moor- und Kiefernadelbäder; Frauenſtein, 661 Met.; Schellenberg, 515 Met.; Olbernhau, 463 Met.; Warmbad bei Wolkenſtein, 458 Met., Wildbad; Wieſenbad, 435 Met., Wildbad; Eichwald 374 Met.; Hartenſtein 359 Met.

4) Das Fichtelgebirge und die Fränkiſche Schweiz (höchſter Punkt der Schneeberg, 1072 Met.): Muggendorf, 600 Met., Kiefernadelbad, Molken- und Kräutercur; Streitberg, 584 Met., Molkencur (Wintercurort); Gößweinſtein; Alexanderbad, 560 Met., Eiſenquelle und Waſſerheilanſtalt; Wunſiedel 547 Met.; Phantaſie bei Baireuth; Berneck, 380 Met.

5) Der Thüringerwald und Frankenwald (höchſter Punkt der Beerberg, 993 Met. Faſt an allen Plätzen ſind Kiefernadelbäder, Milch- und Molkencur, und ſollen daher nicht ſpeciell erwähnt werden): Oberhof, 801 Met.; Schmiedefeld, 857 Met.; Stützerbach, 608 Met.; Manebach 508 Met.; Brotterode, 578 Met., Eiſenquelle; Steben bei Hof, 574 Met., Eiſenquelle; Elgersburg, 503 Met.; Ilmenau, 498 Met., Waſſerheilanſtalt (im Thale der Ilm, ſtaubfrei, aber den Südweſtwinden ausgeſetzt, welche die herrſchenden ſind, während Nordoſt am ſeltenſten vorkommt, rings von Nadelwald umgeben. Mittlere Jahrestemperatur 6,28° C., Frühling 5,90° C., Sommer 13,34° C., Herbſt 6,95° C., Winter —6,28° C. Mittlere Feuchtigkeit im Sommer 77—80 Proc.; völlig heitere Tage im Jahre 16; völlig trübe 85, die zumeiſt auf den Winter fallen. Niederſchläge ſtark. Im Winter feſte Schneedecke, die ſelten aufthaut. Wechſel zwiſchen Tag- und Nachttemperatur ſchroff. Meiſt kühle Nächte, ſelbſt im Hochſommer. Eignet ſich hauptſächlich als Sommercurort für Nervenkranke); Lobenſtein, 480 Met., Eiſenquelle, Waſſerheilanſtalt; Tambach und Dietharz, 452 Met.; Ruhla, 418 Met.; Friedrichroda, 422 Met. mit Tabarz und Kabarz; Sonneberg, 400 Met.,

Digitized by Google

Waſſerheilanſtalt, Wintercur; Schleuſingen, 390 Met.; Georgenthal, 381 Met.; Kreuzburg, 377 Met., Soolquelle; Ohrdruff, 371 Met.; Liebenſtein, 345 Met., Eiſenquelle, Waſſerheilanſtalt, Wintercurort; Blankenhain, 344 Met.; Thal, 310 Met.; Schwarzburg, 340 Met.; Raſtenberg, 311 Met., Eiſenquelle; Arnſtadt, 310 Met., Soolquelle; Schmalkalden, 295 Met., Soolquelle; Koburg, 275 Met.; Lengsfeld 275 Met.; Berka a. d. Ilm, 273 Met., Moorbad, Sandbad; Salzungen, 250 Met., Soolquelle, Gradireinrichtung zu Inhalationen; Blankenburg, 226 Met.; Eiſenach, 220 Met.; Rudolſtadt, 200 Met.

6) Der Harz (höchſter Punkt der Brocken, 1097 Met.), das nördlichſte Gebirge Deutſchlands, durch rauhe, regneriſche Witterung ausgezeichnet, die (neben ungünſtigen Eigenſchaften), erfriſchend auf das Nervenſyſtem wirkt: Hohegeiß 620 Met.; Clausthal, 560 Met.; Andreasberg, 556 Met.; Altenau, 455 Met.; Grund, 314 Met., Kiefernadelbad; Alexisbad, 311 Met., Eiſenquelle, Kiefernadelbad; Stolberg, 304 Met.; Blankenburg, 290 Met.; Gernrode, 280 Met.; Lauterberg, 280 Met., Waſſerheilanſtalt; Thale, 250 Met., Soolquelle, Waſſerheilanſtalt; Wernigerode, 244 Met. (Milchcur. Mittlere Temperatur: Mai 11,37° C., Juni 15,66° C., Juli 17,9° C., Auguſt 16,17° C., September 13,0° C. Regentage während dieſer fünf Monate: 82. Selbſt im Hochſommer ſind Tage von über 25° C. ſelten; 24 Nebeltage im Jahre, 200 Regentage. Das Klima iſt als Miſchung von Berg- und Seeklima erfriſchend, ohne zu rauh zu ſein); Ilſenburg, 244 Met., Eiſenquelle und Kiefernadelbad; Harzburg, 235 Met., Soolquelle.

7) Der Habichtswald (285 Met. hoch) iſt ausgezeichnet durch ſeine milde Waldluft mit Schutz vor Weſtwind: Wilhelmshöhe, 285 Met., Wintercurort.

8) Das Rheiniſche Schiefergebirge und der Taunus; nur wenige hierher gehörige Orte, da die meiſten unter 200 Met. liegen: Falkenſtein, 450 Met., Curanſtalt für Bruſtkranke nach Dr. Brehmer's Methode, Wintercurort; Königſtein in Naſſau, 362 Met., Waſſerheilanſtalt, Molkencur, Wintercurort; der Laacherſee, 281 Met. (Maria Laach), kohlenſäurehaltige Quellen; Dillenburg, 230 Met.

9) Der Odenwald und die Haardt (höchſter Punkt der Katzenbuckel, 597 Met.). Dieſe die oberrheiniſche Tiefebene zu beiden Seiten begrenzenden Bergzüge zeichnen ſich durch mildes Klima aus, was ihre Curorte für die „Traubencur" beſonders qualificirt (die meiſten Plätze werden bei dem Niederungs- und Höhenklima erwähnt werden): Gleisweiler, 310 Met., Waſſerheilanſtalt, Milch- und Molkencur, Traubencur; Michelſtadt, 262 Met., Waſſerheilanſtalt, Wintercurorte.

10) Der Schwarzwald (höchſter Punkt der Feldberg, 1495 Met.), Wald- und Waſſerreichthum mit mannichfacher klimatiſcher Abwechſelung: Höhenſchwand, 1010 Met.; Schluchſee, 987 Met.; Waldau, 962 Met.; St.-Märgen, 890 Met.; Mariazell, 858 Met.; Bonndorf, 847 Met.; Todtmoos, 821 Met.; St.-Blaſien, 753 Met. (mit Menzenſchwand 940 Met.), Wintercurort; Steinabad, 739 Met.; Heiligenberg 643 Met.; Tryberg, 618 Met.; Rippoldsau, 566 Met., Eiſenquelle, Kiefernadelbad, Milch- und Molkencur; Griesbach, 528 Met., Eiſenquelle; Antogaſt, 484 Met., Eiſenquelle; Schönmünzach, 456 Met.; Petersthal, 430 Met., Eiſenquelle; Badenweiler, 452 Met., Laubäder, Milch- und Molkencur, Wintercurort; Teinach, 390 Met., Eiſenquelle, alkaliſch-erdiger Säuerling, Waſſerheilanſtalt; Freiersbach, 384 Met., Eiſenquelle; Hornberg, 630 Met.; Liebenzell, 334 Met., Kochſalz- und Natronquelle; Herrenalb, 330 Met., Waſſerheilanſtalt, Wintercurort; Sulzbach, 320 Met., alkaliſche Glauberſalzquelle; Ottenhöfen, 311 Met.; Waldkirch, 295 Met.; Suggenthal, 248 Met.; Gernsbach, 201 Met.

11) Die Schwäbiſche Alb (höchſter Punkt der Schafberg, 1026 Met.), romantiſche Gegend Süddeutſchlands mit mildem Klima: Rottweil, 625 Met., Soolquelle (von der Saline Wilhelmshall); Cannſtatt, 240 Met., Kochſalzquelle mit Eiſen; Beuron, Urach und Berg, 240 Met.

12) Die Vogeſen, Grenzgebirge zwiſchen dem Rheinthal und der lothringiſchen Hochebene. Höchſter Punkt der 1300 Met. hohe Gran-Ventron. Hier ſind zu erwähnen: Odilienberg, 453 Met.; Gérardmer 666 Met.; Drei Aehren 617 Met.

Hieran ſchließen ſich die Orte, welche in einer Höhe von 300—600 Met. in und vor den Alpen und dem Jura liegen, deren Klima man nicht unpaſſend das Voralpenklima genannt hat. Sie ſind zum Theil für Sommer-, zum Theil für Wintercurorte geeignet und haben neben manchen Verſchiedenheiten das Gemeinſame, daß der Charakter ihrer klimatiſchen Verhältniſſe durch die Nähe der Gebirge modificirt wird. Einzelne ſind daneben auch noch dem Einfluſſe großer Landſeen ausgeſetzt. Im allgemeinen benutzt man die im Norden der Alpen gelegenen Orte zu Sommer-, die in der Mitte und im Süden gelegenen zu Uebergangsſtationen, wenn letztere nicht beſonderer Windſchutz und reichliche Beſonnung auch zu Winterſtationen geeignet erſcheinen läßt. Sie ſind zumeiſt auch Milch- und Molkencurorte. Bruſt- und Nervenleidende liefern ihnen das reichlichſte Contingent: Seeon in Baiern, 600 Met., alkaliſch-erdige Quelle; Waldkirchen in Baiern, 600 Met., Waſſerheilanſtalt; Beau Séjour bei Zürich, 600 Met.; Garniswyl in Neuchâtel, 600 Met., Schwefelquelle; Oettlingenbad in Bern, 600 Met., erdige Quelle; Meltingen in Solothurn, 695 Met., Gipsquelle; Chur in Graubünden, 590 Met., Eiſen- und Natronquelle; Untere Waid in St.-Gallen, 590 Met., Waſſerheilanſtalt; Meyringen in Bern, 599 Met.; der Starnberger- oder Würmſee in Baiern, 590 Met. mit den Plätzen Starnberg, Feldafing, Tutzing, Allmannshauſen und andern; Berchtesgaden in Baiern, 580 Met.; Chexbres in Waadt, 580 Met.; Bern 574 Met.; Ruch-Eptingen in Baſel, 571 Met., ſaliniſche Gipsquelle; Schloß Lebenberg bei Meran, 569 Met.; Bönigen in Bern am Brienzerſee, 566 Met.; Interlaken in Bern, 566 Met., Wintercurort; Wildalpen in Steiermark, 561 Met.; Spiez in Bern, 560 Met.;

Digitized by Google

Thun in Bern, 560 Met.; Eichbühl in Bern, 560 Met.; Marishauſen in Schaffhauſen, 558 Met.; Bürgeln in Uri, 552 Met.; Partſchins in Tirol, 550 Met.; Sierre Siders in Wallis, 541 Met., Traubencur; Greifenberg mit Pähl am Ammerſee in Baiern, 539 Met., alkaliſch-erdige Quelle; Sion in Wallis, 536 Met., Traubencur; Ragaz in St.-Gallen, 521 Met., indifferente Therme; Laurenzenbad in Zürich, 518 Met., indifferente Therme; Wolfsberg in Thurgau, 516 Met.; Lauſanne in Waadt am Genferſee, 514 Met., Wintercurort; Au in Zürich, 514 Met.; Niedelbad in Zürich, 514 Met., Eiſenquelle; Brixlegg in Tirol, 511 Met.; der Chiemſee in Baiern, 510 Met.; Brannenburg in Baiern, 510 Met.; Villach in Kärnten, 500 Met., Lauquelle; Mondſee am Mondſee in Tirol, 500 Met.; Reichenau in Oeſterreich, 500 Met., Waſſerheilanſtalt, Molkencur; Loſtorf in Solothurn, 500 Met., Schwefelquelle; Buchenthal in St.-Gallen, 500 Met., Waſſerheilanſtalt; Kuntwyl in Luzern, 490 Met., Eiſenquelle; Langenthal in Bern, 488 Met., Eiſenquelle; Schauenburgbad in Baſel, 486 Met., Soolquelle; Oberaudorf im Baiern, 482 Met.; Iſchl im Salzkammergut, 480 Met., Milch- und Molkencur, Wintercurort; Tigelberg in St.-Gallen, 480 Met.; Breſtenberg in Aargau am Hallwylerſee, 478 Met., Seebäder und Waſſerheilanſtalt; Veldes in Kärnten, 475 Met., Laubad; Kammer im Salzkammergut am Atterſee, 475 Met., Molkencur; Unterach im Salzkammergut am Atterſee, 474 Met.; Zürich, 470 Met., Seebäder; Charélaz in Neuchâtel, 465 Met., Waſſerheilanſtalt; Murten am Murtnerſee in Freiburg, 464 Met., Seebäder; Muri in Aargau, 462 Met., Soolquelle; Seewen in Schwyz, 461 Met., Eiſenquelle; Reichenhall in Baiern, 460 Met., Soolquelle, Wintercurort; Kobelwies in St.-Gallen, 456 Met., erdige Quelle; Chouilly, Peiſſy, Beſſinge, Juſſy, Chougny, Bourdigny, Cologny, Prégny, Saxony-le-Grand, Saxony-le-Petit, in Genf und Waadt zwiſchen 450 und 500 Met., Traubencur; St.-Aubin, Boudry, Colombier, Avernier in Neuchâtel, zwiſchen 440 und 480 Met.; Biel in Bern, am Bielerſee, 444 Met., Seebäder; Yverdun in Waadt, am Neuenburgerſee, Schwefelquelle; Mollis in Glarus, 448 Met.; Roſſinière in Waadt, 440 Met.; Worben in Bern, 438 Met., Eiſenquelle; Neuchâtel am Neuenburgerſee, 435 Met., Seebäder; Lavey in Waadt, 433 Met., Schwefelquelle; Bienenberg in Baſel, 431 Met., Schwefelquelle; der Vierwaldſtätterſee in der Schweiz, 440 Met., hat an ſeinen Ufern in nahezu gleicher Höhe die Stationen: Meggen, Oberberg, Schwyz, Arth, Schloß Hertenſtein, Gerſau, Wäggis, Vitznau, Stans, Rotzberg, Stansſtaad, Rotzloch, Saonen, Sachſeln, Hergiswyl, Tellsplatte, Beckenried, Buochs, Luzern, Fluelen, Altdorf, Siſikon, Brunnen, Küßnacht u. a.; Kreuzen in Oeſterreich, 430 Met., Waſſerheilanſtalt; Weeſen und Wallenſtadt in St.-Gallen am Wallenſtädterſee, 425 Met.; Aigen im Salzkammergut, 420 Met.; Aigle in Waadt, 420 Met.; Velden in Kärnten, 420 Met.; Gmunden am Traunſee im Salzkammergut, 417 Met., Salzquelle, Kiefernadelbäder; Zug und Immenſee am Zugerſee, 417 Met.; Schmerikon am Zürcherſee in St.-Gallen, 412 Met., Eiſenquelle; Nuolen in Zürich am Zürcherſee, 411 Met., Eiſenquelle; Bex in Waadt, 415 Met., Soolquelle, Wintercurort; Mammern in Thurgau, 407 Met., Waſſerheilanſtalt; der Bodenſee, 400 Met., mit den Stationen: Ueberlingen, Romanshorn, Friedrichshafen, Lindau, Bregenz, Konſtanz, Radolfszell, Rorſchach, Arbon, Horn u. a.; Reſoaro in Tirol, 400 Met., Eiſenquelle; Divonne in Frankreich, 400 Met., Waſſerheilanſtalt; Vernex in Waadt, 385 Met., Wintercurort; Soragno in Teſſin, 380 Met.; Ouchy in Waadt am Genferſee, 377 Met.; Vevay in Waadt am Genferſee, 372 Met., Wintercurort; Genf, 372 Met.; Montreux in Waadt am Genferſee, 372 Met. (umfaſſend Baſſet, Clarens, Vernex-Montreux, Territet und Veytaux; Traubencurort, Waſſerheilanſtalt, Wintercurort, hat Schutz durch die naheliegenden Bergwände und zu Zeiten vermehrte Wärme durch den Reflex der Sonnenſtrahlen an denſelben, iſt aber doch zuweilen kalten Winden ausgeſetzt. Vor Nordwind iſt es vollkommen geſchützt und nach Südweſten auf den See zu offen. Mittlere Jahrestemperatur 10,5° C., Winter 2,49° C., Frühjahr 10,49° C., Sommer 18,7° C., Herbſt 10,63° C. Regenmenge 1280—1340 Millim.; mittlere abſolute Feuchtigkeit, von September bis Mai, 6,9 Millim.; relative Feuchtigkeit, in derſelben Zeit, 81,3 Proc. Wenn es im Sommer in Montreux zu warm wird, ſind die benachbarten Orte Glion, 687 Met., und Les Avants, 979 Met. [ſ. oben], leicht zu erreichen); Eggenberg in Steiermark, 360 Met., Waſſerheilanſtalt; Tobelbad in Steiermark, 330 Met., Lauquelle und Kiefernadelbad; Lieſtal in Baſel, 330 Met., Soolquelle; Meran in Tyrol (mit Obermais und Untermais), 280—360 Met. (Waſſerheilanſtalt, Trauben- und Molkencur, Winterſtation, in Norden, Nordoſten und Nordweſten von hohen Bergen geſchützt. Mittlere Temperatur von September bis Mai 8,7° C., mittlere abſolute Feuchtigkeit 6,1 Millim., relative 68,1 Proc. Die Luft iſt daher trocken zu nennen. Regenmenge von September bis December 299 Millim. Durchſchnittlich im Winter 7—8 Schneetage. Hohe Sommertemperatur. Luftdruck 732—750 Millim.); Gleichenberg in Steiermark, 290 Met., alkaliſch-muriatiſche Quelle, Eiſenquelle, Kiefernadelbäder, Molkencur, Wintercurort; Mumpf in Aargau, 284 Met., Soolquelle; Gries in Tirol, 281 Met., Traubencur, Wintercurort; Schweizerhall in Baſel, 276 Met., Soolquelle; Rheinfelden in Aargau, 270 Met.; Muri in Aargau, 462 Met., Soolquelle; Botzen in Tirol, 250 Met., Traubencur, Wintercurort.

Das Klima der Oberitalieniſchen Seen iſt an dieſer Stelle am beſten anzufügen, weil daſſelbe ganz bedeutend von den Alpen beeinflußt wird. Wegen des Schutzes der naheliegenden Berge eignen ſich einige Plätze zu Winterſtationen, andere ſind für dieſen Zweck zu windig, während ſie für Sommerſtationen zu warm ſind.

Am Luganerſee (280 Met.) liegt der geſchätzte Wintercurort Lugano (280 Met.) im Canton Teſſin,

Digitized by Google

Eiſenquelle, Traubencur, nördlich und öſtlich an zwei Armen des Sees und iſt nach allen Himmelsgegenden durch höhere oder niedere Berge geſchützt, mit Ausnahme von zwei ebenen breiten Thälern in der Richtung nach Nordoſten und Weſtſüdweſten. Die Vegetation iſt üppig, eine Miſchung von nördlichen und ſüdlichen Gewächſen. Mittlere Temperatur von September bis Mai 8,9° C. Mittlere abſolute Feuchtigkeit während dieſer neun Monate = 6,3 Millim., mittlere relative Feuchtigkeit in dieſer Zeit = 72,3 Proc. Am meiſten herrſcht Nordweſt vor, dann Nordoſt.

Sonnige Tage in dieſen neun Monaten . . . 173
Regentage " " " " 45
Mittlere Regenmenge in dieſer Zeit . 1043 Millim.
Schneetage " " " 4
Mittlerer Barometerſtand = " . . 737,10 Millim.)

In der Nähe das Schwefelbad Stabio, 252 Met.

Am Comerſee (200 Met.) liegt Cadenabbia und die Tremezzina, gleichfalls Winterſtationen, und die Uebergangsſtationen Bellaggio und Menaggio.

Am Langenſee (Lago Maggiore, 200 Met.) liegt die Winterſtation Pallanza und die Uebergangsſtationen: Streſa, Baveno, Locarno, Belgirate, Loveno, Canobbio.

Zum Gardaſee iſt Arco im Sarcathale, 75 Met., zu rechnen, ebenfalls Winterſtation, während das nahegelegene Riva (69 Met.) für den Winter zu windig iſt und Gargnano und Salò mangelhafte Pflege bieten.

Als angenehme Frühlings- und Herbſtſtationen ſind noch zu nennen: Orta am See von Orta, Vareſe am See von Vareſe. Weniger für uns kommen in Betracht die gleichfalls hierher gehörigen Stationen der Apenninen und Seealpen. In erſteren ſind zu nennen: Abetone und Serrabaſſo bei Prachia (circa 1000 Met.) und in der Nähe von Rom Tivoli, mit Schwefelquelle, am Sabinergebirge; in den Seealpen nahe der Riviera und für dieſelbe als Sommeraufenthalt zu benutzen: St.-Martin Lantosque (circa 1000 Met.) Berthemont, Belvedère, Bollène, La Cascade, Vinadio, Valdieri, die Certoſa di Peſio und St.-Dalmas di Tenda.

In Frankreich iſt für klimatiſche Alpencurorte ſehr wenig geſchehen, trotzdem daß geeignete Localitäten dafür in Menge zu finden wären. In den Thälern der Dauphiné ſind zu erwähnen: Uriage und Allévard; in der Auvergne: Mont Dore (1000 Met.), La Bourboule (840 Met.) und St.-Nectaire (784 Met.). In den Pyrenäen auf der franzöſiſchen Seite: Barèges, Cauterets, Eaux Chaudes, Argelèz, Pierrefitte, Luz, Bagnères de Luchon, Bagnères de Bigorre, Eaux Bonnes, St.-Sauveur, Vernet-les-Bains, Amélie-les-Bains, St.-Laurent de Cerdans, La Preſte-les-Bains u. a.; auf der ſpaniſchen Seite: Penticoſa (über 1000 Met.) Sehr paſſende Sommerſtationen finden ſich auch an den Weſtabhängen der Vogeſen: Remiremont, Plombières, Gérardmer u. a.; auch werden ſich deren in den Ardennen finden.

Auch in Ungarn ſind die klimatiſchen Curorte im Aufblühen. So das hochromantiſche Marillathal in Südungarn, 784 Met., Waſſer- und Traubencur, und Neuſchmecks in der Hohen Tatra, 1000 Met.

In England und Schottland finden ſich im ganzen nicht viel paſſende Gebirgscurorte. Wir erwähnen in England: Buxton (300 Met., mit lauen indifferenten Quellen), Ilkley Wells, Benridding, Harrogate, Great Malvern, Llanberris, Llandrindod und Builth; in Schottland: Braemar, Ballater (zwiſchen 200—300 Met.), Pitlochrie, Blair-Athole, Inverſnaid, die Troſachs, Banavie, Crieff und Bridge of Allan, ſowie die Bäder von Moffat und Strathpeffer.

In Skandinavien gibt es eine große Zahl von Höhencurorten, welche das Eigenthümliche haben, daß ſie auch von der See beeinflußt werden und in verſchiedenen Höhen, man möchte ſagen terraſſenförmig, angelegt ſind. Es gehören hierher: Gansdal 800 Met.; Sanatorium auf dem Tonſaaſen in Valders, 600 Met.; Möſſeberg bei Falköping, Waſſerheilanſtalt, 300 Met.; Sanatorium Modum bei Chriſtiania, 200 Met., Stahlquelle und Kiefernadelbad; Greſſeu bei Chriſtiania, 150 Met., Waſſerheilanſtalt.

Noch unwichtiger als die letztgenannten, von Deutſchen wenig benutzten Plätze, ſind für uns die außereuropäiſchen.

In Amerika auf den Cordilleren in einer Höhe von 2800 bis 3800 Met. innerhalb der Tropen, weiter nördlich und ſüdlich entſprechend niedriger liegen eine Menge Orte, welche mit Vortheil von Lungenkranken beſucht werden können, z. B. in den Hochthälern der peruvianiſchen Anden Jauja und Huancayo; in Columbia Santa-Fé de Bogotá (3000 Met.), in Ecuador Quito (3000 Met.), in Peru Cuzco (3500 Met.), in Mexico die Städte Mexico und Puebla (etwa 2000 Met.). Die Bergregionen der Argentiniſchen Republik und in Braſilien die Oſtabhänge der Cordilleren werden auch empfohlen.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ſind zu erwähnen: in Colorado Manitou (1900 Met.), Colorado Springs (1800 Met.) und Denver (1500 Met.), in Neumexico Santa-Fé (über 2000 Met.) und Albuquerque, in Minneſota St.-Paul (220 Met.), Mineapolis (225 Met.), Winona (450 Met.), in Nord-Carolina Aſhville (700 Met.).

In Afrika finden ſich ſolche Stationen in den ſogenannten Orange-Freiſtaaten, Griqualand Weſt, Transvaal, Natal und Cap-Colonie. Hier ſind zu erwähnen: Bloemfontein (gegen 1400 Met.), Kimberley (1350 Met.), Chriſtiana, Bloemhoff, Potchefſtroom, Witwater Rand, Pretoria, Heidelberg (1550 Met.), Utrecht, Standerton und Wakkerſtroom (1850 Met.).

In Aſien ſind wenig Höhencurorte bekannt, noch am bekannteſten die engliſch-oſtindiſchen Stationen: Dorjeeling (2500 Met.), Simla (2500 Met.), Murree, Kuſſowlee, Dugſhai, Rynee Tal (alle vier in Höhen von 1800—2400 Met.), Muſſuri, Outacamund, Kotagherry, Wellington und Suna (in Höhen von 1700—2400 Met.), Palneyo (2300 Met.), Shevaroys, Mercara,

Digitized by Google

Namendroog (etwa 1300—1500 Met.), Abu, Mehabliſhwur, Poorandhur (1200—1400 Met.). Auf Ceylon: Nurelia (circa 1000 Met.).

II. Die Niederungsklimate; ſie zerfallen in 1) trocknere und 2) feuchtere, die erſtern ſind mehr anregend, die letztern mehr beruhigend. Erſtere theilt man in warme und kalte Klimate.

1a) Trockene warme Klimate. Als Vertreter dieſer Kategorie dient uns das Nilthal, welches in der großen Wüſte des nordöſtlichen Afrika eine langgeſtreckte Oaſe bildet. Bei etwa 1100 Kilom. Länge hat das culturfähige Land dieſes Gebietes, mit Ausnahme des Deltas, eine Breite von 8—30 Kilom. Die enorme Fruchtbarkeit dieſes Landes beruht auf den jährlichen Nilüberſchwemmungen, welche in Kairo von Anfang Juli bis October dauern. Im November wird geſäet, im März geerntet, im April iſt zweite Saatzeit, im Auguſt zweite Erntezeit mit Hülfe der künſtlichen Bewäſſerung. Beide Ufer des Nil, der 300—600 Met. breit iſt, werden von üppigen Feldern und Anpflanzungen eingefaßt, hinter dieſen erheben ſich Hügelketten, welche dammartig den Wüſtenſand (weſtlich liegt die libyſche, öſtlich die arabiſche Wüſte) abhalten.

Die Vorzüge des ägyptiſchen Klimas beſtehen hauptſächlich in dem klaren Himmel, der reichlichen und im Winter längeren Beſonnung und der Gelegenheit zu faſt fortwährendem Aufenthalte in freier Luft, ſelbſt an den kürzeſten Tagen während 6—8 Stunden, und äußerſt ſeltener Regen. Freilich iſt der Temperaturunterſchied zwiſchen Tag und Nacht (bedingt durch ſtarke Wärmeſtrahlung bei dem fortwährenden klaren Nachthimmel) ein beträchtlicher. Die ſo ſehr gerühmte abſolute Trockenheit der Luft iſt nicht ſo bedeutend, als gewöhnlich angenommen wird. Die Curzeit erſtreckt ſich von Mitte November bis Mitte März.

Der beliebteſte hierher gehörige Curort iſt Kairo, unter dem 29° 50′ nördl. Br. (Stadt mit 440,000 Einwohnern am rechten Nilufer, im Südoſten unter dem Schutze des Mokkatam-Gebirges. Das Esbekieh, ein mit großen Anlagen geſchmückter Platz, iſt der Hauptſitz der Fremden. Mittlere Temperatur im November 18,1° C., December 15,1° C., Januar 13,2° C., Februar 13,5° C., März 18,1° C. Relative Feuchtigkeit im November 76,1 Proc., December 70,1 Proc., Januar 70,2 Proc., Februar 69,0 Proc., März 62,3 Proc. Regentage von November bis März 10. Nirgends in Europa iſt die Witterung ſo gleichmäßig, ſowol an und für ſich als auch wenn man die einzelnen Jahrgänge miteinander vergleicht. Eine Temperaturabnahme bis unter 0° C. findet nie ſtatt, höchſtens bis 2,5° C. Die im Winter vorherrſchenden Winde ſind Nordwinde, die häufiger in Nordweſt, ſeltener in Nordoſt, faſt nie in Weſt umſchlagen. Alle 10—14 Tage wird der Nordwind auf 2—3 Tage vom Südwind abgelöſt, der im Winter kalt iſt, im April aber als Chamſin eine koloſſale Trockenheit und Hitze (35—40° C.) und bedeutenden Staub erzeugt. Außer letzterm ſind alle Winde mäßig ſtark und die Hitze mildernd. Barometriſches Mittel 761,6 Millim.; der Luftdruck ſchwankt nur merklich während des Chamſin (3—4 Millim.). Die vielgerühmte Reinheit der Luft iſt an den meiſten Plätzen Kairos imaginär durch den Staub und die Effluvien, die in einer großen Stadt des Orients viel bedeutender ſind als an ähnlichen Plätzen Europas. Deswegen iſt der Aufenthalt in Helouan (in einer Stunde von Kairo per Eiſenbahn zu erreichen) mit ſeinen Schwefelkochſalzquellen von 30,5° C., in Ismailia am Suezkanal oder in dem feuchteren Suez einem ſolchen in Kairo vorzuziehen.

Der Aufenthalt in Oberägypten und die Nilreiſen haben klimatiſch verwandte Verhältniſſe mit den vorhergenannten Orten. Die kalten Nächte, zuweilen ſtaubführende Winde, das gänzliche Fehlen europäiſchen Comforts und europäiſcher Aerzte machen beſonders die Nilreiſen für den nicht außergewöhnlich Bemittelten unmöglich. Als Stationen für Lungenkranke kommen hier nur drei Orte in Betracht: Luxor, Aſſiut und Aſſuan-Elephantine, von denen das erſtere am wenigſten zu empfehlen iſt.

Dem reinen Wüſtenklima ſteht Nubien am nächſten, in den kälteren Monaten einen ſehr angenehmen Aufenthalt bietend und durch die günſtigen geſundheitlichen Verhältniſſe der Eingeborenen ſehr verlockend, aber noch zu wenig wiſſenſchaftlich geprüft.

Man ſchickt Kranke mit chroniſcher Lungenſchwindſucht, chroniſchem Bronchialkatarrh mit Emphyſem, chroniſchem Rheumatismus, Gicht, Zuckerharnruhr und chroniſchen Nierenaffectionen mit Vorliebe nach Aegypten, wenn ſie nicht zu krank zur Reiſe ſind und materiell ſo günſtig ſituirt ſind, den koſtſpieligen Aufenthalt zu beſtreiten.

1b) Die trockenen kalten Niederungsklimate ſind bisjetzt noch nicht zu therapeutiſchen Zwecken benutzt worden. Die weniger trockenen Niederungsklimate zerfallen wieder in wärmere und kältere. Zu erſtern gehören einige Wintercurorte Italiens und Frankreichs. Sie ſind im allgemeinen gleichmäßig warm, windſtill und feucht — eine Regel, die jedoch manche Ausnahmen erleidet.

Hierher gehören: Florenz, 43° 46′ nördl. Br., 72 Met. (vor Winden nicht genügend geſchützt, mit kaltem Winter und überhaupt heftigen Temperaturſchwankungen, am angenehmſten im Herbſt, im Sommer häufig Sirocco. Anregendes Klima ſelbſt für den Nordländer, nicht paſſend für Bruſtkranke). Rom, 30° weſtl. L. 41° 45′ nördl. Br. (durch ſeine ſchlecht geſchützte Lage, ſeinen großen Temperaturwechſel, ſeinen rauhen Nordoſtwind (Tramontana) iſt es weniger geeignet für ſchwer Kranke. Hingegen wirkt es durch ſein anregendes Klima und die Annehmlichkeiten des dortigen Aufenthalts entſchieden günſtig auf manche mit Depreſſionszuſtänden verknüpfte Nervenkranke). Wer das Unangenehme einer großen Stadt vermeiden will, beſuche die reizend gelegenen Städtchen auf den Hügeln des Albanergebirges: Albano, Marino, Ariccia, Nemi. Piſa, 43° nördl. Br. (am Arno, nicht weit von

Digitized by Google

ſeiner Mündung in das Toscaniſche Meer gelegen) bildet einen Uebergang zu den Küſtenſtationen. Liegt nicht ſehr geſchützt und windſtill. Mittlere Temperatur von November bis März, 8,1° C. Tägliche Schwankungen mäßig. Regentage vom November bis März 63; relative Feuchtigkeit im Winterhalbjahre 70—85 Proc.; abſolute Feuchtigkeit 6—7 Millim.; nicht ganz frei von Staub.

Aehnliche Verhältniſſe findet man in Pau, 200 Met. über dem Meere, 43° nördl. Br., 22° öſtl. L.; Amélie les Bains, 42° nördl. Br., 280 Met. hoch; Palada, 222 Met., in der Nähe des vorigen, ſämmtlich in der Nähe der Pyrenäen gelegen. Früher ſchickte man Bruſtkranke mit Vorliebe in die oben genannten Curorte, jetzt zieht man meiſt die Höhenſtationen, die Riviera und Aegypten vor.

Zu den *kühleren, weniger feuchten Niederungsplätzen* zählt eine große Menge von Curorten in der Ebene und auf Hügeln unſers Vaterlandes, nicht über 200 Met. gelegen. Wir wollen hier nur die wichtigſten nennen, verzichten aber auf weitere Beſchreibung und die hier ganz unnöthigen Höhenangaben. Ihr Klima bezeichnet man in therapeutiſcher Hinſicht nicht unpaſſend als ein *indifferentes*. Es ſind hier zu nennen:

In der norddeutſchen Ebene: Eckerberg und Feldberg in Pommern, beides Waſſerheilanſtalten und Wintercurorte; Stuer in Mecklenburg, Waſſerheilanſtalt und Wintercurort; Reinbeck bei Hamburg, Waſſerheilanſtalt; Freienwalde in Preußen, Eiſenquelle; Muskau in Preußen, Eiſenquelle; Arendſee in Preußen, Badeanſtalt; Helmſtedt in Braunſchweig, Eiſenquelle; *Rehburg* in *Hannover*, erdig-ſaliniſcher Eiſenſäuerling, Wintercurort; Schwartau in Oldenburg.

Im obern Elbthale: Blaſewitz bei Dresden, Anſtalt für Stickſtoff-Inhalationen; Kreiſcha und Königsbrunn, beides Waſſerheilanſtalten und Wintercurorte; Schandau mit Eiſenquelle und guter Badeanſtalt; Dittersbach in Böhmen; Bodenbach-Tetſchen an der Grenze von Sachſen und Böhmen, Eiſenquelle (Joſephbad); Wehlen und Rathen an der Elbe, unterhalb der Baſtei u. a.

In Thüringen und am Harz: Ronneburg in Altenburg, Eiſenquelle; *Köſtritz* im Fürſtenthume Reuß, Sandbad; Rudolſtadt im Fürſtenthume Schwarzburg-Rudolſtadt; *Köſen* bei Naumburg mit Soolquelle; Dornburg und Tautenburg bei Jena; *Sulza* bei Weimar mit Soolquelle; Frankenhauſen in Schwarzburg-Rudolſtadt mit Soolquelle; Frauenſee bei Eiſenach; Sachſa und Suderode am Harz mit Soolquelle. Faſt alle dieſe Curorte bereiten auch Kiefernadelbäder.

In Heſſen: *Wolfsanger* bei Kaſſel, Waſſerheilanſtalt, Wintercurort.

Am Rhein: die *Wintercurorte*: Godesberg bei Bonn, Waſſerheilanſtalt; Laubbach bei Koblenz, Waſſerheilanſtalt; *Boppard* am Rhein (mit den Waſſerheilanſtalten Marienberg und Mühlbad); Naſſau an der Lahn, Waſſerheilanſtalt; *Wiesbaden*, Soolquelle (mit den Waſſerheilanſtalten Nerothal und Diethenmühle), Traubencur; Cleve, Eiſenquelle, Waſſerheilanſtalt; Aachen mit Burtſcheid, Schwefelquelle. Endlich die Traubencurorte: Sinzig, Königswinter und Honnef bei Bonn, St.-Goarshauſen, Rüdesheim, *Johannisberg*, Waſſerheilanſtalt; Aßmannshauſen, alkaliſch-erdige Quelle. *In Heſſen*: Wilhelmsbad bei Hanau, Eiſenquelle.

Zwiſchen Odenwald und Haardt: Jugenheim; Auerbach, Eiſenquelle; Schönberg; Lindenfels; Weinheim; Dürkheim, Soolquelle, Traubencur; Annweiler und andere.

Am Fuße des Schwarzwaldes: Rothenfels, Eiſenſäuerling; Soden am Taunus, Kochſalzquelle, Wintercurort; *Baden-Baden*, am weſtlichen Fuße des Gebirges, 183 Met., Kochſalzquelle, Traubencur, Wintercurort (in einer nach Norden und Oſten geſchützten Thalweitung gelegen; ausgezeichnet durch Milde und Gleichmäßigkeit des Klimas. Für Lungenkranke beſonders im Frühlinge und Herbſt, für manche, beſonders Reconvaleſcenten, auch im Winter zu empfehlen. Feuchtigkeitsgehalt der Luft eine mittlere. Brillante Badeeinrichtungen, ſolider Comfort in der herrlichſten Natur); Lichtenthal, Vorort von Baden, Eiſenquelle; Erlenbad, Soolquelle, Traubencur, und Freiburg im Breisgau.

Im Süden von *England* finden ſich viele ähnlich gelegene Curorte, wie Weybridge, Leith Hill, Tunbridge Wells, Sevenoaks, Hayward Heath, Dartmoor, Clifton und andere.

Auch anderwärts findet ſich eine große Auswahl ſolcher Plätze, die alle zu nennen zu weit führen würde, zumal ſie beſtändig wechſeln.

In Bezug auf die therapeutiſche Verwendung der verſchiedenen Klimate, die wir im Vorhergehenden bei den einzelnen Abtheilungen thunlichſt eingefügt haben, und welche ſchwerlich durch neue, wenn auch noch ſo bahnbrechende pathologiſche Anſchauungen über das Weſen der Krankheiten (wir nennen hier nur die Lehre von den Bacillen als Erregern von Lungenkrankheiten), weſentlich geändert werden dürfte, iſt im allgemeinen noch zu bemerken, daß es Pflicht des Arztes iſt, bei jedem Kranken erſt genau zu überlegen, ob ſeine Geldmittel auch ausreichen und ob nicht vielleicht ein kurzer Aufenthalt in der Fremde dieſelben derartig erſchöpft, daß er in eine ſchlimmere Lage als vorher verſetzt wird. Kranke, welche Eile haben geſund zu werden, und nur mit ſpärlichen Mitteln verſehen ſind, laſſe man gar nicht reiſen. Ein weiterer Factor, der bedacht werden muß, iſt das Heimweh, welches beſonders weniger Gebildete, in erſter Linie Landleute, anwandelt. Einen feſten Charakter muß ein Patient beſitzen, der eine klimatiſche Cur fern von der Heimat unternimmt. Deshalb ſollte man einen ſolchen nie allein reiſen laſſen. Nur wenn mit einem klimatiſchen Curorte eine geſchloſſene, unter ſtrenger ärztlicher Aufſicht ſtehende Anſtalt verbunden iſt, darf man bei letzterm eine Ausnahme machen.

Es muß demnach der größte Theil der Kranken zu Hauſe nach klimato-therapeutiſchen Principien behandelt werden. Dieſe Behandlung beſteht 1) in Beſchaffung von friſcher, reiner Luft durch Wahl der Wohnung möglichſt außerhalb der Stadt und an der Seite, von welcher

Digitized by Google

der meiſte Wind kommt; durch gute Ventilation der Wohnung, reichliches Auswiſchen der Wohnräume mit feuchten Tüchern, ſorgfältiges Ausklopfen der Betten (natürlich außerhalb der Wohnung), fortwährendes Offenhalten der Fenſter (im Winter ſelbſtredend mit Vermeidung von Zug und directem Einſtrömen kalter Luft), Aufenthalt des Kranken in der freien Luft, wovon ihn nur ſehr kalte, heftig bewegte Luft abhalten ſoll. Lungenkranke müſſen (ſchon der Anſteckung wegen) allein und in möglichſt großen, nicht zu warmen, unter Umſtänden ganz kalten Räumen ſchlafen. Paſſende Reſpiratoren gehören zur Zeit noch zu den frommen Wünſchen, weshalb zur Erwärmung der Luft und für das Abhalten von Staub von den Reſpirationsorganen derartigen Patienten am beſten das Naſenathmen zu empfehlen iſt. 2) Hat der Patient eine geſundheitsſchädliche Beſchäftigung, ſo muß er unbedingt von ihr entfernt werden. Bei Armen verſuche man wenigſtens einen Wechſel der Thätigkeit, wenn irgend möglich. Hereditär oder ſonſt disponirte Kinder ſollen einen Beruf wählen, der ſie im Freien beſchäftigt. 3) Die übrigen mit der Klimatotherapie verbundenen Maßregeln, Abhärtung und ſonſtige Pflege der Haut, Athmungs- und Körpergymnaſtik, gute Ernährung, können auch in der Heimat durchgeführt werden.

Sind aber die klimatiſchen und häuslichen Verhältniſſe der Art, daß ſie für den Kranken unbedingt nicht erträglich ſind, ſo genügt es in den meiſten Fällen vollkommen, denſelben nahe der Heimat an irgendein günſtig ſituirtes Plätzchen zu ſchicken. Schwerkranken muß es ſchlechterdings verboten werden, weite Reiſen zu unternehmen. Für letzteres gibt es nur folgende Gründe: 1) die durch eine Probe gewonnene Ueberzeugung, daß die Krankheit trotz aller oben angeführten Maßregeln in der Heimat ſich nicht beſſert, ſondern verſchlechtert; 2) der krankhafte, durch nichts zu beſiegende Drang eines Patienten in die Ferne, der feſte Glaube deſſelben, in der Heimat ſterben zu müſſen, und die Zuverſicht, in der Fremde zu geneſen. Beſitzt derſelbe die ausreichenden Mittel, die koſtſpielige Reiſe in Begleitung eines oder mehrerer lieben Angehörigen zu beſtreiten, und zwar, wenn es ſein muß, auf eine Reihe von Jahren, ſo iſt der Arzt verpflichtet, ſelbſt Kranke fortzuſchicken, an deren Wiedergeneſung zu zweifeln er berechtigt iſt.

Handelt der Arzt ſtets nach dieſen Grundſätzen und hat der Kranke das Glück, an einen für ihn paſſenden Curort zu gelangen (wiewol die Wahl eines ſolchen das Schwierigſte iſt, was man einem Arzte zumuthen kann, und dieſer oft mit den beſten Kenntniſſen und der gereifteſten Erfahrung nicht für eine glückliche Wahl garantiren kann), einen tüchtigen Arzt dort zu finden und ſelbſt in jeder Hinſicht das Seinige zu ſeiner Heilung zu thun, ſo kann man den klimatiſchen Curorten eine große, ſegensreiche Wirkung zur Bekämpfung der Krankheiten nicht abſprechen.

Literatur: **Beneke**, Die ſanitäre Bedeutung des verlängerten Aufenthaltes auf den deutſchen Nordſeeinſeln. — **Biermann**, Klimatiſche Curorte und ihre Indicationen. — **Brehmer**, Die chroniſche Lungenſchwindſucht u. ſ. w. — **Flechſig**, Bäderlexikon. — **Gſell-Fels**, Curorte der Schweiz. — **Loomis**, Zur klimatiſchen Behandlung der Lungenſchwindſucht (aus dem Engliſchen von Beneke). — **Lorenz** und **Rothe**, Lehrbuch der Klimatologie. — **Paul Riemeyer**, Atmiatrie. — **Peters**, Die klimatiſchen Wintercurorte. — **Reimer**, Klimatiſche Wintercurorte. — Derſ., Klimatiſche Sommercurorte. — **Rohden** (zu Braun's Lehrbuch der Balneotherapie:), Balneotherapie und Klimatotherapie der Lungenſchwindſucht. — **Roßbach**, Lehrbuch der phyſikaliſchen Heilmethoden. — **Sigmund**, Südliche klimatiſche Curorte. — **Weber**, Klimatotherapie (in Ziemßen's Handbuch der allgemeinen Therapie, Bd. 1). *(E. Preller.)*

KLIMATOLOGIE iſt ein Theil der Meteorologie und zwar, nach H. Mohn's treffender Definition, die Statiſtik der meteorologiſchen Elemente, welche durch Zahlen die durchſchnittlichen, aus jahrelangen Beobachtungsreihen abgeleiteten Werthe der Lufttemperatur, der Feuchtigkeit, des Luftdruckes, der Windrichtung und Windſtärke, der Bewölkung und der Niederſchlagsmengen zu den verſchiedenen Zeiten ausdrückt, und dadurch zugleich die täglichen und jährlichen Veränderungen dieſer Elemente nachweiſt. Dazu kommt auch noch der Nachweis des Einfluſſes, den das auf dieſe Weiſe ſtatiſtiſch feſtgeſtellte Klima einer Gegend auf die Entwickelung des Thier- und Pflanzenlebens derſelben ausübt.

Aus den durch directe, während möglichſt langer Zeit ausgeführte Beobachtungen an den Inſtrumenten gewonnenen Werthen für die Größe der meteorologiſchen Elemente werden durch Rechnung Durchſchnittszahlen, ſogenannte Mittel- oder Normalwerthe abgeleitet. Dieſe geben im Verein mit der Größe die durchſchnittlichen ſowie die abſoluten täglichen und jährlichen Schwankungen. Dieſer Werth ſetzt das in meteorologiſchen Werthen gegebene Bild eines jeden Klimas zuſammen.

Im allgemeinen unterſcheidet man auf der ganzen Erdoberfläche das **tropiſche**, **gemäßigte** und **kalte Klima**. Die beiden letzteren gehören wieder theilweiſe zu den ſchon unter „Klima" erwähnten Klimaten, dem Seeklima und dem Continentalklima. Das **tropiſche Klima** wird ungefähr begrenzt durch die beiden Tropen oder Wendekreiſe; genauer genommen umfaßt es das Gebiet der Paſſate und Monſune, ſodaß der äquatoriale Calmengürtel ſeine Mittellinie bildet. Es iſt durch eine ſehr hohe Mitteltemperatur charakteriſirt und gehört gewiſſermaßen ſeiner geringen jährlichen Schwankungen wegen zu den **gleichmäßigen**, dagegen der großen täglichen Schwankungen wegen zu den **exceſſiven** Klimaten (ſ. Klima). Der Stillengürtel iſt die Zone der höchſten Temperatur, die annähernd, aber der langſameren Bodenerwärmung wegen nicht vollſtändig der Wanderung der Sonne vom Aequator nach den beiden Wendekreiſen zu folgt. Eben ihrer hohen Temperatur und des Waſſerdampfreichthums der ſich hier ſtauenden Paſſate wegen iſt ſie auch die Zone der beſtändigen Regenzeit. Da der Calmengürtel ſich, wie geſagt, mit der Sonne verſchiebt, wechſeln in der tropiſchen oder heißen Zone nur zwei

Jahreszeiten ab, wie Regenzeit und eine Zeit großer Trockenheit, von denen die erſte dem höchſten Sonnenſtande, alſo unſerm Sommer entſpricht, die andere unſerm Winter. Bergketten auf dem Feſtlande, welche das regelmäßige Wehen der Paſſatwinde oder Monſune nach dem Calmengürtel unterbrechen, ändern allerdings die regelmäßige Folge dieſer Jahreszeiten; ja man kann zuweilen zwei Regenzeiten unterſcheiden, eine große und eine kleine. Auf dem Feſtlande ſind übrigens die Gegenden nach den Wendekreiſen zu, beſonders die unter dem Wendekreiſe des Krebſes, heißer, ja unbewohnbarer als die eigentlichen Aequatorialgegenden, und es läßt ſich der Charakter des Tropenklimas zum Theil bis zum 35. Grad nördl. Br. verfolgen.

Zum **gemäßigten Klima** werden alle die Striche gerechnet, welche eine jährliche Mitteltemperatur von 25 Grad bis herunter zu 0 Grad zeigen, zum **kalten** endlich alle Gegenden mit Mitteltemperaturen von 0° und darunter.

Innerhalb dieſer hier angedeuteten klimatiſchen Zonen bewegen ſich die wirklichen klimatiſchen Erſcheinungen, die oft weit nach den verſchiedenſten Seiten von dem idealen Schema abweichen. Doch laſſen ſich auch innerhalb dieſer Zonen wieder Gebiete feſtſtellen, die ſich klimatiſch auf das beſtimmteſte charakteriſiren. Der ſpecielle Theil der Klimatologie, welcher die Aufgabe hat, das Klima dieſer einzelnen, größeren und kleineren Gebiete zu beſchreiben, heißt auch **Klimatographie**. Es läßt ſich dieſe Aufgabe nur dann löſen, wenn für eine möglichſt große Zahl paſſend gewählter Stationen die klimatiſchen Verhältniſſe durch Beobachtung feſtgeſtellt ſind. Bei der Abgrenzung ſolcher Gebiete, die natürlich an ſich nichts mit den Eintheilungen der politiſchen Geographie zu thun hat, bleibt es jedoch ſtets mehr oder weniger ſtreitig, wie weit die Eigenthümlichkeiten einer Gegend gehen ſollen und wie groß die Verſchiedenheit derſelben von der Nachbarſchaft ſein müſſe, um zur Aufſtellung eines eigenen klimatiſchen Gebietes zu berechtigen, ſowie auf wie viele der klimatiſchen oder meteorologiſchen Elemente dieſe Unterſchiede ſich zu beziehen haben. Den beſten Anhalt gewähren zwei Erſcheinungsgruppen, nämlich: erſtens der Gang der herrſchenden Luftſtrömungen, von dem ja, wenigſtens innerhalb einer und derſelben Zone, hauptſächlich der Gang aller klimatiſchen Elemente abhängt, und zweitens der Vegetationscharakter, der ja als greifbare Wirkung und ſichtbares Abbild des Klimas gelten kann. Es werden daher die Arbeiten der Pflanzengeographie für den Klimatographen von größter Wichtigkeit ſein, und die Abgrenzung der Erdoberfläche in einzelne Vegetations- oder Florengebiete, wie ſie ſchon z. B. Griſebach in ſeiner „Vegetation der Erde nach ihrer klimatiſchen Anordnung" vorgenommen hat, wird auch nützlich für die klimatiſche Abgrenzung ſein. Doch iſt auch hier zu merken, daß ſie nicht alle bedeutenderen klimatiſchen Eigenthümlichkeiten durch ſcharf markirte Aenderungen im Hauptcharakter der Vegetation ausprägen und daß übrigens dieſe letzteren Aenderungen durchaus nicht ganz allein vom Klima bedingt ſind. Sehr deutlich zeigt ſich dies an dem Beiſpiele, welches das von Griſebach ſogenannte „Waldgebiet des öſtlichen Continents" darbietet, d. i. die zwiſchen dem 45. und 65. Grade nördlicher Breite vom Atlantiſchen Ocean bis nach Kamtſchatka ſich erſtreckende Zone, welche, in großen Zügen betrachtet, einen und denſelben Vegetationscharakter zeigt, nämlich den der großen ſommergrünen Laubwälder und Nadelwälder. In klimatologiſcher Hinſicht zeigt dieſes Gebiet aber im Oſten den extremſten Continentaltypus (Jakutsk mit jährlicher Temperaturſchwankung von 76,5° R.), im Weſten dagegen den entſchiedenen oceaniſchen Typus des Klimas (jährliche Temperaturſchwankung der weſteuropäiſchen Stationen nur 25—45° R.), und in klimatiſcher Beziehung haben ſie nichts miteinander gemein als die gleiche Mitteltemperatur der Vegetationsperiode, indem die 3 Vegetationsmonate bei Jakutsk ebenſo wie die 8 Vegetationsmonate bei Bordeaux ein Geſammtmittel von nahezu + 13° haben.

Die Klimatographie löſt übrigens ihre Aufgabe nur dann möglichſt vollſtändig, wenn ſie ſich nicht darauf beſchränkt, wenn ſie bei Beſchreibung des Klimas der einzelnen Gebiete das allzu Schematiſche vermeidet, indem ſie auch auf das Detail eingeht und möglichſt naturgetreue Schilderungen des Klimas einzelner Oertlichkeiten und Landſtriche beifügt, welche zu den Abſtractionen des allgemeinen Bildes das nöthige Correctiv liefern. Die beſten Werke, welche tieferen Einblick in die Lehren der allgemeinen ſowol als der ſpeciellen Klimatologie gewähren, ſind: „Lehrbuch der Klimatologie" von Lorenz und Rothe (Wien 1874) und „Handbuch der Klimatologie" von Dr. Julius Hann (Stuttgart 1883).

(H. A. Weiske.)

Klimax, ſ. Gradation.

Klimme, ſ. Cissus.

KLIMOWITSCHI, Kreisſtadt im europäiſch-ruſſiſchen Gouvernement Mohilew, 149 Kilom. im Oſten von Mohilew, an dem Flüßchen Kaliniza und 22 Kilom. vom Fluſſe Soſch. Klimowitſchi war ſchon im 17. Jahrh. durch das daſelbſt befindliche Dominicanerkloſter bekannt, das jetzt aufgehoben iſt. Im J. 1777 wurde Klimowitſchi zur Kreisſtadt des Gouvernements Mohilew erhoben, verlor 1796 bei der Bildung des Weißruſſiſchen Gouvernements ſeine Stadtrechte, wurde jedoch 1802 bei der Einrichtung des Gouvernements Mohilew wieder zur Kreisſtadt deſſelben gemacht. Klimowitſchi gehört zu den ärmſten Städten des Gouvernements und unterſcheidet ſich in ſeinem Aeußern nur wenig von einem Dorfe. Die Stadt hat zwei hölzerne Kirchen, zwei jüdiſche Gebetſchulen, eine Gemeindeſchule und 3870 Einwohner, die ſich vornehmlich mit Ackerbau beſchäftigen, während die jüdiſche Bevölkerung Kleinhandel treibt. Der am 24. Juni (a. St.) hier ſtattfindende Jahrmarkt iſt nur für die Bewohner der benachbarten Dorfſchaften von Bedeutung, die hier ihre Landesproducte zum Verkauf bringen. *(A. von Wald.)*

KLIN, Kreisſtadt des europäiſch-ruſſiſchen Gouvernements Moskau, unter dem 56°20' nördl. Br. und 54°24' öſtl. L., 91 Kilom. nordweſtlich von Moskau an der Petersburger Chauſſee, in der Nähe der Eiſenbahn,

Digitized by Google

am Fluſſe Seſtra gelegen. Der Name Klin kommt zum erſten mal in der Troizkiſchen Chronik im J. 1234 vor, als die Nowgoroder ſich im Kriege mit den Litauern nach Klin zurückzogen. Bis zum Ende des 15. Jahrh. bildete Klin einen Beſtandtheil des Twerſchen Fürſtenthums, mit welchem es 1482 an Moskau kam. Im J. 1569 hatte Klin viel von der Grauſamkeit Johann's des Schrecklichen zu leiden, der mit einem Heere gegen Nowgorod zog. Im J. 1572 kam Klin in den Beſitz des älteſten Sohnes Johann's des Schrecklichen. In der Folge wurde Klin das Stammgut des Hauſes Romanow und im J. 1781 zur Kreisſtadt erhoben. Im J. 1785 hatte Klin nur 1086 Einwohner. Zu jener Zeit befand ſich hier am Ufer der Seſtra eine kleine Feſtung. An die Stadt ſtößt die Tamſkaja Sloboda und auf der andern Seite des Fluſſes das Fuhrmannsdorf Praſſolowa mit circa 660 Einwohnern. Gegenwärtig hat Klin 3 Kirchen, 52 Kaufläden, eine Kreisſchule, ein Hoſpital, eine Leinwandfabrik, eine Sirupfabrik, eine Malzdarre und 7652 Einwohner. Einige Kaufleute treiben Handel mit Holz und Getreide nach Moskau hin. Die zwei Jahrmärkte, zu Pfingſten und am 6. Dec., ſind von keiner Bedeutung und unterſcheiden ſich nur wenig von den gewöhnlichen Wochenmärkten. Im Klin-Kreiſe (63,3 □Meilen) gibt es 8 Fabriken und Manufacturen mit einer jährlichen Production von 686,000 Rubeln, darunter drei Kattunfabriken (301,000 Rubel), drei Leinwandfabriken (105,000 Rubel) u. a. *(A. von Wald.)*

KLINGEMANN (August Ernst Friedrich), Dramatiker und Romandichter, geboren am 31. Aug. 1777 zu Braunſchweig, beſuchte das Carolinum daſelbſt und ſtudirte die Rechte zu Jena. Seine Studienjahre fielen in die glänzende Periode Weimar-Jenas. An der Univerſität hörte er Vorleſungen Fichte's, Schelling's und A. W. Schlegel's. In Weimar war er häufiger Beſucher des Hoftheaters, deſſen höchſte Blüte eben begann. Nach Braunſchweig zurückgekehrt, wurde er als Regiſtrator beim Landes-Medicinalcollegium angeſtellt, hatte aber ſchon vorher begonnen, ſich als Romanſchriftſteller und Dramatiker zu verſuchen. Die Theaterleidenſchaft der Zeit ergriff ihn mit voller Gewalt, er lebte, ohne ein ſpecifiſch dramatiſches Talent zu beſitzen, für die Bühne, und ſein Ehrgeiz trieb ihn, mit den hervorragendſten Dramatikern der Zeit durch ſogenannte „Seitenſtücke", Bearbeitungen verwandter Stoffe, zu wetteifern. Nach einigen literariſchen Erfolgen gab er ſeine Stellung im Staatsdienſte auf und verband ſich zuerſt mit der Schauſpielprincipalin Sophie Walter zur Führung des braunſchweigiſchen Theaters. Die Wiederherſtellung des Herzogthums nach 1813 und die friedlicheren Verhältniſſe, welche dem zweiten Pariſer Frieden folgten, gaben Anlaß zur Errichtung einer ſtehenden Hof- und Nationalbühne in Braunſchweig. Klingemann hatte mit der Schrift „Ueber das Braunſchweiger Theater und deſſen jetzige Verhältniſſe" (Braunſchweig 1817) die Umwandlung vorbereitet, mit Unterſtützung der vormundſchaftlichen Regierung und auf Actien wurde ein Theater geſchaffen, das ſich im zweiten und dritten Jahrzehnt dieſes Jahrhunderts eines gewiſſen Rufes erfreute. Im J. 1825 legte er die Direction des Theaters nieder, um eine Profeſſur am Carolinum zu übernehmen, ward indeß noch in ſeinem letzten Lebensjahre 1830 wieder zum Generaldirector des nunmehrigen Hoftheaters ernannt und ſtarb am 25. Jan. 1831 in ſeiner Vaterſtadt. In Klingemann's poetiſcher Thätigkeit machte ſich die bedenkliche Rückwirkung des großen Aufſchwunges der deutſchen Dichtung auf untergeordnete und zum dilettantiſchen Kunſtbetrieb neigende Talente in entſchiedener Weiſe geltend. Wenn ihn Goedeke (Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung, Bd. 3, Abth. 2, S. 152) einen Nachahmer des gerade herrſchenden Geſchmacks im Roman wie im Schauſpiel, in dem ihm Schiller und Goethe wie Werner und Müllner ohne Unterſchied als Vorbilder dienten, nennt, ſo erſcheint damit die bedenkliche Thätigkeit Klingemann's noch ſehr mild beurtheilt. Seine Anfänge im Roman „Wildgraf Eckart von der Wölpe", eine Sage aus dem 14. Jahrh. (Braunſchweig 1795) und „Albano der Lautenſpieler" (Leipzig 1803) ſtellten ihn zu den zahlreichen Nachzüglern der Sturm- und Drangperiode, welche lediglich auf eine flüchtige Anregung der Phantaſie ausgingen und die Kraftphraſen wie die ſentimentalen Phraſen, die im Schwange waren, einfach wiederholten. Noch im Schauſpiele „Das Vehmgericht" (1810) begegnen uns alle Motive, Geſtalten und Redefloskeln, die in der Periode der Ritterdramen als wirkſam erachtet worden waren. Der mächtige Idealismus der claſſiſchen Periode im engeren Sinne äußerte auf Naturen gleich der Klingemann's nur den Anreiz, ſich an die größten Stoffe, die bedeutendſten poetiſchen Probleme zu wagen, führte aber nicht zu einer ſubjectiven Vertiefung, nicht einmal zu dem Verſuche, wenigſtens die Producte der eigenen Phantaſie durch ihre Formvollendung den claſſiſchen Werken zu nähern. Indem ſich der Dramatiker Klingemann den Anregungen der Meiſter äußerlich willig überließ, hoffte er zugleich ihre Schöpfungen durch ſtärkere Berückſichtigung des conventionellen theatraliſchen Effects zu überbieten. Wenn wir die Reihe der nur einzeln erſchienenen dramatiſchen Dichtungen: „Die Maske, Trauerſpiel (Braunſchweig 1795), „Der Bettler von Neapel oder die Lazzaroni" (Hamburg 1805), „Der Schweizerbund" (Leipzig 1805), „Fauſt", ein Trauerſpiel (Altenburg 1815), „Deutſche Treue", hiſtoriſches Schauſpiel (Helmſtedt 1816) und jene der in den Sammlungen „Theater" (Tübingen 1809—1820), „Dramatiſche Werke" (Braunſchweig 1817—1818), „Melpomene" (Braunſchweig 1830) vereinigten Werke überblicken, ſo muß die hohle Aeußerlichkeit, mit der alle Stoffe gleichſam nur auf ihre Couliſſenergiebigkeit hin ergriffen ſind, zuerſt in die Augen fallen. Die Größe des hiſtoriſchen Hintergrundes und die Aermlichkeit der Erfindung, die Dürftigkeit und theatraliſch conventionelle Aeußerlichkeit der Charakteriſtik ſtehen beinahe überall im peinlichſten Widerſpruche. Klingemann ſetzte ſeine Stücke allen und jeden Dichtern und Schöpfungen gegenüber. Mit den Dramen „Arnold von der Halden", „Der Sturz der Vögte" und „Heinrich von Wolfenſchießen" ſuchte er das durch Schiller's „Tell" erregte Intereſſe für ſich auszu-

Digitized by Google

deuten, mit „Fauſt“ trat er keck Goethe zur Seite, mit „Martin Luther“ und „Das Kreuz im Norden“ gedachte er Zach. Werner zu überbieten, höchſt unbefangen ſchloß er ſich aber auch Kotzebue an und lieferte im „Declamatorium zu Krähwinkel“ eine Fortſetzung von deſſen „Deutſchen Kleinſtädtern“. Die Einführung der ſpaniſchen Dramen in Deutſchland begeiſterte ihn zu einer Neubearbeitung des „Cid“ als „Rodrigo und Chimene“ und zum Luſtſpiel „Die Hochzeit des Camacho“, und wenn er noch in ſpätern Jahren mit „Moſes“ (Helmſtedt 1812) und „Ahasver“ (Braunſchweig 1827) einen Anlauf zur Geſtaltung großer weltgeſchichtlicher und Sagenſtoffe nahm, ſo kam er in „Die Braut vom Kynaſt“ und „Bianca di Sepolcro“ auf ſeine urſprünglichen Neigungen für das Ritterſchauſpiel und die Tragödie nach den Muſtern von Leiſewitz und Klinger zurück. Alles in allem darf Klingemann als ein Vertreter einer ſtilloſen Eklekticismus angeſehen werden, welcher allen innern Entwickelungen der deutſchen Literatur äußerlich zur Seite ging.

(*A. Stern.*)

KLINGEN, Marktflecken in der Unterherrſchaft des Fürſtenthums Schwarzburg-Sondershauſen, nahe bei der Station Greußen der Nordhäuſer-Erfurter Eiſenbahn, liegt an dem Südende der Flattig genannten Ebene und iſt von einem Arme der Helbe durchfloſſen. Der Haupterwerbszweig der 1070 Bewohner iſt Landwirthſchaft und Obſtbau, daneben Weberei, auch beſteht hier eine Käſefabrik, 1 Papiermühle, 2 Oelmühlen und 2 Mahlmühlen. Im Herbſt iſt ein Jahrmarkt. Die Kirche St.-Gumberti (Huberti) ſoll aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts ſtammen. Das Domanialgebäude, auch das Schloß genannt, iſt 1542—1547 an Stelle einer alten, damals ſchon baufälligen Burg, von der noch ein Nebengebäude vorhanden, von Günther XL. erbaut. Das Rathhaus mit Thurm am Marktplatze iſt ebenfalls ein ſehr altes Gebäude. — Klingen erhielt im J. 1282 Stadtrechte und 1353 eigene Statuten. Nachdem es verſchiedentlich verpfändet war, kam es 1488 an den apanagirten Grafen Günther XXXIX., der hier eine Zeit lang Hof hielt. Von Kriegsnöthen und Peſt blieb Klingen nicht verſchont. Im J. 1550 hauſten hier eine Zeit lang die Kriegsvölker des Herzogs Moritz von Sachſen, dann kam der Dreißigjährige Krieg mit ſeinen Drangſalen, aber auch im Siebenjährigen Kriege und den Kriegen von 1806—1815 hatte es viel von Plünderung und Einquartierung zu leiden. Nachdem ſchon 1550 die Peſt hier gewüthet, ſtarben 1598—1599 in derſelben 162 Perſonen, 1610 innerhalb drei Monaten 81 und 1628 wieder 128 Perſonen. Etwas nördlich vom Orte, wo jetzt die Pfaffenhofmühle liegt, ſtand früher ein Kloſter, Katharinenkloſter genannt.

(*A. Schroot.*)

KLINGEN (Alten- und Hohen-, Freiherren von), eins der älteſten Dynaſtengeſchlechter des Thurgaus. Wie weit das Geſchlecht zurückreicht, iſt nicht mehr zu ermitteln, und die Wahrheit der Nachricht von St.-Galler Chroniken, daß die Familie der Klingen zurückgehe bis in das 9. Jahrh., mag dahingeſtellt bleiben. Urkundlich werden ſie zum erſten mal genannt 1169. Stammſitz iſt unzweifelhaft die Burg Altenklingen im obern Thurgau, zwei Stunden von Konſtanz. Als nun aber die Herren von Klingen als Schirmvögte eingeſetzt wurden über das St.-Georgenkloſter in Stein am Rhein, erbauten ſie dort das Schloß oberhalb Stein, dem ſie den Namen Hohenklingen gaben. Im Beſitze dieſer Vogtei Stein befanden ſie ſich in der erſten Hälfte des 12. Jahrh., die Zeit der Entſtehung der Burg Hohenklingen ſelbſt läßt ſich nicht ermitteln.

Der Beſitz der Klingen war dazumal folgender: Altenklingen, Märſtetten, Ueetweilen, Weierhäusli, Ruberbaum, Engelberg und Rinklingen, die Gerichtsbarkeit in Illhart, Lamperswyl und Oberholz, und als Lehen von Konſtanz die Gerichtsbarkeit Wigoltingen. Wol der bedeutendſte Vertreter ſeines Geſchlechts aus dieſer Zeit iſt Heinrich von Klingen, Abt von St.-Gallen 1200—1203, der im damaligen Kaiſerſtreite auf der ghibelliniſchen Seite Philipp's von Schwaben ſtand. Unmittelbar nachher trat die Trennung in die beiden Zweige der Alten- und Hohenklingen ein, alſo am Anfange des 13. Jahrh.

Die beiden erſten Altenklingen Ulrich und Walter ſtanden, wie aus Urkunden hervorgeht, auf Hohenſtaufiſcher Seite, ja Ulrich machte ſelbſt den Kreuzzug Friedrich's II. 1227 mit, aus dem er glücklich wieder zurückkehrte. Im J. 1240 erbaute er die Burg Klingnau an der Aare, beſchenkte 1247 die Comthurei des Deutſchordens in Beuggen mit ſeinen dortigen Gütern und ſtarb 1250.

Seine Söhne Ulrich, Walter und Walter Ulrich theilten 1253 das Familienerbe in der Weiſe, daß Ulrich die thurgauiſchen Güter mit Altenklingen, Walter die aargauiſchen mit Klingnau erhalten ſollte, und beide Brüder verſprachen, für die gelehrte Ausbildung ihres dritten minderjährigen Bruders ſorgen zu wollen. Somit theilte ſich nun das Geſchlecht der Klingen in die drei Linien: Altenklingen, Hohenklingen und Klingnau, deren Zuſammengehörigkeit aber bei verſchiedenen Verhandlungen zu Tage tritt. Ihre gut kirchliche Geſinnung bezeigten dieſe Brüder durch reiche Stiftungen an Klöſter und die Johanniter-Comthureien. Aus einer Reihe ſolcher Stiftungen erſtand beiſpielsweiſe im J. 1257 das Kloſter Klingenthal im Schwarzwalde, das dann ſpäter nach Kleinbaſel verlegt wurde. Der Stifter dieſes Kloſters iſt Walter von Klingnau, der ohne Zweifel das freigebigſte und auch berühmteſte Glied ſeines Geſchlechts iſt, deſſen Höhepunkt er bezeichnet. So beſchenkte er 1257 das Kloſter St.-Blaſien, 1267 die Comthurei in Buckheim, dann die Wilhelmiter in Klingnau u. ſ. w. Mit dem Könige Rudolf von Habsburg ſtand er ohne Zweifel in gutem Einvernehmen; er wird nicht nur in verſchiedenen Urkunden als Zeuge aufgeführt, was deutlich beweiſt, daß er öfter bei dem Könige geweſen ſein muß, ſondern er ſchoß demſelben auch 1100 Mark vor, wofür Walter eine Steuer in Zürich angewieſen erhielt. Der gleiche Walter iſt dann auch bekannt als Minneſänger; die Maneſſiſche Liederſammlung weiſt ihm acht

Digitized by Google

Lieder zu, die allerdings in der reinen Hofſprache des 13. Jahrh. geſchrieben, aber formell recht unbeholfen und inhaltlich nicht einmal originell ſind (ſiehe darüber Wackernagel, Walter von Klingen).

Walter's Neigung zu frommen Stiftungen ſcheint durch den Tod ſeines Sohnes Ulrich noch befördert worden zu ſein. Vielleicht waren es aber weniger dieſe Schenkungen als das ritterliche Leben dieſer Zeit überhaupt und Vorſchüſſe, die er Rudolf von Habsburg und wahrſcheinlich noch andern machte, was ſeine Oekonomie empfindlich zerrüttete. Daher findet ſich ſchon 1269, daß er Klingnau, die Burg zu Tägerfelden und die Vogtei zu Tettingen an den Biſchof von Konſtanz verkauft. Jetzt allerdings ſcheint der Verkauf noch nicht zu Stande gekommen zu ſein. Wir finden ſpäter noch Walter im Beſitze von Klingnau und erſt 1280 nennt er ſich in einer Urkunde „weiland Herr von Klingnau", und der Biſchof von Konſtanz erſcheint dann als Beſitzer.

Am 1. März 1286 ſtarb Walter, deſſen Name in ſeinen Liedern und in ſeiner Stiftung Klingenthal fortlebt. Mit ihm verſchwindet das Geſchlecht der Klingen aus dem Aargau; überhaupt nimmt die Bedeutung deſſelben weſentlich ab. Das Beſitzthum des Geſchlechts wird durch Rückkauf oder gar Verkauf immer kleiner und unbedeutender; noch oft erſcheinen die Altenklingen in Urkunden, aber es ſind meiſt Handlungen von untergeordnetem Intereſſe (Kauf, Verkauf, Schiedsgericht), die ſie vollziehen oder beſtätigen.

Der letzte bedeutende Altenklingen iſt Walter, der 1381 von den Herzogen von Oeſterreich zum Landvogt von Thurgau, Aargau und vom Schwarzwalde ernannt wurde. Als ſolcher gelangte nun ein Streit der Entlibucher mit den Obwaldern an ihn zur Entſcheidung. Er übertrug aber das Recht, dieſen Streit zu entſcheiden, an die Stadt Luzern, die dann zur großen Zufriedenheit der ſtreitenden Parteien den Richterſpruch fällte.

Das Beſtreben der öſterreichiſchen Herzoge, die Stadt Baſel in ihre Gewalt zu bekommen, wurde von Walter thätig und wirkungsvoll unterſtützt. Bereits waren ſie im Beſitze von Kleinbaſel; da unterhandelte Walter von Klingen mit den öſterreichiſch-geſinnten Räthen von Baſel am 6. April 1383 in Brugg, und er brachte es in der That dahin, daß ein Vertrag zu Stande kam, wonach der Herzog Leopold die Stadt in ſeinen Schutz nahm und dieſelbe ihrerſeits ihm Kriegshülfe verſprach. Am 20. April wurde dieſer Vertrag beſchworen.

Wir finden infolge deſſen die Herren von Altenklingen auf öſterreichiſcher Seite, als es im J. 1386 zum Kampf gegen die Schweizer ging, und als in der Schlacht von Sempach zwei Glieder dieſes Hauſes todt liegen blieben, Heinrich und Walter, da war der Landvogt der einzige und letzte männliche Sproſſe ſeines Geſchlechts. Er wurde nach der Schlacht von Sempach zum Landvogt im Sundgau und obern Elſaß erhoben und bethätigte ſich in dieſer Stellung noch oft und viel für Oeſterreich, ſodaß durch Urkunde vom 7. Nov. 1387 Herzog Albrecht ihm ſeine vielen Unkoſten vergüten ließ. Walter, der letzte Altenklingen, ſtarb 1394. Sein Eigenthum fiel an ſeine nächſten Verwandten, die Herren von Bußnang; Reichslehen, Wappen und Namen fielen aber ſeinen urſprünglichen Stammesgenoſſen anheim, den Freiherren von Hohenklingen. Die Burg Altenklingen ging dann 1585 nach vielen Handänderungen über an die Familie Zollikofer von St.-Gallen, in deren Beſitz ſie noch heute iſt.

Länger als die Altenklingen vermochten ſich die Freiherren von Hohenklingen zu halten. Dieſe haben ſich, wie wir bereits ſagten, vom Familienſtamme abgeſondert mit der Uebernahme der Vogtei des Kloſters zu Stein. Mit dem Kloſter kamen ſie nun aber bald in Streit, da, wie es ſcheint, die Freiherren grundherrliche Rechte über die Stadt beanſpruchten, die nur dem Kloſter zukamen. Erſt 1267 kam dann eine Vereinigung dieſes Handels und zwar weſentlich zu Gunſten des Kloſters zu Stande.

Als 1312 Kaiſer Heinrich VII. durch das ſchweizeriſche Burgund zog, ſchloß ſich ihm Ulrich von Hohenklingen an, der dann mit andern vornehmen Herren zu der Geſandtſchaft auserſehen war, die zu Papſt Clemens nach Avignon geſchickt werden ſollte. Ueberhaupt hatte jetzt die Hohenklingenſche Familie ihren Höhepunkt erreicht, verwandtſchaftliche Verbindungen wurden eingegangen mit den vornehmen Häuſern von Bechburg, Brandis und Thierſtein, und nicht wenig trug die Stiftung der Propſtei Klingenzell (1336) dazu bei, den Namen der Hohenklingen überallhin bekannt zu machen.

Nun aber gingen ſie im J. 1359 einen Vertrag mit den Herzogen von Oeſterreich ein, wonach ſie an die letztern die Hälfte ihres ganzen Beſitzes um 20,000 Gulden verkauften; ſie empfingen aber kein baares Geld, ſondern die Herzoge von Oeſterreich übertrugen ihnen die Verwaltung und den Nießbrauch der Pfandſchaft Rheinfelden. Das Ausſterben der Altenklinger Linie (1394) brachte keine Vergrößerung des Hohenklingenſchen Beſitzes mit ſich, nur Titel und Wappen ihrer Verwandten wurden 1401 vom Könige Ruprecht ihnen zugeſtanden.

Als 1415 Herzog Friedrich von Oeſterreich geächtet wurde, nahm Burggraf Friedrich von Nürnberg die öſterreichiſche Hälfte des Hohenklingenſchen Beſitzes zu Reichshanden und übertrug ſie an die Hohenklingen als Reichslehen. Doch vermochte dies nicht, den offenbar zerrütteten ökonomiſchen Verhältniſſen der Familie aufzuhelfen. Sie wurde gezwungen, im Laufe der nächſten Jahrzehnte Stück für Stück von ihren Beſitzungen und Rechten zu verkaufen. Hauptſächlich iſt es die Familie der Klingenberg, die ſich die ökonomiſche Bedrängniß der Hohenklingen zu Nutze macht und die ganze Freiherrſchaft nach und nach aufkauft. In den J. 1417, 1426, 1433 ſchloſſen ſie ſolche Käufe ab und 1441 waren die Klingenberg die Inhaber des ganzen Beſitzthums der Freiherren von Hohenklingen. Damit iſt die Familie Hohenklingen ganz beſitzlos und bedeutungslos geworden. Der letzte Hohenklingen iſt Ulrich, der ungefähr um das J. 1445 geſtorben iſt; denn in einer Urkunde vom October 1445 überträgt Kaiſer Friedrich III. das heim

Digitized by Google

gefallene Lehen der Hohenklingen an den Herzog Albrecht von Oeſterreich. (*G. Tobler.*)

KLINGENBERG, bairiſche Stadt am Main mit ergiebigem Weinbau (beſonders vorzüglichem Rothwein), im Bezirksamte Oberburg und Amtsgericht Klingenberg, Regierungsbezirk Unterfranken, mit katholiſcher Pfarrei und Dekanat im Bisthume Würzburg, proteſtantiſcher Pfarrei Eſchau, hat (1880) 918 Einwohner, 160 Gebäude, eine 1488 erbaute gothiſche Kirche, Schule, eine Filiale der armen Schulſchweſtern, Amtsgericht, Notariat, Rentamt, Poſterpedition und ein Schloß mit Kapelle Klingenberg; iſt Hauptort des Amtsgerichts Klingenberg und liegt am Fuße des mit Reben umrankten Berges, der die Ruinen der Klingenburg trägt (chlinga ahd. = Schlucht). Aufgefundene ältere Mauerwerke wurden als Spuren theils eines römiſchen Caſtells, theils eines altdeutſchen Ringwalles erkannt. Da auch andere römiſche Antiquitäten aufgefunden wurden, ſo gewinnt die Annahme an Wahrſcheinlichkeit, daß hier, wo der Limes ſich über den Fluß wendete, ein Caſtell die Befeſtigungswerke krönte. Im 13. Jahrh. erhob ſich dort eine Burg, der Stammſitz eines Dynaſtengeſchlechts „von Klingenberg", vermuthlich einer Seitenlinie der alten Reichsſchenken von Schüpf. Doch dürfen wir die ſtolze Ritterburg auch mit dem proſaiſchen Namen „Raubneſt" bezeichnen; denn als Adolf von Naſſau zum König gewählt ward, mußte er vor der Wahl dem Erzbiſchofe von Mainz ſchriftlich verſprechen, ihn vor den Raubanfällen des Hans von Klingenberg zu ſchirmen. Die Ortſchaft ſelbſt wird ſchon 1276 als Stadt bezeichnet und gehörte zu den ſüdlich an das aſchaffenburger Gebiet ſich anſchließenden Herrſchaft der Klingenberge. Der erſte bekannte Beſitzer dieſer Herrſchaft iſt Heinrich Schenk von Klingenberg, der im J. 1108 urkundlich genannt wird. Den Mainzoll zu Klingenberg und zu Trennfurth beſaß die Familie als Reichslehen. Die letzten Schenke waren beſonders freigebig gegen den Deutſchherren-Orden, denen ſie 1260 Güter zu Röllbach, 1275 zu Erlenbach u. ſ. w. überließen. Jutta, eine Tochter Philipp's von Falkenſtein, vermählte ſich mit Konrad, dem letzten Herrn von Klingenberg, der ihr bei ſeinem Tode die Burg hinterließ. Als ſie ſpäter Konrad von Bickebach heirathete, kam dadurch die Herrſchaft Klingenberg in den Beſitz dieſer Familie. Im 14. Jahrh. dem Erzſtifte Mainz zu Lehen übertragen, wurde Klingenberg im 15. Jahrh. zur Hälfte an den Grafen von Hanau und von dieſem an Kurpfalz und Heſſen verkauft, zur Hälfte an die Mansfelder vererbt und von dieſen an das Erzſtift Mainz veräußert. Erſt im 16. Jahrh. gelangte Mainz in den ungetheilten Beſitz von Burg und Stadt (1505) mit Einſchluß des Mainzolls, der ein geſondertes Reichslehen geblieben war.

(*Ferdinand Moesch.*)

KLINGENBERG (Edle von), ein Rittergeſchlecht im Thurgau, das wahrſcheinlich urſprünglich zu den Miniſterialen des Kloſters Reichenau gehörte, ſich dann aber ſo erhob, daß es im 13. und 14. Jahrh. als eins der angeſehenſten und einflußreichſten nicht nur in dieſen Gegenden, ſondern auch jenſeits des Rheins erſcheint. — Die Stammburg Klingenberg, von der nur noch der untere Theil eines Thurmes übrig iſt, lag zwiſchen den Dörfern Homburg und Mühlheim, ungefähr eine Stunde von der Burg der Freiherren von Klingen (ſ. dieſen Art.). Daß ſie mit letzteren Eines Stammes geweſen ſeien, läßt ſich aus der Aehnlichkeit des Namens keineswegs ſchließen; als Miniſterialen ſtanden ſie im Heerſchilde tiefer als jene Freien, obſchon ſie ſpäter zu größerem Anſehen gelangten. Dagegen iſt es gewiß, daß die Klingenberge bis zum J. 1261 Güter von den Herren von Klingen zu Lehen trugen, woraus ſich der ähnliche Name ihrer Burg erklären läßt, gerade wie andere von den Herren von Klingen abhängige Orte: Rheinkling, Klingenzell, Klingnau ihre Namen von der Stammburg Klingen erhielten. Ob und wie dagegen die Geſchlechter von Klingenberg, die man in Franken und Oeſterreich findet, mit dem thurgauiſchen zuſammenhängen, iſt völlig ungewiß; die Verſchiedenheit der Wappen kann nichts beweiſen, da bekanntlich abgetrennte Linien eines Hauſes zuweilen die Wappen änderten. Es läßt ſich daher auch nicht entſcheiden, ob Konrad von Klingenberg, der Schenke, welcher als Zeuge in einer von Friedrich II. 1221 zu Ravenna ausgeſtellten Urkunde erſcheint, dem thurgauiſchen oder einem andern Geſchlechte angehört habe. Die erſten, welche urkundlich erſcheinen, ſind zwei Brüder Ulrich und Rudolf 1236, und vielleicht waren auch Albrecht, der 1252 erſcheint, und Heinrich, der 1244 als Chorherr zu Chur erwähnt wird, deren Brüder.

Ueber die älteſte Geſchichte der Klingenberge gibt uns Tſchudi (I, 104) eine merkwürdige Notiz: „anno domini 1206 im Hornung habend die dry Waldſtett Uri, Schwitz und Unterwalden ſich 10 Jahre lang zuſammen verbunden; als Herr Johannes von Klingenberg, Ritter, der Alte auß dem Turgöw beſchribt, der anno 1240 und darnach gelebt hat, wie das bezügt ſin Urenkel, ouch Herr Johannes von Klingenberg, Ritter genannt, der zu Näfels in Glarus umbkam, ouch Er und ſin Sun Johannes genannt, ihrer Ziten Geſchichten beſchriben haben." An der Thatſache, daß durch die Klingenberge eine Familienchronik geſchrieben worden ſei, glaubte man lange Zeit hindurch nicht zweifeln zu dürfen, um ſo weniger, als Prof. Henne dieſe Chronik entdeckt zu haben glaubte und ſie unter dem Titel: „Klingenbergerchronik" veröffentlichte. Infolge der Unterſuchungen von Scherer (Mittheilungen zur vaterl. Geſchichte, St.-Gallen 1862) erwies ſich nun die Tſchudi'ſche Behauptung als haltlos und die „Klingenbergerchronik" ſtellte ſich dar als eine Compilation aus einer Maſſe nachweisbarer Schriften.

In ein helles Licht treten die Klingenberge erſt in der Mitte des 13. Jahrh. mit zwei Geiſtlichen, die beide den Namen Heinrich führen.[1]) Der eine, wahrſcheinlich der ſchon angeführte Chorherr zu Chur, erſcheint 1255 auch als Chorherr zu Zürich, 1264 als Propſt bei

1) Gewöhnlich werden ſie als dieſelbe Perſon angeſehen, Mörikofer hat aber (Schwäb. Ritterburgen der Schweiz III 56) die Verſchiedenheit beider nachgewieſen.

St.-Stephan zu Konſtanz und 1271 als Propſt zu Zürich, und zugleich war er auch erſter Propſt des von ihm bei der Kirche St.-Johannes des Täufers zu Konſtanz errichteten Chorherrenſtiftes. Seine Thätigkeit für Beförderung der Wiſſenſchaft beweiſt die Errichtung einer Schule beim Chorherrenſtifte in Zürich 1273, wo vorher nur eine Singſchule war.[2]) Er ſcheint dann die Propſtei zu Zürich 1276, von wo an Johannes von Wildegg als Propſt erſcheint, niedergelegt, die Chorherrenſtelle aber beibehalten zu haben, 1278 erſcheint er noch in einer Verkaufsurkunde als Stellvertreter des Biſchofs von Konſtanz. Sein Tod wird ins Jahr 1279 geſetzt, und das Nekrologium beim Münſter zu Zürich nennt ihn Propſt zu Konſtanz und Chorherrn zu Zürich. — Weit bedeutender iſt dann aber der zweite Heinrich von Klingenberg, theils als Beförderer der Wiſſenſchaft und Kunſt, theils durch ſeinen politiſchen Einfluß. Seine Erziehung erhielt er in der Kloſterſchule zu Reichenau, wo er auch Mönch wurde, dann aber bald das Kloſter wieder verließ, wo ſein thätiger und emporſtrebender Geiſt ſich zu beengt fühlte. Im J. 1282 wird er in einer Urkunde unter den erſten Domherren zu Konſtanz genannt unter dem Titel Meiſter (Magister artium). An Zürich knüpften ihn verwandtſchaftliche Verhältniſſe, denn ſeine Mutter war aus dem dortigen Rittergeſchlechte von Coſtenz, und die Aebtiſſin des Fraumünſterſtiftes, Eliſabetha von Wetzikon, war ſeine Muhme. Von ihr wurde er zum Kaplan (rector) der St.-Stephanskirche bei Zürich und zum Chorherrn am Fraumünſter ernannt.[3]) Auf der Burg Wetzikon (im Canton Zürich) ſcheint er ſich oft aufgehalten zu haben, wie man aus mehrern dort ausgeſtellten Urkunden ſieht. Auf ihn bezieht ſich die Nachricht in einem Nekrologium des Kloſters Weingart, daß „Heinrich der Kleriker und Kanzler" dem Kloſter den Gratianus, einen vollſtändigen Pſalter, die größeren Sprüche, den Juſtinian und andere Bücher geſchenkt habe.[4]) Wahrſcheinlich war es zu Zürich, wo Rudolf von Habsburg den gelehrten und einſichtsvollen Mann kennen lernte. Daher berief er ihn nach ſeiner Erwählung zum König an ſeinen Hof, ernannte ihn zum Protonotarius und nachher zu ſeinem Kanzler. Sein Einfluß in dieſer Stellung muß ſehr groß geweſen ſein und nach des Königs Tode 1291 Mistrauen bei derjenigen Partei erregt haben, welche ſich der Wahl von Rudolf's Sohne Albrecht widerſetzte. Deswegen verſprach Adolf von Naſſau bei ſeiner Krönung mit einem Eide dem Haupte dieſer Partei, dem Kurfürſten von Mainz, Gerhard von Eppenſtein, ihm wider Ulrich von Hanau und Heinrich von Klingenberg beizuſtehen und dieſelben niemals zu ſeinen Räthen zu machen oder an ſeinen Hof zu ziehen. Dem Kanzler von Klingenberg hatte auch der Abt Wilhelm von Montfort von St.-Gallen, welchen König Rudolf ſo feindſelig verfolgte, ſeine endliche Begnadigung zu danken. Die Erwerbung der beiden Propſtwürden zu Xanten und Aachen iſt ebenfalls ein Beweis ſeines großen Anſehens. Im J. 1293 wurde Heinrich von der Minderheit des Kapitels zu Konſtanz zum Biſchof gewählt, wußte ſich aber gegen ſeinen Gegner Friedrich von Zollern zu behaupten, der dann für ein Jahrgehalt ſeine Anſprüche aufgab. Seine Verwaltung war für das Domſtift wohlthätig, indem er mehrere veräußerte Beſitzungen einlöſte und andere neue erkaufte, wie namentlich 1294 das Städtchen Kaiſerſtuhl am Rhein nebſt der gegenüberliegenden Burg Rötelen und die Stadt und Burg Mühlheim an der Donau. Während König Adolf's Regierung nahm der Biſchof Heinrich 1294 an dem Feldzuge nach Meißen für den König theil; dann aber, als die Verſchwörung der Fürſten gegen Adolf zur Reife gedieh, trat er auf Seite des Herzogs Albrecht von Oeſterreich. Heinrich und ſein Bruder Albrecht führten dem Herzoge 300 Helme zu und zogen mit ihm in die Schlacht am Haſenbühl 1298, in welcher Adolf Krone und Leben verlor. Das Banner des Biſchofs von Konſtanz war an der Spitze von Albrecht's Heer und ſeine Krieger durchbrachen die feindlichen Scharen gänzlich. Zwei andere Herren von Klingenberg, Albrecht und Ulrich, waren dagegen in Adolf's Heere und Ulrich fiel in der Schlacht. Der Biſchof Heinrich wurde nun von dem neuen Könige Albrecht wieder zum Kanzler ernannt und erſcheint einige Jahre in verſchiedenen Staatsgeſchäften und, nebſt ſeinem Bruder Ulrich, zweimal als Geſandter an den König Philipp IV. von Frankreich. In ſeinen letzten Lebensjahren jedoch hört ſein Kanzleramt aus unbekannten Gründen auf; er ſtarb zu Konſtanz im Herbſte des J. 1306. Noch mehr aber als wegen ſeines Einfluſſes auf die Staatsgeſchäfte, verdient ſein Andenken erhalten zu werden wegen ſeiner für jene Zeit ſeltenen wiſſenſchaftlichen und vielſeitigen Bildung, ſodaß er von ſeinen Zeitgenoſſen mit hohem Ruhme erwähnt, von einigen ſogar als Nigromanticus bezeichnet wird. Dieſem Heinrich wird eine Historia comitum Habsburgicorum zugeſchrieben. Dieſe Chronik iſt verloren und Scherer (a. a. O.) glaubte die Exiſtenz dieſer Schrift ebenfalls in Frage ſtellen zu müſſen. Doch da ſpätere Schriftſteller (Manlius, Bucelinus) ausdrücklich auf eine ſolche Schrift ſich berufen, ſo glaubt Rieger (48. Band des Archivs für öſterreich. Geſchichte) doch an der Thatſache feſthalten zu ſollen, daß Heinrich eine habsburgiſche Geſchichte geſchrieben habe, deren Spuren ſich noch nachweiſen laſſen in Matthias von Neuenburg. Aber nicht nur als Geſchichtſchreiber, ſondern auch als Freund und Beförderer des Minnegeſangs iſt Heinrich bekannt. Der zürcheriſche Sänger Hadloub drückt in einem eigenen Gedichte ſeine Freude über Heinrich's Erhebung auf den biſchöflichen Stuhl zu Konſtanz aus, und erwähnt in einem andern, wie der Biſchof, die Aebtiſſin zu Zürich, der Abt von

2) Hottinger, Helvetiſche Kirchengeſchichte II, 81. 3) Ueber dieſe Kirche ſ. Vögelin, Das alte Zürich S. 308. 4) Mörikofer a. a. O. vermuthet nach von Laßberg's Mittheilungen, daß dieſe Bücher in der Schule beim Münſter zu Zürich könnten abgeſchrieben worden und daß vielleicht der ſogenannte Maneſſiſche Codex der Minneſänger aus eben dieſer Schule möchte hervorgegangen ſein und Heinrich von Klingenberg das Werk durch Herbeiſchaffung der Geſänge befördert habe.

Digitized by Google

Einſiedeln, Graf Friedrich von Toggenburg, Freiherr Lutold von Regensburg, der Abt von Petershauſen und andere geiſtliche und weltliche Herren und edele Frauen ſich für den liebenden Sänger bei ſeiner ſtolzen und ſpröden Dame verwendet.[5]) Große Wahrſcheinlichkeit hat auch die Vermuthung, daß die unter dem Namen des „Chanzlers" in der pariſer Handſchrift enthaltenen Minnegeſänge von dem Biſchofe Heinrich ſelbſt gedichtet ſeien.[6]) Das Klingenbergiſche Geſchlecht erſcheint nun eine Zeit lang als das erſte im Thurgau und mächtig und angeſehen im benachbarten Schwaben. Seinem Bruder Albrecht, der wahrſcheinlich um dieſelbe Zeit ſtarb, hatte Heinrich konſtanziſche Lehen im Thurgau ertheilt, und dem zweiten Bruder, Ulrich, die Burg Hohentwiel vom Könige Rudolf erworben, die aus den Hohenſtaufiſchen Beſitzungen ans Reich war gezogen worden. Daß andere Glieder des Klingenbergiſchen Hauſes zu den Gegnern Albrecht's gehörten, iſt ſchon erwähnt worden; daſſelbe beweiſt die Gefangennehmung Konrad's von Klingenberg, Dompropſt zu Konſtanz, eines Neffen des Biſchofs, durch die Züricher auf König Albrecht's Befehl. Ob dies mit den frühern Bewegungen der rheiniſchen Fürſten gegen Albrecht, die im J. 1302 unterdrückt wurden, zuſammenhängt, und ob vielleicht die freiwillige oder gezwungene Entfernung des Biſchofs Heinrich von der Kanzlerſtelle darin eine Erklärung findet (die übrigens auch durch ſein vorgerücktes Alter kann bewirkt worden ſein), oder ob jene Verhaftung im Zuſammenhange ſteht mit der ſpäteren Gärung unter dem Adel in den öſterreichiſchen Vorlanden, woraus Albrecht's Ermordung und die Blutrache hervorgingen, läßt ſich nicht entſcheiden. Weder der Zeitpunkt dieſer Verhaftung noch die Dauer derſelben ſind bekannt, doch ſieht man aus den darauf bezüglichen Urkunden, daß ſie längere Zeit muß gewährt haben, denn es heißt dort: „von der Vanknuß wegen die im Zürich widerfuor von des Römſchen Kuneges Gebotte, und darumb daß er von derſelben Sache wegen ſitmals Zürich wider ſinen Willen von dem Rat und den Burgeren Zürich iſt behept worden". Am fünften Tage nach Albrecht's Ermordung wurde dann unter Vermittelung des Propſtes von Lutenbach, als Stellvertreters des Biſchofs von Konſtanz, ein Vergleich zwiſchen der Stadt Zürich und acht Freunden des Gefangenen zu Zürich geſchloſſen, wodurch dieſe ſich verbürgten, daß der Dompropſt, wenn er freigelaſſen werde, innerhalb vierzehn Tagen Urfehde ſchwören werde, „Sühne zu behalten gegen den Burgeren Zürich und den Lantlüten und allen die da zegegen warend". Auch ſollen Biſchof und Kapitel von Konſtanz urkundlich allen Anſprüchen dieſer Sache wegen entſagen. Daß aber die Gefangennehmung des Dompropſtes kein iſolirtes Ereigniß war, ſondern mit größeren Bewegungen muß im Zuſammenhange geſtanden haben, läßt ſich daraus ſchließen, daß auch mehrere zur öſterreichiſchen Partei gehörige Große an der Sache Theil hatten. Es heißt nämlich in der Urkunde: „Ouch ſol man wiſſen, umb das Guot, das dem Tuombropſt Zürich dozemalen genomen wart, das ſi pherit (Pferde), gewant (Kleider), ſilber oder andre Ding, daß er darum nit vorderung haben ſol an Grav Burchard von Heigerlo, Grav Rudolf von Santgans (Sargans), Grav Wilhelm von Montfort, Her Herman, Fryen von Montalt, Her Johanns Trugſezzen zu Dießenhoven, Her Eglolf von Schellenberch, noch an die burger von Zürich: und wer (wäre) daß er jeman under der lantlüte (die alſo bei der Verhaftung ſcheinen geplündert zu haben) darumb anſprechen wolte, den ſol er nöten an geiſtlichem oder an weltlichem Gericht und anders nit."[7]) Dieſer Dompropſt war zugleich Propſt zu Embrach im Canton Zürich, und wahrſcheinlich iſt er auch der 1337 verſtorbene Biſchof Konrad von Freiſingen. Denn daß dieſer zu dem thurgauiſchen Zweige der Klingenberge gehörte, ergibt ſich aus ſeinen Vergabungen an die Nonnenklöſter zu Dänikon und Kalchrain im Thurgau. Er wird als Stifter des letztern, das den Namen Mariazell führte, genannt. Von da an finden wir im 14. und 15. Jahrh. die Klingenberge immer in den öſterreichiſchen Kriegen gegen die Eidgenoſſen als Feinde der letztern, und mehrere von ihnen beſiegeln ihre Treue an Oeſterreich mit dem Leben. Hans von Klingenberg auf Hohentwiel, der als der tapferſte Ritter ſeiner Zeit galt, wurde 1327 in dem Kampfe für Friedrich den Schönen gegen die Stadt Rottweil erſchlagen. Sigmund von derſelben Linie fiel 1386 mit Herzog Leopold von Oeſterreich in der Schlacht bei Sempach, ſein Bruder Johann, mit dem Zunamen der Gute, 1388 in der Schlacht bei Näfels; ein anderer Johann 1405 in dem Treffen am Hauptlisberge gegen die Appenzeller und Hermann 1408 in der Schlacht bei Bregenz ebenfalls gegen die Appenzeller. Auch in den Kämpfen des ſchwäbiſchen Adels gegen die Reichsſtädte erſcheinen die Klingenberge ſehr thätig. Ihre Beſitzungen hatten ſich während des 14. Jahrh. noch vermehrt, ſie erwarben die Burg Küſſenberg im Hegau, das Dorf Bünſingen bei Schaffhauſen als öſterreichiſches Lehen, und Johann der Gute erkaufte 1384 von Eberhard und Albrecht von Bürglen im Thurgau mehrere Reichslehen und öſterreichiſche Vogteilehen und von denſelben Herren von Bürglen erwarben Johann's Söhne auch die dortigen konſtanziſchen Lehen. Beſonders wichtig für die Befeſtigung des Geſchlechts ſchien es aber zu werden, als Kaspar von Klingenberg, der zweite Sohn Johann's des Guten, 1419 von dem Freiherrn Ulrich von Klingen ſeinen halben Theil an der Burg Hohenklingen und an den Rechten über die Stadt Stein am Rhein erkaufte, und in den J. 1433 und 1441 auch noch die beiden andern Viertheile an Albrecht von Klingenberg verkauft

5) S. Joh. Hadloub's Gedichte, herausgegeben von Ludw. Ettmüller (Zürich 1841), S. 6, 17 und 118. 6) S. Mörikofer a. a. O. S. 63.

7) Im Archive zu Zürich finden ſich zwei Urkunden: die erſte d. d. Zürich 1308 an dem nächſten Montag nach ingandem Meyen enthält jenen Vergleich; die zweite d. d. Konſtanz „an dem nächſten Freitag vor St. pancrazien Dult" 1308 iſt der genau nach dem Vergleiche abgefaßte Sühnbrief.

Digitized by Google

wurden (ſ. den Art. Klingen); Hohentwiel und Hohenklingen waren nun die Hauptſitze des Geſchlechts, das nach und nach aus dem Thurgau ſich auf die rechte Seite des Rheins hinüberzieht. Die Stammburg Klingenberg mit den dazugehörigen Gerichten zu Homburg hatte ſchon Johann der Gute an Hermann von Hohenlandenberg verkauft und Albrecht verkaufte 1443 ſeinen Antheil an Bürglen mit den 1384 durch Johann den Guten erworbenen Beſitzungen und Vogteien an einen Bürger von Konſtanz. Sein Bruder Johann verkaufte in ſeinem und Albrecht's Kinder Namen 1447 die ausgedehnte Vogtei Auf den Eggen (im Thurgau) an die Stadt Konſtanz. Das Jahr der Veräußerung der Vogtei zu Nußbaum an die Herren von Steinegg iſt nicht bekannt. Auch die Vogtei zu Stammheim, welche 1464 von Zürich erworben wurde, war ſchon früher von dem Hauſe Klingenberg veräußert worden. So gingen allmählich die Beſitzungen im Thurgau verloren. Die Oekonomie war nach und nach durch die unaufhörlichen Fehden zerrüttet worden, und wenn gleich jener Kaspar von Klingenberg, der 1419 die Hälfte von Hohenklingen und der Vogtei zu Stein erwarb, Fehden vermied, ſo ſcheint der Wohlſtand des Hauſes auch unter ihm nicht zugenommen zu haben. Im J. 1421 verkaufte er ſeine Einkünfte zu Alterswylen und in einigen andern Orten im Thurgau, und der Beſuch des Concils zu Konſtanz, wo er mit ſeinem Sohne Albrecht erſchien, das Geleite, welches er dem neuen Papſte Martin V. bei deſſen feierlichem Zuge durch Stein und Schaffhauſen gab, und öftere Geſchäfte und Aufträge, welche ihn an den Hof Kaiſer Sigmund's führten, verurſachten einen Aufwand, der für die Einkünfte ſeines Hauſes zu groß ſein mochte. Auch ſeinen Sohn Albrecht mag die alte Feindſchaft der Klingenberge gegen die Eidgenoſſen zu allzu großen Ausgaben verleitet haben. Man findet ihn bei Kaiſer Friedrich III. auf dem Tage zu Frankfurt 1442, wo er an dem ſogenannten Landesfriedens-Bunde der Städte am Rhein und dem Bodenſee arbeitete, an deſſen Spitze Zürich, das mit den Eidgenoſſen zerfallen war, ſtehen und der den Eidgenoſſen entgegengeſtellt werden ſollte. Sein Vetter Johann, öſterreichiſcher Landvogt im Thurgau, erſcheint dann in dem 1444 ausgebrochenen Kriege Oeſterreichs und der Züricher gegen die übrigen Eidgenoſſen im öſterreichiſchen Heere. Das Misgeſchick des Krieges und der Unterhalt einer zahlreichen Familie (er hatte ſechs Söhne) zerrütteten ſein Hausweſen gänzlich. Er ſtürzte ſich in immer größere Schulden. Endlich im J. 1457 verkaufte er mit ſeinen Brüdern, Heinrich und Kaspar, die Burg Hohenklingen, die hohen und niedern Gerichte, großen und kleinen Zölle zu Stein, nebſt Hemmißhofen und den Rechten vor der Brücke in Oberdorf an die Bürger der Stadt Stein um 24,500 Gulden, wovon aber nach Abzug der angewieſenen Schulden den Verkäufern nur 2932 Gulden übrigblieben.[8]) Nach und nach mußten die Klingenberge auch noch die übrigen Beſitzungen verkaufen; ſo 1463 das Dorf Bünſingen an den Bürgermeiſter von Schaffhauſen; die Burg Hohentwiel an den Herzog Ulrich von Würtemberg 1520 und das Dorf Ramſen mit Biberach an die Stadt Stein 1539. Der Bauernkrieg hatte den Ruin des Hauſes vollendet. Der letzte des ganz verarmten Geſchlechts ſtarb als zwölfjähriger Knabe zu Konſtanz im J. 1580. Die Burg Klingenberg mit den dazugehörigen herrſchaftlichen Rechten kam nach verſchiedenen Handänderungen im J. 1650 an das Kloſter Muri im Aargau. (*G. Tobler.*)

8) Die durch dieſen Kauf zu völliger Freiheit gelangte Stadt unterwarf ſich dann im J. 1484 der Schirmhoheit von Zürich.

KLINGENMÜNSTER, Marktflecken im bairiſchen Regierungsbezirke Pfalz, Bezirksamt und Amtsgericht Bergzabern (Bezirksgericht Landau und Baubehörde Pirmaſens) am Klingenbach (auch Finſterbach) gelegen, mit katholiſcher und proteſtantiſcher Pfarrei im Dekanat Bergzabern, hat (1880) 1350 Einwohner, 2 Kirchen, wovon die Hauptkirche dem byzantiniſch-romaniſchen Stile angehört, katholiſche und proteſtantiſche Schule, Poſtexpedition und Ruinen eines Benedictinerkloſters. Zur Gemeinde Klingenmünſter, welche (1880) 1883 Einwohner zählte, gehören außer Klingenmünſter noch fünf Einöden, darunter die auf einem Hügel bei Klingenmünſter mit einem Aufwande von 600,000 Gulden erbaute, für 400 Kranke eingerichtete und ſeit 1857 bezogene Kreis-Irrenanſtalt für heilbare und unheilbare Kranke, deren Unterhaltung auf Koſten des Kreiſes erfolgt.

Der Volksſage nach gründete hier der fränkiſch-auſtraſiſche König Dagobert der Große (geſt. 638) die Benedictinerabtei Blidenvelt im Speiergau, die ſpäter Clinga oder Klingenmünſter benannt ward. König Dagobert wohnte auf Landeck zunächſt Klingenmünſter, angeblich der älteſten pfälziſchen Burg. Rhabanus Maurus, Erzbiſchof von Mainz, baute 847 die verfallene oder zerſtörte Abtei wieder auf, und König Ludwig II. oder der Deutſche, wie man ihn gewöhnlich nennt, beſtätigte 848, auf Rhabanus' Bitten, der Abtei ihre Beſitzungen und hörigen Leute, weil die darüber ſprechenden Briefe bei einem Brande verloren gegangen waren. Im J. 1550 geſtattete endlich der Papſt dem Kurfürſten Friedrich II. von der Pfalz, die Abtei nebſt elf andern pfälziſchen Klöſtern zum Vortheil der Univerſität Heidelberg und zur Gründung des dortigen Sapienzcollegiums einzuziehen, worauf das Abteigebäude allmählich in Verfall gerieth. (*Ferdinand Moesch.*)

KLINGENTHAL im Königreiche Sachſen, Kreishauptmannſchaft Zwickau, Amtshauptmannſchaft Auerbach, dicht an der böhmiſchen Grenze, 575 Met. über der Oſtſee, und an der zur Eger fließenden Zwota, mit welcher ſich hier der Quittenbach vereinigt, gelegen, durch Zweigbahn nach Zwota mit der Chemnitz-Aue-Adorfer Bahn verbunden, Sitz eines Amtsgerichts, zählte (1880) 3650 Einwohner. Seinen zuerſt 1604 vorkommenden Namen verdankt der Ort dem Chriſtian Klinger, Beſitzer des von Seb. Klöppel 1591 in der Mitte des Höllengrundes zu Ausnutzung des Holzreichthums der Gegend errichteten und urſprünglich Höllhammer genannten Hammerwerkes, welches nach Klinger's Tode

Digitized by Google

1621 der aus einer vornehmen, ſchon früher bei Graslitz Kupferbergbau betreibenden Familie ſtammende Georg Chriſtoph Boxberger kaufte. Auf deſſen Anſuchen und mit deſſen Unterſtützung wurde Klingenthal, das bis dahin zur Parochie Schöneck gehört hatte, 1635 zu einem eigenen Kirchſpiele erhoben, zu welchem die Orte Döhlerwald, Quittenbach, Brunndöbra und Winſelburg, als Tochterkirche Georgenthal mit Unterſachſenberg, Steindöbra, Oberſachſenberg, Aſchberg und Mühlleithen gehören; im J. 1653 wurde die Kirche vollendet. Die eine Hälfte des Gutes kam 1704 durch Heirath an die Pergler von Perglas auf Zwota, welche dieſelbe aber ſchon 1729 wieder veräußerten; die andere Hälfte kauften im J. 1800 die Bürger den Boxbergers ab. Die älteſten Einwohner waren alſo Hammerſchmiede und Köhler, gegenwärtig bildet aber den Hauptnahrungszweig die über das ganze Gebiet von Graslitz bis Markneukirchen verbreitete Fabrikation muſikaliſcher Inſtrumente. Vermuthlich iſt dieſelbe zuerſt in und nach dem Dreißigjährigen Kriege durch böhmiſche Exulanten hier eingebürgert worden, doch fehlen darüber beſtimmte Nachrichten; gewiß iſt dagegen, daß ſich 1702 ein aus Danzig gebürtiger Geigenmachermeiſter Namens J. Tengel hier niederließ und ſeine Kunſt am Orte emporbrachte. Die Verfertigung anderer Inſtrumente fand erſt gegen Ende des 18. Jahrh. Eingang. Die von Holzblasinſtrumenten, das ſogenannte Pfeifenmachen, nahm zuerſt der Bergmann J. Chr. Köhler vor, die von Meſſinginſtrumenten, das Waldhornmachen, wurde durch die Familie Glier in Unterſachſenberg eingeführt, das Saitenmachen durch J. Ch. F. Meiſel (geſt. 1803), das Violinbogenmachen durch J. Ch. Grimm um 1800. In neuerer Zeit iſt, auch von Staats wegen, zur Hebung und Vervollkommnung dieſer Induſtrie, die im weſentlichen noch als Hausinduſtrie betrieben wird, mancherlei geſchehen. Seit 1843 beſteht in Klingenthal eine Muſikſchule, in welcher 1880: 53 Schüler unterrichtet wurden. Außer den einheimiſchen Holzarten finden gegenwärtig die feinſten überſeeiſchen, neben dem Meſſing das Argentan Verwendung. Eine Specialität der klingenthaler Inſtrumentenfabrikation iſt die durch J. W. Glier eingeführte Verfertigung von Mundharmonikas geworden, zu der dann die von Ziehharmonikas, Accordions und Concertinos, ſeit 1860 auch von Melodions oder Drehharmonikas hinzugetreten iſt. Den Markt für dieſe Artikel bilden faſt alle europäiſchen und außereuropäiſchen Länder, doch iſt ihr Abſatz großen Schwankungen unterworfen. Die 1829 von Ch. F. Goram in Sachſenberg aufgebrachte Fabrikation von Holzkämmen wurde eine kurze Zeit lang ſehr ſchwunghaft betrieben, iſt aber jetzt faſt ganz erloſchen. Die weibliche Bevölkerung nahm früher Theil an der erzgebirgiſchen Spitzenklöppelei. Die 1799 aus dem Baireuthiſchen nach Klingenthal gekommene J. Marg. Uhlmann lehrte die Stickerei oder ſogenannte Schweizernähterei mittels des Tambourins. Gegenwärtig wird auch Bleicherei für Stickereien, Tülls und Confections betrieben. *(Th. Flathe.)*

KLINGER (Friedrich Maximilian), Goethe's Jugendgenoſſe und nach ihm der bedeutendſte Dramatiker der Sturm- und Drangperiode, die nach einem ſeiner Schauſpiele benannt wird, ward am 19. Febr. 1752 zu Frankfurt a. M. geboren, wo ſein Vater Johannes Conſtabel war. Als dieſer bereits im Februar 1760 ſtarb, hatte die zweiunddreißigjährige Witwe ſchwere Tage, um für ſich, eine alte Mutter und ihre drei unerzogenen Kinder den nöthigen Lebensunterhalt als Wäſcherin zu verdienen. Doch ermöglichte ſie es, den Sohn das Gymnaſium beſuchen zu laſſen. Durch Chorſingen und als Calefactor im Gymnaſium, ſpäter durch Ertheilung von Privatunterricht ſuchte der in ſtrenger Lebensſchule aufwachſende Knabe der Mutter zu helfen, benutzte die mühſam erworbene Einnahme aber auch dazu, ſich eine Bibliothek anzulegen. Anakreon, Heſiod, Theokrit, Homer und Lucian las er in der Urſprache; die letztern beiden waren unter den Alten, Shakeſpeare und Petrarca unter den Neueren ſeine Lieblinge. Schon in frühen Jahren aber wurde Rouſſeau ſein leitendes Ideal; wie er ſelbſt manche Charaktereigenheiten mit dem großen Propheten der Sturm- und Drangperiode theilte, ſo blieb er ſein ganzes Leben lang ihm treu; nach Rouſſeau's Lehren ſtählte er ſeinen Charakter, Rouſſeau's Lehren bildeten in ſpäteren Jahren die Grundlage ſeiner eigenen Schriften. Kein deutſcher Autor hat ſich ſo innig und dauernd wie er nach Rouſſeau zu bilden geſucht. Im April 1774 bezog Klinger zum Studium der Jurisprudenz die Univerſität Gießen. Sein Fachſtudium hat er nicht lange ernſtlich betrieben, und die in Gießen herrſchende ſtudentiſche Roheit war ihm ein Greuel. Dagegen hatte er noch in Frankfurt mit dem aus Straßburg zurückgekehrten Goethe, den er dann auch in Wetzlar beſuchte, Freundſchaft geſchloſſen. Inniger noch ward die Freundſchaft mit Philipp Chriſtoph Kayſer, der ſpäter in Zürich Goethe'ſche Operetten auf des Dichters Wunſch hin componirte. Ueber die erſten Beziehungen zwiſchen Klinger und Goethe hat Th. Creizenach im XXV. Bande der Preuß. Jahrbücher gehandelt und O. Volger in dem Schriftchen „Goethe's Vaterhaus". In Gießen nun entſpann ſich auch ein Liebesverhältniß, bei dem aber die tiefere Leidenſchaft nicht auf Seite Klinger's, ſondern des Mädchens, Albertine von Grün [1]), waltete. Im Sommer 1774 entſtand in Gießen Klinger's erſtes, in Nachahmung von Goethe's Götz von Berlichingen gedichtetes Trauerſpiel „Otto" (in Seuffert's „Neudrucken deutſcher Literaturdenkmalen des 18. Jahrh.", 1. Heft, Heilbronn 1881). Klinger's dramatiſche Kraft verleugnet ſich auch hier nicht, im ganzen macht aber das Werk den Eindruck, als ſollte der im Götz angeſchlagene Ton durch Steigerung ad absurdum geführt werden, was doch keineswegs in des Dichters Abſicht lag. Dem Stücke fehlt der reale hiſtoriſche Hintergrund des Götz, doch muß man ihm zugeſtehen, daß es bühnengemäßer als Goethe's Ritterdrama geſchrieben iſt. Das folgende bürgerliche Trauerſpiel „Das leidende Weib" iſt unter dem Einfluſſe von Lenz, „Der Hofmeiſter" entſtanden; wie bei Lenz liegt auch hier eine ethiſch-ſociale Abſicht zu Grunde:

1) K. Schwartz, Albertine v. Grün u. ihre Freunde (Leipz. 1872).

Digitized by Google

die Gefahren, die in der Beſchäftigung mit ſchöner Literatur für die ſittliche Geſundheit des Weibes liegen, ein echt Rouſſeau'ſcher Gedanke, ſollen hier klargeſtellt werden. Zugleich wendet ſich das Stück, auch hierin dem Vorbilde von Goethe und Lenz folgend, in bitterer Polemik gegen Wieland und ſeine ſittenverderbenden Schriften. Goethe ſelbſt tritt in dem Stücke als „der Doctor" auf. Die Kritik nahm die beiden Erſtlingsdramen ſehr ſchlecht auf; gegen das zweite erſchien ſogar ein ehrenrühriges Pamphlet „Die frohe Frau", ein von Göntgen ausgehender Angriff, den Klinger durchaus würdig zurückwies.

Im Frühjahre 1775 reiſte Klinger mit den beiden Grafen Stolberg nach Frankfurt, nachdem er dort ſchon zu Weihnachten Fritz Jacobi bei Goethe kennen gelernt hatte. Lyriſchen Gedichten, die 1775 entſtanden und zum Theil von Freund Kayſer in Muſik geſetzt wurden, kommt kein beſonderer Werth zu; aber daſſelbe Jahr war auch für das Drama ungemein fruchtbar. Zunächſt arbeitete er an einem nie vollendeten Drama „Pyrrhus", von dem zwei Scenen in Boie's Deutſchem Muſeum 1776, ſpäter noch mehrere im Theaterjournal erſchienen. Jede einzelne Scene iſt trotz ihrer Breite dramatiſch wirkſam, doch ſcheint die Anlage des ganzen Stücks entſchieden undramatiſch geweſen zu ſein. Von einem Trauerſpiele „Donna Viola" kennen wir nur den Namen, wenn wir nicht, wofür allerdings große Wahrſcheinlichkeit vorhanden iſt, in dem Schauſpiele „Die neue Arria" (Berlin 1776) die Umarbeitung von „Donna Viola" beſitzen. „Die neue Arria" iſt wie der „Pyrrhus" aus Begeiſterung für antike Charaktergröße entſprungen; dieſe bewunderten Ideale werden aber im letztern Stücke in die italieniſche Renaiſſancezeit verſetzt; das Vorbild war in „Emilia Galotti" gegeben. Mit der Emilia theilt es auch die bittere Oppoſition gegen das leichtfertige Treiben der Höfe, nur daß bei Klinger dieſe Oppoſition vom revolutionären Geiſte Rouſſeau's beſeelt iſt. Die Charakteriſtik iſt kraftvoll, friſch und warm, die Gruppirung der Charaktere von natürlichem Geſchick. Die Schwäche des Stücks liegt in der überaus mangelhaften Motivirung. Sinn für die Bühne und ihre Erforderniß hat Klinger aber auch in dieſem Stücke bewieſen, ſodaß es hieraus begreiflich wird, wie es kam, daß der nur vom praktiſchen Geſichtspunkte der Bühne geleitete Fr. Ludwig Schröder bei der Preisconcurrenz für das hamburger Theater (1775) Klinger's Zwillingen den Preis zuerkannte[2]), obwol das rivaliſirende Drama „Julius von Tarent" von Leiſewitz dichteriſch entſchieden den Vorrang verdiente. Leiſewitz' Drama war im Stile der „Emilia Galotti", in Form und Inhalt Leſſing's Schule zeigend. Indem Klinger's „Die Zwillinge", deren Vorbild Goethe's Götz und Shakeſpeare waren, den Preis davontrugen, war dies ein Sieg der revolutionären Jugend, der Genieſchule gegenüber der älteren Aeſthetik, die mit der Bewunderung Shakeſpeare's die Befolgung der Ariſtoteliſchen Vorſchriften vereinen wollte. Der unverſtändige Shakeſpeare-Cultus ſiegte über die weiſe Mäßigung der hamburgiſchen Dramaturgie. Im Otto, bereits, dann auch im Guelfo, dem einen der feindlichen Brüder, hatte Klinger ſich ſelbſt zum Theil dargeſtellt; noch mehr iſt das der Fall in der Figur des Haupthelden des nun folgenden Schauſpiels „Simſone Griſaldo" (Berlin 1776). Das ganze Drama iſt nur zur Verherrlichung des Helden geſchrieben, dem man eine Verwandtſchaft mit dem Hercules der Goethe'ſchen Farce „Götter, Helden und Wieland" zuerkennen muß. Griſaldo iſt das Kraftgenie in ſeiner ganzen Herrlichkeit, der triumphirende Held, wie Otto und Guelfo die leidenden; hier iſt nun einmal der Held in einer Stellung, in die ſich Klinger ſelbſt hineinwünſcht. Hier zum erſten mal tritt auch das dann oft wiederkehrende ſinnliche Motiv ungeſcheut hervor, die Sprache zeigt den forcirten Lapidarſtil der Sturm- und Drangperiode. Wenn aber, im Streben Kraft zu zeigen, dieſe Kraftäußerungen ſelbſt bis zur Caricatur geſteigert ſind, ſo hat man bei Klinger doch auch ſtets das unzweifelhafte Gefühl, daß hier eine wirklich kräftige Natur vorhanden iſt; das iſt es, was Klinger's Extravaganzen gegenüber Lenz' oder der Stolberge erzwungenen Kraftäußerungen den Vorzug gibt. — Inzwiſchen hatte Goethe in Weimar ſeine vielbeneidete Stellung gefunden und Klinger entſchloß ſich, am ſelben Orte ſein Glück zu verſuchen. Am 10. Juni 1776 traf Klinger in Weimar ein, wo er freundlich aufgenommen wurde. Beſonders mit Wieland und der Herzogin Mutter wußte er ſich raſch gut zu ſtellen. Aber die militäriſche Anſtellung, die Klinger wünſchte, war nicht ſo leicht zu verſchaffen. Klinger ſehnte ſich jetzt, wo er das Leben der vornehmen Kreiſe kennen gelernt, doppelt danach, ſich eine höhere Stellung zu erringen. Das Schreiben war ihm ohnehin eine völlig unbefriedigende Beſchäftigung für ſeinen Thatendrang. Er wollte nach Amerika, dort am Kriege theilzunehmen. Während er ſtets auf eine Stellung hoffte, verſchlimmerte ſich ſein Verhältniß zu Goethe. Goethe nennt in ſeinem Tagebuche den dichtenden Genoſſen einen Splitter im Fleiſche, der ſich herausſchwären wird. Im October verließ Klinger Weimar, durch Intriguen Kaufmann's, des von Lavater abgeſandten Apoſtels, der ſich zuletzt als Betrüger entpuppte, mit Goethe völlig verfeindet.[3]) Kaufmann war es jedoch auch, der einem neuen, von Klinger „Der Wirrwarr" betitelten Stücke den Namen „Sturm und Drang" (1777) gab. Eine Romeo- und Juliageſchichte mit glücklichem Ausgange während des amerikaniſchen Freiheitskriegs ſpielend, deren Heros natürlich wieder ein getreues Abbild des Autors ſelbſt iſt. Aus ſeiner Seele heraus ſpricht Wild die für die unzufriedene Jugend der Genieperiode ſo bezeichnenden Worte: „Es iſt mir wieder ſo taub vorm Sinn. So gar dumpf. Ich will mich über eine Trommel ſpannen laſſen, um eine neue Ausdehnung zu kriegen. Mir iſt ſo weh wieder. O, könnte ich in dem

2) Sierke, Kritiſche Streifzüge; Loſe, Studienblätter über das moderne Theater (Braunſchweig 1881).

3) H. Düntzer, „Chriſtoph Kaufmann, der Apoſtel der Geniezeit, und der herrnhutiſche Arzt" (Leipzig 1882).

Digitized by Google

Raume dieſer Piſtole exiſtiren, bis mich eine Hand in die Luft knallte. O Unbeſtimmtheit! wie weit, wie ſchief führſt du den Menſchen!" Die Unbeſtimmtheit führte auch Klinger ſelbſt wunderliche Wege; ſtatt in den amerikaniſchen Krieg nach Leipzig zur Geſellſchaft Seiler's, der den jungen, aber ſchon berühmten Dramatiker mit 500 Thalern Gehalt als Theaterdichter ſeiner Truppe anſtellte. Mit den Schauſpielern zog nun Klinger umher, er kam nach Dresden, in ſeine Vaterſtadt Frankfurt, wo ſeine eigenen Stücke ſchlechtes Glück machten, und nach Manheim, wo er ſich mit dem Maler Müller innig befreundete. Er kam nach Mainz und Köln, ging nach Düſſeldorf zu Jacobi und lernte Heinſe kennen. Seiler's Truppe hatte in Manheim engagirt werden ſollen, andere Einflüſſe verhinderten das. Die Folge war, daß Klinger von ſeinem Principal nicht bezahlt wurde, aber mit dieſem gemeinſam nach Wolfenbüttel zu Leſſing reiſen durfte, der die Unterhandlungen mit Manheim geführt hatte. Leſſing ſcheint ſeinen dichteriſchen Collegen gut aufgenommen zu haben. Für Seiler's Theater arbeitete Klinger ſeine älteren Stücke um und ſuchte Lenz' „Soldaten" bühnenfähig zu machen. Neu ſchrieb er im Frühjahre 1777 das Drama „Stilpo und ſeine Kinder". Seine Dramen fanden auf der Bühne wenig Beifall; der Verſuch, in Frankfurt eine Anſtellung zu finden, blieb ohne Folgen, und von der Seiler'ſchen Geſellſchaft vertrieben ihn durchgenoſſene Liebesabenteuer. Was er erlebt hatte, das gewann unter dem Einfluſſe Heinſe's und der lüſternen Erzählungen des jüngeren Crébillon poetiſche Form. „Der verbannte Götterſohn" und „Orpheus, eine tragiſch-komiſche Geſchichte" (ſpäter mehrfach umgearbeitet) ſtammen aus der Zeit des Zuſammenlebens mit dem Schauſpielervolke. Im Februar 1778 verließ er die Geſellſchaft und trat die Reiſe nach Zürich an. In Emmendingen, wo auch der unglückliche Lenz treue Pflege gefunden hatte, kehrte er bei Goethe's verwitwetem Schwager Joh. Georg Schloſſer ein. Klinger verblieb nun längere Zeit an dem gaſtlichen Herde Schloſſer's und verſuchte auf ſeine Weiſe Lenz' kranken Geiſt zu heilen. Noch immer hoffte er als Offizier nach Amerika gehen zu können und in der Zwiſchenzeit ſchrieb er am „Orpheus" weiter. Da drohte der Bairiſche Erbfolgekrieg auszubrechen. Klinger hatte in dem kaiſerl. Feldzeugmeiſter von Ried einen Gönner gefunden, und jubelnd verbrannte er Stöße von Manuſcripten, als dieſer ihm eine Lieutenantsſtelle bei einem öſterreichiſchen Freicorps verſchaffte. Mit Leib und Seele war Klinger Soldat, aber der Friede, ehe der Krieg begonnen, zerſtörte alle ſeine Hoffnungen. Er erhielt ſeinen Abſchied und ging nach Zürich; wieder mußte er wieder ſchreiben, um leben zu können. Der „Orpheus" wurde weitergeführt, ohne innern Drang Epiſode an Epiſode geknüpft und mit Heinſe's Pinſel dabei gemalt. „Prinz Seidenwurm, der Reformator oder die Kronprätendenten, ein moraliſches Drama" (Baſel 1780) bildete den fünften Theil des „Orpheus", der dann durch „Prinz Formoſos Fiedelbogen und der Prinzeſſin Sanaklara Geige, oder des großen Königs Geſchichte" (Genf 1780) abgelöſt wurde. Klinger ſchrieb dieſe Lohnarbeit mit innerlichem Widerwillen. Mehr Freude bereitete ihm das heitere Drama „Der Derwiſch" (1779), zu dem er einzelne Züge aus Wieland's Goldenem Spiegel entlehnte. Endlich ſchlug ihm die Stunde der Erlöſung. Schloſſer hatte die Vermittelung des würtembergiſchen Prinzen Friedrich Eugen in Anſpruch genommen, der dem öſterreichiſchen Exlieutenant und Schriftſteller wider Willen den Weg zur Erfüllung ſeiner Wünſche bahnte. Das letzte, was der Dichter von „Sturm und Drang" geſchrieben hatte, war ein gemeinſam mit Jakob Saraſin verfaßtes Pamphlet gegen Kaufmann, den falſchen Apoſtel des Genieweſens, „Plimplamplasko der hohe Geiſt, heut Genie" (Genf 1780; wieder abgedruckt in Seuffert's „Literaturdenkmalen des 18. Jahrh."). Im Auguſt 1780 traf aus Petersburg die Ernennung zum Lieutenant im Marinebataillon ein, und am 20. Sept. ging Klinger in Lübeck zu Schiffe. Bis zu dieſem Zeitpunkte reicht M. Rieger's treffliches Werk: „Klinger in der Sturm- und Drangperiode. Mit vielen Briefen" (Darmſtadt 1880), deſſen Fortſetzung Rieger ſeit mehrern Jahren vorbereitet.

Klinger konnte mit berechtigtem Selbſtbewußtſein ſpäter von ſich rühmen: „Ich habe, was und wie ich bin, aus mir ſelbſt gemacht, meinen Charakter und mein Inneres nach Kräften entwickelt, und da ich dieſes ſo ernſtlich als ehrlich that, ſo kam das, was man Glück und Aufkommen in der Welt nennt, von ſelbſt." In Rußland angelangt, wurde er dienſtthuender Offizier beim Großfürſten Paul, den er 1781 nach Frankreich und Italien begleitete; in Rom traf er wieder mit Heinſe und Maler Müller zuſammen. Hierauf machte er den unblutigen Feldzug gegen die Türken mit und den blutigen gegen Polen. Von 1785 an bekleidete er verſchiedene Stellungen am adeligen Kadettencorps; 1798 wurde er Generalmajor, 1801 Director des Kadettencorps, 1802 der Pagerie. Er hatte 1790 eine natürliche Tochter der Kaiſerin Katharina, Eliſabeth Alexejew, geheirathet und war bei Hofe ungemein beliebt. Aber zwei Kinder ſtarben ihm früh, ein hoffnungsvoller Sohn verſchied infolge der in der Schlacht von Borodino erlittenen Verwundung 1812. Klinger fühlte ſich in Rußland nie heimiſch; er unterſchied bitter zwiſchen „Menſchen und Ruſſen". Im J. 1803 war er Curator des Lehrbezirks und der Univerſität Dorpat geworden, der er ſeine Bibliothek vermachte. Im J. 1811 ward er Generallieutenant, legte von 1817 an allmählich ſeine Aemter nieder, trat aber erſt 1830 ganz vom öffentlichen Leben zurück und ſtarb am 3. März (25. Febr.) 1831 zu Dorpat.[4]) Als Klinger Deutſchland verließ, dachte er auch der Schriftſtellerei für immer den Rücken gewandt zu haben, aber der angeborene Drang machte ihm das doch unmöglich. Noch in Deutſchland waren 1780 „Die falſchen Spieler" entſtanden, ein Stück, beſtimmt, die Unwahrheit und Falſchheit der Zeit zu geiſeln; das herbe Stück iſt bereits ein Vorläufer des 1783 veröffentlichten Luſtſpiels

4) E. Schmidt, Lenz und Klinger. Zwei Dichter der Geniezeit (Berlin 1878).

Digitized by Google

„Der Schwur gegen die Ehe“, in welchem die widerlichen Eindrücke, die Klinger von der ſittlich verdorbenen ruſſiſchen Geſellſchaft empfangen hatte, dargeſtellt werden ſollten, während „Der Günſtling“ (1785) das Coriolanthema in deutſchen Verhältniſſen behandelt. „Elfriede“ (1782) iſt keine eben glückliche Dramatiſirung des oft, unter andern auch von Schiller behandelten Stoffes.[5] Endlich folgte 1784 die hiſtoriſche Tragödie „Konradin“, der nach Klinger's eigenem Geſtändniß ihm mehr Arbeit gekoſtet als zehn wilde Phantaſien gleich dem Griſaldo. Von 1786—87 erſchien dann in Hartknoch's Verlag zu Riga eine Sammlung ſeiner Dramen mit Ausnahme des „Otto“ als „F. M. Klinger's Theater“ in 4 Bänden, das Vorwort iſt vom Januar 1785; die Stücke ſämmtlich mehr oder weniger überarbeitet. Eine Fortſetzung in zwei Theilen (Leipzig 1790) brachte als „Neues Theater“ die drei Trauerſpiele „Ariſtodemus“, „Roderico“ und „Damokles“, ſowie das Luſtſpiel „Die zwei Freundinnen“. In gleichem Jahre folgte noch das Trauerſpiel „Oriantes“ und 1791 beſchloß Klinger ſeine dramatiſche Thätigkeit mit „Medea in Korinth und Medea auf dem Kaukaſus. Zwei Trauerſpiele“. — O. Erdmann, Ueber Klinger's dramatiſche Dichtungen, Königsb. Progr. 1877.

Während im Drama die ſtürmiſche Welle allmählich immer ruhiger verbrandet, iſt es eine ganz neue Triebkraft, die ſich nun in Klinger's Romanen zeigt. — Franz Proſch, Klinger's philoſophiſche Romane. Eine literar-hiſtoriſche Studie (Wien 1882). — Den Uebergang von den ſinnlichen Märchen in der Art des „Orpheus“ zu den philoſophiſchen Romanen bildet das 1783 geſchriebene, 1785 veröffentlichte ſatiriſche Märchen vom „Goldnen Hahn“. In dieſer erſten Geſtalt, die erſt wieder durch M. Rieger's Vortrag in der 4. Sitzung der germaniſchen Section der karlsruher Philologen-Verſammlung bekannt wurde („Verhandlungen der 36. Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner“, Leipzig 1883, S. 248), iſt die Satire gegen das Chriſtenthum gerichtet. In der Umarbeitung von 1798: „Sahir, Eva's Erſtgeborener im Paradieſe. Ein Beitrag zur Geſchichte der europäiſchen Kritik und Humanität“, wendet ſich die ſcharfe Spitze der Erzählung gegen Kant und den Kategoriſchen Imperativ (Erdmann, Altpreuß. Monatsſchrift 1878). Im J. 1790 aber entwarf Klinger den Plan „alles von mir Empfundene und Gedachte, Erfahrene und Erprobte aus mir heraus durch Charaktere, im Kampfe, wie ich es ſelbſt geweſen war, mit der Welt und den Menſchen mir darzuſtellen“ (Klinger an Goethe am 26. Mai 1814 mit andern Briefen Klinger's im III. Bande von Geiger's Goethe-Jahrbuch 1882). — Zehn Romane, darunter „Sahir“, ſollten ſo ein geiſtiges Ganze bilden. Wenn auch nicht ganz nach dem urſprünglichen Plane, entſtanden dieſe Werke in den Jahren 1791—98. „Fauſt's Leben, Thaten und Höllenfahrt“, 1791; „Geſchichte Raphael's de Aquillas“, ein Seitenſtück zu Fauſt's Leben, 1793; „Giafar der Barmecide“, 1792; „Reiſen vor der Sündfluth“, 1795; „Der Fauſt der Morgenländer oder Wanderungen Ben Haſi's“, 1797; „Sahir“, 1798; „Das allzu frühe Erwachen der Menſchheit“, Bruchſtück, 1797, blieb wegen der zu deutlich hervortretenden Beziehungen auf die franzöſiſche Revolution ungedruckt, dagegen ſchloſſen 1798 die beiden umfangreichen Werke „Geſchichte eines Deutſchen der neueſten Zeit“ und „Der Weltmann und der Dichter“ die Serie der philoſophiſchen Romane ab. Das letzte, was Klinger überhaupt für die Oeffentlichkeit ſchrieb, waren „Betrachtungen und Gedanken über verſchiedene Gegenſtände der Welt und der Literatur“, 1802—1805. Die erſte Sammlung ſeiner Werke erſchien in 12 Bänden (Königsberg 1809—15); eine zweite Leipzig 1832—33. Ausgewählte Werke mit einer Charakteriſtik und Lebensſkizze Klinger's (12 Bde.) erſchienen 1841 zu Stuttgart. Die beſte Charakteriſtik ſeines Weſens gab Klinger ſelbſt in den Briefen an Goethe, als im 19. Jahrh. das lange abgebrochene Freundſchaftsverhältniß zwiſchen beiden ſich wiederherſtellte. In Dichtung und Wahrheit hat Goethe Klinger's Geſtalt und ſeinen dichteriſchen Charakter mit Liebe, jedoch aus Rückſicht auf den Lebenden nicht völlig objectiv gezeichnet. Klinger iſt nicht eben eine liebenswürdige Geſtalt. Eine von Haus aus ernſte Naturanlage und der harte Kampf mit dem Leben, den er, der arme Sohn des Volks, führen mußte, bis er ſich durcharbeitete, macht ſich auch in ſeinen Werken überall bemerkbar. In ſeinen Jugendwerken tobt ungezügelte Kraft, die in den ſpäteren Romanen einer ſtoiſchen Kälte Platz macht. Und doch bewahren ſeine Werke eine eigene Anziehungskraft. Es iſt der felſenfeſte Charakter, der ſtets treu an den in früheſter Jugend von Rouſſeau überkommenen Principien[6] feſthält, es iſt der Denker und Philanthrop, der ſein immerhin bedeutendes dichteriſches Talent überall dem Guten dienſtbar macht. In der Sturm- und Drangperiode hat man ihn den deutſchen Shakeſpeare genannt. Wenn man ihn, was eher am Platze wäre, mit Marlowe vergleicht, ſo ſteht er dem Engländer an Talent nicht allzu viel nach, übertrifft ihn aber unermeßlich durch den Charakter, der aus Sturm und Drang emporringend es verſtanden hat, auf ethiſcher Grundlage Weltmann und Dichter zu vereinen.

(*Max Koch.*)

KLINGIUS (Zacharias), erſter Biſchof des Biſthums Gothenburg, geboren in der Provinz Nerike 1603, wo ſein Vater Paſtor zu Kräklinge war. Er ſtudirte in Upſala und wurde der Philoſophie Magiſter 1639. Nachdem der Reichskanzler Axel Oxenſtjerna ihn kennen gelernt hatte, ſandte dieſer ihn nach Deutſchland, um Theologie zu ſtudiren und ſpeciell um von den damals ſtattfindenden Streitigkeiten Kenntniß zu nehmen. Hierbei wurde er im J. 1647 Doctor der Theologie in Wittenberg. Als er nach Schweden zurückkam, machte die Königin Chriſtina ihn zu ihrem Hofprädicanten. Kurz nachher wurde er aber zum Generalſuperintendenten in Livland und Prokanzler bei der Akademie in Dorpat ernannt.

5) E. Schmidt, Die Elfriedendramen Nr. 44 in der Allg. Zeitung 13, II (1879).

6) Morgenſtern in den Dorpatiſchen Beiträgen III, 180—205: „Bruchſtücke über die Werke eines deutſchen Dichters“.

Digitized by Google

Eine neue Wirkſamkeit erhielt Klingius, als der König Karl X. ihn zum Generalfeldſuperintendenten über die ganze ſchwediſche Armee ernannte; während der Zeit, daß die Schweden Seeland beſetzt hielten, fungirte Klingius als Biſchof dort. Die Vormünder Karl's IX. ernannten ihn 1665 zum Biſchof in Gothenburg; früher war dort nur ein Superintendent geweſen. Als Theolog machte ſich Klingius durch große Kenntniſſe bemerklich und veröffentlichte mehrere lateiniſche Abhandlungen, zeigte ſich aber bei vielen Gelegenheiten ſehr rückſichtslos, wenn es andere Anſichten galt, beſonders war dies der Fall bei den Verfolgungen, welchen der Biſchof in Åbo Terſerus 1664 ausgeſetzt war und die mit ſeiner Abſetzung endeten. Klingius ſtarb den 3. Sept. 1671; einige Jahre vorher war er unter dem Namen Klingſtjerna geadelt worden. *(O. Printzsköld.)*

KLINGNAU, Städtchen im Bezirke Zurzach des ſchweizeriſchen Cantons Aargau, 330 Meter über dem Meere, 27 Kilom. nordöſtlich von Aarau am Fuße des Propſt- und des Achenberges auf dem rechten Ufer der Aare gelegen, die ſich $4^1/_2$ Kilom. weiter unten in den Rhein ergießt, zählt (1880) 1136 meiſt katholiſche Einwohner, deren Haupterwerbsquellen der Acker-, Obſt- und Weinbau ſind, und iſt Station der Nordoſtbahnlinie Zürich-Waldshut. Der Ort iſt klein und unanſehnlich und beſteht aus einem Platze, in deſſen Mitte die St.-Katharinenkirche ſteht. Das alte Johanniterhaus dient jetzt als Rathhaus, die ehemalige Propſtei des Kloſters St.-Blaſien als Fabrik. Die Stadt und Burg Klingnau wurde von den Freiherren von Klingen (Thurgau) erbaut, welche hier 1251 ein Johanniterhaus und 1260 das Wilhelmiter-Klöſterchen Sion ſtifteten, im J. 1269 aber die Stadt an die Biſchöfe von Konſtanz verkauften, deren Obervögte bis 1798 in dem Schloſſe Klingnau reſidirten und im Rathe der Stadt den Vorſitz führten. Mit dem übrigen Aargau kam auch Klingnau 1415 durch Eroberung an die Eidgenoſſen und bildete einen Beſtandtheil der Grafſchaft Baden, die als gemeine Herrſchaft unter den 8 alten Orten ſtand, durch die Einheitsverfaſſung von 1798 als Canton Baden der helvetiſchen Republik conſtituirt wurde und 1803 durch die Mediationsverfaſſung an den neugebildeten Canton Aargau kam. Im J. 1585 und 1771 wurde die Stadt von ſchwerem Brandunglücke heimgeſucht. *(A. Wäber.)*

Klingsor, ſ. Klinſor.

KLINGSPOR (Wilhelm Moritz, Graf von), ſchwediſcher Feldmarſchall, geboren den 7. Dec. 1744 zu Kalmar. Sein Vater war Vicepräſident im Göta Hofrätt. Schon in frühen Jahren wurde er für den Militärdienſt beſtimmt; ſeine erſte Anſtellung im ſchwediſchen Kriegsdienſte erhielt er nämlich 1752; erſt 12 Jahre alt wurde er Lieutenant, ſtand bei dem Regiment Royal-Pologne und folgte in den Jahren 1757—1762 dem Feldzuge der franzöſiſchen Armee. Im J. 1763 nahm er ſeinen Abſchied aus dem franzöſiſchen Dienſte und kehrte nach Schweden zurück, wo er als Lieutenant anfing, aber ſo ſchnell befördert wurde, daß er ſchon 1779 Oberſt und Regimentschef war. An dem finniſchen Kriege 1788—1790 nahm Klingſpor wirkſamen Antheil, zuerſt wurde er zum Generaladjutanten des Königs ernannt und war bei der Ausrüſtung des Heeres thätig, ſpäter erhielt er eine ſehr umfaſſende Vollmacht. Alles, was zur Verſorgung der Truppen gehörte, hatte er zu controliren. Dieſe Aufträge vollführte Klingſpor zur vollkommenen Zufriedenheit des Königs und als er ſchon in demſelben Jahre ſeine Entlaſſung ſuchte, verweigerte der König ihm dies beſtimmt. Dieſe Zufriedenheit dauerte noch bis zum Ende des Krieges und als der König dann nach Schweden zurückkehrte, übergab er Klingſpor die höchſte Leitung der Armee ſowie die Ueberführung der Flotte und der Armee nach Schweden. Auch nach dem Frieden wurde Klingſpor für verſchiedene Aufträge in Anſpruch genommen; im J. 1792 wurde er zum Präſidenten im Kriegscollegium ernannt, im J. 1793 General-en-Chef in Finland und 1803 Generalinſpector der Truppen in Finland. Als im J. 1808 der Krieg mit Rußland anfing, der mit dem Verluſte von Finland enden ſollte, wurde Klingſpor zum Oberbefehlshaber ernannt. Als die Ruſſen die Grenze überſchritten, war Klingſpor noch in Stockholm; in ſeiner Abweſenheit führte der tapfere General af Klercker den Befehl über die Truppen in Finland. Dieſer zog das ſchwediſche Heer zuſammen bei Tawaſtehus und wollte eine Schlacht wagen, als Klingſpor am 1. März 1808 ankam. Klingſpor aber wollte nicht die Armee riskiren, obwol die ruſſiſche Armee nicht viel zahlreicher war; er ſtützte ſich auf die Vorſchriften in ſeiner Inſtruction, die ihm auftrug, die Armee ſoviel wie möglich während des Winters zu ſchonen, und befahl den Rückzug anzutreten. Dieſer wurde am 7. März angefangen und endete erſt bei Uleåborg im nördlichen Theile von Finland. Hier hatte Klingſpor jetzt eine Armee von 12,000 Mann verſammelt, die in 5 Brigaden getheilt war. Den 18. April fand ein Zuſammenſtoß mit den Ruſſen ſtatt bei Siikajoki, wo die unter Befehl von Klingſpor's Generaladjutanten Adlercreutz ſtehenden ſchwediſchen Truppen einen vollſtändigen Sieg gewannen. Einige Tage ſpäter erkämpften die ſchwediſchen Truppen einen neuen Sieg bei Revolaks. Jetzt konnte Klingſpor wieder anfangen nach Süden zu gehen; vier Brigaden gingen die Küſte entlang nach Braheſtad, die fünfte, den linken Flügel bildend, oſtwärts nach Kuopio. Die Niederlagen zwangen die Ruſſen, Verſtärkungen nach Finland zu ſenden; es gelang jedoch der die Küſte entlang vordringenden ſchwediſchen Armee, die Ruſſen von Alt- und Neu-Karleby zu vertreiben. Bei Lappo ſiegten die Schweden den 14. Juli unter Adlercreutz und Döbeln, aber Klingſpor wußte dieſen Sieg nicht völlig zu benutzen, ſondern gab den Ruſſen Zeit, wieder neue Truppen kommen zu laſſen; ſelbſt bekam er nicht die von Schweden erwarteten Verſtärkungen. Im Auguſt 1808 wurden die Anſtrengungen der Schweden nochmals mit Glück gekrönt; den 10. Aug. ſiegte Döbeln bei Kauhajoki und den 17. Aug. Adlercreutz bei Alavo, aber eine Niederlage am 21. bei Karſtula vermochte Klingſpor, den Rückzug wieder anzutreten. Hierbei war die Armee nahe daran umringt zu werden, wurde aber durch den Sieg Döbeln's am 13. Sept. bei Jutas

Digitized by Google

gerettet. Am folgenden Tage wurden die Schweden bei Oravais zwar geſchlagen, konnten jedoch den Rückzug in Ruhe fortſetzen. In Lohteå ſchloß Klingſpor einen Waffenſtillſtand mit den Ruſſen und begab ſich kurz nachher nach Schweden, den Befehl dem General af Klercker übergebend. Dieſer hatte nichts anderes zu thun, als durch den Vertrag in Olkijoki am 19. Nov. ganz Finland öſtlich vom Kemielf den Ruſſen zu übergeben. Bald nach ſeiner Rückkunft in Schweden wurde Klingſpor den 21. Jan. 1809 zum Oberbefehlshaber über die ſogenannte Nordarmee und gleichzeitig zum Generalgouverneur über Veſterbottens, Veſternorrlands und Gefleborgs Lehn ernannt, und es wurde ihm beſonders auferlegt, die nöthigen Vertheidigungsanſtalten zu treffen, um einen ruſſiſchen Angriff auf Umeå zu verhindern. Klingſpor ſollte aber nicht auf dieſem Kriegsſchauplatze auftreten. Am 13. März 1809 wurde Guſtav IV. Adolf abgeſetzt, Klingſpor ſchloß ſich den Revolutionsmännern an und war anweſend bei der Gelegenheit, als der König gefangen genommen wurde. Denſelben Tag übernahm der Oheim des entthronten Königs Herzog Karl von Södermanland die Regierung als Reichsvorſteher; als ſolcher bildete er ſogleich ein Regierungsconſeil und ernannte Klingſpor zum Mitglied deſſelben ſowie zum Oberſtatthalter in Stockholm. Als aber der Herzog unter dem Namen Karl XIII. den Thron beſtieg, wurde Klingſpor nicht Mitglied des neuen Miniſteriums und als Oberſtatthalter wurde er dienſtfrei am 20. Juni 1810, demſelben Tage, wo bei der Ankunft der Leiche des Kronprinzen Karl Auguſt in Stockholm der Reichsmarſchall Graf Ferſen vom Pöbel ermordet wurde. Einige Monate ſpäter erhielt Klingſpor den Abſchied von allen ſeinen Aemtern. Den 15. Mai 1814 ſtarb er. Die Tüchtigkeit, die Klingſpor während des finniſchen Krieges Guſtav III. zeigte, wurde leider verdunkelt durch die Art, wie er ſich benahm als General-en-Chef 1808, da er deutlich zeigte, daß er der Stellung nicht gewachſen war, wenn auch die Vorſicht, die er zeigte, theilweiſe von ſeinen Inſtructionen abhing. *(O. Printzsköld.)*

KLINGSTEIN, Phonolith, ein eruptives Geſtein der Tertiärzeit. Er iſt ein dichtes, im friſchen Zuſtande grünlich-graues Geſtein, welches eine große Neigung zu dünnplattiger Abſonderung zeigt und beim Anſchlagen größerer Platten einen hellen Klang gibt. Seine Grundmaſſe beſteht aus einem innigen Gemenge von Feldſpatſubſtanz (in Salzſäure unlöslich) und durch Salzſäure zerſetzbarem Nephelin. Darin liegen ausgeſchieden größere Feldſpat-(Sanidin-)Kryſtalle, ferner oft Hornblende, z. Th. auch Augit. Das Geſtein führt ferner häufig Noſean, Hauyn, Leucit, ſeltener Plagioklas, Apatit, Titanit, Magneteiſen, Glimmer, oft auch ein filziges Aggregat von Hornblendenädelchen. Der Klingſtein verwittert ziemlich leicht und nimmt dann hellere Farbe an; in Hohlräumen, Blaſen und auf Klüften treten oft ſecundäre Mineralien auf, meiſt Zeolithe, wie Natrolith, Chabeſit, Desmin, ferner Kalkſpat u. a. Aeußerlich ſieht er oft dem Hornſtein ähnlich, iſt jedoch nicht mit dieſem zu verwechſeln und leicht davon zu unterſcheiden. Seine chemiſche Zuſammenſetzung iſt etwa: 53—62 Kieſelſäure, 16—24 Thonerde, 1—5 Eiſenoxyd, 0—2 Magneſia, 0,5—6 Kalk, 4—11 Natron und 2—9 Kali. Nach Roſenbuſch kann man 3 Typen unterſcheiden: gemeinen oder Nephelin-Phonolith, beſtehend aus Sanidin und Nephelin, mit Hauyn, Augit oder Hornblende, Titanit, Apatit und Magnetit; Leucit-Phonolith, im weſentlichen aus Leucit mit Sanidin beſtehend; Leucitophyr, durch die gleichzeitige Anweſenheit von Leucit und Nephelin neben dem Sanidin charakteriſirt. Außer der plattenförmigen Abſonderung zeigt der Klingſtein auch ſeltener die ſäulenförmige. Der Klingſtein bildet meiſt iſolirte Kegelberge, ſeltener Decken, oft tritt er in Gängen auf. Beſonders bekannte Vorkommniſſe ſind einzelne Berge des böhmiſchen Mittelgebirges wie der Milleſchauer, in der Oberlauſitz die Lauſche, in der Rhön, dem Weſterwald, Kaiſerſtuhl, Hegau, der Auvergne, ferner auf den Canariſchen Inſeln. *(E. Geinitz.)*

KLINIK (von *κλίνη*, Bett) bezeichnet den Unterricht in der Ausübung der praktiſchen Medicin am Krankenbett, wie ſolcher in der neuen Zeit in der verſchiedenartigſten Weiſe, theils in Spitälern, theils in Privatanſtalten, theils ambulatoriſch an junge Aerzte ertheilt wird. Finden ſich auch in der Vorzeit ſchon Spuren eines ſolchen Verkehrs zwiſchen Lernenden und Lehrern der ärztlichen Wiſſenſchaft — wie ja z. B. ſchon in der Asklepiadenfamilie, zu welcher Hippokrates zählte, die mediciniſchen Kenntniſſe durch Unterricht an Kranken ſelbſt fortgepflanzt wurden, ſowie auch Andeutungen dieſer Lehrmethode von den verſchiedenen Schulen zu Alexandria und Rom vorliegen — ſo datirt doch die Gründung wirklicher kliniſcher Inſtitute erſt aus dem 17. Jahrh., ſeit welcher Zeit letztere allmählich immer weiteren Boden ſich erobert haben, ſodaß gegenwärtig keine mediciniſche Lehranſtalt einer Klinik entbehrt.

Gleichwie aber die mediciniſche Wiſſenſchaft ſelbſt ſich im 19. Jahrh. allmählich in eine immer größere Anzahl von Unterabtheilungen und Special-Lehrobjecten geſpalten hat, ſo ſind auch die Kliniken neuerdings immer mehr Specialanſtalten für gewiſſe ärztliche Branchen geworden und nur die an Univerſitäten den mediciniſchen Facultäten zum Unterricht dienenden größeren Hoſpitäler bieten heute noch in ihren Kliniken dem jungen Arzte Gelegenheit, ſich ein möglichſt allgemeines Bild von ärztlichem Wiſſen und Leiſten auf jedem Felde der Medicin zu verſchaffen. Für den noch Studirenden ſind daher auch nur letztere nutzbringend zu verwerthen, während die Specialkliniken demſelben ſpäter die willkommene Gelegenheit bieten, ſich auch in einzelnen, ihm vielleicht für ſeine ſpätere praktiſche Thätigkeit beſonders verwerthbar erſcheinenden ärztlichen Branchen durch Ausbeutung des ihm hier gebotenen reichen Specialmaterials einen tieferen Einblick und gründliches Wiſſen zu verſchaffen.

Der Hauptzweck des kliniſchen Unterrichts, gegenüber der in den mediciniſchen Hörſälen vorausgegangenen theoretiſchen Unterweiſung des Studirenden in der Erkenntniß und Behandlung der verſchiedenen Krankheiten,

Digitized by Google

beruht auf der Nothwendigkeit, durch Selbſtanſchauung, Unterſuchung und längere Beobachtung der Kranken praktiſch ſich auszubilden, ſich ein Urtheil über Art, Urſachen, Verlauf, ſowie über die Wahl der zu ergreifenden Mittel zur Beſeitigung der vorliegenden Krankheit zu bilden, und unter Anleitung und Beihülfe des dirigirenden Oberarztes die ſelbſtändige Behandlung der Kranken, reſp. eine nothwendig erſcheinende Operation, zu übernehmen. Der junge Arzt muß geſchult, er muß zur praktiſchen Verwerthung ſeiner theoretiſch erlangten Kenntniſſe herangezogen werden, er muß nicht nur mit praktiſchem Auge ſehen, er muß auch mit praktiſcher Hand zugreifen, mit praktiſchem Urtheile die Mittel und Methoden auswählen lernen, er muß ſich vor allem aber Rechenſchaft geben lernen über den von ihm eingeſchlagenen Behandlungsmodus, ſowie über die damit gegebenen Möglichkeiten des Verlaufs der vorliegenden Krankheiten.

Man unterſcheidet bezüglich des Materials, welches die Kliniken zur Erreichung des oben angedeuteten Grades ſeiner praktiſchen Ausbildung dem jungen Mediciner bieten, zunächſt eine innere und eine äußere Klinik. In der innern Klinik bilden die ſogenannten innern Krankheiten, alſo namentlich fieberhafte, entzündliche Organerkrankungen theils in acuter, theils chroniſcher Form, die Infectionskrankheiten, die miasmatiſchen und durch Dyskraſien bedingten Krankheiten die Hauptobjecte der Beobachtung und des Studiums, wobei dem jungen Kliniker vor allem Gelegenheit geboten iſt, ſich gelegentlich des Krankenexamens (ſ. d.) und Stellung einer exacten Diagnoſe in der Uebung und Verwerthung der phyſikaliſchen Unterſuchungsmethode auszubilden, ſowie im ungünſtigen Falle am Secirtiſche die die Krankheit bedingt habenden oder durch ſie erzeugten Organveränderungen, welche zum Tod geführt haben, kennen zu lernen. Die äußere Klinik hat es dagegen hauptſächlich mit chirurgiſchen Fällen, alſo Verletzungen der verſchiedenſten Art, Hautwunden, Knochenbrüchen, Verrenkungen, Lageveränderungen, Geſchwüren, Geſchwülſten u. ſ. w. zu thun, und entwickelt daher einen großen Theil ihrer Thätigkeit auf dem operativen Felde, wenn auch der Mehrzahl der äußern Kliniken nebenbei noch das Fach der Hautkrankheiten, namentlich der chroniſchen, ſowie auch die Syphilis, mit zugewieſen iſt. Der junge Arzt hat alſo hier Gelegenheit, das, was ihm in den Collegien über Akiurgie (Lehre von den blutigen Operationen) und Desmologie (Verbandlehre) vorgetragen worden, praktiſch zu verwerthen und ſich namentlich durch Aſſiſtenz bei den ſchwereren, durch ſelbſtändiges Ausführen leichterer Operationen, allmählich jene Sicherheit des Auges, jene Geſchicklichkeit der Hand, aber auch jene ruhige Entſchloſſenheit des Handelns zu erwerben, wie ſie in erſter Linie bei einem Operateur erwartet und verlangt werden muß, wo unvorhergeſehene Unglücksfälle ein ſofortiges energiſches Einſchreiten verlangen, wo aber auch ein aus Uebereilung oder Unkenntniß begangener Misgriff von der verantwortungsreichſten Bedeutung werden kann.

Von den für einzelne Specialfächer beſtimmten Kliniken erwähnen wir zunächſt die geburtshülfliche Klinik. Dieſelbe iſt gewöhnlich mit den ſtaatlichen und ſtädtiſchen Entbindungsanſtalten (Gebärhäuſern) und den Lehrinſtituten für Hebammen mehr oder weniger eng verbunden. Der angehende Arzt erhält in der geburtshülflichen Klinik Gelegenheit, durch Beobachtung an den in der Anſtalt aufgenommenen Perſonen den normalen Verlauf von Schwangerſchaft und Geburt ſowie die Störungen deſſelben zu beobachten, beziehungsweiſe die erforderlichen techniſchen oder operativen Eingriffe praktiſch zu erlernen. Zu letzterem Zwecke dienen auch die ſogenannten Phantomübungen, bei denen an einer plaſtiſchen Nachbildung der weiblichen Genitalien die verſchiedenen normalen und pathologiſchen Kindeslagen mittels einer Puppe dargeſtellt und die in Bezug auf die Geburt erforderlich werdenden Operationen eingeübt werden.

Als Abzweigung der geburtshülflichen Klinik beſteht bei vielen dieſer Inſtitute noch eine beſondere Klinik für Frauen- und für Kinderkrankheiten. Beide ſind für die Ausbildung des Arztes von hoher Wichtigkeit, da ihm hier die Gelegenheit geboten wird, die durch die Eigenthümlichkeiten des weiblichen, beziehungsweiſe kindlichen Organismus bedingten Krankheiten, ſowie die von denſelben abhängigen Modificationen des Verlaufes einzelner Krankheiten gehörig kennen zu lernen.

Was die übrigen Specialkliniken — für Geiſteskrankheiten, Augen-, Ohren-, Kehlkopf-, Zahn-Kranke u. a. — anlangt, ſo ergibt ſchon der Name, welchem ſpeciellen Zwecke ſie dienen. Sie ſind aber in neuerer Zeit geradezu zu einer Nothwendigkeit geworden, weil ſowol die phyſikaliſche Unterſuchungsmethode durch die verſchiedenſten Inſtrumente und Beleuchtungsapparate, als auch die bei der Behandlung nöthigen techniſchen Manipulationen eine ſo gründliche und vielſeitige Ausbildung des ſich für ſolche Specialitäten Intereſſirenden verlangen, wie ſie der gewöhnliche kliniſche Unterricht in den Hoſpitälern theils um der Zeit, theils aber auch um des Mangels an Material willen gar nicht zu bieten im Stande iſt.

Beſondere Erwähnung verdient noch die pſychiatriſche Klinik, da die Kenntniß der geiſtigen Störungen für jeden praktiſchen Arzt von der höchſten Wichtigkeit iſt, um beſtimmen zu können, wann im gegebenen Falle die Unterbringung der Kranken in einer ſpeciellen Anſtalt erforderlich iſt. Die Erfahrung hat hinlänglich bewieſen, daß von der richtigen Wahl dieſes Zeitpunktes die Möglichkeit der Heilung im höchſten Grade abhängig iſt.

Hinſichtlich der Einrichtung der Kliniken unterſcheidet man die ſtationäre und die Polikliniken, beziehungsweiſe ambulatoriſche Klinik. Für erſtere ſind beſondere Gebäude beſtimmt, in denen die betreffenden Kranken Aufnahme finden und bis zum Ablauf ihrer Krankheit verbleiben. Sie erhalten von ſeiten der Anſtalt alle Bedürfniſſe (Koſt, Wäſche, Medicamente u. ſ. w.) entweder gegen eine mäßige Entſchädigung oder unentgeltlich geliefert. Die ſtationäre Klinik bildet die Grundlage für die praktiſche Ausbildung des Arztes, da ihm hier die Gelegenheit zu eingehender und gründlicher Beobachtung

Digitized by Google

geboten wird, ohne daß er auf die ſpeciellen (ſocialen) Verhältniſſe der Kranken in Bezug auf die Koſten der Behandlung Rückſicht zu nehmen braucht und ſtets unter Aufſicht des Lehrers und ſeiner Aſſiſtenten ſteht.

Ein außerordentlich wichtiges Glied des kliniſchen Unterrichts bildet aber die Poliklinik, welche theils eine ambulatoriſche iſt, theils in einem beſtimmten Local der Stadt abgehalten wird. Bei letzterer kommen Kranke der verſchiedenſten Art und den verſchiedenſten Ständen angehörig in die Ordinationsſtunden und werden hier unter Anleitung des dirigirenden Arztes von den Poliklinikern unterſucht und mit den nöthigen Medicamenten verſehen, eventuell den als nothwendig ſich herausſtellenden Operationen unterzogen. Die ambulatoriſche Klinik hingegen gibt dem angehenden Arzte zuerſt Gelegenheit, auf eigene Verantwortlichkeit thätig zu ſein. Er muß die ihm zugewieſenen Kranken in ihrer Wohnung beſuchen — wobei er gleichzeitig einen Einblick in ihm vielleicht bisher unbekannt gebliebene häusliche Verhältniſſe, oft in Noth und Elend bekommt, in denen oft häufig Hauptgrund zu der erworbenen Krankheit zu ſuchen iſt —, er muß oft unter den ungünſtigſten Verhältniſſen die Diagnoſe ſich bilden und muß, was für die ſpätere Praxis von der höchſten Wichtigkeit iſt, in Bezug auf die Behandlung mit den Verhältniſſen rechnen lernen, da die Koſten derſelben abgeſehen von den Medicamenten den Kranken ſelbſt zur Laſt fallen, wonach die Anforderungen an Koſt, Wäſche u. ſ. w. geregelt werden müſſen. Die Beaufſichtigung des Lehrers beſchränkt ſich bei der ambulatoriſchen Klinik auf zeitweilige Controlbeſuche ſowie auf die Entgegennahme von Berichten über die betreffenden Kranken.

Stationäre Kliniken beſtehen in der Regel nur für innere und chirurgiſche Krankheiten, für die Geburtshülfe und für Geiſteskrankheiten. Für die übrigen Specialfächer ſind mit ſeltenen Ausnahmen nur Polikliniken, beziehungsweiſe ambulatoriſche Kliniken vorhanden, die jedoch in vielen Orten auch unabhängig von den eigentlichen Univerſitätsanſtalten angetroffen werden und vielfach großen Nutzen für die ärmere Bevölkerung ſchaffen.

(Alfred Krug.)

KLINKER, kleine, aus eiſenfreiem, ſandarmem, ſehr fettem, mit Kalk verſetztem Thon geformte und in ſo ſtarkem Feuer gebrannte Ziegel, daß ſie eine beginnende Verglaſung eingehen. Ihre Farbe iſt gelblich oder aſchgrau und ſie haben einen ſteinartigen Bruch. Sie eignen ſich vorzüglich zu Waſſerbauten und als Pflaſtermaterial.

(W. Löbe.)

KLINKERFUES (Ernst Friedrich Wilhelm), Aſtronom, wurde am 29. März 1827 als Sohn einer unbemittelten Beamtenfamilie in Hofgeismar in Heſſen geboren, beſuchte das Polytechnikum in Kaſſel und erhielt darauf eine Anſtellung als Geometer bei der Main-Weſer-Bahn. Von Jugend auf von lebhaftem Intereſſe für die Mathematik und insbeſondere die Aſtronomie beſeelt, wurde er in Marburg durch den mit Gauß engbefreundeten Aſtronomen Gerling in die Aſtronomie eingeführt, der er ſich von da ab vollſtändig widmete. Auf Gerling's Veranlaſſung begab er ſich nach Göttingen, um bei Gauß Vorleſungen zu hören, wurde daſelbſt 1851 Aſſiſtent und nach Gauß' Tode 1855 Obſervator der dortigen Sternwarte. In demſelben Jahre promovirte er mit einer Arbeit über die Berechnung der Doppelſtern-Bahnen und wurde kurz darauf zum Aſſeſſor der königl. Akademie der Wiſſenſchaften in Göttingen gewählt. In den folgenden Jahren beſchäftigten ihn Beobachtungen und Berechnungen der verſchiedenſten Art, er entdeckte ſechs Kometen, deren Bahnen er zum Theil ſelbſt beſtimmte. Im J. 1859 übernahm er proviſoriſch die Direction der Sternwarte, wurde 1861 zum außerordentlichen Profeſſor in der philoſophiſchen Facultät und 1863 definitiv zum Director der Sternwarte für die Abtheilung der praktiſchen Aſtronomie ernannt. Zahlreiche, meiſt theoretiſche Arbeiten ſind größtentheils in den „Aſtronomiſchen Nachrichten“ und den „Nachrichten der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Göttingen“ niedergelegt. Er ſchrieb ferner ein weitverbreitetes Lehrbuch über theoretiſche Aſtronomie. Eigenthümlich ſind ihm die Unterſuchungen über den Zuſammenhang der Kometen und Sternſchnuppenſchwärme. Als im November 1872 zu einer Zeit, in welcher man die Wiederkehr des Biela'ſchen Kometen erwartete, ein großartiger Sternſchnuppenfall ſich ereignete, glaubte er in dieſem den Kometen zu erkennen und telegraphirte in dieſem Sinne an den Aſtronomen Pogſon in Madras mit der Bitte, an einem dem Radiationspunkte des Sternſchnuppenfalles entgegengeſetzten Punkte des Himmels nach dem Kometen zu ſuchen; ſeine kühne Idee wurde durch Auffindung eines ſchwachen Kometen belohnt, deſſen Identität mit dem erwarteten Biela'ſchen indeſſen ſpäter wieder angezweifelt wurde. Den nur auf der ſüdlichen Halbkugel ſichtbaren großen Kometen von 1880 brachte er durch eine geniale Hypotheſe mit den großen Kometen von 1668 und 1843 in Zuſammenhang, und kündigte ſeine wahrſcheinliche Wiederkehr auf das Jahr 1897 an. Neben ſeiner akademiſchen Thätigkeit beſchäftigten Klinkerfues in den letzten Jahren weſentlich Verſuche auf dem Gebiete der Erfindungen ſowie meteorologiſche Studien. Er erfand unter andern einen ſelbſtthätigen Gaszünder, ferner das Bifilarhygrometer, deſſen weite Verbreitung ihm beſondere Popularität verſchafft hat. Trübe Verhältniſſe in der Jugend und eine häufig gedrückte äußere Lage waren die Veranlaſſung, daß ſeine an Ideen und Talenten ſo reiche Natur zu einer vollſtändigen Entfaltung nicht hat gelangen können. Am 28. Jan. 1884 machte er ſelbſt ſeinem Leben auf der Sternwarte in Göttingen ein Ende.

(E. von Rebeur-Paschwitz.)

KLINOKLAS oder PLAGIOKLAS (griechiſch d. i. ſchief brechend) nennt man die triklinen Feldſpate im Gegenſatze zu dem monoklinen Orthoklas, weil die beiden Hauptſpaltungsrichtungen derſelben, nach der Baſis und der Längsfläche, hier ſich unter ſchiefem Winkel ſchneiden, während ſie bei letzterem rechte Winkel miteinander bilden. Die hauptſächlichſten Kryſtallformen der oft ſehr flächenreichen Combinationen ſind Säule, die beiden Pinakoide (Längs- und Querfläche), Baſis, Domen und Py-

Digitized by Google

ramiden. Mehrere Zwillingsgeſetze treten auf, von denen beſonders häufig und charakteriſtiſch das ſogenannte Albitgeſetz, Zwillingsebene das Brachypinakoïd (Längsfläche); danach findet ſehr oft eine vielfache Wiederholung ſtatt, welches auf den Kryſtallen oder Spaltungsſtücken die ſogenannte trikline, polyſynthetiſche Zwillingsſtreifung liefert, an der die Klinoklaſe im Geſteinsgemenge ſehr leicht zu erkennen ſind. Die Klinoklaſe zerfallen in drei Gruppen: Mikroklin, chemiſch mit dem Orthoklas identiſch, alſo trikliner Kalifeldſpat, Albit oder Natronfeldſpat und Anorthit oder Kalkfeldſpat. Ihr chemiſcher Beſtand iſt reſp.: $K_2 Al_2 Si_6 O_{16}$; $Na_2 Al_2 Si_6 O_{16}$ und $Ca Al_2 Si_2 O_8$. Die beiden letzteren ſind iſomorph und aus der Miſchung ihrer beiden Subſtanzen gehen die zwiſchen den beiden Endgliedern ſtehenden Kalknatron- und Natronkalkfeldſpate, Oligoklas, Andeſin und Labradorit, hervor (Tſchermak, Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1864). Wie dieſe in ihrem chemiſchen Beſtande Uebergangsglieder darſtellen, zu einer einzigen, continuirlichen Reihe zuſammengehörig, ſo zeigt auch das optiſche Verhalten (Lage der optiſchen Axen u. ſ. w.) in den einzelnen Gliedern je nach ihrer Stellung in der Reihe ganz beſtimmte Eigenthümlichkeiten, mit allmählicher Aenderung beim Vorwärtsſchreiten in der chemiſchen Aenderung, ſodaß ſie nicht als ſelbſtſtändige Mineralſpecies aufgefaßt werden können, ſondern als iſomorphe Miſchungen der Subſtanzen der beiden Endglieder (ſ. Schuſter in Tſchermak's Mineraliſchen Mittheilungen 1880). *(E. Geinitz.)*

KLINOMETER (griechiſch, Neigungsmeſſer), in der Geodäſie jeder Apparat zur Beſtimmung des Neigungswinkels einer Richtung der Horizontalebene, wie z. B. die Setzwage oder die Kippregel. Bei erſterer wird die Baſis eines gleichſeitigen Dreiecks aus Holz oder Metall auf die ſchiefe Richtung gelegt und der Neigungswinkel abgeleſen durch das Einſpielen eines von der Dreiecksſpitze herabhängenden Lothes über einen getheilten Kreisbogen, deſſen Mittelpunkt und zugleich Nullpunkt auf der Mittellinie des Dreiecks liegt. Bei der Kippregel wird ein Meſſinglineal horizontal geſtellt und ein über ihm befeſtigtes, um wagerechte Axe drehbares Fernrohr mit Fadenkreuz auf einen Richtpunkt einviſirt. Eine mit der Axe drehbare Alhidade läßt hier auf einem Kreisbogen, über dem ſie ſpielt, den Neigungswinkel ableſen. Vorrichtungen wie die Setzwage zu nur ungefähren Beſtimmungen heißen auch Klinoſkope. Zu feineren derartigen Winkelmeſſungen bedient man ſich des Theodolits. *(H. A. Weiske.)*

KLINSOR. Unter dem Namen Clinſchor tritt in Wolfram's von Eſchenbach Parzival ein Zauberer auf, der ein Verwandter („Neffe") des Zauberers Virgilius iſt. Er herrſcht als Fürſt von Terre de Lâbûr (Terra di Lavoro in Calabrien) zu Câps (Capua) und unterhält ein Liebesverhältniß mit Iblis, der Gattin Ibert's, Königs von Sicilien. Letzterer überraſcht das Paar in dem Schloſſe Kalot enbolot (in den Geſchichtsquellen: Calata-Belota im ſüdöſtlichen Sicilien) und entmannt Clinſchor. Der alſo Geſtrafte faßt nun einen bösartigen Haß gegen alle hochſtehenden und wohlangeſehenen Menſchen. Zu Perſidâ, wo die Zauberei erfunden ward, erlernt er die Magie und wendet deren Kräfte an, um neidiſch das Glück anderer zu zerſtören. In Terre marveile, das ihm der König Irôt von Roſche Sabînes aus Furcht abtritt, erbaut er auf einem Berge ſein Zauberſchloß Schaſtel marveile, das er mit einer Reihe ſtarker und ſeltſamer Wunder ausſtattet und wohin er eine große Anzahl Frauen entführt, darunter Mutter, Schweſter und Nichte des Königs Artus nebſt noch 400 Frauen von deſſen Hofe. Artus' Neffen Gâwân gelingt es, der Zauber Herr zu werden und die gefangenen Frauen zu befreien. Was aus Clinſchor weiter wird, erfährt man nicht.

Den im Parzival nur kurz angedeuteten Raub der Frauen führt Albrecht in ſeinem „Jüngeren Titurel", etwas weiter aus, — wol aus eigener Phantaſie. Er berichtet auch noch von einem andern ähnlichen Abenteuer des Clinſchor auf ſeiner Burg Vilgarunz, das Parzival beſteht, indem er den bis dahin unüberwindlichen Fechter des Clinſchor, Agors, beſiegt und ſo die entführte Pardiſtale ihrem Gatten, dem Könige Gloris von Poraliterre, wiedergibt.

Die auf uns gekommenen franzöſiſchen Darſtellungen aus der Artus- und Graalſage, ſoweit ſie überhaupt dieſen Zauberer kennen, benennen ihn nicht; Chreſtien von Troies in ſeinem unvollendeten Conte du graal, den auch Wolfram benutzt hat, nennt ihn nur uns sages clers d'astronomie, auch iſt er bei ihm mehr der Diener von Artus' Mutter und nicht deren Entführer. Der Name Clinſchor taucht zuerſt bei Wolfram auf, er könnte ihn erfunden haben, wenn er nicht etwa in ſeiner noch immer ziemlich problematiſchen angeblichen Quelle, dem Kyot, geſtanden hat. In der ſpätern „Crône" Heinrich's von dem Türlin, der außer Chreſtien und Wolfram noch andere Quellen benutzt hat, heißt der Zauberer, der Artus' Mutter entführt hat, Ganſguoter (-Ganſchnoter) von Micholde, ſeine Zauberburg Salie liegt in dem Lande Madarp. Er iſt mit Gawein's Geſchichte eng verflochten.

Die Etymologie des Wortes Clinſchor iſt nach allem dieſem unſicher. Mit Rückſicht auf die Localitäten in Clinſchor's, nur bei Wolfram ſich findender, Vorgeſchichte, die zunächſt auf eine, erſt ſpäter mit der Artusſage verbundene, unteritaliſch-ſiciliſche (dem Islam entſtammende) Nationalſage zu deuten ſcheinen (San-Marte, Parzivalſtudien, III, 3 fg.), hat Koberſtein („Ueber das wahrſcheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichts vom Wartburger Kriege", Naumburg 1823, S. 46) den Namen aus dem Orientaliſchen (Hebräiſchen) abzuleiten geſucht. Näher liegende und glaublichere Ableitungen aus dem Romaniſchen finden ſich bei San-Marte, Parzivalſtudien, II, 4; Lucas, Ueber den Krieg von Wartburg (Abhandlungen der königl. deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg 1838, S. 274); Bartſch in den Germaniſtiſchen Studien, Bd. 2, 1875, S. 150; Martin, Zur Gralſage (Quellen und Forſchungen zur Sprach- und Culturgeſchichte der germaniſchen Völker, Straßburg 1880, XLII. S. 42). Martin, an der eben citirten Stelle, führt die Zauber von Schaſtel marveile auf urſprünglich keltiſche Sage

Digitized by Google

zurück und ſieht in ihnen das keltiſche Todtenreich. Simrock (Ausgabe des Wartburgkrieges, Stuttgart und Augsburg 1858, S. 278) hielt es auch für möglich, daß die germaniſche Mythe auf die Sage von Clinſchor eingewirkt habe, er denkt an den nordiſchen Kwaſir, deſſen wunderwirkendes Blut die Gabe des Geſanges verleiht. Doch ſcheint ihm dabei, neben der blutigen, Zauberei veranlaſſenden Verſtümmelung des Clinſchor, als weiterer Vergleichspunkt ſchon deſſen Sänger- und Dichtercharakter vorzuſchweben, der ihm jedoch erſt ſpäter in und mit den Liedern vom Wartburgkriege zukam.

Der in dieſen auftretende Klinſor, Klingſor, Klingeſor, Klingzor u. ſ. w. aus Ungerland ſpielt eine weſentlich andere Rolle als der Clinſchor aus dem Parzival. Dieſer wird nun zu einem Zeitgenoſſen Wolfram's gemacht und ihm ſelbſt als ſangesfertiger Meiſter entgegengeſtellt. Zwar iſt er auch ein Schwarzkünſtler, er hat zu Paris, Konſtantinopel, Bagdad und Babylon Nekromantie und Aſtronomie ſtudirt, drei Jahre lang hat er Mohammed gedient, er citirt Teufel zu ſeiner Unterſtützung, aber er iſt nicht eigentlich boshaft. Wolfram gegenüber, dem ſchlichten Laien, der in ſeinem Vertrauen auf Gott ſieghaft bleibt, repräſentirt er als in allen Wiſſenſchaften und Künſten erfahrener „Meiſterpfaffe“ die geiſtliche Buchgelehrſamkeit, die vor der Weisheit chriſtlicher Einfalt zu Schanden wird. Seine Entmannung iſt nebſt der Vorgeſchichte ganz beiſeite gelaſſen. Dennoch laſſen gewiſſe Beziehungen auf den Parzival keinen Zweifel, daß er direct aus dieſem herübergenommen iſt.[1])

Die Lieder vom Wartburgkriege, wie ſie uns etwa aus der Mitte des 13. Jahrh. jetzt vorliegen, beſtehen in der Hauptſache aus zwei disparaten und mangelhaft verbundenen Theilen. In dem erſten ſtreiten auf eine Herausforderung Heinrich's von Ofterdingen die Sänger am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen darum, wer der ruhmwürdigſte Fürſt ſei. Heinrich von Ofterdingen ſtellt als ſolchen Herzog Leopold von Oeſterreich auf und kämpft mit den übrigen, die Landgraf Hermann's Vorzug behaupten, auf Leben und Tod. Als er ſich durch eine Liſt Walther's von der Vogelweide beſiegt ſieht, beruft er ſich zur Entſcheidung des Streites auf Klinſor von Ungerland. In dem zweiten Theile tritt nun Klinſor ſelbſt auf, aber ſtatt den Streit zu entſcheiden, legt er Wolfram Räthſel vor, und als dieſer ſie löſt, ruft er den Teufel Naſyon (Nazarus) zu ſeiner Hülfe herbei, der erforſchen ſoll, ob Wolfram ſich der Kunſt der Aſtronomie bedient, von dieſem aber ſchließlich durch Anrufung der Jungfrau Maria vertrieben wird. An dieſen Kern des zweiten Theils haben ſich bald eine Anzahl weiterer Wolfram und Klinſor in den Mund gelegter dunkler Räthſelgedichte und andere damit in einem ganz lockeren Zuſammenhange ſtehende Dichtungen angeſchloſſen.

Gewiß ſind dieſe beiden Theile urſprünglich ſelbſtändige Gedichte gewesen und erſt ſpäter durch die Berufung Ofterdingen's auf Klinſor miteinander in Verbindung geſetzt worden (Strack, Zur Geſchichte des Gedichtes vom Wartburgkriege, Diſſertation, Berlin 1883, S. 55; vgl. dagegen Schneider, Der zweite Theil des Wartburgkrieges aus deſſen Verhältniß zum Lohengrin, Leipziger Diſſertation, Mühlberg 1875, S. 10—16). Dieſe Berufung ſetzt ſchon die Vorſtellung von Klinſor als einem berühmten Sänger voraus, zu welchem Anſehen er aber erſt eben durch den Räthſelſtreit mit Wolfram gelangte. Man hat zwar auch die wirkliche Exiſtenz eines Meiſterſängers namens Klinſor für möglich gehalten; aber dieſe Annahme Bachmann's (Kleinere Schriften, I, 315 fg.), der ihn mit dem Harbegger, einem Dichter aus der Mitte des 13. Jahrh., glaubt identificiren zu können, beruht auf einer als unrichtig nachgewieſenen Vorausſetzung. Mit Rückſicht auf dieſe Sängerqualität den Namen Klinſor für entſtellt aus Klingeſäre-Sänger oder Spielmann (welche Form einmal in einer ſpäter hinzugedichteten und mangelhaft überlieferten Strophe der Kolmarer Handſchrift im Reime begegnet) zu halten (Simrock, Wartburgkrieg, S. 277), iſt unthunlich, wenn man den Klingſor des Wartburgkrieges für identiſch mit Wolfram's Klinſchor hält; vielmehr ſind die Formen Klingsor, Klingeſäre für Entſtellungen des Wolfram'ſchen Klinſchor zu halten, die den Namen an deutſche Wortſtämme anzulehnen ſuchen.

Auffälliger iſt die Verſetzung von Klingſor's Heimat nach Ungarn, ſpeciell Siebenbürgen, wo er angeblich 3000 Mark jährliche Einkünfte hat. Dies hängt vielleicht damit zuſammen, daß die um das Leben der heil. Eliſabeth (geſt. 1231, heilig geſprochen 1235), der Gemahlin des Landgrafen Ludwig, ſehr bald ſich webende Sage auch den durch den Sängerkampf an den thüringer Hof verſetzten weiſen und ſternkundigen Klinſor mit hereinzieht, indem ſie ihn unmittelbar nach ſeiner Ankunft in Eiſenach die gleichzeitige Geburt der Eliſabeth (1207), der ungariſchen Königstochter, in den Sternen leſen und deren künftige Vermählung mit dem Sohne des Landgrafen vorausſagen läßt. Sie ließ ihn deshalb ſelbſt aus Ungarn kommen. Wenn man dieſer Meinung iſt, muß man annehmen, daß die Bezeichnung „aus Ungerland“ erſt ſpäter in den urſprünglichen Liedern des Räthſelſtreites interpolirt iſt. Doch iſt zugleich daran zu erinnern, daß Ungarn und Siebenbürgen überhaupt dem Mittelalter als ein Land des Wunders und der Zauberei galt.

Der vor 1290 entſtandene „Lohengrin“ eines unbekannten Dichters, der den Räthſelſtreit zwiſchen Klinſor und Wolfram, mit wörtlicher Herübernahme einer Anzahl Strophen, als Einkleidung benutzt, um Wolfram die Geſchichte des Schwanritters in den Mund zu legen, und der auch fernerhin an der Perſon des Klinſor feſthält, indem er noch einige male den Lauf der Erzählung durch ein kurzes Geſpräch zwiſchen ihm und Wolfram unterbricht, ſucht die Angaben über Klinſchor im Parzival mit denen des Wartburgkrieges durch eine eigene Erfindung zu vereinen. Er läßt ſeinen Klinſor berichten, daß ſein Ahn Schreiber bei Klinſchor geweſen ſei, nach deſſen Tode

1) Eine andere Auffaſſung der einſchlagenden Stellen bei Wilmann, Das Fürſtenlob des Wartburgkrieges, in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum, N. F. (1884), XVI, 222 fg.

den Namen ſeines Herrn angenommen habe und von Rom aus dem Könige von Ungarn als Geſchenk geſandt worden ſei.

Klinſor's Prophezeiung von der Geburt der heiligen Eliſabeth iſt für die dies berichtenden lateiniſchen wie deutſchen, proſaiſchen wie gereimten Legenden und Chroniken, deren älteſte datirbare die 1289 begonnene Vita S. Elisabethae des Dietrich von Apolda iſt, der Grund, das fabelhafte Ereigniß des Sängerſtreites auf der Wartburg in das J. 1206 oder 1207 zu verſetzen. Im übrigen gehen ſie in ihrem Berichte über den Sängerſtreit ſämmtlich auf eine nicht mehr erhaltene Redaction der Lebensbeſchreibung des Landgrafen Ludwig's des Heiligen von ſeinem Kaplan Berthold zurück, die ihrerſeits darin lediglich das auf uns gekommene Gedicht vom Wartburgkriege zur Quelle hat, wie das Misverſtändniß einer Stelle deſſelben beweiſt (Rückert, Das Leben des heiligen Ludwig, Leipzig 1851, S. 106). Einzelnes wird weiter ausgemalt, namentlich die Lücke zwiſchen dem erſten und zweiten Theile durch den Bericht ausgefüllt, wie Ofterdingen, dem ein Jahr Friſt gegeben iſt, Klinſor in Siebenbürgen aufſucht und erſt in der Nacht vor Ablauf der Friſt von dieſem mittels magiſcher Künſte nach Eiſenach geführt wird, wo ſie in Hellegraf's Hof abſteigen. Zweimal citirt Klinſor dann im Kampfe mit Wolfram einen Teufel, einen, der mit ihm disputirt und als dieſer beſiegt wird, einen andern, der erforſchen ſoll, ob Wolfram „gelehrt" iſt. Nur Joh. Rothe's Chronik fügt auch noch hinzu, daß Klinſor den Streit zwiſchen Heinrich von Ofterdingen und den übrigen Sängern gütlich beigelegt habe. In dem „Stubenkrieg", einer der ganz ſelbſtändigen meiſterſängeriſchen Zudichtungen in der Kolmarer Handſchrift, ſucht Wolfram den Klinſor in einer Badſtube auf und vertreibt ſchließlich ſeine zwölf Teufel durch die zwölf Apoſtel.

In der Pariſer Handſchrift iſt „Klingeſor von Ungerlant" die Ueberſchrift des ganzen Wartburgkrieges, was leicht als der Name des Verfaſſers misverſtanden werden konnte. Die zehnzeilige Strophe ferner, in welcher der Räthſelſtreit abgefaßt iſt, wird in der Kolmarer Handſchrift Klinſor's ſchwarzer Ton genannt; es iſt dieſelbe, die auch bei Frauenlob unter dem Namen Spiegelton vorkommt; auch der oben erwähnte Lohengrin iſt in ihr abgefaßt. Unter dem Namen „Klingſor im ſchwarzen Ton" begegnet ſie noch in andern Meiſterliedern, ſo in „Der helle krieg" (Germania, VI, 295—304), in einem Gedichte auf den Zauberer Virgilius (Germania IV, 237—240).[2]

Auf dieſe Weiſe kam es, daß Klinſor ſelbſt zu einem Meiſterſänger wurde. Als ſolcher gilt er ſchon um die Mitte des 13. Jahrh. dem Dichter Hermann der Damen, der ihn in einem Spruche (von der Hagen, Minneſinger III, 163) unter den Sangesmeiſtern, deren Tod er beklagt, neben Wolfram nennt. In der ſpätern meiſterſängeriſchen Tradition[3], die ihm den Vornamen Nikolaus beilegt, gehört er zu den zwölf Meiſtern, die zu Kaiſer Otto's I. Zeiten die Singekunſt erfunden haben ſollen und ſich wegen der Anklage der Ketzerei 962 zu Pavia vor den Magiſtern der Univerſität einer Prüfung unterwerfen mußten, die ſie ſiegreich beſtanden.

So wurde im Laufe der Zeit aus dem boshaften heidniſchen Zauberer ein als rechtgläubig erprobter hochberühmter Dichter. *(R. Hügel.)*

2) Beide auch in der Kolmarer Handſchrift (Bartſch, S. 107).

3) Cyriacus Spangenberg, Von der Muſica und den Meiſterſängern, herausgeg. durch Adalb. von Keller (Stuttgart 1861), S. 116 fg. — Wagenſeil, De civitate Noribergensi (Altdorf 1697), S. 503.

Klippdachs, ſ. Hyrax.

KLIPPEN nennt man felſige Behinderungen des Fahrwaſſers, die ſich theils über die Waſſerfläche erheben, theils unſichtbar unter derſelben liegen und dann blinde Klippen genannt werden. In bekannten Gewäſſern ſind ſie ſämmtlich ſorgſam hydrographiſch aufgenommen und in den Seekarten angegeben, in unbekannten muß der Seemann, wo er ſolche vermuthen kann, mit großer Vorſicht verfahren und namentlich ſehr oft das Loth (Senkblei) anwenden. Selten treten Klippen als einzelne Spitzen oder Nadeln, ſondern faſt immer in größeren Gruppen auf und man kann daher an der Tiefe des Waſſers meiſtens erkennen, ob man ſie zu fürchten hat. Bei bewegter See verrathen ſie ſich dem Auge, ſelbſt wenn ſie auch noch 5—6 Meter unter der Waſſerfläche liegen, durch die auf ihnen ſtehende Brandung; bei ruhigem Waſſer verfärbt ſich letzteres oft, namentlich bei Korallenbänken, die ſich dem Blicke bis zu 10 Meter Tiefe deutlich durch hellgrünen Schimmer kennzeichnen, weshalb bei unbekannten Fahrwaſſern Leute in den Maſtſpitzen ſtationirt werden, um ſolche Gefahren rechtzeitig wahrzunehmen. *(R. Werner.)*

KLIPPEN in der Münzkunde nennt man überhaupt alle eckigen Münzen, die ausgeſchnitten ſind und zwar iſt die gewöhnlichſte Form die quadratiſche oder viereckige, doch gibt es auch rautenförmige, drei-, fünf-, ſieben-, achteckige Klippen. Sie ſind, wie ſchon der Name andeutet, dem ſchwediſchen Klipping, einer Münze, welche König Chriſtian II. von Schweden in den J. 1460—1488 aus geringhaltigem Silber ſchlagen ließ, nachgeahmt worden. Der Mehrzahl nach gehören die Klippen in die Kategorie der ſogenannten Nothmünzen (Nothklippen) und beſonders in die der Feld- und Belagerungsmünzen, die in bedrängten Zeiten bei großem Geldmangel oder im Kriegslager und in belagerten Feſtungen zur Beſoldung der Truppen möglichſt ſchnell fabricirt wurden, alſo nur für eine kurze Zeit Geltung hatten. Deswegen legte man auch wenig Werth auf ihr Gepräge und ſie ſind vielfach blos auf einer Seite mit Stempeln, den Werth, die Jahreszahl und ein Wappen enthaltend, in der Mitte und in den Ecken bezeichnet. Nicht ſelten ſind ſie aus Tafelgeſchirr oder kirchlichen Geräthſchaften von Silber geſchnitten und abgewogen, die Nothklippen aber meiſtens aus unedlem Metall, aus Kupfer, Blei, Meſſing u. ſ. w. verfertigt worden. Eine reichhaltige Sammlung von Klippen iſt in dem Werke von Prosper Mailliet, Atlas

Digitized by Google

des monnaies obsidionales et de nécessité (Brüſſel 1868) enthalten. *(Bruno Stübel.)*

KLIPPERSCHIFFE nennt man eine Art ſchneller Segelſchiffe, die zuerſt in Nordamerika gebaut wurden, um auf langen Fahrten nach Auſtralien, China u. ſ. w. den übrigen Nationen in raſcherer Beförderung der Fracht, namentlich chineſiſchen Thees, Concurrenz zu machen, und deren Form ſich allmählich auch in Europa eingebürgert hat. In früheren Zeiten und bis zur Mitte dieſes Jahrhunderts galt für den Bau der Handelsſchiffe faſt überall dieſelbe Schablone. Als beſtes Verhältniß der Länge zur Breite mit Bezug auf gute Manövrirfähigkeit hielt man damals allgemein ungefähr 1:4 feſt und ebenſo erachtete man eine vollere gerundete Form des Bugs für nothwendig. Bei den aufkommenden Dampfern ſtellte ſich jedoch eine größere Länge und ein ſcharfer keilartiger Bug für die Vermehrung der Schnelligkeit als zweckmäßig heraus und dieſe Erfahrung gab einem Amerikaner Veranlaſſung, dieſe Formen auch für den Bau von Handelsſchiffen mit Erfolg zu verwerthen. Die Klipperſchiffe waren das Reſultat dieſer Verſuche. Man gab ihnen ein Verhältniß von 1:5 von Länge zur Breite und einen ſehr ſcharfen Bug, ſowie überhaupt feine Linien, die geeignet ſind, ſowol den Waſſerwiderſtand leichter zu überwinden, als auch in ihrem weiteren Verlaufe nach hinten weniger Reibung zu verurſachen. Ebenſo verlegte man das Segelcentrum, d. h. den Punkt, in dem alle auf die ganze Segelfläche wirkenden Windkräfte liegen, dadurch weiter nach unten, daß man die Maſten mit ihren Verlängerungen, den Stengen, verkürzte, dafür aber die Raaen und mit ihnen die daran befeſtigten Segel breiter machte. Ebenſo baute man die Schiffe größer und ſtärker als ſonſt. Infolge deſſen konnte man auch ſtürmiſche Winde beſſer ausnutzen als früher und viel länger Segel führen. Dadurch wurden die Reiſen bedeutend abgekürzt; von den Rhedern ausgeſetzte Prämien auf die ſchnellſte Fahrt thaten das Ihrige, um ſowol die Kapitäne als auch die Schiffsbauer anzuſpornen und Amerika zog aus ſeinen Klippern ganz ungemeinen Handelsgewinn. Vor ihrem Auftreten brachten es die beſtſegelnden Schiffe bis höchſtens 12—13 Knoten (ſ. d.) während einzelne Klipperſchiffe eine ſolche von 16—17 erreichten. Damit und mit ihrer Fähigkeit, länger Segel zu führen, legten ſie Reiſen nach Auſtralien, die ſonſt durchſchnittlich 90 und nach China, welche 100 Tage beanſprucht hatten, oft in 60, reſp. 70 Tagen zurück und zwangen die übrigen Nationen, um nicht gänzlich aus dem Felde geſchlagen zu werden, ihrem Beiſpiele zu folgen, wie ſie überhaupt den Impuls zu der Vervollkommnung des Schiffsbaues gaben, die ſich in der letzten Hälfte unſeres Jahrhunderts vollzogen hat. Die Segelſchiffahrt nimmt indeſſen ſtetig ab und auch die Klipperſchiffe werden immermehr durch die ebenſo ſchnellen und vom Winde unabhängigen Dampfer verdrängt, ſeitdem neue Erfindungen und Verbeſſerungen der Maſchinen den Kohlenverbrauch gegen früher bedeutend eingeſchränkt und dadurch die Dampfkraft weſentlich billiger gemacht haben. Da dieſe Verbeſſerungen noch keineswegs abgeſchloſſen ſind und die neue Erfindung des Hydromotors, der die Schiffe durch Ausſtoßung von Waſſerſtrahlen fortbewegt, den übrigen Maſchinen gegenüber ganz außerordentliche Vortheile, auch in ökonomiſcher Beziehung aufweiſt, ſo kann überhaupt die Zeit nicht mehr fern ſein, wo die Segelſchiffe den Dampfern auf transatlantiſchen Reiſen gänzlich weichen werden. In Rußland hat man eine beſondere Art für transatlantiſchen Kreuzerdienſt beſtimmte Corvetten gebaut, die den Namen Klipperſchiffe führen, weil ſie nach deren Vorbilde conſtruirt ſind. Sie beſitzen Dampf- und volle Segelkraft, um günſtige Winde ſoviel wie möglich ausnutzen zu können und dadurch im Stande zu ſein, monatelang in See zu kreuzen, ohne ihren Kohlenvorrath ergänzen zu müſſen. *(R. Werner.)*

Klippfisch, ſ. Chaetodon.

KLISEOMETER, Beckenneigungsmeſſer, nennen wir ein Inſtrument, mit Hülfe deſſen die Beckenneigung (inclinatio pelvis), d. h. die ſchräge Richtung des Beckens, ſowol des Beckeneingangs als des Beckenausgangs, gegen den Horizont bei aufrechter Stellung der zu unterſuchenden Perſon, alſo die individuelle Lage des Beckens, beſtimmt werden kann. Es wurde von Georg Wilhelm Stein dem Aelteren (1770) angegeben, von Oſiander (1818) vereinfacht. Seit man weiß, eine wie wechſelnde Größe die Beckenneigung nicht allein bei verſchiedenen Stellungen, ſondern auch zu verſchiedenen Tageszeiten bei einer und derſelben Perſon darſtellt und wie leicht die Beckenneigung durch Lagerung der betreffenden Perſon zu ändern iſt, hat man auch die früher weit überſchätzte Bedeutung der Beckenneigung und der zu ihrer Meſſung dienenden Kliſeometer auf ihren wahren Werth reducirt. *(E. Kormann.)*

KLISTHENES (Kleisthenes) iſt der Name zweier bedeutender altgriechiſcher Staatsmänner im ſechsten vorchriſtlichen Jahrhundert.

1) Kliſthenes von Sikyon war der bedeutendſte der „Tyrannen", welche dieſe peloponneſiſche Stadt regierten. Er war der vierte Fürſt des Geſchlechtes der Orthagoriden. Enkel des Myron, jüngerer Sohn des Ariſtonymos, ſoll Kliſthenes durch Verdrängung ſeines älteren Bruders Iſodemos ſich der Herrſchaft bemächtigt haben, die er 596 v. Chr. antrat. Dieſer Fürſt war eine der originellſten Geſtalten unter den „Tyrannen" dieſes Zeitalters. Energiſch und charaktervoll, ein vortrefflicher Heerführer, war er ſehr lebhaft beſtrebt, der Tyrannis in Sikyon einen feſteren Boden zu ſichern, als ſonſt gewöhnlich war. Er benutzte die nächſte Gelegenheit, um die Gunſt des im allgemeinen der Tyrannis nur wenig freundlichen Orakels zu Delphi zu gewinnen, indem er bei Ausbruch des erſten ſogenannten „heiligen" Krieges der Amphiktionen für Delphi gegen Kriſa, neben den Athenern und Theſſaliern, mit ſeinen Truppen und Kriegsſchiffen das Bedeutendſte leiſtete, 592—583 v. Chr. Bei den neu eingeführten Wettrennen an dem damals bedeutend erweiterten Feſte der Pythien trug 582 das Geſpann des Kliſthenes den Sieg davon. Ein Drittheil der Siegesbeute des Krieges führte Kliſthenes nach Hauſe und verwandte ihn zum Bau eines Prytaneions am Markte von

Digitized by Google

Sikyon und einer nach ihm benannten Säulenhalle. Auch ſonſt nach Art dieſer griechiſchen Fürſten ein eifriger Freund der Kunſt, ließ er durch die namhafteſten Bildhauer dieſer Zeit, Dipoinos und Skyllis von Kreta, Standbilder der Athena, des Apollon, der Artemis und des Herakles herſtellen. Auf der andern Seite ſteigerte Kliſthenes den Gegenſatz zu den Doriern, der überhaupt ſehr weſentlich die Tyrannis im Peloponneſos hervorrief, ſehr bedeutend. Namentlich kam es ihm darauf an, die letzten Reſte der alten Beziehungen ſeines Staates zu dem frühern doriſchen Vororte Argos zu vernichten. Er zerſtörte ſelbſt den alten Cultus des legendariſchen Heros Adraſtos, der über Argos und Sikyon geherrſcht hatte, und übertrug denſelben auf den Heros Melanippos von Theben, den die Heldenſage als einen der tapferſten Gegner der alten Argiver kannte. Parallel damit und mit bewaffneten Kämpfen (zwiſchen 580 und 575) gegen Argos, ging ſeine Thätigkeit, um die alte doriſche Einwohnerſchaft Sikyons zurückzudrängen und die ioniſchen Ureinwohner, die Phyle der Aegialeer (jetzt Archelaer genannt) zur herrſchenden Stellung ſocial wie im Rathe und in den Gerichten zu bringen. Die alten Ehrennamen der doriſchen Phylen, Hylleer, Dymanen, Pamphyler wurden durch die Spottnamen Hyaten, Chöreaten und Oneaten erſetzt. In entſprechender Weiſe wurden die ritterlichen Gewohnheiten zurückgedrängt und die ländlichen Culte, namentlich der des Dionyſos, gefördert. Doch verſchmähte er perſönlich es nicht, 568 zu Olympia durch ſein Viergeſpann einen Siegeskranz erkämpfen zu laſſen. Sonſt war ſeine Regierung verſtändig und hielt ſich innerhalb der Schranken der Landesgeſetze, ſodaß, als er 565 ohne männliche Erben ſtarb, doch die durch ihn eingeführte Ordnung der Dinge mehrere Jahrzehnte hindurch (bis 506) ſich zu erhalten vermochte.

2) Kliſthenes von Sikyon hatte, wie geſagt, keine männlichen Erben, wohl aber eine Tochter Agariſte. Die Hand dieſer vielumworbenen Dame erhielt 567 v. Chr. der Sohn eines der mächtigſten attiſchen Adelsgeſchlechter, nämlich der junge Megakles, deſſen Vater Alkmäon mit Kleiſthenes zuſammen gegen Kriſa gefochten hatte. Die Herrſchaft über Sikyon iſt nicht auf dieſen Schwiegerſohn übergegangen, wohl aber erhielt Megakles mit Agariſte's Hand ein enormes Heirathsgut, und das dadurch ſehr bedeutend geſteigerte Vermögen des Hauſes der Alkmäoniden ſollte ſpäter in den politiſchen Kämpfen Athens eine fühlbare Rolle ſpielen. Bekanntlich ſahen ſich die Alkmäoniden genöthigt, nach der ſiegreichen Aufrichtung der Tyrannis des Piſiſtratos in Athen (538 v. Chr.) Attika zu verlaſſen. Im Auslande blieben ſie aber die erbittertſten Gegner des neuen Fürſtenhauſes auf dem Schloßberge von Athen. An der Spitze des großen Geſchlechtes ſtanden jetzt die Söhne des Megakles und der ſikyoniſchen Agariſte, nämlich Hippokrates und der nach dem fürſtlichen Großvater benannte hochbegabte Kleiſthenes. Und dieſe gewannen ſchon um 535 v. Chr. eine bedeutende Stellung durch die Allianz mit dem delphiſchen Orakel. Der Apollotempel nämlich zu Delphi war 548 v. Chr. niedergebrannt. Die Amphiktionen wollten den ſtattlichen Neubau für 300 Talente (gegen 1½ Million Mark) in Angriff nehmen; aber die Sammlung der 75 Talente, welche die Delphier ſelbſt davon aufbringen ſollten, machte große Schwierigkeiten. Da erboten ſich jetzt die Alkmäoniden, den ganzen Bau auf ihre Koſten herſtellen zu laſſen, und opferten bei der Ausführung weit mehr als die zuerſt ſtipulirten 300 Talente. Die Sympathien der Griechen und die volle Gunſt des Orakels, die ſie dadurch gewannen, kam ihnen nun zugute, als nach der Blutthat des Harmodios und Ariſtogeiton der erſte Freiſcharenzug der attiſchen Emigranten gegen Hippias von Athen, unter Führung des damals etwa 52jährigen Kleiſthenes, im J. 513 v. Chr., bei Leipſyrion geſcheitert war. Nun aber drängte der kluge Kleiſthenes in Delphi mit Macht auf ſeine geiſtlichen Freunde und die Pythia erklärte fortan unabläſſig den mit den Piſiſtratiden bisher befreundeten Spartanern, „der Gott gebiete ihnen, Athen von den Tyrannen zu befreien". In der That entſchloß ſich, wie allgemein bekannt, die damalige griechiſche Vormacht, gegen die attiſche Tyrannis aufzutreten, und im J. 510 folgten die attiſchen Flüchtlinge unter Kleiſthenes (der ihnen auch eine Anleihe aus dem delphiſchen Tempelſchatze vermittelt hatte,) und andere Adelsführer den peloponneſiſchen Regimentern, mit denen der ſpartiatiſche König Kleomenes I. die Herrſchaft der Piſiſtratiden über den Haufen warf.

Als nun aber die attiſchen Sieger die Verwaltung in die Hand nehmen wollten, entwickelten ſich ſehr bald die heftigſten Gegenſätze unter den verſchiedenen Gruppen der Ariſtokratie. Kleiſthenes ſah ſich allmählich überflügelt; die Wahl ſeines Hauptgegners Iſagoras zum Archon Eponymos, im Frühling des J. 508 v. Chr., zeigte ihm deutlich die Gefahr, in der er ſchwebte. Unter ſolchen Umſtänden vollzog er die für die Zukunft der Athener entſcheidende That; das heißt, er wandte ſich entſchloſſen zum Demos, und wurde nun deſſen Führer; nicht mehr um wieder eine Tyrannis aufzurichten, ſondern um ſeine Machtſtellung zu gründen auf die erheblich nach Seiten der Demokratie erweiterten Rechte des Demos, der Gemeinde in Stadt und Land. Alles Detail und die anſchließenden Streitfragen in Sachen der Reformen, in deren Bahnen ſich Kleiſthenes nun mit ebenſo viel Klugheit und politiſcher Einſicht wie Entſchloſſenheit und Nachdruck, von Männern wie namentlich Ariſtides rüſtig unterſtützt, bewegt hat, gehört in die atheniſche Verfaſſungsgeſchichte. Wir bezeichnen daher hier nur die großen Schritte, die von ihm berichtet werden. Kleiſthenes begann im J. 508 ſeine Reform, indem er zur Erſchütterung der ſocialen Uebermacht der Eupatriden bei den Wahlen und der Verwaltung das uralte Syſtem der vier Phylen auf deſſen religiöſe Aufgaben zurückführte, — dagegen für alle politiſch-adminiſtrative Aufgaben das attiſche Land in zehn neue, ſorgfältig organiſirte Phylen gliederte, deren Unterabtheilungen, die ſogenannten Demen (Sammtgemeinden) für jede Phyle allemal in den verſchiedenſten Gegenden des attiſchen Cantons vertheilt waren. Aus dieſen Phylen ſollte der neue Regierungsrath der Fünfhundert hervorgehen. Durch Delphi gedeckt, konnte Kleiſthenes, jetzt in der vollen Gunſt des Demos, dieſe

Digitized by Google

fundamentale Reform durchſetzen; der für das J. 507 ernannte Rath zeigte ſchon eine reformfreundliche Majorität. Da rief Iſagoras zu Anfang des Frühlings 507 v. Chr. die Hülfe der Spartaner an. Kleomenes erſchien mit ſtarker Macht; die ihm voraufgehende Forderung, daß die „Athener die Nachkommen der Fluchbeladenen, d. i. die mit der alten kyloniſchen Blutſchuld beladenen Alkmäoniden, aus Attika entfernen ſollten“, nöthigte den Kleiſthenes und deſſen Freunde, die Landſchaft ohne Widerſtand zu räumen. So war die Demokratie führerlos. Als nun aber Iſagoras und Kleomenes die Gunſt der Lage zu radicaler Reſtauration misbrauchten; als ſie volle 700 Familien aus Attika vertrieben, und die Verfaſſungsformen auf den Zuſtand vor Solon zurückſchrauben wollten: da grollte das Volk. Die nun verfügte Beſetzung der Akropolis durch die Spartaner, der Anblick der rothen Uniformen auf der heiligen Kekropia, entzündete den allgemeinen Aufſtand. Ueberraſcht und ohne Proviant, mußten Kleomenes und Iſagoras ſchon nach drei Tagen capituliren und den freien Abzug durch Preisgebung der eifrigſten Anhänger des Iſagoras erkaufen. Dann wurde Kleiſthenes ſammt den übrigen Exulanten in aller Eile zurückgerufen. Denn nun galt es, den ſchweren Krieg zu beſtehen, den die erbitterten Spartaner mit Hülfe der Chalkidier und Böoter in großem Stil den Athenern bereiteten. Als nun im J. 506 der Sturm heranbrauſte, hielt Athen unter Kleiſthenes' Leitung wacker aus. Es gehört in die allgemeine Geſchichte dieſer Zeit, zu zeigen, wie der Anmarſch der Peloponneſier ſchließlich doch zum Stillſtand kam, wie die Athener ſiegreich Schläge gegen Böoter und Chalkidier führten, wie die Athener damals zuerſt zum Bewußtſein ihrer gewaltigen Kraft kamen.

Kleiſthenes ſeinerſeits eilte nach Abwehr der erſten größten Gefahr das Werk der Reform und der weitern Demokratiſirung der Soloniſchen Verfaſſung nach allen Richtungen hin zu vollenden. Die neuen „Demen“ wurden innerlich organiſirt, die Bürgerſchaft durch Aufnahme vieler Metöken vermehrt, die Amtsgewalt der Archonten mehrfach ermäßigt, die Bedeutung des Rathes, des Collegiums der Strategen, und der Gemeindeverſammlung, wie auch der Volksgerichte, erheblich verſtärkt, endlich aber der Gefahr neuer zerſtörender bürgerlicher Parteikämpfe und einer aus denſelben ſich entwickelnden Uſurpation durch den neu eingeführten Oſtrakismos nach Möglichkeit beſeitigt. Damit war denn der neue Rechtsboden der Demokratie geſchaffen, auf dem die Gehülfen und jüngern Zeitgenoſſen des Kleiſthenes, deſſen Name ſeit dieſer Zeit aus der Geſchichte verſchwindet, weiterbauen konnten.

(G. Hertzberg.)

KLITOMACHUS, einer der berühmteſten Philoſophen der neueren Akademie, war ein Karthager von Geburt und führte in ſeiner Heimat, wo er ſchon philoſophiſche Schriften in puniſcher Sprache verfaßt haben ſoll, den Namen Hasdrubal. 24 Jahre alt*) ſiedelte er nach Athen über und lernte hier durch eifriges Studium die griechiſche Philoſophie in den drei Schulen der Stoiker, Peripatetiker und Akademiker genauer kennen. Sein eigentlicher Führer und Leiter aber wurde der berühmte Gründer der neueren Akademie Karneades, der ihn ſo zu feſſeln wußte, daß er von ſeinem 28. Lebensjahre an 11 Jahre hindurch ſein Zuhörer blieb. Dann fing er unter dem Archontate des Hagnotheus an im Palladium, welches auch von Plutarch (de exsilio 14) neben der Akademie, dem Lyceum, der Stoa und dem Odeum als Ort philoſophiſcher Studien erwähnt wird, eigene Vorträge zu halten. Nach dem Tode des Karneades ging die Leitung der Akademie entweder ſofort (ſo Diog. Laërt.) oder nach etwa ſechsjähriger Schulführung zweier anderer Schüler deſſelben (inde Hercul.) an ihn als den treueſten und fleißigſten von allen über, und als der gefeierte römiſche Redner L. Craſſus um 110 v. Chr. Athen beſuchte, war er noch am Leben. Wenn eine bei Stobäus (Floril. 7, 54) überlieferte Nachricht Glauben verdient, ſo machte Klitomachus während einer Krankheit freiwillig ſeinem Leben ein Ende. Da er (nach *Cic.* Tusc. III, 54) zur Zeit der Zerſtörung Karthago's (146 v. Chr.) bereits Zuhörer des Karneades war, ſo kann nach den obigen Angaben ſeine Geburt nicht ſpäter als in das Jahr (146+28=) 174 v. Chr. fallen.

Das wiſſenſchaftliche Verdienſt des Klitomachus beſteht für die Nachwelt namentlich darin, daß er die Lehre ſeines Meiſters Karneades, der ſelbſt keine philoſophiſchen Werke hinterlaſſen haben ſoll, ausführlich und genau ſchriftlich darſtellte. Dem Cicero gilt er als homo et acutus ut Poenus et valde studiosus ac diligens (Lucull. 98). Die Zahl ſeiner Bücher gibt Diogenes a. a. O. auf mehr als 400 an und macht von ihnen doch nur ein einziges, *Περὶ αἱρέσεων*, gelegentlich (II, 92) namhaft. Cicero, der ſeine umfangreiche ſchriftſtelleriſche Thätigkeit ebenfalls erwähnt (Luc. 16), benutzte für ſeinen Lucullus (Luc. 98) 4 Bücher De sustinendis adsensionibus (*Περὶ ἐποχῆς τῶν συγκαταθέσεων*?); er nennt eine dem C. Lucilius gewidmete Schrift und eine frühere dieſer im Inhalte ſehr verwandte, die an L. Cenſorinus gerichtet war (Luc. 102); ferner erzählt er (Tusc. III, 54), daß Klitomachus nach der Zerſtörung Karthagos eine Troſtſchrift an ſeine gefangenen Landsleute ſchickte, deren Inhalt auf Aufzeichnungen aus Vorträgen des Karneades beruhte, worin dieſer die Behauptung, auch der Weiſe müſſe durch die Eroberung ſeiner Vaterſtadt in Betrübniß verſetzt werden, zu widerlegen verſucht hatte. Galenus ſchrieb, wie er ſelbſt ſagt (De libr. propr., vol. XII, 44 Kühn), ein Buch *Περὶ Κλειτομάχου καὶ τῶν τῆς ἀποδείξεως αὐτοῦ λύσεων*.

Wüßten wir nicht mehr über die Schriften unſers Philoſophen, als was aus dieſer dürftigen unmittelbaren Ueberlieferung zu entnehmen iſt, ſo ſtände es ſchlimm um unſere Kenntniß ſeiner Lehre. Allein nach neueren Unterſuchungen (ſ. u. die Literatur) darf mit hoher

*) So lautet die wahrſcheinlichſte Nachricht im Academic. philosoph. index Herculanensis (ed. Bücheler, Gryphisw. 1869) col. 24, während Steph. Byzant. ihn 28- und Diog. Laërt. VII, 67 gar erſt 40jährig nach Athen gelangen läßt.

Digitized by Google

Wahrſcheinlichkeit angenommen werden, daß die ſkeptiſchen Erörterungen in Cicero's Lucullus §. 64—146, welche bei Sextus Empiricus (Adv. math. VII, 159 fg., 403 fg., VIII, 316 fg. ihre Parallelen finden, ferner die Kritik des Götterglaubens im erſten Buche De deor. nat. §. 57—124, wozu *Sextus* Adv. math. IX, 13—193 zu vergleichen iſt, und das ganze 3. Buch dieſer Schrift Cicero's und endlich das 2. Buch De divinatione (mit Ausnahme des Abſchnittes §. 87—97) ſowie die Schrift De fato im weſentlichen auf Klitomachus als Quelle zurückgehen. Zwar ſoll nach dem Ind. Herc. (col. 22) auch Zeno von Alexandria, ebenfalls ein Schüler des Karneades, deſſen Vorträge nachgeſchrieben haben, allein da ſonſt nichts weiter davon verlautet, ſo rührt wol überhaupt alles von der Lehre des Karneades Ueberlieferte lediglich von Klitomachus her (vgl. daher den Artikel Karneades).

Die Skepſis der neueren Akademie, wie wir ſie bei Karneades entwickelt finden, richtete ſich ſowol gegen die Möglichkeit einer ſicheren Erkenntniß der Wahrheit überhaupt, an deren Stelle die Wahrſcheinlichkeit in mehrfachen Abſtufungen geſetzt wird, als auch insbeſondere gegen die von den Vertretern der dogmatiſchen Syſteme gebilligten herrſchenden Anſichten über die Götter, über die Mantik und über das Fatum.

Daß es dem Menſchen unmöglich ſei, die Wahrheit mit Sicherheit von der Unwahrheit zu unterſcheiden, oder mit andern Worten, daß es kein zuverläſſiges Kennzeichen (*κριτήριον*) der Wahrheit gebe, wird in fortgeſetzter Polemik gegen die Erkenntnißtheorie der Stoiker nachgewieſen. Wenn dieſe behauptet hatten, daß die wahre, von einem wirklichen Object ausgehende Vorſtellung durch die Feſtigkeit, mit der ſie die Seele erfaßt (als *καταληπτικὴ φαντασία*) ſich von der falſchen unterſcheide, ſo wird dagegen erinnert, daß der ſubjective Seelenzuſtand doch nur für ſich ſelbſt, nicht aber auch noch für das ihn hervorrufende Object mit bürgen könne; denn es ſei doch unleugbar, daß die Sinne oft unzuverläſſige Boten der Außenwelt ſind und daß es keine wahre Vorſtellung gibt, der nicht eine falſche, ihr zum Verwechſeln ähnlich ſehende zur Seite ſtände. Wir können daher, ſagt Klitomachus, niemals wiſſen, ob wir es im gegebenen Falle mit einer wahren oder mit einer irrigen Vorſtellung zu thun haben. So ſind z. B. die Wahrnehmungen von Träumenden, Trunkenen und Wahnſinnigen nicht minder lebhaft als die anderer Menſchen und doch irrig. Selbſt der ſtoiſche Weiſe iſt ſolchen Irrthümern ausgeſetzt, denn auch er wird oft zwei Eier, zwei Zwillinge miteinander verwechſeln, auch ihm erſcheint das gerade Ruder im Waſſer gebrochen und, wenn er auf einem Schiffe ſitzend das Ufer entlang fährt, dieſes als bewegt und er ſelbſt als ruhend; kurz er iſt von täuſchendem Wahne mitnichten frei. Und wenn der Weiſe nach Chryſipp bei geringfügigen Unterſchieden zwiſchen zwei verſchiedenen Vorſtellungen, wie ſie bei der Frage, wie viel Körner einen Haufen bilden, zur Erörterung kommen, ſich des Urtheils enthalten ſoll, ſo iſt offenbar in ſolchen Fällen kein ſicheres Kriterium der Wahrheit vorhanden. Indem man ferner von den Stoikern, um die ergreifende Vorſtellung als ſolche von der nicht ergreifenden zu unterſcheiden, auf das vorhandene Object, und um das Vorhandenſein dieſes im Gegenſatze zu einer Sinnestäuſchung zu erkennen, wieder auf die ergreifende Vorſtellung verwieſen wird, geräth man in einen handgreiflichen Zirkel. Gibt es aber keinen Weiſen, der dieſe Räthſel der Wahrnehmung löſt, ſo gibt es überall keine ſichere Erkenntniß der Wahrheit, denn auf dem Fundamente der Sinneswahrnehmungen und Vorſtellungen beruht alles Denken und wird mit der Unſicherheit deſſelben ſelbſt ebenfalls unzuverläſſig. Woher käme denn ſonſt auch die Meinungsverſchiedenheit der Philoſophen über die nämlichen Dinge?

Müſſen wir demnach auf Wahrheit der Erkenntniß verzichten, ſo bleibt uns dagegen eine größere oder geringere Wahrſcheinlichkeit wol zugänglich. Denn wer wollte leugnen, daß die Vorſtellungen ſich voneinander unterſcheiden als undeutliche und deutliche und daß bei letztern wieder verſchiedene Stufen der Glaubwürdigkeit (*πιθανότης*) oder Wahrſcheinlichkeit (probabilitas) hervortreten? Eine den Eindruck der Wahrheit hervorrufende iſt, wenn ſie vereinzelt daſteht, als glaubwürdig (*πιθανή*) zu bezeichnen; wird ſie aber durch andere mit ihr in Zuſammenhang ſtehende beſtätigt, ſo heißt ſie glaubwürdig und unwiderſprochen (*π. καὶ ἀπερίσπαστος*); halten endlich außer ihr ſelbſt alle zu ihrer Beglaubigung auftretenden benachbarten Vorſtellungen und Umſtände der ſtrengſten Prüfung ſtand, dann erreicht ſie als glaubwürdig, unwiderſprochen und durchgeprüft (*π. καὶ ἀπ. καὶ διεξωδευμένη* oder *περιεξωδευμένη*) den denkbar höchſten Grad der Wahrſcheinlichkeit. Mit dem niedrigſten Grade begnügen wir uns bei unerheblichen Dingen, mit dem mittleren bei wichtigeren, den höchſten aber fordern wir da, wo es ſich um das höchſte Gut, um unſere Glückſeligkeit, handelt.

Worin aber das höchſte ſittliche Gut beſtehe, darüber ſoll ſich freilich nach Klitomachus Karneades ſo wenig beſtimmt geäußert haben, daß ſeine eigentliche Meinung nicht zu erkennen war, obwol er im Kampfe mit den Stoikern für die Anſicht eintrat, jenes beruhe im Genuſſe der Güter, durch welche die natürlichen Triebe des Menſchen befriedigt werden (*Cic.* Luc. 131, 139). Jedenfalls verlangte er von dem wahrhaft Weiſen Faſſung auch bei den ſchwerſten Schickſalsſchlägen (Tusc. III, 54).

Ausführlicheres als über die ethiſchen Grundſätze erfahren wir (bei Cicero und Sextus a. a. O.) von den Angriffen der neueren Akademie gegen den Götterglauben der übrigen philoſophiſchen Sekten, namentlich der Stoiker. Zunächſt wird ſchon die Entſtehung des Glaubens an Götter für räthſelhaft erklärt; denn mag man ihn mit Euhemerus auf eine Vergötterung von hervorragenden Menſchen oder von ſegenbringenden Naturkörpern wie die Sonne, die Flüſſe u. dgl. zurückführen, oder mit Demokrit aus Abbildern (*εἴδωλα*), die von den Göttern ausſtrömen, oder mit Epikur auf Traumerſcheinungen begründen, ſo erweiſen ſich alle dieſe Erklärungsverſuche als unzureichend. Ebenſo wenig ſind die Gründe für das Daſein der Götter ſtichhaltig. Der consensus gentium in dieſem Punkte

Digitized by Google

bewieſe, da der ſinnloſeſte Aberglaube ebenſo überall zu Hauſe iſt, ſelbſt dann nichts, wenn er wirklich in dem behaupteten Umfange vorhanden wäre; nun hat es aber niemals an Gottesleugnern, wie Euhemerus, Diagoras, und an vorſichtigen Zweiflern, wie Protagoras und vielleicht auch Epikur einer war, gefehlt. Die von den Stoikern in mannichfachen Formen als Hauptgrund für das Daſein eines vernünftigen, geiſtigen Weltordners angeführte Weltordnung beweiſt in Wahrheit nur, daß es eine allgemeine (vernunftloſe) Naturkraft gibt, aber nicht mehr. Und wie ſoll man ſich überhaupt die Gottheit vorſtellen? Iſt ſie ein lebendiges, empfindendes, körperliches Weſen, ſo iſt ſie nothwendig auch veränderlich, hinfällig, vergänglich, aber unmöglich ewig und unſterblich, alſo — kein Gott. Ferner muß ſie ihrem Begriffe nach im höchſten Grade tugendhaft ſein und kann es wiederum nicht, weil ſie entweder (wenn Epikur recht hat) in ſeliger Ruhe unthätig verharrt — Tugend aber iſt Thätigkeit — oder wenn ſie Tugenden ausübt, der Körperlichkeit und Veränderlichkeit unterworfen gedacht werden muß.

Nur noch unhaltbarer wird der Gottesbegriff, ſobald man eine Vielheit von Göttern annimmt. Steigen wir nämlich von dem oberſten Gotte Zeus herab zu den niedern, ſo zeigt ſich bald eine Grenze, wo Göttliches und Ungöttliches nicht mehr zu unterſcheiden ſind; denn ſind z. B. Flüſſe Götter, warum dann nicht auch Bäche und Gräben? Außerdem führen ſowol der Euhemerismus wie die allegoriſche Umdeutung der Stoiker darauf hin, daß die angeblichen Götter in Wahrheit nur mythologiſche Bezeichnungen von Gegenſtänden, Eigenſchaften, Verhältniſſen der verſchiedenſten Art ſind.

Auch was man von einer göttlichen Vorſehung und der beſondern Fürſorge der Götter für die Menſchen hört, unterliegt dem ſchwerſten Bedenken. Wenn die Götter den Menſchen z. B. die Vernunft geſchenkt haben ſollen, ſo bringt dies Geſchenk nicht minder oft Verderben als Segen. Und die angebliche Gerechtigkeit der Götter bleibt oft ganz unſichtbar, läßt ſie doch den Frevler in ungeſtörtem Glücke fortleben oder trifft ſtatt des verbrecheriſchen Ahnen den ſchuldloſen Enkel. Entweder alſo kümmert ſich die Gottheit gar nicht um den Menſchen (wie Epikur es behauptet), oder ſie weiß ſelbſt nicht, was ihm gut iſt. Iſt ihr aber, wie man ſagt, die Sorge um alles Einzelne in der Welt zu kleinlich, wie läßt ſich dann die Behauptung feſtſtellen, ſie ſchicke uns bedeutungsvolle Träume, und wie kann man uns zumuthen, an eine ſolche Gottheit Gebete zu richten?

Mit dem Götterglauben fällt auch die ganze Mantik, mittels derer wir vermöge göttlichen Beiſtandes zukünftige Ereigniſſe vorherahnen und vorherſagen können, dahin. Sie iſt ohnehin aus den verſchiedenſten Gründen undenkbar. Denn welches Gebiet will man ihr zuweiſen? Auf dem der ſinnlichen Wahrnehmung verlaſſen wir uns lieber auf unſere Augen, Ohren u. ſ. w. Auf dem Felde der Kunſt und Wiſſenſchaft iſt die Mantik ebenſo wenig zu gebrauchen. Wer krank iſt, ſchickt nicht zum Wahrſager, ſondern zum Arzt; wer Muſik lernen will, wendet ſich an einen Künſtler, nicht an einen Opferbeſchauer; über Aſtronomie, Mathematik, Philoſophie weiß uns kein Seher zu berathen. So bliebe denn nur noch das Gebiet des keiner Wiſſenſchaft und Kunſt zugänglichen reinen Zufalls für die Mantik übrig. Allein was nicht einmal jene vorherzuwiſſen im Stande ſind, das iſt deshalb eben überhaupt im voraus zu wiſſen unmöglich. Soll ferner nach den Stoikern alles von einem unabänderlichen Fatum beherrſcht ſein, ſo iſt die Weiſſagung nicht blos unnütz, ſondern ſogar ſchädlich: Ereigniſſe vorherzuwiſſen, die in keiner Weiſe zu ändern ſind, wäre ja ein wahres Unglück. Daher iſt die geſammte Mantik, die künſtliche (Geweide-, Vogelſchau u. dgl.) ſowol wie die natürliche (Träume, Orakel) als ein ſinn- und nutzloſes Treiben zu verwerfen, und alles, was von wunderbar eingetroffenen Weiſſagungen erzählt wird, beruht entweder auf Täuſchung oder auf dem Spiele des Zufalls.

Denn daß es einen Zufall gibt, läßt ſich unmöglich in Abrede ſtellen. Man unterſcheide nur ſtreng zwiſchen inneren Urſachen und äußeren, zwiſchen Bedingungen, ohne welche ein Ereigniß nicht eintreten kann, und der eigentlichen bewirkenden Urſache, aus welcher es unmittelbar hervorgeht. Mag immerhin von den verſchiedenen Möglichkeiten immer nur eine ſich verwirklichen und inſofern die Behauptung berechtigt ſein, daß nichts anderes eintreten konnte als das, was wirklich eintrat, ſo iſt doch andererſeits ebenſo gewiß, daß niemand, nicht einmal Apollo, alles Zukünftige vorherwiſſen kann. Auch er konnte nur das wiſſen, was durch äußere Verhältniſſe vollſtändig bedingt iſt, unmöglich dagegen dasjenige, was erſt aus der Thätigkeit des freien Willens hervorgeht. Das Daſein eines ſolchen wird ſchon allein aus dem Umſtande erwieſen, daß wir uns und andere für unſere Handlungen verantwortlich machen. Und ſelbſt die eigene Erkenntnißtheorie der Stoiker nöthigte einen Chryſipp, zwiſchen Fatalismus und Annahme von Willensfreiheit einen Mittelweg zu ſuchen, der freilich unhaltbar iſt. Andererſeits erweiſt ſich Epikur's Erklärung der Willensfreiheit durch die Ablenkung der Atome in ihrer Fallbahn als ganz unzureichend.

Mag das auf allen Gebieten gleiche ſkeptiſche Ergebniß der Kritik des Klitomachus unbefriedigend erſcheinen, ſo wird man doch ſeinen Scharfſinn und ſeiner wiſſenſchaftlichen Methode die verdiente Anerkennung nicht verſagen dürfen.

Literatur: Brandis, Handb. d. Geſch. d. griech.-röm. Philoſ. III, 2, S. 184 fg. — Zeller, Philoſ. d. Griechen III, 1^3, S. 497—527. — R. Hirzel, Unterſuchungen zu Cicero's philoſ. Schriften Bd. 1, S. 32—45. 243 (Leipzig 1877). — B. Kriſche, Ueber Cicero's Akademika in den Göttinger Studien (1845), 2. Abth., S. 126—200. — Th. Schiche, De fontibus libror. Ciceronis qui sunt de divinatione (Jena 1875). — K. Hartfelder, Die Quellen von Cicero's 2. B. de divinatione (Freiburg i. B. Progr. des Gymnaſiums 1878).
(E. Wellmann.)

Kloaken, ſ. Cloake.

KLOBEN oder **FLASCHE** iſt ein Theil des Flaſchenzuges (ſ. d.), beſtehend aus einem eiſernen oder

Digitized by Google

hölzernen, mit einem Haken verſehenen Gehäuſe, in welchem eine oder mehrere eiſerne oder hölzerne Rollen gelagert ſind. — Klobenzug iſt ſoviel wie Flaſchenzug. Feilkloben iſt ein zangen-, reſp. ſchraubſtockartiges Werkzeug des Schloſſers, mittels deſſen er kleine zu bearbeitende Gegenſtände feſthält, um ſie unter gleichzeitiger, meiſt in einer Drehung beſtehender Bewegung der Hand mit der Feile bearbeiten zu können. *(W. H. Uhland.)*

KLÖBER (August Karl Friedrich von), Maler, geboren zu Breslau am 21. Aug. 1793, geſtorben zu Berlin am 31. Dec. 1864. Urſprünglich für die militäriſche Laufbahn beſtimmt, kam er bereits 1805 in das Kadettenhaus in Berlin; da dieſes aber ein Jahr darauf aufgelöſt wurde, erhielt er in Glatz von einem Prediger die Erziehung. Der erſte Lebensplan wurde aufgegeben und Klöber wollte ſich nun der Architektur widmen, beſuchte zu dieſem Zwecke auch ſchon die Bauſchule zu Breslau, doch ſcheint er auch auf dieſem Gebiete ſich nicht heimiſch gefühlt zu haben, weshalb er die Schule verließ und 1810 zu Berlin in die Kunſtakademie trat, um ſich hier zum Maler heranzubilden. Der Malerei blieb er denn auch treu und zwar mit großem Erfolge, ſodaß er ſomit ſeinen rechten Beruf getroffen hatte. Nachdem er noch als Freiwilliger den Feldzug gegen Frankreich mitgemacht hatte, begab er ſich ſodann nach Wien, wo er ſeine künſtleriſche Thätigkeit zwiſchen Studiren und Porträtiren theilte. Als Bildnißmaler hatte er unter andern auch Beethoven und Grillparzer gemalt. Seine Studien pflegte er im Belvedere, das er fleißig beſuchte und wo er die zahlreichen Werke Rubens', der Venetianer wie Correggio's zum Ausgangspunkt ſeiner Studien nahm, die auf ſein ſpäter erworbenes blühendes Colorit den wohlthuendſten und nachhaltigſten Einfluß übten.

Im J. 1820 nach Berlin zurückgekehrt, fand er ein neues Feld für eine reiche Thätigkeit, indem ihm Schinkel die Decorirung des neuen Schauſpielhauſes anvertraute. Er componirte zu dieſem Zwecke allegoriſche Darſtellungen ſowie Scenen aus dem Apollo-Mythus, die in Friesform im Foyer und im Concertſaale ausgeführt wurden. Bald danach zog er nach Italien, das ihn ſieben Jahre feſthielt. Hier ſprach ſeinen Kunſtgenius beſonders die Kunſt des Cinquecento mächtig an und blieb nicht ohne Wirkung auf ſeine fernere Kunſtübung. Bereichert mit lebendigen Ideen, ſchönen Formen und reichen Erfahrungen, kehrte er nach Berlin zurück, wo er Gelegenheit fand, die gewonnenen Erfahrungen auf verſchiedene Weiſe zu bethätigen.

Wenn er es einerſeits nicht verſchmähte, Entwürfe für Gemälde, die in der Königl. Porzellanmanufactur dann auf Prachtvaſen ihre Verwendung fanden, zu entwerfen, ſo wurde er auch zur Ausſchmückung von öffentlichen wie Privatgebäuden vielfach in Anſpruch genommen. Trotzdem blieb ihm noch Zeit genug übrig, in Staffeleibildern ſeine graziöſen Compoſitionen zu verkörpern und faſt in jeder Kunſtausſtellung ſich neue Bewunderer und Freunde zu erwerben.

Wenn wir jetzt ſeinen Wandmalereien unſere Aufmerkſamkeit zuwenden, ſo müſſen wir die verſchiedenen Baulichkeiten beſuchen, in denen Klöber ſeine Kunſt verewigt hat. Sein Verdienſt bei dieſen Gemälden beſteht vorzüglich darin, daß er ſich ſtets an die Architektur und an den Zweck des Baues anlehnte und nur als deſſen Decorateur gelten wollte. Dadurch hat er ſeine Kunſt in die ſchönſte Harmonie mit dem Ganzen gebracht und ſich zugleich Geltung und Anerkennung erworben.

Zu den Arbeiten dieſer Richtung gehören die Figuren der Evangeliſten Matthäus und Marcus in der neuen Schloßkapelle in Berlin, dann die Wandgemälde in einem Zimmer im Marmorpalais von Potsdam, in der Königl. Loge des Opernhauſes, im Victoriatheater, in der Halle des kronprinzlichen Palais mit mythologiſchen und allegoriſchen Darſtellungen ſowie einige der Provinzen im Weißen Saale des Königl. Schloſſes. Zu ſeinen hervorragendſten Werken dieſer Art aber gehören die Wandgemälde, die nach ſeinen Compoſitionen und unter ſeiner Leitung in der neuen Börſe in Berlin in Stereochromie 1863 ausgeführt wurden.

Der Künſtler verſtand es, das Alltägliche mit Geſtalten der claſſiſchen Mythologie zu verweben und damit dem erſteren eine höhere Weihe zu verleihen. In zwei Gemälden wird auf die Doppelbeſtimmung des Saales, der Producten- und Fondsbörſe zu dienen, Rückſicht genommen, und wir ſehen dies auf folgende Art ausgedrückt: Zwerge ſchaffen koſtbares Erz aus der Erde, aus dem einerſeits das Rad und andererſeits das klingende Geld geſchaffen wird, die beiden Vehikel des Handels. Es erſcheint Hermes, den Geldbeutel in der Rechten haltend, den er von Hephäſtos empfangen, neben ihm ſchweben die Geſtalten des Friedens und der Fortuna mit dem Füllhorn. Damit iſt die ethiſche Beziehung des Handels betont. Der zweite Theil iſt der Darſtellung der Handelsblüte eines civiliſirten Volkes geweiht. Hier ſehen wir Boruſſia mit dem Handelsgeſetzbuche, die Staatsdruckerei, aus der das Papiergeld hervorgeht, den Eiſenbahnverkehr; im Grunde erblickt man im Hafen eine große Anzahl von Maſten der Handelsſchiffe. Was das zweite Gemälde anbelangt, das ſich auf die Productenbörſe bezieht, ſo erblicken wir hier, als die dominirende Göttin, Rhea, zu ihren beiden Seiten Holzhauer, Fiſcher, Jäger, Hirten und Ackersleute, die mit reichem Ernteſegen heimkehren. Irdiſches Glück begleitet den Segen der Erde und ſein Ausdruck ſind die Lebensluſt und Freude, die hier durch Dionyſos und Aphrodite ihren künſtleriſchen Ausdruck finden.

Wenn wir noch auf ſeine Staffeleibilder einen Blick werfen, ſo finden wir, daß der Künſtler ſeine Stoffe gern den poetiſchen Gebieten der Mythologie entlehnte, und wenn er zuweilen zur Bibel griff, den Gegenſtand doch mit einer ziemlich graziöſen Hülle umwebte. Wir nennen unter dieſen Bildern, die ſich noch im Andenken lebhaft erhalten haben, da die beſten modernen Stecher dieſelben auf die Kupferplatte übertrugen: Rebeka, Bacchus von Nymphen zum Bad getragen (1830), ein griechiſches Blumenmädchen (1833), Bacchus, ſeine Panther tränkend, Tod des Adonis, Sakuntala (1834),

Digitized by Google

Jubal als Erfinder der Flöte (1839). Derſelben Zeit gehört die Pferdeſchwemme und Amor mit Pſyche (in der Nationalgalerie an). Ferner: Mercur (1856), Perſeus und Andromeda (1857). Am bekannteſten dürfte ſein Amor, der die Pfeile ſchärft, ſein, da er von G. Seidel geſtochen wurde. Seit 1829 war Klöber Profeſſor und Mitglied der Akademie (ſ. Roſenberg: Die berliner Malerſchule). *(J. E. Wessely.)*

KLÖDEN (Karl Friedrich von), vielſeitiger Gelehrter und Schulmann, iſt geb. 21. Mai 1786 in Berlin und ſtarb am 9. Jan. 1856 ebenda. Er gehörte einer der älteſten Adelsfamilien der Mark Brandenburg an, welche aus Franken eingewandert war; das Familienwappen der Klodene, zwei in einen Steinhaufen geſteckte Hellebarten, iſt daſſelbe wie das der Partenſtein in Schwaben, der Habern in Franken, der Sturmfeder von Oppenweiler in Würtemberg, der Stickel von Schwäbiſch-Hall, alle in Schwaben und Franken angeſeſſen. Es ſcheint, daß einer der Partenſteine an dem Kreuzzuge gegen die Wenden in der Priegnitz theilgenommen hat und von Albrecht dem Bären mit dem Dorfe Klodenei, verdeutſcht Klodene, in der Nordmark belehnt worden iſt, deſſen Namen er dann annahm; 1170 wurde die Oberlehnshoheit auf das Domkapitel zu Havelberg übertragen. Kläden, gleichwerthig mit Klöden, Badingen und Gohre in der Altmark ſind die alten Lehnsgüter der Klöden, unweit ſüdſüdöſtlich von Bismark. Der erſte Klöden, welcher ſich genannt findet, iſt Peter, um das Jahr 1188, wo er Clodene ſchon beſaß; er war alſo Zeitgenoſſe Barbaroſſa's und Albrecht's des Bären. Der bedeutendſte Mann aber aus der Reihe der 21 Generationen war Kaspar (welcher ſich zeitweiſe auch Kläden ſchrieb), brandenburgiſcher Schloßhauptmann und Hofmarſchall des Kurfürſten Joachim Friedrich zu Kölln an der Spree, Gemahl der reichen Roſina von Hain aus Sachſen, welcher jedem ſeiner fünf Söhne ein Rittergut beſtimmte. Er ſtarb im J. 1604 und wurde in der Petrikirche zu Berlin beigeſetzt.

Karl Friedrich's Vater, der 1751 geborene und 1809 verſtorbene Joachim Friedrich, verlebte ſeine Jugend bei ſeinem Vater auf dem Stammgute Klöden als ein echter Junker; er lernte in der Dorfſchule ſehr wenig, trieb aber eifrig alle einem Edelmanne nöthigen Künſte. Seinem dringenden Verlangen, Militär zu werden, ſtand ſein Vater hartnäckig entgegen; infolge deſſen verließ er heimlich das Vaterhaus, ging nach Berlin und trat bei der Artillerie ein; um den Nachforſchungen zu entgehen, gab er ſeinen Adel auf und ſchrieb ſich ſtatt Kläden fortan Klöden. Sein Vater ſagte ſich gänzlich von ihm los. Im J. 1782 wurde das Gut ſubhaſtirt. Der Artillerie-Unteroffizier Joachim Friedrich heirathete dann 1783 die Chriſtiane Dorothea Willmanns, welche ihm 6 Kinder gebar, von denen aber vier ſehr früh ſtarben. Nach 24 kümmerlich verlebten Dienſtjahren ging er 1792 mit gegen Frankreich ins Feld und erhielt 1793 als Civilverſorgung den Poſten eines Acciſe-Aufſehers zu Preußiſch-Friedland in Weſtpreußen, im J. 1796 aber den eines Thoreinnehmers zu Märkiſch-Friedland. Karl Friedrich war damals acht Jahre alt; ſeine treffliche Mutter ſtarb zu Ende 1806.

Karl, welcher ſich noch der Zeit, wo er in der Kaſerne in der Friedrichſtraße wohnte und der Jahre des Elends und des Hungers erinnerte, die er als Straßenjunge in Berlin verbrachte, kam 1796 in die Stadtſchule zu Friedland. Freude an Büchern, ein gutes Gedächtniß, die Nachhülfe ſeitens der Mutter, des Rectors und des Superintendenten förderten ihn nach Wunſch, und ſein Verlangen, mehr zu lernen, wuchs ſtetig. Sein Sehnen ſtand nach einem Gymnaſium und dann nach der Univerſität. Aber bei der dürftigen Lebenslage mußte anders entſchieden werden; 15 Jahre alt, wurde er 1801 zu einem Bruder ſeiner Mutter, welcher Goldarbeiter war, nach Berlin in die Lehre gegeben; er verließ zu dieſem wichtigen Schritte das Vaterhaus, und zwar mit zwei Thalern in der Taſche. Damit begannen die ſchrecklichen Jahre der Lehrzeit, wo er als Burſche zu den niedrigſten Hausarbeiten, unter der unwürdigſten Behandlung, verwendet wurde. In ſeinem kalten Bodenverſchlage benutzte er aber jede Mußeſtunde, um die irgend erreichbaren Bücher über Mathematik, Phyſik, Geſchichte, namentlich auch Reiſebeſchreibungen, emſig zu ſtudiren; er verſuchte auch Italieniſch zu lernen, weil es ihn ſehnſüchtig nach Italien zog. Im Intereſſe ſeiner Goldarbeit fing er 1804 an, das Graviren zu üben; bald vervollkommnete er ſich darin, und wurde dann 1806 als Geſelle ausgeſchrieben. Mittlerweile hatte er ſich auch in das Kartenzeichnen und die Kartenprojection eingearbeitet und förderte ſich fleißig als Graveur und Schriftſtecher, ertheilte daneben auch Unterricht im Guitarreſpiele. Da der Verdienſt nun immer beſſer wurde, heirathete er, $23\frac{1}{2}$ Jahre alt, Johanna Heyl, die Tochter des Küſters an der Böhmiſchen Kirche. Seine Studien aber ſetzte er aufs eifrigſte fort.

Mehrere geographiſche Arbeiten verſchafften ihm Bekanntſchaften, und darunter namentlich die des Dr. Plamann, des Vorſtehers einer Peſtalozzi'ſchen Erziehungsanſtalt in Berlin, welche für ihn folgenreich wurde. Dieſer forderte ihn auf, ſich dem Lehrfache zu widmen und beſchäftigte ihn zu dieſem Behufe mit einigen Stunden. Dabei lernte er die übrigen bei dieſer Anſtalt beſchäftigten Männer kennen: Frieſen, Jahn, Harniſch, Zernial, Schmidt, Eiſelen, Hellwig u. ſ. w. Zugleich trat er mit der Schropp'ſchen Kartenhandlung in Verbindung; dieſe beſchäftigte ihn mit geographiſchen Arbeiten, und das wurde nun ſeine Hauptbeſchäftigung. Als im J. 1812 Frieſen und Jahn nach Breslau gingen, übertrug Plamann ihm den Unterricht in der Geometrie, Formenlehre und Mineralogie, und er trat ſomit als ordentlicher Lehrer ein, mußte ſich aber, was ſchwierig war, von der Peſtalozzi'ſchen Methode abhängig machen. Daneben hörte er Vorleſungen über Mineralogie, Geognoſie und Phyſik und zeichnete Karten. — Im J. 1814, als ihm ſchon ſein Sohn Guſtav Adolf geboren war, forderte ihn der ihm befreundete Dr. Zernial auf, mit ihm Lateiniſch und Griechiſch zu treiben; das geſchah eifrig, und ſchon am 10. Sept. wurde er als Studioſus immatricu-

Digitized by Google

ſirt. Ungeachtet aller Vorliebe für die Naturwiſſenſchaften wurde er dennoch, um eine Ausſicht auf eine einſtige feſte Lebensſtellung zu gewinnen, Studioſus der Theologie. Die naturwiſſenſchaftlichen Vorleſungen wie die theologiſchen wurden ununterbrochen fortgeſetzt, die Lehrſtunden gegeben, viele Karten gezeichnet, und ſo verſtrichen die Jahre. Einmal hat er auch gepredigt; aber es war für einen ſo klaren Kopf das theologiſche Studium doch nicht das geeignete: die Dogmen der orthodoxen Lehren zeigten ſich nicht in Uebereinſtimmung mit dem einen, echten Chriſtenthum; und ſo wurde die beſſere Gotteserkenntniß doch aus der Natur erwartet und entnommen.

Nach vierjähriger Thätigkeit an der Plamann'ſchen Anſtalt wurde er durch Vermittelung des Regierungs- und Schulrathes von Türk in Potsdam als erſter Lehrer und ſpäter als Director des in Potsdam neu gegründeten Schullehrer-Seminars berufen, und zwar am 2. Nov. 1817; am 15. ſiedelte er nach Potsdam über, begann am 1. Dec. den Unterricht und wurde im December 1818 der Director des Seminars.

Im J. 1820 wurde neben dem Seminare und der damit verbundenen Seminarſchule noch eine mit dem Königl. Gewerbeinſtitute in Verbindung ſtehende Gewerbe- oder Handwerksſchule errichtet, deren Leitung ihm ebenfalls übertragen wurde. Mit dem J. 1821 übernahm er auch die meteorologiſchen Beobachtungen für den Regierungsbezirk Potsdam. Im J. 1823 erſchien ſein Werk über die Erdgeſtaltung, für welches ihm der König die große goldene Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft verlieh. — Im J. 1824 erhielt er durch Vermittelung des Regierungsrathes und Bürgermeiſters von Bärenſprung in Berlin den Ruf als Director der neu in Berlin zu gründenden Gewerbeſchule, welche durch die Communalbehörde die Beſtimmung erhielt, den künftigen Gewerbetreibenden der höheren Sphäre alle diejenigen Kenntniſſe in ausreichendem Maße zu lehren, welche der vorgeſchrittene Zuſtand der Gewerbe erfordere und wie dieſelben in den Gymnaſien oder durch Privatunterricht nicht erreicht würden, alſo hauptſächlich die naturwiſſenſchaftlichen. Er nahm die Berufung an, und nachdem er aus ſeinem bisherigen Amte ehrenvoll entlaſſen war, übergab er das Seminar am 28. Juni an ſeinen Nachfolger und traf Anfang Juli in Berlin ein. Hier wurde die neue Anſtalt am 18. Oct. 1824 eröffnet. Bald danach erhielt er den Antrag, zugleich die neue Einrichtung des eben herzuſtellenden Köllniſchen Real-Gymnaſiums unentgeltlich zu übernehmen; aber da das Maß der Arbeiten gefüllt war, ſo übergab er dieſes am 1. Oct. 1827 einem neuen Director. Vom J. 1825 an hielt er in jedem Winter vor einem gemiſchten Publicum, das ſich ſo zahlreich anmeldete, daß er zeitweiſe den Curſus doppelt leſen mußte, populäre Vorleſungen, einmal über phyſiſche Geographie, dann über Aſtronomie, über Wärme u. ſ. w., und vom J. 1831—1851 im Winter auch Vorleſungen für Handwerker. Im J. 1833 erhielt er den Rothen Adlerorden vierter Klaſſe. In dieſen Jahren beſchäftigte er ſich viel mit der mineralogiſchen und geognoſtiſchen Beſchaffenheit der Mark Brandenburg, ſowie mit den Verſteinerungen derſelben und ließ über die letzteren ein beſonderes Werk 1834 erſcheinen. — In dieſer Zeit nahm ſeine wiſſenſchaftliche Neigung und Beſchäftigung eine unerwartete andere Richtung, indem er ſich ganz auf hiſtoriſche Forſchungen für die Mark Brandenburg warf. Als erſtes Reſultat ſeines Quellenſtudiums erſchien ein Bild eines etwa 50 Jahre umfaſſenden Zeitabſchnittes aus der Geſchichte der Mark, durch die freiſchaffende Phantaſie lebendig geſtaltet und der Anſchauung nahe gebracht, nämlich „Die Quitzows und ihre Zeit", in 4 Bänden, 1836 und 1837. Die Wirkung, die Theilnahme und der Beifall waren ungewöhnlich und erfreulich. Es folgte „Ueber die Entſtehung, das Alter und die früheſte Geſchichte der Städte Berlin und Kölln" und „Geſchichte der Marienverehrung". Im J. 1844 erſchien in 4 Bänden ſeine „Diplomatiſche Geſchichte des Markgrafen Waldemar von Brandenburg". Im nächſten Jahre wurde er Ritter des anhaltiniſchen Geſammthaus-Ordens Albrecht's des Bären. Seine nicht öffentliche, ſondern mehr verborgene Thätigkeit und ſein Werth kam 1851 zur Anerkennung in ſeiner Wahl zum Großmeiſter der Großloge von Preußen, genannt Royal-York zur Freundſchaft.

Im J. 1854 trat ein anderes Ergebniß langjähriger Studien und Arbeiten an das Licht, die „Geſchichte einer Altmärkiſchen Familie" (nämlich der von Klöden'ſchen). Zu Anfang des vorhergehenden Jahres hatte er im Intereſſe ſeiner Nachkommen einen Schritt gethan, welchen er für einen pflichtgemäßen hielt, nämlich die Bitte an den König, ihm die Wiederaufnahme des durch Documente über Abſtammung und Geburt nachgewieſenen Adels zu geſtatten, welche Bitte durch Allerhöchſten Erlaß vom 25. Jan. 1853 gewährt wurde.

Im J. 1852 hatte ihn zum erſten mal ein bedenklicher Schlaganfall getroffen und er wurde nun am 22. Sept. 1855 in den wohlverdienten Ruheſtand verſetzt. Noch einige male wiederholten ſich ſolche Anfälle und am 9. Jan. 1856 erlag er dem letzten derſelben.

Aus dem Nachlaſſe hat ſein Enkel, der Major Max Jähns, die von dem Dahingeſchiedenen ſelbſtverfaßten „Jugend-Erinnerungen K. F. v. K., Leipzig 1874" herausgegeben, welche, in hohem Maße feſſelnd, ein ſeltenes Culturbild aus einem wichtigen Zeitabſchnitte entrollen, zugleich ein Bild einer Geiſtes- und Lebensentwickelung, wie dieſelbe nicht oft zu Tage tritt, vor das Auge ſtellen, nämlich das eines Mannes, der ganz durch eigene aushaltende Kraft und von unwiderſtehlichem Wiſſensdrange getrieben, ſich aus den niedrigſten und mittelloſeſten Verhältniſſen hindurchringt bis zu einer Lebensſtellung, wie ſich eine ſolche nur irgendeiner wünſchen kann in Bezug auf ſegensreiches Einwirken auf ſeine Mitbürger, auf fruchtreiche Thätigkeit, auf Befriedigung gewährende ſchöpferiſche Arbeitsreſultate und auf eine hochgeachtete Stellung unter ſeinen Zeitgenoſſen.

Aus der großen Zahl ſeiner veröffentlichten Arbeiten nenne ich noch: „Ueber die Geſtalt und Urgeſchichte der Erde" (2. Aufl. 1829); 10 Schulprogramme, enthaltend „Beiträge zur mineralogiſchen und geognoſtiſchen Kennt-

Digitized by Google

niß der Mark Brandenburg" (1828—1837); 3 Schulprogramme, enthaltend „Erläuterungen einiger Abſchnitte des alten berliniſchen Stadtbuches" (1838—1840); 3 Schulprogramme, enthaltend „Ueber die Stellung des Kaufmanns im Mittelalter" (1841—1843); 8 Schulprogramme, enthaltend „Beiträge zur Geſchichte des Oderhandels" (1845—1852; die Fortſetzung, die aber nicht zu Ende geführte umfangreiche weitere Geſchichte, iſt im Märkiſchen Muſeum niedergelegt); „Anleitung zur Sternenkenntniß vermittels eines für den Horizont von Berlin entworfen Aſtrognoſticons" (1832); „Der Sternenhimmel" (Weimar 1848); „Nachrichten zur Geſchichte des Geſchlechts der Herren von Kröcher" (1852); „Andreas Schlüter" (1855) und zahlreiche vereinzelte Aufſätze, ſowie kleinere Publicationen. Aus frühheſter Zeit: Gebirgs- und Gewäſſerkarte von Europa, Weſtaſien und Nordafrika (1813—1814); Karte der ruſſiſchen Länder an der Oſtſee und der benachbarten Gegenden, 16 Blatt (1814—1816); Sieben Blätter zur weſtlichen Fortſetzung der Gottholdt'ſchen Karte von Deutſchland u. ſ. w. (1815); Landeskunde von Paläſtina mit Karte (1817); Karte von Norddeutſchland, von der Oder bis zur Maas (2 große und 2 kleinere Blätter 1815—1817). *(G. A. von Klöden.)*

KLODNITZ, ein rechter Nebenfluß der Oder in Oberſchleſien, Reg.-Bez. Oppeln. Sie hat ihre Quelle auf dem Plateau von Nikolai, Kreis Beuthen, nicht weit von Biala-Brzeskogora im Steinkohlengebirge, fließt zuerſt nach Nordweſten und von Plawniowitz nach Weſten. Sie mündet nach einem 75 Kilom. oder 10 geogr. Meilen langen Laufe, 16 Meter breit, unterhalb Koſel. Bei Gleiwitz, wo tertiäre Schichten in ihrem Laufe hervortreten, beginnt für ſie ein freies Thal. Bis Laband tritt mehrfach Muſchelkalk, bei Ujeſt wiederum Tertiärkalk hervor. Rechts nimmt ſie bei Gleiwitz das Beuthener Waſſer und bei Plawniowitz die Drama auf. Von oberhalb Gleiwitz, bei Zabrze, beginnt in 214,6 Meter Höhe der die Klodnitz begleitende Klodnitz-Kanal 45,664 Kilom. lang. Vom Mundloche des Hauptſchlüſſel-Stollens bei Zabrze bis zur königl. Eiſengießerei zu Gleiwitz iſt die Länge 1,5 Kilom., von Gleiwitz an hat der Kanal 18 Schleuſen von 36,6 Meter Länge, 4 Meter Breite und 1,2 Meter Tiefe; die geringſte Tiefe des Kanals iſt 1,3 Meter. Er kann höchſtens von Schiffen von 60 Tonnen befahren werden und ſteht jährlich 12 Wochen in Eis. Die Klodnitz muß zu ſeiner Speiſung und zum Betrieb der anliegenden Werke ihr Waſſer hergeben und es ſind daher Pfähle angebracht, welche angeben, bis zu welcher Tiefe der Waſſerſtand nur ſinken darf. Das Gefälle des Kanals beträgt 49 Meter. Im J. 1873 ſind auf ſeine Unterhaltung 12,063 Mark verwendet worden. Der die Kreiſe Beuthen, Toſt und Koſel berührende Kanal wurde 1790—1806 mit einem Aufwande von 1,800,000 Mark angelegt und ſeit 1816 bedeutend erweitert. Im oberſten Theile, in Stollen des Steinkohlen-Bergwerkes, kann er nur von Einem Kahne befahren werden; von Gleiwitz an dient er zur Fortſchaffung der verſchiedenen Bergwerksproducte, namentlich von Kohlen, Zink und groben Eiſenwaaren. *(G. A. von Klöden.)*

KLONOWICZ iſt einer der hervorragendſten polniſchen Dichter des 16. Jahrh., der nicht durch ſeine Geburt und nicht durch ſeine geſellſchaftliche Lebensſtellung, ſondern durch die eigenthümliche Richtung ſeines dichteriſchen Schaffens ſich einen bedeutenden Namen erworben hat. Er ſchrieb lateiniſche und polniſche Gedichte, durch die er ſich wegen der vorwaltenden Neigung zu rückſichtsloſer Offenheit und Satire ebenſo ſehr den Widerſpruch vieler Zeitgenoſſen zugezogen wie den Beifall der Nachwelt geerntet hat.

Fabian Sebaſtian Klonowicz (Acernus) iſt um das J. 1545[1]) in Sulmierzycc in Großpolen geboren. Sein Vater, Klon (Acer), war Bürger in dem genannten Städtchen und Beſitzer eines kleinen Gutes an der Orla.[2]) In der heimiſchen Schule in den Elementen unterwieſen, wurde er als Jüngling behufs Vollendung ſeiner Ausbildung ins Ausland geſandt; wohin er ging, iſt nicht bekannt, wahrſcheinlich nach Ungarn, er erwähnt auch ſeinen Aufenthalt in Böhmiſch-Krumau.[3]) In die ſechziger Jahre fallen ſeine Studien auf der krakauer Univerſität[4]), wo er ſich nach einem ungenauen Ausdrucke ſeines erſten Biographen, Starowolſki, den wiſſenſchaftlichen Grad er-

---

1) Starowolski, Hecatontas Scriptorum Polonorum, 1625, gibt als Todesjahr Klonowicz' das J. 1608 an mit dem Zuſatze, daß er 57 Jahre alt geworden. Das daraus ſich ergebende Geburtsjahr 1551 iſt ſeit jeher von allen Biographen Klonowicz' wiederholt worden und ſteht auch auf dem Denkmale in Sulmierzycc, indeß ſpricht dagegen die Aeußerung des Dichters ſelbſt in dem Gedichte Worek Judaszów (Judas' Seckel) 1600, er habe vor 40 Jahren (1560) Reiſen in Ungarn und Mähren gemacht; da überdies in einem vor kurzem (im Athenäum 1882, Märzheft) mitgetheilten Empfehlungsſchreiben Klonowicz' ſeitens des Magiſtrats in Sulmierzycc geſagt iſt, er habe in ſeiner Heimatſtadt a prima pueritia usque ad aetatem adultiorem den Elementarunterricht genoſſen, um dann in fremde Länder zu gehen, ſo liegt die Wahrſcheinlichkeit nahe, daß auch die Reiſe nach Ungarn erſt in die Zeit der Pubertätsjahre fällt. Die Angabe Starowolski's, Klonowicz ſei 1608 geſtorben, iſt nach neueren urkundlichen Mittheilungen Detmerski's (Athen. l. l.) unrichtig, der Dichter ſtarb vielmehr 1602, aber die andere Angabe Starowolski's, welche ihn 57 Jahre alt ſterben läßt, ſtimmt ſo ſehr zu den uns bekannten Thatſachen, daß ſie mit großer Wahrſcheinlichkeit vermuthet werden kann. In dieſem Falle iſt als Geburtsjahr 1545 anzuſetzen. 2) Empfehlungsſchreiben des Magiſtrats von Sulmierzycc, Athenäum 1882, Märzheft „propter maiorem tum morum tum studiorum profectum ad exteras etiam regiones et civitates concessit". 3) In Worek Judaszów erwähnt er (Geſang I, Abſchnitt 8), er habe (im J. 1560) in Pezinek in Ungarn geſehen, wie „Menſchenhändler" bethörte Burſchen den Türken ausgeliefert hätten. In jener Zeit wird er Mähren beſucht haben. 4) Daß Klonowicz in Krakau ſtudirte, meldet Wielewicki in Historici diarii domus professae Cracoviensis Soc. Jesu (Manuſcript), welcher ihn Academicum Cracoviensem (S. 94) und olim Cracoviensis Academiae alumnum nennt (Citate bei Muczkowski, Rękopisma Radyminskiego (S. 122); Klonowicz ſelbſt ſagt in Actio in Jesuitas prima 1590: „tamen neque inter tam praeclaros magistros neque discipulos (Academiae Cracoviensis) videmus illos, qui possent aliquo genere eruditionis cum illis antiquis scholae nostrae magistris et doctoribus contendere". Daß Klonowicz eine auswärtige Univerſität beſucht habe, iſt trotz des Ausdrucks im Empfehlungsſchreiben studiorum causa ad exteras regiones concessit nicht wahrſcheinlich.

Digitized by Google

ſtarb.[5]) Danach ſcheint er ſich in Lemberg und zwar als Magiſtratsbeamter aufgehalten zu haben, darauf weiſen mehrere Aeußerungen in dem lateiniſchen Gedichte Roxolania 1584, welches er dem „Lemberger Senat“ widmete und in welchem er wiederholt von dem Rathhauſe und den Rathsherren nicht ohne Grund in pietätsvollen Ausdrücken ſpricht.[6]) Von Lemberg aus hat er, wie anzunehmen iſt, in den ruſſiſch-polniſchen Ländern Reiſen gemacht, ſah Kamieniec, Kiew, Belz, Horodlo, Zamość, Chelm und andere Städte und deren Umkreis, überall Land und Leute mit Intereſſe und warmer dichteriſcher Empfindung betrachtend. Das Ziel der Reiſe ſcheint Lublin geweſen zu ſein, die wichtige Handelsſtation zwiſchen dem Weſten und dem Oſten, wo er bis zu ſeinem Lebensende verbleiben ſollte. In Lublin tritt Klonowicz ſchon im J. 1574 als Rathsſchreiber auf nach dem Ausweiſe der Rathsbücher dieſer Stadt, in denen er die geſchäftlichen Eintragungen mit Wünſchen für das Gemeinwohl in wohlklingenden Diſtichen begleitete.[7]) Im J. 1583 wurde Klonowicz, nachdem er drei Jahre zuvor Agnes Wiślicka, die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns in Lublin, geheirathet hatte, zum Schöffen gewählt und verblieb in dieſem Amte eine Reihe von Jahren.

In dieſer Zeit beginnt für den Dichter die Epoche eines bewegten, mehr von Sorgen und Betrübniſſen als von Glück und Anerkennung erfüllten Lebens. Einerſeits gewinnt Klonowicz, der durch ſeine Gedichte Philtron 1582, Roxolania 1584, ſeine polniſchen Klagegedichte auf den Tod Kochanowſki's 1585, durch ſein umfaſſendes Gedicht Victoria Deorum 1587 die Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt hatte, die Achtung und Freundſchaft angeſehener Männer, vornehmlich Joſeph Wereſzczyńſki's und Zamojſki's, von denen der erſte, Biſchof von Kijow und Abt von Sieciechow, bekannt als Redner und politiſcher Schriftſteller, Klonowicz zur Belohnung für ſeine Verdienſte 1588 eine ausgerodete Waldpartie von 10 Hufen Acker vom Kloſtergute von Sieciechow gegen den geringen Jahreszins von 100 polniſchen Gulden zur Anlage einer Wirthſchaft mit freier Waldnutzung und Hütung und mit der Freiheit der Anlage von Mühlen, Fabriken u. ſ. w. zuwies[8]); der andere, der Kanzler und Kronfeldherr Joh. Zamojſki, ließ bei der Gründung einer Hochſchule zu Zamość an Klonowicz den ehrenvollen Ruf ergehen, die Superintendentur der neu zu errichtenden Schule und ein Lehramt an ihr zu übernehmen. Die Verhandlungen, welche der Kanzler von Bendzin aus durch ein Schreiben vom 14. Febr. 1589 einleitete, führten zum günſtigen Erfolg, wie die Ernennung vom 9. Juni deſſelben Jahres und der Umſtand zeigt, daß Klonowicz in einem Proceſſe gegen ſeine Schwiegermutter im J. 1591 ſein Nichterſcheinen vor Gericht damit motivirte, daß er im Dienſte des Kanzlers Zamojſki ſtehe.[9]) Die Beſoldung betrug 120 polniſche Gulden. Andererſeits beginnen in den achtziger Jahren ärgerliche und kränkende Proceſſe Klonowicz' mit ſeiner Schwiegermutter, der verwitweten Wiślicka (nachher zum zweiten mal verheiratheten Frau Bachus), in der Erbſchaftsangelegenheit Wiślicki's, welcher Klonowicz noch 1580 zum Adminiſtrator ſeines Vermögens eingeſetzt, durch ſein Teſtament bald darauf ſeiner Frau 300 polniſche Gulden und freie Wohnung für den Fall, daß ſie Witwe bleibe und auch bei erfolgter Wiederverheirathung in dem Falle der Nichtauszahlung der genannten Summe beſtimmt hatte. Die Schwiegermutter, welche als eine zügelloſe, verſchwenderiſche und jähzornige Perſon geſchildert wird[10]), beſtand, obgleich ſie das in Waaren und andern Vorräthen beſtehende bewegliche Vermögen ihres verſtorbenen Mannes verſchleudert hatte, auf die Zahlung der 300 Gulden, mußte durch gerichtliche Execution aus dem Hauſe entfernt werden, wirkte ſich aber einen königlichen Befehl aus und wurde trotz der gerichtlich verſuchten Gegenwehr Klonowicz' ins Haus wieder eingeführt. Der Proceß, durch ein Uebereinkommen (gegen Zahlung von 150 Gulden) zeitweiſe geſchlichtet, wurde wieder aufgenommen, durch misliebige neue Vorkommniſſe und Klagepunkte verwickelt und erſt kurz vor dem Tode Klonowicz' 1602 durch Verkauf des Hauſes an Sladkowſki beendigt, der die Witwe befriedigte.[11]) Das Leben des Dichters war auch durch andere ärgerliche Proceſſe[11]) verbittert, die ihm ſicher die Ruhe raubten, die aber nicht vermochten, die Achtung ſeiner Mitbürger für ihn zu ſchmälern, denn oft genug wurde Klonowicz von Bürgern der Stadt Lublin zum Vormund von Minderjährigen oder zum Curator eines Nachlaßvermögens ernannt.[12])

Seine Thätigkeit in Zamość, wo Zamojſki ſich verpflichtete, ein Haus für ihn bauen zu laſſen, ſcheint nicht von langer Dauer geweſen zu ſein, denn in dem J. 1592 iſt Klonowicz ſchon wieder in Lublin, wird zum Richter (advocatus) des Schöffenamts, 1594 zum Bürgermeiſter gewählt (in proconsulem promotus), im J. 1595 wird er Rathsherr und verbleibt in dieſem Amte bis zu ſeinem Tode. Sein Gut bei Sieciechow, welches er Wólka Józefowſka nannte und welches er durch ſeine Frau bewirthſchaften ließ, behielt er ſicher bis zum Tode ſeines Gönners und Freundes Wereſzczyńſki (geſt. 1599), mit dem er die beſten Beziehungen unterhielt und auf deſſen Veranlaſſung er mehrere Schriften verfaßt hat, ſo die Regula für die ſieciechower Benedictiner in polniſcher

5) Wenn auch Klonowicz ſelbſt dies nicht erwähnt, ſo ſcheint er in Victoria Deorum 1587 die Verherrlichung der artes liberales als „adiumentum verae nobilitatis“ gerade als Graduirter geſchrieben zu haben. 6) Mierzyńſki, De vita, moribus scriptisque latinis S. Fab. Acerni (Berlin 1857), p. 11 fg. 7) Detmerſki (O Klonowiczu) im Athenäum 1882, Märzheft S. 476 fg. — Detmerſki vermuthet, daß Klonowicz ſich geraume Zeit vor 1574 in Lublin aufgehalten habe, weil er beim Beginn ſeiner Thätigkeit als Rathsſchreiber ſeinen Vorgänger amicum desideratissimum nennt. 8) Gacki, Pamiętnik religijno-moralny, Serie II, Bd. VIII, 172. So wurde der in dem VII. Threnos auf Kochanowſki ausgeſprochene Herzenswunſch des Dichters erfüllt.

9) Detmerſki theilt die Briefe Zamojſki's aus den Abſchriften in den Cons. libri mit im Athenäum 1882, Märzheft 478. In dem Ernennungsſchreiben wird Klonowicz die Verpflichtung auferlegt, Autoren zu leſen. 10) Detmerſki l. l. 482. 11) Detmerſki 490. 496 fg. 12) Detmerſki 499 fg.

Digitized by Google

Sprache.[13]) Im Auftrage der Abtei unternahm auch Klonowicz, wie es ſcheint im J. 1594, eine Reiſe nach Danzig zu Waſſer auf der Weichſel, deren Ufer er in dem Gedicht Flis in recht anſchaulicher Weiſe beſchreibt.[14]) Ob er das Gut Wólka Józefowska nach dem Tode Wereszczyński's noch lange behielt, iſt nicht bekannt, ſicher iſt nur, daß er den Nachfolger deſſelben, Joh. Dym. Solikowski, Erzbiſchof von Lemberg, im Namen der Kloſtergeiſtlichkeit von Sieciechow in einem Panegyrikus (Honos Paternus) begrüßt und bei der Veröffentlichung in der Vorrede an Melch. Krzemieński (1601) ſeinen Wunſch ausſprach, dieſer Ort, den er nicht ohne Neid gewiſſer Leute beſitze, möge ebenſo ruhig und geſichert ſein, wie er für ſeine Studien geeignet ſei.[15]) Der Beſitz ſcheint indeß nicht geſichert oder wenig ertragsfähig geweſen zu ſein, denn im J. 1600 contrahirten Klonowicz und ſeine Frau eine Schuld von 50 Gulden bei einem Kaufmann Brikmann (sic) aus Danzig unter harten Bedingungen, nämlich unter Verpfändung eines Kaufgewölbes auf 4 Jahre in ihrem Hauſe, das ſie auch bald verkauften, und Thatſache iſt, daß der Dichter, der einſt ein wohlhabender Mann geweſen, in der größten Armuth im Hoſpital zu Lublin ſtarb, am 29. Aug. 1602.[16]) Auch ein von Nik. Zórawski (dem älteren) zum ehrenden Andenken an Klonowicz verfaßter Vers, in welchem er ihn mit Ovid vergleicht und zuletzt ſagt:

> Exul in Euxinis est Naso mortuus oris
> Vix hunc non eadem fata secuta virum,

beweiſt, daß das Lebensende des Dichters traurig war.

Die Schriften Klonowicz' ſind lateiniſch und polniſch, in poetiſcher Form und in Proſa geſchrieben. Von den lateiniſchen Dichtungen ſind folgende auf uns gekommen: 1) Philtron quo inaestimabilis vis charitatis christianae exprimitur, Cracoviae 1582, 4°. Dieſes ſatiriſche, ſehr ſeltene Gedicht iſt einigen lubliner Bürgern tanquam senioribus contubernii litteratorum in civitate regia Lublin gewidmet; 2) Roxolania Sebastiani Sulmyrcensis Acerni, civis Lublinensis, Cracoviae typ. Petricovii 1584, 4°., zum zweiten mal 1857 in Berlin von Dr. Mierzyński herausgegeben, in polniſche Verſe mit Geſchick übertragen von Syrokomla 1851 in Wilna. Von dem Verlangen beſeelt, die falſchen Vorſtellungen des Auslandes von Polen wie von einem rauhen und barbariſchen Lande zu widerlegen, beſchreibt Klonowicz in 913 Diſtichen das Land Rothreußen in drei voneinander äußerlich nicht abgetrennten Theilen, in denen er die Beſchaffenheit des Bodens, die Gaben der Natur und die Erträge des treuen menſchlichen Fleißes, ſodann die Städte, ihre Lage und Vorzüge und zuletzt Sitten, Gewohnheiten und poetiſche Anſchauungen des Volkes ſchildert. An zwei Stellen ſchildert er auch Grenzgebiete Podoliens und Schwarzrußlands. Sinn für Naturſchönheiten und eine warme Empfindung für die Lage des niederen Volkes verleihen dem Gedichte einen heiteren Ton. Eine ganz andere Stimmung athmet das Gedicht 3) Sebastiani Sulmircensis Acerni Victoria Deorum, in qua continetur veri herois educatio s. l. et a. mit dem Motto:

> Nasoni Sulmo patria est, Sulmircia nobis,
> Nosque poetastri, Naso poeta fuit.

In einigen ſehr ſeltenen Exemplaren[17]) findet ſich ein Widmungsſchreiben an Nic. Firlej, Wojewoden von Wilna mit dem Datum 29. April 1587, was uns berechtigt, die Ausgabe in dieſe Zeit zu ſetzen; auch die pietätsvolle Widmung: Diis Manibus invictissimi Stephani Regis (geſt. 1586), welche ſich auf der Kehrſeite des Titelblattes befindet, deutet darauf hin, daß Victoria Deorum 1587 oder 1588 herausgekommen iſt. Die meiſten Exemplare haben, weil Firlej ſchon 1587 verſtorben war, ein Widmungsvorwort an Adam Gorajski ohne Datum. Das Gedicht, welches aus 44 Kapiteln beſteht, iſt ein langgedehnter Tractat vom wahren Adel mit vielen Epiſoden und Schilderungen, welcher nach einer ſchwer zu überſehenden, aber nach logiſchen Geſichtspunkten angelegten Dispoſition durchgeführt iſt; jedem Kapitel geht eine Inhaltsangabe voraus. Die Form des Hexameters verleiht den gelehrten und durch zahlloſe Argumente und Abſchweifungen ausgeſchmückten Anſichten des Dichters zwar Leben, vermochte aber die ſehr rationellen Meinungen und Urtheile bei den Zeitgenoſſen nicht einzubürgern und heute die Schwerfälligkeit der Expoſition nicht zu mildern. Der Dichter führt den Gedanken aus, daß zwar durch ungleiche Naturanlagen (die einen Söhne des Zeus, die andern Neptun's) ein Vorzug der Beſſeren, zu Führerſchaft beſtimmten vor den andern, die zum Gehorſam geboren ſind, begründet ſei, daß aber der Adel perſönlich ſei und durch Tugend und mühevolles Schaffen (virtute et labore) erworben werde, nicht

---

13) In dieſer Schrift, welche Klonowicz auf Geheiß „der Oberen" verfaßt zu haben verſichert, nennt er ſich alumnus und einen alten Diener der Abtei. 14) In der Widmung des Gedichts an Stan. Goſtomski, Wojewoden von Rawa, welche am Neujahrstage 1595 geſchrieben wurde, ſpricht der Dichter von ſeiner danziger Reiſe wie von einer vor kurzem unternommenen. 15) Gleba ista agri satis, ut scis, laboriosi et ingrati, cum quo ego parva cum utilitate non sine invidia quorundam luctor, coegit me, ut sim gratior erga dominum meum, quam ipse fundus erga me. Quamvis enim mihi obtigit locus non satis uber, satis tamen studiis nostris commodus utinamque satis tranquillus et tutus. Vorrede zu Honos Paternus von 1601. 16) Die früher allgemein recipirte Nachricht Starowolski's, Klonowicz ſei 1608 geſtorben, iſt durch Veröffentlichung einer Quittung der Erben des Dichters ſeitens des Kaufmanns Brikmann aus Danzig im J. 1603 (Detmerski im Athen. 1877) als unrichtig erwieſen. Prof. Przyborowski fand in Warſchau in einem Calendarium historicum a Paulo Ebero vom J. 1571, das ſpäter in den Beſitz des krakauer Profeſſors Nikol. Zorawski, eines Sohnes des gleichnamigen Amtsgenoſſen von Klonowicz, gelangte, unter dem 29. Aug. die folgenden von dem jüngeren Nik. Zorawski eingetragenen Worte: Hoc die Sebastianus Acernus poeta insignis moritur nocte anno 1602. Sepultus in ecclesia parochiali Lublinensi tituli S. Michaelis Archangeli (Athen. 1878, Juliheft 11).

17) Przyborowski, Rok śmierci Klonowicza, im Athen. 1878.

durch Geburt und nicht durch Reichthümer, denn Geſchlechter entarten und Söhne geringer Aeltern werden groß und berühmt; in breitem Redefluſſe wird die Gunſt des Schickſals, die männliche Schönheit, das Bramarbaſiren als nebenſächlich oder nichtig gezeigt im Vergleich zu dem heroiſchen und mühevollen Ringen nnd Schaffen, welche den wahren Adel begründen, nnd in ſorgfältiger Zeichnung wird ein Erziehungsbild von Kindheit auf entworfen und vor allem gewarnt, was die guten Naturanlagen ſchädigen und verderben könne. Das Werk, an welchem Klonowicz mehrere Jahre gearbeitet hat[18]) und deſſen Entſtehen ſicher in die Epoche Stephan Bathory's geſetzt werden muß, ſcheint eine rationelle Löſung der Reformideen zu ſein, welche ſeit den Reformbeſtrebungen von 1562 und 1563 auf Reichstagen und in der Literatur (auch der dramatiſchen) beſprochen wurden und welche eine Umgeſtaltung der Sitten und des Lebens, eine Rückkehr zur ſtrengen und kriegsgerechten Erziehung bezweckten. Steph. Bathory zog die Zügel gegen den unlenkſamen Adel feſt an und führte ihn wieder zu Kampf und Kriegsruhm. Klonowicz verläßt den Standpunkt aller, welche in dieſen Fragen ſich vernehmen ließen, und geht dem Weſen des wahren Adels auf den Grund, deſſen er ſelbſt, ein ſchlichter Bürgerlicher (plebecula pauper) und alle diejenigen, welche durch gelehrte Bildung ſich auszeichneten, theilhaftig werden ſollten. Victoria Deorum, das Gedicht vom wahren Edelmanne, iſt ein Seitenſtück zu Gornicki's Dworzanin (Hofmann) 1566 und Rej's Żywot poczciwego człowieka 1567. Das Dichtwerk fand Anerkennung bei Zamojſki, Wereſzczyńſki und ſicher bei vielen Gleichgeſinnten, Nik. Zorawſki (der jüngere) überſetzte es ins Polniſche, aber die Geſammtheit des Publikums wird es wenig beachtet oder ſelbſt angefeindet haben. Denn die Hauptidee, welche der Dichter oft hervorhebt (ſo auch im argumentum c. XXII: omnia referuntur ad virtutem, quae est parens novae nobilitatis et resuscitatrix intermissae), iſt mit vielen Zuthaten verſehen, welche zum Widerſpruch oder Misbehagen herausforderten, ſo Ausfällen gegen die Geiſtlichkeit, gegen liebgewonnene Gewohnheiten des Adels, Anpreiſung des niederen Volkes; die Anſichten von degenerirten Geſchlechtern vermochten nicht durch hiſtoriſche Excurſe und durch anziehende Sittenbilder, die nach des Dichters Zugeſtändniſſe ſelbſt ans Satiriſche ſtreiften (voran Gorajſki), verſchleiert zu werden. Dazu kam der Umſtand, daß das Werk in Rakow, dem Hauptſitze der Socinianer, gedruckt wurde; und obgleich Klonowicz im kurzen Nachworte in den heiligſten Worten verſichert, daß ſein Gedicht nichts gegen den Glauben enthalte, ſo ſoll es doch auf den Index geſetzt[19]) worden ſein. In Wahrheit iſt das Poem, deſſen Titel dem Inhalte kaum entſpricht, da der Kampf der Giganten gegen Jupiter nur epiſodenartig erzählt wird (c. XXXIX), ein formloſes, mit mythologiſchen und geſchichtlichen Erzählungen (welche „per occasionem" eingeflochten werden) überladenes Werk, nicht gleichmäßig in ſeinem Charakter, ſtaunenswerth wegen der Gelehrſamkeit des Verfaſſers und anerkennenswerth wegen der kernigen Sprache. Einen Abſchnitt aus dem Gedichte (c. XL), die Aufforderung zum Kampf gegen die Türken, überſetzte der Dichter auf Verlangen Wereſzczyńſki's ins Polniſche in Verſen und gab ihm1597 unter dem Titel heraus „Pożar, upominanie do gaszenia y wróżka o upadku mocy tureckiey", mit einer Widmung an den Fürſten Jan. Oſtrowſki vom 22. Aug. 1596. — Ab. Gorajſki iſt auch gewidmet das Gedicht 4) Gorais (ed. Okęcki, Warſchau 1875, 67 S. in 8°). 5) Equitis Poloni in Jesuitas actio prima 1590, dann 1591 s. l. et a. (polniſch Konterfekt Jezuitów 1594) iſt ein heftiger, aus unbekannten Motiven unternommener Ausfall gegen die Jeſuiten, denen er Schädigung vieler Staaten und der Kirche, Verödung der krakauer Univerſität und eine verderbliche Lehrmethode zur Laſt legte. Der anonyme Verfaſſer, der ſich „Eques" nannte, wurde bald in der Perſon des damals im Dienſte Zamojſki's ſtehenden Klonowicz entdeckt, die Angegriffenen ſetzten ſich gegen den vermeintlichen „Edelmann" in ſcharfer Weiſe zur Wehr (Dr. Laus, Reſzka, Szyſzkowſki, Łaſzcz[20]) und verfolgten jetzt mit Erbitterung und Eifer ſein Gedicht Victoria Deorum.[21]) Eine eigene Fügung des Schickſals ließ Klonowicz in ſeiner letzten Krankheit in dem von Jeſuiten geleiteten Krankenhoſpiz in Lublin Aufnahme finden, wo er auch ſtarb. — 6) Honos Paternus Illustrissimo D. Solikowski Archiepiscopo Leop. a suo monasterio Sieciechoviensi honorifice habitus et a Seb. Acerno . . . scriptus A. D. 1602 iſt ein ſchwacher, mit gelehrten Epiſoden erfüllter Panegyrikus.

Von den polniſchen Dichtungen Klonowicz' ſind zuerſt die Klagegedichte auf den Tod Kochanowſki's herausgekommen: 1) Żale nagrobne na śmierć Jana Kochanowskiego 1585. Mit polniſcher Poeſie ſcheint ſich Klonowicz bis dahin wenig befaßt zu haben, denn dieſe Klagelieder, zu deren Abfaſſung er ſich wol durch den Umſtand bewogen fühlen mochte, daß der gefeierte Dichter faſt unter ſeinen Augen plötzlich in Lublin ſtarb, erinnern ſehr an die Trauergedichte Kochanowſki's auf den Tod ſeines Töchterchens Urſel. — 2) Flis czyli spuszczanie statków Wisłą s. l. et a. (Krakau 1595, Warſchau 1643, Danzig 1829, Culm ed. Węclewſki 1862 u. a.). Das Gedicht, welches 471 Strophen zählt und für deſſen

18) Complurium annorum labores et vigilias, ſagt der Autor in der Vorrede an Gorajſki. 19) Wiſzniewſki, Hist. lit. VI, 296. Nic. Zorawſki bemerkt zu ſeiner polniſchen Ueberſetzung des Gedichts, er habe das „für einen guten Katholiken Anſtößige" weggelaſſen. Juſzyńſki, Dykcyonarz Poetów polskich I, 175; vgl. Wielewicki in Muczkowſki's Rękopisma Radymińskiego S. 122.

20) Wielewicki führt die Entgegnungsſchriften an, ſ. Muczkowſki, Rękop. 120. 21) Nik. Żorawſki führt ein Urtheil der Jeſuiten ohne Angabe der Quelle an: Quid praemii versibus tam dignis nisi carnifex et ignis? (bei Juſzyńſki, Dykcyonarz I, 175). — Załuſki, Bibliotheca poetarum Polonorum S. 49 bemerkt: Est stupendae raritatis ob exemplaria in officina haereticorum utpote impressa Vulcano tradita.

Digitized by Google

(theilweiſe) Recitation Klonowicz die Melodie eines bekannten Liedes vorſchlägt, iſt das Ergebniß einer zweiwöchentlichen Reiſe zu Schiffe auf der Weichſel nach Danzig: der Dichter erzählt in der Widmung an Goſtomski, er habe, weil er wegen des Lärmens der Schiffer unfähig geweſen, etwas Ernſtes zu leſen oder zu ſchreiben, die Gelegenheit und Muße benutzt, ſeine Eindrücke zu ſchildern. Dieſem glücklichen Umſtande verdankt die polniſche Poeſie des 16. Jahrh. eine Dichtung, welche trotz der Schwächen, die in dem didaktiſchen Ballaſt liegen, zu den ſympathiſchſten und beſten polniſchen Gedichten der genannten Epoche gehört. Ebenſo wie in Roxolania läßt der Dichter landſchaftliche Bilder an dem Leſer vorüberziehen, die Schilderungen mit warmer Verehrung für den herrlichen Strom (deſſen Name Wisła aus dem Deutſchen als Weißſtrom erklärt wird) und mit Liebe für das Vaterland erfüllend. Die Freude über die Naturſchönheiten aber wird geſtört durch den überall vortretenden Gedanken an die Verderblichkeit der Schiffahrt überhaupt und insbeſondere für das Polenvolk, welches, von Gott mit Segnungen des Bodens reich bedacht, durch Schiffahrt alle Gefahren des Handels, Verfall des alten ritterlichen Lebens, Luxus, Sittenverderbniß erfahren habe. Bei der Unentbehrlichkeit der Weichſelſchiffahrt zum Export der Landesproducte indeß gibt der Dichter in anmuthender Weiſe Vorſchriften und Verhaltungsmaßregeln an und empfiehlt auch dieſen „Bootsmann" als Mahnung, daß ohne das richtige Steuern das Leben nichtig ſei. — 3) Worek Judaszów (Judas' Seckel), in Krakau 1600, 1603, 1607 u. a., iſt ein eigenthümliches Gedicht von allerlei Schurken, ein juriſtiſch-philoſophiſch-moraliſcher Tractat in Verſen mit ſatiriſchem Beigeſchmack. Der Geldſack des Judas, in den unredlich erworbenes Gut fließt, iſt nach der poetiſchen Fiction Klonowicz' zuſammengenäht aus vier Lederſtreifen: aus dem eines Wolfes, eines Fuchſes, eines Panthers und eines Löwen, jeder bezeichnet eine Art von Diebſtahl, Raub oder Erpreſſung; danach zerfällt das Gedicht in 4 Theile: Schilderung des Diebſtahls, der Betrügereien, der Schurkenſtreiche, welche den Schein des Rechts bewahren, und der Gewaltſtreiche; vor der letzten Art der Niedertracht ſchreckt der Dichter zurück, verſpricht aber, ſpäter darüber zu ſchreiben. Ob alle dieſe farbenreichen Sittenbilder aus dem Leben gegriffen ſind, iſt nicht ſicher, viele haben ſicher locale Färbung. Sie alle haben den beſtimmten Zweck zu belehren; dieſer Zweck eines Lehrgedichts iſt in der Vorrede an einen Rathsherrn von Lublin (Lichanski) ausgeſprochen. — 4) Pożar, upominanie da gaszenia etc. (Krakau 1597) iſt eine Ueberſetzung eines Abſchnittes aus Victoria Deorum. 5) Pamiętnik Książąt i Królów polskich s. l. et a. iſt ein Memorirbüchlein von 6 Quartblättern mit Aufzählung aller polniſchen Fürſten und Könige bis auf Stephan, deren jedem 4 Verſe gewidmet ſind. — In Proſa ſchrieb Klonowicz eine Ueberſetzung der Benedictinerregel für Sieciechow: Reguła błogosławionego Oyca Benedicta ś. na polski ięzyk pilnie przełożona (Krakau 1597. 4.) — Außerdem werden Klonowicz noch folgende Schriften zugeſchrieben: Catonis carmina moralia, in polniſcher Ueberſetzung Krakau 1588 anonym erſchienen; erſt die Ausgabe von 1695 hat auf dem Titel den Namen Klonowicz', ob mit Recht, iſt fraglich; ſodann Adhortatio ad Regni Pol. Proceres et Ordines (pro concordia in electione, wie Załuski hinzufügt), Krakau 1587, und Susanna, unbekannt ob lateiniſch oder polniſch, ob in epiſches oder dramatiſches Gedicht, denn Starowolski führt nur den Titel an. Zu dieſem Thema und dieſem Titel mochte den Dichter der Umſtand beſtimmen, daß er eine Tochter Suſanna hatte.

Klonowicz hatte ein ideal angelegtes, vertrauensvolles, aber warmes und extravagantes Gemüth, welches ihm viele Verdrießlichkeiten und Enttäuſchungen bereitete: der reichbegabten Natur fehlte das Maß, dem Idealen die zeitgemäße Form. Mit Freimuth und rückſichtsloſer Offenheit ſprach er ſeine Anſichten über ſeine Zeitgenoſſen aus, eiferte gegen die Magnaten, Jeſuiten und Juden, geiſelte das Jagen nach Reichthümern und die Sittenverderbniß mit bittern Worten. Das von Natur wenig heitere Temperament (Lieder dichtete Klonowicz nicht) wurde noch durch die Mühen des Lebens und durch häusliche Verhältniſſe verbittert, die Klonowicz oft andeutet, in denen aber nicht ſeine Frau, ſondern ſeine Schwiegermutter eine traurige Rolle ſpielte. Gern flüchtete er von den Bekümmerniſſen des Lebens „zu ſeinen Büchern", wie er in dem Gedichte Worek Judaszów ſich ausdrückt. — Klonowicz zeigt eine große Beleſenheit und Gelehrſamkeit: er iſt genau mit den römiſchen Dichtern, vornehmlich mit Juvenal, vertraut, dem er in Victoria Deorum ſelbſt in der Anordnung der Gedanken der 8. Satire ſich anſchließt; in Roxolania folgt er mehr Virgil und Theokrit; auch andere römiſche Schriftſteller citirt und benutzt er; von den griechiſchen citirt er Heſiod, Pindar, Theokrit, Moſchos u. a.; griechiſche Verſe ſchreibt er wiederholt als Beigaben zu ſeinen lateiniſchen Dichtungen; griechiſche Worte und Ausdrücke gebraucht er öfter. Dem reichen Wiſſen fehlt die Weltklugheit, der reichen Erfahrung die richtige Anwendung. Sein Misbehagen über die Uebel der Welt macht ihn zum Satiriker, er ſelbſt vergleicht ſich in dieſer Beziehung mit Juvenal, indem er die Worte wiederholt: Si natura negat, facit indignatio versus. Satiriker nennt er ſich wiederholt, als ſolchen bezeichnet er ſich auch in dem Vorworte des Worek Judaszów „an den falſchen Freund": „während ich gegen der Menſchen Sünden ankämpfe, führſt du liſtig in der Stille einen förmlichen Krieg mit mir". Dieſe aufrichtigen Worte beſtätigen die auch ſonſt ſich darbietende Beobachtung, daß Klonowicz' Temperament ſeine Satire nicht zur Geltung kommen ließ, er wurde mehr zu einem ſtrengen Sittenrichter, welcher in dem Eifer, das Falſche ſchonungslos zu zeigen und der Wahrheit das Recht zu verſchaffen, gern ſyſtematiſch zu Werke geht. Seine Gedichte ſind überwiegend Lehrgedichte, die nach einer logiſchen Dispoſition angelegt ſind: in Worek Judaszów geht er in dem 1. Theile von einer (nicht ſtreng juriſtiſchen) Definition des Diebſtahls aus und zählt 10 Arten deſſelben auf; ſelbſt in Worek Juda-

Digitized by Google

szów und Flis wiegen die Momente vor: Aufbau des Ganzen nicht nach poetiſchen, ſondern nach logiſchen Geſetzen, und Belehrung, ſo z. B. in Flis in der Geſchichte der Schiffahrt. Der feinen Beobachtungsgabe entſprach die Neigung Klonowicz' zu Schilderungen, welche zugleich ſeine Stärke ſind; in der Richtung des poetiſchen Schaffens ſchließt er ſich an ſeine Vorgänger an: die Quelle alles Uebels ſah er, ebenſo wie Kochanowski und ſeine Zeitgenoſſen, in dem Verlaſſen der alten Lebensformen, in der Wandelung des ritterlichen Polens in ein Acker-, Handels- und Fabrikvolk, und als das wirkſamſte Mittel zur Beſſerung ſah der Dichter die Rückkehr zur einfachen Sitte an. Das reichgeſegnete Polen bedürfe der überſeeiſchen Handelsverbindungen nicht. Dieſen und ähnlichen Gedanken gab Klonowicz, der erſte polniſche Dichter, welcher nicht von Adel war, nach abſtracten Principien eine rationelle Grundlage mit dem Ideal einer neuen geſellſchaftlichen Lebensordnung, die der hiſtoriſch überkommenen in dem weſentlichen Punkte der ausſchließlichen Berechtigung des Geburtsadels entgegenſtand. Die Ueberzeugungstreue und Wärme, mit der er ſeine Anſichten vertrat, ließen ihn die reformbedürftigen geſellſchaftlichen Zuſtände in ſcharfen Umriſſen ſchildern, und dieſe Eigenſchaften machten ihn der Nachwelt um ſo mehr werth, als Klonowicz in einer kernigen Sprache ſchrieb. — Vgl. außer den citirten Schriften: Kraszewski über Klonowicz in Nowe Studya literackie (Warſchau 1843, I, S. 115 fg.). (*W. Nehring.*)

KLOPMANN (Baron Friedrich Siegmund von), der baltiſche Hiſtoriker, wurde am 7. Mai 1787 auf dem Edelſitze Suſſey im Herzogthume Kurland geboren, ſtudirte von 1805—1808 zu Göttingen Jurisprudenz und wurde nach erfolgter Rückkehr in ſein Vaterland 1810 zum Aſſeſſor des Bauskeſchen Hauptmannsgerichts ernannt. Er war einer der erſten Edelleute Kurlands, welcher ſeinen Bauern auf ſeinem Erbgute Kalkuhnen eine ſelbſtſtändige Stellung und Exiſtenz ſchuf durch Umwandlung des knechtiſchen Frondienſtes in ein würdevolleres Pachtverhältniß. Als Geſchichts- und Alterthumskenner Kurlands beſaß Klopmann das eigenthümliche Talent, mit gewiſſem Takte das Werthvolle, das verborgen und vergeſſen war, aufzuſpüren, zu erwerben und für ſich nutzbar zu machen. In zweierlei Richtung führte ihn ſein Genius durch das Labyrinth hiſtoriſcher Forſchung. Die Adelsgeſchlechter und die Güterchronik Kurlands fanden in ihm einen durchgebildeten Genealogen und Chroniſten. Das erſtgenannte Werk iſt leider Manuſcript geblieben und umfaßt unter anderm 275 genealogiſche Tafeln ſämmtlicher in Kurland lebender und auch bereits erloſchener Adelsgeſchlechter. Gedruckt daraus iſt nur die Genealogie des Herzoglich-Biron'ſchen Hauſes (Dorpater Inland 1847 Nr. 15, 1848 Nr. 46 und Nr. 14, 1849). Ebenſo wenig gab er ſein zweites großes Werk die „Güterchronik Kurlands" heraus, deſſen Veröffentlichung zum Glück Theodor Kallmeyer (Mitau 1856) beſorgte. Außer dieſen für die innere Geſchichte Kurlands äußerſt wichtigen Quellenwerken ſchrieb Klopmann eine Reihe kleinerer Aufſätze, die er in den Arbeiten der Kurländ. Geſellſchaft für Literatur und Kunſt, in Bunge's Archiv für die Geſchichte Liv-, Eſt- und Kurlands und im Dorpater Inland niederlegte. Er iſt auch einer der Mitgründer des Kurländ. Provinzialmuſeums in Mitau, welches Inſtitut er mit ſeinen reichen Sammlungen beſchenkte und zur Zeit ſeiner Direction von 1850 an ſorgfältig katalogiſiren und ordnen ließ. Namentlich gehören dazu die Urkunden- und Manuſcriptenſammlungen wie die große Collection von Bildniſſen berühmter und namhafter Kurländer, die genau regiſtrirt wurden. Dabei hatte Klopmann im Dienſte der Themis verſchiedene wichtige Landesämter zu verſehen, bis er 1840 Oberburggraf, 1842 Landhofmeiſter und Präſident des kurländiſch-evangeliſch-lutheriſchen Conſiſtoriums wurde. Als ſolcher ſtarb er nach monatelangen Leiden am 20. Jan. (1. Febr.) 1856 in Mitau. (Vgl. Dr. Burſy, Fr. S. v. Klopmann. Eine biographiſche Skizze, Dorpat 1856).

(*P. Th. Falk.*)

KLOPP (der), Burgruine, ganz nahe bei der großherzoglich-heſſiſchen Stadt Bingen am Rhein gelegen. Von dem Hauptthurme der jetzt in Privatbeſitz befindlichen und reſtaurirten Burg hat man eine prachtvolle Ausſicht auf den gegenüberliegenden Niederwald, den Rheingau und den belebten Strom. — Das Castellum Bingium der Römer ſtand ohne Zweifel auf der Stelle des Klopp, deſſen Name zuerſt 1282 vorkommt. Die dazugehörige bürgerliche Niederlaſſung, das heutige Bingen, lag unmittelbar am Fuße der Feſtung gegen die dort in den Rhein mündende Nahe, über welche ſchon die Römer eine Brücke gebaut hatten. Nachdem Bingen unter dieſen und dann von den Vandalen und Hunnen zerſtört, jedesmal aber wieder aufgebaut war, kam es im J. 765 theilweiſe an die Erzbiſchöfe von Mainz, welche im Laufe der Zeit die ganze Stadt nebſt Umgegend zu eigen erhielten und dort einen großen Meierhof, eine damit verbundene Vilication und ein Saalgericht hatten. Im J. 1165 wurde Bingen ſammt dem Klopp von dem Landgrafen Ludwig von Thüringen zerſtört, bald aber wiederhergeſtellt, die Burg in der Geſtalt, welche ſie bis zu ihrer gänzlichen Zerſtörung behielt. Auf dem Klopp wurde zum Schutz von Stadt und Burg eine Burgmannſchaft aus den benachbarten Rittern gebildet. Im J. 1301 hatte Bingen, das unterdeſſen verſchiedene vergebliche Verſuche gemacht hatte, ſich von der Herrſchaft des Erzbiſchofs von Mainz loszureißen, eine zehnwöchentliche Belagerung von König Albrecht auszuhalten, der gegen die drei rheiniſchen Erzbiſchöfe zu Felde zog. Die Stadt erlag dem Könige, der Klopp aber leiſtete erfolgreichen Widerſtand. Der darauf abgeſchloſſene Friede brachte die Burg an Albrecht; ſie kam erſt unter Heinrich VII. wieder an Mainz zurück. Infolge eines zwiſchen dem Erzbiſchofe Johann II. und dem Domkapitel entſtandenen Streites über die Oberherrlichkeit wurde der Klopp im 15. Jahrh. dem letztern allein zugehörig. Im J. 1639 nahm Bernhard von Weimar die Burg; ſie blieb ein Jahr lang im Beſitze der Schweden. Im J. 1644 kam ſie in die Gewalt der Franzoſen, die ſie dann im Spaniſchen Erbfolgekriege 1689 nochmals einnahmen und zerſtörten. Nachmals wieder-

Digitized by Google

hergeſtellt und von Kurmainz beſetzt, wurde ſie 1713 von der eigenen Beſatzung wiederholt geſprengt. Vom J. 1792—1816 war der Klopp mit der Stadt Bingen unter franzöſiſcher Herrſchaft; 1816 kam er zum Großherzogthum Heſſen. *(Dr. Walther.)*

KLÖPPELN nennt man im allgemeinen die Kunſt, aus Geſpinſten aller Art ſowie aus feinen Gold- und Silberdrähten Spitzen, Borten oder andere Verzierungen zum Aufputz der Kleidung durch Flechten, Knüpfen oder Schlingen herzuſtellen. Das Spitzenklöppeln wurde gegen Ende des 15. Jahrh. in Italien und in den Niederlanden geübt; um die Mitte des 16. Jahrh. wurde daſſelbe durch Barbara Uttmann in Annaberg im ſächſiſchen Erzgebirge eingeführt, wo es ſeitdem eine wichtige Erwerbsquelle für die meiſt arme Bevölkerung geworden iſt. Das älteſte Muſterbuch für Spitzenklöppeln iſt das von Nikolaus Baſſeus, welches 1568 in Frankfurt a. M. erſchien. Durch das Klöppeln laſſen ſich verſchiedene Arten der Verflechtung erreichen, bei welchen die vereinigten Fäden vier- oder ſechsſeitige Zellen bilden, deren Geſammtheit den Grund der Spitze ausmacht. Auf dieſem Grunde laſſen ſich durch den Wechſel verſchieden geformter oder in der Dichtheit voneinander abweichender Zellen Figuren oder Muſter erzeugen, auf deren ſtilgerechter Combination vorzugsweiſe der hohe Werth guter Spitzen beruht.

Geklöppelte Spitzen werden meiſt aus feinem Leinenzwirn hergeſtellt. Jeder der hierzu nöthigen Fäden (an der Zahl oft über 200) wird auf eine kleine hölzerne Spule in Form eines Kegels, Klöppel genannt, gewickelt; als Unterlage dient bei der Arbeit ein mit Werg, Sand oder Haaren ausgeſtopftes Polſter (Klöppelkiſſen), das im Erzgebirge cylinderförmig, in Frankreich und Belgien viereckig und flachgewölbt iſt. Zur Anfertigung gemuſterter Spitzen befeſtigt man auf dem Kiſſen das auf einem Papierſtreifen durch Nadelſtiche vorgezeichnete Muſter (Klöppelbrief). In die Löcher des letztern werden hierauf Nadeln geſteckt, um welche die Fäden durch paſſendes Hin- und Herwerfen der Klöppel geſchlungen und zwiſchen welchen ſie miteinander verflochten werden. Während der Arbeit hängen die Klöppel an ihren Fäden von dem Kiſſen herab. In dem Maße, wie die erſtere fortſchreitet, werden aus den fertigen Spitzen die Nadeln herausgezogen und in die folgenden offenen Löcher des Briefes geſteckt.

In neuerer Zeit hat ſich die in Deutſchland, ſpeciell im ſächſiſchen Erzgebirge, ſowie in Frankreich, Belgien und der Schweiz als Hausinduſtrie betriebene Spitzenklöppelei zur Großinduſtrie mit vollſtändig ausgebildetem kaufmänniſchem Betrieb entwickelt. Andererſeits iſt auch hier, wie faſt auf allen gewerblichen Gebieten der Handarbeit in der Maſchinenarbeit eine mächtige Concurrenz erwachſen, denn wenn auch dieſe in ihrer abſoluten Regelmäßigkeit, wo es ſich um die zarteſten Effecte, um äſthetiſche Vollendung handelt, die beſten Erzeugniſſe der Handarbeit nicht erſetzen kann, ſo liefert ſie doch immerhin gefällige und reichverzierte Muſter und hat dabei den durch ihre quantitative Leiſtungsfähigkeit bedingten Vorzug der Wohlfeilheit. Bei vielen der heutigen Spitzen iſt nur der Grund Maſchinenarbeit, während das Muſter für ſich durch Handarbeit hergeſtellt und dann aufgenäht wird (applicirte Spitzen).

Man nennt Klöppeln auch die von den Poſamentirern ausgeführte Verfertigung glatter Schnüre (Litzen) und runder Schnüre, wobei die einzelnen Theile oder Fäden auf Spulen oder Klöppel gewickelt und mit Hülfe derſelben miteinander verflochten werden. Je nach der Art der erzeugten Schnüre unterſcheidet man Plattſchnurmaſchinen und Rundſchnurmaſchinen. Die Plattſchnüre ſind durch regelmäßiges Verflechten einer ungeraden Anzahl von Strängen gebildet, die in Zickzacklinien die ganze Breite des Bändchens durchlaufen. In jedem Augenblicke ihres Entſtehens ſind dieſe Stränge in zwei genau gleiche Hälften getheilt, von welchen die eine von links nach rechts, die andere von rechts nach links verläuft, während der äußerſte, überzählige Strang im Begriff iſt, ſeine Umkehrung in der Bewegungsrichtung zu machen. Verfolgt man den Lauf eines Stranges, ſo erkennt man, daß derſelbe bei einem Durchgange durch die ganze Breite die ſämmtlichen andern Stränge kreuzt. Ferner verläuft jeder Strang ſo, daß er abwechſelnd zwei kreuzende Stränge über und zwei unter ſich läßt, wobei er in Beziehung zu jedem vierten Strang dieſelbe Lage hat. Von dieſer Art von Schnüren unterſcheiden ſich die ſogenannten Herzlitzen nur dadurch, daß jeder der in geringerer Anzahl verwendeten Stränge bei ſeinem Laufe von einer Seite zur andern die eine Hälfte der kreuzenden Stränge bedeckt und die andere über ſich läßt. Zuweilen werden die Herzlitzen, um ihnen größere Rundung zu geben, mit einer Seele aus ſchlicht nebeneinander laufenden Baumwollfäden verſehen. Die kleinſte Anzahl von Strängen für beide Schnurarten iſt 3; ſolche Schnüre werden gewöhnlich zu Kerzendochten verwendet.

Die Rundſchnüre ſind ein ſchlauchartiges Geflecht, das durch Verſchlingung einer geraden Anzahl von Strängen gebildet iſt, von denen die eine Hälfte beſtändig in einer rechten, die andere in einer linken Schraubenlinie verläuft. Die gegenſeitige Bindung beider Theile erfolgt auch hier derart, daß jeder Strang der einen Hälfte abwechſelnd über und unter einem oder mehrern der andern Hälfte liegt. Damit die Rundſchnüre ihre runde Form behalten, gibt man ihnen eine Seele, was indeß nur bei Schnüren mit mehr als 12 Strängen nothwendig iſt, oder ſie werden flach gedrückt und wie Plattſchnüre verwendet. Sowol die Seele als die Stränge ſind aus ſchlicht nebeneinanderliegenden Fäden gebildet. Die Gummiſchnüre ſind Rundſchnüre, deren Seele ein Kautſchukfaden iſt; zuweilen werden auch Stäbchen aus Rohr, Stahl u. ſ. w. in gleicher Weiſe überklöppelt. Eine Abart der Rundſchnüre, welche ſich zu dieſen etwa ſo verhält wie die Herzlitzen zu den Plattſchnüren, ſind die viereckigen Schnüre. Die beiden Partien verlaufen auch hier in einer Schraubenlinie, doch iſt die Bindung derſelben eine ſolche, daß jeder Strang der einen Partie die eine ganze Hälfte der andern unter ſich und die zweite Hälfte über ſich läßt, ſodaß er bei jedem Umgange zweimal

Digitized by Google

über und zweimal unter das Geflecht zu liegen kommt. Auch die viereckigen Schnüre, namentlich ſeidene, haben häufig eine Einlage, um beſſer die Form zu behalten. Die Stränge ſind entweder gezwirnt oder nicht. Im erſtern Falle muß die eine Partie im Verhältniß zur andern entgegengeſetzte Zwirnung erhalten, weil bei der Herſtellung auf der Klöppelmaſchine den rechtsläufigen Strängen bei jedem Umlaufe eine Drehung um die Längenaxe nach rechts, den linksläufigen eine ſolche nach links gegeben wird, wodurch die Schnur kein ſchönes Ausſehen erhalten würde, wenn die Stränge urſprünglich alle denſelben Draht hätten. Vergegenwärtigt man ſich den Verlauf der Stränge bei jeder der angeführten Schnurenarten und ſtellt ſich vor, daß bei der Anfertigung derſelben jeder Strang auf einer Spule (Klöppel) vorräthig aufgewickelt iſt, ſo erſcheint es ſelbſtverſtändlich, daß zur Verflechtung der Stränge die Klöppel in ganz ähnlichen Bahnen ſich bewegen müſſen, wie nachher die Stränge in der Schnur liegen ſollen, nur daß die Bahnen der Klöppel bedeutend größer ſein müſſen als die der Stränge in der Schnur. Jede Klöppelmaſchine beſteht demnach aus einer Anzahl von Klöppeln, die durch einen Mechanismus in wellenförmigen Bahnen ſo bewegt werden, wie ſich der Verlauf der Stränge in der Schnur geſtaltet, während die Stränge von denſelben gegen einen Punkt zuſammenlaufen und in dem Maße, wie ihre Verflechtung fortſchreitet, von der Maſchine abgezogen werden. *(W. H. Uhland.)*

KLOPPENBURG, Stadt und Amt gleichen Namens im Großherzogthume Oldenburg. Die Stadt zählte am 1. Dec 1880 auf 29,03 □Kilom. 2182 ortsanweſende Einwohner, iſt Sitz eines Amtes und Amtsgerichtes und einer landwirthſchaftlichen Lehranſtalt. Außerdem ſtehen 2 Escadrons des oldenburgiſchen Dragonerregiments Nr. 19 hier in Garniſon, auch bildet die Stadt eine Station der Oldenburg-Osnabrücker Eiſenbahn. Der Verwaltungsbezirk Amt Kloppenburg ſchließt die Amtsgerichtsbezirke Kloppenburg und Löningen ein und zählt insgeſammt 22,320 ortsanweſende Einwohner auf 85,30 □Kilom. Im übrigen ſ. den Art. Cloppenburg.

(Bucholtz.)

KLOPSTOCK (Friedrich Gottlieb), der größte deutſche Dichter unſerer neuen Nationalliteratur vor dem Auftreten Goethe's, ward am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren, wo die Klopſtocke ſchon ſeit der Mitte des 17. Jahrh. anſäſſig waren. Des Dichters Vater, der Commiſſionsrath Gottlieb Heinrich Klopſtock (1698—1756), war ein Mann von großem perſönlichem Muthe und lebendiger Gottesfurcht; er glaubte oft körperlich mit dem Teufel zu ringen. Im J. 1703 ſchloß er ſeine Ehe mit Anna Maria Schmidt, aus welcher Verbindung acht Söhne und neun Töchter hervorgingen. Dem Erſtgeborenen, Friedrich Gottlieb, brachte die alte Großmutter die erſte Kenntniß der Bibel bei; das Grabmal Heinrich des Voglers und andere in Quedlinburg an den großen Städtegründer erinnernde Alterthümer erweckten früh hiſtoriſchen und patriotiſchen Sinn in dem Knaben (H. Pröhle, „Klopſtock und der preußiſche Staat; nach handſchriftlichen Quellen", in Weſtermann's Monatsheften, Juli 1872.) Deſſen Naturſinn aber entwickelte ſich mächtig, als 1733 die Familie nach Friedeburg im Mansfeldiſchen zog, wo der Vater die Pachtung übernommen hatte. Hier legte Klopſtock den Grund zu der Fertigkeit in allen körperlichen Uebungen und Bewegung im Freien, die er ſein ganzes Leben lang, oft bis zur Lächerlichkeit geſteigert, mit Vorliebe trieb. Zum Studium hingegen zeigte er hier wie nach der Rückkehr in Quedlinburg wenig Luſt, bis ſich ihm 1739 die Ausſicht eröffnete, in der Kloſterſchule zu Schulpforta einen Freiplatz zu erhalten. Nun ward ſein Ehrgeiz rege und mit Eifer holte er das Verſäumte nach; er beſtand ſein Examen trefflich und trat am 6. Nov. 1739 in die altberühmte Anſtalt ein, die nach 100 Jahren dieſen Tag feſtlich feierte; auch Goethe forderte in einem eigenen Gedichte „Schulpforta" die Deutſchen auf, den „ſtillbegrenzten Ort" zu ehren, wo „ſinnig der Knabe Klopſtock einſt geſpielt". Auch hatte Klopſtock ſelbſt Grund, der Schule dankbar zu ſein, denn nur die innige Vertrautheit mit dem Geiſte und den Formen des Alterthums, die er ſich hier erwarb, machte es ihm ſpäter möglich, der deutſchen Alexandrinerpoeſie durch Einführung antiker Maße ein neues Leben zu erſchließen. Die Dichtung, auch die deutſche, wurde in Schulpforta treu gepflegt, und Klopſtock von Lehrern und Mitſchülern wegen ſeiner gelungenen Idyllen in deutſcher, lateiniſcher und griechiſcher Sprache gelobt („Kritiſche Briefe, an vertraute Freunde geſchrieben und den Liebhabern der gelehrten Geſchichte zu Gefallen herausgegeben von Joh. Daniel Janozki", Dresden 1745.) Ob Klopſtock ſchon in Pforta die Ueberſetzung Milton's kennen lernte, bleibt unentſchieden; die theoretiſchen Schriften der Leipziger und Schweizer las er und bildete nach Bodmer's Lehren ſeine eigenen Kunſtanſchauungen aus. Jugendeindrücke veanlaßten ihn, an ein Epos „Heinrich der Vogler" zu denken; bald aber wählte er einen „erhabenern", die ganze Menſchheit ergreifenden Stoff im „Meſſias". Der Plan des ganzen Werkes wurde noch in Pforta entworfen. Am 21. Sept. 1745 hielt er in Pforta ſeine Abſchiedsrede: „Declamatio qua poetas Epopoeiae auctores recenset F. G. Klopstock" (abgedruckt in Schmidlin's Supplementen zu Klopſtock's ſämmtlichen Werken, 3 Bde. Stuttgart 1839). Er beſpricht die epiſchen Dichter der verſchiedenen Nationen, wobei Virgil ihm über Homer zu ſtehen kommt. Taſſo und Milton ſtehen unter den chriſtlichen Poeten oben an, aber er, der junge Redner ſelbſt, habe ſich einen noch erhabeneren Stoff gewählt, und wenn bisjetzt die Dichtkunſt in Deutſchland daniederliege, ſo ſei es Zeit „durch die That, durch ein großes und unſterbliches Werk zu zeigen, was wir vermögen". Im Herbſte 1745 noch bezog Klopſtock die Univerſität Jena, um dort Theologie zu ſtudiren. Mit der Ausführung ſeines Epos wollte er nicht vor dem 30. Jahre beginnen. Eine paſſende Form konnte er nicht finden, da er ſich aber doch zu Verſuchen im Niederſchreiben gedrängt fühlte, wählte er nach dem Vorgange Fénélon's im Telemach die Proſa. Die Roheit der jenenſer Studenten ließ ihn

Digitized by Google

aber in Jena nie heimiſch werden; Oſtern 1746 zog er nach Leipzig; da wohnte er mit dem Bruderſohne ſeiner Mutter, Joh. Chriſtoph Schmidt, zuſammen, der ihn gar bald mit gleichgeſinnten Freunden in Verbindung brachte. Im Sommer 1746 beſchloß er, einen Verſuch mit den Hexametern zu machen; er gelang, und die erſten drei Geſänge des Meſſias wurden in Hexametern niedergeſchrieben. Trotz Klopſtock's Abſicht, ſein Werk bis zur völligen Vollendung geheim zu halten, lernten die Freunde bald die Dichtung kennen und brachten ſie nach vielfacher Ueberlegung im IV. Bd. ihrer Zeitſchrift (im 4. und 5. Stück), den „Neuen Beiträgen zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes" (Bremen 1748) zum Abdruck. Dieſer erſte, ſpäter völlig umgearbeitete Theil der Meſſiade iſt neu von Muncker mit umfaſſender Einleitung herausgegeben worden im 11. Hefte von B. Seuffert's „Deutſchen Literaturdenkmalen des 18. Jahrh." (Heilbronn 1883). Hagedorn hatte vom Drucke des fremdartigen Werkes eigentlich abgerathen, Bodmer war von den ihm mitgetheilten Proben aufs höchſte begeiſtert und nahm den Jüngling, „auf dem Milton's Geiſt ruhte", in ſeinen Schutz. Die ganze Schweizer Schule feierte den Sänger des Meſſias, der durch die That die Ehre der deutſchen Literatur gegenüber dem Auslande wie den leipziger Geſchmacksverderbern gerettet habe. Natürlich, daß die Freunde Gottſched's ebenſo einſtimmig den neumodiſchen Bombaſt verurtheilten und reimloſe Verſe, die doch Gottſched ſelbſt früher empfohlen hatte, für poetiſche Contrebande erklärten. Gottſched ſtellte nun ſeinerſeits Freiherrn von Schönaich, der ein Heldengedicht „Hermann" in Alexandrinern geſchrieben hatte, dem ſeraphiſchen Heldenſänger gegenüber und ließ ſeinem Schützlinge von der Univerſität Leipzig den krönenden Dichterlorber zuerkennen. Auch außerhalb des Gottſched'ſchen Lagers war die Engherzigkeit ſo arg, daß viele einen Frevel an der Religion darin ſahen, den Erlöſer zum Gegenſtande eines Gedichtes zu machen. Im ganzen und großen war jedoch die Aufnahme des „Meſſias" eine ſo enthuſiaſtiſche, wie bis dahin noch kein deutſches Gedicht ſie gefunden hatte, noch außer Goethe's Werther je eins wieder erlebte. Daß Klopſtock kein epiſcher Dichter war, und der „Meſſias" als epiſches Gedicht betrachtet ein verfehltes, tief unter Milton's Paradise lost zu ſetzendes Werk iſt, darüber ſteht das geſchichtliche Urtheil feſt, und bereits Herder hat dies erkannt und ausgeſprochen. Die Paſſion iſt kein Gegenſtand für eine Dichtungsart, die Handlung fordert; andererſeits zeigen die evangeliſchen Erzähler bei aller Einfachheit eine epiſche Kraft, die auch nur zu erreichen jeder rivaliſirende Dichter verzagen müßte. Klopſtock weiß aber auch das, was der Stoff ihm bietet, nicht zu benutzen; er geht aller Handlung aus dem Wege, löſt ſie in Erzählung auf und gibt uns ſtatt Thaten Empfindungen. Die Gleichniſſe des Epikers ſollen uns beſtimmte Bilder vor das ſinnliche Auge führen; Klopſtock's Gleichniſſe ſind zum großen Theil aus dem geiſtigen Gebiete genommen. Klopſtock iſt in ſeiner Dichtung muſikaliſch, nicht plaſtiſch. Er zieht, wie Schiller in der Abhandlung „Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtkunſt" ſagt, den Gegenſtänden, die er behandelt, den Körper aus. Dies und noch viel mehr kann man mit vollem Rechte der Meſſiade zum Vorwurf machen, die deshalb doch das erhabene, einzig daſtehende, herrliche Dichterwerk bleibt, mit dem die zweite große Blütenperiode der deutſchen Literatur beginnt. Klopſtock war es, der den Muth hatte, der deutſchen Poeſie wieder einen bedeutenden, allgemein menſchlichen Gehalt zu geben. Das unermeßliche Verdienſt dieſes mislungenen Epos lernt man erſt begreifen, wenn man die unmittelbar vorausgehende epiſche Dichtung Deutſchlands betrachtet, Ulrich König's „Auguſt im Lager" (Dresden 1731), deſſen Inhalt die Beſchreibung ſächſiſcher Friedensmanöver war. Von den engliſchen Freidenkern ausgehend, durch franzöſiſche Materialiſten wie Lamettrie und Deiſten wie Bayle und Voltaire in ganz Europa zur ſiegenden Geltung gebracht, hatten die Angriffe auf die überlieferte Religion gerade in den vierziger Jahren des 18. Jahrh. ihren Höhepunkt gewonnen; die Encyklopädie wurde vorbereitet. Franzöſiſche Freigeiſterei und durch den Pietismus neu geſtärktes Glaubensbedürfniß lagen miteinander im Kampfe; es war einer der großen Gegenſätze der Zeit. Die ſtofflich verkümmerte deutſche Poeſie wurde mit eins wieder eine gewaltige Macht in dieſem großen Kampfe, indem Klopſtock ſie nicht als Dienerin, ſondern als Verbündete dem Pietismus zuführte. Klopſtock hat es oft und jederzeit ausgeſprochen, daß ihm der moraliſche Endzweck, d. h. die Vertheidigung und Verherrlichung des angegriffenen Chriſtenthums, der wichtigſte Geſichtspunkt bei ſeiner Arbeit ſei. Er fühlte ſich dazu auserſehen, als Dichter die Religion zu beſingen und ihre Wirkung dadurch zu vermehren. Indem er aber bei ſeinem Schaffen immer oder doch faſt immer als Dichter, nicht als Theolog fühlte und dachte, ſo gab er der deutſchen Poeſie ihre ſeit der Reformation verlorene weltgeſchichtliche, entſcheidende Macht zurück, ohne ihre rein poetiſche Kraft durch den Zwang der Tendenz zu ſchwächen. Dem Epiker gereicht der Mangel an realem hiſtoriſchem Sinne zum Vorwurf. Aber ſeine ungeheuere Wirkung konnte Klopſtock nur ausüben, nicht, indem er das hiſtoriſche Coſtüm beobachtend, Juden und Römer aus Tiberius' Tagen zeichnete, ſondern ins Leben der Gegenwart eingreifend, ſeine eigenen Zeitgenoſſen darſtellte. Als der erſte hat er der Empfindungsſeligkeit, die, angeregt durch den Pietismus, im deutſchen Leben bereits vorhanden war, Worte geliehen. Der „Meſſias" iſt dadurch zu einem lyriſchen Gedichte geworden; er wurde aber zugleich das Lieblingsbuch von Tauſenden fühlender Leſer und Leſerinnen. Beſonders in der erſten Bearbeitung hat er recht viel ſchlechte Hexameter geliefert; aber ſchon mit dieſer erſten Form führte er ein Unternehmen durch, an dem ſeit Otfried's Tagen ſo viele deutſche Dichter ſich vergeblich abgemüht hatten: die Vereinigung chriſtlichen Geiſtes mit antiker Form in germaniſcher Sprache. Die Hexameter waren fehlerhaft, aber Voß hat an ihnen gelernt. Das geiſttödtende Joch des deutſchen Alexandriners mit ſeinem Reimgeklingel war gebrochen, zum erſten mal die unbegrenzte Fähigkeit der deutſchen Sprache in Aneignung

Digitized by Google

fremder Formen erwieſen. Die Antike begann uns lebendig zu werden. Winckelmann und Leſſing haben in ihrer Jugend den „Meſſias" geleſen (Franz Muncker, „Klopſtock's Verhältniß zum claſſiſchen Alterthum", augsburger Allgemeine Zeitung 1878, Nr. 116 fg.). Die Gegner und ſelbſt wohlwollende Zeitgenoſſen nannten Klopſtock dunkel. „Starr noch und herb und zuweilen verſteint, auch nicht jedwedem genießbar", urtheilt ſelbſt ein leidenſchaftlicher Klopſtockverehrer wie Platen im 19. Jahrh. Aber vieles, was man Klopſtock als unverzeihlichen Schwulſt und Unverſtändlichkeit vorwarf, das iſt nun längſt in unſere Dichterſprache als ſelbſtverſtändliches Gemeingut übergegangen. Klopſtock mußte eine Dichterſprache überhaupt erſt ſchaffen; an der, die er geſchaffen, haben Goethe und Schiller ihre Sprache gebildet. Der „Meſſias" bietet der Kritik viele Blößen; aber der „Meſſias" war das einzige Werk der deutſchen Poeſie, das der überſcharfe junge Kritiker der Voſſiſchen Zeitung, Leſſing, als würdigen Gegenſtand ſeiner Kritik vorfand (Muncker, „Leſſing's perſönliches und literariſches Verhältniß zu Klopſtock", Frankfurt 1880). Gerade die erſten drei Geſänge werden immerdar zum Schönſten und Erhabenſten gehören, was deutſche Dichter geſchaffen. Das Werk als ſolches wird nur mehr vom Literarhiſtoriker geleſen. Aber man könnte ein vielgeleſenes Werk, wie „Hermann und Dorothea" oder „Don Karlos", ſich aus der deutſchen Literatur wegdenken, ohne daß dadurch eine fühlbare Lücke in ihrer Geſchichte wäre. Wie aber die deutſche Literatur des 18. Jahrh. ohne die Meſſiade ſich hätte entwickeln können, das läßt ſich ſchlechterdings nicht begreifen. Es iſt ein Werk, vielleicht einzig in ſeinen Fehlern, ſicherlich einzig in ſeiner hiſtoriſchen Größe und Bedeutung.

Den erſten drei Geſängen in den Bremer Beiträgen folgte erſt im Frühjahre 1751 die erſte Buchausgabe in Hemmerde's Verlag zu Halle, die erſten fünf Geſänge enthaltend („Briefwechſel Klopſtock's und ſeiner Aeltern mit Karl Hermann Hemmerde und Gg. Fr. Meier" in Schnorr's „Archiv für Literaturgeſchichte" 1883, XII, 2). Ende 1755 erſchienen in einer kopenhagner zweibändigen Ausgabe die erſten zehn Geſänge des „Meſſias", denen erſt 1768 weitere fünf Geſänge folgten. Der kopenhagner, von Klopſtock ſelbſt beſorgten Ausgabe ging die rechtmäßige hallenſer Ausgabe zur Seite. Im J. 1773 ward der „Meſſias" vollendet; 1781 erſchien eine neue, vielfach veränderte Ausgabe der zwanzig Geſänge, von deren Text auch die 1799 und 1800 erſchienene Ausgabe letzter Hand wieder beträchtlich abweicht (R. Hamel, „Klopſtockſtudien", 3 Hefte, Roſtock 1879—80; ein 4. Heft, ſowie eine kritiſch-hiſtoriſche Ausgabe des ganzen „Meſſias", zu der die Klopſtockſtudien Vorarbeit ſind, iſt von Hamel in Ausſicht geſtellt). Der „Meſſias" war Klopſtock's großes Lebenswerk; aber die letzten Geſänge deſſelben erſchienen zu ſpät, um noch volle Wirkung erzielen zu können; die Wirkung, welche Klopſtock auf die Jugend der ſiebziger Jahre ausübte, ging mehr von ſeinen Oden aus. Wie die erſten Geſänge des „Meſſias", ſind auch die erſten Oden in Leipzig entſtanden (Jaro Pawel, „Klopſtock's Oden, Leipziger Periode. Ein textkritiſcher Beitrag zur Literaturgeſchichte ſeiner Zeit", Wien 1880). Freundſchaft und Liebe, Natur, Vaterland und Freiheit bilden das Thema der Klopſtock'ſchen Lyrik. Die Liebespoeſie, welche die zweite Schleſiſche Schule zu gemeinſter Sinnlichkeit erniedrigt hatte und die franzöſirenden Dichter in ſteife Galanterie verkehrt hatten, wurde durch den Sänger der Religion erſt wieder neu geadelt, wie Klopſtock überhaupt erſt durch ſeine Perſönlichkeit der verachteten Dichtkunſt wieder Würde verlieh, den Poetennamen zu Ehren brachte. An Stelle der Naturbeſchreibung, wie Brockes ſie gegeben, ſetzt er Naturempfinden und preiſt dabei in der Ode „Der Zürcherſee" den Menſchen mit ſeinen Gefühlen als ſchönſte Aufgabe der Poeſie. Erſt in Klopſtock's Poeſie lernten die deutſchen Leſer des 18. Jahrh., was ihnen der unglückliche Günther in tiefempfundenen Liedern umſonſt bereits gezeigt hatte — die Natur als mitempfindend betrachten. Wo Natureindrücke und ſelbſtändige Seelenempfindungen zuſammentreffen, da ertönt unwillkürlich der Name Klopſtock, wie von Lotte's und Werther's Lippen beim Anblick des Gewitters am Ballabende. Bezeichnend für Klopſtock's hiſtoriſche Stellung iſt es nicht minder, daß ſeine erſte Ode den Titel führt: „Der Lehrling der Griechen" (1747). Wie für das Epos, ſo hat er auch für die Lyrik zuerſt die antiken Maße eingeführt. In ſeiner zweiten Periode verſuchte er ſich in völlig freien Rhythmen, die ſich Leſſing's Beifall erwarben und von Goethe in ſeinen Hymnen adoptirt wurden, wogegen der ſpätere Verſuch, den aus dem Alterthume überlieferten Strophenmaßen neuerfundene zur Seite zu ſtellen, nicht als gelungen bezeichnet werden kann. Während Klopſtock die Form dem Alterthume entlehnte, entnahm er den Inhalt ſeinem eignen Leben. Wenn er „die Welt fortreißt in erhabener Odenbeflügelung", ſo iſt der Grund ſeines Erfolges darin zu ſuchen, daß er mit der Schulpoeſie brach und zum großen Theil nur Selbſterlebtes beſingt. Er dichtet nur, wenn ſein Inneres dazu drängt; es gibt Jahre, in denen ihm kein Vers entquillt, andere ſind deſto fruchtbarer; er zwingt ſich nie zum Dichten wie vor ihm die Pietſch, Beſſer und Brockes. Den Zeitgenoſſen kam es als eine überraſchende Kühnheit vor, daß Klopſtock dabei ſeine intimſten Verhältniſſe offen enthüllte, ſich ſelbſt in ſeinen Poeſien gab. So ſang er 1747 die Lieder „An des Dichters Freunde", die er ſpäter, als er die nordiſche Mythologie zum Schaden ſeiner Poeſie in dieſe einführte (1766), unter dem Namen „Wingolf" zuſammenfaßte (Jaro Pawel „Fr. Gottl. Klopſtock's Wingolf. Kritiſche Ausgabe nebſt Commentar", Wien 1882). Es ſind die bremer Beiträger, die hier gefeiert werden, die leipziger Freunde Joh. Andreas Cramer, Giſeke, Gellert, Joh. Heinr. Olde, Kühnert, Schmidt, Rothe, Ebert, Gärtner, Joh. Adolf Schlegel und Hagedorn, der Protector des Bundes. Zur ſelben Zeit weilte auch Leſſing in Leipzig; aber zwiſchen ihm und Klopſtock fand keine Berührung ſtatt. Bald wurden die Freunde in alle Welt zerſtreut. Klopſtock ſelbſt verließ Oſtern 1748 die Univerſität, ohne ſeine Studien abgeſchloſſen zu haben. In der ihm verwandten Familie des

Digitized by Google

Kaufmanns Joh. Chriſtian Weiß zu Langenſalza nahm er eine Hofmeiſterſtelle an. In Langenſalza war auch Klopſtock's Vetter Schmidt zu Hauſe und deſſen Schweſter Marie Sophie hatte ſchon früher des Dichters Herz gerührt. Sie, die nicht daran denkt, die Liebe des mittelloſen Hofmeiſters zu erwidern, wird nun als „Fanny" die in zahlreichen Oden gefeierte Geliebte des Dichters. Unterdeſſen ſuchten die Bewunderer des „Meſſias", vor allen Bodmer und Haller, für des Dichters weiteres Fortkommen zu ſorgen, um ſo mehr, da deſſen Hauslehrerſtelle nur bis Oſtern 1750 dauern ſollte. Die Bemühungen ſchlugen aber fehl, die außerordentliche Profeſſur der Beredſamkeit oder Poeſie, die Klopſtock ſich wünſchte, war nicht zu erhalten. Da lud zu Anfang des J. 1749 Bodmer den Sänger der Religion ein, ihn in Zürich zu beſuchen. Nach langem Zögern entſchloß Klopſtock ſich endlich, von Langenſalza, wo man vom „Meſſias" nichts wiſſen wollte, und von Fanny, auf deren Liebe er noch immer hoffte, zu ſcheiden. Zunächſt ging der berühmt gewordene Sohn zum Beſuch der glücklichen Aeltern nach Quedlinburg; am 25. Mai beſuchte er in Halberſtadt den Anakreontiker Gleim, mit dem ihn von da an lebenslängliche Freundſchaft verband. Beider Briefwechſel iſt enthalten in dem aus Gleim's Nachlaß von Klamer Schmidt herausgegebenen Buche: „Klopſtock und ſeine Freunde. Briefwechſel der Familie Klopſtock unter ſich und zwiſchen dieſer Familie, Gleim, Schmidt, Fanny, Meta und andern Freunden" (2 Bde., Halberſtadt 1810). Solange Klopſtock nun in Quedlinburg weilte, wiederholten ſich öfters die Beſuche bei Gleim. Anfang Juni traf ein Schreiben des Grafen Bernſtorff ein, das die Stelle eines Hofpredigers oder Profeſſors für den Sänger des „Meſſias" in Ausſicht ſtellte. Vorerſt aber beſchloß dieſer, den Beſuch bei Bodmer auszuführen; zunächſt erfolgte noch ein Ausflug nach Magdeburg, wo nicht nur Frauen und Mädchen, ſondern auch der hochgebildete Hofprediger Sack mit Bewunderung für Klopſtock nicht kargten. Am 12. Juli trafen die Schweizer Sulzer und Schultheß in Quedlinburg ein, um Klopſtock zum Gefährten ihrer Rückreiſe zu gewinnen. Am 13. Juli reiſte er mit ihnen ab; über Erfurt, Koburg, Bamberg, Nürnberg, Ulm ging die Reiſe nach Schaffhauſen. Am 23. Juli abends 9 Uhr langten die drei Genoſſen in Zürich an. Bodmer, der eben an ſeinem „Noah" arbeitete, wollte den jungen Dichter ganz für ſich allein haben, und von dem Sänger des Gottmenſchen erwartete man einen heiligen Lebenswandel. Die junge Welt von Zürich dagegen wollte den Dichter als Menſchen feiern. In ihrem Namen lud der Kaufmann Hartmann Rahn Klopſtock zu einer Fahrt auf dem Zürcherſee ein. Am 30. Juli 1750 fand dieſe ſtatt; Klopſtock ſelbſt hat ſie in der Ode „Der Zürcherſee" gefeiert. Dem lebensluſtigen heitern deutſchen Dichter gefiel dieſer im Kreiſe der Jugend verbrachte Tag beſſer als die am folgenden in Winterthur ſtattfindende Zuſammenkunft mit Bodmer's würdigen Freunden Breitinger, Heß, Waſer, Künzli. Das Verhältniß zu Bodmer wurde immer geſpannter, da Klopſtock gar nicht dem Ideale entſprechen wollte, das dieſer ſich von dem Dichter des „Meſſias" gemacht. Klopſtock zog aus Bodmer's Hauſe zu Rahn und der väterliche Freund vergaß ſich ſo weit, eine Klopſtock früher geſchenkte Geldſumme von dieſem zurückzufordern, worauf Klopſtock in ſtolzem Selbſtgefühle mit Bodmer vollends brach. Klopſtock ging nun auf Rahn's Vorſchläge ein, ſich mit ihm zu aſſociiren, mit ſeinem äſthetiſchen Urtheile die farbigen Muſter in Rahn's Fabrik zu verbeſſern. Rahn heirathete ſpäter Klopſtock's Schweſter Johanna und die aus dieſer Ehe ſtammende Tochter ward Fichte's treffliche Gattin. Rahn ſelbſt folgte Klopſtock nach Dänemark, Klopſtock verſchaffte ihm Staatshülfe zur Gründung einer Fabrik, aber Rahn zeigte ſich bald als ein völlig unfähiger Projectenmacher, worauf Klopſtock die Verbindung mit ihm abbrach. In Zürich noch hatte Klopſtock die wirkliche Berufung nach Kopenhagen erhalten. Mit einem Gehalte von 400 Reichsthalern ſollte er dort den „Meſſias" zu Ende dichten. Klopſtock faßte den Gedanken einer immer dauernden Trennung von Deutſchland ſo ſchwer, daß er erſt nach drei Wochen ſeine Zuſage an Bernſtorff ſchrieb. Ehe Klopſtock von Zürich ſchied, führten Freunde noch eine Ausſöhnung mit Bodmer herbei. Der Dichter des „Meſſias" und der des „Noah" unterhielten auch ſpäter noch einen ſpärlichen Verkehr, herzlich wurde das Verhältniß nie mehr, doch muß man es Bodmer nachrühmen, daß ſeine Enttäuſchung über Klopſtock den Menſchen ſeiner Bewunderung Klopſtock's des Dichters keinen Eintrag that. Mitte Februar 1751 ſchied Klopſtock aus Zürich (J. K. Mörikofer, „Die Schweizeriſche Literatur des 18. Jahrh.", Leipzig 1861, S. 144—186). Klopſtock's Schweizerreiſe hat auch culturgeſchichtlich ihre beſondere Bedeutung. Er eröffnet die Reihe derjenigen, welche von der Naturſchönheit der Schweiz begeiſtert dieſe preiſen. Es iſt ſein Beiſpiel, das zunächſt Ewald von Kleiſt, dann aber die beiden Stolberge, Goethe u. a. zu Reiſen in die Schweiz beſtimmte.

In Deutſchland freute man ſich, daß der Meſſiasſänger einen fürſtlichen Gönner gefunden habe. Aber man empfand es auch als nationale Demüthigung, und Leſſing gab dieſer Stimmung Ausdruck, daß es der König von Dänemark ſei, welcher ſich des erſten deutſchen Dichters angenommen. Klopſtock ſelbſt hatte einige Jahre vorher noch Friedrich II. beſungen; jetzt ſteht aber dieſes in feurigen Jamben geſchriebene Lied unter der Bezeichnung „Heinrich der Vogler" in Klopſtock's Werken; die früheren Anſpielungen auf Friedrich ſind getilgt. Klopſtock faßte ſpäter ernſtlich den Plan, die Geſchichte des Siebenjährigen Krieges zu ſchreiben und hatte wirklich eine Reihe hiſtoriſcher Bruchſtücke vollendet, deren Druck nur durch Zufälle vereitelt ward; nach Klopſtock's Tode aber ging das Manuſcript verloren. Klopſtock hätte gern Friedrich II. als nationalen Helden gefeiert; bei ſeiner vaterländiſchen Begeiſterung hatte er das Bedürfniß nach einem Gegenſtande des Stolzes und der Bewunderung, den er dann ſchließlich in nebelhafter Vorzeit ſuchte. Der Sänger des Gottmenſchen fühlte ſich zurückgeſtoßen vom Freunde Voltaire's, dem Freigeiſt

Digitized by Google

auf dem Throne. Zwiſchen dieſen Gegenſätzen gab es keine Vermittelung. Des Königs Vorliebe für franzöſiſche und Verachtung der deutſchen Literatur empfand Klopſtock vollends als perſönliche Kränkung. So kam es, daß gerade Klopſtock, der ſo mächtig für die Erweckung des deutſchen Nationalgefühles wirkte, fern blieb von den Dichtern, die wie Ramler, Gleim, Kleiſt, Leſſing in Friedrich's Thaten einen Aufſchwung der deutſchen Nation ſelbſt begrüßten. — Von Zürich ging Klopſtock nach Quedlinburg, von ſeinen Aeltern Abſchied zu nehmen; nach Langenſalza zu Fanny zog ihn ſein Herz, doch unterblieb der Beſuch. Ein Brief Bernſtorff's trieb zur Eile. Ueber Halberſtadt und Braunſchweig reiſte Klopſtock nach Hamburg, wo er Hagedorn's perſönliche Bekanntſchaft machen wollte. Eine Empfehlung Giſeke's führte ihn in das Haus Margareta Moller's, geb. am 16. März 1728. Ueber das erſte Zuſammentreffen des Dichters mit dem für die Meſſiade ſchwärmenden Mädchen und das raſche Zuſammenfinden ihrer gleichgeſtimmten Seelen beſitzen wir Meta's eigene briefliche Berichte (J. M. Lappenberg, „Briefe von und an Klopſtock. Ein Beitrag zur Literaturgeſchichte ſeiner Zeit", Braunſchweig 1867). Am Oſtertage den 11. April 1751 ſchiffte ſich Klopſtock ein zur Fahrt nach Dänemark. Ein zweiter Abſchnitt ſeines Lebens begann (Dav. Fr. Strauß, „Klopſtock's Jugendgeſchichte", 1866, im 2. Bde. der Kleinen Schriften; 1878 in den Geſammelten Schriften X, 1—144).

In Kopenhagen fand Klopſtock die angenehmſten Verhältniſſe vor, König Friedrich V. ſchenkte ihm ſeine Gunſt und gab ihm fortwährende Beweiſe derſelben. Moltke und Bernſtorff wurden des Dichters Freunde. Im Mai folgte er dem Könige nach Friedensburg. In der Ode dieſes Namens feierte er dankbar den frommen gütigen Monarchen, dem er beim Tode der Königin Luiſe in der Ode „An den König" (1752) Troſt, ſeine und des Landes Theilnahme ausſprach. Klopſtock begann nun erſt das Studium des Engliſchen. Der „Meſſias" rückte nur langſam vor, aber 1752 entſtanden die erſten vaterländiſchen Oden: „Hermann und Thusnelda", „Die beiden Muſen", „Fragen". Die Verbindung mit Langenſalza war noch nicht völlig abgebrochen, aber im Frühjahre 1752 reiſte der Dichter nach Hamburg zu Meta und nun erfolgte die förmliche Verlobung. Unter dem Namen Cidli hat er die ſeiner würdige zweite Geliebte in den Oden wie im „Meſſias" dichteriſch verherrlicht. Von Hamburg ging er nach Quedlinburg und kehrte erſt im Herbſte nach Kopenhagen zurück. Am 10. Juni 1754 konnte er endlich Meta die Seinige nennen. Er führte ſie den Aeltern zu nach Quedlinburg und erneuerte 1756 gemeinſam mit Meta dort ſeinen Beſuch. Die Ehe war eine äußerſt glückliche; Meta hing mit grenzenloſer Begeiſterung an dem Sänger des „Meſſias" und war glücklich, als Abſchreiberin dem Dichter Hülfe leiſten zu dürfen. Meta iſt eine der liebenswürdigſten Frauengeſtalten, welche die deutſche Literaturgeſchichte überhaupt kennt; nur in Schiller's Lotte findet ſie ihres gleichen. Empfindſam wie eine der dichteriſchen Geſtalten ihres Gatten, ohne jede Spur von Affectation, ein Muſter hingebender Weiblichkeit. Ihre geiſtige Begabung iſt nicht allzu hoch, doch immerhin genug über das Mittelmaß reichend, um den Anſprüchen ihres Gatten zu genügen. Selbſtändige Bedeutung darf man in ihren Dichtungen, die nur ihre Lektüre widerſpiegeln, nicht ſuchen („Hinterlaſſene Schriften von Margareta Klopſtock", Hamburg 1759). Klopſtock ſelbſt gab ihre Werke heraus, nachdem am 28. Nov. 1758 Meta im Kindbette geſtorben war. Im 15. Geſange der Meſſiade iſt des Liebenden Abſchied von Cidli die poetiſche Nachbildung dieſer ſchweren Trennung. „Saat von Gott geſät, dem Tage der Garben zu reifen", lautet die Aufſchrift, mit welcher der Dichter Meta's Grab zu Ottenſen ſchmückte. Es iſt nicht zu leugnen, Klopſtock's beſte Kraft welkte mit Meta dahin. Hingebende Theilnahme fand er in dem Freundeskreiſe, den er in Kopenhagen um ſich geſammelt hatte. Joh. A. Cramer war auf Klopſtock's Betreiben als Hofprediger dahin berufen worden. Deſſen Sohn Karl Friedrich wuchs unter Klopſtock's Augen als ſein glühender Verehrer auf, hat aber durch die kritikloſe Art, in der er ſeiner Begeiſterung ſpäter Rede lieh, ſeinem Meiſter keinen guten Dienſt erwieſen (K. Fr. Cramer, „Klopſtock. In Fragmenten aus Briefen von Tellow an Eliſa", Frankfurt und Leipzig 1777. — „Klopſtock. Er und über ihn", 6 Bde., 1780—93). Letzteres iſt nicht nur biographiſch wichtig, ſondern enthält auch für viele Oden die ſonſt nicht erhaltene erſte Faſſung und den noch immer beſten Commentar zu einem Theile des „Meſſias". Der Dichter Gerſtenberg, Funck, Reſewitz, H. P. Sturz waren die übrigen Mitglieder dieſes „nordiſchen Literaturkreiſes", der in A. Cramer's „Nordiſchem Aufſeher" 1753 und in Gerſtenberg's „Schleswigiſchen Literaturbriefen" 1766—67 ſeinen literariſchen Ausdruck fand (M. Koch, „Helferich Peter Sturz nebſt einer Abhandlung über die Schleswigiſchen Literaturbriefe", München 1879). Das fröhliche, von Naturſinn belebte Treiben dieſes Kreiſes hat Sturz in dem Aufſatze „Klopſtock. Beilagen zu Tellow's Briefen an Eliſa" 1777 im Novemberhefte des Deutſchen Muſeums anſchaulich geſchildert. Zu den Beluſtigungen Klopſtock's gehörte in erſter Linie das „Schrittſchuhlaufen", das er in mehrern Oden beſang und überall, wie Goethe ſagt, mit der Salbung eines Heidenbekehrers predigte. Der „Nordiſche Aufſeher" verwickelte den um Klopſtock geſcharten Literaturkreis in heftige Streitigkeiten mit Leſſing und der Berliner Schule. Die zwei Bände „Geiſtliche Lieder", welche Klopſtock 1758 und 1769 herausgab, fanden übrigens nicht nur von ſeiten der Berliner Literaturbriefe, ſondern auch bei entſchiedenen Freunden wie Gleim keine günſtige Aufnahme. Dagegen ſteigerte ſich das Verlangen der Freunde nach einer Sammlung der zum Theil nur handſchriftlich verbreiteten Oden immer mehr. Landgräfin Karolina von Darmſtadt veranſtaltete, von Herder unterſtützt, im Frühjahre 1771 eine Sammlung derſelben, die nur in 34 Exemplaren gedruckt ward und manche nicht von Klopſtock herrührende Gedichte irrthümlich mit abdruckte (E. Schmidt, „Beiträge zur Kenntniß

Digitized by Google

der Klopſtockiſchen Jugendlyrik aus Drucken und Handſchriften", Straßburg 1880, Qu. u. F. XXXIX.) Noch im gleichen Jahre gab dann Klopſtock ſelbſt eine Bernſtorff gewidmete Sammlung ſeiner „Oden" heraus (Hamburg 1771), die in ganz Deutſchland den Enthuſiasmus für Klopſtock aufs neue entzündete (H. Düntzer, „Klopſtock's Oden erläutert", Leipzig 1878; eine Auswahl derſelben mit Einleitungen und Anmerkungen, Leipzig 1868. Eine kritiſch hiſtoriſche Geſammtausgabe der Oden bereitet F. Muncker mit Unterſtützung des Quedlinburger Klopſtock-Vereins vor). Angeregt durch Gerſtenberg's Skaldengedicht (1766) hatte Klopſtock die nordiſche Mythologie auch in ſeine Dichtung eingeführt und rief dadurch die nicht eben erfreuliche Erſcheinung der Bardenpoeſie hervor. Einen neuen Aufſchwung erlebte ſeine eigene Odendichtung, als der Beginn der Revolution in Frankreich ihn wie ſo viele andere mit freudigen Hoffnungen auf neues Völkerglück beſeelte; er beſang die erwachende Freiheit, wie er bald darauf ſtrafende Oden an die ſeine Erwartungen ſo grauſam täuſchenden Franken richtete. Neben der Thätigkeit in Epik und Lyrik hatte auch das Drama Klopſtock zu Verſuchen angeregt. Im J. 1757 gab er den „Tod Adam's" heraus, ein Trauerſpiel in Proſa, das dann von Gleim verſificirt wurde. Die Sprache iſt knapp und würdevoll, die einzelnen Stellen ergreifend, aber von dramatiſchem Leben auch keine Spur anzutreffen. Das Stück hat in Frankreich, wo man es neben Geßner's Idyllen ſtellte, Glück gemacht, in Deutſchland war es bald vergeſſen. Die folgenden Dramen, „Salomo" (1764) und „David" (1772) konnten es nicht einmal ſo weit bringen, denn ſie wurden mit vollem Rechte nie beachtet. Abbt charakteriſirte ſie witzig als „die wahrhafte und langweilige Geſchichte von dem Gezänk eines reformirten Hofpredigers mit einem katholiſchen Hofkaplan". Kaum findet man es der Erwähnung werth, daß dieſe beiden Stücke zu den früheſten Dramen gehören, die in deutſchen Blankverſen abgefaßt wurden. Unvergleichlich bedeutender iſt Klopſtock's große vaterländiſche Trilogie, die Bardiete: „Hermann's Schlacht", 1769; „Hermann und die Fürſten", 1784; „Hermann's Tod", 1787. Es iſt die erſte dramatiſche Trilogie, die in deutſcher Sprache überhaupt geſchrieben ward. Das zweite Stück iſt eine höchſt mislungene Schöpfung. Von der Hermannsſchlacht hat Leſſing ſelbſt mit hoher Anerkennung geſprochen. Das Schlußſtück enthält einzelne Scenen von wahrhaft tragiſcher Größe und hätte mehr Anerkennung verdient, als es bis heute gefunden hat. Wirkliche Handlung, wie ſie das Drama fordert, iſt nirgends vorhanden. Auf die Dramatiker der Sturm- und Drangperiode haben die drei Hermannsdichtungen gerade durch ihre dramatiſche Unform, die trotz ſtrenger Wahrung der lois unité zu Tage tritt, als Vorbilder gewirkt. Dem Dialoge in Proſa ſind zahlreiche Bardengeſänge in antiken Metern eingemiſcht, die zum Theil zum Großartigſten gehören, was Klopſtock überhaupt geſchaffen hat. Auf die Bühne ſind, glaube ich, dieſe Werke nie gekommen, obwol Klopſtock dies wünſchte und man ab und zu daran dachte. Mit Gluck hat Klopſtock über die Compoſition der Bardenchöre einen eingehenden Briefwechſel gepflogen. Die „Hermannsſchlacht" (le tableau d'un héros) wurde ins Franzöſiſche überſetzt, der „Meſſias" in die meiſten Culturſprachen Europas übertragen; auch einzelne Oden wurden überſetzt und ſelbſt der „Salomo" erſchien noch ſo ſpät wie 1809 in engliſcher Sprache.

Klopſtock's äußeres Leben bietet nach Meta's Tode nicht mehr viel des Beſonderen. Um ſich zu tröſten, brachte er längere Zeit in Quedlinburg, Halberſtadt und Braunſchweig zu. In Blankenburg lernte er 1762 Sidonie, die zwanzigjährige Tochter des Amtsraths Diedrich, kennen. In der Ode „Done" erklärte er, ſie wie Meta zu lieben. Zu wiederholten malen bewarb er ſich um Done's Hand, ließ ſich, um die Aeltern eher zu ſeinen Gunſten zu beſtimmen, den Titel eines däniſchen Legationsrathes geben, konnte aber ſein Ziel nicht erreichen. Zärtliche Beziehungen zeigt auch der ſeltſame dreijährige Briefwechſel des Dichters mit Anna Cäcilie Ambroſius (1749—1820) in Flensburg; aber auch hier kam keine Verbindung zu ſtande. Als 1770 Struenſee's Regierung in Dänemark begann und Bernſtorff geſtürzt ward, begleitete Klopſtock ſeinen Gönner und Freund nach Hamburg, das mit kurzer Unterbrechung nun ſein ſtändiger Aufenthalt wurde. Anfangs wohnte er in Bernſtorff's Hauſe, dann wurde er Hausgenoſſe der Familie von Winthem. Nach dem Tode Joh. Martin von Winthem's ward deſſen Witwe Johanna Eliſabeth, geb. Dimpfel (1747—1821) am 30. Oct 1791 Klopſtocks's Gattin. In Klopſtock's und ſeiner Freunde Oden ward ſie als „Windeme" gefeiert. — Im J. 1774 folgte Klopſtock einer Einladung des edeln Markgrafen Karl Friedrich von Baden, ihn in Karlsruhe zu beſuchen. Auf der Durchreiſe verweilte er einige Tage in Göttingen im Kreiſe der Dichter des Hains; war er ja doch das Haupt des Bundes, der dort Voß, Miller, Hölty, die Stolberge, Leiſewitz, Boie u. a. vereinigte. In Frankfurt trafen der Dichter des „Meſſias" und der des „Götz von Berlichingen" zuſammen, welch letzterer damals noch mit Ehrfurcht zu dem anerkannten Oberhaupte der deutſchen Literatur aufblickte. Durch Klopſtock's wohlmeinende, aber taktloſe Einmiſchung in Goethe's weimarer Verhältniſſe trat ſpäter eine dauernde Entfremdung zwiſchen den beiden Dichtern ein (O. Lyon, „Goethe's Verhältniß zu Klopſtock. Ihre geiſtigen, literariſchen und perſönlichen Beziehungen", Leipzig 1882). Nach jenem erſten Zuſammentreffen geleitete Goethe den Altmeiſter nach Darmſtadt zu Joh. H. Merck, der meinte, er habe noch nie einen Menſchen ſo ſchön deutſch und ſo abgemeſſen reden hören wie Klopſtock. In Karlsruhe wurde der Sänger der Religion und des Vaterlandes ehrenvoll aufgenommen, zum Hofrath ernannt und ihm eine Penſion ausgeſetzt. Klopſtock vermißte aber die ihm liebgewordenen hamburger Kreiſe, an deren Weihrauchnebel er ſich einmal gewöhnt hatte. Im Frühjahre 1775 verließ der Dichter, ohne auch nur Abſchied zu nehmen, in Geſellſchaft ſeines Bruders den markgräflichen Hof und kehrte nach Hamburg zurück. Das Verhältniß zu dem fürſtlichen Gönner erlitt indeſſen

Digitized by Google

dadurch keine Störung. Im J. 1784 widmete Klopſtock den zweiten Theil der Hermanntrilogie „dem fürſtlichen Weiſen Karl Friedrich, Markgrafen von Baden, der nach vielen andern landesväterlichen Thaten vor kurzem auch die Leibeigenſchaft aufgehoben hat". Im Herbſte 1786 reiſte der Markgraf mit zweien ſeiner Söhne von Pyrmont aus zum Beſuch Klopſtock's nach Hamburg (Dav. Fr. Strauß, „Klopſtock und der Markgraf Karl Friedrich von Baden", Geſ. Schriften X, 145). Auch die Widmung des erſten Theiles der Hermanntrilogie war an einen deutſchen Fürſten, an Kaiſer Joſeph II. gerichtet; an ſie knüpften ſich ſtolze, aber nie erfüllte Hoffnungen („Klopſtock's Wiener Beziehungen" in H. M. Richter's „Aus der Meſſias- und Werther-Zeit", Wien 1882) „Der Kaiſer liebt ſein Vaterland, und das will Er auch durch Unterſtützung der Wiſſenſchaften zeigen", verkündete Klopſtock in der ſtolzen Widmung. Eine Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften, eine Druckerei, welche den Akademikern den vollen Nutzen ihrer Schriften und Unabhängigkeit von den Buchhändlern ſichern ſollte, ein Nationaltheater, zu deſſen Leiter Leſſing von Klopſtock auserſehen war, alle dieſe ſchönen Dinge ſollten in Wien ins Leben gerufen werden. Klopſtock's Schriften waren urſprünglich in Oeſterreich verboten geweſen, dann aber freigegeben und viel geleſen. Oeſterreichiſche Dichter, vor allen der Jeſuit Denis, der Barde Sined, hatten ſich an Klopſtock gebildet. Klopſtock zählte viele Freunde in Wien und er war zum Präſidenten der Akademie auserſehen. Mit dem kaiſerlichen Geſandten in Kopenhagen, Graf Dietrichſtein, mit Graf Wellſperg, Regierungsrath Matt, ja mit dem Fürſten Kaunitz ſelbſt trat Klopſtock in Unterhandlung. In der Form eines „Fragments aus einem Geſchichtſchreiber des 19. Jahrh." unterbreitete Klopſtock dem Kaiſer ſeine Vorſchläge. Auch Leſſing wußte darum und theilte wenigſtens kurze Zeit Klopſtock's Hoffnungen. Klopſtock erhielt das goldene Bruſtbild des Kaiſers mit Brillanten — und gleichzeitig mit ihm dieſelbe Auszeichnung ein jüdiſcher Pferdehändler in Holſtein. In Wien verſäumte man die unwiederbringliche Gelegenheit, Oeſterreich zur geiſtigen Großmacht Deutſchlands zu erheben. Da entſchloß ſich Klopſtock, ſeinerſeits wenigſtens ſeinen Plan zur Vereinigung der deutſchen Dichter und Schriftſteller zu veröffentlichen. Er kündigte ein ſolches Werk an, das auf Subſcription herauskommen ſollte; mehr als 3600 Subſcribenten fanden ſich, und 1774 erſchien zu Hamburg „Die deutſche Gelehrtenrepublik. Ihre Einrichtung. Ihre Geſetze. Geſchichte des letzten Landtags. Auf Befehl der Aldermänner durch Salogaſt und Wlemar. Herausgegeben von Klopſtock". Die Mehrzahl der Subſcribenten war von dem eigenthümlichen Werke nichts weniger als erbaut. Die Form iſt durchwegs grillenhaft und im Inhalte manches geradezu lächerlich. Das wegwerfende Urtheil, das gewöhnlich über das Werk gefällt wird, welches in der Reihe der deutſchen Poetiken doch eine höchſt bedeutende Stellung einnimmt, iſt durchaus ungerecht. Hettner geſteht dem Kern des Buches ſeine unbeſtreitbare Wahrheit und Berechtigung zu; Gervinus ſtellt das Buch ohne weiteres den von Herder ausgehenden Anregungen zur Seite. Auf die Sturm- und Drangperiode iſt es jedenfalls von größtem Einfluſſe geweſen. Goethe ſchrieb nach dem erſten Leſen der „Gelehrtenrepublik" an Schönborn (10. Juni 1774): „Klopſtock's herrliches Werk hat mir neues Leben in die Adern gegoſſen. Die einzige Poetik aller Zeiten und Völker, die einzigen Regeln, die möglich ſind! Das heißt Geſchichte des Gefühls, wie es ſich nach und nach feſtiget und läutert, und wie mit ihm Ausdruck und Sprache ſich bildet.... Hier fließen die heiligen Quellen bildender Empfindung lauter und vom Throne der Natur." Schon lange vor der Arbeit an dieſer Poetik hatte Klopſtock ſich theoretiſch mit der Poeſie und Sprache beſchäftigt. Den einzeln erſcheinenden Bänden des „Meſſias" waren vier Abhandlungen beigegeben worden: Von der heiligen Poeſie; Von der Nachahmung des griechiſchen Silbenmaßes im Deutſchen; Vom deutſchen Hexameter; Vom gleichen Verſe. Auch die Ausgabe der geiſtlichen Lieder war von einer theoretiſchen Abhandlung begleitet geweſen. Einzelne Materien wurden im „Nordiſchen Aufſeher" behandelt, z. B. von der Sprache der Poeſie; Gedanken über die Natur der Poeſie u. a. Aus ſeinen proſodiſchen Studien veröffentlichte Klopſtock „Fragmente vom Silbenmaß" in der Fortſetzung der „Schleswigiſchen Literaturbriefe". Von der Mitte der ſechziger Jahre an beginnen die Bemühungen für die ältere deutſche Poeſie. H. P. Sturz beſorgte in London eine Abſchrift des Heliand für Klopſtock, und dieſer dachte daran, den alten ſächſiſchen Sänger „mit einer faſt ganz wörtlichen Ueberſetzung und mit kurzen, aber bedeutenden Anmerkungen herauszugeben". Von dem Studium der älteren deutſchen Geſchichte legten die Fragmente, welche in der „Gelehrtenrepublik" mitgetheilt wurden, ein ehrenvolles Zeugniß ab. Der Gedanke, unſere Orthographie zu reformiren, der ſeit Klopſtock's Tagen eine wiſſenſchaftliche Begründung erhalten hat, deſſen Ausführung wir noch immer anſtreben, iſt im 18. Jahrh. zuerſt von Klopſtock energiſch zum Ausdruck gebracht worden: „Ueber die deutſche Rechtſchreibung", Leipzig 1778. Freilich ſind Klopſtock's Vorſchläge ziemlich willkürliche und praktiſch undurchführbare; zum Theil ſind ſie geradezu ſchrullenhaft und wurden gleich bei ihrem Erſcheinen lächerlich gemacht. Wirkliche Bedeutung beſitzen dagegen die beiden noch folgenden Werke des alternden Dichters: „Ueber Sprache und Dichtkunſt. Fragmente von Klopſtock." Erſte Fortſetzung, Hamburg 1779. Zweite Fortſetzung 1780; und „Grammatiſche Geſpräche", Altona 1794. Die bedeutendſte Zeitſchrift der Romantiſchen Schule, das Athenäum, wurde 1798 von Aug. W. Schlegel mit der Arbeit „Die Sprachen. Ein Geſpräch über Klopſtock's grammatiſche Geſpräche" eröffnet. Die jüngſte Generation der Literatur, die der Meſſiasſänger erlebte, dankte ihm hier für „die reichhaltigen Winke, die feinen Bemerkungen, die Aufforderungen zu tieferer Forſchung", die ſeine theoretiſchen Werke boten. Aber auch ihrem Inhalte ſchadet die Form, diesmal die dialogiſche, die gerade Klopſtock, der immer als alleiniger Sprecher und Lehrer aufzutreten gewohnt war, durchaus nicht zu behandeln

Digitized by Google

verſtand. Eine beſondere, bisher noch nicht nach Verdienſt gewürdigte Bedeutung gewinnt in dieſen letzten Arbeiten Klopſtock als Ueberſetzer; es ſind Homer, Virgil, Horaz und Ovid, aus denen er Stellen überſetzt, um die Ausdrucksfähigkeit, ja Ueberlegenheit der deutſchen Sprache zu zeigen, wobei er vor allem beſtrebt iſt, nicht mehr oder wo möglich weniger Verſe als das Original zu geben. Sämmtliche Ueberſetzungen Klopſtock's ſind zuſammengeſtellt in der „Auswahl aus Klopſtock's nachgelaſſenem Briefwechſel und übrigen Papieren. Ein Denkmal für ſeine Verehrer", 2 Bde., herausgegeben von Chr. A. H. Clodius, Leipzig 1821.

Von Klopſtock war die deutſche Literatur ausgegangen, aber fremd, zum Theil feindſelig ſtand er ihrer Entwickelung gegenüber. Die Epigramme, die er abſchoß, waren kraftloſe Pfeile, die ihrem Schützen keine Ehre machten, und, in einem Kreiſe kritikloſer Verehrerinnen lebend, verlor er die Schätzung eigenen und fremden Werthes. Das Selbſtgefühl, das ihn einſtens ausgezeichnet, als er der Poeſie und dem Dichterberufe neue Würde gab, artete in Selbſtüberhebung aus. Die letzten zwanzig Jahre ſeines Lebens liefern die Züge jener ſteifen „Hohenprieſterlichkeit", um derentwillen Danzel den großen Dichter ſo ungerecht verurtheilt. Aber nicht der alte grillenhafte Klopſtock, ſondern der, welcher „jugendlich ungeſtüm, wie mit dem goldenen Köcher Latonens Sohn" an der Eingangsſchwelle unſerer neueren Literatur ſteht, iſt unſterblich; er, der „das Maß herſtellt und die Sprache beſeelt und befreit von der galliſchen Knechtſchaft". Es war eine eigenthümliche Schickung, daß er, der Gallierfeind, zum Dank für ſeine Freiheitsoden von der Nationalverſammlung 1792 das franzöſiſche Bürgerrecht erhielt; das Decret iſt vom 9. Sept. Am 2. Juli hatte er dem Herzoge von Braunſchweig ſeine Oden geſandt, ihn vom Kriegszuge gegen die freien Franken abzumahnen. Einige Monate ſpäter dachte er daran, den Eroberern ſein Bürgerdiplom zurückzuſenden. Im J. 1802 ernannte ihn das „franzöſiſche Nationalinſtitut" zu ſeinem Mitgliede. Am 14. März 1803 ſtarb Klopſtock, nachdem ihm alle Freunde und Mitſtrebenden vorausgegangen waren. Die Städte Hamburg und Altona ehrten ſich ſelbſt, indem ſie ſeinen Tod als einen nationalen Verluſt empfanden und ihm ein Begräbniß bereiteten, wie vor ihm und dann bis auf Richard Wagner keinem deutſchen Dichter mehr bereitet worden („Klopſtock's Todtenfeier", Hamburg 1804). Eine Sammlung ſeiner Werke hat Klopſtock noch ſelbſt beſorgt. Sie erſchien in zwölf Bänden in Göſchen's Verlag, Leipzig 1798—1810; 1823—26 und 1845. Eine revidirte Ausgabe mit Biographie und Anmerkungen beſorgte R. Boxberger für die Hempel'ſche Sammlung. „Klopſtock's ſämmtliche ſprachwiſſenſchaftliche und äſthetiſche Schriften nebſt den übrigen bisjetzt noch ungeſammelten Abhandlungen, Gedichten und Briefen" gaben A. L. Back und A. R. C. Spindler in 6 Bänden heraus, Leipzig 1830. Klopſtock's Briefwechſel iſt, außer in den bereits genannten Sammlungen, in einer zweibändigen hildburghauſer Ausgabe von 1842 enthalten. Klopſtockbiographien gaben H. Döring (Weimar 1825) und J. Gottfr. Gruber (Leipzig 1832) heraus. Aus der übrigen Klopſtockliteratur ragen hervor: Joh. Otto Thieß „Klopſtock, wie er ſeit einem halben Jahrhundert als Dichter auf die Nation und als Schriftſteller auf die Literatur gewirkt hat", Altona 1805, und Koberſtein's bei der Säcularfeier in Schulpforta gehaltene Rede, Leipzig 1840. Ein Verzeichniß der Klopſtockliteratur bis 1811 gibt Jördens in ſeinem Lexikon deutſcher Dichter und Proſaiſten. Vortrefflich iſt der von F. A. Cropp im Hamburgiſchen Schriftſtellerlexikon IV, 4—61 bearbeitete Artikel Klopſtock. Eine umfaſſende Arbeit über Klopſtock's Leben und Werke von Franz Muncker erſcheint 1885 im Verlage der Literariſchen Anſtalt zu Frankfurt.

(Max Koch.)

KLOSS (Georg Franz Burkhard) iſt am 31. Juli 1787 in Frankfurt am Main geboren. Sein Vater war Wundarzt. Auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt vorgebildet, widmete er ſich dem Studium der Medicin zuerſt in Heidelberg, dann in Göttingen, wo er am 19. Aug. 1809 die mediciniſche Doctorwürde erwarb. Im J. 1810 wurde er unter die Aerzte Frankfurts aufgenommen und dazu 1812 zum außerordentlichen Profeſſor an der dortigen mediciniſch-chirurgiſchen Lehranſtalt ernannt. Dieſe hörte im Herbſte 1813 auf. Im J. 1816 wurde er Adjunct des Dr. Ehrmann am Rochusſpital und nach deſſen 1827 erfolgtem Tode ſein Nachfolger als Arzt dieſer Anſtalt, der hauptſächlich Hautkranke übergeben wurden. Ueber ſeine Grundſätze in Behandlung der Syphilis, Krätze und Blattern hat er in der Deutſchen Klinik (1850) Bericht erſtattet. Daneben war er ein eifriger Bücherſammler, namentlich von Incunabeln, von denen er durch glückliche Käufe eine höchſt werthvolle Sammlung nach und nach erworben hatte. Er verſtand aber auch dieſelben an den Mann zu bringen. Für England ließ er in London 1835 den ſchätzbaren Katalog eines Theiles in engliſcher Sprache drucken und dort auch mit beſtem Erfolg verſteigern. Nicht minder hatte er ſein Augenmerk auf freimaureriſche Schriften gerichtet. Dem Bunde war er früh beigetreten und hatte maureriſche Würden erlangt. Am Johannistage 1838 hatte er einen Vortrag über die drei Grundpfeiler der Maurerei gehalten, der auch ſofort gedruckt ward; ebenſo eine am 6. Dec. 1837 und die am 28. Sept. 1840 gehaltene Rede über Weſen und Zweck der wahren alten Freimaurerei. Einen unerwartet reichen Schatz von Schriften ſtellte er in der Bibliographie der Freimaurerei und der mit derſelben in Verbindung geſetzten geheimen Geſellſchaften (Frankfurt 1843) zuſammen. Aber damit begnügte er ſich nicht, er ſammelte auch ein großes geſchichtliches Material, um die landläufigen Irrthümer zu widerlegen und eine richtigere Auffaſſung zu begründen. Dazu dienen drei Werke: 1) Die Freimaurerei in ihrer wahren Bedeutung aus den alten und echten Urkunden der Steinmetzer, Maſoren und Freimaurer nachgewieſen (Leipzig 1846), 2) Geſchichte der Freimaurerei in England, Irland und Schottland und 3) Geſchichte der Freimaurerei in Frankreich aus echten

Digitized by Google

Urkunden dargeſtellt (Darmſtadt 1852 und 1853). Am 10. Febr. 1854 iſt er geſtorben. *(F. A. Eckstein.)*

KLÖSTER. Von dem lateiniſchen claustrum (claudere ſchließen) in die deutſche Sprache übertragen[1]), bedeutet das Wort Kloſter im engeren Sinne ein mehr oder weniger von der Außenwelt abgeſchloſſenes Gebäude, beziehungsweiſe einen Gebäudecomplex, welcher den Zweck hat, einer Anzahl von Menſchen als Aufenthaltsraum zur Uebung gemeinſamer religiöſer Andacht und Thätigkeit zu dienen.

Der nachſtehende Verſuch hat ſich jedoch die Aufgabe vorgezeichnet, nicht blos die in Betracht kommenden Baulichkeiten in ihrer Errichtung, Geſtalt, Lage u. ſ. w., ſondern auch das Leben, die Unterſchiede, die Schickſale, kurz das geſammte Kloſterweſen in den Mönchs- wie in den Nonnenorden, mit Einſchluß der kloſterartigen oder halbklöſterlichen Vereinigungen von Religioſen wie auf dem nichtchriſtlichen, ſo beſonders auf dem chriſtlichen Gebiete, hiſtoriſch-ſtatiſtiſch darzuſtellen. Es vermag die volle Bedeutung des Kloſterweſens nicht gewürdigt zu werden, wenn nur die todten Mauern und nicht auch das Leben der Kloſterleute für ſich wie im Verhältniſſe zu andern Menſchen nach Regel und Leitung, nach Entſtehen und Vergehen, nach innerer und äußerer, nach ſpecifiſch-religiöſer, ſittlicher, praktiſcher, wiſſenſchaftlicher Bethätigung und nach andern Richtungen zur Anſchauung gebracht wird.

Es iſt hierbei ſelbſtverſtändlich, daß den Kloſtergebäuden und ihren Benennungen, ſowie der Klauſur als dem örtlichen Eingeſchloſſenſein, reſp. dem Verbote zu recurriren und dem Gebundenſein an Gelübde und Regel eine beſondere Beachtung zutheil werden muß.

I. Im Chriſtenthume.

A. Morgenländiſche Kirche. 1) Von der Entſtehung bis zum Auftreten des Mohammedanismus, bis 622. Nach dem Vorbilde der jüdiſchen Asceten und Therapeuten traten, beſonders während der Verfolgung unter dem Kaiſer Decius (249—251), auch chriſtliche auf und zogen ſich unter jenen Namen oder den Namen *ἐρημῖται*, *μοναχοί* u. a. aus der Gemeinſchaft mit der „Welt“ an einſame Orte zurück, um hier ein vor Störungen geſichertes Leben in Beſchaulichkeit, Andacht, Gebet, Faſten, Kaſteiungen u. ſ. w. zu führen, wobei ſie indeß ab und zu in die Städte und Dörfer kamen und mit andern Menſchen verkehrten. Es geſchah dies beſonders in Oberägypten, wo vor allen Antonius durch ſeine excentriſchen Geberden, Reden, Andachtsübungen, Kleider u. ſ. w. außerordentliches Aufſehen erregte. Er wohnte in einem Grabe, dann in den Ruinen eines Caſtells auf dem Gebirge und hatte ſchon 270 als reicher Erbe ſeine Habe den Armen geſchenkt. Viele andere zogen ihm nach in die Wüſte, ahmten ihm in ſeiner „chriſtlichen Philoſophie“ nach, arbeiteten aber auch, um arme Mitchriſten zu unterſtützen. Schon um 305, nach andern um 311 oder ſpäter, ſoll er eine Anzahl ſolcher Einſiedler, welche in der Nähe der ſeinigen ihre Hütten (*λαῦραι*) oder Klauſen anlegten, um ſich geſammelt und mit ihnen in Gemeinſchaft gelebt haben. Nach 340 zog er ſich tiefer in die Wüſte zurück, um nur noch ſelten mit Städten und Dörfern zu verkehren, und ſtarb im J. 356.[2]) — Neben Antonius erſcheint, ebenfalls in Aegypten, und zwar bei Theben, Paulus, welcher in ſeinem Todesjahre, 340, einen Beſuch von Antonius empfing, nachdem er bereits ſeit der Deciſchen Verfolgung ſich in der Wüſte aufgehalten.[3]) Indem auch Makarius, welcher 390 ſtarb, ſeit 331 ebenda in derſelben Richtung wirkte, gründete Ammon um 340 in den nitriſchen Bergen ſowie in der benachbarten ſketiſchen (ſkitiſchen) Wüſte Aegyptens derartige Anſiedelungen eines gemeinſamen ascetiſchen Lebens.

Das erſte eigentliche Kloſter, d. i. feſte Häuſer für eine Mehrheit von Religioſen, gründete um 320, nach andern um 340, auf der Nilinſel Talbena (Talpeana) in Oberthebais (Aegypten) Pachomius, ein wirklicher oder angeblicher Schüler von Antonius. Jedes dieſer Häuſer hatte einen Vorſteher für die darin wohnenden *μοναχοί*; alle zuſammen bildeten das *κοινόβιον* oder *μοναστήριον* oder die *μάνδρα*, welche unter dem *ἀββᾶς-ἡγούμενος* = *ἀρχιμανδρίτης* ſtand. Die einzelnen Bewohner hießen *κοινοβῖται* oder *συνοδῖται*. Sie empfingen von Pachomius eine ſchriftlich verfaßte Regel, aus welcher ſich auf keinen hohen intellectuellen und ſittlichen Stand der *μοναχοί* ſchließen läßt. Dieſes Statut ſchärfte vor allem Gehorſam gegen den *ἀββᾶς* ein, legte aber den Mönchen im übrigen keine ſehr harten Feſſeln, namentlich keine ſtrenge Klauſur auf. Es heißt z. B. hier hinſichtlich des Faſtens[4]): *συγχωρήσεις ἑκάστῳ κατὰ τὴν δύναμιν φαγεῖν καὶ πιεῖν, καὶ πρὸς τὰς δυνάμεις τῶν ἐσθιόντων ἀνάλογα καὶ τὰ ἔργα αὐτῶν ἐγχήρισον, καὶ μήτε νηστεῦσαι κωλύσῃς μήτε φαγεῖν.* In dem genannten Hauptkloſter zählte Pachomius 1300 Mönche, während im ganzen 7000 unter ſeiner Leitung ſtanden.[5]) — In einem einzigen Kloſter der Thebais wohnten 5000 Mönche.[6]) Die nitriſche Wüſte war bald nach der erſten Gründung mit 50 Mönchsklöſtern aller Art angefüllt[7]), deren Bewohner übrigens oft ſcharenweiſe auf der Wanderſchaft waren. Pachomius ſtiftete auch als der erſte, welcher dieſen Schritt that, Frauenklöſter, jedoch in weit geringerer Zahl. Die Bewohnerin einer ſolchen Anſiedelung hieß im 5., wol ſchon im 4. Jahrh., *νοννίς*, woher die Namen nonna und Nonne ſtammen. Man nannte

1) Daß „Kloſter“ bereits im Beginn der deutſchen Reformation ein im deutſchen Munde geläufiges Wort war, beweiſt unter anderm der Titel einer kleinen Schrift, welche Luther auf der Wartburg verfaßte: „Von den geiſtlichen und Kloſtergelübden Martini Luther's Urtheil.“

2) Vita S. Antonii von Athanaſius. Vgl. Dionyſius von Alexandria bei Euſebius, Histor. eccles. VI, 42. 3) Athanaſius in der Vita S. Antonii; Hieronymus in dem Catalogus virorum illustr., c. 88; Sozomenus in der Histor. eccles. I, 13. 4) Bei Palladius in der Historia Lausiaca, c. 34, cfr. c. 38. 5) Sozomenus, Hist. eccles. III, 14. 6) Caſſianus, De institutis coenobiorum IV, 1. 7) Derſelbe VI, 31.

Digitized by Google

dieſe weiblichen Religioſen auch ascetriae, monastriae, castimoniales, sanctimoniales, ihre Vorſteherin ἀμμᾶς.[8])

Der Name λαύρα (daher λαυρίτης als der ſie Bewohnende) bedeutet urſprünglich einen Platz oder eine Straße, aber auch einen Wohnort mit einzelnen Wohnungen. Nach Cyrillus Scytop.[9]) wurden λαύρα und κοινόβιον ſo unterſchieden, daß jene eine Anzahl kleiner, einzelnſtehender Zellen oder Hütten (σκηναί), dieſes eine größere Anſtalt mit zuſammenhängenden Gebäuden bezeichnete, wobei das κοινόβιον einen Theil der ganzen λαύρα oder deren Mittelpunkt bedeuten konnte.[10]) Die Einzelhütten hießen auch ἐγκλειστραι, cellulae und gruppirten ſich meiſt um ein Hauptgebäude. Das μοναστήριον, welches je nach dem Zwecke auch φροντιστήριον, ἀσκητήριον, εὐκτήριον, ἡσυχαστήριον, ſeltener σεμνεῖον hieß, bedeutete nach Caſſianus[11]) im Unterſchiede von dem κοινόβιον, als der Mönchsgeſellſchaft, den Ort des Aufenthalts, die Wohnung, in zweiter Linie aber auch die Mönchsgeſellſchaft ſelber. Die μάνδρα, welcher man oft πνευματική, ἁγία, θεία, ἱερά als Epitheton beifügte, iſt urſprünglich und eigentlich ein Stall, eine Hürde. Von ihr leitet ſich μανδρίτης, auch ἀρχιμανδρίτης = ἀββᾶς, ἡγούμενος, ἐξάρχων, superior, praepositus, abbas, pater, als Vorſteher eines κοινόβιον für Mönche ab. Dem entſprechend finden ſich, ebenfalls im 4. und 5. Jahrh., μανδρίτις, ἀρχιμανδρίτις, ἡγουμένη, abbatissa, domina, mater = ἀμμᾶς.

Noch im 4. Jahrh. wurde das Kloſterleben nach andern Ländern verpflanzt. Schon um 340 oder bald nachher ſammelte Hilarion eine Mönchsgemeinde in der Wüſte bei Gaza, von wo dergleichen Anſiedelungen ſich ſehr bald über ganz Paläſtina und nach Syrien weiter verbreiteten.[11a]) Kurz darauf entſtanden ſolche Gemeinweſen durch den Euſebianer Euſthatius, ſpäteren Biſchof von Sebaſte, in Kleinaſien und Armenien, ſowie durch den Biſchof Baſilius den Großen in der Wüſte bei Neocäſarea. Ehe das 4. Jahrh. ſein Ende erreichte, war der chriſtliche Orient mit zahlreichen Nonnen und noch weit zahlreicheren Mönchen bevölkert.

Jede einzelne Gemeinſchaft von Religioſen empfing ihre beſondere Regel, in welcher das Hauptgebot das des ſtrengen Gehorſams gegen den Vorſteher war; meiſt wurde hierbei feſtgeſetzt, daß die vorhandene Habe Eigenthum nicht des Einzelnen, ſondern der Geſammtheit ſein ſollte. Außerdem pflegen Ertödtung der Sinnlichkeit durch Faſten und Kaſteiungen, Gebet, Leben in Gott u. ſ. f., aber auch nützliche Arbeit zum Erwerb des täglichen Brotes, ſoweit die oft ſehr reichlich fließenden Gaben und Geſchenke anderer Chriſten nicht ausreichten, zur Pflicht gemacht zu werden; die ſtreng formellen Gelübde der ſpäteren Zeit für jeden Eintretenden exiſtirten noch nicht, und die Anſiedelungen führten ein ſelbſtändiges Daſein; Verbände von einzelnen Klöſtern — wenn dieſer Name ſchon auf das 4. und 5. Jahrh. übertragen werden darf — in der Weiſe der ſpäteren abendländiſchen Orden waren noch nicht vorhanden, jedoch die Statuten der einzelnen Gemeinſchaften einander ſehr ähnlich, in den Hauptſachen gleichmäßig. Eine ſtreng gehandhabte Klauſur herrſchte nicht; die Kloſterbewohner pflogen häufigen Umgang mit den Bewohnern der Nachbarſchaft.

Der Wiederaustritt aus einer Kloſtergemeinſchaft galt damals bei den meiſten Kirchenlehrern für erlaubt, ja unter Umſtänden für rathſam, und ereignete ſich nicht ſelten, obgleich man ſchon im 4. Jahrh. anfing, den aufgenommenen Genoſſen ein öffentliches Gelübde ablegen zu laſſen.[12]) — Während des 4. Jahrh. lebten noch viele Mönche und Nonnen in der Ehe; aber ſchon am Ende deſſelben ward dieſe von vielen Kirchenvätern, namentlich dem Biſchofe Baſilius, deſſen Anſichten das Kloſterleben zu beherrſchen anfingen, als ein niederer Stand des chriſtlichen Lebens angeſehen, und im 5. Jahrh. beſtand die Ehe bei Mönchen und Nonnen nur noch als eine ſeltene Ausnahme. Doch fand Baſilius mit ſeinem Urtheile über die Ehe als ein ehebrecheriſches Band bei andern Kirchenſchriftſtellern und bei Biſchöfen, welche die Klöſter ihres Sprengels in allgemein zugeſtandener Oberleitung hielten, entſchiedenen Widerſpruch.[13])

Aus der Eheloſigkeit ergaben ſich unter der Larve einer höheren Vollkommenheit viele, namentlich ſexuelle Laſter, wie Onanie, Päderaſtie, Sodomiterei, aus dem Müßiggange andere. Johannes Caſſianus ſagt über die Arbeit der Kloſterleute[14]): Haec est apud Aegyptum ab antiquis patribus sancita sententia: operantem monachum daemone uno pulsari, otiosum vero innumeris spiritibus devastari. Johannes Moſchos[15]) klagt: man erweitere jetzt τὰς κοιλίας (Mönchsbäuche) καὶ τὰ βαλάντια (Geldbeutel) an Stelle der früheren ἐγκράτεια und der ἀκτημοσύνη. — Dazu kam vielfach ein geiſtlicher Hochmuth, welcher Mönche und Nonnen in dem Bewußtſein ihrer vermeintlichen höheren Tugenden mit Verachtung anderer Chriſten erfüllte, wie dies auch Hieronymus nicht verſchweigt.[16]) Trotzdem galten Mönche und Nonnen damals als Laien, wie ſie denn auch thatſächlich meiſt ungebildete, unwiſſenſchaftliche Menſchen waren, welche das Chriſtenthum höchſt grobſinnlich auffaßten und die Heiligung in die äußere Werkheiligkeit ſetzten.

---

8) Palladius, Hist. Laus. c. 42. 9) Vita Euthymii 89. 10) Gaß, Artikel „Klöſter“ in der von J. J. Herzog, G. L. Plitt und A. Hauck herausgegebenen Real-Encyklopädie für proteſtant. Theologie und Kirche, 8. Bd., 1881. 11) Collat. XVIII, c. 18. 11a) J. C. L. Gieſeler, Lehrbuch der Kirchengeſchichte, 1. Bd., 3. Aufl. (Bonn 1831), S. 529. — Die Vita des H. von Hieronymus in deſſen Catal. vir. illustr.

12) Epiphanius, Contra haer. 61; Hieronymus, Epist. 97 ad Demetriadem; Auguſtinus, De bono vidualtatis c. 10; concilium Chaldeconense c. 16. 13) Epiphanius, Contra haeres. 61, 7; Gieſeler II, 541, Note. 14) Collationes patrum und De institutis coenobiorum. 15) In ſeinem Λειμών. — Vgl. auch Neander, Chryſoſtomus II, 108 fg. 16) Deſſen Ausſprüche bei Gieſeler, Kirchengeſchichte I, S. 536, Note q. namentlich Epist. 95 ad Rusticum und Epist. 15 ad Marcum.

Digitized by Google

Im 4. und 5. Jahrh. war es ganz allgemein, daß die Mönche, Nonnen und ihre Freunde nicht blos das Anachoreten- und Kloſterleben als eine höhere Stufe der Frömmigkeit durch den Hinweis auf die gleiche Lebensweiſe des Elias und Johannes des Täufers rechtfertigten und glorificirten, ſondern auch die erſten chriſtlichen Gemeinden als förmliche Kloſtergemeinden darſtellten.[17])

Indem, etwa ſeit dem Beginn des dritten Viertels im 4. Jahrh., der Biſchof Baſilius, mit dem Zunamen des Großen, dem Mönchs- und Nonnenleben einen ernſteren Geiſt als bisher einflößte, wählte man je länger je mehr aus den Kloſterleuten die Kleriker, welche bis dahin noch nicht als Weltprieſter im Gegenſatze zu Kloſtergeiſtlichen ſtanden. Hiermit waren anfangs ſtreng geſinnte Mönche — wenn von ſolchen in dieſer Zeit ſchon die Rede ſein ſoll — unzufrieden; noch Caſſianus, Mönch in Maſſilia, wo er nach einer beſondern Norm Klöſter gegründet hatte (ſtarb um 448), berichtet, es ſei von jeher bisjetzt die Anſicht der patres geweſen: omnimodo monachum fugere debere mulieres et episcopos; denn durch dieſe werde er gehindert, zu der Ruhe der Contemplation zu gelangen; indeß hat er wol vornehmlich das Abendland im Auge und dürfte für ſeine Zeit nicht als Repräſentant der herrſchenden Meinung gelten. Die Abneigung hörte bald auf; bereits am Ende des 4. Jahrh., wie man z. B. aus den Schriften des Epiphanius (geſt. 403 als Biſchof von Conſtantia auf Cypern, ein echt fanatiſch-mönchiſcher Geiſt) erſieht, wurde der Mönchsſtand als die übliche Vorbereitung und als die beſte Pflanzſchule für den Klerus, beſonders für das Biſchofsamt, betrachtet, ſodaß z. B. Hieronymus, ein eifriger Lobredner des Mönchslebens für Orient und Occident, den Ausſpruch that[18]): Ita age et vive in monasterio, ut clericus esse merearis; und ein Geſetz des Kaiſers Arcadius vom J. 398 gibt den Rath: Si quos forte episcopi deesse sibi clericos arbitrantur, ex monachorum numero rectius ordinabunt.

Wie ſich die Einſiedler (*ἀναχωρηταί, ἐρημῖται*) in *κοινόβια* zuſammengethan hatten, ſo verließen, meiſt infolge des ſittlichen Verfalles dieſer Stätten, viele Mönche dieſelben und zogen ſich in die Wüſte oder Einöde zurück, um hier in Einſamkeit ſich der Andacht, dem Gebete, oft den raffinirteſten Selbſtquälereien in Faſten, Geiſelung, Schlafloſigkeit u. ſ. w. zum Zweck der Ertödtung der ſinnlichen Natur hinzugeben und ſo die höchſte Vollkommenheit zu erreichen, wol auch um mit ſich ſelbſt zu kokettiren, bei andern Menſchen Aufſehen zu erregen und Anſehen zu gewinnen. Sie lebten hier oft den Thieren ähnlicher als den Menſchen, entweder ganz vereinſamt oder auch in Verbindung mit einem benachbarten Kloſter. Sie ſtanden bei dem Volke anfangs in hoher Verehrung, oft in dem Geruche ſtupender Heiligkeit, und es bildeten ſich die tollſten Wunderlegenden über Mönche und Nonnen. Beiſpiele ſolcher wunderlichen Heiligen findet man bei Sozomenus[19]) angeführt. Viele von ihnen fielen in das Gegentheil der beabſichtigten Heiligung, ja in eine Verzweiflung, welche zum Selbſtmord führte, wie der Mönch Nilus um 440[20]) und der Biſchof Gregorius von Nazianz (geſt. 390)[21]) erzählen, oder in verrückte Viſionen, Wahnſinn und Raſerei, wie den Berichten des Hieronymus[22]) zu entnehmen iſt. Wiederum andere, welchen man den Namen *βόσκοι* gab, trieben die Asceſe bis zur Selbſtverſtümmelung, unter ihnen vorzugsweiſe Paulus der Einfältige.[23])

Das gerade Gegentheil der einſiedleriſchen Zurückgezogenheit erwählte der Stylit Simeon, indem er nach dem Vorgange der heidniſchen *φαλλοβατεῖς*, welche bei einem Tempel zu Hierapolis in Syrien[24]) dieſes Schauſtück übten, in der Nähe von Antiochia ſich ſeit 420 oder 422 auf eine Säule ſtellte, von welcher er, wie erzählt wird, zuletzt ganz erſtarrt herabgehoben werden mußte, nachdem er länger als ein Menſchenalter in dieſer Lage zugebracht hatte.[25]) In ſeinen erſten Lebensjahren als Hirt thätig, verließ er ſchon als Knabe ſeine Heerde und ging in ein Kloſter, wo er aus krankhafter Sucht nach Buße und Heiligung einigemal nicht weit von Selbſtmordverſuchen war. In ſeiner Stellung, als Vermittler zwiſchen Himmel und Erde, hielt er dem maſſenweiſe herzuſtrömenden Volke eindringliche Bußpredigten, wirkte mit Erfolg durch Verkündigung des Evangeliums bei den heidniſchen Wüſtenbewohnern, welche ebenfalls zahlreich herbeikamen, fällte Schiedsſprüche, legte einem Kaiſer nicht vergeblich ſeine guten Rathſchläge ans Herz und nöthigte ihm wohlthätige Geſetze ab.[26]) Andere ahmten ihm nach, namentlich Daniel bei Conſtantinopel um das J. 476, und noch bis in das 12. Jahrh. finden ſich im Orient ſolche Säulenheilige. Ein Verſuch, welcher im Abendlande, bei Trier, auftauchte, wurde durch den Biſchof unterſagt. — Im Unterſchiede von den Säulenheiligen fanden gleichzeitig andere Religioſen, welche ſich durch Klauſur von der Welt abſonderten, im Orient als *κατειργμένοι* entſtanden, als reclausi im Occident, beſonders in Gallien, viel Nachfolge.[27])

Durch die unausgeſetzte einſeitige Beſchäftigung mit religiöſen Gedanken und Dingen, durch die überſpannte Asceſe, durch dünkelhafte Viſionen, durch Mangel an allgemeiner Bildung wie durch Mangel an Erkenntniß der Schrift- und Kirchenlehre wurden im 4. und 5. Jahrh. nicht wenige Mönche in eine häretiſche oder ſchismatiſche Richtung gedrängt, ſo z. B. ein gewiſſer Abraames,

17) Gieſeler, Kirchengeſchichte I, S. 534—536, Note o. 18) Epist. 95, ad Rusticum.

19) Histor. eccles. VI, 28—34. 20) Epistola 140. 21) Carmina XLVII, vers. 100 seq. 22) Epist. 95 (aliter 4), ad Rusticum und Epist. 97 (aliter 8), ad Demetriadem. 23) Die Nachrichten über ihn ſind zuſammengeſtellt von Tillemont, Memoires pour servir à l'histoire ecclésiastique des six premiers siècles T. VII, p. 144 seq. 24) Lucian, De dea Syria, c. 28 und 29. 25) Es iſt kaum anzunehmen, daß er bis dahin nicht öfter, vielleicht täglich einmal, herabgeſtiegen oder herabgehoben worden ſei. 26) Die Literatur über ihn bei Gieſeler, Kirchengeſchichte I, S. 541, Note ii. 27) Bei demſelben ebenda I, 683.

welcher zum Anthropomorphismus abirrte[28]), und beſonders die durch Audius oder Adius um 340 zu klöſterlichen Gemeinſchaften in Skythien oder Meſopotamien verbundenen Religioſen, welche in ihrer Meinung der einreißenden ſittlich-religiöſen Verderbniß ſich entziehen wollten.[29]) Die Mönche Valens und Heron verfielen in die Verachtung des gemeinſamen Gottesdienſtes und der Sakramente.[30]) Ein gewiſſer Ptolemäus gerieth mit ſeinem träumeriſchen Brüten in den Pantheismus.[31]) — Die Meſſalianer (מְצַלִּין oder *Εὐχῖται*), eine fanatiſche Mönchsgeſellſchaft in Meſopotamien, vielleicht mit den Audianern (Adianern) identiſch, welche um 360 auftauchten[32]), zogen mit unabläſſigem Gebete, welches ihnen als das ausſchließlich ſündentilgende Gnadenmittel galt, bettelnd im Lande umher, verſchmähten den gemeinſamen Gottesdienſt und hegten die abgeſchmackteſten theologiſchen Vorſtellungen. Selbſt Euſthatius, welcher das Mönchsweſen nach Armenien brachte, ſprach die fanatiſche Verwerfung der Ehe aus, weshalb ihn das Anathem der Synode von Gangra zwiſchen 362 und 370 traf.[33])

Während nicht wenige Mönche, ohne ſcharenweiſe zu vagabondiren, unter dem Namen der Rhemoboth oder Sarabaitae im 5. Jahrh. ſich an keine Klauſur banden, ſondern mitten unter ihren Mitchriſten lebten, dafür aber auch kein beſonderes Anſehen genoſſen[34]), hielten ſich andere in ſtrengerem klöſterlichem Verſchluß, wie die *ἀκοίμητοι* (Schlafloſe), für welche 460 ein gewiſſer Studius in Conſtantinopel das bald berühmt gewordene und ſtark bevölkerte Kloſter Studium gründete, woher deſſen Bewohner den Namen der Studitae empfingen.[35])

Viele Mönche, welche man damals meiſt Cönobiten nannte, ſchweiften, mit ſchwarzen Kleidern angethan[36]), im Lande umher und lebten auf Koſten ihrer arbeitenden Mitchriſten, oder fielen mit Spießen, Schwertern, Knüppeln und andern Waffen über die Heiden her, um ſie gewaltſam zu bekehren oder todtzuſchlagen und als „heilige Streiter Gottes" zu deſſen Ehre ihre Tempel und andere Bauwerke in wildem Vandalismus zu zerſtören, wie dies beſonders unter dem bigotten Kaiſer Theodoſius I. (379—395) und auf deſſen Veranlaſſung geſchah.[37]) Aber auch gegen Chriſten und zwar gegen vermeintliche Ketzer wandten ſie ſich mit derſelben brutalen Gewalt oder wurden in ihrem Eifer für die ſogenannte Orthodoxie, dieſes Schlagwort der orientaliſchen Kirche bis auf die neueren Zeiten, für welches gerade ſie in ihrer Ignoranz oder grobſinnlichen, anthropomorphiſtiſchen Auffaſſung das geringſte theologiſche Verſtändniß hatten, von andern dazu gehetzt, wie den herrſchſüchtigen Biſchöfen Theophilus, Cyrillus und Dioscorus (444—451) von Alexandria. Selbſt der Biſchof Baſilius der Große (geſt. 379), welcher im übrigen ſich um die Bildung und Disciplinirung des Mönchsſtandes nach guten, gemeinſamen Regeln große Verdienſte erworben hat, verwendete die Inſaſſen der von ihm bei Neocäſarea gegründeten Cönobien als executoriſche Werkzeuge gegen die Arianer.[38]) Aber auch Beiſpiele des Gegentheils liegen vor; mit Chryſoſtomus verbanden ſich viele Mönche zur Vertheidigung der durch Origenes repräſentirten Wiſſenſchaftlichkeit gegen dogmatiſch-orthodoxe Verketzerung. — Wie in kirchlichen Angelegenheiten, ſo nahmen die Cönobiten nicht ſelten auch Partei in ſtaatlichen und miſchten ſich mit phyſiſcher Gewalt ein, indem ſie ſich häufig für Verbrecher und gegen deren Verurtheilung verwandten, z. B. in Antiochia für Verbrecher, welche gerichtlich zum Tode verurtheilt worden waren, und auch in anderer Weiſe den Geſetzen des Staats und der Ordnung der Communen trotzten.[39]) Freilich gab es unter ihnen viele Subjecte von roher und gemeiner Natur, Leute, welche kurz vor ihrem Eintritte in die *θεία φιλοσοφία* dem Galgen entlaufen waren. Eunapius ſagt von ihnen[40]): *Μοναχοὺς ἀνθρώπους μὲν κατὰ τὸ εἶδος, ὁ δὲ βίος αὐτοῖς συώδης, καὶ εἰς τὸ ἐμφανὲς ἔπασχόν τε καὶ ἐποίουν μυρία κακὰ καὶ ἄφαστα.*

Gegen das Umherſchweifen ſolcher gewaltthätigen Mönchsſcharen und anderer gyrovagi erließen im 5. und 6. Jahrh. viele Concilien zügelnde Vorſchriften. Die Kirchenverſammlung von Chalcedon im J. 451[41]) ſprach es aus, daß jedes Kloſter mit ſeinem Vorſteher ſich unter das Regiment des Territorialbiſchofs zu ſtellen hätte; ohne ſeine Zuſtimmung ſollte kein Kloſter errichtet werden. Kaiſer Juſtinianus (525—565) übergab den Biſchöfen die bürgerliche Gerichtsbarkeit nicht blos über die Kleriker, ſondern auch über die Mönche und Nonnen, und obgleich er das Kloſterleben durch Staatsgeſetze begünſtigte, ſo war er doch auch andererſeits beſtrebt, das willkürliche Beginnen der Cönobiten zu hemmen und ſie an ihre *μοναστήρια* zu binden.[42])

Kaiſer Valens (geſt. 378) gab Verordnungen gegen den übermäßigen Zudrang der Leute zum Kloſter- und Einſiedlerleben[43]); aber ſie fruchteten für die Dauer nichts, zumal die folgenden Kaiſer dieſen religiöſen Zug der Zeit meiſt begünſtigten; die Cönobien füllten ſich ſo gewaltig, daß „Städte entvölkert und Wüſten bevölkert" wurden; immer neue Geſtaltungen und Regelungen tauch-

28) Theodoretus, Historia relig. c. 3, ed. Schulze III, 1147. 29) Gieſeler, Kirchengeſchichte I, 539, mit den näheren Quellenangaben, namentlich Epiphanius, Contra haeres. 70. 30) Palladius, Hist. Laus. c. 31 und 32. 31) Ebenda c. 33. 32) Epiphanius, Contra haeres. 80. 33) Gieſeler, Kirchengeſchichte I, S. 539 und 540, Note cc, wo die ſpeciellen literariſchen Nachweiſe. 34) Ebenda S. 540. 35) Nicephorus, Historia eccles. XV, 23; J. J. Müller, Studium coenobitarum Constantinopolitanum ex monumentis Byzantinis illustratum 1721. 36) So ſchildert ſie Eunapius in der Vita Aedesii. 37) Gieſeler, Kirchengeſchichte I, S. 536 und 537, Note r.

38) Gregorius von Nazianz, Oratio XX in laudem Basilii p. 358; Gieſeler, Kirchengeſchichte I, S. 537, Note s und S. 538, Note v. 39) Ebenda Note x. — Chryſoſtomus, Orationes 17 und 18 ad populum Antiochenum. — Theodoretus, Histor. eccles. V, 19. 40) Vita Aedesii, bei Gieſeler, Kirchengeſchichte I, 537. 41) Canon 4. 42) Codex Justin. I, 3, 53 vom Jahre 532; dazu die Novella V de monachis vom Jahre 535, c. 4. 43) Codex Theodos. XII, 1, 63.

Digitized by Google

ten auf, für welche indeß die von Baſilius dem Großen gegebenen Grundzüge maßgebend blieben. Für das Anwachſen des Mönchs- und Nonnenlebens vereinigten ſich mit den innern religiöſen Trieben, dem Streben nach höherer Vollkommenheit, deſſen Stärke nicht verkannt werden darf, auch weltliche Beweggründe, wie der Hang zum müßigen Leben, die Befreiung vom Militärdienſte und andern Staatslaſten, die Entlaſſung aus der Sklaverei, die Sucht, von dem Volke als „Heilige" bewundert, angeſtaunt und verehrt zu werden.[44]) Die meiſten und gerade die hervorragendſten Kirchenlehrer, wie Athanaſius, Baſilius der Große, Gregorius von Nazianz, Chryſoſtomus, Auguſtinus, Ambroſius und beſonders Hieronymus, prieſen das Mönchs- und Nonnenthum, oft in ſuperſtitiöſer Ueberſchwenglichkeit, als chriſtliche oder göttliche φιλοσοφία, als ἀγγελικὴ διαγωγή, als οὐράνια πολιτεύματα u. ſ. f.[45]) In dieſer Richtung wirkten, wie erwähnt, auch mehrere Kaiſer, nach Theodoſius I. namentlich Juſtinianus, welcher, zum Theil in faſt lächerlicher Devotion, hierauf abzielende Geſetze gab.[46]) Unter anderm geſtattete er zum Zweck des Eintritts von Eheleuten in ein κοινόβιον, reſp. μοναστήριον die Trennung der Ehe und erlaubte den Sklaven, ihre Herren ſtraffrei zu verlaſſen.

Die ausgiebigſten Nachrichten über das Kloſterleben und die mit ihm verbundenen Erſcheinungen während der behandelten Periode, zumeiſt für das Morgenland, vielfach auch für das Abendland, bieten folgende gleichzeitige Kirchenhiſtoriker: Sokrates (Grieche), Historia eccles. IV, 23 und 24; Sozomenus (Grieche), Historia eccles. I, 12—14; III, 14; VI, 28—34; Palladius (Grieche), Biſchof von Hellenopolis, dann von Aſpona, wo er um 420 ſtarb, Historia Lausiaca; Theodoretus (Grieche), Φιλόθεος ἱστορία ἢ ἀσκητικὴ πολιτεία (Historia religiosa), Kap. 26 über die Einſiedler; Johannes Moſchos (Grieche), welcher um 630 ſeinen Λειμών (Pratum spirituale) ſchrieb, im griechiſchen Originale lückenhaft edirt durch Fronto Ducäus in ſeinem Auctarium bibliothecae patrum T. II, p. 1059 seq., die Lücken ergänzt in Cotelerius' Monumenta ecclesiae graecae, T. II, p. 341 seq.

2) **Vom Auftreten des Mohammedaniſmus bis zum Aufſtand der Griechen, von 622 bis 1821.** Je weiter die mohammedaniſchen Horden in die Länder der chriſtlichen Kirche des Orients, namentlich des griechiſchen Kaiſerthums hereinbrachen und dieſe ihrer Herrſchaft unterwarfen, deſto mehr gerieth auch die morgenländiſche Kirche mit ihren Inſtituten in einen immer tieferen Verfall, und an die Stelle der lebensvollen Entwickelung trat die Erſtarrung, ein Schickſal, von welchem auch die abendländiſche Kirche in Nordafrika betroffen wurde. Wenn nun dieſer Schlag auch die Klöſter traf, ſo waren doch gerade ſie es, welche unter allen chriſtlich-religiöſen und kirchlichen Poſitionen ſich auch am meiſten aufrecht erhielten. Ihre Weiterentwickelung in der bisherigen vielgeſtaltigen Weiſe gerieth zwar allgemein ins Stocken, aber deſto mehr kamen ſie zu einer feſten Geſtaltung, zu der auch localen Abgeſchloſſenheit, reſp. Klauſur, welche bisher nur in geringem Grade geherrſcht hatte. Sie wurden nicht blos moraliſch, ſondern auch phyſiſch die Burgen des chriſtlichen Bekenntniſſes, indem ſie ſich nach Möglichkeit feſtungsartig einrichteten, eine Wendung, welche namentlich während der Kreuzzüge in verſtärktem Maße, auch für die damals im Morgenlande ziemlich zahlreich errichteten abendländiſchen Klöſter, ſich geltend machte. Unter ſolchen Umſtänden nahm die innere Verwaltung eine feſtere Form an und prägte ſich in ſtehenden Aemtern aus; ſo erwähnt das zweite Concil von Nicäa 787 einen οἰκονόμος. Dieſelbe Kirchenverſammlung verbot die Errichtung von Klöſtern, in welchen Mönche und Nonnen beiſammen wohnten, ließ aber die bereits vorhandenen, wie ſolche ſchon im 4. Jahrh. entſtanden waren, jedoch mit gewiſſen Vorſchriften zur Fernhaltung geſchlechtlicher Sünden und anderer Misſtände, fortexiſtiren. Die ohnehin ſchon bisher wenig zahlreichen Frauenklöſter erlitten unter dem Drucke der kriegeriſchen Unruhen eine weitere Verminderung.

Eine ſehr einflußreiche Rolle ſpielten die Mönche des 8. und 9. Jahrh. im **Bilderſtreite**, indem ſie ſich vermöge ihrer ſinnlichen Auffaſſung des Cultus und ihres aus der Anfertigung von Bildern gezogenen Geldgewinns faſt ohne Ausnahme auf die Seite der Bilderfreunde ſtellten und gegen die bilderfeindlichen Kaiſer, oft mit Waffen in der Hand, auflehnten. Ihre Klöſter wurden dabei von der kaiſerlichen Gewalt oft hart mitgenommen und viele ihrer Genoſſen hingerichtet.[47]) Namentlich wurde von ihnen der Kaiſer Conſtantinus Kopronymus, 741—775, tödlich gehaßt, und für deſſen gegen ſie geübte Gewaltthätigkeiten rächten ſie ſich in ihren literariſchen Arbeiten durch Geſchichtsfälſchung. Unter der bilderfreundlichen Kaiſerin Irene, 780—802, waltete zwiſchen Thron und Kutte ein gutes Einvernehmen, aber als die Kaiſer Leo der Armenier, 813—820, und Theophilus, 829—842, die entgegengeſetzte Richtung einſchlugen, brach der frühere Kampf wieder aus, bei welchem ſich beſonders der fanatiſche Abt des Kloſters Studium zu Conſtantinopel Theodorus Studita (geſt. 826) durch ſein Auftreten gegen Leo hervorthat.[48]) Zur Zeit der Kaiſerin Irene, noch mehr der Kaiſerin Theodora um 850 übten die Mönche einen übermächtigen politiſchen, ſocialen und kirchlichen Einfluß aus. Aber auch als Miſſionäre waren ſie thätig, was beſonders von Conſtantinus (Cyrillus) und Methodius gilt, welche das Chriſtenthum in Mähren ausbreiteten.

Unter den Neugründungen, welche in dieſer Periode je länger je ſeltener werden, ſind die ſeit dem 9. Jahrh. entſtandenen, bald ziemlich zahlreichen Klöſter auf dem Vorgebirge **Athos** zu nennen, wo ſie bisjetzt

44) So Syneſius in ſeinem Dion. 45) Ausſprüche hierüber von Hieronymus und Chryſoſtomus bei Gieſeler, Kirchengeſch. I, S. 533 und 534, Note w. 46) Vgl. beſonders Codex Justin. I, 3, 53 vom J. 532.

47) Gieſeler, Kirchengeſch. II, 5 und 6. 48) Ebenda S. 9 und 10.

eine von der Staatsgewalt faſt ganz unabhängige Gemeinſchaft, nahezu eine ſelbſtändige Republik gebildet haben. Aus ihnen ſind manche wiſſenſchaftliche Leiſtungen und viele Biſchöfe bisjetzt hervorgegangen.[49]) Im 14. Jahrh. tauchten hier ſogenannte *ἡσυχασταί* auf, welche man auch *ὀμφαλόψυχοι* (Nabelbeſchauer) nannte; ſie meinten durch abſolute Ruhe zur Anſchauung Gottes zu gelangen.[50])

Auch während des 10. Jahrh. nahm die Zahl, die Bevölkerung, die Macht und der Einfluß der Mannsklöſter innerhalb des griechiſchen Kaiſerthums in einem Grade zu, daß am Ende deſſelben der Kaiſer Nicephorus Phokas die Vermehrung des Kloſtereigenthums durch Schenkungen unterſagte, aber ſchon der jüngere Conſtantinus Porphyrogenetus mußte dieſes Verbot wieder aufheben.[51]) — Auch noch im 11. Jahrh. und in den nächſtfolgenden, auf europäiſchem Boden bis zur Errichtung des lateiniſchen Kaiſerthums im Anfange des 13., wuchs die Zahl der Klöſter und der Einfluß der Mönche, welche von den griechiſchen Kaiſern vielfach beſchenkt und privilegirt wurden, ſodaß ſie faſt als ein Staat im Staate daſtanden, die faſt ausſchließlichen Träger der traditionellen, ſtarren, rechtgläubigen Kirchenlehre, aber auch der wiſſenſchaftlichen Literatur und nach wie vor die Pflanzſchule für die Biſchöfe und andere höhere kirchliche Beamte waren. Der Gegenſatz zur abendländiſchen Kirche hatte vorzugsweiſe in ihnen ſeine Widerſtandskraft, und als 1054 die definitive Spaltung zwiſchen der Papſtkirche und der orientaliſchen erfolgte, war es auf dieſer Seite beſonders mönchiſche Zähigkeit, welche dahin führte. Als der Patriarch von Conſtantinopel Arſenius gegen den Kaiſer Michael Paläologus (ſeit 1261) das kirchliche Gewiſſen mit Feſtigkeit vertrat, ſtanden die meiſten Mönche feſt und ſiegreich auf ſeiner Seite.[52])

Als nach dem Sturze von Conſtantinopel, wenn auch erſt längere Zeit darauf, der Schwerpunkt der morgenländiſchen Kirche ſich nach Rußland verlegte, kam es hier zu einer namhaften Gründung mehrerer, hauptſächlich für Männer beſtimmter Klöſter, von welchen einige ſehr reich dotirt wurden.[53]) Zahlreicher waren jedoch die Klöſter in den ſüdlichen Ländern; ſo zählte man im Anfange des 17. Jahrh. in den vier venetianiſchen Provinzen Moreas deren 135, und zwar meiſt für Mönche, bei einer Zahl von noch nicht 200,000 orthodoxen Griechen.[54])

Als der mit Rom noch nicht unirte Armenier Mekhitar zu dem Zwecke, die vaterländiſche Sprache und Literatur zu erhalten und zu heben, 1701 in Conſtantinopel eine armeniſche Ordenscongregation für Mönche gegründet hatte, widerſtrebte ihm der dortige ebenfalls nicht unirte Patriarch ſeiner Kirche, ſodaß er ſeine Anſtalt 1703 nach Morea verlegte, wo er mit der Erlaubniß Venedigs ein Kloſter und eine Kirche erbaute. Gleichzeitig trat er mit ſeiner Congregation zu den mit dem Papſte vereinigten Armeniern über und erhielt von dieſem eine den Benedictinern von Montecaſſino nachgebildete Regel. Im J. 1715 ſiedelte Mekhitar mit den Seinigen nach Venedig über, wo 1717 das Kloſter mit einer Kirche, einer Druckerei und andern Anſtalten neu aufgerichtet wurde, und zwar auf der vom Senate geſchenkten Inſel San-Lazzaro. Von vielen Seiten begünſtigt und reich beſchenkt, haben ſeitdem die Mechitariſten ihr Ziel, zwiſchen dem Morgen- und Abendlande literariſch-wiſſenſchaftlich zu vermitteln, die armeniſche Sprache gegen die arabiſche aufrecht zu erhalten, verſchiedene Schriften, auch in nicht armeniſcher Sprache, in Druck zu legen, für den Jugendunterricht zu ſorgen, mit Fleiß und Ausdauer verfolgt. Im J. 1811 gründeten ſie zu Wien, ſpäter zu Paris, eine Zweiganſtalt.[55])

Die Kaiſerin Katharina II. von Rußland, 1762 bis 1796, zog zwar mit ſämmtlichen geiſtlichen Gütern der rechtgläubigen Kirche auch diejenigen der Klöſter zur Staatskaſſe ein und wies den Mönchen wie den Nonnen eine Staatsbeſoldung zu, was Kaiſer Nikolaus 1842 auf die von Rom wieder losgetrennten unirten Griechen ausdehnte; ſie legte aber auch den Klöſtern die Pflicht auf, nach Möglichkeit Seminarien zur Bildung von Weltgeiſtlichen herzuſtellen, und befreite ſie von der frühern Laſt, eine gewiſſe Klaſſe von invaliden Weltgeiſtlichen zu verpflegen. — Dieſelbe Befreiung ward durch die Kaiſerin Maria Thereſia von Oeſterreich 1770 den griechiſch-orthodoxen Klöſtern in Ungarn und ſeinen Nebenländern zutheil, wobei die beſondere Anordnung erfolgte, daß die verwitweten Weltgeiſtlichen dieſes Ritus nicht mehr genöthigt ſein ſollten, ihren Aufenthalt in einem Kloſter zu nehmen.

3) Vom Aufſtande der Griechen bis zur Gegenwart, von 1821 bis 1884. Für dieſe Periode weiſt die orthodoxe morgenländiſche Kirche in der Türkei und ihren europäiſchen wie aſiatiſchen und afrikaniſchen Nebenländern im Verhältniß zu den Mönchsklöſtern nur wenige und zwar mit irdiſchen Gütern meiſt gering bedachte Frauenklöſter auf. Alle ihre Inſaſſen, theils Jungfrauen, theils Witwen, ſtehen unter der Regel des heil. Baſilius; ſie heißen *μοναστήρια* oder *καλογρίαι* oder *καλόγραι* und führen ein gemeinſames Leben. An der Spitze des Kloſters ſteht eine *ἡγουμένισσα*, während ein alter Kalogeros, welcher aber nicht in dem Kloſter wohnen darf, den Gottesdienſt verwaltet. — Die Mönchsklöſter, ebenfalls meiſt nur dürftig mit materiellen Mitteln ausgeſtattet, führen, je nachdem ſie von den Biſchöfen oder von dem ökumeniſchen Patriarchen in Conſtantinopel abhängen, den Namen *ἐνοριακά* oder *σταυροπήγια*; letztere haben hier und da in ihrem Stifter (*κλήτωρ*) oder deſſen Rechtsnachfolger einen unmittelbaren Schutzherrn

49) Euſthatius, Biſchof von Theſſalonich (1175—1194), in ſeiner Schrift über den Mönchsſtand, überſetzt von Tafel 1847. — J. P. Fallmerayer, Fragmente aus dem Orient II, 1845. 50) K. Haſe, Kirchengeſch., 8. Aufl., 1858, S. 365. 51) Gaß, bei Herzog S. 65. 52) Haſe. Kirchengeſch. S. 364. 53) Ueber Klöſter der Schismatiker ſ. Schtſchedrin, Provinz. Skizzen (ruſſiſch), 1857. 54) J. Wiggers, Kirchliche Statiſtik, 2. Bd. 1842, S. 186.

55) Haſe, Kirchengeſch. S. 679.

Digitized by Google

und werden in dieſem Falle κλητορικά genannt, wie ſich ſolche beſonders auf den Mittelmeer-Inſeln finden. Meiſt ſind die Mönche zwar höchſt unwiſſend und in Lebensweiſe, Sitte u. ſ. w. von Bauern, Hirten, Fiſchern und andern Leuten der niedern Stände äußerlich nicht zu unterſcheiden, aber man begegnet ihnen von ſeiten des Volks, wie bei den griechiſchen Chriſten ſo auch bei den Türken, mit großer Ehrerbietung. — Will ein junger Mann in ein Kloſter treten, ſo muß er in der Regel als Novize wie an Kindesſtatt von einem älteren Mönche in Lehre, Aufſicht und Dienſt genommen werden; doch laſſen ſich auch ältere Leute, zumal Weltprieſter, aufnehmen. Die neu Aufgenommenen heißen ἀρχάριοι (Anfänger) oder ῥασοφόροι oder ῥασοφοροῦντες und tragen ein einfaches ſchwarzes Gewand. Auf der zweiten Stufe befinden ſich die σταυροφόροι (Kreuzträger) oder μικρόσχημοι, welche an dem kleinen Ordenskleide mit dem Kreuze kenntlich ſind. auf der dritten die μεγαλόσχημοι, welche mit dem großen Ordenskleide angethan ſind. Die zuletzt genannten ſollen ſtreng genommen das Kloſter nie verlaſſen, außer wenn ſie zum Biſchof oder zum Patriarchen erwählt oder zu einer Miſſion beſtimmt werden. Indeß kommen die früheren rigoroſen Regeln nicht immer zur Ausführung, auch hinſichtlich des Eintritts; meiſt erhalten ſchon Kinder, ſelbſt neugeborene, die Beſtimmung in ein Kloſter zu gehen; in dieſem Falle wird das Gelübde oft dadurch wieder gelöſt, daß man ſolchen Kindern den Namen καλόγερος beilegt. — Obgleich ſtatutengemäß viele ſtrenge, excluſive Gebote und Verbote beſtehen, indem z. B. mit wenigen Ausnahmen Frauen kein Mönchskloſter betreten, ja in manchen derſelben keine Hühner und andere weibliche Thiere zugelaſſen werden ſollen, ſo iſt doch, wie ſchon früher, ſo auch während des 19. Jahrh. in allen Mannsklöſtern der orientaliſchen Kirche, mit Ausnahme Rußlands, die ſittliche Zucht tief herabgekommen und eine Reform mit den größten Schwierigkeiten verbunden; wiſſenſchaftliche und gemeinnützige Thätigkeit fehlt den meiſten Mönchen, deren Zahl namentlich innerhalb der Türkei und ihrer ehemaligen wie jetzigen Nebenländer, wie diejenige der Nonnen, beſtändig im Sinken iſt.[56])

Von denjenigen Mönchsklöſtern, welche auf türkiſchem Gebiete eine hervorragende Bedeutung beanſpruchen, ſind beiſpielsweiſe diejenigen auf dem Vorgebirge Athos zu nennen. Zu der Zeit, wo J. Wiggers ſeine kirchliche Statiſtik herausgab[57]), um 1840, gehörten ſie meiſt, wahrſcheinlich alle, der orthodoxen Kirche an. Ihre Anzahl belief ſich auf 20, nämlich 5 große und 15 kleine; ſie bildeten unter ſich und bilden ſo noch jetzt eine faſt ganz ſelbſtändige Republik, welche nominell unter ottomaniſcher Oberhoheit ſteht. Die Klöſter ſind entweder κοινόβια oder ἰδιόῤῥυθμα, jene von Hegumenen, dieſe von zwei jährlich durch die Mönche gewählten Vorſtehern verwaltet. Fleiſch ſollen in den letztern nur Kranke und einige Greiſe genießen; jeder Mönch ſpeiſt abgeſondert von den andern in ſeiner Zelle; nur an Feſttagen werden gemeinſame Mahlzeiten gehalten, welche in den Koinobien täglicher Gebrauch ſind, und wobei der Anagnoſtarios Legenden vorlieſt. Außer obigen 20 Klöſtern ſind neben und zwiſchen ihnen κῆται und κέλλια (cellulae) vorhanden, welche von ihnen reſſortiren. Die κῆται ſind Gruppen einzelner Häuſer, in welchen die ganze Lebensführung gemäß den Regeln ſtrenger als in den Klöſtern iſt, namentlich das Faſten. Jede κήτη wählt ſich jährlich einen Vorſteher, und jeder ſie bewohnende Mönch hat an das Kloſter, von welchem ſeine Wohnung dependirt, jährlich 32 bis 42 türkiſche Piaſter zu zahlen. Der Sitz für die Oberleitung aller dieſer Anſiedlungen, in welchen laut der Statuten eine ſtraffe, ſchablonenartig geübte Zucht und Ordnung waltet, und mit Ausnahme von zwei Klöſtern, wo derſelbe ſlawiſch iſt, der Gottesdienſt in griechiſcher Sprache gehalten wird, befindet ſich in der Mitte der Halbinſel, in der ſogenannten μεγάλη μέση, welche auch das πρώτατον heißt.[58]) — Wie ſchon früher, ſo ſind auch im 19. Jahrh. den Athosklöſtern die meiſten Biſchöfe der griechiſch-orientaliſchen Kirche für die Türkei entnommen worden.[59]) Alle Klöſter zuſammen, deren Zahl auch für 1862 zu 20 angegeben wird[60]), unter Hinzunahme der κῆται und κέλλια, zählten 1881 an 8000 griechiſch-, an 2700 ſlawiſch- und an 300 rumäniſch-orthodoxe Prieſtermönche, wozu noch die Mönche der zweiten Stufe, die Novizen und die Laienbrüder, kommen.

Auf der Inſel Patmos findet ſich, ganz wie eine mittelalterliche Feſtung geſtaltet, ein in den Jahren 1088 fg. von dem Mönche Chriſtodulos erbautes, dem griechiſch-orthodoxen Ritus angehöriges Kloſter, welchem um 1867 etwa 50 „Väter" angehörten, von denen ſich 30 bis 35 in den umliegenden Kloſterbeſitzungen aufhielten.[61]) — Die Inſel Creta zählte 1861 bei 217,145 orthodoxen Griechen über 30 Klöſter dieſer Confeſſion.[62]) — In Jeruſalem beſaßen um 1840 die rechtgläubigen Griechen 8 Männerklöſter mit zuſammen 60 Mönchen und 5 Frauenklöſter mit zuſammen 37 Nonnen; außerdem befanden ſich 4 ſolche Klöſter in der Stadt Bethlehem.[63]) Alle 16 ſtehen unter der Leitung von drei dem Patriarchen von Jeruſalem untergebenen Vicaren, welche griechiſche Titularbiſchöfe aus der Provinz ſind, in dem Hauptkloſter, dem zum Heiligen Grabe, wohnen und mit den Archimandriten (Aebten) und Hegumeniſſen (Aebtiſſinnen) der einzelnen Klöſter das dirigirende Concilium bilden.[64]) Bekannt ſind die Prügeleien zwiſchen den griechiſchen und lateiniſchen Mönchen, womit dieſelben das Oſterfeſt in der Grabeskirche

56) Nach J. Wiggers, Kirchliche Statiſtik, 1842. 57) Ebend. I. Bd. 1842. S. 188 und 189.

58) Ebenda nach der Zeitſchrift Ἀθηνῆ vom 27. März 1840, ſowie nach Rheinwald's Repertorium XXX, 84 und 88, und nach P. Zachariä, Reiſe in den Orient in den Jahren 1837 und 1838 (Heidelberg 1840). 59) J. P. Fallmerayer, Fragmente aus dem Orient (Stuttgart 1845), 2. Theil. 60) Ausland 1862, Nr. 19. 61) Ebenda 1867, Nr. 27, S. 638 fg. 62) Globus 1867, 12. Bd., 3. Lief., S. 84. 63) Wiggers, Stat. Bd. I, 1842, S. 298. 64) Robinſon, Paläſtina I, 148 fg.

Digitized by Google

von Jeruſalem einzuleiten pflegen, z. B. im J. 1865, und wobei die türkiſche Polizei als Friedensſtifterin einſchreiten muß. Indeß hat man während der letzten 10 Jahre von dieſem Skandal nichts wieder gehört. — Das uralte, 614 durch die Perſer geplünderte, dann oftmals wieder von ähnlichen Schickſalen betroffene griechiſch-orthodoxe Kloſter Mar Saba bei Bethlehem hat jetzt 65 Mönche, deren jeder als Einſiedler eine Felſenhöhle oder ein hölzernes Häuschen in Schmuz und Armſeligkeit bewohnt. In der Kirche halten ſie gemeinſame Andacht.[65]

Zu den Sinaiklöſtern gehören in weiterem Sinne auch die auswärtigen Filialklöſter in Griechenland, Rumänien, Kairo und anderwärts. Obgleich nicht daran gebunden, reſidirt der Abt der Sinaimönche, welcher den Rang und Titel eines Erzbiſchofs führt, auch Patriarch genannt wird, für gewöhnlich in dem Hauptkloſter an der Oſtſeite des Sinai. Wie eine Feſtung eingerichtet, hat es nur ein und zwar zugemauertes Thor, welches ausſchließlich bei dem Einzuge eines neuen Erzbiſchofs geöffnet wird. Der Eingang und Ausgang für alle andern Fälle, namentlich auch für ankommenden Beſuch, findet ſich 40 Fuß hoch an einer Mauer, und jeder, welcher kommt oder geht, wird mittels eines an einem Seile befeſtigten Korbes hinaufgezogen oder hinabgelaſſen.[66] Hier fand F. Tiſchendorf den berühmten Bibelcodex, welcher ſeinen Namen vom Sinai hat.

Von den zahlreichen, zum Theil mit nicht unbedeutendem Grundbeſitze ausgeſtatteten Klöſtern in dem jetzigen Königreiche Griechenland gingen bei dem Kampfe gegen die Türken viele zu Grunde, während alle mehr oder weniger zu Schaden kamen. Als im J. 1827 Capodiſtrias die Regentſchaft antrat, waren, mit Ausſchluß der Joniſchen Inſeln, immerhin noch 400 Mannsklöſter vorhanden, aber in einem meiſt ſehr herabgekommenen Zuſtande. Um ihnen den Halt einer befriedigenden Verfaſſung und die Möglichkeit zur Erfüllung ihrer Aufgaben, wie auch hinlängliche Subſiſtenzmittel zu gewähren, wurden 1834 durch die Landesregierung die meiſten von ihnen, vorzugsweiſe die kleinen, für aufgehoben erklärt und die Vermögensobjecte, welche zuſammengenommen nicht unerheblich waren, theilweiſe zur Dotirung eines Kirchen- und Schulfonds beſtimmt. Im J. 1835 verfielen auf Antrag der permanenten Synode ſämmtliche, übrigens nicht ſehr zahlreiche Nonnenklöſter bis auf drei der Aufhebung, und zwar mit der Maßgabe, daß in den beſtehen bleibenden nur ſolche Nonnen ſich aufhalten ſollten, welche das 40. Lebensjahr überſchritten hätten. Da man aber bei dieſem Vorgehen, wie ſich ſofort zeigte, gegen die national-religiöſen Gefühle der meiſten Griechen verſtoßen hatte, ſo entwickelte ſich ein ſtarker Widerſtand gegen die Durchführung der Maßregel und richtete ſich, hauptſächlich durch die von einem Mönche redigirte Zeitſchrift *Εὐαγγελικὴ σάλπιγξ* geführt, zugleich und am ſchärfſten gegen die für weſentlich mitſchuldig an den Neuerungen gehaltenen proteſtantiſchen engliſchen und nordamerikaniſchen Miſſionare, welche in Begleitung der abendländiſchen Waffenhülfe in das Land gekommen waren, gegen ihre Schulen und Bücher.[67] Doch nahm die Kloſteraufhebung ihren Fortgang, und um 1841[68] waren nur noch 82 Mönchsklöſter vorhanden, welche 10 Procent ihrer Jahreseinkünfte an den Kirchen- und Schulfonds abzugeben hatten. An Frauenklöſtern zählte man damals, unter Ausſchluß der ſpäter erworbenen Joniſchen Inſeln, nur drei. Auch war, wie vorher und nachher, von mehrern Klöſtern als Filialen der Klöſter vom Athos, vom Sinai und von Jeruſalem an dieſe ein jährlicher Tribut zu zahlen.[69] Auf den Joniſchen Inſeln befanden ſich 1862 wie 1842 etwa 6 Mannsklöſter mit 80 und 4 Nonnenklöſter mit 60 Perſonen. Der moraliſche Status der Kloſterleute erhebt ſich nicht über das Niveau des niederen griechiſchen Volksthums.

In Serbien zählt die griechiſch-orthodoxe Kirche keine Frauenklöſter, wogegen die Anzahl der Mönchsklöſter für 1839 zu 42 mit 162 Mönchen, für 1864 ebenfalls zu 42 mit 151 Mönchen angegeben wird.[70] Für das J. 1865 finden wir deren 43 verzeichnet, und zwar mit 126 Geiſtlichen, neben welchen indeß noch mehrere Laienbrüder vorhanden waren. Die geweihten Mönche hatten und haben einen oft ſehr ausgedehnten Kloſter-Parochialbezirk zu paſtoriren; auch dürfen nur ſie, nicht die Weltgeiſtlichen, ſelbſt nicht in ihren Parochien, Beichte hören, ſie beziehen demnach außer den Kloſterrevenuen Accidentialeinnahmen wie die Weltprieſter, von welchen ſie ſich namentlich dadurch unterſcheiden, daß ſie im Cölibat leben müſſen, aber kaum durch eine höhere Bildung.[71] Ein Mönch gilt als ſehr gelehrt, wenn er ſchreiben kann.[72] Einem im Juli 1839 in der Skupſchtina (Landtag) geſtellten und verhandelten Antrage, die Zahl der Klöſter, namentlich der Bettelklöſter, zu beſchränken, iſt, ſoviel wir wiſſen, bisjetzt keine Folge gegeben worden. — Nach meiner bereits angeführten Quelle[73] exiſtirten 1869: 42 Klöſter mit 135, 1875 ebenfalls 42 mit 114 Mönchsgeiſtlichen; eine andere[74] regiſtrirt für 1868 nur 41 Klöſter mit 121 Prieſtermönchen. — Der Einfluß der Kloſtergeiſtlichen bei dem Volke ſteht höher als derjenige der Weltgeiſtlichen; auch werden die höheren Kirchenämter, namentlich die Biſchofsſtühle, nur mit Mönchen beſetzt. Ein Weltgeiſtlicher kann, wenn er Witwer iſt, in ein Kloſter eintreten.[75]

Montenegro wies im J. 1864 bei 196,238 or-

65) Aus der 1881 durch den Kronprinzen Rudolf von Oeſterreich unternommenen und beſchriebenen Orientreiſe. 66) So Iſenberg, in Rheinwald's Repertorium XII, 276; vgl. Robinſon's Paläſtina I, 148 fg.

67) Augsb. Allgemeine Zeitung 1837, Beilage Nr. 184. — Allgemeine Kirchenzeitung, 1837, Nr. 32. — Deutſche Allgemeine Zeitung 1845, Nr. 362. 68) Wiggers, Stat. II, S. 186. 69) Ebend. II, S. 186. 70) R. J. Petrowitſch, im Ausland 1876, S. 671 fg. 71) Von Coelln, Serbien und die Serben (Berlin 1865). 72) J. Wiggers, Kirchliche Statiſtik. 73) R. J. Petrowitſch, Ausland 1876, S. 671 fg. 74) F. Kanitz, Hiſtoriſch-ethnographiſche Reiſeſtudien aus den Jahren 1859—1868 (Leipzig 1868). 75) Ebenda.

Digitized by Google

thodoxen Griechen — andere Einwohner ſind nicht vorhanden — 11 meiſt arme und wenig bevölkerte Mönchsklöſter auf; Frauenklöſter fehlen.

Auf den Gebieten, welche gegenwärtig das Königreich **Rumänien**[76]) zuſammenſetzen, übernahm das 19. Jahrh. aus den früheren Zeiten ſehr zahlreiche und zum Theil reich dotirte Klöſter der orthodoxen Confeſſion, ſodaß ſich mehrfach bei weltlichen Machthabern der Gedanke einer Confiscation für Staats- und andere Zwecke regte. Im J. 1855 belegte die Regierung der Moldau die in ihrem Bereiche befindlichen Klöſter mit dem Sequeſter, welcher aber ſchon 1856 wieder aufgehoben werden mußte. Dieſelben Pläne tauchten in der Walachei auf. Nachdem 1858 die Pariſer Conferenz der Mächte erklärt hatte, daß die Sache durch Vertrag mit der Türkei und den andern intereſſirten Staaten zu ordnen ſei, beſchloß im Januar 1863 der Landtag, reſp. die geſetzgebende Verſammlung der beiden unter Couſa vereinigten Fürſtenthümer, die Einkünfte der Widmungsklöſter, d. i. derjenigen Klöſter, welche bisher zu Contributionen für auswärtige kirchliche Zwecke, z. B. an die Klöſter des Athos und des Sinai, an milde Stiftungen in Jeruſalem und Conſtantinopel verpflichtet geweſen, für Staatsgut zu erklären. Hiergegen proteſtirten zwar auf das heftigſte das damalige Miniſterium ſowie Rußland und die Kloſtergeiſtlichen, welche nicht auf Staatsbeſoldung geſetzt ſein wollten. Aber die beabſichtigte Maßregel nahm einen weit größeren Umfang an, indem am 25. Dec. 1863 die Geſetzgebende Verſammlung Rumäniens mit 173 gegen 3 Stimmen (nach andern einſtimmig) ſich für den von der Regierung eingebrachten Antrag auf Säculariſation aller griechiſch-katholiſchen Klöſter unter ſtarkem Beifall der Tribünen und nicht ohne Beifall von ſeiten der niedern Weltgeiſtlichen entſchied, welchen eine Verbeſſerung ihrer materiellen Lage durch dieſes Vorgehen in Ausſicht geſtellt worden war. Dem gefaßten Beſchluſſe gemäß ſollte das geſammte Vermögen der Klöſter, welche, wie man berechnete, den achten Theil des ganzen Bodenareals der Moldau und Walachei beſaßen, zum Staatsfiscus eingezogen, für die heiligen Orte außerhalb des Landes, zu deren Erhaltung ein Theil des Kloſtergutes bisher gedient hatte, eine Summe im Maximalbetrage von 82 Millionen türkiſcher Piaſter unter Anrechnung der 31 Millionen, welche jene Inſtitute den walachiſchen Klöſtern ſchuldeten, angewieſen, dieſes Kapital feſt angelegt und unverſehrt erhalten werden. Außerdem wurden 10 Millionen Piaſter aus dem Kloſtervermögen zur Anlegung eines Hoſpitals für alle chriſtlichen Confeſſionen in Conſtantinopel ausgeworfen. Obgleich die Klöſter, Rußland, der Patriarch in Conſtantinopel, die Pforte, welche verlangte, daß aus den Zinſen der 82 Millionen alle chriſtlichen Hoſpitäler in der Türkei unterſtützt werden ſollten, ferner ſtark opponirten, ſo wurde doch das Geſetz durch Couſa bereits unter dem 27. Dec. 1863 ſanctionirt, und der Landtag bewilligte für die Durchführung der Maßregel zunächſt einen Credit von 38 Millionen Piaſter. Dieſe letztere Summe war, wie man behauptete, von Couſa bereits zu andern Zwecken verausgabt, als er eine neue Anleihe, diesmal von 150 Millionen Piaſter, forderte, um die für die Expropriation der Klöſter beſtimmte Summe zu decken und die Zweite Kammer ſich beeilte, unter dem 16. Febr. 1864 ihre Bewilligung auszuſprechen. Bereits unter dem 21. Febr. 1864 erließ eine durch den ökumeniſchen Patriarchen von Conſtantinopel Sophronios verſammelte Synode, welcher die Patriarchen von Jeruſalem und Antiochien, die Aebte vom Athos und Sinai und viele Erzbiſchöfe und Biſchöfe beiwohnten, einen dem Fürſten Couſa überſandten, von der Kloſterſäculariſation ſcharf abmahnenden Proteſt, welcher, von den genannten drei Patriarchen und den beiden Aebten unterzeichnet, im September deſſelben Jahres in noch ſchärferer Faſſung wiederholt wurde, indem ſie erklärten, daß ſie das geplante und zum Theil ſchon durchgeführte Project ſchlechterdings verwerfen müßten.[77]) Couſa beantwortete dieſe Vorſtellungen noch im September deſſelben Jahres mit der Verordnung, daß ohne ausdrückliche Erlaubniß des Miniſters kein Novize in ein Kloſter treten dürfe, unternahm aber, nachdem ſein Hauptwunſch, Geld in die Hände zu bekommen, erfüllt war, bis zu ſeiner Entthronung am 23. Febr. 1866 keine weitern Schritte von Bedeutung zur thatſächlichen Säculariſation der Klöſter, nachdem am 15. Febr. 1865 die Deputirtenkammer 50 Millionen Piaſter, ſtatt der früher votirten 150 Millionen, bewilligt, und im März deſſelben Jahres Senat und Deputirtenkammer den von der Regierung vorgelegten Geſetzentwurf, wonach der Fürſt auf den Vorſchlag des Cultusminiſters die Metropoliten und die Diöceſanbiſchöfe aus der Kloſtergeiſtlichkeit zu wählen hat, ein Modus, welcher bereits bisher obſervanzmäßig platzgegriffen, genehmigt hatten. Die Weltgeiſtlichen, welche heirathen dürfen und meiſt ein ſehr geringes Einkommen beziehen, ſtehen in Bildung und Moral durchſchnittlich unter den Kloſtergeiſtlichen. Die Bezeichnung eines Mönchs iſt calugar (καλόγερος).[78]) Von Frauenklöſtern in Rumänien iſt uns nichts bekannt geworden.

Innerhalb **Rußlands** hat ſich, wie im allgemeinen das orthodoxe Kirchenweſen, ſo im beſondern das Kloſterweſen weit mehr als in andern Ländern durch den Einfluß der Staatsgewalt, der Selbſtherrſcher, ausgebildet, namentlich ſeit Peter I. und Katharina II., durch welche die Klöſter zu Staatsinſtituten gemacht worden ſind. In derſelben autokratiſchen Weiſe hat dieſelben während des 19. Jahrh. beſonders Nikolaus I. beeinflußt. Zum Theil aus dieſem Grunde ſind ſie wie ihre Inſaſſen im Verhältniſſe zur Einwohnerſchaft nicht blos weit weniger zahlreich als in den übrigen Gebieten der recht-

76) **Dora d'Iſtria**, Das Kloſterleben in der orientaliſchen Kirche, um 1857 verfaßt, iſt von dem Geiſte der Kloſterfeindlichkeit dictirt.

77) Der Patriarch Sophronios übergab auch dem Heiligen Synod zu St.-Petersburg ein beſonderes Proteſtpromemoria, abgedruckt in der **Nordiſchen Poſt** von St.-Petersburg, anfangs März 1866. 78) **M. Folticineano**, Die rumäniſche Geſellſchaft, im „Ausland“ 1882, Nr. 30.

Digitized by Google

gläubigen morgenländiſchen Kirche, ſondern auch weit einförmiger geſtaltet. Sie ſtehen ſämmtlich unter der Regel des heil. Baſilius und in erſter Inſtanz unter der Aufſicht der Aebte und Aebtiſſinnen, in zweiter Inſtanz unter derjenigen des heil. Synod in St.-Petersburg, in keiner Inſtanz unter der Jurisdiction der Biſchöfe. Die Mönche, welche ſämmtlich ſchwarze Kleidung tragen und daher mit dem Namen „Schwarze Geiſtlichkeit“ bezeichnet werden, wogegen die Weltprieſter wegen ihrer weißen Kleidung den Namen der „Weißen Geiſtlichkeit“ führen, reſp. deren Klöſter theilen ſich in drei Klaſſen. Je nach einer dieſer drei Klaſſen heißt der Kloſtervorſteher Archimandrit oder Hegumenos oder Stroitel. Während die Weltgeiſtlichen in der Ehe leben, ſind die Mönche dem Cölibate unterworfen.

In den Stand der Kloſtergeiſtlichkeit mit Ablegung des Gelübdes darf ein Mann erſt nach Abſolvirung eines Seminarcurſus und mit dem vollendeten 30., eine Frau mit dem vollendeten 40. Lebensjahre eintreten; ein Leibeigener durfte bis zum J. 1866, wo die Emancipation ausgeführt wurde, überhaupt nicht aufgenommen werden. Jeder Eintretende hat vorher allem Vermögen und jedem Anſpruche an Vermögenserbſchaft zu entſagen. Als Novize kann man ſchon früher in ein Kloſter gehen. Aber jungen „gelehrten“ Männern, welche Prieſtermönche werden wollen und wol ſämmtlich in die erſte Klaſſe, die ausſchließliche Pflanzſchule für Biſchöfe, eintreten, iſt geſtattet, das Gelübde vor dem 30. Lebensjahre abzulegen. Namentlich macht man bei Söhnen von Weltgeiſtlichen hinſichtlich des Alters eine Ausnahme, wofür aber deren Noviziat ſtatt 3, 12 bis 15 Jahre umfaßt. Es iſt ſtreng verboten, einen Ehemann bei Lebzeiten ſeiner geſetzlich nicht von ihm geſchiedenen Ehefrau in die „Schwarze Geiſtlichkeit“ aufzunehmen, wenn nicht beide Ehegatten, falls nicht pflegebedürftige Kinder vorhanden ſind, die Tonſur wünſchen. Verſchuldete oder unter Curatel ſtehende Perſonen ſind von dem Eintritte ausgeſchloſſen. Die meiſten Weltgeiſtlichen werden nach dem Tode ihrer Ehefrauen Mönche. — Der Austritt aus einem Kloſter iſt ſehr erſchwert; nicht nur wird der um den Austritt Nachſuchende ſechs Monate lang zunächſt durch den Kloſtervorſteher in Gemeinſchaft mit einem älteren Bruder, dann durch von dem Eparchialobern (Provinzial) erwählte Perſonen und zuletzt in der vollen Seſſion des Conſiſtoriums (Convents) ernſtlich ermahnt, dem abgelegten Gelübde treu zu bleiben; er genießt auch, wenn er auf ſeinem Vorſatze beharrt, bei dem Rücktritte in den Laienſtand nur diejenigen Rechte, welche ihm nach Geſchlecht und Abkunft zuſtehen, ohne daß ihm Vorzüge, Privilegien, Auszeichnungen, Rang, welche er vor der Tonſur, etwa im Staatsdienſte, erworben hat, zurückgegeben werden, kann nicht mehr im Civildienſte angeſtellt werden, ſteht ſieben Jahre lang unter Kirchenbußen und darf während dieſer Zeit weder in dem Gouvernement, wo er als Mönch gelebt hat, ſeinen Aufenthalt nehmen, noch ſich in den beiden Reſidenzen des Reichs aufhalten.[79]) Indeß ſuchten um 1871 viele Mönche zum Zweck der Verehelichung die Entbindung von den Kloſtergelübden nach. — Als im Herbſte des J. 1868 der Oberprocurator des heil. Synod den Vorſchlag machte, die Klöſter der orthodoxen Kirche dahin zu reformiren, daß auch da, wo es noch nicht der Fall war, die Mönche eines Kloſters ein gemeinſames Leben führen ſollten, ſtimmten die Mitglieder der genannten oberſten Kirchenbehörde bei. — Die „Weiße Geiſtlichkeit“, welche auf einer ſocial, wiſſenſchaftlich, ſittlich ſehr niedrigen Stufe ſteht, iſt von ſtarker Abneigung gegen die „Schwarze“ erfüllt, zumal dieſe als ein vollkommenerer Stand gilt, und aus ihr nicht blos alle Biſchöfe, ſondern auch die andern höheren kirchlichen Würdenträger genommen werden. Aber auch unter den Mönchen, deren viele ſittlich und wiſſenſchaftlich tüchtig ſind, gibt es eine große Menge unwürdiger Subjecte, welche ſich hauptſächlich aus den zahlreich eintretenden Söhnen von Weltgeiſtlichen rekrutiren[80]) und die Klöſter der zweiten und dritten Stufe füllen. Ein Ruſſe[81]) bezeichnet die Inſaſſen dieſer zwei Stufen als faul und verkommen und erklärt ſie nächſt der Bureaukratie für die corrupteſte und ſchädlichſte Menſchenklaſſe in Rußland.

An Frauenklöſtern der rechtgläubigen Kirche gab es um 1835 neben 101 „außerordentlichen“ 9 „ordentliche“, d. i. ſolche, welche mit einer jährlichen Summe von 100,000 Silberrubeln aus der Staats-Kirchenkaſſe dotirt waren, mit zuſammen 3113 Nonnen und 3006 Novizen, welche das Gelübde nicht vor dem 50. Lebensjahre ablegen durften.[81a]) Von den 144 „ordentlichen“, ebenfalls auf die Staats-Kirchenkaſſe übernommenen Mannsklöſtern, welche aus derſelben jährlich 500,000 Silberrubel bezogen, gehörten um 1840[82]) der erſten Klaſſe 21, der zweiten 58, der dritten 63 an, mit zuſammen 2757 Mönchen und 1210 Novizen. Dazu kamen 204 außerordentliche oder private Mönchsklöſter, d. i. ſolche, welche aus eigenen Mitteln ſubſiſtirten, mit zuſammen 3564 Mönchen und ebenfalls 1210 Novizen. Das Jahr 1859 weiſt im ganzen 603 Klöſter mit 6556 Mönchen und 2464 Nonnen auf[83]), wobei die Novizen eingerechnet ſein dürften. Gegen die Zeit von 1835 und 1840 iſt danach eine ſtarke Vermehrung der Klöſter, etwa durch den Zuwachs der vorher mit Rom unirten, und eine Verminderung der Mönche und Nonnen eingetreten. — Vom J. 1841 bis zum J. 1857 ließen ſich 1569 Frauen (Witwen und Geſchiedene) und 4741 Mädchen in den Kloſterverband aufnehmen, unter ihnen über zwei Drittheile aus dem Stande der Weltgeiſtlichen. Auch die Mönche rekrutiren ſich meiſt aus der männlichen Nachkommenſchaft der „Weißen Geiſtlichkeit“, zumal der Bauernſtand ſeit ſeiner Emancipation noch weniger Neigung

79) J. Wiggers, Kirchliche Statiſtik. — Beckhaus, in einer Abhandlung der Deutſchen Vierteljahrsſchrift, nach Beobachtungen im J. 1862. — Eckardt, Baltiſche und ruſſiſche Culturſtudien 2. Aufl. (Leipzig 1869).

80) Nach Eckardt's Baltiſchen und ruſſiſchen Culturſtudien. 81) Fürſt Dolgorukow, La vérité sur la Russie (Paris 1860). 81a) Rheinwald, Repertorium V, 144. 82) J. Wiggers, Kirchliche Statiſtik, I. Bd. 1842. S. 218 und 219. 83) Nach einer ſtaatsamtlichen Statiſtik.

Digitized by Google

als vorher zeigt, ſeine Söhne in die Klöſter zu ſchicken.[84]) Eine Ueberſicht aus dem J. 1868 weiſt folgenden Beſtand nach: 4 Lawras (Laurae), 8 Mönchsklöſter und 1 Nonnenkloſter, welche unmittelbar unter dem heil. Synod ſtanden, dazu 8 weitere Klöſter, mit Einſchluß eines ſolchen in China, welche von den beiden genannten Klaſſen dependirten, dazu 430 andere Mönchs- und 150 Frauenklöſter, zuſammen 601. Für das J. 1873 finden wir 4678 Mönche (wahrſcheinlich mit Einſchluß der Novizen) mit 4212 Laienbrüdern und — in 130 Klöſtern — 3061 Nonnen mit einem zeitweiligen weiblichen Perſonal (Laienſchweſtern u. ſ. w.) von 10,519 verzeichnet.

Die beſonders durch hohe Einnahmen und bauliche Beſchaffenheit hervorragendſten drei Klöſter ſind das Alexander-Newsky-Kloſter in St.-Petersburg, das Dreieinigkeitskloſter in Moskau und das Höhlenkloſter in Kiew. Das zuletzt genannte bezog um 1871 eine Jahreseinnahme von mehr als 500,000 Silberrubeln, wovon circa 50,000 aus der Hoſtienbäckerei gewonnen wurden, und eine vielleicht noch größere Summe aus dem Verkaufe von Wachslichtern, welche in dem Cultus der orthodoxen ruſſiſchen Kirche maſſenhaft verbraucht werden. — Die Prioren (Vorſteher) der erſten Kloſterklaſſe beziehen ein Jahreseinkommen von 60,000 bis 40,000 Silberrubel, die übrigen ein ſolches von 10,000 bis 1000. — Einzelne Mönche in ſolchen Klöſtern, welche die etatsmäßige Zahl von Fratres nicht haben, ſammeln ſich ein bedeutendes Vermögen. — Der geiſtliche Hofſtaat der Biſchöfe und Erzbiſchöfe beſteht vorzugsweiſe aus Kloſterleuten. Die ruſſiſche Staatskirche kennt weder Bettelmönche noch Barfüßler.[85]) Es ſind in derſelben auch Barmherzige Schweſtern vorhanden, deren viele 1877 nach dem Kriegsſchauplatze in der Türkei gingen. — Während die Altgläubigen, wenn auch nur in geringer Zahl, Klöſter mit Mönchen und Nonnen beſitzen, entbehren derſelben die meiſten übrigen Sektirer, namentlich die prieſterloſen. Die Samoſtrigolniki (Selbſtweiher) machen ſich dadurch ſelbſt zu Mönchen und Nonnen, daß ſie das Haupt ſcheren, Kloſterkleider anziehen und vor dem Bilde eines Heiligen ihre Namen ändern.

In Oeſterreich-Ungarn gehören den mit Rom nicht unirten orthodoxen Griechen nur ſehr wenige Klöſter, und zwar nur Männerklöſter an, welche ſämmtlich unter der Regel des heil. Baſilius ſtehen (Baſilianer). Die Mönche werden καλόγεροι (Kaluger) genannt.

Wie in der morgenländiſchen Kirche überhaupt, ſo verfallen auch im beſondern die Klöſter der nicht unirten Armenier mehr und mehr, und die Zahl der Mönche wie der Nonnen, welche letztere nur einen ſehr kleinen Bruchtheil der Kloſterleute bilden, ſinkt tiefer und tiefer. Die Klöſter, welche ohne Ausnahme der Regel des heil. Baſilius folgen, gelten meiſt als Sitze der ſchlimmſten Ignoranz, Betrügerei (durch erdichtete Reliquien, Mirakel u. ſ. w.), Zankſucht, Faulheit, Wolluſt. Ihre Vorſteher werden durch den Exarchen ernannt, bedürfen aber der Beſtätigung durch den Patriarchen oder Katholikos und deſſen Synode. Auf die im ruſſiſchen Reiche lebenden circa 350,000 Armenier vertheilten ſich um 1840: 40 Klöſter mit 133 Mönchen und 34 Nonnen. Das berühmteſte unter ihnen iſt das zu Etſchmiazin am Fuße des Ararat.[87]) Ohne mit bedeutendem Grundbeſitze, welcher den meiſten armeniſchen Klöſtern abgeht, ausgeſtattet zu ſein, rühmt es ſich, viele werthvolle Reliquien zu beſitzen. Außer Etſchmiazin beſitzen dieſe Gregorianiſchen Armenier nennenswerthe Kloſteranſiedelungen in Conſtantinopel, Muſch, Angora, Siwas, Ismid, Kaiſarieh, Armatol, Paraku, Achpat, Jeruſalem. In der zuletzt genannten Stadt gehören ihnen ein prächtiges Kloſter auf dem Berge Sion und ein kleineres in dem angeblichen Hauſe des Hohenprieſters Kaiphas, beide für Mönche, außerdem ein Nonnenkloſter. Die Kloſterleute ſind hier in der Mehrzahl nicht Eingeborene, ſondern Auswärtige; an ſie ſchließen ſich die Laien, meiſt Kaufleute, wie ſie dies auch anderwärts thun, ſehr eng an.[88]) Die eine von den drei Armeniſch-Gregorianiſchen Kloſterkirchen zu Gelathi im ruſſiſchen Transkaukaſien am Phaſis iſt ſehr reich an Gold, Perlen, Edelſteinen, Paramenten u. ſ. w.[89])

Bei den nicht unirten Neſtorianern oder chaldäiſchen Chriſten, beſonders am obern Tigris, beſtanden um 1866 — und beſtehen noch — nur wenige Klöſter, ohne Ausnahme in einem ſehr armſeligen Zuſtande, ebenſo bei den nicht unirten chaldäiſchen Chriſten in engerem Sinne, den nicht unirten Melchiten, den nicht unirten Jakobiten, ſämmtlich nach der Regel des heil. Baſilius.

Die Klöſter der (monophyſitiſchen) nicht mit Rom unirten Kopten in Oberägypten und den Nachbargebieten, dem Urſprungslande des Mönchs- und Nonnenweſens, früher zahlreich und zum Theil prächtig, ſind längſt meiſt verſchwunden, in ihren jetzigen Ueberreſten faſt ohne Ausnahme verfallen und ärmlich. Nur einige, größtentheils in Oberägypten, namentlich zu Achmina und in der ſogenannten Wüſte des heil. Makarius, wo eins derſelben ſeinen Namen trägt, ſind ihrem urſprünglichen Zwecke bis in die neueſte Zeit erhalten geblieben, unter ihnen, wie es ſcheint, keine Nonnenklöſter. Zuweilen dienen dieſe Gebäude auch als Wohnungen von 2 oder 3 Weltprieſterfamilien, ſelbſt nur von einer. Auch die Mönche haben Weib und Kinder, welche mit ihnen den Aufenthalt im Kloſter theilen; ſie ſind höchſt unwiſſend und leben meiſt in großer Armuth. Ihre Ignoranz war es, welche ſie in den vierziger Jahren veranlaßte, aus den Kloſterbibliotheken an Engländer werthvolle ſyriſche Manuſcripte abzutreten, unter ihnen beſonders die von Cureton edirten Bruchſtücke der Ignatianiſchen Briefe.[90])

84) Eckardt, Baltiſche und ruſſiſche Culturſtudien. 85) Ebenda. — Ruſſiſche St.-Petersburger Zeitung 1871.

86) Berliner Allgem. Kirchenzeitung 1841, Nr. 2. 87) Deſſen Geſchichte und Beſchreibung bei Rheinwald, Repertorium XVII, 84 und 85. 88) J. Wiggers, Kirchliche Statiſtik I, 298, nach E. Robinſon, Paläſtina 1841. 89) K. von Gerſtenberg, im Ausland 1866, Nr. 14. 90) Redepenning, Vorrede zum 4. Band des Lehrbuchs der Kirchengeſchichte von Gieſeler, 1857.

Digitized by Google

Der koptiſche Patriarch, welcher aus den Mönchen genommen wird, hält ſich zeitweilig im Kloſter des heil. Georg auf. Die Zahl der noch beſtehenden Klöſter iſt ziemlich groß, ebenſo die der Mönche; in dem Kloſter El Marag bei Monfalut in Oberägypten wohnen ihrer 500. Sie ſind dem Trunke ergeben, faul und betteln ſich meiſt ihre Lebensbedürfniſſe zuſammen.[91])

Die (ebenfalls monophyſitiſchen) Abyſſiniſchen Chriſten beſitzen 2 Kloſterorden, nämlich den der heil. Thekla (Mönche), deſſen Oberhaupt, der ſogenannte Itchegne, dem Range nach gleich auf den Abuna (Papſt, Patriarch) folgt und in Bergander reſidirt, und den des heil. Euſtathius, deſſen Vorſteher im Kloſter zu Mahelar ſeine Wohnung hat. Die Klöſter beſtehen nicht aus großen Gebäuden, ſondern aus einzelnen kleinen, nebeneinander errichteten Häuſern oder Hütten, welche meiſt in der Nähe der Kirche liegen. Die Mönche ſind, mit Ausnahme des Vorſtehers, meiſt verheirathet, treiben mit ihren Familien Ackerbau und Viehzucht, erwerben und vererben Eigenthum und haben als geiſtliche Functionen nur gewiſſe Gebete und Pſalmen herzuſagen, ſodaß ſie ſich von gewöhnlichen Bauersleuten, auch in der Kleidung, gar nicht unterſcheiden. Sie ſind ſehr zahlreich und werden, obgleich ſie bei der Bevölkerung großen Reſpect beſitzen, als höchſt ignorant, ſcheinheilig, faul, bettelhaft, gemein, unſittlich, liederlich geſchildert.[92]) Wenn von zahlreichen Nonnen die Rede iſt[93]), ſo dürften darunter wol die Frauen der Mönche zu verſtehen ſein. — Ein abyſſiniſch-monophyſitiſches Kloſter befand ſich um das J. 1840 in Jeruſalem.[94])

B. Abendländiſche Kirche.

1) Von der Entſtehung bis zu Karl dem Großen, bis 768. Die abendländiſchen Chriſten lernten das Mönchsleben durch den zum erſten mal 335, dann wiederholt dorthin verbannten Athanaſius von Alexandria, mit dem Beinamen des Großen, kennen; aber daſſelbe ſtieß hier anfangs auf einen ſehr ſtarken, faſt allgemeinen Widerſtand, auf Verſpottung und ſelbſt Haß, indem man in ihm nur verwerfliche Pietiſterei und Schwärmerei erblickte. Doch fand es auch warme Freunde und deren Zahl wuchs, als mehrere Abendländer nach dem Morgenlande, namentlich nach Aegypten und Paläſtina gingen, um ſich dort in daſſelbe einweihen zu laſſen. Wie der ſchon vorher (371) verſtorbene Biſchof Euſebius von Vercelli, ſo verband ſich auf der afrikaniſchen Nordküſte der Biſchof Auguſtinus von Hippo (geſt. 430) mit einer Anzahl ſeiner Kleriker zu einem gemeinſamen Andachtsleben (Cönobium), wobei ſie nach dem Vorbilde der erſten Chriſtengemeinde zu Jeruſalem eine Art von Communismus einführten. In monasterio Deo servientes ecclesiae Hipponensis clerici ordinari coeperunt, ſo lautet eine Nachricht bei Poſſidius.[95]) Viele Jahre hindurch fand die Neuerung wenig Anklang und zwar, außerhalb der Geiſtlichen, faſt nur bei dem niederen Volke; die höheren Stände ſpotteten in Südgallien noch um 450 über die neuen Heiligen.[96]) Nach und nach fand jedoch die Regel des Auguſtinus in Nordafrika und anderwärts eine immer ſtärkere Verbreitung.

Für die Einführung des Mönchs- und Nonnenweſens in Italien, wie den benachbarten Ländern, wirkten außerdem mit ſteigendem Erfolge Ambroſius (geſt. 397) in Mailand, wo er ein Kloſter errichtet haben ſoll, Rufinus (geſt. 410)[97]), Johannes Caſſianus (Mönch)[98]) und beſonders Hieronymus (ebenfalls Mönch, z. B. in Bethlehem, dann im Abendlande, geſt. 420).[99]) Der zuletzt genannte gibt zwar zu und beklagt es, daß die Mönche ſich in allerlei Viſionen hineinphantaſirten, abergläubiſchen Wundern ſich hingäben, ein übertriebenes Faſten übten, ſchwere Selbſtpeinigungen vollzögen, dabei von Hochmuth, ſowie oft von Verzweiflung erfüllt wären, in Wahnſinn verfielen, Selbſtmorde begingen[1]); er berichtet[2]), wie im J. 384 bei dem Begräbniſſe der Bleſilla, einer, wie man glaubte, an zu vielem Faſten geſtorbenen dortigen „monacha“ zu Rom jemand ausrief: Quousque genus detestabile monachorum non urbe pellitur? non lapidibus obruitur? non praecipitatur in fluctus? Allein er förderte unabläſſig die neue religio, freut ſich ſagen zu können[3]): Nostris temporibus Roma possidet, quod mundus ante nescivit. und rühmt ſeinen Pammachius als einen „ἀρχιστρατηγὸς monachorum“. Als er 412 ſeine Epistola ad Principiam ſchrieb, gab es, wie er ſagt, in und bei Rom „crebra virginum monasteria“ und eine „monachorum innumerabilis multitudo“. Von den Nonnen kennen wir durch ihn namentlich auch die Marcella und die Sophronia. Schon um 390 ſcheint in der Kirche Roms die Abneigung gegen die coenobia und monasteria dem entſchiedenen Gegentheile gewichen zu ſein. Auch finden ſich am Ende des 4. Jahrh. namhafte Anſiedelungen von „monachi“ auf verſchiedenen Inſeln an der Weſtküſte Italiens, beſonders auf Gallinaria (jetzt Gallinara), Gorgon (jetzt Gorgona), Capraria (jetzt Capraja), Palmaria (jetzt Palmarola), ebenſo auf den Inſeln an der dalmatiſchen Küſte, wo beſonders ein gewiſſer Julianus „monasteria“ gründete.[4])

---

91) G. Warneck, Allgem. Miſſionszeitſchrift 1880, Januarheft. 92) M. Th. von Heuglin, Reiſe nach Abeſſinien u. ſ. w. in den Jahren 1861 und 1862 — Derſelbe im Globus, Bd. 13, Lief. 2, S. 49 fg. vom J. 1868. — R. Hartmann, Naturgeſchichtlich-mediciniſche Skizze der Nilländer (Berlin 1865). 93) Bei von Heuglin. 94) J. Wiggers, Kirchliche Statiſtik, Bd. I.

95) In ſeiner Vita Augustini c. 11. — Gieſeler, Kirchengeſch. I, 547–553. 96) Salvianus von Maſſilia. De gubernatione Dei VIII, 4. — Belegſtellen bei Gieſeler, Kirchengeſch. I, S. 545, Note g. 97) Vitae patrum, edirt von Roſweide (Antwerpen 1615, dann wieder 1628). 98) Collationes patrum und De institutis coenobiorum. Seine Opera edirte Gazäus (Douai 1616). 99) Namentlich in ſeinen Epistolae, z. B. ad Eustochium 18.

1) Epist. 59, 95 und 97, ad Rusticum; epist. 10 ad Eustochium. Dazu Nilus (ein Mönch um 440); Lib. II, epist. 140; Lib. III, epist. 224. 2) Epist. 22 (alias 25) ad Paulam. 3) Epist. 54 (alias 26) ad Pammachium. 4) Wie Hieronymus in ſeiner Epistola an denſelben aufführt.

Digitized by Google

Das erſte Kloſter oder eins der erſten Klöſter in Gallien wurde von dem Biſchof Martinus von Turonum (Tours) (geſt. 400) bei dieſer Stadt angelegt und wies bald eine ſehr ſtarke Bewohnerſchaft auf, wie er überhaupt für dieſes Land der Haupturheber des neuen religiöſen Lebens wurde.[5]) Der unter den ägyptiſchen Mönchen gebildete Joh. Caſſianus gründete nach 412 in Maſſilia (Marſeille) 2 Klöſter.[6]) Andere derartige Anſiedelungen entſtanden auf den ſüdgalliſchen Inſeln Lerinum (jetzt St.-Honoré), und zwar durch einen gewiſſen Honoratus, ferner Leroe (jetzt St.-Marguérite), ſowie auf den Stoichaden und zwar durch Jovianus, Minervius, Leontius und Theodoretus. Von Gallien gelangte das Kloſterweſen nach England, Irland und Deutſchland.

Das Abendland übte durch ſein Klima und ſeine Lebensgewohnheiten naturgemäß einen ſtark modificirenden Einfluß auf das Mönchs- und Nonnenweſen aus; man legte nicht einzelne kleine Hütten, ſondern meiſt größere Gebäude an; hier und da entſagten viele Inſaſſen der Handarbeit; aber Auguſtinus[7]) und Caſſianus[8]) erklärten ſich ausdrücklich auch für dieſe Bethätigung, und im ganzen erwies ſich der modus vivendi gegenüber dem Morgenlande als weniger ſtreng contemplativ-ascetiſch: Nonnen und Mönche wandten ſich einer mehr praktiſchen Thätigkeit zu; ſie pflegten mit Vorliebe die Seelſorge, die Predigt, den Unterricht, den Ackerbau, die Anlage von Weinbergen und Obſtpflanzungen, die Gewerbe und Künſte, im beſondern die Malerei und vorzüglich die Architektur wie Sculptur. Daneben tauchten freilich auch extreme ascetiſche Richtungen auf; bei Trier begannen Mönche dem Styliten Simeon nachzuahmen, was ihnen durch biſchöfliches Einſchreiten verboten wurde; mehrere lebten als Einſiedler; andere ſuchten, mit Ketten beſchwert, mit Weiberkleidung oder ſchwarzem Gewand angethan, mit nackten Füßen, auch im Winter, mit Faſten am Tage und Schwelgen bei Nacht die Aufgabe der vita divina zu löſen, wie Hieronymus berichtet.[9]) Nicht wenige hielten ſich oft und lange, ſelbſt ganz, außerhalb der Cönobien, nicht ſelten in Städten auf und führten nach Umſtänden ein luxuriöſes Leben[10]); andere ſchweiften als Bettler und Heuchler umher.[11]) — Gleichförmige, reſp. formelgleiche Regeln für die Geſammtheit oder für einzelne Gruppen, wie die der ſpäteren Orden, gab es noch nicht, wenn auch die Grundſätze des Baſilius und, für zahlreiche Klöſter, des Auguſtinus als Autoritäten galten; tot propemodum typi ac regulae, quot cellae et monasteria, berichtet Caſſianus.[12])

Eine neue Richtung und zwar eine beſtimmtere Form erhielt das Mönchsleben und zum Theil das Nonnenleben im Abendlande durch Benedictus aus Nurſia in Umbrien. Nachdem er lange als Einſiedler zugebracht, gründete er auf einem Berge in Campanien, wo das alte castrum Cassinum lag, ein Kloſter, monasterium Cassinense, ſpäter Monte Caſſino genannt, und gab 529 den Inſaſſen (Mönchen) eine niedergeſchriebene Regel[13]), durch welche die ſtrengen Satzungen der orientaliſchen Religioſen gemildert wurden. Sie iſt zwar in ihren Ausdrücken vielfach unbeſtimmt, reſp. allgemein gehalten, gibt aber andererſeits eine Reihe von feſten Vorſchriften, wie: daß der Abt einen praepositus ernennen ſoll, welcher ihm untergeordnet war; daß zur Feſtſtellung gewiſſer Einrichtungen und Angelegenheiten die ganze congregatio fratrum (der Convent) oder auch nur ein Theil zuzuſtimmen habe; daß die Brüder Fleiſch von vierfüßigen Thieren nicht eſſen ſollen, ausgenommen die Schwachen und Kranken; daß von Bädern nur mäßig Gebrauch gemacht werden ſoll. Am meiſten charakteriſtiſch war die Vorſchrift, daß die Mönche, welche zur Beobachtung der Regeln, namentlich der Verpflichtung zum Gehorſam gegen die Oberen, nach Verlauf einer gewiſſen Ueberlegungsfriſt (des ſpäteren Noviziates) ihre Zuſtimmung ſchriftlich zu geben hatten (Gelübde), die Räume des monasterium nicht wieder verlaſſen ſollten. Der gemeinſchaftliche Wohnort wurde ſo eingerichtet, daß er ſich für ſeine Bedürfniſſe ſelbſt genügen könnte; es heißt hierüber in den Statuten[14]): Monasterium autem, si possit fieri, ita debet construi, ut omnia necessaria, i.e. aqua, molendinum, hortus, pistrinum, vel artes (Handwerke) diversae intra monasterium exerceantur, ut non sit necessitas monachis vagandi foras, quia omnino non expedit animabus eorum. So wurden die Mönche zu den reclausi, was im Morgenlande die κατειργμένοι ſein ſollten, aber nicht waren, wie man auch dort der Reform des Benedictus keine Folge gab. Die monasteria wandelten ſich zu claustra um, wenn ſie auch wol dieſen Namen noch nicht führten. Es war die Einrichtung der eigentlichen Klauſur. Im Geiſte und nach der Regel des Stifters hatten ſich die Mönche gewiſſen praktiſchen Aufgaben in der Beſchäftigung mit Handwerken, Urbarmachung von Ländereien, Gärtnerei, Landwirthſchaft zu widmen; dabei ſollten lectio divina und ſechsmaliges tägliches Gebet mit Einſchluß der vigiliae nocturnae ſtattfinden. Eine eigentlich wiſſenſchaftliche Thätigkeit war den Mönchen nicht vorgeſchrieben und es findet ſich hiervon in den Satzungen Benedict's keine Spur.[15])

Eine Richtung auf Gelehrſamkeit und Literatur gab den Benedictinern erſt Caſſiodorus, welcher zwei hierauf bezügliche Bücher in dem 539 von ihm bei Squillacci in Bruttium (Italien) erbauten Kloſter Vivarium (coe-

5) Gieſeler, Kirchengeſchichte I (3. Aufl. 1831), S. 544. 6) Derſelbe, ebenda S. 544. 545. 7) De opere monachorum. 8) De institutis coenobiorum, lib. X. 9) Epist. 18 (alias 22) ad Eustochium. 10) Hieronymus, Epist. 95 (alias 4) ad Rusticum. 11) Auguſtinus, De opere monachorum, c. 28. 12) De institutis coenobiorum II, 2. 12) Joh. Mabillon, Observationes de monachis in occidente ante Benedictum.

13) Die beſte Ausgabe iſt die von Lucas Holſtenius in deſſen Codex regularum monasticarum et canonic. (Rom 1661), vermehrt von M. Brockie (Augsburg 1759), p. 141 seq. 14) Cap. 66. 15) Gieſeler, Kirchengeſchichte I, 686. — Ein dreibändiges Leben des heil. Benedict hat der im August 1867 im Benedictinerkloſter Einſiedeln (Schweiz) verſtorbene Mönch Brandes verfaßt.

Digitized by Google

nobium Vivariense) ſchrieb.[16] Zwar ſollten die Mönche, wie er hierin ermahnt, vor allem die Heilige Schrift und die Kirchenväter ſtudiren, aber hierüber nicht die weltlichen Wiſſenſchaften, namentlich die alten Claſſiker, vernachläſſigen. Unter anderem gibt er Anweiſungen zum Abſchreiben und Revidiren der Handſchriften. Im beſondern empfiehlt er die Schriften der Aerzte Dioskorides, Hippokrates und Galenus. Dabei ſollte indeß der Acker- und Gartenbau fleißig getrieben werden. Seine Anregungen fanden bald auch in den von Benedict gegründeten Klöſtern Eingang; die Mönche gingen an ein fleißiges literariſches Studium, machten ſich durch Abſchreiben claſſiſcher Werke verdient, verfaßten Chroniken ihrer Klöſter und der ſie betreffenden Zeitgeſchichte.[17]

Einen wirkſamen Impuls empfing das Unterrichts- und Erziehungsweſen durch die Benedictiner, in welchen ſich zum erſten mal ein Kloſterorden im Sinne der ſpätern Zeit, d. i. eine Mehrheit von Klöſtern darſtellt, welche durch beſtimmte gemeinſame Regeln verbunden und ſo von andern Klöſtern unterſchieden ſind. Schon von Benedict ſelber, welcher in den von ihm gegebenen Statuten[18] erlaubt, pueros oblatos anzunehmen, ſagt Papſt Gregor der Große[19]: Coepere etiam tunc ad eum Romanae urbis nobiles et religiosi concurrere suosque ei filios omnipotenti Deo nutriendos dare. So entſtanden bei den Benedictinern förmliche Kloſterſchulen, über welche ſich die erſten Andeutungen in der etwa 100 Jahre nach Benedict verfaßten ſogenannten Regula magistri[20] finden, wo vorgeſchrieben wird, daß in den drei Stunden von der Prime bis zur Terz „infantuli in decada sua in tabulis suis ab uno literato literas meditentur“.

Die durch Monte Caſſino und ſeine erſte Gefolgſchaft gegebene Anregung veranlaßte die Entſtehung einer großen Anzahl von Klöſtern, vorzugsweiſe, wenn nicht ausſchließlich für Mönche, in Italien, Gallien, Spanien, England, Irland, Germanien u. ſ. w. — Als ſeit 430 der Brite Patrick die chriſtliche Kirche in Irland einführte, mögen dort wol ſchon die erſten Cönobien oder Monaſterien errichtet worden ſein; in England entſtanden ſie durch einen gewiſſen Auguſtinus um die Zeit des römiſchen Biſchofs (Papſtes) Gregorius des Großen (geſt. 604). Einen hohen Aufſchwung zu geordneten Zuſtänden, praktiſchem Sinne, wiſſenſchaftlicher Thätigkeit, ſelbſtbewußter Nationalität nahm das Kloſterweſen beſonders in England, noch mehr in Irland. Von der Grünen Inſel ging um 590 der Mönch Columbanus nach Burgund, wo er, ein ebenſo frommer als wiſſenſchaftlich gebildeter Mann, mehrere Klöſter ſtiftete, unter ihnen namentlich das zu Luxovium (Luxeuil), denen er eine eigenthümliche, nach iriſchen Vorbildern gerichtete Regel gab. Dann wirkte er am Bodenſee, wo ſein Schüler Gallus weiter arbeitete und den Grund zu der ſpäter berühmten Benedictiner-Abtei St.-Gallen legte, und zog weiter nach Ligurien, wo er das Kloſter Bobium (jetzt Bobbio) errichtete. Ein Gegner der Unterwerfung unter die Herrſchaft der römiſchen Biſchöfe, ſtarb er im J. 615.[21] Auch noch während des 8. Jahrh. herrſchte in der Iriſchen Kirche ein eifriges wiſſenſchaftliches Leben, welches beſonders an dem Mönche Beda Venerabilis (geſt. 735) im Kloſter Petri et Pauli zu Jarrow ſeine Stütze hatte.[22] — Der engliſche Mönch Suidbert, welcher 713 ſtarb, legte auf einer Rheininſel das ſpäter Kaiſerswerth genannte Kloſter an.

Nachdem während des 7. Jahrh. im Fränkiſchen Reiche das Mönchsweſen durch die kriegeriſchen und politiſchen Wirren ſtark verwildert war, nahm es im 8. beſonders durch Bonifacius (geſt. 755), wenigſtens nach der numeriſchen Seite hin, wieder einen Aufſchwung. Durch ihn ſind namentlich in Deutſchland mehrere Klöſter geſtiftet worden, wie zu Ohrdruf, Fritzlar und beſonders Fulda (744), wo er ſein Grab fand. — Dem ſittlichen und religiöſen Verfalle des Weltklerus ſuchte der Biſchof Chrodegang von Metz dadurch entgegenzuwirken, daß er, zunächſt in ſeiner Diöceſe, die auch durch Karl den Großen geförderte vita canonica, eine kloſterartige Verbindung, einführte und namentlich auch gemeinſame Wohnungen errichtete, welche unter anderm monasteria canonicorum genannt wurden. — Obgleich man die Kleriker ſehr oft aus der Zahl der Mönche nahm, ſo gab es doch während des 5., 6. und 7. Jahrh. nur ſo viele zu Prieſtern geweihte Mönche, als das gottesdienſtliche Bedürfniß erforderte; manche Klöſter hatten gar keinen Ordinirten aufzuweiſen; in ſie wurden daher von den Biſchöfen Presbyter abgeordnet ad missas celebrandas. Mehrere Aebte erbaten von dem Territorialbiſchofe die Erlaubniß: in monasterio presbyterum, qui sacra missarum solemnia celebrare debeat, ordinari.[23] — In derſelben Zeit wurden der Regel nach die Aebte durch die congregatio der Mönche erwählt; doch machten Biſchöfe wiederholt den Verſuch, einem Kloſter einen Abt aufzudrängen, wogegen ſich unter anderm der Papſt Gregor der Große (geſt. 604) erklärte. Aber abſetzen durfte der Convent keinen Abt.[24]

Im 5., 6. und 7. Jahrh. war es Rechtspraxis, daß die Kläger unter der Aufſicht des Territorialbiſchofs ſtanden, wie dies in dem 4. Kanon der Kirchenverſammlung von Chalcedon aus dem J. 451 vorgeſchrieben worden. Dieſes Verhältniß erlitt zuerſt in Afrika dadurch eine Ausnahme, daß ſich manche Klöſter, um Schutz gegen Bedrückungen zu ſuchen und zu finden, entfernteren Biſchöfen, namentlich dem zu Karthago, unterſtellten, worüber die Acten der zwei karthaginienſiſchen Concilien vom J. 525 und 534 Auskunft geben.[25] Im übrigen

---

16) De institutione divinarum literarum und De artibus ac disciplinis liberalium literarum. 17) Gieſeler, Kirchengeſchichte I, 686 bis 688, wo ſich z. B. Belegſtellen aus den Schriften von Caſſiodorus finden. 18) Cap. 59. 19) In der Beſchreibung ſeines Lebens, Dialogus II, cap. 3. 20) Cap. 50.

21) Gieſeler, Kirchengeſchichte I, 716 bis 719. 22) Ebenda I, 753. 23) Ebenda I, 688. 24) Ebenda I, S. 690, Note c. 25) Bei Manſi, Conciliorum nova et amplissima collectio (Florenz und Venedig 1759), Tom. VIII, p. 648 und 841.

Digitized by Google

Abendlande hielt man ſtreng auf die Abhängigkeit vom Diöceſanbiſchofe. Aber ſchon im 5. und noch mehr im 6. Jahrh. begannen die Biſchöfe gegen die Klöſter eigenmächtig und willkürlich zu verfahren, indem ſie die Aebte ſelbſt wählten, für Ordination, Chrisma und andere Leiſtungen ſich hohe Geldſummen zahlen ließen u. ſ. w. Hiergegen traten zum Schutz der Kloſtergerechtſame mehrere Kirchenverſammlungen auf, zuerſt die von Arelate im J. 456[26]), ſpäter diejenige von Toledo im J. 589.[27]) Namentlich war es auch der Papſt Gregor der Große, 590—604, welcher ſich der Klöſter annahm und den Biſchöfen verbot, ihnen Eigenthumsſtücke zu entziehen, Taxen aufzulegen, Aebte aufzudringen und andere Eingriffe ſich zu erlauben[28]), wie er denn überhaupt dem Kloſterweſen eine hohe und einflußreiche Gunſt erwies.

2) Von Karl dem Großen bis zur Entſtehung der großen Bettelorden, von 768 bis 1209. Karl der Große zeigte ſich für das Mönchsleben — Nonnenklöſter waren damals nur in geringer Zahl vorhanden — hauptſächlich nach der Richtung der Volksbildung thätig, indem er die Aebte und Mönche anhielt, Kloſterſchulen anzulegen, wie ſolche durch ihn und unter ihm, auch unter ſeinen nächſten Thronerben, in Tours, Lyon, Trier, Köln, Paderborn, Osnabrück, Corvey, Fulda, Würzburg und anderwärts errichtet wurden. Unter den Pädagogen dieſer Zeit zeichneten ſich beſonders Alcuin, früher Mönch in York, dann Abt in Tours (geſt. 804), Rhabanus Maurus, Abt in Fulda (geſt. 856), und Ratramnus, Mönch in Corvey (ſtarb nach 868), aus. Indeß nahmen dieſe Schulen faſt nur Söhne von Mitgliedern des königl. Hoflagers und von hochgeſtellten Leuten auf. War dies immerhin eine Hebung des Kloſterweſens, ſo erlitt dieſes während des 9. Jahrh. und in den folgenden Jahrhunderten eine Richtung auf deprimirende Verweltlichung dadurch, daß von den Königen nicht wenige Klöſter an Große des Reiches als an Abbatescomites oder ſogenannte Commendatur-Aebte vergeben, reſp. verſchenkt wurden. Die Mönche hatten nun zwar an dieſen Herren Schutz- oder Kloſtervögte, welche während des Raubritterthums für ihre Sicherheit mehr oder weniger ſorgten; aber dieſe waren dafür auch auf den Gewinn aus dem Kloſtergute bedacht und ohne Intereſſe für die eigentlichen Aufgaben des Kloſterlebens, ſodaß deſſen religiös-ſittliches Niveau ſich erniedrigte. Solche Kloſtervögte, deren Stellung oft erblich wurde, findet man z. B. in Thüringen an den Grafen von Gleichen, welchen unter andern das Peterskloſter zu Erfurt in Pflege gegeben war, ebenſo in dem Meißniſchen Lande.

Um dem Verfalle der Klöſter entgegenzuwirken, arbeitete für eine Reform derſelben der Abt Benedictus von Aniane (geſt. 821), auf deſſen Rath König Ludwig der Fromme 817 das Capitulare Aquisgranense de vita et conversatione monachorum erließ.[29]) Mit noch viel größerem Erfolge betrat dieſen Weg der Abt Graf Berno von dem durch den Herzog Wilhelm von Aquitanien (Burgund) geſtifteten Benedictinerkloſter Cluniacum (Clugny), indem er 910 die faſt vergeſſene Regel Benedict's von Nurſia wiederherſtellte und dabei ſeine der Jurisdiction des Diöceſanbiſchofs entzogenen Mönche unter die alleinige Autorität und Aufſicht des Papſtes zu ſtellen ſuchte. Der zweite Abt nach ihm, Odo (927—941), welcher die Regel verſchärfte, und ſeine Nachfolger, beſonders Odilo, deſſen Regiment bis 948 währte, wurden ununterbrochen berufen, neue Klöſter einzurichten und alte zu reformiren, wobei es oft zu harten Kämpfen gegen die widerſtrebenden Kloſterbrüder kam. So entſtand innerhalb der Benedictiner, hauptſächlich in Frankreich, der erſte eng geſchloſſene Orden, die Congregatio oder der Ordo Cluniacensis, d. i. eine Vereinigung mehrerer oder vieler Klöſter unter einem gemeinſamen Oberhaupte, dem Abte von Clugny, welches von jetzt ab das Archimonasterium hieß, während ſeine Aebte den Namen und Rang der Archiabbates erhielten. Die kleinern Klöſter, welche man cellae oder obedientiae nannte, wurden von Coabbates oder Proabbates geleitet.[30]) Die Reform erſtreckte ſich auch nach Spanien, Italien, Deutſchland, England und andern Ländern. Als Odilo II. Hauptabt von Clugny war, von 994 ab, unterwarfen ſich die meiſten Mönchsklöſter, zum Theil durch die Landesherren und die Schutzvögte gezwungen, der Regel und der Centralleitung des Mutterkloſters.[31]) Das 12. Jahrh. weiſt, größtentheils in Frankreich, an 2000 Klöſter auf, welche, der Gewalt der Biſchöfe entnommen und 1063 durch Alexander II. der Papſtgewalt direct unterſtellt, den Cluniacenſern angehörten, ſodaß dieſer Orden eine außerordentlich einflußreiche Corporation darſtellte. — Zwar pflegten viele von den Cluniacenſer-Benedictinern gleich den Montecaſſinenſern theologiſche und andere Wiſſenſchaft und Literatur; ihre Genoſſen in Salerno und Montecaſſino trieben mit Vorliebe mediciniſche Studien; der Abt Wilhelm, welcher 1069 die Kloſtergemeinſchaft von Hirſchau (Congregatio Hirsaugiensis) nach dem Vorbilde von Clugny gründete, ließ durch ſeine Benedictiner die Bücher der Bibel, die Schriften der Kirchenväter und andere fleißig abſchreiben; aber das fortgehende Streben nach uncontrolirter Selbſtändigkeit, Ehre, Reichthum und Lebensgenuß brachte, namentlich bei den eigentlichen Cluniacenſern in Frankreich, in demſelben Maße die Sittlichkeit und Religioſität zum Verfall, am ſtärkſten in Clugny ſelbſt unter dem ausſchweifenden Hauptabte Pontius 1109—1125.[32])

Wenn ſeit dem Ende des 11. Jahrh. die Gründung einer Reihe ſogenannter neuer Orden, ſämmtlich vorzugsweiſe für Mönche, zu verzeichnen iſt, wohin man

26) Ebenda Tom. VII, p. 907. 27) G. J. Planck, Geſchichte der kirchlichen Geſellſchaftsverfaſſung (Hannover 1803 fg.), Bd. 2, S. 487 fg. 28) Vgl. aus ſeinen Scripta Lib. VIII, Epist. 15 ad Marinianum, Ravennae episcopum. 29) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 1, S. 56.

30) Ebenda II, 1, S. 256. 258. 31) Haſe, Kirchengeſchichte (8. Auflage 1858), S. 243. 32) Acta Sanctorum Ordinis S. Benedicti, IX Volumina 1668—1701, die ſechs erſten Jahrhunderte umfaſſend. — Joh. Mabillon, Annales Ordinis S. Benedicti, in VI Tomi, von welchen der ſechste, von Edm. Martène verfaßt, bis 1157 reicht (Paris 1703—1739); vermehrt wieder edirt Lucca 1739—1745.

Digitized by Google

auch die Congregatio Hirsaugiensis rechnen kann, ſo muß dabei beachtet werden, daß dieſe Gemeinſchaften weſentlich auf dem Boden der Benedictiner von Montecaſſino und Clugny ſtehen und deren Tendenz nur weiter ausbilden. Am ſtärkſten abweichend von derſelben ſind diejenigen beiden Orden, welche wir zuerſt zu berückſichtigen haben, indem ſie den Geiſt ihrer Genoſſen und der Welt in die Einſamkeit zurückzuführen beſtrebt ſind, zunächſt der Einſiedlerorden der Camaldolenſer, welchen um 1018 Romualdus (geſt. 1027) zu Camaldoli (Campus Maldoli, Camaldolum) bei Arezzo in den Apenninen gründete.[33] In derſelben Richtung ſtiftete Johannes Gualbert (geſt. 1093) um 1038 die Einſiedelei oder den Cönobitenorden zu und von Vallombroſa (Vallis umbrosa) unweit Florenz, ebenfalls in den Apenninen. Er war der erſte, welcher in einem Kloſter die ſpäter ſogenannten Laienbrüder (fratres conversi) zuließ oder aufnahm, wie dies dann auch in dem Kloſter von Hirſchau und ſpäter in allen Klöſtern geſchah.[34] — Näher an die Benedictiner angeſchloſſen erſcheint der Mönchsorden von Grammont (Ordo Grandimontensis) in Frankreich, welcher in der Zeit von 1073 bis 1083 ſeine Gründung dem Stephanus von Tigerno verdankt.[35] Schon im 12. Jahrh. büßte er ſeine Selbſtändigkeit ein. — Ebenfalls in der Richtung auf die Zurückgezogenheit aus der Welt und auf die Rückkehr zu dem urſprünglichen, enthaltſamen Cönobitenleben liegt der Karthäuſerorden (Ordo Carthusianus), welchen der Rector der Domſchule und Kanzler zu Rheims Bruno von Köln 1048 (nach andern ſpäter) ſtiftete, indem er ſich aus Ekel vor den Ausſchweifungen des Erzbiſchofs Manaſſes von Rheims von hier entfernte und mit ſeinen Anhängern zunächſt Hütten in der Gebirgskluft Chartreuſe bei Grenoble errichtete, woraus ſpäter ein großer Gebäudecomplex, La Grande Chartreuse, hervorging.[36] Den wahren, nicht den legendariſchen Urſprung des Ordens beſchreibt Guibert, Bruno's jüngerer Zeitgenoſſe, Abt des Kloſters Beatae Mariae de Navigento.[37] Der fünfte Prior, Guido, welcher 1137 ſtarb, machte den Mönchen neben den drei gewöhnlichen Gelübden auch das Stillſchweigen, welches ſpäter gemildert wurde, zur Pflicht. — Vorzugsweiſe eine Frauengemeinſchaft, ging der Orden von Fontevraud (Ordo Fontis Ebraldi) in Frankreich 1094 aus der Initiative Robert's von Arbriſſel hervor, indem er namentlich weiblichen Büßern eine Stätte bereitete und zur Oberleitung eine Nonne berief.[38] — In Veranlaſſung einer Peſt, welche man das Feuer des heil. Antonius nannte, gründete Gaſton, ein ſehr begüterter Edelmann, in der Dauphiné 1095 den Orden der Krankenpfleger (Hospitalarii) des heil. Antonius, deſſen Mitglieder anfangs Laienbrüder waren, ſpäter Kanoniker nach der Regel des heil. Auguſtinus.[39]

Während die vorſtehend genannten Congregationen es zu keiner namhaften Ausbreitung brachten, gelangten die Ciſtercienſer, von den Benedictinern ausgehend, zu einer weit größeren Autorität und Machtſtellung. Das erſte Kloſter dieſes Ordens, und zwar für Mönche, legte 1098 der Abt Robert zu Citeaux (Cistercium) in Frankreich an.[40] Der zweite, man darf ſagen, der eigentliche Gründer dieſer Gemeinſchaft iſt der heil. Bernhard, ſeit 1115 Abt von Clairvaux, wo er 1153 ſtarb. Indem er, ein Mann von der weitreichendſten Autorität, auch den Päpſten gegenüber, ſeine Genoſſen zu der rigoroſen Regel Benedict's zurückführte, machte er Einfachheit, Einfalt, irdiſche Bedürfnißloſigkeit zu einem Hauptgrundſatze, ſodaß unter ihm faſt ein ärmliches Leben geführt und ſelbſt bei Kirchenbauten prachtvolle Einrichtung gemieden wurde, ein modus vivendi, welcher ſich auch auf das Mutterkloſter von Citeaux übertrug. Abt und Mönche unterſtellten ſich dem unbeſchränkten urſprünglichen Regimente der Biſchöfe, ſodaß ſie ſich der Eingriffe in die Seelſorge des Weltklerus ſtreng enthielten und die Taufe ausſchließlich dem Diöceſanbiſchofe überließen. Die Verfaſſung des Ordens ſtellte eine Ariſtokratie dar, wie ſie in der Charta charitatis beſchrieben wird; der Abt von Citeaux war an die Mitregierung der 4 vornehmſten Aebte neben ihm ſowie des Capitulum Cisterciense gebunden; alle Klöſter wurden jährlich einmal viſitirt, das Hauptkloſter durch die genannten 4 Aebte. Das ſchwarze Gewand, welches die Benedictiner bisher getragen hatten, wurde mit dem weißen vertauſcht. Die Hauptthätigkeit ſollte in Contemplation, Gebet, Selbſtzucht, Schriftforſchung u. ſ. w. beſtehen. Der Orden fand großen Anklang, nicht blos in Frankreich, ſowie auf der Pyrenäiſchen Halbinſel; ſo wurde z. B. 1150 durch den Erzbiſchof Eskil ein Ciſtercienſerkloſter auf der däniſchen Inſel Seeland gegründet. Zwiſchen

33) Seine Regeln finden ſich abgedruckt in dem Codex regularum monasticarum von L. Holſtenius Tom. II, p. 192 seq. 34) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 1, S. 258. 35) Die Vita St. Stephani hat der ſiebente Prior von Grammont Gerhard verfaßt; ſie iſt abgedruckt in der Amplissima collectio von Martène und Durand, Tom. VI, p. 1050 seq. Dazu Mabillon. Annales Ordinis S. Benedicti Tom. V, p. 65 seq. und p. 99 seq.; ferner: Derſelbe, Praefatio ad Acta Sanctorum Ordinis S. Benedicti saec. VI, Pars II, p. 34. 36) Mabillon, Annales Ord. S. Bened. T. V, p. 202 seq. — Derſelbe, Acta S. S. Ord. Bened. saec. VI, Pars II, p. 37. — Dazu die Acta Sanctorum in der Ausgabe von Antwerpen, Mens. Oct., T. III, p. 491 seq., ad 6. Oct. 37) In De vita sua, Lib. I, c. 11, in der Ausgabe ſeiner Werke von d'Achery, p. 467. — Dazu: Jo. Launoy, De vera causa secessus S. Brunonis in eremum (Paris 1646), in Launoy's Opp. T. II, Pars II, p. 324 seq.

38) Mabillon, Annal. Ord. S. Bened. T. V, p. 314 seq. — Dazu die antwerpener Acta Sanctorum, Febr., T. III, p. 593, ad 25. Febr. — Robert's Vita beſchrieb ſein Zeitgenoſſe Badricus, Abbas Bungaliensis, in den Acta S. S. ad 25. Febr. 39) Acta S. S. mens. Januar. T. II, p. 160. — Dazu: J. E. Kapp, Dissertatio de fratribus S. Antonii (Leipzig 1737). 40) Relatio, qualiter incepit Ordo Cisterciensis, von einem unbekannten Verfaſſer, zuerſt edirt in Auberti Miraei Chronicon Cisterciensis Ordinis (Köln 1614), p. 8—30. — Dazu: Mabillon, Annal. Ord. S. Bened. T. V, p. 219. 393 seq. Ferner: Angeli Maurique, Annales Cistercienses (Lyon 1642). — Chryſoſtomus Henriquez, Regula, Constitutiones et Privilegia Ordinis Cisterciensis (Antwerpen 1630). — Pierre de Nain, Essai de l'histoire de l'ordre de Citeaux (Paris 1696).

Digitized by Google

den Ciſtercienſern und Cluniacenſern entſtand bald eine tiefgreifende Eiferſucht mit oft bitterer gegenſeitiger Cenſur.[41])

In dem Streben, die Diener der Kirche aus dem Luxus zur äußerſten Enthaltſamkeit zu führen, errichtete der Kanonikus Norbert aus Xanten, ſpäter Erzbiſchof von Magdeburg, ein reicher Erbe, 1120 den Orden der Prämonſtratenſer, zunächſt für Kanoniker, in dem Thale von Prémontré (Praemonstratum), von wo aus derſelbe bald zu einer ziemlich zahlreichen Congregation heranwuchs. Gleich den Ciſtercienſern unterwarfen ſich die Prämonſtratenſer ſtatutariſch der Oberleitung durch die Biſchöfe, in deren Taufamt ſowie andere ihnen zukommende Acte ſie nicht eingreifen ſollten.[42]) — Die Karmeliter entſtanden um 1156 an dem Vorgebirge Karmel durch den Abendländer Berthold aus Calabrien, welcher dort einige unbedeutende benachbarte Einſiedeleien gründete.[43]) Die erſte Nachricht über ſie findet ſich bei Johannes Phocas, welcher zu 1185 in ſeiner Beſchreibung des Heiligen Landes[44]) bei Erwähnung der Eliashöhle auf dem Karmel und der daſelbſt vorhandenen Trümmer eines alten Kloſters erzählt, daß vor einiger Zeit ein ἀνὴρ μοναχός, ein Prieſter, etwa 10 Brüder dort verſammelt habe. Noch 1211 muß die Einſiedelei ganz unſcheinbar geweſen ſein, weil Willibrand von Oldenburg[45]) ſie gar nicht erwähnt. Dagegen wird ſie zum J. 1218 von Jacobus de Vitriaco genannt.[46]) Durch den lateiniſchen Patriarchen Albert von Jeruſalem empfing die Gemeinſchaft, wahrſcheinlich im J. 1209, eine Regel[47]), und Papſt Honorius III. beſtätigte ſie 1226 als Fratres Eremitae de monte Carmelo, auch Eremitae S. Mariae de Carmelo.[48]) Thatſächlich zu den Bettelmönchen gehörig, allerhand äußerlichen Excentricitäten und geſuchten Wunderlichkeiten ergeben, fand der Orden auch im Abendlande eine nicht unbedeutende Verbreitung, nachdem er durch den Halbmond aus dem Morgenlande verdrängt worden war.[49])

Hatten die genannten Orden, denen analoge Laiengenoſſenſchaften an die Seite traten, einerſeits den Zweck, das Kloſterleben, welchem damals faſt ausſchließlich nur Mönche angehörten, ſtrenger, d. i. enthaltſamer, von der Welt mehr abgeſchloſſen zu geſtalten, ſo führte andererſeits dieſes Streben zu einer geſteigerten Vielgeſtaltigkeit, zumeiſt in äußerlichen Dingen, indem jede Congregation als etwas Beſonderes ſich von der andern unterſcheiden wollte. Immer neue Formen in Speiſe, Kleidung, Gebetszeiten u. ſ. w. traten auf; was hier als recht galt, ward dort verworfen. So berichtet 1145 der Biſchof Anſelm von Havelberg[50]), wie ſich die Leute fragten: Quare tot ordines in ea (ecclesia) surgunt? Quis numerare queat tot ordines clericorum? Quis non admiretur tot genera monachorum? Beiſpielsweiſe entſtanden in England von der Zeit des Königs Wilhelm I. bis auf Johann ohne Land, 1066—1206, 156 Klöſter.[51]) Mit der Zahl wuchſen auch die Reichthümer und Einkünfte, namentlich aus Veranlaſſung der Kreuzzüge, indem viele Kreuzfahrer ihnen ihre Güter verpfändeten und, wenn ſie nicht zurückkehrten, zum Geſchenk machten. Andere ſuchten bei den turbulenten kriegeriſchen und ſocialen Zerwürfniſſen mit Hab und Gut Zuflucht und Schutz hinter den Kloſtermauern.

Mönchskutte und Soldatenſchwert verbanden ſich während der Kreuzzüge zu den geiſtlichen Ritterorden, welche ſich als Aufgabe ſtellten, vor allem das Heilige Land mit dem Heiligen Grabe gegen die Ungläubigen durch Waffengewalt zu ſchirmen, und zwar in Genoſſenſchaften, welche weſentliche religiöſe, ſittliche, ſociale und Verfaſſungsformen, wie die drei Gelübde, von den Klöſtern entlehnten und ihre Anſiedelungen auch baulich, in feſtungsartiger Anlage, nach deren Muſter geſtalteten. So ſpricht Kaiſer Friedrich II., 1194—1250, von claustra demonum templi.[52]) Zunächſt, im J. 1048, wurden als Hoſpitalbrüder zur Aufnahme und Krankenpflege der Pilger in Jeruſalem, wo ſie 1099 eine beſondere Regel annahmen, ſeit etwa 1118 als bewaffnete Ritter durch Raymund du Puy, dem zweiten Guardian (custos, procurator), die Johanniter geſtiftet, deren von dieſem gegebene erweiterte Statuten Papſt Innocentius II. vor 1130 beſtätigte, ſodaß von jetzt ab der Waffendienſt die Hauptſache wurde.[53]) — Bedeutender an Ausbreitung, Reichthum, Macht und Einfluß geſtalteten ſich die Templer oder Tempelherren, zu deren Verbande als fratres militiae templi oder milites sive equites Templarii unter Hugo de Payens (de Paganis) als erſtem Großmeiſter (magister militiae) zuerſt 1118 oder 1119 neun Ritter in Jeruſalem zuſammentraten. Durch den heil. Bernhard von Clairvaux gerühmt und gefördert, durch die Synode von Troyes 1128, zunächſt für Frankreich, kirchlich beſtätigt, von den Päpſten, wie die Johanniter, mit werthvollen Privilegien bedacht, nahm der Orden noch im 12. Jahrh. an Zahl ſeiner Mitglieder und an materiellen Beſitzthümern ſchnell

41) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 3, S. 314—317. — Eine Histoire de St.-Bernhard hat der franzöſiſche Abbé Theod. Ratisbonne verfaßt, welche von Karl Reiching ins Deutſche überſetzt worden iſt (Leipzig 1843 fg.), in zwei Theilen. 42) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 2, S. 314—317. — Des Zeitgenoſſen Hermanni Monachi De miraculis S. Mariae Laudes, Lib. III, c. 2 seq., in Guiberti Opera. — Chryſoſtomus van der Sterre in der Vita S. Norberti (Antwerpen 1656). — La vie de St.-Norbert (par le Père Louis Charles Hugo), Luxemburg 1704. 43) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 2, S. 306. 307. 44) Leo Allatius, Symmicta (Köln 1654), P. I. 45) In ſeinem Itinerarium terrae sanctae, bei L. Allatius l. c. 46) In ſeiner Historia Hierosolymae c. 52, in den Gesta Dei per Francos p. 1075. 47) Holſtenius, Codex regularum monasticarum ed. Brockie, T. III, p. 18 seq. 48) Daniel Papebrochius in den Acta Sanctorum mens. Apr., T. I, p. 774 seq. 49) Vgl. des Verfaſſers Artikel „Karmeliter" in dieſer Encyklopädie.

50) In ſeinen Dialogi Lib. I, c. 1, bei d'Achery, Spicilegium T. I, p. 163. 51) F. von Raumer, Geſchichte der Hohenſtaufen, Ausgabe von 1857, Bd. VI, S. 238. 52) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 2, S. 381. 53) Derſelbe II, 2, S. 375. 376. — Abbé de Vertot, L'histoire des Chevaliers hospitaliers de St-Jean de Jérusalem (Paris 1726), dann wieder 1761 in 7 Bänden.

Digitized by Google

und ſtark zu, indem namentlich viele vom Adel eintraten. Außer den Ordensrittern gab es in der Gemeinſchaft auch armigeri und famuli (Handwerker), welche man als Laienbrüder bezeichnen kann.[54] Der ſteigende Luxus wirkte namentlich bei den Tempelherren, aber auch bei den Johannitern, depravirend auf die Ritter, ſodaß ſie ſich unter Vernachläſſigung ihrer Gelübde und urſprünglichen Lebenszwecke mehr und mehr nicht blos dem ſchwelgeriſchen Leben und dabei einem dünkelhaften Mönchs- ſondern auch einem trotzigen Oppoſitionsgeiſte hingaben; ſie widerſetzten ſich vielfach den Biſchöfen, verhöhnten den Patriarchen von Jeruſalem, nahmen Excommunicirte in ihren Schutz, verweigerten die decimatio. Auch geriethen beide Orden miteinander in Zank und blutigen Streit, beſonders 1241—1243 in Akkon oder Ptolemais.[55] Nachdem dieſe Stadt, als der letzte feſte Platz in Aſien, den Chriſten verloren gegangen war, zogen ſich beide Orden nach Cypern zurück; ſeit 1309 oder 1310 ſetzten ſich die Johanniter auf Rhodus feſt, während die Templer ſich mit ihren Gütern nach dem Abendlande zurückzogen und ihren Hauptſitz in Paris nahmen. Hier machte ihnen, unter vielfachen Anklagen, König Philipp der Schöne den Proceß, beraubte ſie ihrer franzöſiſchen Beſitzungen und ließ 1314 den Großmeiſter Jakob von Molay verbrennen, nachdem Papſt Clemens 1312 den Orden für aufgehoben erklärt hatte.[56]

In Nachahmung der Templer und Johanniter entſtanden auf der Pyrenäiſchen Halbinſel zum Zweck des Kampfes gegen die Mauren mehrere kleinere Ritterorden, meiſt in Verbindung mit den Ciſtercienſern; ſo der Ordo de Calatrava um 1158 und der Ordo de Alcantara um 1156. Indem beide Gemeinſchaften ihre Anſiedelungen in Feſtungen hatten oder ihre Ordenshäuſer mit ſolchen umgaben, hielten ſie die drei Mönchsgelübde, bis ihnen Papſt Paul III. die Ehe geſtattete, ſodaß ſie von jetzt ab nur noch die Gebote der obedientia, der castitas conjugalis mit der conversio morum zu beobachten hatten.[57] — Während der Belagerung von Ptolemais wurde 1190 der Orden der Deutſchen Ritter (Equites Teutonici hospitalis S. Mariae Virginis Hierosolymitani) gegründet, welchem Papſt Honorius III. 1220 dieſelben Privilegien ertheilte wie den Templern und Johannitern. Schon 1226 ſiedelten ſie nach Preußen über, wo ſie ſich zur Bekämpfung und Bekehrung der heidniſchen Einwohner 1237 mit den 1202 geſtifteten Schwertbrüdern verbanden.[58]

Seit dem 9. Jahrh. begannen, wie es ihrerſeits auch Biſchöfe und weltliche Fürſten thaten, die Päpſte den Klöſtern Privilegien zu ertheilen, welche indeß anfangs ſich auf den Zweck beſchränkten, die Selbſtändigkeit derſelben, die freie Wahl der Aebte zu ſichern, Uebergriffe der Biſchöfe über ihr Recht hinaus (die Aufſicht über Lehren und Sitten, über Beobachtung der Regel u. ſ. w. zu führen, die Ordination zu verrichten) zu verhüten. Indeß beſtrebten ſich und verſtanden es viele Biſchöfe, gewiſſe von Päpſten ertheilte Vorrechte für Klöſter ihres Sprengels fern zu halten, wie ſie gleicherweiſe Eingriffe anderer Biſchöfe oder der Erzbiſchöfe nach Möglichkeit abwehrten. Als das Kloſter von Clugny aus ſeiner Stiftungsurkunde eine völlige Unabhängigkeit von dem Landesbiſchofe zu folgern und geltend zu machen verſuchte, wurde es durch die Synode von Anſe im J. 1025 mit dieſen Anſprüchen entſchieden zurückgewieſen, aber ſpäter, wie ſchon erwähnt, 1063 ſprach Papſt Alexander II. die völlige Unabhängigkeit, reſp. Exemtion Clugny's von dem Diöceſanbiſchofe aus und ſetzte ſie durch, wie dies nun immer häufiger mit andern Klöſtern geſchah.[59] Solche dem Papſte unmittelbar unterſtellte Klöſter nannte man monasteria libera im Unterſchiede von den monasteria regia und patriarchalia.[60] Zum Dank für derartige Vergünſtigungen ſtanden in den kirchlichen und politiſchen Kämpfen die meiſten Mönche auf Seite der Päpſte; viele ſeiner eminenten Erfolge, wie die erzwungene Durchführung der Eheloſigkeit der Weltgeiſtlichen, deren viele, wenn ſie ſich widerſetzten, von den Kloſterleuten unter Mithülfe von Pöbelhaufen todtgeſchlagen wurden, ſetzte Gregor VII. (geſt. 1085) in Verbindung mit den Klöſtern durch. Am Ende des 11. Jahrh. befreite Papſt Urban II. mittels eines Briefes[61] das „Coenobium“ Cavense von jeder weltlichen und biſchöflichen Jurisdiction, ertheilte ihm Abläſſe und andere Privilegien. Es mag hierbei erwähnt werden, daß in dieſem päpſtlichen Schreiben das coenobium wiederholt auch monasterium, aber nicht claustrum genannt wird. Die Päpſte gingen noch weiter; ſie verliehen vielen Aebten biſchöfliche Rechte und Ehren, z. B. die mitra, ſodaß man von abbates mitrati sive infulati ſprach. So erhielt der Abt von St.-Maximinus in Trier durch Gregor VII. nicht blos die mitra, ſondern auch die chirothecae (Handauflegungen zur Weihe). Urban II. ertheilte dalmaticae, campagorum, chirothecarum et mitrae usum 1088 den Aebten von Clugny und 1097 denjenigen von Montecaſſino.[62] Der Abt von Fulda

54) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 2, S. 374. 55) Derſelbe II, 2, S. 376—380. 56) Derſelbe II, 2, S. 308—382. — Willelmus Tyrenſis Lib. XII, c. 7, bei Bongarſius, Gesta Dei per Francos T. 1, p. 819 seq. — Histoire des Templiers par P. du Puy (Paris 1650), dann wieder am vollſtändigſten gedruckt Brüſſel 1751. — K. G. Anton, Verſuch einer Geſchichte des Tempelherrenordens (2. Auflage, Leipzig 1781). — Histoire critique et apologétique des chevaliers du temple de Jérusalem, dits Templiers, par M. J. Prieur de l'Abbay d'Estival (Paris 1789); deutſch im Auszuge als „Die Ritter des Tempels zu Jeruſalem“ (Leipzig 1790). — M. F. Wilcke, Geſchichte des Tempelherrenordens (Leipzig 1826 und 1837). — Wilken, Geſchichte der Kreuzzüge (Leipzig 1807—1832), Thl. II, S. 546 fg. — F. von Raumer, Geſchichte der Kreuzzüge, I, 187 fg. — Fr. Münter, Statutenbuch des Ordens der Tempelherren, Thl. I (Berlin 1794). 57) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 2, S. 382. 383.

58) Derſelbe II, 2, S. 383. 384. 59) Derſelbe II, 1, S. 261—263. 305, Note b. 60) Gaß bei Herzog S. 62. 63. 61) Epistola 10 ad abbatem Cavensem, bei Manſi XX, p. 652. 62) Bullarum Romanorum Pontificum Amplissima Collectio, in den Opera von Coquelines T. II, p. 62. 83. 98. — Chronicon Cassinense IV, c. 17, in Muratori's Scriptores Rerum Italicarum T. IV, p. 503.

Digitized by Google

erhielt 1137 von Innocentius II. die mitra und den annulus.[63]) Immer mehr und immer neue derartige Begünſtigungen wurden den Klöſtern, reſp. ihren Aebten zu Theil. Zahlreiche Privilegien gewährte Innocentius IV. 1247 und 1248 dem Abte von St.-Gallen zur Belohnung ſeiner tapfern Hülfe im Kampfe mit Kaiſer Friedrich II., gegen welchen dieſes Kloſter eine namhafte Zahl bewaffneter Mannen aufſtellte; im beſondern gab er ihm das Recht (welches bisher nur die Biſchöfe hatten), neue Kirchengeräthe einzuſegnen.[64]). Dieſen Exemtionen von der Biſchofsgewalt und Erhebungen der Aebte zu biſchöflichen Würden trat, wie ſchon früher angedeutet, aber, wie die Folgezeit bewies, für die Entwicklung des Kloſterweſens vergeblich, unter andern der heil. Bernhard entgegen.[65])

Die Mönche ſollten nach ſeiner ſtrengen Anſicht von der Welt zurückgezogene Büßer und Andächtige ſein und weder in das Amt der Biſchöfe noch in das Amt des Säcularklerus übergreifen. In dieſem Sinne ſchreibt das Concilium Pictaviense (Poitou) vom J. 1100 vor[66]): ut nullus monachorum parochiale ministerium presbyterorum, i. e. baptizare, praedicare, poenitentiam dare praesumat. Im J. 1122 ſprach Papſt Calixtus II. den Mönchen das Recht zum Beichtehören, Krankenbeſuche und Meſſeleſen ab, und im Concilium Lateranense von J. 1123[67]) gebietet derſelbe: Interdicimus abbatibus et monachis publicas poenitentias dare et infirmos (Kranke) visitare et unctiones facere et missas publicas cantare. Aber bald waren es die Päpſte ſelbſt, welche dieſe Schranken wieder niederriſſen, indem ſie, oft gegen den Willen und das Intereſſe der Diöceſanbiſchöfe, den Aebten und Mönchen, welche ſeit dem 10. Jahrh. als ein beſonderer geiſtlicher Stand, als der ordo religiosorum, angeſehen wurden[68]), dergleichen Amtshandlungen geſtatteten und denſelben bisherige Parochialkirchen einräumten, was auch von ſeiten weltlicher Machthaber geſchah.[69]) Selbſt ohne päpſtliche Ermächtigung entzogen ſich Aebte und Mönche dem ihren Biſchöfen ſchuldigen Gehorſam, miſchten ſich in fremde Seelſorge, drangen in ihnen nicht zuſtehende Kirchen ein, machten dieſelben mit den umwohnenden Laien zu ihrem Amtsſprengel, entzogen den Weltklerikern weſentliche Einkünfte. Den Klagen der Biſchöfe und Säculargeiſtlichen gegenüber ſprach das Concilium Lateranense VI. vom J. 1215 es aus[70]): Accedentibus ad nos de diversis mundi partibus episcoporum querelis, intelleximus graves et grandes quorundam abbatum excessus, qui, suis finibus non contenti, manus ad ea, quae sunt episcopalis dignitatis, extendunt, de causis matrimonialibus cognoscendo, injungendo publicas poenitentias, concedendo etiam indulgentiarum litteras, et similia praesumendo, unde contingit interdum, quod vilescat episcopalis auctoritas apud multos.[71])

Um dem ungebildeten Volke zu imponiren und daſſelbe zu beherrſchen, förderten Aebte und Mönche den oft höchſt albernen Wunderglauben, welchen ſie nicht ſelten ſelbſt theilen mochten; die Klöſter wurden mehr und mehr die Hauptſitze und Hauptbrutſtätten von allerhand Mirakeln. Es liegen aus der Zeit des 9., 10. und 11. Jahrh. unzählige Berichte von Aebten und Mönchen vor, in welchen dieſelben z. B. erzählen: es ſeien bei Tage und bei Nacht an dieſem und jenem Grabe eines Heiligen Wunder geſchehen, welche von einer großen Volksmenge geſehen oder gehört worden. Dabei wurden je mehr und mehr echte und gefälſchte Reliquien von heiligen Perſonen und Oertern für mehr oder weniger Geld verkauft und die Werkheiligkeit wetteiferte mit dem geiſtlichen Hochmuthe; Sinnengenuß, beſonders ſexuelle Ausſchweifungen, Faulheit und andere Untugenden griffen mit dem ſteigenden Reichthume um ſich; Verweltlichung trat an die Stelle des enthaltſamen frommen Geiſtes; die Aebte wurden immer mehr zu weltlichen Herren, zumal Könige und andere Große eine wachſende Zahl von Abtſtellen zur Belohnung für geleiſtete Dienſte an Laien vergaben.[72]) Es darf hier wieder an den heil. Bernhard erinnert werden, welcher in vielen an die Päpſte gerichteten Briefen namentlich über den Hochmuth der Aebte klagte, welche ſich nicht mehr in die Zucht des göttlichen Wortes und der zuſtändigen Biſchöfe nehmen laſſen wollten. Petrus Bleſenſis ſchrieb an den Papſt Alexander (geſt. 1181)[73]): der Abt von Malmsbury in England habe die Behauptung aufgeſtellt, die Aebte könnten um eine jährliche Goldunze an den Papſt durch dieſen die Emancipation vom Biſchofe erlangen; die in weltliches Treiben verſtrickten Aebte kümmerten ſich nicht um die Zucht der Mönche. An ſeinen Bruder, Abt Wilhelm, ſchreibt er: durch die urſprünglich nur den Biſchöfen zukommenden Auszeichnungen, welche von Päpſten an Aebte verliehen würden, wie mitra, annulus und sandalia, ſeien dieſe hochmüthig geworden.[74]) Von vielen Biſchöfen, namentlich in Deutſchland, wurden während des 10. und 11. Jahrh. beſſernde Reformen angeſtrebt; aber dieſe ſcheiterten oft an der Hartnäckigkeit der Mönche, welche ſich das ungebundene Leben nicht beſchränken laſſen wollten. Indeſſen nahmen doch auch manche Kloſterbrüder an dem ärgerlichen Treiben Anſtoß und verließen deshalb ihre Klöſter, wie um 960 in der Abtei Corvey und um 1005 in der Abtei Hersfeld.

Etwa im 12. Jahrh. bildeten ſich unter dem Amte des Abtes oder Priors, neben welchem ſich auch hier und da ein praepositus und (oder) ein decanus findet, gewiſſe untere Kloſterämter (von Officialen) aus, wie diejenigen der Pförtner, der Kellermeiſter (cellarii), der Schatzmeiſter, der Kämmerer, der Oekonomen, der Cuſto-

63) Schannat, Codex Probab. Historiae Faldensis p. 174. 64) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 2, S. 307. 308. 65) Hierher gehört beſonders ſeine Schrift De consideratione III, c. 4 und 9. 66) Cap. XI. 67) Cap. XVII. 68) In einem Briefe an den Papſt Alexander vom J. 1160 nennt der Biſchof von Lexovia die Mönche zwar monachi, aber auch religiosi. 69) Gaß, bei Herzog S. 63. 70) Cap. 60.

71) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 2, S. 310. 311, wo noch andere Belege aufgeführt ſind. 72) Ebenda II, 1, S. 254. 255. 73) Epistola 68. 74) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 2, S. 311—314.

Digitized by Google

den, der Comtoren. — Den Namen claustrum trifft man in den Documenten der Zeit vom 11. bis 13. Jahrh., wol auch bis in das 14., nur ſelten an; die Klöſter heißen meiſt monasteria, öfter auch coenobia. Claustrum haben wir bei Gieſeler zum erſten mal aus der Zeit des Abtes Adelardus von St.-Tron, 1055—1082, gefunden und zwar in dem Chronicum Abbatiae S. Trudonis[75]), wo es heißt: die Menſchenmenge ſei, um die Wunder des heil. Trudo zu ſehen, „per omnes claustri partes“ hereingebrochen. Ebenda werden als beſondere Theile des Kloſters oratorium, chorus, templum, claustrum und pratum unterſchieden. Petrus Bleſenſis ſpricht in einem Briefe an den Papſt Alexander III.[76]) ebenfalls von einem claustrum, welches er in einem Briefe an ſeinen Bruder Wilhelm neben monasterium gebraucht, ſowie von einer claustralis militia.

3) Von der Gründung der großen Bettelorden bis zur Deutſchen Reformation, von 1209 bis 1517. Es waren in der abendländiſchen Kirche bis zum Beginn des 13. Jahrh. ſo viele Kloſter-, namentlich Mönchsgeſellſchaften entſtanden, daß aus dieſer Häufung die Gefahren der Zerſplitterung, des Mangels an Unterſcheidung, Ueberſicht und centraler Leitung ſich nahe legten und Papſt Innocentius III. durch das 4. Laterranconcilium im J. 1215 die Gründung neuer Orden unterſagte. Es heißt im 13. Kanon dieſer Kirchenverſammlung: Ne nimia religionum[77]) diversitas gravem in ecclesia Dei confusionem inducat, firmiter prohibemus, ne quis de cetero novam religionem inveniat: sed quicunque voluerit ad religionem converti, unam de approbatis assumat. Dennoch war der Trieb zu beſondern Ausgeſtaltungen des Mönchs- und Kloſterlebens nicht erſchöpft, und gerade für die Papſtgewalt ſollte erſt noch die rechte hierarchiſche Armee erſcheinen. Was die Päpſte mit Zorn und Feuer verfolgt hatten, das einfache, fromme, apoſtoliſche, aber antipäpſtliche Auftreten der Waldenſer im 12. und der Albigenſer im Anfange des 13. Jahrh., welches auf die katholiſche Kirche einen mächtigen Eindruck gemacht hatte, ſollte in der urſprünglichen Idee der beiden großen Bettelorden ſeine Fortſetzung finden, wenn auch in geänderter Form. Nach einer Vermuthung im Chronicon Urspergicum zum J. 1212[78]) ſind dieſelben aus zwei italieniſchen Sekten von Religioſen, den Humiliati und den Pauperes de Lugduno, als nächſten Vorbildern entſprungen.

Franciscus von Aſſiſi[79]) begann ſeit 1208, nach andern ſeit 1207, bei einer Marienkirche zu Portiuncula in Italien einen Verein von Männern zu dem Zwecke zu ſammeln, ein echt apoſtoliſches Leben in ſtrengſtem Gehorſam gegen das Haupt der Chriſtenheit zu führen, wozu ihn das Anhören des Evangeliums von den Jüngern, welche Chriſtus als arme, barfüßige Glaubensboten ausſendet, erweckt hatte. Zuerſt ſcharte er 8 Jünger um ſich, welche je 2 und 2 auf ſein Geheiß zur Predigt der Buße ausgingen. Anfangs meiſt als ein Schwärmer betrachtet und abgewieſen, fand der für bußfertiges Leben glühende Mann bald eine bis zu abgöttiſcher Verehrung ſteigende Aufnahme. Die von ihm ſeinem Orden gegebene Regel[80]) verpflichtet die Mitglieder zur Befolgung des Evangeliums Chriſti, zur Keuſchheit, zur Demuth, vermöge deren ſie keine Art von Ehrenerweiſung annehmen ſollen, zum pünktlichen Gehorſam gegen den rechtmäßigen apoſtoliſchen Stuhl, zur Enthaltung von der Predigt in jedem biſchöflichen Sprengel, wo ſolche ihnen verboten iſt; ganz beſonders aber zur Armuth und Vermögensloſigkeit in dem Grade, daß ſie Geld und dergleichen auch nicht durch Mittelsperſonen annehmen und innehaben ſollen. Als Vorſteher werden ministri eingeſetzt, nämlich custodes (Guardiane, alias Aebte), ministri provinciales und ein minister generalis. Alle 3 Jahre iſt ein capitulum generale zu halten; die Brüder ſollen unbeſchuht, in einer durch einen Strick zuſammengehaltenen tunica lanea caputiata (Kapuze) einhergehen. — Neben dieſen fratres minores, wie ſie ſich nannten, und in Verbindung mit ihnen entſtand 1212 der weibliche Orden der Clariſſinnen (Ordo S. Clarae), welcher 1224 von Franciscus ſeine Regel[81]) erhielt. — Sehr einflußreich, auch vermöge ſeiner Einführung in andern Orden, wurde der durch Franciscus von Aſſiſi 1221 für Laien begründete ordo de poenitentia oder die Congregation der Tertiarii, welche auch fratres conversi heißen, aber mit den ſogenannten Laienbrüdern, als dienenden Affiliirten in den Klöſtern, nicht gleichbedeutend ſind, indem ſie eine für ſich beſtehende Vereinigung von Weltleuten bilden, wobei es beſonders auf die Heranziehung einflußreicher Perſonen abgeſehen iſt. Die Tertiarier der Franciscaner verpflichteten ſich, wenn verheirathet, in conjugali pudicitia zu leben.[82]) — Nachdem die Mönchsgeſellſchaft des heil. Franciscus durch Papſt Innocentius III. 1209 vorläufig genehmigt worden war, erhielt ſie, trotz des 1215 erlaſſenen Verbotes, 1223 durch Papſt Honorius III. als ordo fratrum minorum die endgültige, formelle Beſtätigung. Die Zahl der Ordensmitglieder belief ſich bei dem Tode des Stifters am 4. Oct. 1226 bereits auf viele Tauſende, welche ihm noch bei ſeinem Leben, in erhöhtem Maße nach ſeinem Tode, eine ſchwärmeriſche, großentheils abergläubiſche Verehrung erwieſen; man nannte ihn den pater seraphicus, weil er, ein Nachbild Chriſti, das evangeliſche Leben wiederhergeſtellt und ſelbſt die stigmata des Heilands an Händen und Füßen getragen habe, eine Legende, welche der Papſt Gregor IX. in drei Bullen vom J. 1237 gegen ihre

75) Bei d'Achery, Spicilegium T. II, p. 664. 76) Epistola 68. 77) Auch im 14. Jahrh. nannte man die verſchiedenen Kloſtergemeinſchaften und ähnliche Geſellſchaften religiones. Im 13. Jahrh. unterſchied Jacobus de Vitriaco in ſeiner Historia occidentalis: Eremitae, Monachi und Canonici. 78) Editio Argentorat. 1609, p. 243. 79) Von den Biographien über ihn ſind die wichtigſten die von Thomas de Celano, um 1229 verfaßt, 1. Ausgabe in den Acta SS., Octobr. T. II, p. 683 seq., und die von Bonaventura aus dem J. 1261; vgl. Acta S. S. T. II, p. 545 seq., ad 4. Oct.

80) Abgedruckt bei Holſtenius-Brockie, Collectio T. III, p. 30 seq. 81) Abgedruckt ebenda T. III, p. 34 seq. 82) Bonaventura, in ſeiner Vita Francisci c. 4.

Leugner und Beſtreiter als Thatſachen ernſthaft beglaubigte.[83]) Indem die Franciscaner auch vieles Andere hinzudichteten, um die Gunſt der hierfür empfänglichen Volksmaſſen zu gewinnen und andere Orden, namentlich die Dominicaner, zu übertrumpfen, gelang es ihnen auch, werthvolle päpſtliche Privilegien, wie den ausgiebigen Portiuncula-Ablaß, vor 1277, zu erlangen.[84])

Bald nach der Gründung des Ordens trat in ihm eine ſtrengere Richtung hervor, diejenige der Spirituales oder Zelatores, welche der durch Bruder Elias ſchon bei Lebzeiten des heil. Franciscus beförderten Milderung der Armuthsregel ſich widerſetzten.[85]) Von den Päpſten wurde die laxere Praxis begünſtigt, weil dieſe ihren Intereſſen mehr zuſagte, namentlich von Gregor IX. in einer Bulle aus dem J. 1231, worin derſelbe unter anderm hervorhebt: das testamentum des Stifters habe keine Verbindlichkeit, weil es ohne den consensus fratrum gemacht ſei; Utenſilien, Mobilien und Bücher zu haben und zu gebrauchen ſei den Mönchen erlaubt. Papſt Innocentius IV. geſtattete ihnen in einer Bulle von 1245, daß ſie Commiſſarien einſetzten, welche Ordenseigenthum erwerben, verkaufen, vertauſchen u. ſ. w. könnten. Dem widerſetzten ſich fort und fort die Spirituales, indem ſie ſich gegen die Päpſte beſonders auf die Schriften des 1202 verſtorbenen Abtes Joachim von Flore beriefen, welcher über die Verderbtheit der Kirche ſtarke Klage geführt und eine Erneuerung derſelben wie prophezeit ſo gefordert hatte[86]); eine große Zahl derſelben ging bis zu der apokalyptiſchen Schwärmerei fort, welche das ganze Erlöſungswerk Chriſti nur für eine Vorbereitung auf die vollkommenere Periode des Heiligen Geiſtes erklärten, eine Vorſtellung, welche ihren erſten vollſtändigen Ausdruck in dem Introductorius in evangelium aeternum fand. Dieſes Buch erſchien 1254 in Paris, und als ſein Verfaſſer galt, jedoch unter dem Widerſpruche der Franciscaner, allgemein deren General (1247—1256) Johannes von Parma; als wirklicher Verfaſſer erwies ſich der Franciscaner-Pater frater Gerhardus.[87]) Das neue Evangelium wurde namentlich durch die pariſer Theologen heftig bekämpft und durch Papſt Alexander IV. 1255 verdammt, jedoch hierdurch nicht ausgerottet. Als ſeine Hauptirrthümer wurden folgende Sätze bezeichnet: Um das Jahr 1200 n. Chr. iſt (durch Joachim de Flore) der Geiſt des Lebens in die Welt ausgegangen; das Neue Teſtament iſt nicht ſo werthvoll wie das alte; im Zeitalter des Heiligen Geiſtes werden der heil. Joachim, der heil. Franciscus und der heil. Dominicus als Engel erſcheinen; das geiſtige Verſtändniß des Neuen Teſtaments iſt nicht dem römiſchen Papſte anvertraut, ſondern nur das buchſtäbliche, ebenſo wenig der römiſchen Kirche; der griechiſche Papſt hält ſich mehr als der lateiniſche an das Evangelium, und daher muß man ſich erſterem mehr anſchließen als letzterem. Auch das Concilium Arelatense vom J. 1260 verdammte unter der Klage, daß in den von ihm vertretenen Provinzen viele Leute, ſelbſt Literati, durch dieſelben verführt worden ſeien, die Phantaſien des Joachim.[88])

Als die Streitigkeiten unter den Franciscanern über das Gelübde der Armuth von neuem ſich heftig erhoben, gab Papſt Nikolaus III. 1279 in der Bulle Exiit[89]) die Beſtimmung: es ſei „necessariarum rerum ..... moderatus usus ..... concessus fratribus ..... durante concedentis licentia“, aber „omnium utensilium et librorum ac eorum mobilium praesentium et futurorum, quae et quorum usumfructum scilicet ordinibus (der Geſammtheit) vel fratribus ipsis licet habere, proprietatem et dominium in nos et romanam ecclesiam plene et libere pertinere hac praesenti constitutione, in perpetuum valitura, sancimus“. Durch dieſes Auskunftsmittel wurden jedoch in dem Orden neue Eiferer für die völlige Armuth erweckt, beſonders Petrus Johannes Olivi (geſt. 1297), welcher dieſe Milderung der Regel tadelte und ſich im beſondern mit den „excessus in aedificiis, pro quibus construendis multiplices et importuni fiunt quaestus“, unzufrieden erklärte, weil ſie „periculosi“ wären. Dieſer ſtrenge Franciscaner, welcher unter Verherrlichung des Stifters ſich auch nicht ſcheute, das luxuriöſe Leben der Päpſte zu verdammen[90]), fand in ſeinem Orden einen ſtarken Anhang, an ſeinem Schüler Ubertinus de Casali einen warmen Vertheidiger und ſtrengen Cenſor der Päpſte, namentlich Bonifacius' VIII.[91]) — Um die Spaltung zu beſeitigen, conſtituirte 1294 Papſt Cöleſtinus IV. die Spiritualen als eine beſondere Mönchsgeſellſchaft, als Cöleſtiner-Eremiten, unter dem ausführlicheren Namen der Pauperes Eremitae Domini Coelestini; aber Papſt Bonifacius VIII. hob dieſelben 1302 wieder auf, verfolgte die Spiritualen als Ketzer und Schismatiker und bereitete dadurch ihre völlige Trennung vom Franciscanerorden wie von der Kirche vor, ſodaß ſie ſpäter als Fraticelli auftraten.[92])

Gleichzeitig mit den Franciscanern entſtand der Dominicaner-Orden, wie er ſpäter kurzweg hieß. Seit 1205 (oder 1206) mit der Bekehrung der Albigenſer beſchäftigt, gründete Domingo Guzman (Dominicus), ein Caſtilianer, Kanonikus zu Osma in Spanien, zu Toulouſe eine beſondere Mönchsgenoſſenſchaft, welcher er auf Anrathen des Papſtes Innocentius III. 1215 die Regel des heil. Auguſtinus gab. Derſelben fügte er, mit der Haupttendenz der Aufopferung für den alleinſeligmachenden Glauben, noch beſondere Satzungen bei. Die Constitutiones fratrum ordinis praedicatorum[93]) — wie dies der eigentliche Name iſt — ſind aus den Beſchlüſſen der vorhergehenden Generalkapitel von Rat-

83) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 1, S. 351. 352. 84) Ebenda II, 1, S. 346—348. 85) Pragmatiſche Geſchichte der vornehmſten Mönchsorden, Bd. 2 (Leipzig 1775), S. 288 fg. 86) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 1, S. 356—358. 87) Ebenda II, 1, S. 359—361.

88) Ebenda II, 1, S. 361—363. 89) Im Sextus Decretalium, Lib. V, Tit. XII, c. 3. 90) In ſeiner Postilla super Apocalypsi. 91) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 2, S. 362—369. 92) Ebenda II, 2, S. 369. 93) Bei Holſtenius-Brockie, T. IV, p. 10 seq.

Digitized by Google

mundus de Pennaforte, dem 3. Ordensgeneral, zuſammengeſtellt. Es heißt hier in der Vorrede[94]): Ordo noster specialiter ob praedicationem et animarum salutem ab initio noscitur institutus fuisse, et studium nostrum ad hoc debet principaliter intendere, ut proximorum animabus possimus utiles esse. Die Oberen waren die priores conventuales (für eine einzelne Anſiedelung), die priores provinciales und der magister ordinis (ſpäter General genannt). Jedes 3. Jahr ſollte jeder Convent ein Kapitel halten. — Im J. 1216 wurde der Orden vom Papſte Honorius III. durch eine Bulle beſtätigt, welche unter anderm beſagt[95]): Nos, attendentes fratres ordinis tui futuros pugiles fidei et vera mundi lumina, confirmamus ordinem tuum cum omnibus castris (= monasteriis) et possessionibus habitis et habendis et ipsum ordinem ejusque possessiones et jura sub nostra gubernatione et protectione suscipimus. Auf dem erſten, im J. 1220 zu Bologna gehaltenen Generalkapitel nahm Dominicus in Uebereinſtimmung mit den übrigen Vertretern des Ordens die ſtrengen Grundſätze des heil. Franciscus über die evangeliſche Armuth an, ſodaß von jetzt ab alle Beſitzthümer aufgegeben werden mußten oder ſollten — ſoweit es möglich war. In den Constitutiones fratrum praedicatorum[96]) wird hierüber beſtimmt: mediocres domos et humiles fratres nostri habeant — wie dies nicht anders möglich war; aber dieſelben ſollen ohne den koſtbaren Schmuck ſein, welcher für die Kloſterkirchen geſtattet iſt. Wenn Jacobus de Vitriaco[97]) aus der erſten Zeit der großen Bettelorden ſagt, daß ſie weder monasteria noch ecclesiae beſäßen, ſo iſt vielleicht der allererſte Anfang oder die Suppoſition gemeint, daß der Papſt der Beſitzer ſei. — Die Dominicaner, deren Name, praedicatores, im 13. Jahrh. zuweilen allen Bettelmönchen beigelegt wurde, weil ſie im Unterſchiede von den älteren Orden zu predigen verpflichtet waren, und welche ſpäter, etwa in der Mitte des 13. Jahrh., faſt überall die Inquiſition übernehmen, ſind die Erfinder des Roſenkranzes; wenigſtens kommt er bei ihnen zuerſt vor, und zwar 1270 unter dem Namen des Pater noster. — Nach dem Vorbilde der Franciscaner gründeten auch die übrigen Bettelorden (Dominicaner, Karmeliter und Auguſtiner) die Genoſſenſchaften der Tertiarier. Die fratres et sorores de poenitentia S. Dominici — ſo hieß hier der 3. Orden — gingen aus den ſchon früher unter der Leitung der Dominicaner ſtehenden fratres et sorores de militia Jesu Christi hervor und erhielten 1285 von dem Ordensgeneral Munione eine Regel.[98])

Die Mönchsgemeinſchaft der Auguſtiner-Eremiten (Eremitae S. Augustini) wurde 1256 gegründet, indem der Papſt Alexander IV. durch die Bulle Licet ecclesiae[99]) unter der Verpflichtung zur Armuth mehrere Einſiedlergeſellſchaften in Italien zu einer einzigen verband. Charakteriſtiſch ſind in §. 6 dieſer Bulle die Worte: Vos universos et successores vestros a baculis et ferculis (Speiſegerichten) deportandis, et quod (ut) non cogamini ad recipiendas possessiones aliquas vel habendas, decernens perpetuo liberos et exemptos. Die Auguſtiner empfingen erſt 1401 durch Papſt Bonifacius IX. die Beſtätigung ihres dritten Ordens.

Für die um 1238, auch ſchon vorher, aus Aſien nach Europa verpflanzten Karmeliter erließ Papſt Innocentius IV. (nach andern ſchon Honorius III. 1226) 1245 die Bulle Ex officii nostri[1]), in welcher das Verbot ausgeſprochen iſt: ne in proprietatem eremi vestrae loca vel possessiones, seu domos, aut reditus alios recipiatis ullo modo, vel praesumatis habere, praeter asinos masculos et aliquod animalium seu volatilium nutrimentum. Um ihr Anſehen zu erhöhen und womöglich über dasjenige aller andern Orden zu ſtellen, waren die Karmeliter fort und fort in der Behauptung erfindungsreich, daß ihr Orden bis auf den Propheten Elias hinabreiche; ſeit dem capitulum Aylesfordiense im J. 1245 wurden ſie zu dem, wie ſie ihn deuteten, ausſchließlichen Range der fratres beatae Mariae in Carmelo erhoben. Die Fabel, daß der Orden ſchon 1251 durch ſeinen General Simon Stock, einen Engländer, durch die Jungfrau Maria ein Scapulier mit der Verſicherung erhalten habe: „in hoc moriens aeternum non patietur incendium“ (Fegfeuer), gehört erſt dem 15. Jahrh. an.[2]) Der Karmelitermönch Thomas Conecte ward, nachdem er in Flandern als freimüthiger Bußprediger aufgetreten, 1432 in Rom als Ketzer verbrannt. Die Tertiarier des Ordens wurden erſt 1476 durch Papſt Sixtus IV. beſtätigt.

Indem, beſonders während des 13. Jahrh., die Religioſen, namentlich aus den Bettelorden, in der Volksmeinung den Werth ihres Standes bis dahin zu ſteigern ſuchten und wußten, daß ein Mönch und eine Nonne, auch wenn ſie erſt auf dem Todtenbette eingekleidet würden, dadurch die ewige Seligkeit erlangten, wuchs ihr Einfluß mit der Zahl ins Unglaubliche. Was ſchon Hieronymus gerühmt hatte, behauptete noch entſchiedener und formeller der berühmte Scholaſtiker und Dominicaner Thomas von Aquino, welcher den Lehrſatz ausſpricht[3]): man könne ſagen, daß auch „per ingressum religionis“ (Eintritt in das Kloſterleben) die Vergebung aller Sünden gewonnen werde. Was den Bettelorden vor den übrigen eine außerordentliche Stärke verlieh, war

94) Cap. 3. 95) Im Prologus der Constitutiones. 96) Distinct. II, c. 1, constit. 3. 97) In ſeiner Historia occidentalis c. 32. 98) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 2, S. 334. — Die älteſte Biographie des Dominicus iſt die von Jordanus, ſeinem erſten Nachfolger im Generalate, in den Acta SS. mens. August. T. I, p. 545 seq. Die im Orden ſelbſt gebräuchlichſte iſt die von Humbertus de Romanis, dem 5. Ordensgeneral, im J. 1254 geſchrieben. Vgl. Acta SS. mens. August. T. I, p. 358 seq. ad 4. August. — Dazu: Annales Ordinis Praedicatorum (von Th. M. Mamachius u. A.), Rom, Vol. I, 1746.

99) Im Bullarium Romanum, num. VI.

1) Bullarium Carmelitarum (Rom 1715 fg.). 2) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 1, S. 349. 3) In der Secunda secundae quaest. 189, art. 3.

Digitized by Google

einestheils die ſtraffe Concentration durch die Unterordnung der Prioren (bei den Franciſcanern: Guardiane), reſp. Einzelklöſter unter die Provinziale und dieſer unter den General, ſowie die Wirkſamkeit der Generalkapitel, anderntheils die enge Verbindung und Solidarität der Intereſſen mit den Päpſten, als deren vorzüglichſte hierarchiſche Werkzeuge ſie zu gelten hatten. Die Einrichtung und Function von Generalkapiteln erachtete Papſt Innocentius III. (1198—1216) als für die Diſciplin ſo heilſam, daß er ſie allen Orden vorſchrieb, und zwar auf dem 4. Lateranenſiſchen Concilium vom J. 1215, in deſſen Beſchlüſſen es heißt[4]): In singulis regnis sive provinciis fiat de triennio in triennium, salvo jure dioecesanorum pontificum (=episcoporum), commune capitulum abbatum atque priorum abbates non habentium, und zwar anfangs unter Zuziehung von Ciſtercienſer-Aebten. Dabei diligens habeatur tractatus de reformatione ordinis et observatione regulari.... Ordinentur etiam in eodem capitulo religiosae ac circumspectae personae, quae singulas abbatias (ohne Zweifel mit Einſchluß der Priorate) ..... vice nostra (des Papſtes) studeant visitare, corrigentes et reformantes, quae correctionis et reformationis officio viderint indigere.[5]) Zudem werden die Mendicanten von den Päpſten fort und fort mit wichtigen Privilegien ausgeſtattet; ſo ermahnte Gregor IX. die Biſchöfe, daß ſie die Minores (Dominicaner) in keiner Weiſe am Predigen hindern, vielmehr fördern ſollen[6]); 1240 verbot er den praelati (Biſchöfen), von den Bettelmönchen eine obedientia manualis zu fordern; Innocentius IV. gewährte ihnen 1249 ein unentgeltliches Begräbniß und unterſagte einem jeden, ſich demſelben zu widerſetzen.

Unter ſolchen Verhältniſſen verließen die beiden großen Bettelorden ſehr bald den urſprünglichen Beruf zu beſcheidener, demüthiger Wirkſamkeit und gaben ſich dem hierarchiſchen, weltlichen Treiben der Päpſte hin. Auf der Univerſität Paris bemächtigten ſich 1230 die Dominicaner einer cathedra magistralis in theologia (theologiſcher Profeſſur), nicht lange nachher auch die Franciſcaner.[7]) In ſeiner Chronik ad annum 1243[8]) ſagt Matthäus Pariſienſis: das ganze Mönchsweſen ſei ſeit mehrern Jahrhunderten nicht ſo tief von ſeiner Höhe herabgeſtürzt wie die Bettelorden nach 24 Jahren ſeit ihrer Gründung; ſie hatten ſich in England mansiones errichtet, quarum aedificia jam in regales consurgunt altitudines, mit hohen Mauern, hinter welchen ſie große Schätze bergen, Schätze, die ſie ſich durch Erbſchleicherei bei reichen Leuten zum großen Schaden der ordinarii erworben; ſie wußten zu dieſem Zwecke Teſtamente zu Stande zu bringen, drängten ſich in einflußreiche Aemter, bei hohen Herren als Gewiſſensräthe ein, wirkten als päpſtliche Executoren, dabei als Verächter der Benedictiner, Auguſtiner und Ciſtercienſer. Ad annum 1246 klagt derſelbe Schriftſteller ſehr lebhaft über ihre ſtolze Ueberhebung, in welcher ſie, geſtützt auf die Gunſt vornehmer Männer und Frauen, andere Geiſtliche, namentlich die Säcularprieſter, ſchmählich herabſetzten; das Volk falle ihnen haufenweiſe zu, und die Leute kämen durch ſie dahin, zu ſagen: Laßt uns ſündigen; wir erlangen durch die Praedicatores und Minores Abſolution. Ad annum 1247 heißt es, der Papſt mache aus ihnen Geldſammler. Um dieſelbe Zeit, etwa 1245, erhob der Weltklerus in England bei dem Könige bittere Klage über den baulichen und anderweitigen Luxus, über die ſtolze Anmaßung der Bettelmönche, ſowie darüber, daß dieſe ihnen alles entriſſen, wie die Taufen, die Salbungen der Kranken, die Beerdigungen der Todten; ſie zögen die Männer und Frauen in ihre Geſellſchaft (als Tertiarier); alles laufe zu ihren Predigten; man könne nur immerhin die Kirchen des Säcularklerus niederreißen.[9]) Dieſelben ſchweren Vorwürfe wurden um 1250 den religiosi überhaupt von den Kapiteln in Zürich und Narbonne gemacht: dieſelben drängten ſich an die Kranken in den Parochien heran, veranlaßten ſie durch aufgeredete Teſtamente zu Geſchenken an ihre Klöſter, verdienten als Teſtamentsexecutoren viel Geld; die Kranken kauften bei ihnen, nicht auf ihren Kirchſpielsfriedhöfen, Begräbnißſtellen.[10])

Als nach 1230 die Dominicaner und Franciſcaner noch mehr Lehrſtühle auf der pariſer Univerſität an ſich zu bringen ſuchten, kamen ſie ſeit 1252 mit dieſer berühmten Corporation in einen heftigen Streit, bei welchem ihnen als bedeutendſter Polemiker Wilhelm de Sancto amore, Doctor der Sorbonne, in einer gegen das ganze Inſtitut der Bettelmönche gerichteten Schrift[11]) 1256 entgegentrat. In derſelben wird den viri religiosi hauptſächlich zum Vorwurf gemacht, daß ſie ſich durch Beichthören in die Häuſer und Gewiſſen der Leute, beſonders der principes, drängten; auch wenn Rom ihnen das Betteln erlaubt habe, ſei es doch nach der Heiligen Schrift für die Mönche nicht recht. Gegen dieſen Angreifer wurden die Dominicaner durch ihren Ordensbruder den berühmten Scholaſtiker Thomas von Aquino in ſeinem Opusculum XIX. Contra impugnantes Dei cultum et religionem, die Franciſcaner durch ihren Ordensgeneral Bonaventura in dem Liber apologeticus in eos, qui ordini fratrum Minorum adversantur und in der Schrift De paupertate Christi contra Magistrum Guilelmum vertheidigt. Der Papſt ſtellte ſich in dieſem Conflicte auf die Seite der Mendicanten und ſo behielten dieſe den Sieg.[12]) — Indeß erwies ſich Bonaventura nicht blind gegen die großen Misſtände in ſeinem Orden;

4) Cap. 12. 5) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 2, S. 317—322. 6) Des Rodericus Nova collectio privilegiorum apostolicorum regularium mendicantium et non mendicantium, neue Ausgabe (Antwerpen 1623). 7) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 1, S. 338—340.

8) Pag. 612. 9) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 1, S. 335—338. 10) Ebenda II, 1, S. 338 fg., auf Grund der Literae des Papſtes Innocentius IV. vom Mai 1254 an den Biſchof von Konſtanz und den Erzbiſchof von Narbonne. 11) De periculis novissimorum temporum, unter andern gedruckt in deſſen Opera (edirt von Flauvigny), Konſtanz 1632. 12) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 1, S. 342—345.

Digitized by Google

als deſſen General erließ er 1257[13]) ein Circular an denſelben, in welchem er ihm zum Vorwurf macht, daß er durch ſeine Anſprüche je mehr und mehr andern läſtig werde, und im beſondern die Vielgeſchäftigkeit zum Zweck von Gelderwerbung, das Umherſchweifen zahlreicher fratres, den luxuriöſen Bau der Klöſter, die Gründung von zu vielen familiaritates, die Amtsverrichtungen durch nicht bewährte Genoſſen beklagt.[14]) Durch ſolche Anklagen und Zugeſtändniſſe bewogen, entzog Papſt Innocentius IV. mittels der Bulle Ad universos religiosos cujuscunque professionis vel ordinis vom 21. Nov. 1254[15]) den Bettelmönchen, welche bei den übrigen Orden tief verhaßt waren, die anſtößigſten Privilegien; namentlich unterſagte er ihnen die Zulaſſung von Leuten aus den Parochien der Weltgeiſtlichen zur Beichte und das Predigen in deren Bereiche ohne biſchöfliche Erlaubniß; wenn ſie parochianos beerdigen, ſollen ſie den halben oder dritten, reſp. vierten Theil der Geldgebühren dafür binnen 8 Tagen für den Biſchof oder sacerdos der Parochie erheben.[16])

Da die Mendicanten dem Papſte Innocentius IV. ſofort nach ſeinem Tode aus Haß allerlei Uebles nachredeten und darauf hinwieſen, daß er unmittelbar nach dem Erlaſſe der angeführten Bulle geſtorben ſei, ſo hob deſſen Nachfolger Alexander IV. ſchon unter dem 31. Dec. 1255 das Verbot auf und erklärte 1259 ſogar, daß er den Bettelmönchen erlaube, überall Predigten zu halten und Beichte zu hören, „sacerdotum parochialium assensu minime requisito“. So begann denn von neuem der alte Streit zwiſchen ihnen und dem Säcularklerus und führte wieder zu den ärgerlichſten Vorkommniſſen. Der Erzbiſchof von Bremen ſchrieb 1278 an das Domkapitel in Köln: die Bettelmönche hätten den Biſchof, das Domkapitel und den Klerus aus der Stadt verjagt, ſich gänzlich ihrer Amtsverrichtungen bemächtigt, ja das Volk ſo erregt, daß es jeden, welcher dem Biſchofe gehorche, einen „Ketzer“ ſchimpfe, und öffentlich gepredigt, niemand brauche dem Biſchofe, dem Erzbiſchofe, den Primaten, ſelbſt den päpſtlichen Legaten Folge zu leiſten.[17])

Nachdem Papſt Gregor X. durch die Kirchenverſammlung von Lyon aus dem J. 1274[18]) weitere Gründungen von Bettelorden verboten hatte, ſchränkte um 1300 Bonifacius VIII. die Extravaganzen der beſtehenden weſentlich ein, indem er verordnete: 1) Die praedicatores (Dominicaner) und minores (Franciscaner) dürfen in ihren Kirchen und auf deren Plätzen frei predigen, ausgenommen in denjenigen Stunden, welche ſich die praelati locorum (Biſchöfe) vorbehalten; ſie ſollen aber weder predigen noch Beichte hören in den ecclesiis parochialibus, wenn ſie dazu von dem Parochialprieſter nicht eingeladen ſind oder keine Erlaubniß erhalten haben; 2) die magistri der praedicatores und die custodes der minores ſollen die Ortsprälaten höflich bitten, wenn dazu erwählte fratres in den Parochien Beichte hören wollen. Verweigert der Prälat die Erlaubniß dazu, ſo ſoll (kann) dieſe bei dem Papſte nachgeſucht werden; 3) die Mönche dürfen jeden, welcher es begehrt, auf ihren Friedhöfen beerdigen; doch ſollen ſie den vierten Theil der dafür entrichteten Gebühren an den Parochialgeiſtlichen abgeben. Papſt Benedictus XI. hob 1304 dieſe Beſtimmungen wieder auf und gab den Bettelklöſtern alle ihre früheren Privilegien zurück; aber Clemens V. ſetzte 1311 durch ein Decretale die Verordnungen Bonifacius' VIII. wieder in Kraft.[19])

Dabei lebten die Praedicatores und die Minores faſt fortwährend in lebhaftem Streite und in ärgerlicher Eiferſucht und beſtrebten ſich, die Beute der devotio von ſeiten des Volkes ſich gegenſeitig abzujagen; im J. 1255 erließen beide Ordensgenerale eine Ermahnung zur Eintracht, welche 1278 wiederholt wurde. In der dogmatiſchen Controverſe über die unbefleckte Empfängniß der Maria, welche von den Dominicanern behauptet, von den Franciscanern verworfen wurde, widerſetzten ſich letztere ziemlich trotzig den Entſcheidungn der Päpſte, wo dieſe ihnen unrecht gaben, wie Bonifacius VIII. und Johann XXII.[20]) Ein neues Zerwürfniß brach um 1321 aus, indem es ſich um die Frage handelte, ob Chriſtus und die Apoſtel gemeinſames Eigenthum beſeſſen hätten. Die meiſten Franciscaner, namentlich die fratres de communitate, verneinten es, obgleich ihr Orden auf Grund päpſtlicher Erklärungen und Definitionen nur noch den Schein der Armuth aufrecht erhielt, indem er de facto Eigenthum beſaß. Das Gegentheil wurde von den Dominicanern behauptet, für welche ſich 1322 Papſt Johann XXII. ausſprach, indem er gleichzeitig die Theſe der Franciscaner für Ketzerei erklärte. Als gegen dieſe Entſcheidung der Minorit Bonagratia proteſtirte, traf ihn die Strafe der Einkerkerung. Die eifrigſten Gegner der Dominicaner, an ihrer Spitze der General des Ordens Michael von Ceſena, flüchteten zu Ludwig dem Baier und bekämpften von hier aus den Papſt als Ketzer bis zu ihrem Tode. Die Mehrzahl der Franciscaner unterwarf ſich mit der Fiction, daß ihr Eigenthum den Gebern verbleibe, und wählten 1329 einen andern General.[21])

Die Spaltung innerhalb der Minoriten in spirituales und fratres de communitate, welche ſich infolge der Aufhebung der Cöleſtiner-Eremiten durch Papſt Bonifacius VIII. (1294—1303) erneuerte und erweiterte, ſuchte deſſen Nachfolger Clemens V. (1305—1314) zu heilen, aber vergeblich. Daſſelbe unternahm bald darauf, doch wiederum ohne Erfolg, Papſt Johann XXII. (1316—1334), wobei es, beſonders in Frankreich, zu argen Tumulten kam. In dieſen Wirren wurden viele Franciscaner aus dem Orden verbannt und conſtituirten ſich als Fratricelli, um in Gemeinſchaft mit den Tertia-

13) D. d. Paris den 23. April. 14) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 1, S. 345. 346. 15) Abgedruckt bei Bulläus, Historia universitatis Parisiensis III, p. 270 seq. 16) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 1, S. 338—340. 17) Ebenda II, 1, S. 341. 18) Kanon 23.

19) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 1, S. 341. 342. 20) Ebenda II, 4, S. 301. 302. 21) Ebenda II, 3, S. 208—212.

Digitized by Google

riern den bunten Haufen der Begharden — wenn man deren Begriff im weiteſten Sinne faßt — zu vermehren. Dabei gaben ſie ſich den albernſten Schwärmereien hin, obgleich die Inquiſitiom mit allen Mitteln gegen ſie einſchritt.[22] Ein Theil der Spiritualen blieb der Kirche, reſp. dem Papſte treu, vermochte ſich aber dem Orden nicht wieder anzuſchließen. Die Vereinigung derſelben wurde durch das Concil von Koſtnitz als fratres regularis observantiae, den fratres conventuales gegenüber, 1415 förmlich beſtätigt. Um ſo mehr, gleichſam um ihn dadurch für ihre Abweichung von ſeiner Regel zu verſöhnen, ergingen ſich nun die fratres communitatis in den lächerlichſten Lobeserhebungen des heil. Franciscus.[23] Einer der Ihrigen, der Minorit Ubertinus de Casali, behauptete um 1312, derſelbe habe nicht nur im allgemeinen die similitudo der conformitas mit Chriſtus gehabt, ſondern auch allerhand Wunder verrichtet: Waſſer in Wein verwandelt, Brot vervielfältigt, Blinde, Taube, Lahme, Ausſätzige geheilt, ſelbſt mehrere Todte auferweckt.[24]

Trotz dieſer Beſtrebungen, ja vielleicht infolge derſelben, wußte das Gros der Franciscaner, die Partei der conventuales, und die Dominicaner ihren Einfluß nach vielen Seiten hin zu ſteigern; unter den 29 Doctoren der Theologie, welche Philipp von Valois 1332 um ſich verſammelte, waren 13 Bettelmönche, deren Ordensbrüder während der ſchlimmen Zeit des Schismas, 1378—1428, ſich vielfach das Zeugniß erwarben, daß ſie mehr als die beſitzenden Orden äußere Ehrbarkeit und Zucht, verbunden mit wiſſenſchaftlichen Studien ſich zu bewahren verſtänden; ſie trieben mit Eifer namentlich ſcholaſtiſche Philoſophie und Theologie. Doch rechnet es ihnen die Schrift De ruina ecclesiae[24a] zur Schuld an, daß ſie, obgleich in äußerlich ordnungsmäßiger Disciplin, von heuchleriſchem Stolze und andern inneren Schäden erfüllt wären. Sie waren ununterbrochen beſtrebt, hohe Stellungen an ſich zu reißen, Rathgeber der weltlichen Machthaber zu werden, Ehen zu vermitteln, und erlaubten ſich namentlich durch Decimation, Beichtehören, Predigen, Beerdigung und auf andere Weiſe, beſonders in England und Irland, auch in Frankreich, Uebergriffe in die Rechte des Weltklerus. Viele Biſchöfe, Univerſitäten, ſelbſt Cardinäle arbeiteten ſolchen Anmaßungen entgegen; aber die Päpſte erwieſen ſich ihnen meiſt zugethan und beſtätigten, ja erweiterten ihre Privilegien, wie Clemens V. 1305—1314, Clemens VI. 1351, Alexander V. 1409, Johann XXIII. zur Zeit des Koſtnitzer Concils[25], wofür ſie ſich in ihren hierarchiſchen Tendenzen dankbare Mithülfe erwarben. Papſt Sixtus IV. gab zur Sicherſtellung der Privilegien für die beiden großen Mendicanten-Orden im J. 1474 2 Bullen und erließ 1479 zur Erweiterung derſelben eine dritte. Einen Hauptſtützpunkt fand die Bekämpfung an der Univerſität Paris, indem ſie darauf hielt und dieſen ihren Willen gegen alle 4 Bettelorden, ſelbſt gegen die Päpſte durchſetzte, daß, wenn Mendicanten-Mönche als Lehrer an ihr auftreten wollten, ſie ſich ihren Anordnungen unterwerfen mußten. Den Beſtrebungen der Univerſität traten die franzöſiſchen Parlamente bei, auch zum Schutz der Weltgeiſtlichen gegen die Unterdrückung von ſeiten der übergreifenden Mönchsgewalt.[26] Andererſeits ſannen die Bettelorden immer auf neue Mittel zur Erhaltung und Erweiterung ihrer Herrſchaft über die Gewiſſen und Gemüther, wozu ihnen weſentlich die Förderung des Aberglaubens diente. In dieſer Richtung ſtifteten ſeit 1475 (in Köln) die Dominicaner die Roſenkranzbrüderſchaften zum Zweck des evangeliſchen Grußes an die Jungfrau Maria, während die Franciscaner ihren Stifter aus der Chriſtusähnlichkeit zur Chriſtusgleichheit erhoben, wie ſie ſich, gleich den Karmelitern, rühmten und anmaßten, Seelen aus dem Fegfeuer zu holen.[27]

Zwar zeigten ſich, wie früher, ſo auch am Ende des 15. und am Anfange des 16. Jahrh. die Mendicanten, vor andern die Franciscaner und Dominicaner, den Päpſten ſehr ergeben, wo es in ihrem Intereſſe lag; wenn aber die Päpſte ihnen nicht zu Willen waren, ſo galten ihnen dieſelben nichts, wie Erasmus von Rotterdam ſagt, welcher ihnen vorwirft, daß ſie in der Kirche eine tyrannis ausübten.[28] Nach wie vor beeinträchtigten ſie den Weltklerus, worüber z. B. im Oldenburgiſchen ſchwere Klage erhoben wurde, indem ſie den pastores und capellani im Beichthören, Predigen, Beerdigen, Teſtiren u. ſ. w. eine zurückdrängende Concurrenz machten und ſo einen großen Theil der Einkünfte entzogen. Die Säculargeiſtlichen, welche ihnen wol meiſt an Bildung und Gelehrſamkeit nachſtanden, wurden von ihnen öffentlich als Säufer, Hurer, asini u. ſ. w. gebrandmarkt. Die Päpſte ſchritten hier und da, beſonders in Deutſchland, gegen dieſes Gebaren ein, aber meiſt nicht mit genügender Energie, da ſie für die ihnen ſehr ergebenen und meiſt auch kirchlich thätigern Mendicanten eine Vorliebe hatten.[29] Indeß ſtellten die Klöſter nicht das Gegentheil des von ihnen verachteten Weltklerus dar, namentlich die Bettelorden waren ſittlich ſehr geſunken, und zwar ſo ſehr, daß Mönche und Nonnen vielfach in faſt offener geſchlechtlicher Gemeinſchaft lebten. Päpſte, Biſchöfe, Concilien ſchritten nicht ſelten hiergegen ein, aber unter großen Schwierigkeiten, unter ſtarkem Widerſtreben der Klöſter und mit keinem durchgreifenden Erfolge. Landgraf Wilhelm III. von Heſſen beklagte ſich in einem Schreiben vom 16. Febr. 1493 bei dem Papſt Alexander VI. bitter über den Zuſtand der Kloſterzucht in ſeinem Lande und drohte mit dem Dazwiſchentreten ſeines gladius saecularis, wenn die geiſtliche Oberbehörde nicht endlich reformiren könne oder wolle.[30]

Von den älteren Orden fanden die Ciſtercienſer

22) Ebenda II, 3, S. 205—208. 23) Ebenda II, 3, S. 214. 24) In ſeinem Arbor crucifixae vitae (Venedig 1485), Lib. V, cap. 3, bei Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 1, S. 354—356. 24a) Cap. 33. 25) Gieſeler II, 3, S. 198—202.

26) Ebenda II, 4, S. 290—294. 27) Ebenda II, 4, S. 297. 28) Opera edit. Lugd. Batav. T. III, P. I. p. 515, epist. 447. 29) Ebenda II, 4, S. 293—297. 30) Ebenda II, 4, S. 287—290.

Digitized by Google

im 12. und 13. Jahrh., beſonders in Frankreich, eine ſchnelle und ſtarke Ausbreitung. Die erſten und bedeutendſten filiae (Filialabteien, nicht: Nonnenklöſter) von Citeaux waren Firmitas (la Ferté), 1113 geſtiftet, Pontiniacum (Pontigny), 1114 geſtiftet, Claravallis (Clairvaux) und Morimundum (Morimond), 1115 geſtiftet, und jede derſelben hatte wiederum eine zahlreiche Kindſchaft (filiatio, generatio), ſodaß es im 13. Jahrhundert bereits über 1800 Ciſtercienſerabteien (Klöſter) im Abendlande gab.[31]) Aber bald nach Bernhard's Tode (1153) erlag auch dieſe Congregation dem allgemeinen Schickſale des Ordensweſens. Ihre Aebte und Mönche, welche Bernhard ſtreng unter dem Stabe des biſchöflichen Regiments gehalten hatte, ſtrebten nach Reichthum, Genuß, Macht, Autonomie und Unabhängigkeit von den Diöceſanbiſchöfen und andern Autoritäten. Nachdem den Aebten ſchon früher die geiſtliche Juriſdiction über ihre Mönche verliehen worden war, ertheilte Papſt Alexander III. 1162 dem Orden dieſelbe über ſeine firmarii (Meiereiverwalter) und Hörigen.[32]) Aber derſelbe Papſt (geſt. 1181) klagte auch 1171 in ſeiner Epistola ad abbates Cistercienses[33]): Die meiſten Aebte ſeien von der urſprünglichen Regel ſo ſehr abgewichen, ut aliqui ex vobis ..... villas, molendina, ecclesias et altaria possident (possideant), fidelitates et hominia (Geſellſchaften) benigne suscipiunt, justitiarios et tributarios tenent et omne studium adhibent, ut termini eorum dilatentur in terris. — Die Statuta capituli generalis Cisterciensium vom J. 1257[34]) ſagen aus: Es werde auf Weiſung des Papſtes beſchloſſen, ut abbatibus liceat uti cappis in omnibus solemnitatibus, quibus fit processio, quoties etiam albis induuntur et portant baculum pastoralem, necnon et altaris ministris uti dalmatica et lanica, abbate duntaxat celebrante. Der Papſt Clemens IV., 1265—1268, klagt in einem Schreiben an den Ciſtercienſerabt von Casa Dei[35]): decessores suos (des Papſtes) monasteriis dedisse privilegia juri divino contraria et humano, quae rationabiliter annullare se posse, und fügt hinzu: et quamvis nostris praedecessoribus, prout necessitas exigit, geramus honorem, multa tamen eorum aliquibus placuerant, quae nobis imparis meriti et scientiae nulla possent ratione placere. — Als auf der Kirchenverſammlung zu Vienne 1311 über die Exemtion der Klöſter von der Biſchofsgewalt verhandelt wurde, ſprach für dieſelbe beſonders ein Ciſtercienſerabt.[36])

Trotz der Abmahnung und des Verbotes der Päpſte entſtanden auch während des 14. Jahrh. neue Orden; ſo in Spanien und Italien derjenige der Hieronymiten, welcher indeß eine weite Ausdehnung nicht gewann.[37]) — Als eine Modification der Benedictinercongregation wurden durch Johann Tolomei auf dem Oelberge bei Siena in Italien die Olivetaner (Congregatio S. Mariae montis Oliveti) geſtiftet und 1319 durch Papſt Johann XXII. beſtätigt.[38]) — Johann Colombino gründete in derſelben Stadt den Orden der Jeſuaten (Jesuati), einen aus Laien beſtehenden Bettelorden nach der Regel des heil. Auguſtinus, welcher durch denſelben Papſt 1367 ſeine Approbation empfing.[39])

Schon ſeit dem 11. Jahrh. finden ſich in den Niederlanden Congregationen von Frauen zu dem Zwecke eines gemeinſamen Lebens in religiöſen Andachtsübungen, aber ohne Nonnengelübde und ohne gewiſſe Formen, welche ſonſt bei den Frauenorden üblich waren. Im 12. Jahrh., wie es wahrſcheinlich iſt, errichteten ſie Verſammlungshäuſer, welche Papſt Bonifacius VIII., 1294—1303, monasteria nennt und welche wol auch bereits damals dem Zuſammenwohnen dienten. Man nannte ſie Beguinen (Beghuinen), Beguinae oder Beguttae. Ihre Zahl mehrte ſich, auch in Deutſchland und in der Schweiz, beſonders aber in den Niederlanden, ſehr erheblich während des 13. Jahrh., in welchem, wie man anzunehmen hat, verſchiedene Formen ſolcher Vereinigungen beſtanden, unter ihnen auch ſogenannte canonissae saeculares als Geſellſchaften adeliger Frauen, welche Familienſtifter begründeten und wie die übrigen Beguinen ehelos lebten. Zu ähnlichen Verbindungen traten, ebenfalls vorzugsweiſe in den Niederlanden, Männer zuſammen, welche man Beguini oder Begharden nannte. Da dieſe Religioſen, weibliche wie männliche, in freier Selbſtändigkeit leben wollten und ſich weder einem beſtehenden Frauen- oder Männerorden anſchloſſen, noch den biſchöflichen oder päpſtlichen Vorſchriften unterwarfen, auch wol mehrfach von den officiellen kirchlichen Dogmen abwichen und nicht ſelten, wie zu Baſel im Anfange des 15. Jahrh., ein Leben in Faulheit und Unzucht führten, ſo kamen ſie vielfach mit den Kirchenbehörden in Conflict und wurden durch die Inquiſition verfolgt. Um ſich hiergegen zu ſchützen, ließen ſie ſich meiſt in den dritten Orden der Franciscaner und Dominicaner, unter die Tertiarier, aufnehmen.[40])

Ebenfalls weſentlich den Niederlanden gehören die Brüder vom gemeinſamen Leben (fratres vitae communis) an, eine freie, zwar kloſterartige, aber nicht formell klöſterliche, an keine ewigen Gelübde gebundene Vereinigung, welche der Weltprieſter Gerhard Groot (geſt. 1384) zu Deventer ſtiftete und welcher von 1400 bis 1471 der Verfaſſer der Imitatio Christi, Thomas a Kempis angehörte.[41]) Groot ſammelte in der genannten Stadt eine Anzahl von jungen Männern, welche in den geiſtlichen Stand treten wollten, unterrichtete dieſelben, ließ ſie Kirchenväter und andere Literaturwerke abſchreiben,

31) Ebenda II, 2, S. 315—317. 32) Maurique, Annales Cisterc. T. I, p. 357. 33) Derſelbe, ebenda T. II. p. 520. 34) Bei Martène, Thesaurus anectod. T. IV, p. 1407. 35) Launoy, Opera T. V, P. I. p. 263. 36) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 2, S. 322. 323. 37) Ebenda II, 3, S. 217.

38) Ebenda II, 3, S. 217. 39) Ebenda II, 3, S. 217. 40) J. L. von Mosheim, De Beghardis et Beguinabus, ed. G. H. Martini (Leipzig 1790). — Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 2, S. 370—372, und II, 3, S. 219—223. 41) Er hat eine Vita Gerardi Magni geſchrieben. Vgl. K. Ullmann, Reformatoren vor der Reformation II, S. 62 fg.

Digitized by Google

hielt mit ihnen gemeinſame Andachten. Sein Schüler Florentius Radewini, welcher 1400 ſtarb, führte das Unternehmen zu einer weiteren Ausgeſtaltung, indem er ein Kloſter der regulirten Kanoniker in Windesheim bei Zwoll errichtete, welches bald der lebensvolle Mittelpunkt der weitverbreiteten Windesheimer Congregation wurde. Für die hier von ihm unterwieſenen jungen Männer, welche ſich als clerici für den geiſtlichen Beruf vorbereiteten und mit welchen ſich fromme Laien zu Gütergemeinſchaft, aber ohne eigentliche Kloſtergelöbniſſe, verbanden, errichtete er ein Fraterhaus, in welchem die Genoſſen ihr Leben nach dem Vorbilde und den Anweiſungen Groot's fortſetzten. Die communitas fand in den Niederlanden und in Norddeutſchland bald eine zahlreiche Gefolgſchaft, aber auch, weil ſie mehrfach mit den Begharden auf Eine Linie geſtellt wurde, manche Verfolgung durch die Inquiſitionstribunale. Beſonders die Bettelmönche waren ihre Feinde, bewirkten aber ebendadurch, daß ſich viele fromme Gemüther den Brüdern anſchloſſen, indem ſie ſich von den entarteten Genoſſen der eigentlichen Mönchsorden abgeſtoßen fühlten.[42]) — Als der Lector des Dominicanerkloſters in Gröningen Matthäus Grabo die Brüder des gemeinſamen Lebens in einer Schrift als Häretiker verdammte, weil ſie außerhalb der approbirten Mönchsregel (religio, welche er als die vera religio christiana erachtete) eine Gemeinſchaft unterhielten und den Mönchen eine verhaßte Concurrenz machten, ſo kam die Angelegenheit vor die Koſtnitzer Kirchenverſammlung, 1414—1418. Hier klagte ſie Grabo's Vertreter an als „domos sumptuosas ad modum monasteriorum regularium aedificantes"; „cum observatione quorundam rituum minime per ecclesiam approbatorum".[43]) Die fratres, welche in den Niederlanden und in Deutſchland an Zahl bedeutend zunahmen, beobachteten allerdings keine ausdrücklichen vota castitatis, obedientiae et paupertatis, hielten aber, wie die Windesheimer Congregation, mit welcher ſie in Verbindung ſtanden, ernſtlich auf praktiſches Chriſtenthum, ertheilten Schulunterricht und lehrten Gewerbe.[44])

Einen neuen Orden mit den herkömmlichen Gelübden, Regeln und Formen, und zwar für Männer und Frauen, ſtiftete um 1363 in dem ſchwediſchen Kloſter Wadſtena die heil. Birgitta, den Ordo Sanctae Birgittae, welcher vom Papſte Urban V. 1370 die kirchliche Beſtätigung erhielt. Nach einer von den angenommenen Regeln ſollten merkwürdigerweiſe Mönche und Nonnen, nämlich 60 Schweſtern und 13 Prieſter mit 4 Diakonen und 8 Laienbrüdern, zuſammen in demſelben Kloſter leben.[45]) — Ebenfalls eine neue Congregation, und zwar auch für Männer und Frauen, entſtand ſeit 1457 durch Franciscus a Paula in einer kleinen Stadt von Calabrien, wo derſelbe bisher als Einſiedler in einem nicht reformirten Franciscanerkloſter gelebt hatte. Dieſe Genoſſenſchaft, welche Papſt Sixtus IV. 1474 als Eremitae sancti Francisci beſtätigte, breitete ſich zuerſt in Italien, dann auch in Frankreich, ſpäter in Spanien aus und zeichnete ſich vor den übrigen Orden durch die ſtrenge Beobachtung der vita quadragesimalis aus. Nach einiger Zeit gab der Stifter eine ſpecielle Regel, welche er, jedoch ſtets mit päpſtlicher Genehmigung, dreimal umänderte. Mitglieder waren fratres, sorores und tertiarii. Dem Begründer, welcher 1507 ſtarb und ſeinem Orden, um damit die Minores zu überbieten, ſpäter den Namen des Ordo minimorum fratrum eremitarum fratris Francisci de Paula beilegte, wurden allerlei abgeſchmackte Fabeln angedichtet.[46])

Auch andere Congregationen erwieſen ſich in den Mitteln, ihr Anſehen und ihren Einfluß zu heben, nicht wähleriſch, indem z. B. viele Mönche päpſtliche Privilegienurkunden betrügeriſch anfertigten.[47]) Dominicaner und Franciscaner waren geſchäftig, ihre Stifter immer mehr, bis ins Ungeheuerliche, zu verherrlichen. So ſchreibt z. B. der General der Dominicaner Raimund von Capua in ſeiner Vita der 1380 geſtorbenen heil. Katharina[48]): dieſe habe in einer Viſion wahrgenommen, wie der heil. Dominicus aus der Bruſt Gottes hervorging, und zwar neben und gleichzeitig mit Chriſtus, welcher aus Gottes Munde erzeugt wurde, wobei der Erzeuger geſprochen habe, Chriſtus ſei ſein natürlich erzeugter, Dominicus ſein Adoptivſohn.[49]) Die Minoriten ſuchten ſich durch die Erdichtung zu heben, daß ihr Stifter jährlich zweimal vom Himmel ins Fegfeuer ſteige, um diejenigen zu erlöſen, welche im Laufe des Jahres mit ihrem Ordensgewande bekleidet geſtorben wären.[50]) Dabei währte der Streit zwiſchen den zwei großen Bettelorden über die Empfängniß der Maria, die evangeliſche Armuth und andere Fragen im 14. und 15. Jahrh. fort. Indeß wurde der gegenſeitige Conflict und Wettſtreit zum Theil dadurch gemildert, daß ſich die Wege und Aufgaben beider in weſentlichen Stücken ſchieden; während die Dominicaner mehr und mehr in die ausſchließliche Uebung der Inquiſition, der Predigt wie der Seelſorge bei den höheren Ständen kamen und dabei thatſächlich in ſteigendem Grade zu einem beſitzenden Orden wurden[51]), wandten ſich die Franciscaner mehr der Beeinfluſſung der niederen Volkskreiſe zu, deren Verehrung und Almoſen ſie, ſelbſt nicht unter Verſchmähung heiligen Betruges, zu gewinnen ſuchten und wußten.[52])

Dabei ſank, auch in den beſitzenden Klöſtern, wie während des Schismas, ſo während der folgenden Zeit, die Zucht immer tiefer in Verweltlichung und Sittenloſigkeit, Verwilderung und Ausſchweifung, zum Theil dadurch, daß die Klöſter an Cardinäle zu Commenden vergeben wurden. Zu Monte-Caſino fand Boccaccio (geſt. 1375) die Bibliothek in einem ganz verwahrloſten

42) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 3, S. 226—231. 43) Von der Hardt, Concil. Constant. III, p. 106. 44) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 4, S. 303—316. 45) Ebenda II, 3, S. 217. 218. 46) Ebenda II, 4, S. 317. 318. 47) Ebenda II, 2, S. 309. 310, wo ſich nähere Belege dafür finden. 48) Pars II, cap. 7. 49) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 3, S. 203. 204. 50) Ebenda II, 3, S. 205. 51) Ebenda II, 3, S. 204. 52) Ebenda II, 3, S. 205.

Digitized by Google

Zuſtande.[53]) In St.-Gallen hielt ſich um 1400 der Abt Cuno öffentlich ein „Husfrawen" und daſſelbe thaten ſeine Mönche.[54]) Auch griffen die Mönche in das politiſche Leben ein, wie in Florenz der Dominicaner Hieronymus Savonarola, welcher 1498 verbrannt wurde. Schwere Klagen über dieſen Niedergang erhob beſonders der Kanzler der pariſer Univerſität Gerſon, welcher 1429 ſtarb. Auch andere ernſte Chriſten ließen ihre Stimme über den ſchweren Verfall während des Schismas (1378 fg.) und des Koſtnitzer Concils, 1414—1418, vernehmen, beiſpielsweiſe in der Schrift De ruina ecclesiae, in welcher es unter anderm heißt: Den Mönchen ſei nichts mehr verhaßt als cella et claustrum, lectio et oratio, regula et religio; ferner: Ecce, omnium coenobiorum[55]) uberrimos olim fructus ita hodie attenuatos cernimus, ut unde centum homines vivere solebant, vix decem nunc aegerrime vivant.

Das Herabſinken von der früheren Höhe der Aufgabe machte ſich im 15. und 16. Jahrh. für den Franciscanerorden beſonders bei den ſogenannten Conventualen bemerkbar, wodurch andererſeits die Obſervanten in der Gunſt der kirchlichen Oberen ſtiegen, von welchen ſie bisher mit Mistrauen angeſehen worden waren, und ſogar Privilegien erlangten, welche jetzt den Conventualen nicht eingeräumt wurden; durch die Bulle der Kirchenverſammlung zu Konſtanz vom 23. Sept. 1416 erhielten ſie die oberkirchenregimentliche Anerkennung und Beſtätigung. Leo X. übertrug 1517 ihnen ausſchließlich die Wahl des Generals für den geſammten Minoritenorden. Als tüchtige Volksredner erwieſen ſich die zwei vicarii generales für die Provinz Italien Bernardinus Senensis (geſt. 1441) und Joannes Capistranus (geſtorben 1456).[56]) — Unter allen größeren Mönchscongregationen hielten ſich während des 15. Jahrhunderts von dem allgemeinen Rückgange im religiöſen, ſittlichen und ſocialen Leben nur die Kartäuſer fern und frei, indem ſie bei der alten ſtrengen Obſervanz in Einſamkeit, Enthaltſamkeit, Schweigen und Kloſtervisitation verblieben.[57]) — Auch viele Klöſter der Nonnen (Moniales) waren während des Schismas Sitze der Ausſchweifung und anderer Abirrungen. Man lieſt hierüber z. B. in der Schrift De ruina ecclesiae[58]): Nam quid, obsecro, aliud sunt hoc tempore puellarum monasteria, nisi quaedam, non dico Dei sanctuaria, sed Veneris exsecranda prostibula, sed lascivorum et impudicorum juvenum ad libidines explendas receptacula, ut idem hodie sit puellam velare, quod ad publice scortandum exponere. Papſt Gregorius XII. ſchreibt 1408 an einen Abt in Friesland: er habe vernommen, daß in 22 Klöſtern der Benedictinerinnen aus den Diöceſen Bremen, Münſter und Utrecht mit dieſen Benedictinermönche zuſammenlebten, und zwar in Ehebruch, daß die in ſolchem geborenen Kinder in die Klöſter aufgenommen oder auch getödtet würden.[59])

Um ſolchem und ähnlichem Treiben zu ſteuern, ordnete ſchon Papſt Benedictus XII. mehrere Reformen an, 1335 für die Ciſtercienſer, 1336 und 1340 für die Benedictiner.[60]) Noch ernſtlicher ging an die Abhülfe ſolcher Schäden die Synode von Konſtanz, 1414—1418, indem ſie 1417 unter ihrer Aufſicht ein Provinzialkapitel der deutſchen (ſchwarzen) Benedictiner für die biſchöflichen Sprengel von Mainz und Bamberg halten ließ, was ſeit langer Zeit nicht geſchehen war.[61]) Auch ſtellte dieſe Kirchenverſammlung einen allgemeinen Entwurf zu einer Reform aller Klöſter auf.[62]) Mehr Erfolg als das Koſtnitzer erzielte das Baſeler Concil, 1431—1443, indem es ihm gelang, die regulirten Deutſchen Chorherren (canonici) zur ſtrengen Regel zurückzuführen und zwar auf dem Windesheimer Ordenskapitel. Die Reform wurde bald auch auf Klöſter anderer Congregationen ausgedehnt, namentlich auf die der Benedictiner. Der 1450 und 1451 in Deutſchland anweſende päpſtliche Legat Cardinal Nikolaus von Cuſa ſetzte dieſe Beſtrebungen, welche ſchon in den zwanziger Jahren Platz gegriffen hatten, im Sinne Roms fort, beſonders für die canonici regulares.[63])

Indeß ſtießen derartige Reformen auf viele Hinderniſſe, zumal in den Klöſtern die Theilung der Einkünfte unter die einzelnen Mönche weit eingeriſſen war, ſodaß dieſe, die vielfach moniales oder conversas (Laienſchweſtern) als Concubinen und ſomit eine Art von Hausſtand hielten, ſich an eine ſtarke Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit gewöhnt hatten. Viele derſelben rechtfertigten ſich hierüber durch die Unterſcheidung des usus und der possessio bonorum: jener ſtehe ihnen, dieſe nur der Gemeinſchaft zu, wie dies beſonders Johann Buſch bei ſeinen Reformverſuchen in Deutſchland erfahren mußte, indem ihm auch zahlreiche Nonnenklöſter einen zähen Widerſtand entgegenſetzten, ſodaß, um ihn zu unterſtützen, viele Landesfürſten und Biſchöfe ſich gezwungen ſahen, mit Gewalt einzuſchreiten, ein Zuſtand, welcher ſich auch noch im Anfange des 16. Jahrh., wie in Deutſchland, ſo in Oeſterreich, in der Schweiz und anderwärts geltend machte. Hierbei ſchloſſen ſich, auch ſchon im 15. Jahrh., die reformirten Klöſter von den nichtreformirten ab und zu einer beſondern Congregation zuſammen, wie dies beſonders die Bursfelder Benedictiner thaten, deren ſo neugebildeter Gemeinſchaft 1506 bereits 75 Klöſter angehörten. Ein Gleiches gilt von den Ciſtercienſern in Spanien.[64]) — Die Zahl aller Mönchsklöſter im Abendlande am Anfange des 15. Jahrh. hat man zu 15,107 berechnet. Im übrigen zeichnet ſich die vor-

53) Ebenda II, 3, S. 193. 54) Reimchronik des Appenzellerkreiſes, herausgegeben von J. von Arx (St.-Gallen 1830), S. 4. 55) Dieſes Wort wird in dem Buche neben monasterium gebraucht. 56) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 4, S. 287. 57) Joh. Buſchius, De reformatione monasteriorum Lib. III, cap. 32. 58) Cap. 36.

59) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 3, S. 195. 60) Ebenda S. 194. 61) Die Acten hierüber bei von der Hardt, Concil. Const. I, XXVI, p. 1086 seq. 62) Gieſeler, Kirchengeſchichte II, 4, S. 272. 63) Ebenda S. 272—275. 64) Ebenda S. 275—286.

Digitized by Google

ſtehende Periode gleich den frühern durch den Mangel ſtatiſtiſcher Angaben in der betreffenden Literatur aus, wie auch die folgende daran leidet.

4) Von der Deutſchen Reformation bis zur Franzöſiſchen Revolution, von 1517 bis 1789. Nachdem der Auguſtinermönch Luther, ein Genoſſe desjenigen von den größeren Orden, welcher der äußerlichen Werkheiligkeit gegenüber im Geiſte ſeines erſten Stifters die Innerlichkeit des Gewiſſensglaubens an die abſolute Gnade und Macht Gottes am ſtärkſten betonte, nach ſeinem erſten entſcheidenden reformatoriſchen Auftreten eine Zeit lang unter Klauſur und Tonſur in der Kutte geblieben war, emancipirte er ſich hiervon, zunächſt theoretiſch, 1521 durch die auf der Wartburg verfaßte kleine Schrift: „Von den geiſtlichen und Kloſtergelübden Martini Luther's Urtheil", worin er behauptete, daß die Mönchsgelübde, namentlich die Eheloſigkeit, in der Heiligen Schrift nicht begründet, wider den Glauben, die chriſtliche Freiheit und die Vernunft liefen. Durch das Ablegen der Kutte und den Eintritt in die Ehe vollendete er thatſächlich den Austritt aus dem Mönchs- und Kloſterſtande. Seinem Vorgange folgten zahlreiche Mönche aus den verſchiedenſten Klöſtern, ſowie viele Nonnen, indem ſie ihre vota aufgaben und ihre Häuſer verließen. Andere ſetzten einen zähen, meiſt paſſiven Widerſtand entgegen, und es ſind innerhalb der Länder, wo die ſächſiſche wie die ſchweizeriſche Reformation platzgriff, in Nord- und Südweſtdeutſchland, in den Niederlanden, in Dänemark, Schweden, Norwegen, England, Schottland, vorzugsweiſe die Mannsklöſter geweſen, in welchen ſich das alte Kirchenweſen am längſten hielt, ohne daß ſie, bei ihrer ſittlichen, religiöſen und wiſſenſchaftlichen Verkommenheit, die Neuerung geiſtig bekämpfen und überwinden konnten. Eine große Zahl von Klöſtern ging von ſelbſt ein, indem ſie von den Inſaſſen verlaſſen wurden; andere wurden, unter Exmiſſion derſelben, durch die Landesherren, Ritter, Stände aufgehoben und ihre Güter zu weltlichen oder auch kirchlichen und Schulzwecken eingezogen, in Niederſachſen und Würtemberg vielfach zur Dotation für Profeſſoren, in Schleswig-Holſtein, Schweden, Norddeutſchland zur Begründung von adeligen Fräuleinſtiftern verwendet.

Für die alte katholiſche Kirche hatte die Reformation mehrfach den Erfolg, daß die Klöſter ſich aus ihrer Lethargie wieder mehr zu ihrer eigentlichen Aufgabe erhoben und Reformen einführten. In dieſer Richtung arbeitete auch das Tridentiner Concil, 1545 fg., indem es namentlich anordnete, daß die Klöſter unter ſich mit Viſitationen u. ſ. w. verbundene Congregationen bilden ſollten, worauf ſie indeß meiſt nur läſſig oder zum Schein eingingen.[65] — Es trat für die alten Orden eine weitgreifende Stagnation, ein ſtarker Mangel an Initiative zu lebensvoller, wirkſamer Thätigkeit ein, ſelbſt für die bisher regſamſten, die beiden großen Bettelorden. Die zwiſchen den Franciscanern und Dominicanern obwaltenden Streitfragen über die Erbſünde, die Empfängniß der Maria, die Armuth u. ſ. f. definitiv und apodiktiſch zu entſcheiden, unterließ die Kirchenverſammlung von Trient, um keiner von beiden Genoſſenſchaften abſtoßend zu nahe zu treten. — Unter der Führung des Matthäus von Baſſi trennten ſich 1525 von den Franciscanern die Kapuziner, wobei ſie anfangs faſt nur darauf aus waren, Aeußerlichkeiten wiederherzuſtellen, namentlich die Lebensweiſe und die Kleidung des heil. Franciscus von Aſſiſi; doch nahmen ſie ſpäter einen geiſtigen Aufſchwung und entfalteten als Volksprediger eine bedeutende Thätigkeit, nachdem ſie 1529 ihr erſtes Generalkapitel gehalten hatten.[66]

Zur Entſtehung neuer Congregationen kam es zunächſt durch Cajetanus von Thiena und Joh. Petrus Caraffa, Biſchof von Theate, nachmaligen Papſt Paul IV., von welchen 1524 die Theatiner ausgingen, nicht als eigentliche Mönche, ſondern als regulirte, zu gemeinſamem Leben verbundene Weltprieſter. Sie rekrutirten ſich meiſt aus dem Adel, hatten vor allem die Aufgabe, der Seelſorge eifrig obzuliegen und erlangten ein hohes Anſehen, aber nie eine zahlreiche Verbreitung.[67] — Im J. 1528 gründete in Somasca zwiſchen Bergamo und Mailand der venetianiſche Patricier Hieronymus Aemilianus (italieniſch: Miani) mit der anfänglichen Miſſion, verlaſſene Kinder aufzunehmen, die Somasker, welche 1540 durch Papſt Paul III. beſtätigt wurden. Gemäß ihrer Regel bildete ſich ſpäter eine Congregation regulirter Weltprieſter.[68] Sie haben in der Folge keine bedeutende Ausbreitung erlangt. — Seit 1530 traten zu einer Genoſſenſchaft regulirter Weltkleriker, zunächſt in Mailand, die Barnabiten zuſammen. Im beſondern zu jeder religiöſen Thätigkeit für das Volk verpflichtet, ſind ſie in ſehr mäßigen numeriſchen Schranken geblieben.[69] — Die Congregation der Urſulinerinnen errichtete zu dem Zwecke der Krankenpflege und des Unterrichtes armer Mädchen 1537 Angela von Brescia, einen Bund junger Frauensperſonen, welche wie die Tertiarerinnen in der erſten Zeit bei ihren Familien wohnten, mithin ohne alle Klauſur, ſpäter aber theilweiſe zu einem gemeinſamen Leben ſich in Klöſtern vereinigten, deren erſtes 1612 in Paris errichtet wurde. Indem dieſer Orden das erſte wirkungsvolle Beiſpiel einer vorzugsweiſe praktiſchen Thätigkeit in Krankenpflege und Unterricht gab, verzweigte er ſich in wachſender Zahl ſeiner Niederlaſſungen ſehr bald nach vielen Ländern.[70] — Als eine mehr freie Verbrüderung, ohne ſpecielle Gelübde, eine lebendige Gottesverehrung, ſowie die apoſto-

65) Ebenda III, 3, S. 683. 684.

66) Johannes de Terranova, De origine fratrum Capucinorum S. Francisci, 1571 italieniſch verfaßt, lateiniſch in den Acta Sanctorum Maji mens., IV, 383 seq. — Zacharias Boverius, Annales ordinis minorum S. Francisci, qui Capucini vocantur, Lyon, T. I und II, 1632, und 1639 T. III, von Marcellinus de Piſa 1679; dazu Appendix ad T. III. P. I, von Sylveſter a Mediolano (Mailand 1737). — Dazu des Verfaſſers Artikel „Kapuziner" in dieſer Encyklopädie. 67) Gieſeler, Kirchengeſchichte III, 2, S. 491, wo die Literatur über die Entſtehung aufgeführt iſt. 68) Ebenda S. 491. 492. 69) Ebenda. 70) Ebenda III, 2, S. 682. 683.

Digitized by Google

liche Armen- und Krankenpflege zu erwecken und zu fördern, geſtaltete ſich ſeit 1548 durch Philipp von Neri die Congregatio Oratorii in Florenz. Die Genoſſen kamen in dieſem ihrem Betſaale faſt täglich zum Beten und Singen, zur Auslegung der Heiligen Schrift, zur Lektüre der Patres, der Vitae Sanctorum und dergl. zuſammen. Eine ähnliche Vereinigung ſtiftete 1611 in Paris Pierre de Perulle. Die Väter beider Oratorien erwarben ſich bald große Verdienſte um die theologiſchen Wiſſenſchaften.[71] — Der durch Franz von Sales, Biſchof von Genf, 1610 gegründete Frauenorden von der Heimſuchung unſerer Lieben Frau (Ordo de visitatione b. M. V.) übernahm die beſondere Verpflichtung zur Krankenpflege.

Infolge der oben erwähnten Weiſung der Tridentiner Kirchenverſammlung, daß die einzelnſtehenden unabhängigen Klöſter zu gegenſeitiger Beaufſichtigung in Congregationen zuſammentreten ſollten, vereinigten ſich 1618 zur Erneuerung der Regel Benedict's einige Klöſter in Frankreich, denen die meiſten älteren Benedictiner und ſpäter die Oratorianer von Paris ſich anſchloſſen.[72] Anfangs nur in geringer Zahl, wuchs der Bund unter dem Namen Mauriner bald ſehr bedeutend und ward eine fruchtbare Pflanzſtätte für Wiſſenſchaft und Literatur, beſonders unter dem zweiten General Georg Tariſſe 1630—1648, von dem Cardinal Richelieu wirkſam unterſtützt. Mit der Abtei St.-Germain-des-Prés in Paris als dem Hauptſitze gebot der Orden bald über mehr als 180 Klöſter.[73] — Mit dem J. 1622 entſtand in Rom durch den Spanier Calaſanza mit der Aufgabe, die männliche Jugend, beſonders in den Mittelſchulen, zu unterrichten die Gemeinſchaft der Piariſten (Patres piarum scholarum), deren Anſtalten ſich bald auch in andern Ländern, namentlich ſpäter Oeſterreich, ſehr vermehrten. — Vincentius de Paula ſtiftete 1624 in Paris den Orden der Prieſter der Miſſion unter den Chriſten oder der Lazariſten, denen er eine den Jeſuiten nachgebildete Regel gab, 1634 die halbklöſterliche Congregation der Barmherzigen Schweſtern, welche im 19. Jahrh. einen mächtigen Aufſchwung, beſonders in Frankreich, nehmen ſollten.[73a])

Jeder dieſer Orden, bezw. Brüder- und Schweſterſchaften, welche eine wachſende Tendenz aus Klauſur und ſtiller Contemplation heraus nach öffentlicher Wirkſamkeit aufweiſen, ſowie ihre Geſammtheit wurde an eingreifender Wirkſamkeit weit überboten durch die Jeſuiten. Ignatius von Loyola, Sproß einer adeligen Familie aus Guipuzcoa, vorher ein tapferer Kriegsmann, beſchloß 1521 in den geiſtlichen Ritterdienſt der Heil. Jungfrau zur Bekehrung der Ungläubigen im Heil. Lande zu treten, wozu ihn beſonders das Vorbild des heil. Franciscus und des heil. Dominicus anregte. In Alcala, Salamanca und Paris unter glühenden Andachtsübungen und eifrigen Studien vorbereitet, ſammelte er in der Hauptſtadt Frankreichs um ſich eine Schar Gleichgeſinnter, gab ihnen die Exercitia spiritualia und verband ſich mit ihnen in der Marienkirche auf dem Montmartre 1534 durch ein gemeinſames Gelübde. Nachdem ſie einen Theil von Italien als Bußprediger durchzogen hatten, legten ſie dem Papſte ihren Plan vor, einen Orden zu bilden, deſſen vornehmſte Aufgabe der Gehorſam gegen ihn ſein ſollte. Am 27. Sept. 1540 erhielten ſie als Societas Jesu die erſte päpſtliche Genehmigung, jedoch mit der Beſtimmung, daß der Orden ſich auf 60 Mitglieder zu beſchränken habe. Da ihr Streben hauptſächlich auf die Wirkſamkeit in der Außenwelt gerichtet war, ſo erwies ſich für ſie die Anlage von Klöſtern und die Klauſur als unweſentlich. Nachdem ſchon 1540 ihre Genoſſen Rodriguez und Franz Xaver nach Portugal gegangen waren, wo erſterer die Geſellſchaft bald zur höchſten Machtentfaltung, wenn auch unter Erregung von bittrem Haſſe gegen ihre Herrſchſucht, brachte, wurde 1541 Ignatius von den Mitgliedern zum erſten General erwählt.[74])

Schon 1543 ward dem Orden, welcher ſich bald die Bekämpfung der Reformation als Hauptaufgabe der inneren Miſſion ſtellte, geſtattet, eine unbegrenzte Zahl von Mitgliedern aufzunehmen, wie ſolche ihm als ſehr brauchbare Werkzeuge zufielen, und dieſe traten in eine ſtraffe Disciplin wie in die ſcharfe Gliederung nach Profeſſen als Hauptleitern (in der geringen Zahl Auserleſener) und Coadjutoren, welche die große Mehrzahl bildeten. Im J. 1545 ward ihnen die päpſtliche Erlaubniß zutheil, überall, wo ſie wollten, zu predigen und Beichte zu hören. Schon damals hatte das Haupt der Römiſchen Kirche die Gewißheit, daß ihm in dem neuen Orden vermöge des ihm verbrieften und erwieſenen unbedingten Gehorſams, der Intelligenz und Energie ſeiner Glieder, der ſtrengen Organiſation eine vorzügliche Hülfe zur Beherrſchung der Geiſter geworden ſei. Noch unter dem Generalate des Ignatius, welcher am 31. Juli 1556 ſtarb, wurde das höhere Schulweſen mit Eifer und Erfolg in Angriff genommen und zu dieſem Zwecke mit der Unterſtützung des Papſtes, an deſſen Sitze 1551 das Collegium Romanum gegründet, welchem 1552 das Collegium Germanicum mit der Aufgabe, in Deutſchland verlorenes Terrain zurückzuerobern, an die Seite trat. Der zweite General, der ſchlaue Lainez, gab dem Orden bis in das Aeußerſte der Einzelheiten ausgeführte Vorſchriften, um im voraus eine für alle Fälle (casus) geſicherte Praxis feſtzuſtellen. Den professi mit quattuor vota, zu welchen nur eine geringere Zahl tüchtiger Köpfe gewählt wurde, und den coadjutores, welche ſich in formati und in formati spirituales ſchieden, traten, ebenfalls mit den tria vota paupertatis, castitatis und obedientiae, die scholastici hinzu. Jeder wurde auf den für ſeine Individualität geeigneten Platz geſtellt und zugleich unter die ſchärfſte Controle von ſeines gleichen, von unten und oben; unbrauchbare Mitglieder

71) Ebenda S. 381. 382. 72) Haſe, Kirchengeſchichte (8. Auflage), S. 472. 73) Gieſeler, Kirchengeſchichte III, 2, S. 684. 73a) Ebenda III, 2, S. 682.

74) F. Kortüm, Entſtehungsgeſchichte des Jeſuitenordens (Manheim 1843). — Vgl. hierzu die in den folgenden Anmerkungen verzeichneten Schriften.

Digitized by Google

konnten wieder ausgeſchloſſen werden, eine Säuberung, welche bei den andern Orden principiell und thatſächlich nicht ſtattfand. Unter dem General Claudius Aquaviva, deſſen 1586 herausgegebene Ratio studiorum einen großen Einfluß gewann, entfernte ſich der Orden weſentlich von der bisher befolgten Theologie der Thomiſten und trat ſo in einen mehr oder weniger bedeutſamen Gegenſatz zu der Dogmatik und Moral der Dominicaner. Hieraus ergaben ſich für die Jeſuiten gegen das Ende des 16. Jahrh. Spaltungen; es bildete ſich Hand in Hand mit pelagianiſchen Anſchauungen und demagogiſchen Grundſätzen, durch welche z. B. der Fürſtenmord unter Umſtänden als gerechtfertigt erſchien, eine laxe Moral mit ihren verderblichen Probabilitäten und ihren caſuiſtiſchen Unterſcheidungen aus. Der Orden ging immer weiter in der Verherrlichung der päpſtlichen Infallibilität und Machtvollkommenheit, hob auf alle Weiſe den Heiligen-, beſonders den Mariencultus ſowie allerlei Aberglauben, wobei ihm in majorem Dei gloriam jedes Mittel recht war. Indem er ſich nach außen hin mit ſtarken Kräften der äußeren Miſſion zuwandte, wobei es, ohne vorgängige genügende Belehrung, beſonders auf maſſenhafte Taufen, ſelbſt ſterbender Kinder und ſonſtige Bekehrungen abgeſehen war, gerieth er beſonders mit den Franciscanern und Dominicanern am Anfange des 17. Jahrh. in Conflict. Da ſeine Miſſionare bei ihren Bekehrungen in Malabar wie in China, wo ſie auf dieſe Weiſe glänzende numeriſche Erfolge aufzuweiſen hatten, heidniſche Vorſtellungen und Gebräuche nicht blos duldeten, ſondern ſogar förderten, um ihre Miſſionsgemeinden mit Seelen zu füllen, und andere Orden, welche neben ihnen zu wirken ſuchten, dieſe ärgerliche Praxis in Rom denuncirten, ſo ſah ſich Papſt Gregor XV. genöthigt, hiergegen 1623 einzuſchreiten. Zur Mehrung der materiellen Mittel wurden von dem Orden umfangreiche Handelsgeſchäfte betrieben, beſonders in Aſien, was ihnen, wie den andern Orden ebenfalls im 17. Jahrh. verboten ward. Durch bedenkliche Manipulationen brachten 1626 die Jeſuiten die Erbſchaft des reichen Gauthiot an ſich. Einen ſehr bedeutenden Einfluß erlangten ſie, namentlich durch ihren Ordensgenoſſen Anton Poſſevinus, am Ende des 16. Jahrh. in Polen, wo ſie nicht blos die Weiterverbreitung der Reformation zu hindern wußten, ſondern auch die überwiegende Mehrzahl der Griechiſch-Orthodoxen zur Union mit Rom brachten. Die Rückführung derſelben zur Griechiſch-Ruſſiſchen Kirche unternahm ſeit 1772 mit Erfolg Katharina II.

Um das J. 1640 erhoben ſich in Frankreich als Vertheidiger des Auguſtinismus gegen den Jeſuitismus die Janſeniſten, denen ſich am Ende des Jahrhunderts die Aebtiſſin des Ciſtercienſerinnenkloſters von Port-Royal in Paris, Angelica, anſchloß[75], ſowie Perrault, Doctor der Sorbonne in Paris.[76] Noch wirkſamer, weil mit ſcharfem ſatiriſchem Witze, bekämpfte den Orden der Franzoſe Blaiſe Pascal in ſeinen Lettres provinciales, welche 1656 und 1657 zum erſten mal erſchienen und, wie die Schriften ſeiner Vorgänger, ſich namentlich gegen die unſittliche, verderbliche Probabilitätslehre wendeten. Hierdurch mehrten ſich zwar die Feinde der Jeſuiten, aber ſie ſelbſt wußten ſich noch lange Zeit hindurch in der einflußreichſten Stellung zu behaupten; in Frankreich ließ ſich durch ſie, beſonders durch die Beichtväter La Chaiſe und Le Tellier, in ſeiner Kirchenpolitik Ludwig XIV. leiten. Hier wie anderwärts bemächtigten ſie ſich immer mehr des höheren Unterrichtes und der Erziehung der Söhne aus den höheren Ständen, namentlich dem Adel; die Univerſitäten von Wien und Prag waren in ihren Händen; der Dreißigjährige Krieg wurde mit durch ſie in Scene geſetzt und unterhalten; hierzu wie zum Bau von zwar glänzend ausgeſtatteten, aber in geſchmackloſem, uniformem Stile aufgeführten Kirchen und Klöſtern ſtanden ihnen große Reichthümer wie die Geldbeutel zahlreicher Anhänger in den höchſten Ständen zu Gebote. — Als am Ende des 17. Jahrh. neue ſchwere Klagen darüber laut wurden, daß die Jeſuitenmiſſionare den bekehrten Heiden gegenüber in Aſien, beſonders in China, zu viele Conceſſionen machten, ordnete der Papſt 1703 eine Unterſuchung an Ort und Stelle an, welche zunächſt reſultatlos blieb.[77] Auf Grund der Anzeige von ſeiten der dortigen Kapuziner erfolgten, diesmal für die Miſſionen in China, neue päpſtliche Erlaſſe, zunächſt 1734 von Clemens XII. Eine ſehr ſcharfe Bulle, Omnium sollicitudo, richtete Papſt Benedict XIV. gegen das Miſſionstreiben des Ordens in Malabar, wie dies ſchon Clemens XI. 1715 in Bezug auf China gethan hatte. Nach mehrfachem Ungehorſam gehorchten endlich die ſchwer Verklagten dem ernſten Einſchreiten des Papſtes Benedict ſeit dem J. 1741.[78] — Die Mitglieder des Ordens: Patres (Prieſter), Scholaſtiker (Lehrer) und Coadjutoren (Laiengehülfen), an Geſammtzahl 19,876, vertheilten ſich nach ſeiner eigenthümlichen Geographie im J. 1717 auf 38 „Provinzen", welche wiederum zu größeren Gruppen vereinigt waren. Von dieſer zählten Italien 3639, Frankreich 3119, Belgien und Holland 1020, Spanien und Portugal 2207, Deutſchland 2609, England, Amerika und die übrigen Länder 7282. Dieſelben beſaßen damals 25 Profeßhäuſer, 59 Noviziathäuſer, 161 Seminarien, 650 Collegien (höhere Schulanſtalten), 350 Reſidenzen und über 200 Miſſionshäuſer. Ueber die zahlreichen Miſſionsſtationen außerhalb Europas im 18. Jahrh. veröffentlichte der Orden von 1699 bis 1774 ebenfalls ſelbſt eine weitläufige Statiſtik.[79] — Im Anſchluſſe an die Jeſuiten wurde 1732 der Orden der Re-

75) Zur Literatur über den Janſenismus und Port-Royal vgl. K. Haſe, Kirchengeſchichte S. 525. 76) In ſeiner Schrift La morale des Jésuites 1669.

77) Gieſeler, Kirchengeſchichte Bd. 4 (1857), herausgegeben von Redepenning, S. 62. 63. 78) Ebenda S. 63—66. — Zur Geſchichte des Ordens bis zum Anfang des 18. Jahrh.: Historia societatis Jesu von (ſeinen Mitgliedern) Nicol. Orlandinus, Franciſc. Sacchinus, Petr. Poſſinus, Joſ. Juvencius und Jul. Cordara (Rom 1615—1715). 79) Lettres édifiantes et curieuses écrites des missions étrangères par quelques missionnaires de la compagnie de Jésus (Paris in 22 Bänden).

Digitized by Google

demptoriſten oder Liguorianer durch den Neapolitaner Alfonſo Maria von Liguori als Congregatio Sanctissimi Redemptoris mit der Aufgabe geſtiftet, für katholiſche Frömmigkeit, Seelſorge und Jugendunterricht zu wirken. Aehnlich wie die Jeſuiten gekleidet, empfingen dieſe Religioſen 1749 ihre Beſtätigung durch Papſt Benedict XIV.[80])

Nachdem der zuletztgenannte Papſt (1740—1758), welcher wegen ihrer Widerſetzlichkeit in den oſtindiſchen und chineſiſchen Miſſionen kein Freund der Jeſuiten war, kurz vor ſeinem Tode einen wirkungsloſen Befehl zur Reform des Ordens erlaſſen hatte, wurde derſelbe durch ſeinen Nachfolger Clemens XIII. wieder ſtark begünſtigt, aber mit dem Erfolge, daß die Unpopularität ſeiner Schützlinge nur weitere Fortſchritte machte. Immer mehr zogen ſich über ihren Häuptern drohende Wolken zuſammen. In Portugal, wo man ihnen ſchon längſt allgemein gram war und der Mordverſuch auf den König am 3. Sept. 1758 ihnen zugeſchrieben wurde, erfolgte durch königliches Dekret vom 3. Sept. 1759 unter dem Miniſter Pombal die Aufhebung des Ordens ſammt der Einziehung ſeiner Güter, wie für das Mutterland, ſo für die Colonien.[81]) In Frankreich durch Ludwig XIV. ſehr begünſtigt, unter Ludwig XV. von deſſen Maitreſſe, der Marquiſe von Pompadour, und von dem Premierminiſter Herzog von Choiſeul bitter gehaßt, von letzterem beſonders deswegen, weil ſie in den Colonien Martinique und St.-Domingo durch ihren ausgedehnten Handel die eigentlichen Kaufleute ſchwer ſchädigten, mußte der Orden es erleben, daß für deren Entſchädigung und gegen das Treiben des Ordens im allgemeinen das Parlament durch ein Erkenntniß vom 5. Aug. 1762 einſchritt und eine Reform deſſelben forderte. Da dieſe vom Papſte und vom General Ricci verweigert ward[82]), ſo erfolgte durch königliches Decret vom November 1764 der Aufhebungsbefehl, welchem andere Edicte an die Seite traten. Die Verbannung aus Spanien geſchah unter dem Miniſter Aranda im J. 1767, wo an 5000 Ordensgenoſſen auf Schiffe verladen und nach dem Kirchenſtaate gebracht wurden, während ſie in Frankreich als Privatleute bleiben durften. In demſelben Jahre wurden ſie aus dem Königreiche Neapel und von der Inſel Malta vertrieben, im folgenden aus dem Herzogthume Parma.[83]) — In Paraguay hatte ſeit 1586 von Braſilien aus der Orden einen hierarchiſchen Staat, gleich einem großen Kloſter, mit zuletzt 30 Reductionen (Niederlaſſungen) eingerichtet; aber mit Spanien und Portugal in Krieg gerathen, mußte er ſich 1758 dieſen Mächten und ihren Geſetzen unterwerfen.[84]) — Gedrängt von den Bourboniſchen Höfen, erließ unterm 21. Juli 1773 Papſt Clemens XIV. (Ganganelli) die Bulle Dominus ac redemptor noster, wodurch er die Orden ſeinerſeits für aufgelöſt erklärte; doch blieb derſelbe — abgeſehen von der geheimen Organiſation in den Bourboniſchen Staaten — in Preußen, wo er durch Friedrich Wilhelm II. beſeitigt wurde, in Rußland und in andern Ländern öffentlich beſtehen. — Zwar fand man 1773 in den Kaſſen deſſelben auffallend wenige Baarbeſtände; aber der Perſonalbeſtand der drei Stufen hatte die Zahl von 22,589 in 24 Profeßhäuſern, 61 Noviziathäuſern, 669 Collegien, 176 Seminarien, 335 Reſidenzen und 273 Miſſionen erreicht.[85])

In Oeſterreich-Ungarn begann Joſeph II. 1780 eine mehrfach gewaltſame Reform der Klöſter, verbot ihnen den Verkehr mit auswärtigen Oberen, ſtellte ſie ſämmtlich unter die Biſchöfe, hob bald darauf alle auf, welche ſich nicht mit Seelſorge, Schule und Krankenpflege beſchäftigten, vereinigte deren Güter zu einem Schul- und Kirchenfonds, aus welchem neue Pfarreien, Schulen, Seminarien u. ſ. w. errichtet und dotirt wurden. Indeß blieben viele für beſeitigt erklärte Klöſter beſtehen; Joſeph ſelbſt noch machte mehrere Maßregeln rückgängig und Franz II. hob die meiſten Neuerungen ſeines Vorgängers auf, ließ aber den Kirchenfonds fortbeſtehen, wie er noch jetzt beſteht. — Gleichzeitig mit Joſeph II., aber vorſichtiger als dieſer, begann deſſen Bruder, der Großherzog Peter Leopold, in Toscana mit eingreifenden Reformen gegen die übermächtigen Orden, durch welche der Weltklerus faſt ganz unterdrückt war, indem er namentlich die Exemtion von der Gewalt der Biſchöfe aufhob; aber gerade dieſe widerſtrebten und bald kehrten die alten Zuſtände zurück. — Infolge der Revolution von 1789 wurden in Frankreich durch Decret der Nationalverſammlung vom 13. Febr. 1790 und 18. Aug. 1792 alle religiöſen Congregationen für aufgehoben erklärt, ihre Güter verkauft, der Erlös für Staatszwecke verwendet, die Geiſtlichen auf die Staatskaſſe übernommen. Für 1765 wurden in Frankreich 80,000 Nonnen und 79,600 Mönche in 1111 Abteien, Klöſtern u. ſ. w. mit 119,593,596 Francs Jahreseinkünften und circa 100 Mill. jährlichen Zehnten verzeichnet.[86]) Andere Angaben weiſen dem J. 1757 die runde Zahl von 100,000 Mönchen und ebenſo vielen Nonnen zu [87]); zum J. 1789 finden wir nur 52,000 Mönche und Nonnen, offenbar zu wenig, aufgeführt.[88]) — Belgien weiſt nach einer uns vorliegenden Angabe zum J. 1789 in 601 Klöſtern und ähnlichen Anſtalten etwa 12,000 Mönche und Nonnen auf. — In Spanien finden wir 1690: 40 Mönchsorden mit 9000 Klöſtern und 90,000 In-

---

80) Gieſeler, Kirchengeſchichte der neueſten Zeit (Redepenning) S. 358. 81) Ebenda IV, 69. 70. 82) Sint, ut sunt, aut non sint. 83) Gieſeler, Kirchengeſchichte IV, 70—72. 84) Ebenda S. 66—69.

85) Histoire de la chûte des Jésuites au XVIII siècle (1750—1782) par le comte A. de St.-Priest (Paris 1844). — Aug. Theiner, Geſchichte des Pontificats Clemens' XIV (2 Bde., Leipzig und Paris 1853). — Joh. Huber, Der Jeſuitenorden nach ſeiner Verfaſſung u. ſ. w. (Berlin 1873), geht bis 1773. — Der Franzoſe Crétineau-Joly nennt in ſeinem, wegen der Uebertreibungen ſelbſt den Jeſuiten nicht willkommenen Buche Clément XIV. et les Jésuites, dieſen Papſt ein „Scheuſal der Menſchheit“. 86) Nach einer Statiſtik des Abbé d'Expilly. 87) Abbé de St.-Pierre. 88) Charles Souveſtre, Les congrégations religieuses (1867).

faſſen [89]), wobei als „Klöſter“ wahrſcheinlich auch die Zweiganſtalten eingerechnet ſind, welche zwei Drittheile der Zahl derſelben wägen. Im J. 1787 erſcheint das Land, ebenfalls ohne die Colonien, mit 93,689 Mönchen und Nonnen. — In Braſilien haben von Anfang an nur wenige und zwar meiſt gering dotirte Klöſter beſtanden, wogegen ſie in Mexico zahlreicher geſtiftet und reich ausgeſtattet wurden.

5) Von der Franzöſiſchen Revolution bis zur Wahl des Papſtes Pius IX., von 1789 bis 1846. Als Napoleon I. geſtürzt war, ſtellte Papſt Pius VII., zunächſt für den Kirchenſtaat, die früheren kirchlichen Zuſtände mit Einſchluß der Klöſter unter einigen Reformen wieder her und ſchloß mit Frankreich, Neapel, Baiern und andern Ländern Concordate zur Wiederaufrichtung des Kloſterweſens, ſoweit dies möglich war. Unter dem 7. Aug. 1814 erklärte er durch die Bulle Sollicitudo omnium den Jeſuitenorden für reſtituirt, welchem Papſt Gregor XVI. (geſt. 1846) ſehr günſtig geſtimmt war, wie er denn, ſelbſt Mönch, überhaupt für das Mönchsweſen eine ſtarke Vorliebe an den Tag legte.

Wie in Neapel durch König Joſeph 1806, ſo wurden auch im Königreiche Italien und in dem 1810 mit ihm vereinigten Kirchenſtaate die meiſten Mönchsorden aufgehoben und ihre Güter zu Staatszwecken eingezogen. Man zählte 1806 auf dem Feſtlande von Neapel bei 5 Mill. Einwohnern 25,000 Mönche und 26,000 Nonnen. Nach Entfernung der Franzoſen wurden viele Klöſter wiederhergeſtellt, auch 1821 die Jeſuiten ſtaatsgeſetzlich wieder zugelaſſen. Auf Sicilien beſtanden 1831: 658 Mannsklöſter mit 7591 Inſaſſen, wahrſcheinlich ohne die Novizen und Laienbrüder [90]); auf dem Feſtlande wurden 1834: 11,733 Mönche und 9521 Nonnen gezählt [91]); für das ganze Königreich ſchätzte man in demſelben Jahre die Zahl der Mönche auf 18,000, diejenige der Nonnen auf 12,000. [92]) Zum J. 1837 finden wir auf dem Feſtlande 11,400 Mönche und 9500 Nonnen verzeichnet, zum J. 1842: 12,700 und 10,000. In der Hauptſtadt Neapel lebten zu Anfange des J. 1845 in 52 Klöſtern 1764 Mönche mit Einſchluß der Laienbrüder und 1445 Nonnen in 24 Klöſtern. — Toscana erſcheint 1835 mit nur 2461 Mönchen, vielleicht unter Weglaſſung der Laienbrüder, in 133 Klöſtern, von welchen 52 Bettelklöſter ſind, und mit 3939 Nonnen in 69 Klöſtern [93]), wogegen für 1836 eine andere Quelle [94]) 3234 Mönche und 4127 Nonnen, wol mit Einſchluß der Laienbrüder und Laienſchweſtern, aufführt. — Während das Herzogthum Modena um 1840 mit 14 Mönchs- und 9 Nonnenklöſtern auftritt [95]), hatte Parma 1833: 14 Manns- und 7 Frauenklöſter mit 411 Mönchen und 245 Nonnen. [96]) Hier führte durch Decret vom 20. März 1844 die Erzherzogin Marie Luiſe die Jeſuiten wieder ein. — San-Marino weiſt um 1840: 3 Klöſter mit 23 Mönchen und 1 Kloſter mit 28 Nonnen auf. [97]) — Das Königreich Sardinien, in welchem ſeit 1815 die wieder aufgerichtete Dynaſtie ſich dem Kloſterweſen wie dem Jeſuitismus im beſondern ſehr ergeben erwies, treffen wir um 1840, mit Einſchluß von 13 Abteien, 347 Mönchs- und 95 Nonnenklöſter an. [98])

Für Frankreich ſchafften die Decrete der Conſtituante vom 2. Nov. 1789 ſowie vom 13. und 19. Febr. 1790 alle Nonnen- und Mönchsorden ab, wie ein ſolches vom 18. Aug. 1792 auch alle geiſtlichen Genoſſenſchaften. Das Decret vom 22. Juni 1804 verbot jede religiöſe Congregation von neuem, falls ſie nicht durch die Regierung genehmigt ſei. Der Code pénal unterſagte jedoch nur Genoſſenſchaften von mehr als 20 Perſonen. Bis 1880 war keine dieſer Beſtimmungen aufgehoben. Napoleon I. begann, beſonders ſeit 1808, einige klöſterliche Vereine wieder zu autoriſiren, namentlich die Lazariſten und die Barmherzigen Schweſtern. [99]) — Seit der Reſtauration von 1815 nahm auch das eigentliche Kloſterweſen wieder einen neuen Aufſchwung, obgleich die dagegen ſprechenden Geſetze beſtehen blieben. Bald hatte man z. B. wieder 16 Trappiſtenklöſter für Mönche und Nonnen. [1]) Unter Karl X. traten auch die Jeſuiten offen hervor, indem ſie immer mehr Gymnaſien und petits séminaires in ihre Hände brachten und die kirchlichen Laienvereine zum Beten, Geldſammeln u. ſ. w. förderten. Statt der nicht wiederhergeſtellten alten Klöſter bildeten ſich immer zahlreicher, hauptſächlich durch Biſchöfe und Weltgeiſtliche gefördert, ſogenannte „Congregationen“ von Prieſtern und Laien (ohne die ſtrengen, ſolennen Kloſtergelübde), beſonders diejenige der frères des écoles chrétiennes (= Ignorantains), welche, hauptſächlich im Süden und Weſten, 1822 ſchon 180 „Häuſer“ (nicht „Klöſter“) mit 1200 Brüdern und 70,000 Schülern innehatten, Zahlen, die ſpäter weit höher ſtiegen. — Unter den alten Orden, welche ſich ebenfalls mehr und mehr congregationsmäßig einrichteten, hob ſich namentlich der Dominicanerorden, in welchen 1840 Lacordaire eintrat, um ihm als begeiſterter Redner und Schriftſteller ein neues, demokratiſch-chriſtliches Leben einzuhauchen. Er gründete (kleine) Klöſter ſeines Ordens zu Nancy, Chalons, Flavigny, Lyon, Paris und Toulouſe. Vor andern mehrten ſich indeß die ohne erſte Klauſur und ohne bindendes Gelübde lebenden Halbnonnen oder Congreganiſtenſchweſtern, deren um 1840 etwa 18,000 in mehr als 3000 Stationen — ohne die Colonien — gezählt wurden. [2]) Da die Regierung Louis Philipp's die noch nicht aufgehobenen Verbote nicht zur Anwendung brachte, ſo wuchſen namentlich die ſogenannten Congregationen, deren Begründung vorzugsweiſe franzöſiſchem Boden ſeit dem 19. Jahrh. angehört; im Mai 1842 zählte man gegen 1800 Klöſter

89) Das heutige Spanien, 1862, von Garrido, überſetzt von A. Ruge 1863. 90) H. Reuchlin, Italien I, 144. 91) J. Wiggers, Kirchliche Statiſtik II (1843), S. 22. 92) Ebenda. 93) Ebenda S. 34. 94) H. Reuchlin, Italien I, 314. 95) J. Wiggers, Kirchliche Statiſtik II, 36. 96) Ebenda. Damit ſtimmt auch Serriſtori überein.

97) Ebenda S. 37. 98) Ebenda S. 28. 30. 99) Charles Souveſtre, Les congrégations religieuses (Paris 1867).

1) Gieſeler, Kirchengeſchichte V, 74. 2) J. Wiggers, Kirchliche Statiſtik II, 73.

Digitized by Google

und klöſterliche Anſtalten oder „Häuſer“ (wol ohne die Filiale) mit circa 25,000 Köpfen. Von allen Trappiſtenhäuſern beſtanden anfangs 1843 noch 18, außerdem im ganzen 11 Mönchs- und 7 Nonnenklöſter alter Obſervanz. — Hatte die „Univerſität“ oder ſtaatliche Oberſchulverwaltung ſchon längſt die Lehrbrüder und Lehrſchweſtern mit misgünſtigem Auge angeſehen, ſo entſtand ſeit 1843, wo die Profeſſoren Jules Michelet und Edgar Quinet ihre Vorleſungen gegen die Jeſuiten in Druck gaben[3]), eine plötzliche allgemeine Bewegung, als ob Frankreich in der Erkenntniß, daß es Jeſuiten auf ſeinem Boden habe, aus einem Traume erwachte. Es wurden in der Deputirten- und Pairskammer 1844 und 1845 die lebhafteſten Debatten geführt, ebenſo in der Preſſe; für die Jeſuiten traten unter andern Graf Montalembert und Berryer auf, gegen ſie Couſin und Thiers. Letzterer behauptete am 2. Mai 1845 in der Deputirtenkammer, daß durch die noch in Kraft ſtehenden Geſetze und Decrete dem Orden Jeſu, reſp. deſſen Mitgliedern der Aufenthalt in Frankreich verboten ſei; Berryer antwortete am folgenden Tage: die Geſetze von 1830 ſprächen zwar die Nichtanerkennung der Gelübde von Congregationen aus, nicht aber deren Verbot, und die Geſetze von 1765 gegen die Jeſuiten ſeien nicht mehr gültig. Andere beriefen ſich auf die noch nicht zurückgenommene „ewige Aufhebung“ in der großen Revolution. Auch über das Jahr der Wiedereinniſtung im Lande — nach Couſin beſonders ſeit 1836 — ſtritt man, ſowie über die Zahl; Couſin behauptete 1844, daß damals in Frankreich 205 Profeßjeſuiten anweſend wären; nach andern gab es 1845 im europäiſchen Frankreich überhaupt 300 bis 400 Jeſuiten in 27 Häuſern; wieder andere zählten pro 1843 ihrer 900[4]), pro 1844 ihrer 1000, gegen deren hohe Zahl ebenfalls erhebliche Gründe geltend gemacht wurden. Am 8. Mai nahm die Pairskammer den Artikel an, welcher die Congregationen vom Secundärunterrichte ausſchließt, gewährte aber Conceſſionen für den Privatunterricht und kirchliche Seminarien. Der Miniſterpräſident Guizot erklärte 1845 die Exiſtenz von Jeſuiten im Lande für ungeſetzlich.[5]) Das Reſultat der Verhandlungen in der Deputirtenkammer war die am 3. Mai 1845 an das Miniſterium gerichtete Aufforderung: die beſtehenden — aber welche? — Geſetze gegen die nicht ermächtigten geiſtlichen Congregationen in Anwendung zu bringen. So wurden 1845 die Congregationen der Jeſuiten, welche ſtark in dem Verdachte ſtanden, Handelsgeſchäfte, Heirathsvermittelungen und andere Allotria zu treiben, durch die Regierung für aufgelöſt erklärt.[6])

In **Belgien**, deſſen Verfaſſung vom J. 1830 keine „Klöſter“ kennt, ſodaß ſolche nicht legal ſind, wohl aber „freie Aſſociationen“, auch religiöſe, zählte man unmittelbar vor der Revolution des genannten Jahres 29 Klöſter für Männer und 255 für Frauen[7]) mit etwa 3050 Religioſen, ohne die Laienbedienung. Das J. 1837 weiſt ſchon 47 Männer- und 333 Frauenklöſter auf, zuſammen 380, von welchen 86 allein auf die Erzdiöceſe Mecheln kamen, wo man 1842 ſogar 144 findet.[8]) Zum J. 1839 werden nur 42 Klöſter für Männer und 291 für Frauen aufgeführt, wahrſcheinlich ohne die Nebeninſtitute; von ihnen lagen 70 dem beſchaulichen Leben, 138 dem Unterrichte, 121 der Krankenpflege ob.[9]) Im J. 1846 beſtanden 779 Klöſter, reſp. Häuſer für religiöſe Congregationen, nämlich 137 für 2051 Männer und 642 für 9917 Frauen; von ihnen widmeten ſich 89 dem contemplativen Leben und dem Gottesdienſte, die übrigen dem Unterrichte und der Krankenpflege.

Für **Spanien** wurden zum J. 1800: 37 Mönchsorden in 2280 Klöſtern mit 46,000 Mönchen bei 70½ Millionen Einwohnern angegeben.[10]) Die 1809 durch die franzöſiſche Herrſchaft unter Joſeph aufgehobenen zahlreichen Klöſter, welche vielfach ſtarken ſteuerfreien Grundbeſitz hatten, ſtellte König Ferdinand wieder her, worauf die Bewegung von 1820 neue Aufhebungen ſammt der Verbannung der Jeſuiten brachte. Auf die politiſche und kirchliche Reaction und Reſtauration von 1823 folgte unter Iſabella ſeit 1833 eine neue Revolution gegen die alten Mächte des von Don Carlos geführten Legitimismus, zu welchem ſich beſonders die Mönche, oft mit den Waffen in der Hand, hielten. Durch Decret vom 22. April 1834 wurde den Klöſtern verboten, Novizen aufzunehmen; nachdem am 5. Juli 1835 in Saragoſſa ein Volksſturm gegen die Mönche, deren viele todtgeſchlagen wurden, losgebrochen war und ſich ſchnell über die meiſten großen Städte, wie Madrid und Barcelona, verbreitet hatte, verfügte die Regierung unter dem 25. deſſelben Monats die Aufhebung aller Mönchsklöſter, in welchen nicht mindeſtens 12 Conventual-Mönche lebten; unter dem 8. März 1836 erklärte Mendizabal alle Mannsklöſter für unterdrückt und ſetzte die Nonnenklöſter auf den Ausſterbeetat. Die ſäculariſirten Mönche ſollten Staatspenſionen beziehen, erhielten aber bei der großen Finanznoth viele Jahre hindurch ſo gut wie nichts, ſodaß ſie dem äußerſten Elende preisgegeben waren. Das J. 1833 — ohne die Colonien — erſcheint mit 37 Mönchsorden in 1834 Klöſtern und 31,279 Mönchen.[11]) Für 1835 ſind anderwärts[12]) nur 27 Orden in 1940 Klöſtern mit ebenfalls 31,279 Mönchen bei 13½ Millionen Einwohnern verzeichnet; 114 davon gehörten den Karmelitern an. Das Decret vom 25. Juli 1835 betraf an 900 Klöſter; unter dem 12. Oct.

3) Les Jésuites. Hiergegen ſchrieb F. Genie ſeine Les Jésuites et l'Université, ſowie der Jeſuit Ravignan ſein Buch De l'existence et de l'institut des Jésuites. 4) Ein Artikel in der Revue des deux Mondes von Paris. 5) In einem Schreiben an den franzöſiſchen Botſchafter Roſſi in Rom. 6) Ludwig Hahn, Geſchichte der Auflöſung der Jeſuiten-Congregationen in Frankreich im Jahre 1845 und 1846.

7) J. Kuranda, Belgien ſeit der Revolution von 1830 (1845). 8) Ebenda. 9) J. Wiggers, Kirchliche Statiſtik II, 83. 10) Garrido, Das heutige Spanien 1862, deutſch von A. Ruge (1863). 11) Block, Bevölkerung Spaniens und Portugals (Gotha 1861). 12) Garrido, Das heutige Spanien 1862, deutſch von A. Ruge (1863).

Digitized by Google

erſchien ein allgemeines Caſſationsdecret, welches in der Folge mehrfach modificirt wurde. Uebrigens verblieben die für aufgehoben erklärten Häuſer vorläufig meiſt in dem frühern Zuſtande und deren Inſaſſen in ihren Räumen, zumal der Verkauf nur ſehr langſam und ſchwierig bewirkt werden konnte, wobei freilich die Gebäude immer mehr zu Ruinen wurden. Von den 3027 Klöſtern aller Art, welche, wenn auch zum Theil zerſtört und verlaſſen, 1836 noch beſtanden, verfielen mit Ausnahme einiger wenigen, welche Miſſionare für die Provinzen bilden ſollten, ſämmtliche Mannsklöſter der Acht, und ihr Eigenthum wurde für Nationalgut erklärt, deſſen Verkauf ſchon damals begann. Die meiſten Nonnenklöſter ließ man zwar trotz des Decrets vom 9. März 1836 fortbeſtehen, aber auch ihr Eigenthum ſollte dem Staate anheimfallen, während ihnen mit Ausnahme der Schweſtern des heil. Vincenz von Paula, verboten wurde Novizen aufzunehmen. Sobald die Zahl der Conventual- oder Chorſchweſtern eines Hauſes (Kloſters) unter 12 ſänke, ſollte daſſelbe mit einem andern vereinigt werden, ſodaß in einem und demſelben Hauſe oft Nonnen von verſchiedenen Orden beiſammenwohnten.[13] Aus obigen 3027 Klöſtern wurden für das J. 1837: 23,935 Mönche und Nonnen auf das papierene Verſprechen des Staatsbudgets übernommen.[14] Die Unterdrückung der Klöſter ward durch das Decret vom 9. Mai 1837 wiederholt. Im J. 1840 zählte man 12,736, meiſt penſionirte, Kloſterſchweſtern[15]; erſt im Winter von 1844 zu 1845 zahlte ihnen die Staatskaſſe eine rückſtändige Penſion und zwar aus dem J. 1837. Durch königliches Decret vom 8. Aug. 1844 ward der weitere Verkauf von Gütern, welche dem Weltklerus und den Frauenklöſtern — aber nicht den Mönchsorden — gehörten, ſuſpendirt und das Einkommen den frühern Nutznießern wieder zugeſprochen; indeß waren viele der werthvollſten Liegenſchaften ſchon veräußert.

Den ſpaniſchen Philippinen in Oſtaſien weiſt ein Bericht vom J. 1842[16] 450 römiſch-katholiſche Ordensgeiſtliche zu, welche den Dienſt der dort fehlenden Weltgeiſtlichen verſahen, während eine ſpätere Quelle 143 Auguſtiner, 127 reformirte Auguſtiner, 184 Franciscaner und 76 Dominicaner aufführt. Nonnen oder Halbnonnen dürften damals nur ſehr wenige dort vorhanden geweſen ſein.

In Portugal (ohne die Colonien), wo 1821: 360 Mannsklöſter mit 5700 Mönchen, von denen 2350 Mendicanten waren, und 126 Nonnenklöſter mit 2725 Nonnen, außerdem 12 Häuſer mit 162 Barmherzigen Schweſtern gezählt wurden[17], beſchloſſen 1822 Regierung und Volksvertretung, den größten Theil der Klöſter einzuziehen und den Papſt zu erſuchen, daß er Mönchen und Nonnen auf ihren Wunſch erlaube, aus dem Orden zu treten und von dem Gelübde entbunden zu werden. Allein der Papſt lehnte dies ab, und die Volksmaſſen ſtanden noch ſo ſehr auf ſeiten der Klöſter wie der orthodoxen Kirchenanſchauung, daß es dem Dom Miguel gelang, die freiſinnige Conſtitution wieder zu beſeitigen. Nachdem ſich 1832 Dom Pedro der Regierung bemächtigt hatte, verbot er zunächſt den Nonnenklöſtern die Aufnahme von Novizen, erklärte dann alle Klöſter mit weniger als 12 Chorſchweſtern für aufgehoben, unterſtellte alle Klöſter der biſchöflichen Jurisdiction und dehnte bald darauf die Unterdrückung auf alle männlichen Orden und Klöſter aus.[18] Das Decret vom 28. Mai 1834 ordnet (wiederholt) nicht blos die Aufhebung aller Mönchsklöſter, ſondern auch der meiſten Frauenklöſter an und erklärt deren Beſitzthum zum Staatsvermögen. Hierdurch wurden 632 Mönchs- und 118 Nonnenklöſter mit ungefähr 18,000 Kloſterleuten auf Staatspenſion geſetzt und die Gebäude, in welchen ſie bis zum Verkauf bleiben durften, an Privatleute u. ſ. w. veräußert.

Als Braſilien ſich 1822 von Portugal loslöſte, beſtand daſelbſt kein ausgebreitetes oder einflußreiches Kloſterweſen; die neue Regierung verordnete, daß neue Convente nur mit Genehmigung der Provinziallandſtände errichtet, aber keine Ausländer in ein Kloſter aufgenommen werden dürften. — In den La-Plata-Staaten wurden bei der Abtrennung von Spanien um 1816 ſämmtliche Klöſter bis auf 1 Mannskloſter und 2 Frauenklöſter caſſirt. — Für Paraguay, wo die Jeſuiten durch den Dictator Francia verdrängt wurden, hob dieſer 1824 die damals beſtehenden 5 Klöſter auf und zog ſie zur Staatskaſſe ein.[19] — Die Trennung Chiles von Spanien in den Jahren 1811 und den folgenden bedeutete zugleich die Aufhebung aller Mönchsklöſter, deren Inſaſſen penſionirt wurden. — Als Peru 1824 ſeine Revolution gegen Spanien machte, beſtimmte die neue republikaniſche Regierung, daß jedes Mannskloſter mit weniger als 8 Conventualen ſäculariſirt und in keiner Stadt mehr als ein Kloſter ſein ſollte. Nicht wenige, zum Theil reiche Klöſter hielten ſich indeß aufrecht. — Bei der Abwerfung der ſpaniſchen Herrſchaft um 1823 beſtanden in Mexico nicht wenige Klöſter, unter ihnen viele reichdotirte, und blieben unangefochten, da die Kloſterleute meiſt zur Nationalpartei hielten. Im J. 1842 gab es 150 regulirte Mannsklöſter, deren Eigenthum auf 80 Millionen Piaſter geſchätzt wurde, nämlich 25 Dominicaner-, 68 Franciscaner-, 22 Auguſtiner-, 16 Karmeliter- und 19 Mercenarier-Congregationen (einzelne Kloſterniederlaſſungen).[20] Der Staatscenſus von 1844 weiſt in 150 Klöſtern 1700 Mönche und 2000 Nonnen auf, und wenn J. Wiggers[21]) 3000 Mönche aufführt, ſo ſind wol die Novizen und Laienbrüder eingerechnet. — Auf dem übrigen Feſtlande von Mittel-

13) Sion 1854, S. 520. 14) Ausland 1862, Nr. 17. 15) J. Wiggers, Kirchliche Statiſtik II (1843), S. 44. 16) Informe sobre el estado de las islas Filipinas. 17) J. Wiggers, Kirchliche Statiſtik II, 57 fg.

18) Gieſeler, Kirchengeſchichte V, S. 131—134. 19) Derſelbe, Kirchengeſchichte der neueſten Zeit S. 393. 20) Chalderon de la Barca, Life in Mexico (Boſton 1843), und Franz Mayer, Mexico as it was (Newyork 1844). 21) Kirchliche Statiſtik II (1843).

amerika wurden durch die Losreißung vom Mutterlande in den zwanziger Jahren des 19. Jahrh. alle Mönchsklöſter bis auf wenige beſeitigt und die Frauenklöſter unter ſcharfe Staatscontrole geſtellt. — Die Umwälzungen in Spanien ſeit 1833 brachten auch den weſtindiſchen Colonien für alle Mönchs- und für viele Nonnenklöſter die Erklärung zur Aufhebung; doch wußten ſich einige zu erhalten, ſodaß wir z. B. um 1840 auf Cuba noch 245 Mönche und 116 Nonnen finden.[21a]). — Für die Vereinigten Staaten von Nordamerika führt eine katholiſche Quelle[22]) zum J. 1845: 45 Frauenklöſter — wol meiſt ſehr unſcheinbare — mit circa 300 Nonnen, zum größten Theil Barmherzige Schweſtern, auf, neben welchen nur erſt hier und da einige wenige Mönche in Seelſorge, Unterricht, Miſſion u. ſ. w. thätig waren. — In dem vorwiegend katholiſchen Niedercanada fand ſich 1842 eine ziemliche Zahl von Nonnenklöſtern; die ſechs größten von ihnen zählten zuſammen 279 Profeßſchweſtern. Die ſehr wenig zahlreichen Mönche waren mit denſelben Aufgaben wie ihre Genoſſen in der großen Nachbarrepublik beſchäftigt.

Für Oeſterreich mit Einſchluß Ungarns trat bald nach Joſeph's II. Tode eine kirchen- und kloſterfreundliche Stimmung ein. Nachdem 1820 die Liguorianer durch kaiſerliches Decret Aufnahme gefunden hatten, kamen bald auch aus Rußland vertriebene Jeſuiten an und eröffneten am 1. Sept. 1823 eine große Unterrichts- und Erziehungsanſtalt zu Tarnopol in Galizien, welche 1827 die landesherrliche Beſtätigung erhielt; in den nächſtfolgenden Jahren ließen ſie ſich auch an andern Orten, z. B. in Innsbruck, zu Lehrzwecken nieder.[23]) Im J. 1842 zählte ganz Oeſterreich mit Einſchluß der wenigen Griechiſch-Unirten in 766 Klöſtern 10,354 Mönche (Ordensgeiſtliche) und in andern 157 Klöſtern 3661 Nonnen mit Einſchluß der Laienſchweſtern.[24]) Zum J. 1843 iſt ein Perſonalbeſtand von 10,659 und 3939 angegeben. Indem die Mönche der andern Orden unter faſt ganz wirkungsloſer kirchlicher Aufſicht ſich meiſt einem gemächlichen und ſchlaffen Genußleben hingaben, wirkten die Jeſuiten mit ſteigendem Eifer, namentlich an den höheren Schulen, für welche durch ſie die etwas läſſig gewordenen Piariſten ſich mehr und mehr zurückgedrängt ſahen; ihre Zahl gibt man[25]) um 1842 zu 304 mit Einſchluß der Coadjutoren an; 1844 übernahmen ſie wieder die Kirche der Vergine Aſſunta in Venedig; in demſelben Jahre übergaben ihnen die Landſtände von Tirol das Gymnaſium zu Innsbruck.

Irland weiſt um 1840 nur circa 500 Mönche in 7 Orden und in einem armſeligen Zuſtande auf, unter ihnen 6 heimliche Jeſuiten als Lehrer im Prieſterſeminare zu Maynooth. In England mit Wales gab es zur Zeit der Katholikenemancipation, um 1829, keine katholiſchen Klöſter; 1839 zählte man deren 20, nämlich 3 für Mönche und 17 für Nonnen, und 1846 ſchon 40, nämlich 6 für Mönche und 34 für Nonnen, unter ihnen keine hervorragende, großartige Anſtalt. Trotz des 1829 erlaſſenen Staatsgeſetzes, welches den Aufenthalt von Jeſuiten in ganz England verbietet, wirkte eine Anzahl von verkappten Ordensgenoſſen am katholiſchen Collegium zu Stonyhurſt.[26]) Aus Schottland iſt uns um 1840 nur 1 katholiſches Kloſter bekannt, und zwar für Frauen. Im J. 1845 ward Oſtindien zu einer „Provinz" des Jeſuitenordens erhoben. — In Dänemark, Norwegen und Schweden fehlen während der vorliegenden Periode, wie während der vorhergehenden, katholiſche Orden gänzlich, da ſie geſetzlich ſtreng verpönt ſind.

Nach den Beſtimmungen des Reichsdeputations-Hauptſchluſſes vom 25. Febr. 1803 ſollten in Deutſchland die Regierungen befugt ſein, alle kirchlichen Stiftungen und Klöſter zu ſäculariſiren, was denn auch mit Ausnahme von Oeſterreich in allen Einzelländern geſchah, indem die Kloſterleute auf die Staatskaſſe penſionirt wurden. Zwar errichtete man nach dem Falle Napoleon's I. hier und da Concordate mit dem Papſte; aber die einmal beſeitigten Klöſter als ſolche blieben, weil anderweit verwendet, reſp. verkauft, aufgehoben. Vergeblich forderte der Papſt auf dem Wiener Congreſſe die Herſtellung derſelben. — Für Preußen wurden durch die bisjetzt gültige Cabinetsordre König Friedrich Wilhelm's III. vom 30. Oct. 1810 die Klöſter „ſämmtlich" für ſäculariſirt erklärt, unter Ausnahme derer, welche ſich mit Unterricht und Krankenpflege befaßten. So blieb z. B. für Weſtfalen im J. 1814 nur ein einziges Kloſter übrig und es währte längere Zeit, ehe neue derartige Anſiedelungen ſich bildeten. Als Pater Henricus 1843 ein Nonneninſtitut anlegen wollte, verbot es die Polizei. Um 1844 beſtanden in Rheinland und Weſtfalen nur einige Franciscanerklöſter, und zwar lediglich als Emeritenhäuſer für katholiſche Geiſtliche. — Nachdem in Baiern, wo damals ihrer 398 beſtanden, 1802 alle Klöſter für aufgehoben erklärt worden waren und die wirkliche Säculariſation platzgegriffen hatte, auch die Jeſuiten 1807 ausdrücklich ausgewieſen worden waren, verſprach die Regierung kraft des am 5. Juni 1817 mit dem Papſte geſchloſſenen Concordats[27]), daß mehrere Mönchs- und Nonnenklöſter für Jugendunterricht, Krankenpflege, Unterſtützung der Weltprieſter auf Staatskoſten wiederhergeſtellt werden ſollten, und ſchon 1821, noch mehr ſeit 1825, wo der ihr ergebene König Ludwig I. den Thron beſtieg, begann die ultramontane Partei in dieſer Richtung eifrig vorzugehen, zunächſt mit Franciscanerklöſtern. Schon 1831 war die Zahl aller Klöſter auf 42 geſtiegen; 1832 ließen ſich die Barmherzigen Schweſtern im Lande nieder. Es wurden jetzt beſonders die Benedictiner gefördert und dazu beſtimmt, den Gymnaſialunterricht zu ertheilen, wofür beſonders der damalige Biſchof Ignatius von Augsburg wirkte. Auf ſeinen Antrieb wurde wieder ein erſtes Benedictinerkloſter er-

21a) Ebenda II, 439. 22) Der Almanach von Baltimore pro 1845. 23) Gieſeler, Kirchengeſchichte der neueſten Zeit S. 359. 24) J. Wiggers, Kirchliche Statiſtik II, (1843), S. 117. 25) Ebenda.

26) A. Steinmetz, The novitiate, or a year among the English Jesuits (1846). 27) Art. 7.

Digitized by Google

ichtet, das Zum heil. Stephan zu Augsburg, und ihm er Unterricht im dortigen katholiſchen Gymnaſium übergeben. Die herrſchende Partei ſuchte jetzt auch den Jeſuitenorden öffentlich herzuſtellen, was indeß nicht gelang. Dieſe kloſterfreundliche Richtung erhielt ſeit 1837 in dem leitenden Miniſter von Abel, gegen welchen ſich die Zweite Kammer wiederholt, z. B. 1843 in Betreff des ſteigenden Kloſteretats, erklärte, eine Hauptſtütze.[28]) Für das J. 1840 ſind 30 Mannsklöſter und 22 Hospitien derſelben mit 243 Prieſtern und Laienbrüdern, ſowie 30 Frauenklöſter und 23 Filiale derſelben mit 430 Chorfrauen und 283 Laienſchweſtern verzeichnet, und immer neue derartige Inſtitute erhoben ſich, gefördert durch reiche königliche Staatsgelder, trotz einer fortwährend ſtarken Oppoſition, wie ſie z. B. durch die Reden des Fürſten Wrede am 22. Dec. 1845 und des Fürſten Oettingen-Wallerſtein am Anfange von 1846 in der Kammer der Reichsräthe zum Ausdruck kam.[29]) Zu den Benedictinern traten ſeit 1843 die Kapuziner, nachdem ſchon um 1841 die Redemptoriſten in Altötting einflußreich aufgetreten waren. Im J. 1844 befahl der König, in der Rheinpfalz ein Minoritenkloſter herzuſtellen, das erſte in jener Provinz; in demſelben Jahre ließen ſich die Affiliirten der Jeſuiten, die Redemptoriſten, in Altötting feſt nieder, auch jene wurden herbeigewünſcht; aber im Mai 1846 ſprachen ſich beide Kammern gegen die Zulaſſung ihrer Miſſionen aus, und ſie kamen noch nicht. Bis zum Ende des J. 1845 waren von den 1802 aufgehobenen Klöſtern bereits 37, meiſt für Mönche und ferner auf Koſten des Staatsſchatzes oder der königlichen Civilliſte, wiederhergeſtellt.[30]) — Würtemberg, Baden, die zwei Heſſen, Naſſau, Hamburg, Bremen, Lübeck und andere deutſche Staaten ſtellten 1818 und 1819 die Grundſätze für ein mit dem Papſte abzuſchließendes Concordat — wie es Preußen 1817 geſchloſſen — feſt, worin ausdrücklich beſtimmt war, daß Klöſter nie wieder errichtet werden dürften, worauf man in Rom nicht einging, ſodaß die Neubildung des älteren Mönchs- und Nonnenlebens fürs erſte unterblieb. In Würtemberg finden wir 1842 einige Barmherzige Schweſtern, denen aber damals noch die öffentliche ſtaatliche Anerkennung verſagt wurde. — Als die meiſt proteſtantiſche Bevölkerung des Königreichs Sachſen 1844 die Entdeckung machte, daß der Biſchof Mauermann in einer neuerrichteten katholiſchen Kirche zu Annaberg den Jeſuitenſtiftern Loyola und Xaver eine ziemlich verborgene Votivtafel gewidmet hatte, entſtand, in Verbindung mit den gleichzeitigen Vorgängen in Frankreich, eine faſt fieberhafte Aufregung. Obgleich der noch jetzt beſtehende §. 56 der Verfaſſung den Ordensgliedern Aufenthalt und Wirkſamkeit im Lande verbot, indem er ausſpricht: „Es dürfen weder neue Klöſter errichtet noch Jeſuiten oder ein anderer geiſtlicher Orden jemals im Lande aufgenommen werden", ſo exiſtirte doch zu Braunau bei Kamenz eine zu Paris im Juli 1843 confirmirte, den Jeſuiten affiliirte Rectorie Zum heiligen und unbefleckten Herzen der Maria.[31]) Von früherher beſtanden noch 1846 die zwei kleinen Ciſtercienſerinnenklöſter Marienſtern und Marienthal bei Bautzen mit zuſammen ungefähr 20 Schweſtern.

Nachdem der Schweiz durch die Wiener Bundesacte von 1815 der Beſtand und Beſitz der vorhandenen Klöſter gewährleiſtet worden war, ſuchten namentlich die Jeſuiten feſten Fuß zu faſſen, was ihnen von 1820 bis 1825 zu Freiburg gelang. Andererſeits erfuhren die Klöſter, deren männliche Rekrutirung ſich als ſehr ſchwach zeigte, manche Beeinträchtigung; 1836 verbot die Regierung von Zürich dem Benedictinerſtifte Rheinau die Aufnahme von Novizen und ſetzte es ſomit auf den Ausſterbeetat; in demſelben Jahre zog die weltliche Behörde von St.-Gallen das Kloſter Pfäffers ein. Von ſehr bedeutenden Folgen für die ganze Schweiz wurde der auf Antrag des katholiſchen Seminardirectors Keller und Genoſſen vom Großen Rathe im Canton Aargau am 13. Jan. 1841 gefaßte Beſchluß, die drei Frauenklöſter Fahr, Hermetſchwyl und Gnadenthal aufzuheben. Es entſtand eine unerwartet heftige Bewegung; in Muri und anderwärts revoltirten die Mönche; die ganze Republik ſpaltete ſich in zwei feindliche Lager, indem die neun Cantone Luzern, Freiburg, Wallis, Neuenburg, Schwyz, Unterwalden, Zug, Uri und Appenzell-Innerrhoden, von der Diplomatie Oeſterreichs, Preußens und Frankreichs unterſtützt, den übrigen ſchroff gegenübertraten. Aargau beabſichtigte, auch einige Männerklöſter wegen ihrer Renitenz u. ſ. w. zu beſeitigen, gab aber, um eine Bundesmajorität zu gewinnen, ſchon 1841 und dann 1842 inſofern nach, als es ſich bereit erklärte, in jenen drei Klöſtern die Nonnen wieder zuzulaſſen, wobei indeß die Liquidation ihren Fortgang hatte und der Aufhebungsbeſchluß nicht zurückgenommen wurde. Am 31. Aug. 1843 erklärte Aargau, die Frauenklöſter wiederherſtellen zu wollen, und am Ende des Jahres waren ſämmtliche Nonnen in ihre Zellen zurückgekehrt. Dagegen hob die aargauer Behörde 1844 die Männerklöſter Muri und Wettingen auf, begann bald mit dem Verkaufe derſelben und beſtimmte das gelöſte Geld zur Vertheilung an die katholiſchen Gemeinden. — Die aargauer Kloſterfrage verſchärfte ſich durch die 1843 und 1844 in Frankreich lebhaft aufgeworfene Jeſuitenfrage. Schon im November 1839 hatte in Luzern Leu, deſſen Hauptwiderſacher Caſimir Pfyffer war, den Antrag auf Berufung von Jeſuiten geſtellt; Ende 1841 wurden in Freiburg fünf Lehrſtühle neu mit ſolchen beſetzt; im Frühjahre von 1842 begannen die zwei Jeſuiten Burgſtaller und Dambacher in Luzern zu predigen; am 20. Nov. 1843 lehnte hier der Regierungsrath mit geringer Mehrheit die förmliche Berufung von Jeſuiten ab, während deren Einfluß in Freiburg und Brieg immer ſtärker anwuchs. Nachdem die Behörden von Luzern

28) Gieſeler, Kirchengeſchichte der neueſten Zeit (1855), S. 354. 355. 29) J. Wiggers, Kirchliche Statiſtik II, 180. 30) Allgemeine Zeitung von Augsburg, 30. Jan. 1846.

31) (Anonym) Habt Acht! Oder die katholiſche Kirche zu Annaberg (1845).

Digitized by Google

1844 zwei Franciscanerklöſter wegen mangelnder Inſaſſen und Novizen aufgehoben hatten, wozu der Papſt nothgedrungen, aber unter der Erklärung, daß er durch dieſe Maßregel „tief gekränkt“ worden ſei, ſeine Zuſtimmung gab, ſtimmte die politiſche Gemeinde der Hauptſtadt am 6. Oct. 1844 mit 763 — 293 Voten gegen die Uebergabe einer Pfarrei daſelbſt an die Jeſuiten; aber am 24. deſſelben Monats beſchloß der Große Rath mit 70 gegen 24 Stimmen, Mitglieder des Ordens an dem dort zu errichtenden Prieſterſeminare anzuſtellen. Am Ende des Jahres erregten deshalb Jeſuitengegner einen Aufſtand, wobei ihnen Freiſcharen aus dem Aargau zu Hülfe eilten. Nachdem am 16. Juni 1844 die Jeſuiten das neu erbaute Penſionat in Schwyz öffentlich bezogen hatten, zählte man in der Schweiz, wo ſie auch in Freiburg, Brieg, Sitten, Stäffis feſtſaßen, an 100 bis 200 Väter der Geſellſchaft, neben welchen alle übrigen Mönchs- und Nonnenorden für das öffentliche Intereſſe damals weit in den Hintergrund traten. Nach 1844 ſtellte Zürich mit andern Cantonen bei den Bundesbehörden den Antrag auf Ausweiſung derſelben.

Da in Rußland an der Polniſchen Revolution während der erſten dreißiger Jahre die Mönchsklöſter ſich mehr oder weniger betheiligt hatten, ſo wurden auch ſie von eingreifenden Strafmaßregeln betroffen, welche in den folgenden Jahren durch die Verbote der Aufnahme von Novizen, durch Verſetzungen aus einem Kloſter in das andere u. ſ. w. ihren Fortgang nahmen. Ein Ukas des Kaiſers Nikolaus I. vom 29. Dec. 1842 erklärte von den in dem eigentlichen Rußland (Großpolen, nicht „Königreich“ Polen) beſtehenden 261 Klöſtern 202 für caſſirt. Indeß waren dieſe 1844 noch nicht alle wirklich aufgehoben; denn ein Bericht des Cultusminiſters aus dieſem Jahre gibt an, daß damals im ganzen Reiche, mit Ausnahme des Königreichs Polen, noch 139 römiſch-katholiſche Klöſter mit 1900 Mönchen und Nonnen vorhanden waren. Als der genannte Selbſtherrſcher um dieſelbe Zeit die Griechiſch-Unirten ſeines Reiches, zum Theil unter Gewaltanwendungen, von Rom losriß, leiſteten beſonders die Klöſter zähen Widerſtand.[32]

Zum Status[33] des Jeſuitenordens für das Jahr 1834 ſind innerhalb der vier ſogenannten „Aſſiſtenzen“ Italien, Spanien, Gallien und Germanien (welche wieder in „Provinzen“ zerfielen) 992 Prieſter, 913 Scholaſtiker und 779 Coadjutoren mit 3 Profeßhäuſern, 15 Noviziaten, 22 Reſidenzen, 1 Exercitienhaus, 39 Collegien (höheren Schulanſtalten) ohne Koſthäuſer, 18 Collegien mit Koſthäuſern, 18 ſeparirten Koſthäuſern und 67 Miſſionen verzeichnet. Als Geſammtzahl der Mitglieder des Ordens, deſſen General der Pater Roothaan ſeit 1829 war, weiſen die Jahre 1834: 2684, 1838: 3067, 1841: 3565, 1844 (1. Jan.): 4139, 1845 (Ende): 4400 auf. Alle übrigen Orden zuſammen beſchäftigten während der mittleren vierziger Jahre die Aufmerkſamkeit der chriſtlichen Welt nicht in ſo hohem Grade als der alleinige Jeſuitenorden.

6) Von der Wahl des Papſtes Pius IX. bis zur Gegenwart, von 1846 bis 1884. Bald nach ſeiner Wahl, welche 1846 erfolgte, richtete Papſt Pius IX., ſelbſt kein Mönch, ſein Augenmerk auf die Abhülfe der Schäden, an welchen nicht blos in Rom und im Kirchenſtaate, ſondern in der ganzen Kirche das Kloſterweſen, namentlich bei den Mönchen der meiſten Orden, krankte. Abgeſehen von der verderblichen Gewohnheit, beſonders im Kirchenſtaate, eine Menge von faulen Bettlern zu füttern und ſo ein nichtsnutziges Proletariat zu fördern, war die innere Disciplin vielfach verfallen und erſchlafft, und zwar meiſt aus Mangel an Viſitation und Aufſicht von ſeiten der Aebte, der Provinziale, der Generale und der Biſchöfe, ſowie an gegenſeitiger Aneiferung innerhalb der Klöſter und Orden. Der neue Papſt, welcher ſchon während der vierziger Jahre die Klöſter in Rom, nicht ſelten bei nächtlicher Weile, viſitirte, ſetzte 1848 eine Cardinalscommiſſion mit der Aufgabe ein, Vorſchläge zu einer Reform in der Richtung auf Wiederherſtellung der urſprünglichen ſtrengeren Regeln, der ſtrafferen Aufſicht, der gegenſeitigen Verbindung, der Unterſtellung unter die biſchöfliche Gewalt — gegen die Exemtion von derſelben, der ſorgfältigen Prüfung bei Aufnahme neuer Mitglieder u. ſ. w. zu machen, Maßregeln, welche ſeit den funfziger Jahren durchgeführt wurden. Im J. 1856 beſtimmte ein an alle Generaloberen der Mönchsklöſter gerichtetes Circular der Cardinalscommiſſion für das Ordensweſen: Es ſollen alle, welche in ein Kloſter eintreten wollen, genau auf ihre Tauglichkeit hierfür geprüft und nicht vor dem 16. Lebensjahre zur Ablegung des einfachen Gelübdes zugelaſſen werden; erſt 3 Jahre nach demſelben darf die feierliche Ablegung des (vollen) Profeſſes erfolgen, aber für keinen, welcher über 25 Jahre alt iſt. Um eine kräftigere Concentration des Ordensweſens herbeizuführen, verlegte Pius ſo viel wie möglich die Sitze der Generale nach Rom, wie dies z. B. 1855 mit dem Generalate der Redemptoriſten geſchah, ſowie den Wahlact der Generale ebendahin, wobei er ſelbſt mitwirkte. So wählten z. B. 1856 in Rom zu ihrem General die Deputirten der Karmeliter (am 17. Mai) unter dem Vorſitze ihres Protectors, des Cardinals Caterini, ihren General; daſſelbe thaten in demſelben Monate die Delegirten der Franciscaner-Minoriten, zu welchen auch die Obſervanten, die reformirten Franciscaner, die Alcantariſten und die Eremiten des heil. Bonaventura gehörten, indem ſie den Pater Bernardin von Montefranco an ihre Spitze ſtellten. Gleichzeitig ernannten, ebenfalls in Rom, die Barnabiten den Piemonteſen Pater F. Caccia zu ihrem General.[34] Dabei verfuhr der Papſt nicht ſelten dictatoriſch, wie dies im J. 1865 geſchah, wo er durch ein Breve das Provinzialkloſter auf dem Platze Barberini in Rom zum Generalhaus der Kapuziner machte, worüber unter allen

32) Was die im J. 1845 aus Minsk nach Rom entflohene Aebtiſſin Makrena Mieszlawska über die von ihr erduldeten Mishandlungen erzählt, iſt vielleicht übertrieben. 33) J. Wiggers, Kirchliche Statiſtik I (1842), S. 91.

34) Sion 1856, Nr. 65.

Digitized by Google

Bettelmönchen ein ſtarker Unwille entſtand, indem ſie den Papſt und ihren General der Verletzung der Ordensverfaſſung anklagten, in welcher vorgeſchrieben ſei, daß man ſie habe befragen, einen Generalconvent einberufen müſſen u. ſ. w., was nicht geſchehen. Bis zum J. 1858 war für Italien und namentlich den Kirchenſtaat die erwähnte Reform durchgeführt, und im J. 1872 befanden ſich in Rom bereits 52 Ordensgeneralate.

Anfangs hielt die öffentliche Meinung in Italien, durch Gioberti's berühmtes Buch vom J. 1846, durch welches er Italien auch politiſch unter dem Papſte einigen wollte, darin beſtärkt, den neuen Pontifex für einen Gegner der Jeſuiten. Ja am 1. Jan. 1848 verbreitete ſich in Rom plötzlich das Geſchrei, er ſei durch Jeſuiten vergiftet worden; Volkshaufen bedrohten deren Kloſter bei San-Ignatio; im Februar wurden die Jeſuiten und ihre Affiliirten an einigen Orten des Kirchenſtaates, in den Marken und Legationen gewaltſam vertrieben; man forderte von Pius, er ſolle den Orden entfernen, aber er bat das Volk, man möge ihm doch den Kummer der Austreibung nicht aufdrängen. Dies half nichts; der Papſt ſah ſich zu dem Erlaſſe vom 29. März 1848 gezwungen, in welchem er ausſpricht, daß er ſich, um Ausbrüchen des Haſſes vorzubeugen, leider genöthigt ſehe, „den unermüdlichen Arbeitern im Weinberge des Herrn zu erlauben", ihre Convicte in Rom zu ſchließen. Die Klöſter und deren Güter wurden unter Adminiſtration geſtellt. Mit der Flucht des Papſtes aus Rom und der Errichtung der Republik daſelbſt verſtärkte ſich der Haß gegen den Orden; aber ſchon am 13. Aug. 1849 begannen deſſen Mitglieder, anfangs in der Kleidung von Weltprieſtern, nach Rom zurückzukehren; bis 1853 hatte ihnen Pius alle ihre früheren Anſtalten zurückgegeben, ſodaß ſie damals in Rom 6 Häuſer mit circa 300 Mitgliedern innehatten; ihr Einfluß ſtieg von Jahr zu Jahr und ſtellte denjenigen der andern Orden mehr und mehr in den Schatten. Am 8. Mai 1853 ſtarb der Jeſuitengeneral Pater Roothaan zu Rom, und ebenda am 2. Juli deſſelben Jahres wurde durch das Ordenskapitel der Belgier Pater Peter Johann Beckx gewählt, welcher ſofort eine erhöhte Thätigkeit in den Orden brachte, ſodaß zahlreiche Eintritte erfolgten. — Wie Pius den Mariencultus eifrig förderte, ſo auch der Jeſuitenorden; wie jener die unbefleckte Empfängniß der Maria als Dogma anſtrebte und — durch Decret vom 8. Dec. 1854 — durchſetzte, ſo auch dieſe als ſeine ergebenen Gehülfen. Dies war zugleich in einer alten Streitfrage ein Sieg der Franciscaner, welche aus Freude darüber glänzende Feſte gaben, über die Dominicaner, welche ſich hierdurch ſchwer betroffen fühlten, wie dies beſonders in Florenz zu Tage trat. — Im J. 1861, wo der päpſtliche Hausprälat Liverani und der ravennatiſche Kanoniker Reali, wahrſcheinlich unterſtützt durch den Cardinal de Andrea, eine Schrift[35] gegen den Orden richteten, theilte ſich derſelbe auf italieniſchem Boden in die Unterprovinzen Rom mit 462, Turin mit 277, Venetien mit 226, Neapel mit 463 und Sicilien mit 267 Mitgliedern.[36] Das Jahr 1864 weiſt für den Kirchenſtaatsreſt 475 Patres auf, von welchen 385 in Rom ſich aufhielten; 15 derſelben bildeten die Redaction der Civiltà cattolica. Der Syllabus deſſelben Jahres iſt ein Werk der Jeſuiten, welche auch, in engſter Verbindung mit dem Papſte, das am 8. Dec. 1869 in Rom eröffnete ſogenannte ökumeniſche Concil, im beſondern die durch daſſelbe gegebene dogmatiſche Definition der päpſtlichen Infallibilität und Machtvollkommenheit vorbereiteten; die Redaction der Infallibilität bearbeitete der Pater Giovanni Perrone, wie vorher der Pater Bilio die immaculata conceptio B. V. Mariae. Dem Concile wohnten als „Mitglieder" 21 infulirte Aebte, mehrere Aebte nullius und 28 Generale von Mönchsorden bei.

35) Die römiſche Curie und die Jeſuiten.

Indeß erſtand ſelbſt aus dem Jeſuitenorden eine mehrfache Oppoſition gegen dieſen und die päpſtliche Autorität, indem die von beiden eingeſchlagene Richtung von den Patres Paſſaglia, Vera und Curci, einem tüchtigen Kanzelredner, angegriffen wurde. Indem erſtere austraten, Paſſaglia im J. 1861, ward letzterer (1877) durch den General „entlaſſen". Andere empfindliche Schäden fügte ſich der Orden, der erbittertſte Gegner des Proteſtantismus (deſſen Bibeln Perrone einſt eine „Peſt" nannte) und der Freimaurer, durch den Raub der beiden Knaben Mortara und Ceconie bei, deren Rückgabe auch Pius verweigerte. — Statt des neunzigjährigen Paters Beckx wurde 1884 der Schweizer Pater Antonius Anderledy durch die Generalcongregation zum General gewählt. — Der dem Orden angehörige bedeutende Phyſiker und Aſtronom Pater Secchi, deſſen Verdienſte um die Erforſchung der Sonne weltbekannt ſind, ſtarb kurz vorher in Rom.

Die Zahl der Mönche im Kirchenſtaate ſchätzte man 1846 auf 35,000, diejenige der Nonnen auf 20,000, und zwar ohne die Laienbrüder und Laienſchweſtern. In Rom gab es 1848: 2583 Mönche (Ordensgeiſtliche) und 1871 Nonnen (Chorſchweſtern)[37], 1850: 1892 und 1467, 1851: 1548 und 1696, 1852: 2092 und 1698, 1855: 2213 und 1919, 1859: 2466 und 2036, 1861 (Ende): 2474 und 2032, 1863 (Ende): 2569 und 2031, 1867 (Anfang): 2832 und 2215, 1868 (Anfang): 2947 und 2191. Im J. 1853 umfaßte Rom 38 Mönchsorden in 66 Klöſtern und 19 Nonnenorden in 35 Klöſtern. Ganz Italien wies 1853: 73 Mönchsorden mit 59,040 Mönchen in 3347 Klöſtern und 69 Nonnenorden mit 41,310 Nonnen in 3556 Klöſtern auf. Am Ende der funfziger Jahre war in Rom der Zudrang zu den Frauenklöſtern ſo ſtark, daß man nur noch ſolche Novizen aufnahm, welche die volle Ausſtattung, 2000 Thaler, mitbrachten. Am Ende des J. 1871 gehörten der Stadt Rom an 112 Mönchsorden und geiſtliche Brüderſchaften, ſowie 53 Nonnenorden und nonnenartige Genoſſenſchaften mit zuſammen 235 Häuſern (Klöſtern). Von letzteren

36) Nach einem amtlichen Ordensverzeichniſſe. 37) Dieſe und die folgenden Zahlen ſind dem jährlich veröffentlichten amtlichen Stato delle anime entnommen.

Digitized by Google

entfielen 122 auf die beſitzenden männlichen Orden, 12 auf die Bettelorden für Mönche und 96 auf die Frauenorden. Die Zahl der ordinirten Mönche in den begüterten Orden war damals 1234, die der Laienbrüder 620; die Bettelorden enthielten 416 ordinirte Mönche und 107 Laienbrüder. Von den Nonnen waren 1878 ordinirt, und ihnen zur Seite ſtanden 408 Laienſchweſtern. Dazu kamen in der Provinz Rom (dem übrigen Kirchenſtaatsreſte) 255 Klöſter, nämlich 182 für Mönche und 73 für Nonnen; von ihnen gehörten den begüterten Orden 187, den Bettelorden 68 an. In dieſen Häuſern wohnten damals 614 ordinirte Mönche der begüterten Orden, 430 Laienbrüder derſelben, 516 ordinirte Mönche der Bettelorden und 373 Laienbrüder derſelben, ferner 1113 ordinirte Schweſtern und 539 Laienſchweſtern. Somit zählte der geſammte Kirchenſtaatsreſt 485 Klöſter, nämlich 316 für Männer und 169 für Frauen. — Hierzu kamen einige wenige und unbedeutende griechiſch-unirte Klöſter der Baſilianer, z. B. in Grotta Ferrata.

Im J. 1848 durch die Revolution aus mehrern Städten des Königreichs **Neapel** vertrieben, kehrten ſchon 1849 die Jeſuiten zurück, um noch ſtärkeren Einfluß als vorher zu gewinnen, indem ſie jetzt namentlich die meiſten höheren Schulen in ihre Hände brachten. Die Klöſter anderer Orden, gegen welche ſich hin und wieder die Liberalen wandten, wurden durch die Lazzaroni geſchützt. Auf Sicilien, wo damals wie auf dem Feſtlande von Neapel einige Klöſter der Griechiſch-Unirten nach der Regel des heil. Baſilius beſtanden, hielten es 1848 die meiſten Mönche, beſonders in den Bettelklöſtern, mit der Bewegungspartei, wie dies auch 1860 geſchah, wo einer der Secretäre Garibaldi's ein Kapuziner war und die Siccardi'ſchen Geſetze ſpäter als in andern Theilen Italiens zur Anwendung kamen. — In Neapel traf 1854 ein vorübergehender königlicher Zorn den Jeſuitenorden, welcher durch eine Erklärung für die Monarchie als die „beſte Regierungsform“ ſich wieder in Gunſt ſetzte. — In **Toscana** zeigten ſich 1847 mehrfach Volksaufläufe gegen die Jeſuiten; 1848 wurden ſie verjagt, während die übrigen Orden unangetaſtet blieben; aber bald kamen ſie zurück, um 1859 im December durch ein Decret des Statthalters Farini von neuem und zwar bisjetzt vertrieben zu werden. — Nach **Parma** hatte die Herzogin Marie Luiſe durch Decret vom 20. März 1844 den Jeſuitenorden zurückberufen; 1848 wurde er durch die Revolution exmittirt; 1849 führten ihn die öſterreichiſchen Siege zurück; aber durch ein Decret des ſardiniſchen Commiſſars vom 15. Juni 1859 wurde er wiederum ausgewieſen. — In **Modena** war der Orden bis 1848 bei Hofe ſehr angeſehen, mußte aber 1848 zugleich mit den Redemptoriſten der Volksmisgunſt weichen; 1850 kam er zurück, erlag aber 1859 dem eben genannten ſardiniſchen Decret vom 15. Juni.

Die Stimmung im Königreiche **Sardinien**, wo dieſelbe ſich vorher hoher Hofgunſt erfreute, wie überhaupt in Italien, gegen die Geſellſchaft Jeſu datirt weſentlich von dem Buche des genueſiſchen Prieſters Gioberti „Il gesuito moderno“, welches 1846 zum Abſchluß kam.[38]) Dem Volksangriffe auf das Jeſuitencollegium in Genua am 1. März 1848, wo die Väter flüchten mußten, folgten bald in Turin und anderwärts mit demſelben Ausgange ähnliche Auftritte, durch welche auch die Frauen vom heiligen Herzen Jeſu und andere Religioſen betroffen wurden. Am 19. Juli deſſelben Jahres beſchloß die 2. Kammer die Ausweiſung der Jeſuiten und ihrer Affiliirten.[39]) Unter dem 22. April 1850 legte die Regierung den Kammern einen vorläufigen Geſetzentwurf zur Einziehung gewiſſer Klöſter vor; aber ehe noch das Geſetz zuſtande kam, confiscirte ſie hier und da eine Kloſteranſiedelung, z. B. im Mai 1850 das Franciscanerkloſter in Genua, deſſen Mönche erſt der Waffengewalt wichen. Im Auguſt deſſelben Jahres wurden die Serviten aus Turin ausgewieſen, 1851 die Frauen vom heil. Vincenz da Paula aus Nicea. Es waren beſonders die Municipalitäten der Städte, welche zu weiteren Exmiſſionen drängten; der Stadtrath von Genua erklärte 1852, daß die dortigen Klöſter ein Drittheil des ganzen Stadtareals beſäßen und ſo den Anbau neuer Häuſer verhinderten.[40]) Nachdem am 20. Mai 1852 die 2. Kammer den Verkauf der Güter des Jeſuitenordens beſchloſſen hatte[41]), wurden 1853 alle Kloſteraſpiranten und Novizen der Mannsklöſter dem Armeerekrutirungsgeſetze unterworfen. Das Jahr 1854 brachte andern Klöſtern die Aufhebung, vielen auch die zwangsweiſe Einrichtung zu Choleralazarethen. Einen allgemeinen Entwurf zur Säculariſation der meiſten Klöſter legte der 2. Kammer am 28. Nov. deſſelben Jahres der Juſtizminiſter Siccardi vor; hiernach ſollten nur diejenigen Klöſter beſtehen bleiben, welche ganz oder vorwiegend dem Unterrichte, der Krankenpflege und ähnlichen nützlichen Zwecken dienten, die Kloſterleute aus der durch den Verkauf der Güter zu errichtenden cassa ecclesiastica penſionirt, andere Gelder zu andern kirchlichen Bedürfniſſen verwendet werden. Nach einer gleichzeitig beigefügten Statiſtik enthielt damals das Königreich mit Einſchluß der ſogenannten localen geiſtlichen Genoſſenſchaften (Collegiatſtifte) 604 Klöſter mit 8563 männlichen und weiblichen Inſaſſen, von welchen 8160 wirkliche Mönche und Nonnen waren, und mit einem Eigenthume von 43 Mill. Lire (Francs), welche ein Jahreseinkommen von 2,282,852 Lire abwarfen.[42]) Von den Klöſtern u. ſ. w. gehörten 505 dem Feſtlande, 99 der Inſel Sardinien an. Es folgten ſehr heftige Debatten, beſonders in der 2. Kammer, welche am 2. März 1855 den Entwurf im weſentlichen annahm, und zwar in der Faſſung: „Alle Mönchs- und Nonnenklöſter, ſowie Regular- und Secularcorporationen im ſardiniſchen Staate ſind aufgehoben und können nur kraft eines beſondern Geſetzes hergeſtellt werden. Ausgenommen ſind die Barmherzigen Schweſtern vom heil. Joſeph und diejenigen religiöſen Genoſſenſchaften, welche ſich vorzugsweiſe der Erziehung

---

38) In ſechs Bänden. 39) Bekanntlich wird dieſe Verbindung von ſeiten des Ordens und der Affiliirten ſelbſt meiſt geleugnet. 40) Sion 1852, S. 1028. 41) Ebenda S. 536 42) Ebenda 1855, S. 216.

Digitized by Google

und der Krankenpflege widmen.“ Um die Ausführung des Geſetzes, welchem ſich allerhand Schwierigkeiten, namentlich die Entſcheidung darüber, ob ein Orden unter die Ausnahme falle, entgegenſtellten, zu verhindern, drohte der Papſt mit dem Interdict, was aber wenig Eindruck machte, ſodaß der König Victor Emanuel unter dem 25. Mai 1855 die Sanction ausſprach. Es wurden von dem Geſetze betroffen aus der Zahl der Mönchsorden die Auguſtiner-Barfüßer, die Kanoniker vom Lateran, die regulirten Kanoniker von San-Egidio, die Karmeliter-Barfüßer, die Kartäuſer, die Benedictiner, die Ciſtercienſer, die Olivetaner, die Minimen, die Minoriten mit den Abzweigungen der Conventualen, der Obſervanten, der Reformaten und Kapuziner (Franciscaner), die Oblaten der Heil. Jungfrau, die Paſſioniſten, die Dominicaner, die Mercedarier, die Knechte der heil. Maria, die Väter des Oratoriums oder Philippiner, aus der Zahl der Nonnenorden die Clariſſinnen, die Benedictinerinnen, die Lateranenſiſchen Kanoniſſinnen, die Karmeliterinnen mit Schuhen und ohne Schuhe, die Ciſtercienſerinnen, die Kreuzträgerinnen des heil. Benedict, die Dominicanerinnen, die Tertiarierinnen des heil. Dominicus, die Franciscanerinnen, die Cöleſtinerinnen, die Baptiſtinnen, die Auguſtinerinnen, mithin zuſammen 20 männliche und 13 Frauenorden. Außerdem erklärte das Geſetz für aufgehoben die Kapitel und die Stifter der Collegiatkirchen, ſoweit ſie nicht Seelſorge trieben oder ſich nicht in Städten mit mehr als 20,000 Einwohnern befanden, desgleichen alle Pfründen, außer wenn mit ihnen ein von Beneficiaten perſönlich zu verwaltendes Amt verbunden war. Aus der durch die zu veräußernden Güter gebildeten cassa ecclesiastica ſollten als jährliche Penſion à Perſon gezahlt werden: an Genoſſenſchaften, denen das Geſetz die Gebäude und den Garten ließ, eine Summe in der Höhe der bisherigen Jahreseinkünfte, welche indeß bei einem Mönche 500 und bei einem Laienbruder oder Novizen 240 Lire nicht überſchreiten durfte, an die Mönche ganz eingezogener Klöſter je nach dem Alter 240—800 Lire, an die in derſelben Lage befindlichen Nonnen 500—800. Wenn ſich ein Mönch als Weltprieſter anſtellen ließ, ſollte er zwei Drittel obiger Sätze jährlich fortbeziehen. Als der Aufhebung verfallen wurden bezeichnet[43]) 66 Nichtbettelklöſter auf dem Feſtlande mit 772 Mönchen, 46 desgleichen ebenda mit 1085 Nonnen, 40 Nichtbettelklöſter auf der Inſel Sardinien mit 488 Mönchen und Nonnen, 182 Bettelklöſter im ganzen Lande mit 3145 Mönchen und Nonnen, ferner 65 Kapitel, reſp. Collegiatſtifter mit 680 Kanonikern, dazu viele einzelne Beneficien mit 1700 Perſonen, zuſammen 399 Klöſter u. ſ. w. mit 6870 Inſaſſen. Nach anderer Berechnung ſollten von den 34 Mönchsorden 21, von den 34 weiblichen 16 beſeitigt werden, ſodaß von den 8160 eigentlichen (Conventual-) Mönchen und Nonnen 5598 ſäculariſirt wurden und 2563 in ihren Klöſtern verbleiben ſollten. Nachdem am 7. Juli 1855 die Inventariſation begonnen hatte, ſtieß die Ausführung auf manche Hemmniſſe, namentlich die Ausrede, daß man Unterricht, Krankenpflege u. ſ. w. treibe; auch widerſetzten ſich einzelne Mannsklöſter, z. B. in Genua, ſelbſt Frauenklöſter, mit Gewalt. Die dagegen gerichtete Allocution des Papſtes vom 22. Jan. 1855, wie deſſen im Conſiſtorium vom 26. Juli deſſelben Jahres gegen die Regierung ausgeſprochene Excommunicatio major blieben wirkungslos. Erſt im J. 1858 war das Geſetz faſt vollſtändig durchgeführt.

Als 1859 und 1860 die Romagna, Umbrien — wo noch 1861 bei nicht voll 500,000 Einwohnern 341 Klöſter mit 2388 Mönchen und 2801 Nonnen vorhanden waren, in der Stadt Perugia allein ihrer 36 — und die Marken vom Papſte abfielen und die Sardinier einrückten, wurden zunächſt alle Jeſuiten verjagt, dann die Siccardi'ſchen Geſetze nach und nach, unter vielen Schwierigkeiten, zur Anwendung gebracht, indem bald hier bald da ein Kloſter oder eine Gruppe von Klöſtern, z. B. unter dem 19. April 1860 das der Benedictiner zum Evangeliſten St.-Johannes in Parma, durch königliches Decret der Säculariſation verfiel. Dieſelben Vorgänge wiederholten ſich beim Einrücken der Piemonteſen 1860 im Kirchenſtaate, wo man auffälligerweiſe in den Kloſterkaſſen der Kapuziner bedeutende Geldſummen vorfand. Der Einfall Garibaldi's in Sicilien, wo die Klöſter — früher durch die Engländer gegen die Beraubungen durch die Bourbonen geſchützt — durchſchnittlich vermögender als auf dem Feſtlande von Neapel waren, hatte zur nächſten Folge die Exilirung aller Jeſuiten aus ihren 15 dortigen Anſiedelungen (Collegien u. ſ. w.) und ihrer Affiliirten, namentlich der Liguorianer und der Redemptoriſten, ſowie die Confiscirung ihres Eigenthums. Im September deſſelben Jahres fand dieſes Ausweiſungsdecret ſeine Anwendung auf die 19 Klöſter, Collegien und andern Anſtalten des Jeſuitenordens im Bereiche des neapolitaniſchen Feſtlandes. Bis zum Ende des Jahres waren in ganz Italien 53 Jeſuitenſtationen aufgelöſt.[44]) An Mönchsklöſtern überhaupt beſtanden am 17. Febr. 1861[45]), wo gleichzeitig ein königliches Decret die Siccardi'ſchen Geſetze auf das Königreich Neapel ausdehnte, im ganzen Königreiche Neapel noch 1020 mit 13,611 Mönchen, von welchen 8891 Mendicanten waren, und Laienbrüdern, ſowie mit einer Jahreseinnahme von 1,071,992 Ducati, an Nonnenklöſtern 276 mit 8091 Nonnen und Laienſchweſtern, ſowie mit einer Jahreseinnahme von 1,123,010 Ducati. Unter dem 3. Juli 1861 genehmigte die 2. Kammer des Reichsparlaments, welcher auch der Senat zuſtimmte, das Geſetz, wonach die Regierung ermächtigt ward, „die Häuſer religiöſer Körperſchaften in allen Provinzen, wo es der Staatsdienſt erfordert — ſoweit es noch nicht geſchehen — durch ein königliches Decret in Beſitz zu nehmen“, worauf einzelne dergleichen Verfügungen erfolgten, für Neapel am 13. Oct. deſſelben Jahres. Indeß wurden manche Ausnahmen gemacht, wie für das Benedictinerkloſter Monte-Caſino, welches beſtehen blieb. Auch ging überhaupt die that-

43) Bei Kolb, Statiſtiſches Handbuch vom J. 1860, S. 275.

44) Pater Karl, Statiſtiſches Jahrbuch, 2. Jahrg. 1862, S. 98. 45) Nach Ermittelungen von ſeiten der Regierung.

Digitized by Google

ſächliche Aufhebung nur Schritt für Schritt vorwärts, und Mönche wie Nonnen blieben längere oder kürzere Zeit vorläufig in ihren unverkauften Klöſtern. Bis Ende 1861 waren im ganzen Reiche erſt 721 Klöſter eingezogen und ihre circa 12,000 Inſaſſen auf Penſion geſetzt; 1862 kamen nur weitere 54 Klöſter zur Entleerung, und ebenſo langſam ſchritt die Maßregel 1863 ihrem Ziele entgegen. Die Zahl der Ende 1862 vorhandenen Nonnen, mit Einſchluß der penſionirten, findet ſich zu 35,000 angegeben, dagegen im October 1863 die Zahl aller Mönche und Nonnen, mit Ausnahme Roms und ſeines Annexes, ſoweit ſie noch im Kloſterverbande lebten, zu 45,000. Nach den Motiven eines von der Regierung den Kammern im Anfange des J. 1864 vorgelegten Geſetzentwurfes beſtanden damals im ganzen Königreiche, unter Ausnahme des Kirchenſtaatsreſtes, noch 84 geiſtliche Orden mit 2382 Klöſtern, von denen 1724 Grundbeſitz, 658 als Bettelklöſter keinen ſolchen hatten. In den 1724 beſitzenden befanden ſich 15,494 ordinirte Mönche und Profeßnonnen nebſt 7671 Laienſchweſtern. In den 658 Bettelklöſtern waren 13,441 ordinirte Mönche mit 8435 Laienbrüdern vorhanden. Die beſitzenden Klöſter hatten eine Jahreseinnahme von 16,216,532 Lire aus ihrem Grundvermögen und ihren Gerechtſamen, wovon 8,558,435 auf Sicilien entfielen. Am Anfange des J. 1865 finden wir[46]) 1506 Mannsklöſter mit 17,807 Mönchen und 876 Frauenklöſter mit 14,184 Nonnen. Dieſelben vertheilten ſich auf 38 Mönchs- und 46 Nonnenorden, von welchen 80 beſitzende und 4 Bettelorden waren. Nach einer am 13. Dec. 1865 von der Regierung der Deputirtenkammer überreichten Denkſchrift betrug damals das Jahreseinkommen der beſtehenden 625 Mannsklöſter 4,766,764, das der 537 Frauenklöſter eine faſt gleiche Summe. Dabei wurden die Maßnahmen zur Ausführung der Siccardi'ſchen Geſetze fortwährend modificirt; am 19. Juni 1866 erklärte ſich in definitiver Abſtimmung die 2. Kammer mit 179 gegen 45 Votanten für eine dahin gehende Beſtimmung, daß je ein Prieſtermönch und je eine Chorfrau aus den beſitzenden Orden, wenn über 60 Jahre alt, als jährliche Penſion 600, wenn 40—60 Jahre alt, 400 Francs u. ſ. w., dagegen aus den Bettelorden ohne Unterſchied des Alters 250, Laien und Converſen (Novizen) über 60 Jahre alt 144, unter 60 Jahren 96 empfangen ſollten. Am Ende des J. 1866, wo ſich in den Klöſtern der Stadt Neapel faſt gar keine Mönche mehr aufhielten, ſchritt die Regierung auch zu einer durchgreifenden Ausführung der Geſetze auf Sicilien, wo eine erhebliche Zahl von Mönchen in die Ehe trat. Im April 1867 waren die dazu beſtimmten Klöſter faſt ſämmtlich ſäculariſirt; aber in vielen hielten ſich noch Mönche auf, welche den Gottesdienſt beſorgten, und zahlreiche, zum Theil ſchöne Kloſtergebäude ſtanden da, von welchen man nicht wußte, was man mit ihnen anfangen ſollte. Außerhalb derſelben bildeten ſich in den ſechziger Jahren neue freie, kloſterartige Vereinigungen, deren Häuſer auf den Namen einzelner Mitglieder als Privatperſonen hypothekariſch eingetragen wurden, z. B. die Genoſſenſchaft der Rosminianer, deren General zu Streſa am Lago-Maggiore ſeinen Sitz nahm. Im Beginn des J. 1867 betrug die Jahresrente der aufgehobenen beſitzenden Klöſter des Königreiches 9,528,126 Lire; ſie umfaßten damals 12,138 (geweſene) Prieſtermönche und Chorſchweſtern, dazu 6030 Laienbrüder und Laienſchweſtern. Der Beſtand in den aufgehobenen Bettelklöſtern bezifferte ſich auf 7521 Prieſter und Chorſchweſtern nebſt 5335 Laienbrüdern und Laienſchweſtern; die damals noch beſtehenden Klöſter beherbergten 4203 Prieſtermönche und Chorſchweſtern mit 3169 Laienbrüdern, Laienſchweſtern und Converſen.[47])

Als 1870 die königlichen Truppen Rom occupirten, verließen die meiſten Jeſuiten die Stadt, und die Regierung unterſagte ihnen jede Betheiligung am Schulweſen mit Ausnahme des Collegium Romanum. Allmählich wurden auch hier andere als Jeſuitenklöſter aufgehoben, ſodaß in der Mitte des J. 1871 der Kloſterbeſtand ſich noch mit 171 in Rechnung ſetzte. — Vom 26. Oct. 1867 bis zum 31. Aug. 1876 waren 118,263 klöſterliche und ähnliche, dem Geſetze verfallene Parcellen für $513\frac{1}{2}$ Mill. Lire verkauft.

In Frankreich geſtaltete ſich die durch die Revolution von 1848 geänderte Sachlage für die katholiſche Kirche, welche die in der Verfaſſung gegebene Freiheit zu Schul- und Kloſterzwecken trefflich auszunutzen wußte, unerwartet günſtig. Doch haben wir es hier von jetzt ab nicht ſowol mit Klöſtern nach altem Begriffe, als vielmehr mit kloſterartigen oder halbklöſterlichen Genoſſenſchaften, namentlich weiblichen, den Congregationen, zu thun, in deren Erzeugung und Bethätigung ſich Frankreich fruchtbarer als irgendein anderes Gebiet der römiſch-katholiſchen Kirche erweiſt, hauptſächlich zum Behuf des Unterrichtes, der Kranken- und Armenpflege. Das 1848 erlaſſene Unterrichtsgeſetz gab bei dem damaligen Mangel an weltlichen Lehrern und Lehrerinnen den Lehrbrüdern und Lehrſchweſtern, im beſondern für den Elementarunterricht, ein ſehr ausgebreitetes Arbeitsfeld. Auch ſonſtige religiöſe Verbindungen, wie die kurz vor 1848 durch Mazenod, Biſchof von Marſeille, geſtifteten Oblaten[48]), deren Mitglieder durch die Statuten wie zu „blinder Ergebenheit für den heiligen Stuhl", ſo zu eifrigſter Gehorſamserweckung für die Prieſter bei den Laien verpflichtet ſind, fanden innerhalb der neuen Geſetzgebung ungehindertes Wachsthum. Zu Niederbronn im Elſaß gründete die Jungfrau Eliſabeth Erpinger 1849 „die Töchter des göttlichen Erlöſers zur Armen- und Krankenpflege", welche 1857: 120 der Ihrigen in die Militärlazarethe nach Rußland ſendeten. — Auch die Jeſuiten, welche 1849: 27 Häuſer haben ſollten, fanden ſich im ſtillen wieder zahlreicher ein, zumal Napoleon III damals eine kirchenfreundliche innere Politik verfolgte;

46) Nach einer von der Regierung aufgeſtellten Statiſtik im Diritto vom 12. Mai 1865.

47) Allgemeine Zeitung von Augsburg.

48) Missionarii oblati beatissimae virginis Mariae sine labe conceptae. Sie tragen keine äußern Abzeichen.

Digitized by Google

1850 entſtanden in Paris öffentlich 2 Jeſuitencollegien; im November deſſelben Jahres verwaltete der Orden, obgleich geſetzlich formell nicht autoriſirt, in ganz Frankreich (ohne die Colonien) bereits 29 Collegien und 8 Seminare unter ſeinem Namen. Zur Gunſt des Kaiſers geſellte ſich die Gunſt der Kaiſerin Eugenie. Der Beſtand des Ordens am Ende des J. 1855 weiſt 2181 Mitglieder auf; 1861 zählte der Orden (mit Ausſchluß von Corſica) in 67 Städten 25 Gymnaſien, 16 Seminarien, 7 Noviziate, 36 Reſidenzen und 31 Miſſions.[49]) Dazu trat eine Vermehrung anderer älterer männlicher Religioſen; 1850 kamen die Kapuziner wieder nach Paris und bezogen hier ein neuerrichtetes Kloſter; 1853 ließen ſich Paſſioniſten bei Arras nieder.

Vor allem aber wuchs die Anzahl und Thätigkeit der weiblichen Religioſen, namentlich ſeit 1850 der Barmherzigen Schweſtern (im weitern Sinne), denen, wie andern Congregationiſtinnen, 1852 die Regierung die Erwerbung von Collectivbeſitz erleichterte, ſodaß von dieſem Jahre ab die für Unterricht und beſonders Armen- und Krankenpflege thätigen Schweſtern in immer zahlreichern Orden ſich ausbreiteten, indem Regierung und Communen ihnen Anſtalten in geſteigerter Zahl überwieſen und die Biſchöfe ſie auf alle Weiſe förderten. Allein in den drei Monaten Juni, Juli und Auguſt 1852 entſtanden auf dem Boden des europäiſchen Frankreichs, mit Einſchluß der Filiale, 16 neue Anſiedelungen von Frauencongregationen; die meiſten derſelben gehörten den Schweſtern vom heil. Kreuz an, die übrigen den Schweſtern der Vorſehung, den Schweſtern des heil. Joſeph, den Schweſtern des Heilandes, den Schweſtern der Heil. Jungfrau, den Schweſtern der beſtändigen Anbetung des heil. Sakraments, den Schweſtern der Barmherzigkeit, den Schweſtern des heil. Herzens und den Oratorianerinnen. In den Jahren 1853 und 1854 machten, in Verbindung mit neugegründeten religiös-kirchlichen Vereinen, die genannten ſowie andere weibliche Genoſſenſchaften, z. B. die Kleinen Schweſtern der Armen, reißende Fortſchritte; die (1773 geſtifteten) Töchter der Weisheit hatten im Anfange von 1854 bereits 130 Häuſer mit 1500 Schweſtern und Novizen.[50]) Nicht blos Töchter und Frauen (Witwen) aus den niedern und mittlern, ſondern auch vorzugsweiſe aus den höhern Ständen traten ein und übten innerhalb wie außerhalb des Landes, beiſpielsweiſe im Krimkriege, eine aufopferungsvolle Thätigkeit aus. — Schon 1851 zählte das europäiſche Frankreich 37,358 Mitglieder aller religiöſen Orden[51a]), dagegen 1856, wo von den 97 weiblichen Genoſſenſchaften der römiſchen Kirche 55 ihren hauptſächlichen Wirkungskreis und den Sitz der Generaloberinnen in Frankreich hatten, 40,391 Nonnen und 9136 Mönche (aller Art), ohne die 4777 nicht autoriſirten Ordensbrüder und die 10,000 Schulſchweſtern, im ganzen alſo 64,304 Religioſen.[51b]) Die Kleinen Schweſtern der Armen hatten ſich damals bis zu 7000 vermehrt. In Paris befanden ſich am Beginn des J. 1856: 12 Mönchsklöſter[52]) und am Ende des J. 1857: 48 Frauenklöſter[53]); im Verlaufe des erſtern ſtiftete Ratisbonne die Sionsbrüder zur Bekehrung der Juden aus der Zahl ihrer Convertiten. Von dieſem Wachsthume, beſonders der weiblichen Congregationen, gegenüber den noch nicht aufgehobenen Geſetzen gegen ihre Exiſtenz, ſagte 1857 eine benachbarte Zeitung[54]): „Es vergeht kaum eine Woche, wo nicht auf irgendeinem Punkte Frankreichs ein neues Kloſter errichtet wird. Die alten Abteien, welche die Revolution aufgehoben und für Nationalgut erklärt hatte, welche dann in Privathände übergegangen waren, ſind nach und nach beinahe ſämmtlich zurückgekauft und ihrer urſprünglichen Beſtimmung zurückgegeben worden. Die Normandie vor allem, welche einſt ſo viele Abteien hatte, iſt davon wieder wie beſäet.“ Im Laufe des J. 1859, wo der Orden der Soeurs Maristes entſtand, ertheilte die Regierung Napoleon's III. die Genehmigung zur Errichtung von 14 neuen Häuſern für weibliche Orden, reſp. Congregationen. Am 1. Jan. deſſelben Jahres beſaßen die geſetzlich anerkannten Genoſſenſchaften (ohne die freien Vereine) 15,000 Hektaren Grundeigenthum, etwa im Werthe von 105 Mill. Francs, wogegen ſie 1850 nur 7185 Hektaren beſeſſen hatten. Von 1851 bis 1860 wurden dieſe Congregationen ermächtigt, Legate und andere Dotationen im Geſammtbetrage von 9 Mill. Francs anzunehmen[55]), wahrſcheinlich eine weit unter der Wirklichkeit bleibende Summe.

Mit dem J. 1859 trat durch den Angriff Napoleon's III. auf Oeſterreich zwiſchen der franzöſiſchen Staatsgewalt und den Vertretern der kirchlichen Intereſſen eine weſentliche Erkaltung ein, welche ſeit 1860 bedeutend zunahm, ſodaß von jetzt ab die bisherige ſtaatliche Begünſtigung der Klöſter und Congregationen theilweiſe in ihr Gegentheil umſchlug. Gegen dieſe Wendung des kaiſerlichen Abſolutismus und für die klöſterlichen Intereſſen trat 1860 der geiſtvolle Graf Montalembert in einer von ſchwärmeriſchem Idealismus erfüllten Schrift auf[56]), worin es unter anderm heißt: „Wer an die Menſchwerdung des Sohnes Gottes und an die Göttlichkeit des Evangeliums glaubt, wird im klöſterlichen Leben die edelſte Anſtrengung, die jemals gemacht iſt, um gegen die verderbte Natur anzukämpfen und der Vollkommenheit nahe zu kommen, anerkennen; jeder Chriſt, welcher an die Verheißung und die ewige Dauer der Kirche glaubt, muß im Kloſterweſen, trotz aller Misgriffe und Misbräuche, welche dann und wann daſſelbe verunſtaltet haben mögen, die unvergängliche Saat des prieſterlichen Aufopferungsgeiſtes vernehmen“; die Mönche ſeien ſtets die Gegner der abſoluten Gewalt und die Retter der Freiheit geweſen. Die Regierung antwortete

49) Nach dem Annuario Pontificio. 50) Sion 1854, S. 516. 51a) Amtliche Statistique de la France, Bd. 14. 51b) Rede Bonjean's im Senate am 15. März 1865.

52) Nach Darbey's Statistique 1856. 53) Sion 1858, S. 32. 54) Die Indépendance Belge in Brüſſel. 55) Charles Souveſtre, Les congrégations religieuses (Paris 1867). 56) Die Mönche des Abendlandes vom heil. Benedict bis zum heil. Bernhard (franzöſiſch). Gegen ihn ſchrieben der Abbé Reville in der Revue Germanique vom 15. Febr. 1861 und der Proteſtant Edmund von Preſſenſé.

Digitized by Google

auf derartige Patronage im Frühjahre 1861 mit der Ausweiſung von etwa ſechzig belgiſchen Kapuzinern und Redemptoriſten aus Lille, weil von ihnen eine gefährliche politiſche Oppoſition ausgegangen ſei, wie der Miniſter Billault am 14. Juni 1861 dem Cardinal Mathieu von Beſançon entgegenhielt. — Im J. 1861[57]) beſaßen die 80 verſchiedenen religiöſen Genoſſenſchaften männlicher Gattung 58 Stammhäuſer, 37 unabhängige Anſtalten und 1931 Succurſalen mit 17,776 Religioſen, von welchen ſich 12,845 dem Unterrichte, 389 der Armenpflege, 496 der Leitung von Zufluchtsſtätten oder landwirthſchaftlichen Anſtalten für Kinder und 4046 ausſchließlich religiös-kirchlichen Pflichten widmeten. Von den 86 Congregationen waren nur 23 autoriſirt. Die weiblichen Genoſſenſchaften zählten damals in 281 Congregationen aller Art 361 Mutterhäuſer, 595 unabhängige Anſtalten, 11,050 Succurſalen mit 90,343 Mitgliedern, von welchen 58,883 im Unterrichte, 20,292 in der Armenpflege, 3073 in der Leitung von Zufluchtsſtätten oder landwirthſchaftlichen Anſtalten für Kinder und 8905 nur in der Ausübung religiös-kirchlicher Pflichten ihre Wirkſamkeit entfalteten. Nach Ausweis der letztvorhergehenden Volkszählung lebten in Frankreich (Europa) 18,087 Männer und 81,303 Frauen, welche religiöſe Gelübde abgelegt hatten. Von den Jeſuiten war dabei ihre Mitgliederzahl zu 1085 angegeben worden, während das Annuario Pontificio gleichzeitig 2339 verzeichnete, und zwar ohne die 700 auswärtigen, in Frankreich beſchäftigten.[58]) Eine officielle Statiſtik vom Juni 1861 ertheilt den drei Jeſuitenprovinzen von Frankreich, nämlich Paris, Lyon und Toulouſe, je 1053, 626 und 524 Angehörige. Der Cenſus von 1864 weiſt in 46 Häuſern 1135 Prieſter und 703 Scholaſtiker in 11 Collegien mit 4240 Zöglingen (alſo ohne die Coadjutoren) auf.[59])

Um die Mitte der ſechziger Jahre, wo die Barmherzigen Schweſtern faſt in allen katholiſchen Hoſpitälern des Staats, der Communen und der Privatvereine aufopferungsvoll wirkten, zeigte ſich nach wie vor ein ſtarker Zudrang von weiblichen Perſonen zum Eintritt in die Congregationen, welche deren Erbſchaften bezogen, während Verwandte von Schweſtern an deren Erbſchaft keinen Antheil hatten; die Gründe hierfür[60]) lagen vorzugsweiſe in dem Antriebe von ſeiten der Biſchöfe und des übrigen Klerus, in den wegen des ſteigenden Luxus ſich mindernden Eheſchließungen, in dem Mangel des Erwerbes für weibliche Hände. Daher die Klagen von ſeiten der Induſtriellen über die ihnen verderbliche Concurrenz der Klöſter und ähnlicher Anſtalten, welche keine Gewerbeſteuer zahlten, keinen perſönlichen Aufwand für Koſt, Heizung, Miethe u. ſ. w. zu machen hatten, wie hierauf ſchon 1861 Jules Simon[61]) im Vergleich mit den armen Nähterinnen von Paris die öffentliche Aufmerkſamkeit richtete, indem er unter anderm ausführte, daß von 100 Hemden, welche 1859 und 1860 zu Paris verkauft wurden, 85 in den Klöſtern gefertigt wären. Auch Mönchsklöſter betrieben, ſchon ſeit den funfziger Jahren in ſteigendem Grade, induſtrielle Geſchäfte, welche in den ſechziger Jahren mehrfach von bedeutendem Umfange und lucrativem Erfolge waren; ſo das Kartäuſerkloſter (Chartreuſe) bei Grenoble mit Liqueur, die Trappiſten von Meilleraie mit demſelben Producte, die Trappiſten von La Gracedieu bei Beſançon (1860) mit Korn und Mehl, die Trappiſten in Algier ebenſo, die Congregation von Staoneli daſelbſt mit Tuch und Parfumerie, die Karmeliterinnen von Maus mit gemalten Glasſcheiben. Auch waren die Klöſter darauf aus, reiche Leute als Mönche und Nonnen an ſich heranzuziehen, wodurch nicht wenige ſkandalöſe Proceſſe entſtanden.[62])

Gleichzeitig dehnten die geiſtlichen Lehrbrüder und Lehrſchweſtern den weltlichen gegenüber, an welchen noch großer Mangel war und welche für ſo geringen Lohn nicht arbeiten wollten, ihre Thätigkeit immer weiter aus, wobei ihnen zugute kam, daß ſie kein Staatsexamen abzulegen brauchten, ſondern auf die biſchöfliche Miſſion hin amtirten; um das J. 1863 beſchäftigten ſich im europäiſchen Frankreich 71,278 Perſonen geiſtlichen Standes (allermeiſt römiſch-katholiſche) mit Unterricht und Erziehung, nämlich 12,845 männliche und 58,883 weibliche. Von der Geſammtzahl — 71,728 — kamen rund 46,000 auf die Primärſchulen, welche damals 443,732 Knaben und 1,166,942 Mädchen umfaßten, mehr als die doppelte Zahl gegen das J. 1853. Die 1863 von Lehrſchweſtern geleiteten Kleinkinderbewahranſtalten wurden von 301,536 Kindern beſucht.[63]) Für geiſtliche katholiſche Secundärſchüler exiſtirten 1861: 372 Seminare (Écoles normales), 134 von ihnen für Knaben, mit zuſammen 55,151 Schülern und Schülerinnen. — Sittliche Vergehungen und Verbrechen von ſeiten der Kloſterleute, reſp. der Congregationiſten, traten vor 1870 nicht auffällig in die Oeffentlichkeit.

Unter dem ſeit 1870 aufgerichteten republikaniſchen Régime zeigten ſich während der erſten Jahre hier und da von ſeiten der Bevölkerung Feindſeligkeiten gegen die religiöſen Orden und ähnliche Genoſſenſchaften, wie 1870 in Lyon, wo die Jeſuiten durch eine Volksbewegung vertrieben wurden, ein Schickſal, welches auch die Lehrcongregationiſten traf, deren Wiederanſtellung 1872 erfolgte. — Der Cenſus von 1872 weiſt 13,102 Mönche (ohne die Lehrbrüder) und 84,300 Nonnen (mit Einſchluß der Halbnonnen, namentlich der Barmherzigen Schweſtern, aber mit Ausſchluß der Lehrſchweſtern) auf. Im J. 1877 beſtanden an 500 nicht ermächtigte Congregationen mit 22,000 Angehörigen beiderlei Geſchlechts.[64])

57) Nach einer damaligen Kammerrede des Cultusminiſters Rouland. 58) Bonjean, Rede im Senate am 15. März 1865. 59) Caſtagnari, Les Jésuites devant la loi Française, Januar 1877. 60) Nach Charles Souveſtre, Les congrégations religieuses (Paris 1867). 61) L'ouvrière (Paris 1861).

62) Ch. Souveſtre, Les congrégations religieuses, beſonders auf Grund der vom Miniſter Rouland ermittelten Thatſachen. 63) Derſelbe. 64) Bericht des Juſtizminiſters Cazot und des Miniſters des Innern Lepère an den Präſidenten Grévy vom 29. März 1880.

Digitized by Google

Um 1879 erzeugte der Kampf der von den Republikanern heftig angefeindeten Lehrbrüderſchulen mit den weltlichen eine ſtarke gegenſeitige Spannung. Hand in Hand damit ging namentlich eine wachſende Bekämpfung der jeſuitiſchen Lehrthätigkeit; bei der Discuſſion des Ferry'ſchen Geſetzentwurfs über den Unterricht behauptete am 23. Febr. 1880 der Senator Chesnelong, daß die Jeſuiten damals 29 Lehranſtalten mit 11,000 Zöglingen innehätten. Nach einer Angabe Briſſon's, des Präſidenten der Budgetcommiſſion in der Deputirtenkammer, vom December deſſelben Jahres betrug das Grundvermögen der Jeſuiten in Frankreich 42 Mill. Francs, das der übrigen Congregationen 536 Mill., wobei, wie er beifügte, bedeutende Summen verſchwiegen ſeien. Nach vorhergehendem Vertrauensvotum der Deputirtenkammer und des Senats erließ unter dem 29. März 1880 die Regierung nachſtehende Decrete: 1) Der Geſellſchaft Jeſu wird eine dreimonatliche Friſt bewilligt, um ſich aufzulöſen und ihre Anſtalten auf dem Gebiete der Republik zu räumen; 2) jede (andere) nicht anerkannte Congregation hat die nöthigen Schritte zu thun, um ihre Anerkennung zu erlangen. Für die männlichen wird durch ein Geſetz, für die weiblichen je nach dem Falle gemäß des Geſetzes von 1825 und 1852 durch ein Geſetz oder durch ein vom Staatsrathe beſtätigtes Decret die Entſcheidung getroffen werden. Jede Congregation hat dem Geſuche gewiſſe ſtatiſtiſche und andere Data beizufügen. Nach einer Angabe des Unterrichtsminiſters gehörten damals 7444 männliche und 14,033 weibliche Mitglieder verbotenen Orden, bezw. Congregationen an, jene in 384, dieſe in 602 Häuſern oder Anſtalten. Da die betroffenen Genoſſenſchaften, für welche die Biſchöfe eifrig eintraten, ihre Beſtätigung nicht nachſuchten, ſo ſchritt die Regierung mit partiellen Gewaltexmiſſionen ein; am 29. Mai 1880 wurden die Jeſuiten, denen am Ende des Auguſts in demſelben Jahre 65 Häuſer angehörten, aus Paris und andern Stationen polizeilich ausgewieſen. Sie wie andere Orden traten ihre Gymnaſien und andere Anſtalten, um ferner an ihnen zu wirken, durch Scheinverkäufe an Private ab. Am 13. Oct. beſchloſſen Präſident und Miniſter, die Decrete vom 29. März gegen alle Congregationen ſtreng durchzuführen. Es folgte ſofort eine Zahl von Ausweiſungen: am 14. Oct. mehrerer Jeſuiten, welche ſich in Toulouſe wieder eingeniſtet hatten, am 16. der Karmeliter in Agen, der Barnabiten in Paris u. ſ. f., nicht ohne daß an verſchiedenen Orten die Mönche Widerſtand leiſteten, wie die Karmeliter in Rennes am 20. Oct. Die Austreibungen ſetzten ſich in den erſten Tagen des November fort, wobei wiederum meiſt Gewalt gebraucht werden mußte. Vergeblich war die Berufung der Jeſuiten von Lille und Avignon an den Gerichtshof für Competenzconflicte, welcher am 5. Nov. gegen ſie entſchied. Zahlreiche Katholiken demonſtrirten öffentlich für die exmittirten Mönche; viele Präfecten, Procuratoren, Richter und andere Beamte legten ihre Aemter nieder, um an den Gewaltmaßregeln nicht mitzuwirken. Zu Nimes wurden in der Nacht vom 5. zum 6. Nov. Bomben gegen die Präfectur geworfen. Das Kloſter der Prämonſtratenſer in Frigolet wurde mit Truppen umſtellt, um ausgehungert zu werden, wobei die benachbarte Bevölkerung in große Aufregung gegen die Regierungsorgane gerieth. Da das Aushungern nicht half, erbrach man am 8. Nov. die Thüren und trieb 68 Mönche aus. Am 8. Nov. widerſetzten ſich die Mariſten in Tourgoing und deren Freunde, mußten aber nach blutigem Handgemenge am 9. Nov. der Polizei weichen. Bis zum 9. Nov. waren 261 nicht autoriſirte Ordensniederlaſſungen von männlichen Religioſen, meiſt in eigentlichen Klöſtern älterer Obſervanz, unterdrückt, wogegen, wie an demſelben Tage die Miniſter im Abgeordnetenhauſe erklärten, gegen die weiblichen Genoſſenſchaften nicht mit Gewalt eingeſchritten werden ſollte. Zwar agitirten die Radicalen fort und fort für die Austreibung auch der weiblichen Religioſen, aber ohne Erfolg; am 20. Mai 1881 ſprach ſich, wie vorher die meiſten in ihnen fungirenden Aerzte, der Senat mit 147 gegen 111 Stimmen für die Beibehaltung der verſchiedenen Barmherzigen Schweſtern an den Hoſpitälern zu Paris und anderwärts aus. — Da ausgewieſene Jeſuiten, Trappiſten und andere Mönche wiederholt offen oder heimlich in ihre Häuſer zurückkehrten, ſo fahndete hier und da auf ſie die Polizei; unter andern wurden die Benedictiner von Solesmes, welche ſich, 50 an Zahl, mit dem Abte in ihrer Abtei wieder eingefunden hatten, aus dieſer am 22. März 1882 von Poliziſten und Soldaten auf die Straße hinausgetragen. — Wenn in der republikaniſchen Aera ſeit 1870 mehr als vorher von Mönchen oder Congregationiſten verübte ſittliche Unthaten, beſonders ſexuelle von ſeiten der Schulbrüder, zur gerichtlichen Cognition kamen, ſo dürfte der Grund hauptſächlich in der ſchärferen Ueberwachung und dem rückſichtsloſeren Vorgehen der Behörden liegen, während unter Napoleon III. in dieſem Punkte eine weitgehende Connivenz waltete.

Von den bedeutenderen und mehrfach hervortretenden Perſönlichkeiten aus der Zahl der Mönche iſt zunächſt Lacordaire zu nennen, welcher, ein tüchtiger Redner, 1840 in den Dominicanerorden trat, vier (kleine) Klöſter gründete, und am 21. Nov. 1861 ſtarb; ferner ſein Schüler und Kloſtergenoſſe Mengord, ebenfalls ein gern gehörter Prediger; ferner Pater Didon, ebenfalls Dominicaner, welcher vom Papſte und vom pariſer Erzbiſchofe wegen ſeiner Predigten über die von ihm vertheidigte Eheſcheidung im April 1880 in das Kloſter Corbaro auf Corſica eingeſperrt wurde; ferner der Jeſuit Gury, deſſen Morallehrbuch für Mittel- und andere Schulen des Ordens dieſem durch bequeme Probabilitäten und andere Mittel zahlreiche Schüler zuführte; ferner der Jeſuitenpater Felix, unter Napoleon III., eingern gehört er Faſtenprediger mit dem Talente geiſtreicher Darſtellung ſocialer Zuſtände; ferner der Oratorianerpater Gratry, ein gelehrter Mann, 1868 in die Akademie aufgenommen, 1869 und 1870 ein liberaler Gegner der päpſtlichen Unfehlbarkeit; er ſtarb den 6. Febr. 1872, nachdem er auf dem Todtenbette ſeine Ketzerei widerrufen und laudabiliter ſich unterworfen hatte; ferner der Karmeliter-

Digitized by Google

Barfüßerpater Hyacinthe, anfangs im Kloſter zu Paſſy, 1868 ein talentvoller, begeiſterter Lobredner der unbefleckten Empfängniß, dann in Oppoſition zu den Decreten des Vaticaniſchen Concils von 1869 und 1870, ſeit 1869 Exmönch, ein Mann der Selbſtwiderſprüche, ſeit 1872 in der Ehe.

Das Königreich **Belgien**, welches 1830: 280 Klöſter zählte, hatte deren 1846 bei dem Cenſus vom 15. Oct. bereits 779, nämlich 137 mit 2051 Mönchen und 642 mit 9917 Nonnen. Von dieſen 779 Stationen waren 89 dem contemplativen Leben und dem Gottesdienſte gewidmet, die übrigen beſchäftigten ſich mit Unterricht und Krankenpflege. Die Hauptſtadt Brüſſel finden wir 1850 mit 18, 1857 am Anfange mit 30 Klöſtern beſetzt, denen 639 Religioſen angehörten. Im Beginn des J. 1853 beherbergte das Land 421 Jeſuitenprieſter in 17 (geſetzlich zuläſſigen) Klöſtern, denen, wie den Redemptoriſten, nachgeſagt wurde, daß ſie nicht blos an moraliſchem Einfluſſe, ſondern auch an materiellen Gütern durch mehrfach verwerfliche Mittel, wie Verkauf von theuerm Mundwaſſer und Erbſchleicherei, immer ſtärker wuchſen. In der Stadt Gent waren 1855: 22 religiöſe Orden angeſiedelt. Die Zählung vom 31. Dec. 1856 weiſt für das ganze Land 14,853 Kloſterbewohner auf, nämlich 2523 Mönche in 150 und 12,330 Nonnen in 812, zuſammen in 962 Klöſtern oder Häuſern, von denen 146 Hauptanſtalten, 816 Succurſalen waren.[65]) Um dieſe kirchliche Macht auf eine noch höhere Stufe zu erheben, war 1857, bis wohin die belgiſchen Klöſter die vom päpſtlichen Stuhle ausgehende, auf ſtraffere Anziehung der Regeln gerichtete Reform angenommen hatten, die Hierarchie mit der katholiſchen Partei beſonders auf die geſetzliche Wiederherſtellung der „Todten Hand" bedacht.[66]) Aber auch ohne dieſe wußten die Kloſterleute ihre materiellen Mittel fort und fort zu ſteigern, die Jeſuiten, wie 1858 beſtimmt behauptet wurde, durch induſtrielle Betriebe, namentlich in Handelshäuſern, welche auf andere Namen eingetragen waren; 1863 kauften ſie die Lienhart'ſche Färberei in Tournai. Wenn Pater Karl[67]) für 1860 9632 Nonnen anführt, ſo dürften nur die Chorſchweſtern gemeint ſein. Nach einer weitern Ausführung von demſelben Statiſtiker beſaßen 1861 die weiblichen Congregationen in (den Städten) Lüttich 21, Brügge 20, Antwerpen 18, Brüſſel 14, Courtrai 13 Häuſer. Weniger zahlreich waren auch noch damals die Mönchsklöſter, beiſpielsweiſe 1861 in Gent 10, in Antwerpen, Löwen und Brügge je 6. In Gent allein lebten 1860: 1545 weibliche Religioſen, 813 von ihnen in dem dortigen großen Beguinenhauſe.[68]) Im J. 1862 beſaßen die religiöſen Orden zu Namur ganze Häuſercomplexe, ähnlich ſtand es an andern Orten; am Ende des J. 1866 kauften die Jeſuiten für 200,000 Francs das Local der Caſinogeſellſchaft in Lüttich. Beim Schluß des J. 1879 regiſtrirte man für das ganze Land 1702 Klöſter (mit Einſchluß der halbklöſterlichen Anſiedelungen) mit 3649 Mönchen (unter Ausſchluß der Lehrbrüder) und 18,907 Nonnen[69]); hiervon kamen auf Gent 40 (mit 565 Inſaſſen), auf Löwen 28, auf Courtrai 20 Häuſer.[70]) Die meiſten baaren Kapitalien derſelben, und zwar in bedeutender Höhe, waren im Auslande deponirt und abſichtlich viele Hypotheken aufgenommen — ſo behauptete die öffentliche Meinung der Liberalen. Wenn in einer Senatsrede vom Auguſt 1880 der liberale Juſtizminiſter Bara von 25,000 Kloſterbrüdern ſprach, ſo ſind ohne Zweifel die Novizen, Laienbrüder und Congregationiſtenlehrer eingerechnet.

Seit dem Termine der beendeten, ſehr geheim betriebenen Kloſterreform — 1857 — mehrten ſich in auffälliger Weiſe die an die Oeffentlichkeit gebrachten criminellen Anklagen und Beſtrafungen von Kloſterleuten, noch ſtärker ſeit 1859, hauptſächlich wegen ſexueller Verbrechen, erbſchleicheriſcher Praktiken und grauſamer Behandlung von Untergebenen und Zöglingen. Vom 13. bis 16. Mai 1864 kam vor den Aſſiſen in Brüſſel eine großartige Erbſchleicherei der Jeſuiten, wobei es ſich um 6 Mill. Francs aus dem J. 1850 handelte, zur Enthüllung; im Auguſt deſſelben Jahres wiederholte ſich eine ähnliche Anklage gegen die Jeſuiten von Gent. Vom J. 1859 bis zum J. 1861 wurden in Belgien und Frankreich 42 Beſtrafungen (Fälle) katholiſcher Welt- und Kloſtergeiſtlichen, unter ihnen 33 wegen ſexueller Vergehungen und Verbrechen, davon 13 in Belgien, gerichtlich ausgeſprochen.[71])

Für die **Niederlande** (unter Ausſchluß Luxemburgs und der Colonien) finden ſich zum J. 1846 neben einer Beguinenanſtalt im ganzen nur 12 Klöſter verzeichnet, wobei die Jeſuiten eingeſchloſſen, aber die Barmherzigen Schweſtern ausgeſchloſſen erſcheinen.[72]) Zum Beginn von 1853 (wo die biſchöfliche Organiſation eintritt) wird der nachfolgende ſtatiſtiſche Ausweis gegeben[73]): im Vicariat oder Bisthume Herzogenbuſch 12 „Klöſter", nämlich 2 der Kreuzherren, je 1 der Kapuziner und Kapuzinerinnen, der Karmeliter und der Karmeliterinnen, der Dominicaner, der Franciscaner, der Klariſten und der Brigitten ſowie der Auguſtinerinnen; im Sprengel von Roermond 13, nämlich 2 der Franciscaner, 2 der Tertiarierinnen, 1 der Redemptoriſten, 4 der Urſulinerinnen, je 1 der Nonnen vom Heiligen Kreuz und der Brigitten; im Sprengel von Breda 1 der Norbertinerinnen, dazu mindeſtens 4 Jeſuitenſtationen; außerdem gab es damals in faſt allen größeren Städten Barmherzige Schweſtern mit ihren „Häuſern". Nach einer andersartigen Berechnung zählte im Anfange von 1856 das Land mit Einſchluß der Beguinenhäuſer 36 „Klöſter", wobei die Barmherzigen Schweſtern nicht einbegriffen ſind.[74]) Um

65) **Ducpétiaux**, Question de bienfaisance, 1858. 66) **Jan von Damme** (pſeudonym, wahrſcheinlich Frère-Orban), Main morte et la charité, 1857. 67) Statiſtiſches Jahrbuch, 2. Jahrg. 1862, S. 127. 68) Ebenda S. 126.

69) Nach dem amtlichen ſtatiſtiſchen Jahrbuche von 1880. 70) Journal de Gard. 71) Almanak van Cies van Ghent vor 1863 (Gent), S. 44—53. 72) Sion 1847, S. 16. 73) Ebenda 1853, Nr. 60. 74) J. H. **Wenſing**, Jahrbuch von 1856 für die römiſch-katholiſche Kirche.

Digitized by Google

1860 finden ſich 205 öffentlich wirkende Jeſuiten.[75]) — Luxemburg weiſt am Ende von 1852 neben 3 Frauenklöſtern 1 Mönchskloſter (Jeſuiten oder Redemptoriſten) auf.[76]) In die Abtei von Lagarde-Dieu zogen 1864 die Ciſtercienſer wieder ein, nachdem das Gebäude für ſie angekauft worden war.

Die traurige materielle Nothlage der ſäculariſirten Mönche Spaniens für den Beginn der vorliegenden Periode ſpricht ſich unter anderm in einer vom 17. Sept. 1846 aus der Diöceſe Cadix an die Königin Iſabella gerichteten Bittſchrift aus, indem die Petenten, welche meiſt noch in ihren frühern Klöſtern wohnten, ſoweit dieſe noch unverkauft waren, darüber klagen, daß ſie von ihrer Penſion ſeit 11 Jahren erſt zwei Elftel erhalten hätten. Von 1850 ab, wo die Königin ihre Sympathie dem Klerikalismus wieder zuwandte, ſuchte ſie auch den Klöſtern und den hartbetroffenen Kloſterleuten aufzuhelfen. Im Anfange dieſes Jahres geſtattete das Miniſterium etlichen Frauenklöſtern, Novizen aufzunehmen; doch ſollte kein Kloſter deren mehr als 10 haben; daſſelbe ward etlichen Mönchsklöſtern eingeräumt (namentlich den Karmelitern in Madrid). Obgleich dies den Unwillen der Liberalen ſtark erregte, ſo erfolgte doch noch 1850 ſelbſt die Wiederherſtellung aufgehobener Mannsklöſter, in welche die Mönche zunächſt ohne Ordenstracht einzogen. Weitere Förderung ward dem Kloſterweſen durch das mit der Curie abgeſchloſſene Concordat zutheil, deſſen Ratification vom 11. Mai 1851 datirt. Zwar ſtimmte hierdurch der Papſt endlich der Kloſteraufhebung zu und ließ die Forderung der Wiederherſtellung der ſäculariſirten Güter fallen, aber er bedang ſich die Wiederaufrichtung einer beſtimmten Zahl von Klöſtern aus, und ſofort trat eine merkliche Vermehrung der Congregationen ein, beſonders der weiblichen. Ein königliches Decret vom October 1851 ſtellte alle Klöſter zunächſt auf 10 Jahre unter die Leitung der Biſchöfe. Das nächſte Jahr brachte die Beſtimmung, daß die Zahl der Männerklöſter in jeder Provinz mindeſtens auf 4 gebracht werden ſollte; unter dem 1. Oct. ward durch die Regierung der Mönchsorden des heil. Vincenz von Paula zum Zweck des Elementarunterrichts als reſtituirt erklärt; gleichzeitig wurden die Barmherzigen Schweſtern zur Uebernahme einer ſich fort und fort mehrenden Zahl von Hoſpitälern durch die Regierung, durch Communalbehörden und Biſchöfe berufen. Die Jeſuiten beſaßen damals wieder 6 Häuſer. Mit Einſchluß der aufgehobenen, aber zum Theil noch bewohnten zählte man 1852: 2386 Nonnenklöſter, von denen beiſpielsweiſe 79 mit 3163 Nonnen und Exnonnen der Diöceſe Sevilla angehörten. Nachdem immer mehr Mönche zur Aufnahme ihrer Functionen die verlaſſenen Häuſer bezogen hatten, wurden um die Mitte des J. 1853: 803 Klöſter mit 20,613 Religioſen, aber mit Einſchluß der penſionirten, als vorhanden conſtatirt, und die Königin bewilligte immer von neuem Gelder zu weiteren Reſtaurationen, z. B. für die Franciscaner in Aranjuez.

Am Beginn von 1854 wurden 877 noch exiſtirende (nicht veräußerte) Frauenklöſter mit 11,601 Schweſtern ermittelt, wobei indeß die 7582 Staatspenſionärinnen eingerechnet ſind[77]); am zahlreichſten waren die Barmherzigen Schweſtern, welchen wegen ihrer erfolgreichen Thätigkeit die Aufhebungsmaßregeln ſo gut wie gar keinen Abbruch gethan hatten.[78]) Der noch in demſelben Jahre ausbrechende Aufſtand warf die ſeit 1850 entſtandenen Neuſchöpfungen faſt ſämmtlich wieder zu Boden und richtete ſich vorzugsweiſe gegen die männlichen Orden, wie dies z. B. durch die Junten von Sevilla, Jaen, Valencia u. a. geſchah. Ein durch Espartero gegengezeichnetes Decret vom 11. Aug. löſte die Congregation der Hieronymiten im Escorial auf, nachdem ſie erſt unter dem 3. Mai durch die Königin autoriſirt worden war. Eine Regierungsverfügung von 1855 beſtimmte, daß alle männlichen Kloſterconvente, welche unter 12 Conventualen hätten, aufzulöſen ſeien.[79]) Am Ende des J. 1855 hatten von den Mönchen nur noch die Auguſtiner im Escorial eine ſtaatliche Autoriſation. Im J. 1856 finden wir mit Einſchluß der Staatspenſionärinnen nur noch 7025 Nonnen verzeichnet.[80]) Das Staatsbudget von 1858 weiſt 6822 Mönche und Nonnen auf ſeinem Penſionsetat nach[81]), wogegen ſich damals die Geſammtzahl aller Religioſen auf 6702 männliche und 12,595 weibliche belief.[82]) An männlichen Individuen, welche in klöſterlicher Gemeinſchaft ohne Mönchstracht lebten, werden zu dem J. 1859: 719 in 8 Orden mit 41 Klöſtern verzeichnet; es ſind aber keine eigentlichen Mönche, ſondern zum Theil im Convict lebende Weltgeiſtliche, zum Theil heimliche Jeſuiten, welche ſich auf Miſſionen vorbereiten.[83]) Eine amtliche Zählung regiſtrirt für 1860: 866 meiſt für aufgehoben erklärte, noch nicht verkaufte Nonnenklöſter mit 12,990 Angehörigen, deren Jahrespenſionen im Soll 8,990,000 Realen betrugen, wozu noch 2174 Kapläne, Sakriſtane, Organiſten und Sänger mit 3,921,086 Realen kommen. Durch königliches Decret vom 18. Juli 1862 ward angeordnet, daß mit dem Verkaufe der den geiſtlichen Orden angehörenden Liegenſchaften fortgefahren werden ſollte; 1866 exiſtirten noch zahlreiche Nonnenklöſter, zum größten Theil als für aufgehoben erklärte Convente, zum kleinſten als wirkliche Klöſter, unter ihnen das Selaſianerinnenkloſter zu Madrid, gegen deſſen Beichtväter 1865 wegen der Verführung adeliger Nonnen ein ſkandalöſer Proceß geführt worden war; Mönchsklöſter mit ſtatutariſcher Function waren nur noch in geringer Anzahl vorhanden. Eine Zählung vom Ende des J. 1867 weiſt 1634 Mönche (mit Ausſchluß der Penſionäre) neben 14,814 Nonnen auf.

75) Pater Karl, Statiſtiſches Jahrbuch, Jahrg. 1862, S. 110. 76) Nach dem amtlichen Directorium.

77) Sion 1854, Nr. 65. 78) Von Minutoli, Altes und Neues aus Spanien I, 214. 79) Neue Evangeliſche Kirchenzeitung von Berlin 1868, Nr. 45. 80) Nach den Novedades. 81) Ausland 1862, Nr. 17. 82) Neue Evangeliſche Kirchenzeitung von Berlin 1868, Nr. 45. 83) Garrido, Das heutige Spanien 1862, deutſch von A. Ruge 1863.

Digitized by Google

Als am Ende des Septembers 1868 eine neue Revolution ausbrach, richtete ſich dieſelbe, namentlich in den größeren Städten, vorzugsweiſe gegen die noch vorhandenen Mönchsklöſter, am ſtärkſten gegen diejenigen der Jeſuiten, deren Ausweiſung am 8. Oct. durch die Centraljunta von Madrid, wo damals 14 Klöſter, meiſt weibliche, beſtanden, decretirt wurde. Noch in demſelben Monate mußte das dortige, von der Königin Iſabella ſehr begünſtigte Kloſter Atocha ſeine reichen Kleinodien an die Bank ausliefern. Unter dem 12. Oct. verfügte der Juſtizminiſter Ortiz die Aufhebung des Jeſuitenordens auf dem Feſtlande und den benachbarten Inſeln, und das von der Königin am 25. Juli deſſelben Jahres erlaſſene Decret, welches den religiöſen Congregationen geſtattete Grundbeſitz zu erwerben, ward gleichzeitig auf die Nonnenklöſter beſchränkt. Aber die revolutionären Junten gingen weiter; diejenige von Sevilla ſchloß noch in der Mitte des Octobers die 9 dortigen Nonnenklöſter, und ähnlich verfuhr man in andern Städten. In demſelben Jahre weiſt das Staatsbudget rund 6000 penſionirte männliche ehemalige Kloſterinſaſſen auf, welche zum Theil noch in den unverkauften, meiſt ruinöſen Häuſern wohnten.[84] Von den auf den Ausſterbeetat geſetzten Nonnenklöſtern wußten ſich viele dadurch zu halten, daß ſie den verſtorbenen Nonnen Schweſtern aus andern unterſchoben.[85]

Als der König von Portugal, wo 1846 nur noch wenige, zum Theil ſehr mittelloſe, einſtweilen noch geduldete Nonnenconvente, aber keine Mönchsklöſter exiſtirten, unter dem 9. Febr. 1857 zur Hülfe gegen die Cholera einige Barmherzige Schweſtern aus Frankreich berief, weil die im Lande vorhandenen nicht ausreichten, erhoben die Liberalen eine ſo heftige Oppoſition, daß es ſogar zu thätlichen Angriffen auf die Gäſte kam, und der König am 3. Sept. öffentlich erklären ließ, die Schweſtern ſollten nicht vermehrt und lediglich auf die Krankenpflege beſchränkt werden. Deſſenungeachtet währte ein heftiges Widerſtreben noch mehrere Jahre fort. Das Jahr 1857 erſcheint mit 23, meiſt unbedeutenden Frauenklöſtern, welche nur bewegliche Habe beſaßen, ſowie mit einigen wenigen Schulbrüdercongregationen. Im März des J. 1862, wo, wie vorher, mit dem Verkaufe von Kloſtergütern fortgefahren wurde, legte das neue Miniſterium, um die ſtarke liberale Partei zu befriedigen, den Cortes einen, ſoviel wir wiſſen, nicht zur Perfection gekommenen Geſetzentwurf dahin vor, daß die Barmherzigen Schweſtern und die Schulbrüder — andere Religioſen gab es nicht mehr — gänzlich beſeitigt werden ſollten. In dem ehemals außerordentlich prächtigen Kloſter von Santa-Mafra, dem größten Kloſtergebäude der Welt, hielten ſich 1862 nur einige penſionirte Franciscaner auf.

Dem Klima angemeſſen geſtaltete ſich in Braſilien auch für die vorliegende Periode die Zucht und Moral der nicht zahlreich vorhandenen Klöſter, von denen nur wenigen bedeutender Grundbeſitz, zum Theil mit Sklavenarbeit, eigen war, nach vielen übereinſtimmenden Zeugniſſen ſehr ſchlaff und lax mit vorwiegender Trägheit und ſexuellen Ausſchweifungen. Aus dem Anfange der ſechziger Jahre wird berichtet[86], daß die Lazariſten in Bahia mit den dortigen Barmherzigen Schweſtern — deren mehrere 1852 aus Frankreich berufen worden waren — in ſo vertrautem Umgange ſtanden, daß die Aeltern ihre Kinder aus deren Seminare fortnahmen. Es iſt eine Landeseigenthümlichkeit[87], daß von den Klöſtern, unter welchen ſich z. B. 8 Häuſer für Benedictiner finden[88], einige, wie das von San-Antonio in Rio de Janeiro und das von San-Antonio in Bahia, für ihren Schutzpatron das volle Gehalt eines Oberſten der Armee aus der Staatskaſſe beziehen. Im J. 1867 ſtrebten mehrere Provinzialgouverneure danach, die Klöſter, deren Mönche vorwiegend Spanier, Italiener und Iren waren, aufzuheben und ihr Vermögen zu Schulzwecken zu verwenden. — Der Einfluß der zum großen Theil aus andern amerikaniſchen Staaten eingewanderten Jeſuiten, welche 1860 kaum mehr als 2 Stationen innehatten, nahm bald darauf ſtetig und ungehindert zu; in San-Paulo gründeten ſie um 1864 ein Prieſterſeminar, während ſie in den folgenden Jahren anderweitige Schulanſtalten errichteten.[89]

Am Anfange von 1859 wurde der Jeſuitenorden aus Montevideo vertrieben; daſſelbe Schickſal betraf ihn 1858 in Uruguay und allen Argentiniſchen Staaten. Seine Mitglieder wandten ſich meiſt nach Italien. Im übrigen iſt hier das Kloſterweſen von ſehr geringer Bedeutung, ebenſo in Chile, wo von 1848 bis 1852 ein Kapuzinerkloſter gegründet wurde. — In Peru hat ſich trotz der Revolution von 1824 und der aus ihr hervorgegangenen Landesverfaſſung, welche beſtimmt, daß alle Klöſter, ſobald ſie nicht mehr als 7 peruvianiſche Conventualen zählen, aufgehoben werden ſollen, eine größere Zahl derſelben, nicht wenige mit ſehr erheblichen Beſitzungen und Einkünften, zu erhalten gewußt und ſind einige aufgehobene wiederhergeſtellt worden. Um das Jahr 1862 befanden ſich in der Stadt Cuzco 7 Klöſter beiderlei Geſchlechtes, in Arequipa bei 16,000 Einwohnern 5 Mönchs- und 3 Frauenklöſter, dazu 1 Beguinenhaus, wo die Schweſtern namentlich in der Charwoche unter Selbſtpeinigungen ihre Exercitien zu halten pflegen. Im übrigen führen die Nonnen, namentlich die reichen, deren jede (in Arequipa) im Durchſchnitte 2 Dienerinnen hat, ein luxuriöſes, ziemlich freies Leben, auf welches, wie auf dasjenige der Mönche, die von Papſt Pius IX. angeſtrebte Reform wenig Einfluß geübt hat, eine Erſcheinung, welche für ganz Süd- und Mittelamerika hervortritt. Die Nonnen müſſen oder ſollen zwar, wenn Gäſte zum Beſuch kommen, durch Gitter von ihnen getrennt ſein, tractiren aber dieſelben reichlich mit Chocolade, Kuchen und

84) Neue Evang. Zeitung von Berlin 1868, Nr. 45. 85) Rede des Juſtizminiſters Zorilla in der Provinz Valencia im September 1869.

86) Von dem Nordamerikaner Kidder. 87) Aus den ſechziger Jahren notirt. 88) Nach dem ſtatiſtiſchen Jahrbuche des Pater Karl. 89) Von Keſſel im Ausland 1865, Nr. 22. — Jahresbericht des deutſchen Conſuls in Pernambuco für 1871.

anderen Süßigkeiten. In Arequipa zeichnet ſich das Kloſter Santa-Roſa durch ſeine karminrothe Mazamorra (Gebäck), das Katharinenkloſter durch ſeine Hühnerpaſteten, das Karmeliterinnenkloſter durch ſeine Pfannkuchen aus. In ähnlich ungebundener Weiſe lebten zur Zeit unſers Berichterſtatters[90]) die meiſten Mönche, indem ſie ſich dem Rauchen[91]), Trinken, Tanzen u. ſ. w. hingaben und oft eingeladene Gäſte bei ſich ſahen. — Als unter der Connivenz des (in demſelben Jahre ermordeten) klerikal geſinnten Präſidenten Balta der apoſtoliſche Legat Mönche, namentlich Jeſuiten, aus Spanien und andern Ländern hatte kommen laſſen, um für deren Klöſter, welchen der einheimiſche Nachwuchs fehlte, die Zahl der Conventualen mindeſtens bis auf je 7 zu bringen, wollte eine ſtarke Fraction in dem Senate und in der Deputirtenkammer dieſe Erſatzleute nicht als legal gelten laſſen, wobei es beſonders auf die Einziehung der 3 reichdotirten Klöſter Merced, Auguſtin und Domingo in Lima abgeſehen war, und als weiteres Motiv das lockere Leben der Mönche in denſelben zur Sprache kam. — Für Peru und Chile zuſammen ergeben ſich um die Zeit von 1860 aus den Angaben des Karmeliterpaters Karl von Würzburg[92]) kaum mehr als 50—60 meiſt ſchwach beſetzte klöſterliche Stationen.

In Ecuador ſchloß 1863 die Regierung mit dem Papſte ein Concordat, welches den Klöſtern ſehr günſtig war und unter anderm das Aſylrecht zurückgab, aber durch Beſchluß des Congreſſes vom 10. Aug. deſſelben Jahres verworfen ward. Von den im Lande vorhandenen Klöſtern, deren Mönche und Nonnen ein ziemlich weltliches Leben führten, hatten nicht wenige ihren Sitz in der Hauptſtadt Quito.[93]) Der 1875 ermordete Präſident der Republik Garcia Moreno ließ ſeit 1870 aus Italien und Deutſchland Jeſuiten kommen, um ſie unter anderm als Lehrer an der neuen polytechniſchen Schule der Hauptſtadt zu verwenden, wozu andere Mönche des Landes, wie überhaupt aus dem Bereiche von Südamerika, wegen ihrer Ignoranz untauglich waren. — Der aus der Umwälzung von 1848 hervorgegangene Congreß von Neugranada nahm im Mai 1851 ein Geſetz an, durch welches alle religiöſen Corporationen, deren Mitglieder durch das Gelübde des paſſiven Gehorſams gebunden waren, dem Exiſtenzverbote verfielen. Nachdem hiergegen unter dem 27. Sept. 1852 der Papſt vergeblich proteſtirt hatte, wurden noch in demſelben Jahre ſämmtliche Klöſter unterdrückt, und im Sommer 1853 erklärte die Landesvertretung die Güter derſelben zum Eigenthum der weltlichen Provinzial- und Nationalcollegien. Die Jeſuiten waren ſchon 1850 durch den Präſidenten Lopez ausgewieſen worden, kehrten aber ſpäter unter einer der Hierarchie günſtigen Verwaltung zurück; als 1861 der Präſident Mosquera ans Ruder gelangte, mußten ſie, noch in demſelben Jahre, ſammt dem päpſtlichen Legaten das Land wieder verlaſſen, ſodaß ſie damals mit Ausnahme von Paraguay aus allen ſüdamerikaniſchen Republiken vertrieben waren.

Eine verhältnißmäßig größere Anzahl als die Staaten von Südamerika weiſt im Anfange der neueſten Periode Mexico auf; man zählte ihrer 1854 an 150[94]) mit überſchläglich 1700 Mönchen und 2000 Nonnen und mit einem vielfach ſehr bedeutenden Vermögen an Immobilien und Mobilien. Seit 1850 mehrten ſich namentlich die Barmherzigen Schweſtern, welche 1852 durch den aus 18 Proteſtanten und 4 Katholiken beſtehenden Stadtrath von Mobile an dem dortigen Krankenhauſe angeſtellt wurden.[95]) Die durch Karl III. verbannten Jeſuiten rief der Präſident Santa-Anna durch Decret vom 19. Sept. 1850 zurück und reſtituirte ſie in die ihnen entzogenen Beſitzungen, wie er überhaupt die Partei des Klerikalismus nahm. Am Ende des J. 1855 durch den Präſidenten Alvarez von neuem verbannt, wurde 1858 der Orden durch Zuloaga wiederhergeſtellt. Als 1856 nach dem Sturze der klerikalen Partei deren Gegner mit dem Präſidenten Alvarez die Staatsregierung übernahmen, begann wie für die ganze katholiſche Kirche, ſo im beſondern für die Klöſter eine Zeit ſchwerer Drangſale; man zwang ſie, um der ſtaatlichen Finanznoth abzuhelfen, ſoweit der Arm der Centralregierung reichte, zur Hergabe von Geld und liegendem Beſitzthume; bei Strafe wurde die Uebernahme religiöſer Gelübde verboten. Der vom Papſte in ſeiner Allocution vom 15. Dec. 1856 erhobene Proteſt blieb zunächſt ohne Folgen, bis im Anfange von 1858 der Präſident Zuloaga die Rückgabe aller eingezogenen Kirchengüter, welche thatſächlich auch nicht ſämmtlich veräußert waren, decretirte. — Am Ende des J. 1858 finden wir 146 Männerklöſter mit 1139 Mönchen und 39 Frauenklöſter mit 1541 Profeß-Nonnen, 740 Novizen und 879 dienenden Schweſtern, großentheils mit reichen Einkünften, welche auch den meiſten, nicht ſehr zahlreichen Weltgeiſtlichen zu Gebote ſtanden, ſodaß ſie bei politiſchen Umwälzungen einen wirkſamen Einfluß übten. Von den Mönchsklöſtern gehörten um 1860: 25 den Dominicanern. Als Juarez für einen Theil des Landes die Präſidentur erlangt hatte, begann er mit eingreifenden Maßregeln gegen die Kirche vorzugehen und verfügte am Beginn des J. 1861 die Confiscation der Klöſter, von welchen zunächſt die mit Mönchen beſetzten ſeiner Feindſchaft zum Opfer fielen, ſoweit ſie im Bereiche ſeiner Gewalt lagen. Indeß kam es thatſächlich nicht für alle zur völligen Beſeitigung. Das Jahr 1862 weiſt noch 130 ſolcher Klöſter mit etwa 1000 Mönchen, welche im Ordensverbande lebten und an den niederen Volksklaſſen eine Stütze gegen den kirchenfeindlichen Präſidenten Commonfort hatten, innerhalb der ganzen Republik auf. In den erſten Monaten von 1863 wurden die Frauenklöſter zum Zweck einer Kriegs-

90) P. Marcoy, Le tour du monde, 1862. 91) Mönche wie Weltprieſter der römiſchen Kirche pflegen das ihnen verbotene Rauchen durch ſtarkes Tabackſchnupfen zu erſetzen. 92) Statiſtiſches Jahrbuch der Kirche, 2. Jahrgang 1862. 93) Globus 1867, 12. Bd., 12. Lief., S. 355.

94) Dieſe Zahl dürfte zu niedrig gegriffen ſein, falls nicht ausſchließlich Haupthäuſer zu verſtehen ſind. 95) Sion 1852, Nr. 50.

Digitized by Google

ſteuer mit Beſchlag belegt. Wie die meiſten Mönchsklöſter thatſächlich fortbeſtanden, ſo auch die Mehrzahl der Frauenklöſter; in der Hauptſtadt exiſtirten um 1863 noch 48 dergleichen Häuſer für beide Gattungen von Religioſen; auch Puebla wurde damals als eine noch ſehr kloſterreiche Stadt geſchildert. Als Kaiſer Maximilian die Regierung angetreten hatte, forderte in Verbindung mit dem Episkopate der Papſt durch Schreiben vom 18. Oct. 1864 die Rückgabe aller bis dahin eingezogenen Kirchen- und Kloſtergüter. Im folgenden Decembermonate proponirte der Kaiſer dem päpſtlichen Nuntius Meglia, daß die verkauften Beſitzungen dem Staate, reſp. den Käufern verbleiben, daß die Regierung und der Papſt ſich darüber einigen ſollten, welche Orden und Klöſter zu reſtituiren wären; bis zur Einigung ſollte kein noch vorhandenes Kloſter Novizen aufnehmen; aber der Nuntius wies die Vorſchläge mit beleidigendem Tadel zurück. Hierauf erklärte der Kaiſer in einem Erlaſſe vom 27. Dec., daß nach ſeiner Anſicht die Käufer im Beſitze verbleiben müßten, wie denn auch ein Rückkauf oder eine gewaltſame Zurücknahme unmöglich war. Beim Einzug der Truppen des Juarez in der Hauptſtadt am 22. Juni 1867 wurden ſämmtliche Klöſter, männliche wie weibliche, letztere etwa mit 800 Nonnen, für aufgehoben erklärt. — In den uns zugänglich gewordenen Nachrichten aus den ſechziger Jahren werden die mexicaniſchen Mönche gleich den dortigen Weltprieſtern, namentlich auch in der Hauptſtadt, als ein unſittliches, faules, unwiſſendes, herrſchſüchtiges, hochmüthiges Geſchlecht geſchildert, welches trotzdem bei den unteren Volksſchichten einen großen Einfluß beſaß, zumal wenn ihnen unter einem befreundeten weltlichen Regimente die beanſpruchte Exemtion von der bürgerlichen Obrigkeit und Gerichtsbarkeit zur Seite ſtand. Als der Präſident Commonfort wegen revolutionärer Theilnahme in der Hauptſtadt ein Franciscanerkloſter ſchleifen ließ, fand man in demſelben mehr als 20 Mädchen und Frauen, welche, von den Ihrigen als todt beweint, den Mönchen als Concubinen dienten, ſowie einen Mönch, welchen die übrigen lebendig eingemauert hatten, weil er ihnen Mordthaten vorgeworfen; in einer unterirdiſchen Gruft kam eine Menge von Särgen kleiner Kinder zum Vorſchein.[96])

Die Kloſtergeſchichte auf dem Feſtlande von Mittelamerika, wo die Mönche und die Weltgeiſtlichen in die politiſchen Wirren verflochten ſind, bewegt ſich vorzugsweiſe in Jeſuitenaustreibungen, wie ſie ſich 1872 in Guatemala, gleich darauf in Nicaragua, wohin ſie von dort ſich begeben hatten, und in Salvador vollzogen. Aus Guatemala mußten gleichzeitig auch die übrigen männlichen Kloſterleute, unter ihnen 39 Kapuziner, weichen, und ihre Güter wurden zur Staatskaſſe eingezogen. Nach Nicaragua zurückgekehrt, unterlagen hier 1881 die Jeſuiten einer neuen Exmiſſion, infolge deren ſie ſich zum Theil nach Panama wandten. — Auf Cuba traf 1849 die Provinzialregierung Einleitungen zur Wiederaufrichtung der zahlreich beſeitigten Klöſter, wozu das ſpaniſche Concordat von 1851 weitere Förderung bot; bis 1853 waren, außer einigen andern weniger bedeutenden Orden, die Lazariſten für die Miſſion, die Piariſten für den Unterricht an den Primär- und Secundärſchulen, die Franciscaner für die Seelſorge, die Barmherzigen Schweſtern für die Krankenpflege berufen. Mit dem J. 1856 bezogen die Jeſuiten ihr ſchönes Kloſter in Havanna wieder und ſchon 1859 leiteten ſie dort eine Mittelſchule mit 2000 Penſionären und 100 auswärtigen Zöglingen[97]); 1861 mehrte ſich ihre Zahl durch die Flüchtlinge aus Neugranada.

Den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo ſeit 1846 der deutſche Benedictiner-Pater Wimmer ſehr thätig war, wenn auch jahrelang bei wenigen Geldmitteln und mit geringem Erfolge, führte die europäiſche Revolution von 1848 zahlreiche Kloſterleute, namentlich Mönche zu, welche mit Einſchluß der Jeſuiten im Intereſſe der Freiheit ſelbſt bei den proteſtantiſchen Yankees anfangs willkommene Aufnahme fanden. Um dieſe Zeit errichtete die Geſellſchaft Jeſu ihre erſte dortige Anſtalt, und zwar zu Georgetown bei Waſhington, welcher ſpäter eine gleiche in Cincinnati folgte. Schon 1849 finden ſich 11 Mönchsorden, von welchen indeß noch 1852 erſt 9 feſt organiſirt waren, nämlich die Jeſuiten, die Dominicaner, die Redemptoriſten, die Trappiſten, die Auguſtiner, die Benedictiner, die Lazariſten, die Sulpicianer und die Franciscaner, die beiden erſtgenannten am zahlreichſten. Obgleich vom J. 1854 ab der Knownothingismus mit dem Nativismus ſich zur Abwehr auch gegen die katholiſche Kirche kehrte, ſo nahm doch die Zahl ihrer Congregationen, denen namentlich König Ludwig von Baiern erhebliche Geldmittel zugewandt hatte, ſtetig zu. Das Jahr 1855 erſcheint bereits mit 12 Mönchs- und 16 Nonnenorden[98]), und 1856 ſtanden von den 29 mit Corporationsrechten ausgeſtatteten Collegien (Mittelſchulen) 14 unter jeſuitiſcher Leitung. Für den Anfang des J. 1859 ſind 18 Mönchsorden mit ſtrenger und 7 Männercongregationen mit weniger ſtrenger Klauſur aufgeführt. Die 18 Mönchsorden vertheilten ſich auf 85 locale Niederlaſſungen, während gleichzeitig für Frauen 141 Stationen, reſp. Klöſter vorhanden waren.[99]) Obgleich ſeit demſelben Jahre die bisher den Jeſuiten günſtige öffentliche Stimmung vielfach in das Gegentheil umſchlug, ſo finden ſich doch aus dem J. 1866: 444 Mitglieder dieſes Ordens in 44 Stationen für die Vereinigten Staaten und Canada aufgeführt[1]); 409 von ihnen vertheilten ſich damals auf 26 Stationen innerhalb der Republik.[2]) Pater Wimmer hatte es 1858 in ſeinem Benedictinerkloſter ſchon auf 42 Prieſter und Kleriker gebracht, und 1866 zählte dieſer Orden nicht weniger als 13 Häuſer

96) Baron von Müller, Reiſen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico, 2. Theil, 1864.

97) Dana, To Cuba and back (London 1859). 98) 27. Heft der Bekanntmachungen der Leopoldinenſtiftung in Wien. 99) Nach dem Catholic Almanach von Baltimore.

1) In der Correſpondenz Havas. 2) Pater Karl, Statiſtiſches Jahrbuch.

Digitized by Google

mit circa 200 Mönchen.[3]) Zum Beginn des J. 1864 werden 93 Mönchs- und 265 Nonnenklöſter rubricirt, wobei auch die Zweiganſtalten mitgerechnet ſind. Indeß waren die meiſten derſelben nur von geringem Umfange und ohne bedeutende materielle Mittel. Mit dem Anfange des J. 1867 — und ſchon vorher — treten die Jeſuiten, namentlich durch das Anwachſen der von ihnen geleiteten Erziehungs- und Unterrichtsanſtalten, mit neuen Erfolgen hervor; in Californien, wo ſie bald nach der Gründung ihres Ordens ſehr blühende Anſiedelungen gehabt hatten, unterhielten ſie während dieſes Jahres 12 Schulen mit 3400 Zöglingen. Am 14. Nov. 1867 wurde zu Neuyork in Gegenwart von 30 Biſchöfen der Grundſtein zu einem Dominicanerkloſter gelegt, deſſen Grund und Boden im Ankaufe 117,000 Dollars gekoſtet hatte.[4]) Nachdem der Jeſuitenorden beſonders 1872 infolge der Einwanderung von Genoſſen aus Europa an Ausbreitung und Einfluß weſentlich gewachſen war[5]), bezifferte ſich für 1873 in abgerundeten Zahlen der Stand der Religioſen im ganzen Lande mit 3000 Mönchen, unter ihnen 1000 von der Geſellſchaft Jeſu, und 7000 Nonnen, reſp. Halbnonnen.

In Canada, wo 1851 faſt alle Mönche und Nonnen mit Unterricht und Erziehung beſchäftigt waren[6]), beherbergte 1859 ein einziges Frauenkloſter zu Montreal ſchon an 300 Schweſtern, nachdem deren Zahl 1857 nur erſt 60 betragen hatte; 1860 weiſt dieſe Stadt im ganzen 500 weibliche Religioſen auf.[7]) Untercanada zählte 1859 über 5000 Kloſterſchüler und Schülerinnen.[8])

Für ganz Amerika veranſchlagt Pater Karl[9]), etwa zum J. 1861, die Anzahl aller Nonnen mit Einſchluß der Barmherzigen Schweſtern und anderer weiblichen Religioſen, welche nicht unter ſtrenger Klauſur lebten und nicht an die eigentlichen Kloſtergelübde feſt gebunden waren, wahrſcheinlich zu hoch, auf 20,000, für welche er indeß nur 419 Stationen namhaft macht.

Auf dem Boden des europäiſch-britiſchen Reiches befanden ſich 1847 in England mit Wales (ohne Schottland und Irland), wo noch im J. 1871, wie bis zur Gegenwart, die Exiſtenz von römiſch-katholiſchen Mönchsklöſtern (nicht von Frauenklöſtern) geſetzlich verboten war[10]), 42 ſolcher Häuſer für Mönche und Nonnen, im J. 1848 zuſammen 49, nämlich 11 für Männer und 38 für Frauen, 12 davon in London. Im J. 1849 war die Anzahl auf 62 geſtiegen. Das J. 1850, wo die Biſthumsorganiſation begann, um bald, dem Widerſtreben der proteſtantiſchen Kreiſe und der Regierungsgewalt gegenüber, durchgeführt zu werden, findet ſich mit 17 Männer- und 53 Frauenklöſtern verzeichnet; in das Haus der Oratorianer traten vorzugsweiſe die Puſeyiſtiſchen Convertiten aus der Hochkirche ein. Zum J. 1851 ſind 17 Häuſer für Mönche und 62 für Nonnen angeführt, eine Zahl, welche ſich 1853 auf 92 ſteigerte, indem die Mönchsklöſter den numeriſchen Beſtand von 1851 beibehielten, die Nonnenklöſter aber trotz der nach wie vor vielfach unternommenen Hemmungsverſuche von ſeiten eifriger Proteſtanten zu der Höhe von 75 heranwuchſen. Als „geſchloſſene" römiſche Klöſter wurden für den Beginn von 1854: 72 bezeichnet.[11]) Im Januar deſſelben Jahres traten als Novizen und Convertiten aus der Anglikaniſchen Kirche der jüngſte Sohn des Lords Arundel in das Jeſuitenkloſter zu Stonyhurſt, ein Sohn des Grafen Fingal in ein Redemptoriſtenhaus, eine Tochter des Lords Camoys in das Priorat der Benedictinerinnen von Princethorpe ein.[12]) Dem J. 1858 gehören 27 Mönchs- und 103 Nonnenklöſter (Stationen) an, und der Beginn von 1860 erſcheint ſogar ſchon mit einer Geſammtzahl von 180[13]), wogegen andere nur 160 angaben, wovon die Barmherzigen Schweſtern 12 innehatten, 3 davon in London. Ein Benedictinerkloſter bei Hereford, für welches ein reicher Mann faſt den ganzen Geldbedarf geſchenkt hatte, ward am 8. Sept. deſſelben Jahres mit 20 Conventualen unter großem Pomp eingeweiht. Die Landeshauptſtadt war 1863 mit 15 Mannsklöſtern und 27 Frauenklöſtern (gegen 9 im J. 1859) ausgeſtattet. Zum Anfang des J. 1869 ſind 67 Klöſter für Mönche und 214 für Nonnen regiſtrirt.[14]) Am 3. April 1870 nahm das Unterhaus den frühern, durch Newdegate veranlaßten Beſchluß vom 29. März auf allgemeine Unterſuchung der katholiſchen Klöſter zurück und reſolvirte nur eine Enquête über deren Beſitzthümer, wozu es jedoch ebenfalls nicht kam.

In Schottland finden wir zum Beginn von 1852: 4, von 1858: 6 weibliche geiſtliche Genoſſenſchaften (auch „Klöſter" genannt), ſämmtlich unbedeutend, aufgeführt, zum Ende von 1864 deren 13, zum Beginn von 1869 ihrer 18, neben welchen Mönchsklöſter nicht beſtanden.[15]) — Im Anfange des J. 1871 zählte England mit Wales und Schottland 59 Manns- und 236 Frauenklöſter, dagegen für denſelben Termin im J. 1876: 90 ſolcher Stationen mit 611 Ordensprieſtern und 289 Stationen für Nonnen, davon 19 in Schottland.

Irland erſcheint am Ende von 1847 mit 42 Mönchs- und 93 Nonnenklöſtern neben 59 „Conventen", wovon die meiſten als ſehr mittellos und ärmlich bezeichnet werden müſſen. Der Ausgang von 1861 weiſt 117 Mannsklöſter mit Einſchluß der „Convente" und 164 Frauenklöſter neben 84 „Conventen" auf.[16]) Von dieſen Kloſterſtationen gehörten damals 16 für Männer und 36 mit 628 Frauen der Stadt Dublin an.[17])

An Jeſuitenhäuſern weiſt Pater Karl[18]) für Groß-

3) Derſelbe. 4) Leipziger Illuſtrirte Zeitung vom 7. Dec. 1867. 5) Nach dem „Lutheraner" in Miſſouri. 6) Sion 1851, Nr. 117. 7) Statiſtiſches Jahrbuch. 8) Nach Angaben des proteſtantiſchen Record. 9) Statiſtiſches Jahrbuch, 2. Jahrgang 1862, S. 128. 10) Nach der Erklärung eines damaligen Unterhaus-Ausſchuſſes.

11) Durch Chambers in einer Unterhausrede am 28. Febr. 1854. 12) Sion 1854, S. 144. 13) Battersby, Roman catholic directory für 1860. 14) Derſelbe, Januar 1869. 15) Derſelbe, Ebenda. 16) Derſelbe, 1862. 17) Pater Karl, Statiſtiſches Jahrbuch, 2. Jahrg., S. 116 und 130. 18) Ebenda, 1. Jahrg. — Das Annuario Pontificio gibt für den Anfang von 1861 nur 11 an.

Digitized by Google

britannien und Irland zum J. 1859: 20 nach, während ein amtliches Verzeichniß des Ordens für die „Provinz England" 379 Mitglieder deſſelben aufführt. Im J. 1860 finden ſich auf demſelben Gebiete 7 Benedictinerklöſter mit 176 Mönchen.[19]) Für 1860 oder 1862 ſind mindeſtens 315 Nonnenſtationen, unter ihnen viele für Barmherzige Schweſtern, mit zuſammen an 4000 Schweſtern — wahrſcheinlich zu viel — berechnet.[20]) — Malta mit ſeinen Nebeninſeln, wo 1852 die engliſche Regierung den Jeſuiten die Errichtung eines Collegiums geſtattete, war um 1840 mit 18 Klöſtern beſetzt.[21])

In Schweden und Norwegen hat die lutheriſche Reformation mit den katholiſchen Klöſtern thatſächlich und durch noch beſtehende Geſetze ſo gründlich aufgeräumt, daß ſeitdem — bei der übrigens verſchwindend kleinen Zahl von Katholiken — bisjetzt keine wieder erſtanden ſind. Aus Dänemark iſt uns nur das 1866 in Kopenhagen gegründete Kloſter der franzöſiſchen Nonnen vom heil. Joſeph bekannt. Was von Schweden und Norwegen, gilt auch von Schleswig-Holſtein. In dem Geſetze vom 14. Juli 1863 für Holſtein heißt es: „Klöſter (katholiſche) dürfen nicht errichtet werden", ferner: „Den Mitgliedern des Jeſuitenordens ſind geiſtliche Verrichtungen jeder Art unterſagt."

Innerhalb des Deutſchen Reiches zählte Preußen um 1846 Klöſter mit Klauſur und vollen Gelübden faſt nur in den weſtlichen Provinzen, und zwar ſehr wenige, z. B. in der Diöceſe Münſter 2 für Männer und 2 für Frauen[22]); in der Diöceſe Breslau beſtanden am Anfange von 1847: 5 Klöſter mit 113 Ganznonnen und 3 mit Halbmönchen (Barmherzigen Brüdern), dazu eine klöſterliche Frauenvereinigung ohne Kloſter. Die Provinz Poſen hatte 1847 nur 5, ſämmtlich auf den Ausſterbeetat geſetzte Klöſter mit 25 Mitgliedern. Auch in Pommerellen waren 1848 etliche ſolche Häuſer vorhanden. Aber ſchon 1849 zeigte ſich eine bemerkenswerthe Zahl neuerrichteter Congregationen in klöſterlichen und halbklöſterlichen Niederlaſſungen, hauptſächlich von Barmherzigen Schweſtern. Die Verfaſſung von 1850 gab der katholiſchen Kirche zwar die Selbſtverwaltung und die Freiheit des Vereinsrechtes, aber Artikel 13 beſtimmte, daß ein zu errichtendes Kloſter, um Corporationsrechte zu haben — auf welche verzichtet werden kann — eines Specialgeſetzes bedürfe. Dazu kam als noch in Kraft ſtehend die königliche Cabinetsordre vom 30. Oct. 1810 und das kaiſerlich-franzöſiſche Decret vom 17. Dec. 1811, durch welches für das linke Rheinufer ſämmtliche Klöſter, mit Ausnahme derer für die Krankenpflege, der Säculariſation verfällt wurden; das Obertribunal erklärte wiederholt, daß durch die 1850er Verfaſſung Specialgeſetze (zu welchen die Cabinetsordres und die landesfürſtlichen Decrete gehören) nicht außer Wirkſamkeit geſetzt ſeien. Am Beginn von 1851 exiſtirten in dem preußiſchen Antheile der Diöceſe Breslau bereits 15 Klöſter oder kloſterartige Anſtalten, welche ſich meiſt der Krankenpflege widmeten, nämlich 4 der Barmherzigen Brüder, 2 der Urſulinerinnen, 2 der Eliſabethinerinnen, 6 der Barmherzigen Schweſtern neben 1 Centralfrauen- und 1 Marien-Magdalenen-Kloſter mit zuſammen 44 Männern und 162 Frauen.[23]) Im J. 1851 erlaubte die Regierung den Franciscanerklöſtern, welche zum Ausſterben beſtimmt waren, beſonders in den weſtlichen Provinzen, die Aufnahme von Novizen, und beſonders hier mehrten ſich damals die Niederlaſſungen von Religioſen in bemerkenswerthem Grade; allein in Köln entſtanden 1851: 3, 1854: 4 neue Klöſter. Düſſeldorf, wo 1814 noch eins vorhanden war, hatte 1852 deren 5, ebenſoviele damals Paderborn; in Aachen entſtanden bis Mai 1852 binnen kurzem 3 Nonnenklöſter.

Mit dem J. 1852 begannen in weiter Ausdehnung die Miſſionen der Jeſuiten, denen die damalige oberſte Staatsleitung unter König Friedrich Wilhelm IV. ſich nicht abgünſtig zeigte, während Hengſtenberg's Evangeliſche Kirchenzeitung für dieſe geſchworenen Widerſacher der evangeliſchen Kirche ihr Wort einlegte. Zwar erließen die Regierungsorgane Reſtrictionsverfügungen, aber dieſe erwieſen ſich als ſchwächlich-theoretiſche Maßregeln, viele Ordres wurden durch Contreordres wieder aufgehoben, und die Väter der Geſellſchaft Jeſu, welche am 3. October zu Poſen und am 24. zu Breslau unter großem Zudrange zu miſſioniren anfingen, beobachteten die Klugheit, in ihren öffentlichen Vorträgen nicht gegen die evangeliſche Kirche zu polemiſiren. Die Anſiedelung auswärtiger Jeſuiten ſollte nicht geſtattet ſein, aber dieſe wußten dennoch in ſteigender Zahl inländiſche Stationen zu begründen. Zu Münſter ſtanden in der Mitte des Jahres 2 vollſtändig eingerichtete Jeſuitenklöſter da. Das J. 1853, in welchem, wie für Preußen, ſo für das übrige Deutſchland, der Höhepunkt der Machtentfaltung der katholiſchen Kirche erreicht wurde, fügte den Miſſionen der Jeſuiten auch gleichartige Thätigkeit anderer Mönche hinzu, aber ohne deren großartige Erfolge zu erzielen. Gleichzeitig breiteten ſich, namentlich am Rhein, die Bettelmönche immer weiter aus. In Köln, von wo die ausländiſchen Jeſuiten 1853 ausgewieſen wurden, kauften damals mehrere Bürger ein Local für die Anſiedelung des Ordens, welcher in dieſem Jahre ſeine Miſſionen unter großem Zulaufe fortſetzte. — Auch im J. 1854 griff das geſammte Kloſterweſen immer weiter um ſich, indem namentlich die Barmherzigen Schweſtern an vielen Orten Stationen begründeten. Am 11. März trat die Fürſtin von Hohenzollern-Sigmaringen in das Kloſter der Schweſtern vom heil. Herzen zu Kuntzheim (Elſaß) ein, und andere hochgeſtellte Frauen folgten hier wie anderwärts ihrem Beiſpiele. Hand in Hand mit dieſem Zuwachſe ging die von Papſt Pius IX. eingeleitete, mehrerwähnte allgemeine Kloſterreform zum Zweck einer ſtrafferen Anziehung der Regeln und der Unterwerfung unter die biſchöfliche Controle, hauptſächlich für

19) Pater Karl, Statiſtiſches Jahrbuch, 1. Jahrg. 20) Derſelbe, 2. Jahrg. 1862. 21) J. Wiggers, Kirchliche Statiſtik, 2. Bd. 1843, S. 86. 22) Sion 1846, S. 175.

23) Derſelbe 1851, Nr. 45.

Digitized by Google

die männlichen Orden. Es war eine Folge derſelben, als Biſchof Förſter von Breslau den widerſpenſtigen Pater Lothar von den Franciscaner-Alcantarinern, welchen Pius 1850 auffälligerweiſe von der biſchöflichen Gewalt eximirt hatte, mit ſeinen 14 Confratres am 23. April 1855 durch die Polizei verhaften ließ und ſeine 2 ſchleſiſchen Klöſter ſchloß. Am 28. Nov. desſelben Jahres unterwarf ſich ihm der Pater, nachdem durch den Papſt die Exemtion zurückgenommen worden war. — Für den Ausgang des Jahres 1855 werden, mit Ausnahme der Provinz Poſen, 69 katholiſche Klöſter und kloſterartige Vereinigungen mit 289 Mönchen, 41 Novizen derſelben und 67 Laienbrüdern, ſowie 532 Nonnen, 36 Novizen und 11 Laienſchweſtern, zuſammen 976 Perſonen, aufgeführt und zwar unter dem Hinzufügen, daß nach andern Angaben die Zahl höher ſei.[24])

Im J. 1857, wo Pommern ſeit der Reformation wieder das erſte Kloſter ſah, eine kleine durch den Präſidenten von Beckedorf errichtete Nonnenſtation, nahm für die Provinz Poſen das Ordensweſen einen, beſonders durch die Jeſuiten geförderten, ſehr bedeutenden Aufſchwung; in der Stadt Poſen wurde für die Frauen vom heil. Herzen Jeſu zum Zweck der Erziehung adeliger Töchter ein ſchönes Gebäude hergerichtet; im Herbſte eröffneten ebenda die Urſulinerinnen, welche wie jene als Affiliirte des Jeſuitenordens gelten, für Mädchen der mittlern und untern Stände eine Erziehungsanſtalt, welche im November ſchon 250 Schülerinnen zählte.[25]) Dabei fanden hier die Jeſuitenmiſſionen eine ungewöhnlich ſtarke Theilnahme; Pater Klinkowſtröm hielt pikante Predigten. Für Rheinland und Weſtfalen floß um dieſelbe Zeit immer mehr Geld zur Errichtung von Ordensniederlaſſungen, namentlich auch der Bettelmönche, obgleich man in der Oeffentlichkeit meiſt nicht wußte, woher es kam. Die Jeſuiten beſaßen 1857 Collegien in Köln, Bonn und Paderborn, Noviziathäuſer in Koblenz, Münſter und Gorheim (Hohenzollern), Reſidenzen in Trier, Koblenz, Linz und Hanicott. Zu Anfange des J. 1858, wo ſehr viele Leute aus den höheren Ständen, namentlich dem Adel, ſich in Kloſtergemeinden aufnehmen ließen, beſaß die Stadt Köln bereits 14 Klöſter und klöſterliche Inſtitute, nämlich für Jeſuiten, Lazariſten, Franciscanerinnen, Urſulinerinnen, Karmeliteſſen, Nonnen vom Kindlein Jeſu, Barmherzige Schweſtern (vom heil. Borromeus), Frauen vom heil. Vincenz und andere Religioſen, welchen damals auch in der Provinz Preußen, beſonders für die Diöceſe Kulm, derartige Inſtitute mit einer ſteigenden Zahl von Novizen zuwuchſen. Unterdeſſen nahmen die Jeſuitenmiſſionen, welche 1858 ſelbſt in Berlin verſucht wurden, nach wie vor ihren Fortgang, und fortwährend ſtieg die Zahl und Thätigkeit der Barmherzigen, Grauen und Schulſchweſtern. In Schleſien hatte von 1840 bis zur Mitte von 1859 die katholiſche Kirche einen Zuwachs von 13 Genoſſenſchaften.[26]) Zu Aachen war bis an den Beginn des J. 1861, wenn nicht ſchon 1860, die Zahl der Klöſter und der verwandten Anſtalten auf 25 angewachſen, und alle reichlich mit Perſonal beſetzt.[27]) Die Jeſuiten hatten im October desſelben Jahres feſte und bedeutende Anſiedelungen im Münſterlande (2) und in Schrimm (1); bald darauf (1862) erwarben ſie käuflich, und zwar durch den Grafen Schäsberg (da ſie ſelbſt keine Corporationsrechte beſaßen), die leer ſtehenden Gebäude am Laacherſee; noch im J. 1861 gründeten ſie eine Niederlaſſung auf dem Kreuzberge bei Bonn; am Ende desſelben Jahres und am Beginn des nächſten miſſionirte Pater Roh in Halle a. d. S. — Nach amtlicher Angabe[28]) beſtanden 1862 in ganz Preußen 185 Klöſter mit 3888 Kloſterleuten, nämlich 1005 männlichen und 2883 weiblichen, und zwar, bei 3,000,313 katholiſchen Einwohnern, in den weſtlichen Provinzen 142 Klöſter mit 3149 Kloſterleuten, nämlich 849 männlichen und 2300 weiblichen, dagegen, bei 3,511,000 katholiſchen Einwohnern, in den öſtlichen 43 Klöſter mit 739 Kloſterleuten, nämlich 156 männlichen und 583 weiblichen; 5 Zwölftel von den Klöſtern oder Häuſern trieben Krankenpflege, 4 Zwölftel Erziehung, 3 Zwölftel Miſſion und Seelſorge. Immer neue Scharen von Novizen, namentlich weiblichen, ließen ſich in die Stationen aufnehmen oder wurden, oft durch eigenthümliche Mittel, dazu getrieben. Nach ſtaatsgeſetzlichen Verboten durfte (und darf) indeß kein Minderjähriger aufgenommen werden. Zwei Jahre ſpäter, 1864, treffen wir auf eine Vermehrung bis zu 243 klöſterlichen Anſtalten mit 5259 Perſonen[29]), im J. 1866 bis zu 481 ſolcher Stationen.[30]) Von ihnen gehörten am Beginn desſelben, unter Ausnahme einiger ganz unbedeutender Filialen u. ſ. w., 16 mit 27 Mönchen und 134 Nonnen (incl. 54 Barmherzige Schweſtern in 9 Häuſern) der Erzdiöceſe Poſen an, während in der Erzdiöceſe Gneſen nur Barmherzige Schweſtern angeſiedelt waren.[31]) Auch Schleswig hatte 1865 in Flensburg ein Kloſter erhalten. Auf den deutſchen Schlachtfeldern des J. 1866 waren gegen 550 Nonnen und Halbnonnen thätig. Auch für das J. 1867, wo Berlin 4 weibliche Orden zählte, iſt ein bedeutender Zuwachs von Religioſen, namentlich weiblichen, zu verzeichnen, wie dies ebenfalls für 1868 und 1869 gilt, indem damals vorzugsweiſe die öſtlichen Provinzen, hauptſächlich Poſen, ſich an dieſem Wachsthume betheiligten. Es wiederholten ſich in dieſem Zeitraume wie früher die Miſſionen der Jeſuiten, welche zu Neiſſe, Schweidnitz, Bochum und anderwärts neue Niederlaſſungen begründet hatten. Im November 1868 miſſionirte deren Pater Roh zu Köln. Die am 3. Aug. 1869 vollzogene Einweihung der Dominicanerkloſterkirche zu Moa-

24) Gneiſt als Referent der Commiſſion im Reichstage am 16. Mai 1872 (Jeſuitenfrage). 25) Sion 1857, Nr. 140.

26) Mittheilung des katholiſchen Pfarrers Wicke in der Katholikenverſammlung zu Freiburg i. Br. 1859. 27) Mainzer Journal. Vgl. Gelzer's Proteſt. Monatsblätter über die Fortſchritte des Ordensweſens im Rheinlande, Februar 1860. 28) Engel, Statiſtiſche Mittheilungen, 1863. 29) Gneiſt als Referent der Commiſſion im Reichstage am 16. Mai 1872. 30) Derſelbe, Ebenda. 31) Kalender der kathol. Geiſtlichkeit der Erzdiöceſe Poſen für 1866.

Digitized by Google

bit bei Berlin veranlaßte noch in demſelben Monate Volkstumulte, gegen welche Polizei und Militär einſchreiten mußten. Berlin und nächſte Umgebung wieſen damals in ſchwach beſetzten Stationen, außer einigen wenigen Franciscanern und Dominicanern, Urſulinerinnen, Graue Schweſtern von der heil. Eliſabeth, Töchter des heil. Borromeus und Frauen vom guten Hirten auf. Auch in Eisleben wurde 1868 ein Gebäude für Nonnen angekauft. Die Erzdiöceſe Gneſen-Poſen, wo im Auguſt und September von Jeſuiten fleißig miſſionirt wurde, zählte am Ende des J. 1869: 21 Klöſter, reſp. klöſterliche Anſtalten (6 davon für Mönche) und 253 Religioſen, meiſt weibliche[32a]), deren Zahl ſich namentlich auch durch adelige Damen mehrte; am Schluſſe des Jahres trat z. B. die junge verwitwete Fürſtin Czartoryska zu Poſen in den Orden der Karmeliterinnen. Die Provinz Hannover wird am Ende von 1869 mit 11 Prieſtermönchen in 3 und mit 163 Ordensſchweſtern (neben 50 Novizen) in 27 größeren und (meiſt) kleineren Häuſern regiſtrirt. Nach wie vor figurirten bei Geſuchen um die Conceſſion für einen Kloſterbau nicht Mönche oder Nonnen, ſondern Privatleute.[32b]) — Eine merkwürdige Erklärung in der Petition des Abgeordnetenhauſes gab am 10. Dec. 1869 der Regierungsvertreter dahin ab: „Klöſter im geſetzlichen Sinne beſtehen nur ſehr wenige; die thatſächlich beſtehenden ſind meiſt Wohlthätigkeits- und Unterrichtsanſtalten, keine «Klöſter»; es gibt in Preußen keine einzige vom Staate anerkannte öffentliche oder private Erziehungsanſtalt, an welcher nach Wiſſen des Miniſters (von Mühler) ein Jeſuit, Franciscaner oder dergleichen unterrichtet." Und doch waren notoriſch ſolche Anſtalten vorhanden. Als Gneiſt hierzu bemerkte, daß nach dem Allgemeinen Landrechte kein Preuße unter dem Befehle auswärtiger Oberen ſtehen dürfe, erwiderte der Commiſſar des Miniſters, es beſtünden keine Orden mit Ordensregeln auswärtiger Oberen, und — alſo doch — die Gehorſamspflicht gegen dieſelben erſtrecke ſich nur auf Erlaubtes. Bereits am Beginn des J. 1869 gab es in den älteren Provinzen 13 Jeſuitenklöſter, meiſt mit Unterrichtsanſtalten, nämlich in der Diöceſe Köln 5, Trier 2, Münſter 2, Paderborn 1, Breslau 2, Gneſen-Poſen 1.

Während Gneiſt[33]) dem J. 1869: 826 Klöſter und ähnliche Anſtalten mit 8319 Inſaſſen zuweiſt, gibt für die Mitte des Jahres der katholiſche Geiſtliche Rath Müller in Berlin[34]), ebenfalls für ganz Preußen, die nachſtehende Statiſtik: 97 Mönchsklöſter mit 740 Prieſtermönchen und 236 Novizen und Laienbrüdern. Dieſe 976 Perſonen vertheilen ſich auf 14 Orden, von denen die Franciscaner die zahlreichſten und verbreitetſten ſind, indem ihnen 30 „Klöſter" mit 182 Prieſtern und 113 Novizen und Laienbrüdern angehörten. Die Jeſuiten haben 14 Klöſter mit 123 Profeſſen und 10 Novizen und Laienbrüdern inne, die Redemptoriſten 4 mit 63 Inſaſſen, die Dominicaner eben ſo viele mit 21 Bewohnern. An Nonnenklöſtern ſind 736 vorhanden mit 5086 Ordensfrauen und 861 Novizen und Laienſchweſtern, ſodaß im ganzen 833 Klöſter mit 6923 Kloſterleuten exiſtirten. Die Frauenklöſter vertheilten ſich auf 31 Orden, von welchen derjenige der Franciscaneſſen (Barmherzigen Schweſtern) das zahlreichſte Contingent ſtellt, nämlich 715 Ordensfrauen mit 53 Novizen und Laienſchweſtern in 95 Klöſtern. Es folgen numeriſch die Borromäerinnen (Barmherzige Schweſtern) mit 94 Anſtalten, 511 Ordensfrauen und 137 Novizen und Laienſchweſtern, dann die Vincentinerinnen (Barmherzige Schweſtern) mit 84 Anſtalten, 447 Ordensfrauen, 21 Novizen und Laienſchweſtern, hierauf die Schulſchweſtern, mit 77 Anſiedelungen, 394 Ordensſchweſtern, 38 Novizen und Laienſchweſtern, demnächſt die (den Jeſuiten affiliirten) Urſulinerinnen mit 21 Anſtalten, 401 Ordensſchweſtern, 129 Novizen und Laienſchweſtern. Am zahlreichſten ſind die Klöſter in der (räumlich größten) Diöceſe Breslau, nämlich 21 für Männer mit 125 Prieſtern, Novizen und Laienbrüdern und 150 für Frauen mit 764 Conventualinnen, 336 Novizen und Laienſchweſtern; hieran reiht ſich die Diöceſe Köln mit 28 Männerklöſtern, 218 Prieſtern, Novizen und Laienbrüdern, dazu mit 142 Frauenklöſtern, 1415 Ordensſchweſtern, Novizen und Laienſchweſtern, ferner die Diöceſe Münſter mit 9 Mannsklöſtern, 65 Prieſtern, 143 Novizen und Laienbrüdern nebſt 143 Frauenklöſtern mit 1001 Ordensfrauen, 78 Novizen und dienenden Schweſtern. — Hiervon zum Theil abweichend weiſt eine andere katholiſche Quelle[35]) folgende Zahlen für den Anfang des J. 1869 nach: in der Diöceſe Poſen-Gneſen 25 Klöſter und klöſterliche Inſtitute für Männer und Frauen mit 214 Angehörigen, Breslau 142 mit 1028, Kulm 16 mit 166, im preußiſchen Antheile der Diöceſen Fulda, Limburg, Ermeland und Glatz 57, in der Diöceſe Trier 59 mit 774, Köln 159 mit 1812, Paderborn 73 mit 387, Münſter 168 mit 1227, mithin zuſammen 699 Stationen mit (nur) 5608 Kloſterleuten (ohne Fulda, Limburg, Glatz und Ermeland, für welche kein Perſonenſtand angegeben iſt).

Auch im J. 1870 machte das Ordensweſen weitere Fortſchritte; beiſpielsweiſe kauften im März die Kartäuſer für 156,000 Thaler das Gut Hayn bei Düſſeldorf; dem Bettelkloſter der Barfüßer-Karmeliterinnen zu Poſen brachten mehrere adelige Fräulein ſehr bedeutende Summen bei ihrem Eintritte zu. Namentlich feierten die Jeſuiten, die Sieger im Vaticaniſchen Concil von 1869 und 1870, weitere Triumphe; in Eſſen neu angeſiedelt, wurden ſie im April durch den Biſchof von der Marwitz von Kulm in Pelplin für den Sommer zu Miſſionen berufen, und zwar aus Schrimm in Poſen, wo man zum Weiterbau ihres Kloſters Geld ſammelte. Aber ihre Erfolge ließen ſie hier und da die bisherige Vorſicht vergeſſen und zu Provocationen über-

32a) Nach dem amtlichen Schematismus der Erzdiöceſe. 32b) Conſtatirt im Preußiſchen Abgeordnetenhauſe, December 1869. 33) Als Referent der Commiſſion für die Jeſuitenfrage im Deutſchen Reichstage am 16. Mai 1872. 34) In dem von ihm 1869 herausgegebenen Bonifacius-Kalender.

35) Das Märkiſche Kirchenblatt.

Digitized by Google

gehen. Am 14. Aug. 1870 ſagte der Pater Schlum auf der Kanzel der Jeſuitenkirche zu Paderborn: Preußen im Kampfe gegen Frankreich unterſtützen heiße den Proteſtantismus unterſtützen. Es entſtand ſofort in der Kirche unter dem Rufe „Nieder mit den Jeſuiten!“ ein großer Tumult, welcher ſich außerhalb derſelben fortſetzte; Volkshaufen drohten die Klöſter anzugreifen, ſodaß Militär einſchreiten mußte. Im Laufe deſſelben Jahres behaupteten die „Stimmen aus Maria Laach“, ein Jeſuitenblatt, der Papſt ſei der oberſte Richter der bürgerlichen Geſetze, Cultur und Gewiſſensfreiheit ſeien „der Wahnſinn und das Verderben der Völker“. Im November 1871 ſprachen ſich zu Bonn 119 theologiſche, 26 juriſtiſche, 23 mediciniſche und 15 philoſophiſche Studenten, welche jeſuitiſchen Vereinen angehörten „im Namen der Wiſſenſchaft“ für den Orden aus, deſſen Hauptziel die Vernichtung des Proteſtantismus iſt, und deſſen am 17. Febr. 1872 zu Kattowitz in Schleſien beginnende Miſſionen dem Altkatholicismus galten.

Aber dieſem Vorwärtsdringen der Geſellſchaft Jeſu gegenüber, welche übrigens bis zum Mai 1872 in den Diöceſen Kulm, Ermeland, Hildesheim, Osnabrück und Fulda noch keine feſten Anſiedelungen beſaß, regte ſich mehr und mehr ein ernſtlicher Widerſtand. Am 17. Jan. 1872 ward der Cultusminiſter von Mühler entlaſſen, und an ſeine Stelle trat Falk, deſſen Berufung Bismarck's Einfluß veranlaßte. Nachdem der Miniſter des Innern unter dem 21. Febr. einen Befehl zur Ausweiſung der auswärtigen männlichen Ordensleute erlaſſen hatte, theilte der dortige Landrath Böhm dem Jeſuitenconvente zu Schrimm in der Provinz Poſen eine im Auftrage des Miniſteriums erlaſſene Regierungsverfügung mit, wonach alle diejenigen Mitglieder, welche nicht preußiſche Staatsbürger waren, etwa 30 Patres und Kleriker, das Landesgebiet binnen 6 Wochen zu räumen hätten. Unter dem 4. Juli 1872 erſchien, durch Kaiſer Wilhelm ſanctionirt, das deutſche Reichsgeſetz, welches, trotz der vielen, beſonders durch die Biſchöfe veranlaßten und erlaſſenen Kundgebungen und Zeugniſſe für denſelben, welchen ſich im October der proteſtantiſche Präſident von Gerlach in Magdeburg anſchloß, den Orden, wie ſeine Affiliirten, für aufgehoben erklärte. Die Jeſuiten und ihre Freunde leiſteten hier und da paſſiven und activen Widerſtand, aber die Maßregel wurde mit Entſchiedenheit durchgeführt. Als am 22. Aug. 1872 in Eſſen der Landrath den dortigen Patres die Exmiſſion ankündigte, entſtand ein bedeutender Volkstumult, wobei mit Steinen nach ihm geworfen wurde; derſelbe ſetzte ſich, ſelbſt unter Schüſſen auf die Polizeimannſchaften, am folgenden Tage fort; aber am 26. wurden alle Jeſuiten aus der Stadt entfernt. Hier und da, wie in Bochum, ſuchten die Redemptoriſten nachzuweiſen, daß ſie den Jeſuiten nicht affiliirt wären. — Der fortgeſetzte ſogenannte „Culturkampf“ zwiſchen der Römiſchen Kirche und der Staatsgewalt führte zu dem Geſetze vom 31. Mai 1875. Der §. 1 deſſelben beſtimmt: „Alle Orden und ordensähnliche Congregationen der katholiſchen Kirche ſind vorbehaltlich der Beſtimmungen des §. 2 von dem Gebiete der preußiſchen Monarchie ausgeſchloſſen. Die Errichtung von Niederlaſſungen derſelben iſt unterſagt. Die zur Zeit beſtehenden Niederlaſſungen dürfen vom Tage der Verkündigung dieſes Geſetzes ab neue Mitglieder, unbeſchadet der Vorſchriften des §. 2, nicht aufnehmen und ſind binnen 6 Monaten aufzulöſen. Der Miniſter der geiſtlichen Angelegenheiten iſt ermächtigt, dieſe Friſt für Niederlaſſungen, welche ſich mit dem Unterrichte und der Erziehung der Jugend beſchäftigen, ... bis auf 4 Jahre zu verlängern.“ In §. 2 heißt es: „Niederlaſſungen von Orden oder ordensähnlichen Congregationen, welche ſich ausſchließlich der Krankenpflege widmen, bleiben fortbeſtehen; ſie können jedoch jederzeit durch königliche Verordnung aufgehoben werden“; bis dahin können ſie neue Mitglieder aufnehmen. Laut §. 3 ſind die fortbeſtehenden Niederlaſſungen der Staatsaufſicht unterworfen, und laut §. 4 wird deren Vermögen nicht eingezogen, ſondern nur unter Staatsaufſicht geſtellt und angeordnet, daß aus demſelben die Mitglieder der aufgelöſten Anſtalten unterhalten werden. — Das Geſetz, bei deſſen Erlaſſung in Preußen 79 Männerklöſter mit 1007 Mönchen und 879 Klöſter, reſp. Stationen für Frauen, mit 8011 Nonnen (einſchließlich der Halbnonnen) beſtanden, wurde mit Nachſicht und Schonung ausgeführt und beließ zunächſt die meiſten Religioſen thatſächlich ihrem bisherigen Status. Die fortbeſtehenden klöſterlichen Anſtalten erfreuten ſich wie vorher einer ſehr erheblichen Vermehrung; ſeit dem Geſetze von 1880[36]) bis zum Februar 1884 wurden 34 neue römiſch-katholiſche Genoſſenſchaften (für Krankenpflege) mit 2335 Perſonen ſtaatlich genehmigt[37]) und dadurch die Klagen der Centrumsfraction über ſchwere Bedrückungen hinreichend widerlegt.

Die Volksſtimmung in dem ganz überwiegend proteſtantiſchen Königreiche Sachſen, wo damals noch die bereits erwähnten beiden kleinen Frauenklöſter zu Marienthal und Marienſtern — außerdem keine öffentliche klöſterliche Anſtalt — beſtanden, und am Ende des J. 1865 die öffentliche Meinung ſich nicht hatte ausreden laſſen, daß trotz des §. 56 der Verfaſſung ſich in Dresden zwei Jeſuiten aufhielten und mit ihnen affiliirte Graue Schweſtern im Joſephsſtifte wie im Katholiſchen Krankenhauſe daſelbſt ſich niedergelaſſen hätten, ſprach ſich beim Herannahen des durch Papſt Pius mit den Jeſuiten geplanten Vaticaniſchen Concils eine große Volksverſammlung zu Dresden am 20. Sept. 1869 gegen den zunehmenden Einfluß der katholiſchen Congregationen und für deren Bekämpfung aus; unter dem 8. Mai 1872 forderten die Stadtverordneten der Hauptſtadt in einer Eingabe an den Deutſchen Reichstag einſtimmig die Verbannung der Jeſuiten.

Für Baiern, wo in demſelben Jahre die Kammer der Reichsräthe ein Votum gegen die Zulaſſung der Je-

36) Eine ſtatiſtiſche Ueberſicht der damaligen katholiſchen Orden in Preußen und ihrer Niederlaſſungen gibt A. Bongartz, „Die Klöſter in Preußen“ (Berlin 1880). 37) Mittheilung des Cultusminiſters von Goßler im Abgeordnetenhauſe am 9. Febr. 1884.

Digitized by Google

ſuiten abgab, werden zum Beginn von 1846 als vorhanden 58 Stationen mit männlichen und 74 mit weiblichen Religioſen aufgeführt, zuſammen 132, von denen aber nur etwa 60 eigentliche Klöſter waren, 25 davon am Ende des Jahres den Franciscanern, dem numeriſch ſtärkſten Orden im Lande, gehörig, und zwar mit 97 Conventual-, 2 exponirten, 6 excurrirenden Patres, 13 Klerikernovizen, 6 Theologen des 2., 18 des 1. Curſus, 4 Philoſophen, 134 Laienbrüdern, 6 Laiennovizen und 7 eingekleideten Tertiariern. Eine Abwendung der königlichen Gunſt von dem Ordensweſen trat 1847 mit der Lola-Montez-Kataſtrophe ein, welche auch den klerikal geſinnten Miniſter von Abel aus ſeiner Stellung entfernte; ſchon eine vom 23. März datirte Miniſterialverordnung ſchärfte die früher erlaſſene Beſtimmung wieder ein, daß keine Nonne vor beendetem 33. Lebensjahre das Gelübde ablegen und bei der Aufnahme ein königlicher Commiſſar mit dem Auftrage, zu prüfen, ob das Gelübde freiwillig ſei oder nicht, und mit der Vollmacht, daſſelbe eventuell zu ſuſpendiren, zugegen ſein ſollte. Aus Altötting, ihrem Hauptſitze, wurden 1848 die Redemptoriſten, welche hier nur geduldet worden waren, da ſie ſich geſetzlich im Lande nicht aufhalten ſollten, ausgewieſen; bald aber kamen ſie zurück und mit ihnen die Jeſuiten. Indeß fuhr König Ludwig I., auch nach ſeiner Thronentſagung, unter der Regierung ſeines mit ſtreng klerikal-mönchiſchen Tendenzen nicht ſympathiſirenden Sohnes Max II. fort, das Kloſterweſen zu begünſtigen, indem unter anderm am 24. Nov. 1850 ein von ihm geſtiftetes und dotirtes Benedictinerſtift zu München eingerichtet wurde. Seit 1852 zeigte ſich infolge der Förderung von ſeiten der Biſchöfe, des Klerus und des Adels, trotz des faſt allgemeinen Widerſtrebens der Bürgerſchaft in den größeren Städten, wo ihnen immer mehr Hoſpitäler und Schulen übergeben wurden, eine außerordentlich ſtarke Ausbreitung und Zunahme der Barmherzigen Schweſtern und anderer Halbnonnen, zumal in der Hauptſtadt. In Augsburg erbot ſich ein Bürger (Henle) zu einem Geſchenk von 100,000 Gulden, wenn ſie an dem dortigen paritätiſchen ſtädtiſchen Krankenhauſe eingeführt würden, wogegen ſich die Communalbehörden ſträubten. Von den 34 Frauenklöſtern der Erzdiöceſe München-Freiſing gehörten am Ende von 1852: 9 den Barmherzigen Schweſtern, 13 den Armen Schulſchweſtern, die übrigen zum größten Theil den Engliſchen Fräulein an. Dazu kam, daß König Max II., durch gewiſſe Einflüſſe veranlaßt, in demſelben Jahre den Jeſuiten erlaubte, Miſſionen zu halten, wie ſolche im Herbſte zu Bamberg unter großem Zulauſe ſtattfanden. — Mit dem Anfange der funfziger Jahre wurde, wie anderwärts, ſo auch in Baiern, und zwar ohne äußeres Aufſehen zu erregen, die Kloſterreform ins Werk geſetzt, um namentlich die Mönche feſter an ihre urſprünglichen Regeln, an die Ordensgemeinſchaft, an die Biſchöfe und an Rom zu binden.

Im December 1854 wollte das Miniſterium in der meiſt antiklerikal geſinnten Rheinpfalz die Niederbronner Krankenſchweſtern für ſtaatliche und communale Thätigkeit nicht zulaſſen; aber ſie ſetzten ihren Willen durch, indem ihnen 1855 das vorläufige Bleiben geſtattet wurde, wenn auch unter der Reſtriction von ſeiten des Miniſteriums, daß ſie dort ferner keine weiteren Anſtalten übernehmen ſollten. Die Zahl der Profeßſchweſtern bei den Barmherzigen Schweſtern im ganzen Königreiche berechnete ſich für 1853 auf 226 nebſt 83 Candidatinnen (Novizen, Probeſchweſtern)[38]); im Mai 1854 finden ſich 583 Profeßſchweſtern[39]), im Auguſt 1855 bereits 360, und zwar an 46 Orten. — Für den Anfang des J. 1856 ſind, neben den 7 Collegiatſtiften für Weltgeiſtliche, 63 Männerklöſter mit 951 Prieſtermönchen und 40 Frauenklöſter von ſtrenger Obſervanz mit 882 Conventsſchweſtern, außerdem 45 Häuſer der Barmherzigen Schweſtern mit 355, 65 der Armen Schulſchweſtern (mit einer ſehr hohen Zahl von Perſonen), 18 der Engliſchen Fräulein mit 516 Religioſen verzeichnet.

Ein Anwachſen der antiklöſterlichen Stimmung bei der Bevölkerung machte ſich beſonders 1860 bemerkbar; die Barmherzigen Schweſtern im beſondern traf der Tadel des Bekehrungseifers, der pietiſtiſchen Einwirkung und des zu weit gehenden Spartriebes auf Koſten der Kranken zu Gunſten des eigenen Seckels. Die oben erwähnte Angelegenheit der 100,000 Gulden ſpann ſich in Augsburg, wo die Barmherzigen Schweſtern am ſtädtiſchen Krankenhauſe vorläufig zugelaſſen worden waren, durch verſchiedene Stadien hindurch fort; im April 1862 beſchloß das Collegium der Gemeindebevollmächtigten von neuem, das Geſchenk abzulehnen, und im Mai ſtimmte der Magiſtrat bei; aber bald darauf verfügte die Regierung, daß die Schweſtern bleiben ſollten. — In demſelben Jahre wurde das Schottenkloſter zu Regensburg, wo nur noch ein einziger Conventual vorhanden war, unter deſſen Proteſt auf Antrag des Biſchofs Seneſtrey mit der erforderlichen Zuſtimmung des Papſtes aufgehoben. — In ein Nonnenkloſter zn Augsburg ließ ſich am 6. Oct. 1862 die junge Königin von Neapel aufnehmen. — Am Schluſſe des Jahres 1864 oder am Beginn des nächſten, wo die Jeſuiten zu Neuſtadt an der Hardt in der Rheinpfalz ſehr beſuchte Miſſionen ausführten, wirkten in Baiern 9 männliche religiöſe Orden mit 498 Prieſtern und 343 Laienbrüdern (unter Fortlaſſung der Novizen) und 17 weibliche mit 3624 eigentlichen Schweſtern, 55 Novizen und 125 Candidatinnen. Von jenen waren die Franciscaner die zahlreichſten, indem ſie 142 Prieſter und 181 Laienbrüder zählten; dann folgten numeriſch die Kapuziner mit 100 Prieſtern und 107 Laienbrüdern, hierauf die (nur in Niederbaiern angeſiedelten) Redemptoriſten mit 65 Prieſtern. Den Barmherzigen Schweſtern, gegen deren Einführung ſich im December 1865 die Mehrheit der rheinpfälziſchen Stadtbehörden ausſprach, gehörten im Beginn von 1864: 436 Profeſſen, 55 Novizen[40]) und 20 Candidatinnen an, den Engliſchen Fräulein, mit dem Hauptſitze zu Nymphenburg, in 12 Inſtitutshäuſern und 35 Filialen 926 Mit-

38) Sion 1853, S. 975. 39) Ebenda 1854, Nr. 74. 40) Hiernach würden den übrigen weiblichen Orden Novizen gefehlt haben.

Digitized by Google

glieder an, während ſie in ihren Penſionaten 1308 Zöglinge und in ihren Schulen 10,980 Schülerinnen hatten. Die Franciscanerinnen verfügten über 632 Ordensfrauen, von welchen 266 Tertiarierinnen in 37 Häuſern waren, die Armen Schulſchweſtern über 646 Mitglieder in 109 Häuſern.[41]) — Obwol ſtaatlich noch nicht anerkannt, erhielten die Jeſuiten, welche ſich in dem Schottenkloſter zu Regensburg heimlich eingefunden hatten und denen die Staatsregierung im December 1866 dieſen Aufenthalt geſtattete, die Erlaubniß zur Miſſion in München, wo ſie eine ſolche vom 11. bis 25. März deſſelben Jahres ausführten. In andern Diöceſen gab es keine Niederlaſſungen des Ordens. Das deutſche Reichsgeſetz von 1872 entfernte die Patres aus dem Lande. Die mit ſtaatlicher Anerkennung ausgeſtatteten Redemptoriſten blieben; im Auguſt 1872 miſſionirten ihrer 5 gegen den Proteſt des Magiſtrats zu Marktzeulen.

In **Würtemberg**, wo ſeit 1850 einige Barmherzige Schweſtern zu Steinbach und Schulſchweſtern zu Rottenburg unter Connivenz der Regierung ſich angeſiedelt[42]) und erſtere am 4. Aug. 1852 das Hoſpital in Gmünd übernommen hatten[43]), worauf 5 derſelben am 15. Dec. 1854 zu demſelben Zwecke in Ulm ihren Aufenthalt nahmen, erhielt deren Congregation im April 1855 die ſtaatliche Erlaubniß zur definitiven Anſäſſigmachung.[44]) Die Schulſchweſtern in Rottenburg (Hauptanſtalt) und Gmünd empfingen 1857 ein vom Papſte approbirtes Regulativ. Am Ende des J. 1858 finden ſich Barmherzige Schweſtern bereits in 9 Stationen. Am 23. Nov. des J. 1861, in deſſen Verlaufe einige Franciscanerinnen vorübergehend auftauchten, faßte das Abgeordnetenhaus die Reſolution: „Geiſtliche Orden und Congregationen können vom Biſchofe nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Staatsregierung eingeführt werden, welche auch erforderlich iſt, ſo oft ein im Lande ſchon eingeführter Orden eine neue Niederlaſſung gründen will. Die Genehmigung iſt jederzeit widerruflich.“ Bald darauf erklärte ſie ſich dahin: „Die Staatsregierung iſt jedoch keinenfalls befugt, ohne beſondere Ermächtigung durch Geſetz den Jeſuitenorden oder ihm verwandte Orden und Congregationen im Lande zuzulaſſen.“ Die erſte Kammer ſtimmte am 23. Dec. 1861 dieſen Beſchlüſſen mit 22 gegen 14 Voten bei. Ausnahmsweiſe miſſionirten vom 19. bis 29. März Jeſuiten in Tettnang. Außer den Barmherzigen und Schulſchweſtern weiſt das Königreich während der letzten Periode keine Niederlaſſungen katholiſcher Orden oder Congregationen auf.

Das **Großherzogthum Baden**, in welchem damals keine Mönche oder männliche Congregationiſten exiſtirten, zählte am Ende des J. 1847 neben 6 Barmherzigen Schweſtern, welche in Freiburg wirkten und bald darauf an Zahl erheblich zunahmen, 9 Frauenklöſter ſtrengerer Obſervanz, von denen 2 Filialanſtalten hatten, mit 17 Chorſchweſtern, 11 Candidatinnen (Novizen) und 17 Laienſchweſtern.[45]) Als 1853 der oberrheiniſche Kirchenconflict begann, wurden die Jeſuiten, welche ſich im Lande eingefunden hatten, durch Miniſterialverfügung vom 16. Nov. deſſelben Jahres ausgewieſen, bald aber zum Bleiben geſtattet und im December wieder zum Fortgehen aufgefordert. Im Februar 1855 folgte ihre definitive Entfernung. Am 3. Nov. 1858 ward zu Bruchſal ein Convent der Schulſchweſtern eröffnet; beim Schluß des J. 1859 ſetzten ſich die niederbronner Schweſtern in Mannheim feſt; zu Anfange von 1861 wurde in Gurtweil ein neues Frauenkloſter hergerichtet. Als in demſelben Jahre der Erzbiſchof von Freiburg den Schulſchweſtern von Adelhauſen und von St.-Urſula die „Clauſur“ vorſchrieb, unterſagte die Regierung dieſe klöſterliche Einrichtung. Auswärtige Jeſuiten, welche von neuem Zugang gefunden hatten, hielten im October 1862 ſtark beſuchte Miſſionen, welche ſich zu Oſtern 1864 im Süden des Großherzogthums eben ſo wiederholten. — Ein neues Nonnenkloſter, welches ſich auf dem Lindenberge bei Freiburg in aller Stille gebildet hatte, zuletzt mit 46 Schweſtern, wurde am Ende des J. 1868 durch die Regierung für aufgehoben erklärt, und da die Nonnen freiwillig nicht gingen, ſo erfolgte unter Gewaltanwendung am 11. Febr. ihre Exmiſſion. Dem darauf gerichteten Geſetzentwurfe, daß Mitglieder religiöſer Orden oder Congregationen keine Lehrthätigkeit an öffentlichen Schulen ausüben ſollten, trat am 11. März 1872 die Zweite, am 20. die Erſte Kammer mit allen gegen 4, dem Verbote der Jeſuitenmiſſionen mit allen Stimmen gegen 1 bei. — Mönchsklöſter ſind bisjetzt nicht vorhanden.

Die Jeſuiten beſaßen in **Elſaß-Lothringen**, als das Reichsgeſetz vom 4. Juli 1872 erſchien, bedeutende Niederlaſſungen, namentlich eine Predigerſtation zu Straßburg, ein Noviziat zu Iſſenheim und eine Unterrichts- und Erziehungsanſtalt mit mehr als 500 Zöglingen zu Metz, wozu noch einige kleinere Stationen kommen. Als der Kreisdirector am 9. Aug. der Anſtalt zu Iſſenheim ihre Schließung ankündigte, erklärte der Pater Superior Bertrand, ſeine Genoſſenſchaft ſei „nicht eine Congregation“, ſondern eine Vereinigung einfacher Prieſter, welche nur der Gewalt weichen würden; aber trotz dieſes auch anderwärts eingelegten Proteſtes, ungeachtet der vom Biſchofe Raeß zu Straßburg in Umlauf geſetzten Adreſſe, zu deren Unterſchrift die Elſaß-Lothringer auch durch Gambetta aufgefordert wurden, erfolgte die thatſächliche Ausweiſung des Ordens; im October zogen deſſen Mitglieder, 34 an Zahl, aus Metz ab.

Unter ſtaatlicher Begünſtigung, beſonders durch den Miniſter von Dalwigk, und gefördert durch den Biſchof von Ketteler zu Mainz, begann ſeit dem Anfange der funfziger Jahre im **Großherzogthume Heſſen-Darmſtadt** ein bemerkenswerthes Anwachſen der Orden und Congregationen, beſonders der weiblichen; 1852 wurde den Barmherzigen Schweſtern das ſtädtiſche Hoſpital in Mainz übergeben; 1859 zogen ihrer 7 in Darmſtadt ein; 1853 ließen ſich viele vornehme Frauen und Mädchen

41) Allgemeine Zeitung von Augsburg 1865, Anfang. 42) Rieß, Katholiſcher Volkskalender für 1859. 43) Derſelbe, Ebenda. 44) Sion 1855, S. 422.

45) Sion 1848, Nr. 3.

Digitized by Google

unter die Halbnonnen aufnehmen; 1854 kamen Franciscanerinnen zum Zweck der Armenpflege nach Mainz. Im October 1862 war die Provinz Rheinheſſen mit 72 Engliſchen Fräulein, 77 Schul- und Krankenſchweſtern von der göttlichen Vorſehung, 49 Barmherzigen Schweſtern, 18 Schweſtern von der ewigen Anbetung und 13 andern Halbnonnen, außerdem von 13 Kapuzinern, 7 Jeſuiten und 5 Schulbrüdern beſetzt.[46a]) Laut einer amtlichen Statiſtik[46b]) lebten im Großherzogthume 1864: 25 männliche und 158 weibliche, 1866: 44 männliche und 283 weibliche klöſterliche Perſonen der katholiſchen Kirche. Nachdem die Zweite Kammer den in ihr geſtellten Antrag auf Zulaſſung aller Orden, mithin auch der Jeſuiten, denen der Aufenthalt im Lande durch beſtimmte Geſetze unterſagt war, am 28. April 1863 mit 38 gegen 6 Stimmen verworfen hatte, entſtand das durch eine Schrift Warburg's gegen „Schweſter Adolphe" veranlaßte Gerücht, daß ſie an der Pfarrei St.-Chriſtoph in Mainz — wohin ſie durch Biſchof von Ketteler 1859 heimlich berufen worden waren, als Vicare, nicht in ihrer Ordenstracht — thätig wären, und im October 1863 conſtatirte ein Schreiben des Kreisamtes dieſes Factum als unzweifelhaft. Der Stadtrath, welcher unter dem 26. Oct. 1864 den Barmherzigen Schweſtern den Dienſt am Communalkrankenhauſe kündigte, wandte ſich an die Zweite Kammer, und dieſe ſprach ſich mit allen Stimmen gegen 6 (unter ihnen die der 5 adeligen Deputirten) am 12. Juli deſſelben Jahres für die Entfernung der Jeſuitenprieſter aus. Aber dies fruchtete ſo wenig, daß dieſelben nicht nur blieben, ſondern auch im December 1865 zu Mainz Jeſuitenmiſſionen eröffnet wurden, bei welchen Pater Huckenbroich mit Feuereifer über die Hölle und in ſehr equivoker Weiſe über die Schamhaftigkeit predigte. Am 27. Juli 1867 ſtimmte die Zweite Kammer, diesmal mit 30 gegen 8 Votanten, abermals gegen das Verbleiben der 5 Jeſuiten; mit allen gegen 9 Stimmen beſchloß ſie, daß, ſolange die Chriſtophspfarrei von dieſen auswärtigen Vicaren verwaltet würde, der jährliche Staatszuſchuß von 232 Gulden zu verweigern ſei, wofür auch die Erſte Kammer eintrat. Erſt das Reichsgeſetz von 1872, gegen welches der Biſchof einwandte, daß durch daſſelbe dem Orden die „Seelſorge" nicht verboten ſei, bewirkte die Exmiſſion.

Naſſau wies 1846 weder ein Kloſter noch eine kloſterartige Vereinigung auf; die erſte Anſiedelung einer ſolchen fällt in das J. 1849, wo, durch eine arme Magd veranlaßt, in Derenbach Arme Dienſtmägde Jeſu Chriſti — wol das einzige Beiſpiel einer derartigen Neuſchöpfung auf deutſchem Boden in neueſter Zeit — unter Ablegung der blos einfachen Gelübde und ohne die Einrichtung eines „Kloſters" zu einer Congregation für den Zweck der Krankenpflege und Erziehung zuſammentraten und eine derartige Ausbreitung gewannen, daß ſie 1860 bereits 44 Filiale hatten, jedoch nicht ſämmtlich im Herzogthume.[47a]) Seit 1850 trat auch eine erhebliche Vermehrung anderer Halbnonnen ein, beſonders der Barmherzigen Schweſtern, welche bald darauf z. B. in Hadamar ſich niederließen. Noch 1850 bezogen die Redemptoriſten, welche einige Jahre ſpäter ein ſolches in Derenthal gründeten, mit ſtaatlicher Erlaubniß ein Haus in Bornhofen, gleichzeitig die Barmherzigen Brüder in Hadamar und die Aloyſiusbrüder in Augſt. Bald kamen auch die Jeſuiten, denen der Biſchof von Limburg im December 1870 einen Sitz zu Marienthal anwies.

Unter großem Zulaufe miſſionirten die Jeſuiten 1852 und im Januar 1866 zu Frankfurt a. M., wo im übrigen katholiſche Ordensniederlaſſungen nicht beſtanden.

In Kurheſſen, und zwar in der Diöceſe Fulda, finden ſich um 1856 als von früherher beſtehend 2 Klöſter der Franciscaner, 1 der Benedictinerinnen, 1 der Urſulinerinnen, dazu je 1 Station für Engliſche Fräulein und für Barmherzige Schweſtern, aber ſämmtlich nur mit wenigen Inſaſſen. Im J. 1855 geſtattete die Regierung auswärtigen Jeſuiten, denen die Anſiedelung im Lande geſetzlich verboten war, im Fuldaſchen Miſſionen abzuhalten; als ihnen 1861 die Wiederholung derſelben unterſagt wurde, ſetzten ſie an die Stelle derſelben ſogenannte „Conferenzen".

In Lippe-Detmold, wo 1853 der Cabinetschef Fiſcher eine Schrift[47b]) zu ihrer Vertheidigung herausgegeben hatte, wurden am 7. Nov. 1854 die Jeſuitenmiſſionare zur fürſtlichen Tafel geladen.

Von den älteren Orden weiſt das Königreich Hannover als neue Niederlaſſungen während der vorliegenden Periode Franciscaner in einem Kloſter bei Hildesheim (etwa ſeit 1850), Kapuziner in Ottbergen, Urſulinerinnen in der Hauptſtadt (ſeit October 1860) auf, jedoch nur in geringer Zahl. Bedeutender iſt die Wirkſamkeit der beſonders von 1851 ab auftretenden Barmherzigen Schweſtern, für welche namentlich in Windeloh, Hildesheim und Osnabrück Stationen errichtet wurden; ſeit dem 15. Oct. 1862 waren ſie in der Hauptſtadt thätig. — Miſſionen durch auswärtige Jeſuiten fanden ſtatt während des Aprils 1860 in Hannover durch den Pater Roh, während des Februars 1861 im Osnabrückiſchen, zu Weihnachten deſſelben Jahres in Göttingen durch die Patres Pottgeißer und Hermann, welche im Mai 1863 zu gleicher Thätigkeit Bremen heimſuchten.

Am 26. Sept. 1848 faßte die deutſche Nationalverſammlung in Frankfurt a. M. den Beſchluß: „Der Orden der Jeſuiten, Liguorianer und Redemptoriſten (dieſe beiden galten als Affiliirte der Jeſuiten) iſt für alle Zeit aus dem Gebiete des Deutſchen Reichs verbannt", nahm ihn aber bei der 2. Leſung im December deſſelben Jahres mit 261 gegen 140 Stimmen wieder zurück, da ſie Bedenken trug, die Freiheit des Aſſociations- und Vereinsrechtes durch Ausnahmegeſetze zu be-

46a) Nach der „Mainzer Zeitung". 46b) Im Anfange des Auguſts 1867 ausgegebenes 7. Heft der Publication der großherzoglichen Centralſtelle für Statiſtik.

47a) Sion 1860, Nr. 51. 47b) Aburtheilung der Jeſuitenſache.

Digitized by Google

ſchränken. Hierauf und auf die ſeit 1849 ſchnell und ſtark um ſich greifende politiſche und kirchliche Reaction geſtützt, ging die Geſellſchaft Jeſu, beſonders ſeit 1853, mit immer kühneren Schritten vor; mehr und mehr auswärtige Mitglieder kamen herbei und Inländer traten in ſteigender Zahl ein. Die Miſſionen wurden mit Abſichtlichkeit in Landestheile mit überwiegend proteſtantiſcher Bevölkerung verlegt und ihre Prediger, Männer von tüchtiger Kanzelberedſamkeit, wie Pottgeißer und Roh (geſt. am 17. Mai 1872 in Bonn), traten vorzugsweiſe gern in Städten mit proteſtantiſchen Univerſitäten auf, welche, wie die Freimaurerei, zu bekämpfen ihnen beſonders am Herzen lag. Eine von ſeiten des Ordens für die „Provinz Deutſchland" ausgegebene Statiſtik für 1856 zählt 166 Patres, 145 Scholaſtiker und 63 Coadjutoren auf, wogegen Pater Karl[48]) zum J. 1859 für Deutſchland im gewöhnlichen geographiſchen Sinne 15 Stationen ermittelt. Eine andere Quelle[49]) weiſt für den Schluß des J. 1860 der Provinz Deutſchland 527 Jeſuiten zu, welche indeß nicht ſämmtlich innerhalb des Deutſchen Reiches ſich aufhielten. Aus der Zeit des Septembers 1861 ſind nur nachſtehende Häuſer und Anſtalten bekannt geworden: je 1 in Maria Laach, Paderborn, Köln, Koblenz, Mainz, Gorheim und Schrimm, je 2 in und bei Bonn, in Aachen und Münſter. Auch das Penſionat zu Feldkirch wurde nach der Geographie des Ordens ihm zugezählt, während Schrimm nach ſeinem Verzeichniſſe der „Provinz Deutſchland", deren Provinzial damals der Franzoſe Faller war, nicht angehörte. Als in den letzten Monaten von 1871 die öffentliche Meinung des deutſchen Volkes immer ſtärker gegen die Geſellſchaft Jeſu auftrat, erließen faſt ſämmtliche Biſchöfe des Reiches Zeugniſſe für deren Unſchädlichkeit, Wohlverhalten und ſegensreiche Wirkſamkeit, und als im folgenden Jahre die Gefahr der Verbannung noch näher rückte, forderten ſie ihren Klerus zu ähnlichen Kundgebungen und Petitionen auf, wie ſolche, für und wider, auch dem Reichstage übermittelt wurden. Trotzdem legte dieſem, nach erfolgter Zuſtimmung des Bundesrathes, die Reichsregierung am 11. Juni 1872 den nachſtehenden Geſetzentwurf vor: „Den Mitgliedern des Ordens der Geſellſchaft Jeſu oder einer mit dieſem verwandten Congregation kann, auch wenn ſie das deutſche Indigenat beſitzen, an jedem Orte des Bundesgebietes der Aufenthalt durch die Landespolizeibehörde unterſagt werden." Als verwandt mit den Jeſuiten bezeichnete der Bundescommiſſar Friedberg die Liguorianer, die frères ignorantins und 2 Schulbrüderorden (nicht aber die Redemptoriſten). Ein Amendement des Deputirten Meyer verwandelte die facultative Verbannung in die obligatoriſche, in die allgemeine geſetzliche Ausweiſung, und für dieſelbe entſchied ſich in 3. Leſung am 19. Juni der Reichstag mit 181 gegen 93 Stimmen (das Centrum); am 25. und 28. deſſelben Monats trat der Bundesrath dieſer Faſſung bei und die Sanction des Geſetzes (welches auch für Elſaß-Lothringen Geltung hatte) durch Kaiſer Wilhelm erfolgte unter dem 4. Juli. Denjenigen Mitgliedern, welche deutſche Unterthanen ſind und im Reiche verbleiben dürfen, kann die Landesbehörde, wenn ſie es für gut befindet, den Aufenthalt verſagen; der Orden als ſolcher in ſeiner Thätigkeit iſt aufgehoben. Es darf hierbei wieder daran erinnert werden, daß deſſen „Klöſter" oder Gebäude, reſp. Grundbeſitzungen auf den Namen von Privatperſonen eingetragen waren, denen gegenüber eine Confiscation nicht platzgreifen konnte. Die zu Fulda verſammelten deutſchen katholiſchen Biſchöfe, auch Hefele und Hahneberg, erklärten in ihrer Denkſchrift vom 20. Sept., das Verbot des Ordens ſei eine Verletzung der Kirche und der Vereinsfreiheit, eine „Härte ohne gleichen"; von den Redemptoriſten heißt es hier, daß ſie „nicht in der mindeſten Verwandtſchaft mit den Jeſuiten ſtehen".[50])

Für die Oeſterreich-Ungariſche Monarchie, wo damals, wie in den ſpäteren Jahren, in bemerkenswerthem Unterſchiede von den weſtlich gelegenen europäiſchen Ländern, die weiblichen Religioſen von den männlichen an Zahl bedeutend überwogen werden, ſteht uns aus den erſten Jahren des vorliegenden Zeitabſchnitts nur über Böhmen genügendes ſtatiſtiſches Material zu Gebote. Hiernach zählte am Beginn von 1847 dieſes Kronland in 78 Klöſtern oder Häuſern an eigentlichen Mönchen, Novizen und Laienbrüdern 1219 (nach anderer Berechnung 1230), von welchen die Franciscaner und Kapuziner die zahlreichſten waren; der größere Antheil der Einkünfte floß aus dem Religionsfonds. Von den 706 (nach anderer Berechnung 750) Kloſterleuten der Erzdiöceſe Prag, welcher 10 Orden angehörten und auch die Malteſer, Kreuzherren und Piariſten (regulirte Weltprieſter) umfaßten, während der Erzbiſchof die ihm unſympathiſchen Jeſuiten noch fern hielt, waren 523 Prieſter.[51]) Gleichzeitig exiſtirten in Böhmen an Nonnen mit Novizen und Laienſchweſtern 198 in 13 Klöſtern, reſp. Conventen.[52]) — Die Bewegung von 1848 richtete ſich mit ſcharfer Leidenſchaftlichkeit gegen die Congregationen, namentlich gegen die (wenig zahlreichen) Jeſuiten, Liguorianer und Redemptoriſten; es wurden nicht blos ihnen, ſondern auch den andern Orden die Roboten, Zehnten und dergleichen Leiſtungen verweigert; die Staatsbehörde hob dieſelben geſetzlich allgemein auf und ſetzte an deren Stelle eine Geldrente, wobei die Berechtigten, mithin auch die Klöſter, ein Drittheil der früheren Einnahmen fahren laſſen mußten. Das erregte Volk ging gegen die Klöſter auch mit gewaltthätigen Angriffen vor; am 6. April wurden aus Wien die Redemptoriſtinnen (als Jeſuitenfreundinnen) verjagt, am folgenden Tage ihre Genoſſinnen aus Eggenburg durch die wiener Nationalgarde; ähnliche Austreibungen ereigneten ſich an an-

48) Statiſtiſches Jahrbuch der Kirche, 1. Jahrgang. 49) Die Correſpondenz Havas.

50) Vgl. Wolfgang Menzel, Geſchichte der neueſten Jeſuitenumtriebe in Deutſchland (Stuttgart 1873). Dazu (früher erſchienen) Rutenberg, Die Jeſuiten des 19. Jahrhunderts, und Franz Schuſelka, Der Jeſuitenkampf in Oeſterreich und Deutſchland 1845. 51) Czechja i Czechowie 1847, und Sion 1847, Beilage zu Nr. 25. 52) Ebenda 1847, S. 256.

Digitized by Google

dern Orten. Die Regierung ſah ſich zum Nachgeben gezwungen; ein kaiſerliches Decret vom 7. Mai 1848 erklärte die Congregationen der Jeſuiten, Redemptoriſten und Redemptoriſtinnen in den deutſchen Erblanden und den italieniſchen Provinzen für aufgehoben; ein anderes vom 15. Juli verwies ſie aus Galizien; in Tirol ſuchten ſie ſich zu halten, aber auch von hier mußten ſie im Herbſte weichen.

Im J. 1849 zählte ganz Oeſterreich an römiſch-katholiſchen Klöſtern, unter Ausſchluß der wenigen griechiſch-unirten, 739 für Männer und 176 für Nonnen. Dieſelben verzeichneten damals ihr Stammvermögen zu 62,822,301, ihre Paſſiva zu 3,139,575, ihre jährlichen Einkünfte zu 4,258,147 Gulden, wozu jedoch noch die Einnahmen aus dem Religionsfonds, aus Zehnten und andern Gerechtſamen kamen. In dieſer Selbſttaxe, deren Zahlen wahrſcheinlich zu niedrig angeſetzt ſind[53]), erſcheinen z. B. die Klöſter, reſp. Stifter der Prämonſtratenſer von Schlögl mit 53,000, der Prämonſtratenſer von Tepl mit 223,000, der Kreuzherren in Prag mit 57,000, der Schotten (Benedictiner) in Wien mit 197,000, der Benedictiner in Seitenſtetten mit 92,000, derſelben in Göttweih mit 71,000, derſelben in St.-Peter zu Salzburg mit 87,000, derſelben in Kremsmünſter mit 191,700, derſelben in Melk mit 190,000, derſelben in Admont mit 52,700, der Ciſtercienſer in Oſſegg mit 89,900, derſelben in Heiligenkreuz mit 93,900 Gulden jährlicher Einkünfte aus dem Grundvermögen. Nach anderweiter Schätzung gab man dieſes für das Auguſtiner-Chorherrenſtift zu Kloſterneuburg bei Wien auf 3 Mill. Gulden an. Die meiſten Klöſter ſind arm und würden ohne den Zuſchuß aus dem Religionsfonds kaum beſtehen können.

Mit der politiſchen und kirchlichen Reaction ſeit 1849 kehrten auch die vertriebenen Kloſterleute zurück, an der einen Stelle früher, an der andern ſpäter, wie die Oblaten, Franciscaner und Kapuziner erſt am Ausgange von 1852 nach Mailand, die Liguorianer auf Grund erhaltener Erlaubniß in der Mitte von 1853 nach Wien; aber die Roboten blieben aufgehoben. Gleichzeitig, beſonders ſeit 1851, gewannen die halbklöſterlichen Nonnen wie die Barmherzigen Schweſtern, welche in dieſem Jahre erſt 5 Krankenhäuſer innerhalb der ganzen Monarchie verſorgten, eine wachſende Ausbreitung, und zwar weit ſtärker als die älteren Orden, welche, namentlich in den Männerklöſtern, numeriſch eher rückwärts als vorwärts gingen. In Ungarn waren es damals beſonders die hochdotirten Biſchöfe, welche den Anſtalten der Barmherzigen Schweſtern große Geldmittel und andere Begünſtigungen zuwandten.

Bereits 1849 faßten die in Wien verſammelten cisleithaniſchen Biſchöfe die Kloſterreform ins Auge, um hauptſächlich die Mönche wieder zu den ſtrengern Regeln zurückzuführen, und ſeit 1852 trat die diesbezügliche Weiſung des Papſtes hinzu, welcher damals die Erzbiſchöfe von Prag und von Gran zu Generalviſitatoren ernannte. In der That führten noch 1851 viele Mönche ein höchſt ungebundenes, regel- und clauſurwidriges Leben; die Piariſten in Wien aßen am Freitage Fleiſch, andere gingen in Civilkleidern aus; die Serviten waren in einer Stadt die flotteſten Tänzer auf den Bällen. Daher fand das biſchöfliche Eingreifen ſchon 1851 mehrfachen Widerſtand, wie bei den Piariſten in Wien und den Dominicanern in Prag.[54]) Die im Juli 1852 in dem Stifte von Kremsmünſter verſammelten Aebte der Benedictiner, deren Orden ſich durch das Vorgehen der Biſchöfe und des Papſtes ganz beſonders unangenehm berührt fühlte, machten ihrerſeits Reformvorſchläge, wobei ſie namentlich die Exiſtenz ſehr vieler ungeeigneter Kloſterbrüder zugaben und unter anderm erklärten, daß ſie im äußerſten Falle bereit ſeien, die Biſchöfe als ihre Viſitatoren anzuerkennen. Das Concordatsjahr 1855 gab den Reformviſitationen, welche mit Exercitien, Chorgebeten und ähnlichen geiſtlichen Zuchtmitteln verbunden zu ſein pflegten, einen neuen Anſtoß zur Durchführung. Als der Primas von Ungarn Erzbiſchof Scitowsky vom 30. Sept. bis 3. Oct. 1855 das Benedictinerſtift auf dem Martinsberge viſitirte, verbot er unter anderm das Tragen von Civilkleidern, die Anwendung koſtbarer Möbel, die Theilnahme an Bällen, den Beſuch von Theatern, das Sprechen mit Frauensperſonen, welches nur im Nothfalle, und zwar durch eine Glasthür, ſtattfinden dürfe; kein Pater ſollte perſönlich mehr als 40 Gulden beſitzen und jeder die Clauſur ſtreng einhalten. Dem Erzbiſchofe von Wien gegenüber, welcher 1857 den dortigen Dominicanern die ältere, ſtrenge Obſervanz auferlegen wollte, proteſtirten dieſelben mit der Erklärung, daß ſie nur auf die mildere Regel verpflichtet wären und dabei zu verbleiben gedächten. Da ſich eine Anzahl der Patres nicht fügte, ſo wurden ſie verſetzt und an ihrer Stelle andere herbeigeholt.[55]) Hier und da gaben Mönche das Kloſterleben freiwillig auf, um nicht die Bürde der ſtraffer angezogenen Regeln auf ſich zu nehmen, während der Zuwachs durch Novizen ſchwächer ward; vom J. 1855 bis zum September 1857 ſind in der Oeſterreichiſch-Ungariſchen Monarchie ihrer 35 zur proteſtantiſchen Kirche übergetreten.[56]) Nachdem die fortſchreitende Reform 1858 an die Benedictinerabtei Kremsmünſter zu großer Verſtimmung der Inſaſſen herangetreten war, kam ſie im September deſſelben Jahres auch über Lambach, eine Abtei oder ein Stift[57]) deſſelben Ordens, wo der Erzbiſchof Cardinal Schwarzenberg die Conventualen aufforderte, einen Abt zu wählen, und als ſie ſich weigerten, im September einen ſolchen ernannte, was ſtatutenwidrig war. Ihr Proteſt dagegen bei dem Papſte

53) J. Pfeiffer, Ueber die Einziehung des Kirchen-, Stifts- und Kloſtervermögens in Oeſterreich, 1866.

54) Sion 1851, Nr. 20. 55) Augsburger Allg. Zeitung 1857. 56) Nach einem Berichte Robotny's, eines der Uebergetretenen. 57) Die Bezeichnung eines Ordenshauſes als Abtei oder Stift pflegt nur auf die größeren Klöſter gewiſſer Orden, wie der Benedictiner und Ciſtercienſer, angewandt zu werden, wobei auch locale Traditionen maßgebend ſind, es iſt z. B. nicht Sprachgebrauch, von einer Jeſuitenabtei zu reden.

Digitized by Google

wurde von dieſem abgewieſen. Im J. 1859 galt die Reform, durch welche die Klöſter, hauptſächlich die männlichen Orden, feſter als früher an Einwirkung der Biſchöfe, der Generalobern und des Papſtes, ſowie an die urſprünglichen Regeln, im beſondern hinſichtlich des Dienſtes, gebunden wurden, als im weſentlichen durchgeführt. Dieſelbe vollzog ſich gleichzeitig auch anderwärts, aber ohne ſo ſtark in die Oeffentlichkeit zu treten wie in Oeſterreich-Ungarn. Nur Klöſter, in welchen die Reform entſchieden durchgeführt war, durften Novizen aufnehmen.

Im Beginn der Kloſterreform, 1851, finden ſich innerhalb der Geſammtmonarchie an den 262 öffentlichen Gymnaſien 890 katholiſche Geiſtliche aus den ältern Orden als Lehrer und Erzieher thätig, nämlich 329 Piariſten (welche nicht eigentliche Mönche ſind), 184 Benedictiner, 122 Franciscaner, 82 Prämonſtratenſer, 56 Ciſtercienſer, 34 Barnabiten (nur in der Lombardei), 24 Minoriten (in Ungarn), 27 Auguſtiner, 17 Somasker, 12 Baſilianer (griechiſch-unirt) und 3 Kapuziner.[58]) Die Schulbrüder, deren Beſtimmung die Wirkſamkeit an Elementarſchulen iſt, mehrten ſich weſentlich ſeit dem durch den Miniſter Grafen Thun abgeſchloſſenen Concordate vom 18. Aug. 1855, wie denn überhaupt von dieſer Epoche an die namentlich von Frankreich ausgehenden Religioſen der nicht ſtrengen Clauſur gegen früher zu einer ſehr bedeutenden Ausbreitung gelangten, während die älteren männlichen Orden, mit Ausnahme der Jeſuiten und weniger anderer, numeriſch eher rückwärts als vorwärts gingen. Vor andern erfuhren in den letzten funfziger Jahren die Barmherzigen Schweſtern und die Schulſchweſtern, auch in den Ländern der Stephanskrone, ſtarke Förderung, am meiſten durch die Biſchöfe. So errichtete 1858 der Erzbiſchof von Kolocza in Ungarn, Joſeph von Kunſſt, daſelbſt eine Anſtalt für die Lehrſchweſtern unter dem Aufwande von 150,000 Gulden, denen er andere 100,000 zur Unterhaltung der Schweſtern beifügte.[59]) Vieles Aehnliche geſchah damals an andern Orten.

Der auf 1848 folgende Rückſchlag brachte bald auch die Jeſuiten wieder am 25. Mai 1850 nach Mailand, um dieſelbe Zeit nach Verona; durch ein Decret des Kaiſers Franz Joſeph, welcher ſich damals ſehr günſtig über ſie ausſprach, vom März 1852, wurde die Herſtellung des Ordens und die Rückgabe ſeiner Güter für das ganze Lombardiſch-Venetianiſche Königreich verfügt; ein ſolches vom Juli deſſelben Jahres ordnete allgemein für alle Orte der Monarchie die Wiederherſtellung der Jeſuiten, Liguorianer, Redemptoriſten und Redemptoriſtinnen an. Am Ende des Octobers 1852 hatten die Redemptoriſten im ganzen Lande wieder 7 Häuſer inne; 1853 kamen die Liguorianer nach Wien zurück, wo damals auch die Jeſuiten wieder öffentlich auftraten. Letztere zählten am Anfange von 1854 in der „Provinz" Oeſterreich, wozu Galizien nicht gehört, 177 Mitglieder, welche damals in Cisleithanien 5 Hauptſtationen beſaßen, nämlich 85 Prieſter oder Patres, 38 Scholaſtiker und 54 Coadjutoren. Im J. 1856 leitete der Orden bereits 6 Gymnaſien, zu welchen bald auch Kalksburg kam, nachdem er am 10. April deſſelben Jahres für die Anſtalt am Freinsberge bei Linz das Recht der Oeffentlichkeit und gültigen Maturitätsprüfung, ohne ſelbſt die Staatsprüfung beſtanden zu haben, erhalten hatte — der erſte derartige Fall ſeit vielen Jahren, und Zöglinge aus Adels- und anderen höheren Geſellſchaftskreiſen fanden ſich in großer Zahl ein. Noch im November von 1856 übernahmen Jeſuiten, unter deren Kanzelrednern ſich in populären Kraftausdrücken der Pater von Klinkowſtröm (geſt. am 30. März 1876) hervorthat, die wiener Univerſitätskirche, und 1857 wurde die Beſetzung der wiederherzuſtellenden theologiſchen Univerſitätsfacultät in Innsbruck mit Männern ihres Ordens beſchloſſen, ſowie das Erziehungsinſtitut zu Tarnopol in Galizien von ihnen wieder in Beſchlag genommen. Im Auguſt 1859 errichteten ſie eine gleiche großartige Anſtalt bei Bregenz, wo ſchon 1854 die mit ihnen eng verbundenen Dames du sacré coeur ein Schloß zur Gründung einer Schule angekauft hatten. — Auch Ungarn ſah den Orden bald wieder bei ſich einkehren; am 22. Mai 1853 führte der dortige Fürſt-Primas ſeine Mitglieder in das Collegium von Tyrnau zurück; bis zum Beginn von 1855 hatten ſie hier auch die Erziehungsanſtalt von Preßburg wieder inne; bis 1859 kam Szathmar hinzu. Außerdem wirkte der Orden durch Miſſionen.

Für die deutſchen Kronländer finden wir in den einzelnen Diöceſen zum J. 1851 nachſtehende Zahlen von männlichen Ordensleuten (Prieſtern) verzeichnet[60]): in den Erzdiöceſen Wien 545, Salzburg 89, Olmütz 172, Görz 66, in den Diöceſen Pölten 181, Linz 325, Brünn 241, Breslau (öſterreichiſchen Antheils) 16, Brixen 173, Trient 445, Seckau 186, Leoben 83, Gurk 57, Laibach 65, Trieſt 51, Parenz-Pola 9, Veglia 41, dazu die Erzdiöceſe Prag und die Diöceſen Leitmeritz, Königgrätz und Budweis mit 1200, zuſammen 3945. In demſelben Jahre wies Ungarn mit ſeinen Nebenländern 31 Realabteien und 60 Realpropſteien für regulirte Weltprieſter auf. Zum J. 1852 werden für ganz Oeſterreich-Ungarn in 734 römiſch-katholiſchen Klöſtern 9504, in 24 griechiſch-katholiſch-unirten 157, in 3 armeniſch-unirten (mit Einſchluß der Mechitariſten) 111, im ganzen 9770 „Mönche" aufgeführt, wobei Novizen und Laienbrüder eingerechnet ſind; dazu kamen (ebenfalls mit Novizen und Laienſchweſtern) in demſelben Jahre 5067 Nonnen, nämlich 5042 in 200 römiſch-katholiſchen, 8 in 2 griechiſch-katholiſch-unirten und 17 in 3 armeniſch-unirten Klöſtern. Eine andere Statiſtik inventariſirt zu demſelben Jahre für die ganze Monarchie an Klöſtern oder Häuſern der weiblichen Religioſen 172, worunter Hauptſtationen zu verſtehen ſein werden, nämlich 41 für die Barmherzigen Schweſtern, 30 für die Urſulinerinnen, 20 für die Benedictinerinnen, 11 für die Saleſianerinnen, 10 für die Eliſabethinerinnen, 9 für die Engliſchen Fräu-

58) Nach dem 4. Hefte der von der Direction der adminiſtrativen Statiſtik herausgegebenen Mittheilungen. 59) Sion 1858, S. 1152.

60) Sion 1851, Nr. 28.

lein, 5 für die Dominicanerinnen, 5 für die Frauen vom heil. Herzen, 5 für die Clariſſinnen, 4 für die Deutſchen Ordensſchweſtern, 4 für die Karmeliterinnen, 3 für die Franciscanerinnen, 2 für die Baſilianerinnen (griechiſch-unirt), 2 für die Eremitinnen, 2 für die Servitinnen, je 1 für die Auguſtinerinnen, die Kapuzinerinnen, die Regelſchweſtern, 14 für die Redemptoriſtinnen und die übrigen Orden. Das J. 1853 tritt mit 739 römiſch-katholiſchen Klöſtern auf, welche 8663 Mönche, Novizen und Laienbrüder umfaßten; von den 6467 Ordensprieſtern (davon 428 in der Erzdiöceſe Wien) waren 1825 in der Seelſorge beſchäftigt. Des Zeitvergleiches und des Beiſpiels wegen ſei hier bemerkt, daß Böhmen 1856: 927[61]), dagegen 1859: 1025 Prieſtermönche aufweiſt.

Die Niederlage Oeſterreichs im Kriege von 1859, wo die Lombardei verloren ging, verſtärkte in etwas wieder die Regungen gegen den Ultramontanismus in Kirche und Kloſterweſen, aber ohne Erfolg gegen die Macht der Jeſuiten und ihrer Freunde; der Orden ſchritt vielmehr im Wachsthume noch vorwärts; für das Ende des J. 1860 ſind ihm in der „Provinz“ Oeſterreich 455 Mitglieder, für das J. 1861 innerhalb der ganzen Monarchie 17 Stationen oder Klöſter, 5 davon in Ungarn, zuertheilt. — Als nach dem Verluſte Venetiens 1866 die dortigen Jeſuiten ſich zum Theil nach andern Orten des Reiches wandten oder zu wenden Anſtalt machten, traten ihnen hier und da entſchiedene Proteſte entgegen, wie zu Prag in der Nacht vom 25. zum 26. Aug., indem hier beſonders die Czechen ſich an der Demonſtration betheiligten, welche ſich im September und October wiederholte. Als Ordensmitglieder zu Trieſt ein ihnen angewieſenes Kloſter bezogen, proteſtirte, aber vergeblich, der Stadtrath unter dem 23. Oct. einſtimmig dagegen, wie dies auch die Stadtbehörde von Salzburg gegen einen ſolchen etwaigen Verſuch that. Am 19. Oct. beſchloß der Gemeinderath von Wien mit allen gegen 3 Stimmen die Einreichung eines Memorandums an das Miniſterium des Inhaltes: man erachte die Anſiedelung der aus Venetien vertriebenen Jeſuiten in und bei Wien als eine Gefahr für Wiſſenſchaft, Moral, Jugenderziehung, bürgerliche Freiheit und nationale Regeneration. Trotzdem wußte der Orden, welcher beſonders in Kalksburg ein Hauptquartier für den klerikalen und feudalen Adel hielt, dieſen Anfeindungen gegenüber ſtandzuhalten, und die Staatsbehörde machte den drängenden Forderungen nur die weſentliche Conceſſion, daß ein Erlaß des Unterrichtsminiſters vom 6. März 1868 ſeinen Gymnaſien in Feldkirch, Raguſa und am Freinsberge bei Linz die Rechte beſchränkte.

Was die übrigen Congregationen betrifft, ſo berief der Kaiſer durch das Diplom vom 20. Oct. 1860 eine überraſchend hohe Zahl von Benedictineräbten in den Reichsrath, um dieſem Orden für die beſonders durch die Jeſuiten geförderte Reform, welche ihm ſehr ſchmerzlich geworden war, eine Entgeltung zu gewähren. — Die von einer Bürgerverſammlung in Peſt am 9. Febr. 1861 an den Fürſt-Primas gerichtete Petition um Entfernung der Karmeliter, weil ſie in den Miſchehen als Friedensſtörer wirkten, blieb ohne Erfolg. — In Wien, wo die Barmherzigen Schweſtern 1858 die Pflege in dem großen ſtädtiſchen Krankenhauſe auf den Wieden für ein jährliches Averſum von 21,000 Gulden übernommen hatten, erhob ſich ſeit dem Ende des Jahres 1860 namentlich von ſeiten der Aerzte[62]) gegen dieſelben die Anklage, daß ihr pietiſtiſches Verhalten die Kranken aufrege, daß ſie auf Koſten und zum Schaden derſelben binnen 3½ Jahren 140,000 Gulden geſpart hätten u. ſ. f., wobei ohne Zweifel viel Uebertreibung mit unterlief. Den Schweſtern ward durch die ſtädtiſche Behörde unter dem 14. April 1861 der Dienſt gekündigt, und am 1. Nov. deſſelben Jahres, nachdem der Miniſter am 17. Sept. der Kündigung beigeſtimmt hatte, traten an ihre Stelle weltliche Pflegerinnen. Aehnliche Klagen gegen die Barmherzigen Schweſtern am Bürgerhoſpitale zu Prag wurden ebenfalls noch 1860 laut; im folgenden Jahre mußten ſie aus den ſtädtiſchen Krankenhäuſern in Szegedin und Stuhlweißenburg weichen, wofür ihnen der Biſchof von Neutra das durch ihn dort neu errichtete Kloſter übergab. Nach der Angabe eines Mitgliedes des Reichstages[63]) waren im Beginn von 1862 innerhalb des ganzen Reiches 9 verſchiedene Frauencongregationen, nicht blos Barmherzige Schweſtern im engeren Sinne, mit der Beſorgung ſtaatlicher und communaler Krankenanſtalten betraut; dafür empfingen ſie jährlich circa 600,000 Gulden, die ſie meiſt dem Auslande, muthmaßlich hauptſächlich dem Vincentiusvereine, zuwandten, eine Beſchuldigung, welche unerwieſen blieb. Die hierdurch gekennzeichnete Strömung der liberalen politiſch-kirchlichen Oppoſition ſprach ſich weiter dadurch aus, daß der cisleithaniſche Reichsrath am 28. Oct. 1863 mit großer Mehrheit gegen die Uebergabe der Pflege bei Strafanſtalten an männliche und weibliche Orden votirte. Eine neue Nahrung empfing dieſe antiklöſterliche Stimmung durch das im Juli 1869 amtlich ermittelte Vorgehen der Oberin in dem Kloſter der einer rigoroſen Selbſtpeinigung huldigenden barfüßigen Karmeliterinnen zu Krakau gegen die Nonne Barbara[64]) Ubrik, welche, lange Zeit eingeſperrt geweſen, damals durch die Polizei aus dem elenden Loche befreit wurde. Es entſtand nicht blos gegen das genannte Kloſter, ſondern auch gegen andere eine ſo drohende Volksbewegung, daß Militär einſchreiten mußte.

Für das J. 1860, nach dem Verluſte der Lombardei, welche damals etwa 50 zählte, finden ſich[65]) für ganz Oeſterreich 700 Klöſter mit circa 9800 männlichen und 276 mit circa 2900 weiblichen Inſaſſen unter Einſchluß der Novizen, Laienbrüder, Laienſchweſtern u. ſ. w. aufgeführt, und zwar mit Ausſchluß der nicht unirten

61) Nach dem Staatshandbuche.

62) Deren Darlegungen in der Wiener Mediciniſchen Wochenſchrift. 63) Des Arztes Scheidler in Wien im Mai 1862. 64) Es ſei hier daran erinnert, daß die in ein Kloſter Aufgenommenen bei den meiſten Orden einen andern Vornamen annehmen. 65) Z. B. im Süddeutſchen Wochenblatte.

Digitized by Google

griechiſch-katholiſchen. Zum J. 1861 wurden, mit Einſchluß der griechiſch-unirten (ohne die nicht unirten), 720 Mannsklöſter rubricirt und ihnen 59 Aebte, 45 Provinzialen, 6754 Prieſter, 645 Kleriker, 240 Novizen und 1917 Laienbrüder, zuſammen 9660 Individuen zuertheilt. Von den Männerklöſtern gehörten den reformirten Franciscanern 165, den Obſervanten-Franciscanern 72, den Piariſten (Regularprieſtern, nicht eigentlichen Mönchen) 60, den Ciſtercienſern 48, den Conventual-Franciscanern 45, den Dominicanern 41, den Benedictinern 37, den Barmherzigen Brüdern 31, den Jeſuiten 17, den Prämonſtratenſern 15, den griechiſch-unirten Mönchen 26; die übrigen Häuſer entfallen auf kleinere Orden; die Kapuziner ſind bei den Franciscanern eingerechnet. An Frauenklöſtern oder Häuſern gab es 1861 (mit Einſchluß der griechiſch-unirten) 298 mit 5198 Conventualinnen, Novizen und Laienſchweſtern. Am zahlreichſten mit Klöſtern (Stationen aller Art) ausgeſtattet waren die Barmherzigen Schweſtern von der Regel des heil. Vincenz da Paula, nämlich mit 85; ihnen zunächſt folgten mit 25 die Urſulinerinnen. Unter den deutſchen Kronländern zeichneten ſich 1862 durch die meiſten männlichen Kloſterleute (Prieſter, Novizen u. ſ. w.) Niederöſterreich mit 1232, Tirol und Vorarlberg mit 1224 und Böhmen mit 1128 aus; die meiſten weiblichen Religioſen aller Orden und Stufen hatten Tirol mit Vorarlberg, nämlich 1032, Niederöſterreich, nämlich 752, und Galizien, nämlich 513, worauf erſt Böhmen mit 492 folgte.[66])

Während der erſten ſiebziger Jahre regten ſich von neuem die Antipathien gegen die Jeſuiten, welche das Misgeſchick hatten, daß ihr Pater Superior am Collegium zu Pozſega in Kroatien (der einzigen damaligen Anſiedelung des Ordens in dieſem Landestheile), dem die Leitung des erzbiſchöflichen Waiſenhauſes übergeben war, wegen Knabenſchändung zu ſiebenjährigem Kerker verurtheilt wurde, worauf das Collegium ſich auflöſte. Als 1872 für Deutſchland die Aufhebung der Geſellſchaft in Ausſicht ſtand und dann ins Werk geſetzt wurde, traten in Oeſterreich, hauptſächlich von ſeiten der größeren Städte, immer mehr Proteſte zur Abwehr der etwa von dort einwandernden Mitglieder zu Tage; der böhmiſche Graf Franz Dehm ließ, im Gegenſatze zu dem überwiegend jeſuitenfreundlichen Adel dieſes Kronlandes, im Juli 1872 eine Broſchüre gegen den Orden ausgehen.[67]) Aber alle dieſe Ereigniſſe hatten keine Wirkung; die theologiſche Facultät der Univerſität Innsbruck war ſchon um 1870 ausſchließlich mit Jeſuiten beſetzt; ihre Zahl mehrte ſich durch Zuzug aus Deutſchland, wogegen der General für die Ordensprovinz Oeſterreich-Ungarn im September öffentlich erklärte[68]): „daß ſich im ganzen Bereiche der Ordensprovinz kein einziger der im deutſchen Reiche geächteten Jeſuiten weder in noch außer den Häuſern der Geſellſchaft findet, daß ebenſo kein einziger derſelben, weder in Perſon noch durch andere, je den Verſuch gemacht hat, in Oeſterreich Häuſer oder Güter anzukaufen“; ein Erlaß des Geſammtminiſteriums vom Juli 1872, wo Rieger's czechiſcher „Prokok“ in Prag aus Haß gegen die liberalen Deutſchen ſich mit Eifer der von dieſen Angefeindeten annahm, machte öffentlich bekannt, daß es aus dem Auslande kommenden Mönchen mit Einſchluß der Jeſuiten nicht verboten ſei, ſich in Oeſterreich anzuſiedeln; am Ende dieſes Monats befanden ſich in der ganzen Monarchie von den Mitgliedern der Geſellſchaft circa 80 derſelben in Kalksburg, wo ſie damals den umfangreichſten Convent beſaßen und unter ihren Zöglingen 17 Prinzen zählten.[69]) Außer durch ſeine ſtark beſuchten Lehr- und Erziehungsanſtalten, von welchen damals für Ungarn beſonders Kalocſa und Tyrnau zu nennen ſind, wirkte der Orden durch Miſſionen und Exercitien, wie ſolche während des Sommers von 1872 in Böhmen ſtattfanden und ſich ſpäter fortſetzten, beiſpielsweiſe im September von 1877 unter der Leitung des Paters Auguſtin Andelfinger, während nach dieſer Seite hin, wie anderwärts ſo auch in Oeſterreich, die Mitglieder der übrigen männlichen Orden ſich weit weniger bemerkbar machten. — Von letzteren treten, namentlich durch die Großartigkeit in der äußeren Erſcheinung ihrer als Abteien oder Stifter bezeichneten Klöſter, die Benedictiner, welche 1880: 26 Niederlaſſungen, 21 davon mit ſelbſtgewählten Aebten, hatten, in den Vordergrund und repräſentiren den Jeſuiten, ihren Antipoden, gegenüber einen gewiſſen humanen Liberalismus, wie er ſich in dem Abte des Schottenkloſters zu Wien, Othmar Helfersdörfer, ausſpricht, welcher 1878 zum Landtagsmarſchall von Niederöſterreich ernannt wurde und am 25. Oct. 1880 ſtarb. Hervorragende wiſſenſchaftliche Leiſtungen, welche in früheren Zeiten dieſen Orden auszeichneten, vermögen wir aus der gegenwärtigen Periode nicht namhaft zu machen; es ſind dagegen Stimmen laut geworden, welche an den meiſten öſterreichiſch-ungariſchen Klöſtern, mit Ausnahme der Jeſuiten, auch an denen der Benedictiner ein ſehr antiklöſterliches Treiben in Eſſen, Trinken, Kartenſpiel, ſexuellen Ausſchweifungen u. ſ. f. rügen[70]), wonach die 1849 durchgeführte Reform als vielfach wirkungslos erſcheinen würde.

Eine amtliche Statiſtik verzeichnet zum Anfang des J. 1875 für Cisleithanien 465 Manns- und 279 Frauenklöſter mit Einſchluß der griechiſch- und armeniſch-unirten. Von den Mannsklöſtern gehörten 110 den Franciscanern, 83 den Kapuzinern, 35 den Dominicanern, 31 den Minoriten, 29 den Piariſten, 19 den Benedictinern, 17 den regulirten Chorherren, je 16 den Barmherzigen Brüdern, den Bernhardinern und Jeſuiten, je 14 den Baſilianern (griechiſch-unirt) und den Serviten, 13 den Ciſtercienſern, 11 den Redemptoriſten, je 9 den Schulbrüdern und den Karmelitern, 8 den Prämonſtratenſern, je 4 den Barnabiten und Lazariſten, 2 den Deutſchen Ordensprieſtern, je 1 den Kamaldulenſern, den Kreuzherren, den Malteſern,

66) Aus den officiellen Tafeln zur Statiſtik der Oeſterreichiſchen Monarchie. 67) Beiträge zur Aufklärung über die Gemeinſchädlichkeit des Jeſuitenordens. 68) Im Wiener Vaterland.

69) Augsburger Allgemeine Zeitung. 70) So z. B. A. E. Wagner, Aus dem öſterreichiſchen Kloſterleben, 2. Auflage, 1870.

den Mechitariſten (armeniſch-unirt) und den Paulinern. Von den 279 Frauenklöſtern ſind zugewieſen 102 den Barmherzigen Schweſtern, 49 den Schulſchweſtern, 33 den Franciscanerinnen, 17 den Benedictinerinnen, 15 den Urſulinerinnen, 9 den Dominicanerinnen, je 6 den Eliſabethinerinnen, Karmeliterinnen und Prämonſtratenſerinnen, je 5 den Deutſchen Ordensſchweſtern oder Frauen vom Herzen Jeſu, den Saleſianerinnen und den Töchtern des Erlöſers, je 3 den Clariſſinnen, den Frauen vom guten Hirten und den Töchtern der chriſtlichen Liebe, je 2 den Baſilianerinnen (griechiſch-unirt), den Bernhardinerinnen und den Töchtern Jeſu, je 1 den Auguſtinerinnen, den Kanoniſſinnen, den Frauen von der Opferung Mariä, den Sakramentinerinnen, den Schweſtern vom armen Kinde Jeſu und den Servitinnen. — Im J. 1875 befanden ſich auf demſelben Gebiete (Cisleithanien) 825 römiſch-katholiſche und griechiſch-armeniſch-unirte Ordenshäuſer mit 13,547 Profeſſen, nämlich 6922 männlichen und 6625 weiblichen, ein Zahlenverhältniß, welches beweiſt, daß in den letzten Jahrzehnten die weiblichen Religioſen einen ſtarken Zuwachs erhalten haben. Von den männlichen Orden zählten die Obſervanten- und Reformaten-Franciscaner 1345, die Kapuziner 908, die Benedictiner 962, die Jeſuiten[71]) 571, die Ciſtercienſer 458, die regulirten Chorherren 3[illegible]9, die Prämonſtratenſer 331, die übrigen weniger Mitglieder, welche den Profeß abgelegt hatten. Von 6625 Ordensſchweſtern vertheilen ſich, als auf die numeriſch ſtärkſten, auf die Barmherzigen Schweſtern 2275, die Schweſtern vom armen Kinde Jeſu (denen oben nur 1 Kloſter als Mutterhaus zugewieſen iſt, neben welchem Filialſtationen anzunehmen ſind) 685, die Urſulinerinnen 577, die Tertiarierinnen 453, die Benedictinerinnen 326. Das damalige Jahreseinkommen aller Klöſter wird mit 4,027,350, der jährliche Zuſchuß aus dem Religionsfonds mit 298,929 Gulden (wahrſcheinlich zu niedrig) angegeben.[72])

In der Schweiz, wo 1846 die Mehrheit der Stimmen bei der Tagſatzung die Ausweiſung der Jeſuiten aus der ganzen Republik gefordert hatte, führte die Kloſterfrage zu dem Sonderbunde der 7 Cantone, welcher im November 1847, wo die Zahl der im Lande vorhandenen Mönche zu rund 1500 und diejenige der Nonnen zu rund 1000 in circa 110 Klöſtern angegeben wird, der Waffengewalt der übrigen unterlag. Sämmtliche Jeſuiten, deren Hauptſitz der Canton Freiburg war, und die mit ihnen verbündeten, in Luzern angeſiedelten Schweſtern der Vorſehung, ſowie andere Religioſen, namentlich die Liguorianer, mußten über die Grenze gehen und wandten ſich in der Mehrzahl nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Der neue, liberale Große Rath von Luzern, dem Vororte des Sonderbundes, legte noch 1847 den meiſten (vermögenden) Klöſtern zur Abtragung der Kriegscontribution ſchwere Geldbußen auf; das Ciſtercienſerſtift St.-Urban, deſſen Werth man zu 3 Millionen veranſchlagte, ſollte 500,000, das Stift von Beromünſter 400,000, das Frauenkloſter Eſchenbach 70,000 Schweizerfranken zahlen. Schon im Anfange von 1848 wurden St.-Urban und das Nonnenkloſter Rathhauſen zur gänzlichen Beſeitigung verurtheilt, und im Juni trat dieſem Beſchluſſe der Behörden die Volksgemeinde mit 15,759 gegen 11,190 Stimmen bei. Die Bundesverfaſſung von 1848 beſtimmte in Artikel 58: „Der Orden der Jeſuiten und die ihm affiliirten Geſellſchaften dürfen in keinem Theile der Schweiz Aufnahme finden", wurde aber von den Betroffenen und ihren Anhängern dahin gedeutet, daß der Aufenthalt und die Thätigkeit den einzelnen Mitgliedern nicht verboten ſei. Die Maßnahmen den übrigen Orden gegenüber blieben den Cantonalbehörden vorbehalten, von welchen die berner 1848: 4 Frauenconvente der Auflöſung verfällte. Im Canton Freiburg ward beim Beginn deſſelben Jahres die Verbannung der Jeſuiten und Liguorianer beſchloſſen, deren mehrere ſchon vorher fortgegangen waren, die Aufhebung von 6 andern Mannsklöſtern und von 3 Frauenklöſtern ausgeſprochen, das Ausſterbegeſetz über weitere 2 Manns- und 11 Frauenklöſter verhängt, den ſäculariſirten Mönchen und Nonnen eine Penſion — ebenſo in den übrigen Cantonen für den gleichen Fall — ausgeſetzt. Dem im Wallis belegenen St.-Bernhardshospiz, deſſen Kanoniker ſich bei der Aufnahme des Inventars mit Gewalt widerſetzten, aber im Januar 1848 militäriſchem Einſchreiten weichen mußten, wurde am Ende von 1849 eine Geldbuße von 80,000 Francs auferlegt, daſſelbe aber bei der Beſtimmung zur Unterſtützung armer Reiſender belaſſen. Durch Decret vom 26. Nov. 1850 erfolgte die Reſtitution des Hospizes (welches kein eigentliches Kloſter iſt) in den früheren Zuſtand, wie dies gleichzeitig auch mit dem Hospiz auf dem Simplon geſchah. Die Behörden von Teſſin, wo beſonders die Kapuziner ſehr zahlreich waren, beſchloſſen am 28. und 30. Juni 1848, daß 4 Männer- und Frauenklöſter aufgehoben und die Mönche und Nonnen der 12, welchen der Fortbeſtand geſtattet und zum Theil eine Extraſteuer zu Schulzwecken dictirt wurde, auf die Zahl von 93 Mönchen und 60 Nonnen beſchränkt werden ſollten.

In der ganzen Schweiz verfielen 1847 und 1848 etwa 45 Klöſter der Beſtimmung, eingezogen zu werden; aber noch 1849 beſtanden die meiſten derſelben thatſächlich fort, da man bis dahin wegen der Schwierigkeiten bei der Taxation, der Inventariſation, der Penſionsregulirungen u. ſ. w. nur wenige hatte verkaufen können.[73]) Bis 1851 waren im Aargau von dem Ertrage der aufgehobenen Klöſter, deren Geſammtwerth man auf 7—8 Millionen Francs ſchätzte, durch den Kleinen Rath über 4 Millionen zu kirchlichen und Schulzwecken verwendet worden, eine Verwendung, welche auch anderwärts, z. B. 1852 in Graubünden, eintrat. Der Regierungsrath von

71) Es iſt wol im Sinne der Ordensgeographie die „Provinz Oeſterreich" gemeint. 72) Nach dem 5. Hefte des von der k. k. ſtatiſtiſchen Centralcommiſſion in Wien herausgegebenen Statiſtiſchen Jahrbuches, 1879.

73) Snell, Geſchichtliche Darſtellung der kirchlichen Vorgänge in der Schweiz (beſonders in Betreff der Jeſuiten).

Digitized by Google

Teſſin, wo 1852 die Zahl der aufzuhebenden Stationen auf die der Bevölkerung wegen ihrer Bettelei und Immoralität verhaßten Kapuzinerklöſter und 3 andere Männerklöſter nebſt 1 Collegium und 1 Seminar beſchränkt worden war, verfügte unter dem 19. Nov. 1852 die Ausweiſung der fremden Kapuziner, von welchen 46 öſterreichiſche Unterthanen waren und die in ihren Predigten ſich der Aufhetzereien gegen die Behörde ſchuldig gemacht hatten, nachdem ſchon vorher die Einwohner Luganos 24 ihrer Genoſſen von dort vertrieben hatten. Infolge der Intervention des öſterreichiſchen Miniſteriums kam es zu dem Mailänder Vertrage vom 18. März 1855, kraft deſſen die Cantonsbehörde den exmittirten öſterreichiſchen Kapuzinern eine Entſchädigung von 150,000 bewilligte. — Indem die klerikale Partei viele Kloſteraufhebungen, beziehungsweiſe Verkaufszuſchläge rückgängig zu machen ſuchte, was nur zum kleinen Theil gelang, waren 1853 die Veräußerungen, Inventariſationen und andere hierauf bezügliche Maßregeln im vollen Zuge, wobei an manchen Orten die Inſaſſen mit Gewalt entfernt werden mußten; doch traten hier und da Milderungen ein, wie 1853 für die Barmherzigen Schweſtern im Canton Bern, 1855 in Luzern durch Vermittelung des Paters Theodoſius. Die Benedictinerabteien von Diſſentis, Maria-Einſiedel, Engelberg, Mariaſtein und Rheinau, welche zur Kaſſirung beſtimmt worden waren, beſtanden noch im J. 1856 und ferner. Indem die Zahl der Religioſen von den ſtrengeren Clauſuren, reſp. älteren Orden mehr und mehr zuſammenſchmolz, mehrten ſich beſonders die Barmherzigen Schweſtern, deren man während des Sommers 1856 innerhalb der ganzen Republik 130 zählte.[74]) In Teſſin, wo 1847: 22 Klöſter beſtanden, waren bis zum Ende von 1857 ihrer 14 thatſächlich ſäculariſirt. Von den in dieſem Jahre daſelbſt penſionirten 13 Auguſtinerinnen zu Monte Caraſſo erhielt eine jede die geringe Summe von 358 Francs jährlich zugewieſen. Im Canton Freiburg exiſtirten am Ende von 1857 noch 7 Klöſter.

Durch Beſchluß des Großen Rathes im Canton Zürich vom 3. März 1862 kam es zur definitiven Säculariſation des Benedictinerſtifts Rheinau; von den 3,200,000 Francs, welche der Verkauf eintrug, wurden 1,250,000 zu Penſionen der 13 Conventualen, zu Leiſtungen an die bürgerliche Commune Rheinau und zu Dotationen für andere katholiſche Gemeinden, 1,170,000 für die Univerſität Zürich, 750,000 für das übrige höhere Schulweſen des Cantons ausgeworfen. Dagegen füllten ſich die 6 Frauenklöſter des Cantons Freiburg, deſſen Großer Rath im November die Wiederherſtellung des Kartäuſerkloſters votirte, damals wieder ſehr augenfällig mit Nonnen. Ein empfindlicher Verluſt betraf die katholiſche Kirche und im beſondern das Kloſterweſen durch den am 15. Febr. 1865 erfolgten Tod des Kapuzinerpaters Theodoſius, welcher damals Generalvicar des Bisthums Chur war; unermüdlich thätig, den ſocialen Fortſchritt der Zeit ſeiner Kirche dienſtbar, aus der Religion Geld und aus dem Gelde Religion zu machen, hatte er zahlreiche induſtrielle Anſtalten, oft unter ſchweren, aber immer wieder gehobenen Verlegenheiten, gegründet.

Unterdeſſen waren trotz des §. 58 der Bundesverfaſſung die Jeſuiten in die Schweiz zurückgekehrt und hatten am 1. Oct. 1858 ihr großes Collegium zu Freiburg wieder eröffnet. Mit ihnen ſiedelten ſich gleichzeitig die Liguorianer in Brieg von neuem an. Pater Roh von der Geſellſchaft Jeſu miſſionirte 1862 zu Oſtern in Baſel, im September zu Seelisberg im Canton Uri, weshalb der Bundesrath von der dortigen Regierung Aufklärungen forderte. Der December 1865 brachte miſſionirende Jeſuiten in den Canton Freiburg; im September 1866 wurden dem Orden die Collegien von Sitten und Brieg in Wallis übergeben; auf die Anfrage der Landesbehörde antwortete die Cantonalregierung, daß zwar 3 Jeſuiten in den beiden Ortſchaften als Lehrer fungirten, aber keine „Orden“ und keine „Geſellſchaft“ repräſentirten. — Die Jeſuitenmiſſionen vom April 1870 im Canton Freiburg rechtfertigte die dortige Regierung aus dem Mangel anderer Geiſtlichen. Die Bundesbehörden ſchritten wiederum nicht durchgreifend für §. 58 ein, und wenn am 9. Febr. 1872 der Ständerath mit großer Mehrheit beſchloß, dem Antrage des Nationalrathes beizutreten, daß die Thätigkeit des Jeſuitenordens in Kirche und Schule verboten ſein ſollte, ſo war ja dieſer Beſchluß bereits 1848 durch die noch beſtehende Bundesverfaſſung ſanctionirt. Bei der zweiten Leſung der Reviſion derſelben am 27. Febr. 1872 verwarf der Ständerath den Antrag des Nationalrathes, daß die Errichtung neuer und die Herſtellung aufgehobener Klöſter verboten ſein ſollte. Seitdem haben die Bundes- und Cantonalbehörden eine irgendwie eingreifende Maßregel in Betreff der Congregationen weder beſchloſſen noch durchgeführt, nachdem im März 1868 der Große Rath von Bern das Decret des Regierungsrathes, welches die Ertheilung von Unterricht durch die Lehrſchweſtern und andere religiöſe Orden unterſagt, mit 134 gegen 50 Stimmen gutgeheißen hatte, wodurch im Pruntrut unter der dort zahlreichen katholiſchen Bevölkerung eine tiefe Erbitterung hervorgerufen wurde. Die dortigen Lehrſchweſtern waren zumeiſt oder alle Urſulinerinnen, welche durch ihre Statuten in den Gottesdienſt und an den Gewiſſensrath der Jeſuiten gewieſen ſind.

Während die eine der uns vorliegenden ſtatiſtiſchen Angaben[75]) für 1856: 32 männliche und 40 weibliche Klöſter und Stifter aufſtellt, denen eine zweite[76]) an Nonnen 1340 Perſonen zuweiſt, wobei wahrſcheinlich die penſionirten eingerechnet ſind, entnehmen wir einer dritten aus dem J. 1872[77]) die Nachweiſung, daß damals in den 16 Cantonen: Solothurn, Aargau, Luzern, Zug, Glarus, Unterwalden, Appenzell, Schwyz, Freiburg, Genf, Teſſin, Uri, Graubünden, St.-Gallen, Wallis und Bern 88 römiſch-katholiſche Klöſter mit 546 männlichen und

74) Rede des Paters Theodoſius in der Katholikenverſammlung von 1857 in Salzburg.

75) Die Schweizeriſche Kirchenzeitung. 76) Der 1859 zu Maria-Einſiedel herausgegebene biſchöfliche Schematismus. 77) Der Veröffentlichung des eidgenöſſiſchen ſtatiſtiſchen Bureaus.

Digitized by Google

2020 weiblichen Ordensmitgliedern vorhanden waren, während ſich in den übrigen Cantonen keine befanden; daß die beſtehenden Häuſer zuſammen ein Vermögen von 22,645,915 Francs beſaßen, und daß außerdem — in Solothurn — noch 2 Chorherrenſtifte exiſtirten, von welchen das eine 1,892,586, das andere 499,814 Francs an nachweisbarem Vermögen beſaß.

In **Rußland** brachte der im Januar 1863 zum Ausbruch gelangte Polenaufſtand, an welchem ſich auch die römiſch-katholiſchen Klöſter eifrig betheiligten, dieſen neue ſchwere Schläge. Nachdem ſchon während des Mais 1864 die meiſten derſelben in Litauen durch die Regierungsgewalt geſchloſſen worden waren, erging auch für Polen (im engern Sinne) unter dem 8. Nov. deſſelben Jahres ein gleicher kaiſerlicher Ukas, welchem unter dem 4. Dec. ein anderer folgte. Dieſer letztere ergänzt die ſofort erfolgte Aufhebung des einen Theiles der Klöſter durch Beſtimmungen über die nicht (augenblicklich) aufgehobenen. Hiernach werden die zum Fortbeſtand zugelaſſenen in etatsmäßige und in nicht etatsmäßige unterſchieden; zu erſtern gehören 25 für Mönche und 10 für Nonnen. Die 25 Mannsklöſter vertheilen ſich mit 7 auf die Reformaten (Franciscaner), mit 5 auf die Bernhardiner, mit 4 auf die Dominicaner, mit 3 auf die Kapuziner, mit je 1 auf die Pauliner, Auguſtiner, Franciscaner (Nichtreformaten), Camaldulenſer, Karmeliter und Marianen. Von den 10 etatsmäßigen Frauenklöſtern kommen 3 auf die Bernhardinerinnen, 2 auf die Benedictinerinnen, je 1 auf die Dominicanerinnen, Franciscanerinnen, Norbertinerinnen, Sakramentinerinnen und Viſitinnen. In jedem etatsmäßigen Kloſter ſollen ſich mindeſtens 14 Ordensperſonen befinden, in dem ſehr umfangreichen und bemittelten von Czenſtochau (Pauliner-Eremiten) 24. Die nicht etatsmäßigen Klöſter dürfen ferner keine Novizen aufnehmen, und vermindert ſich die Zahl ihrer Conventualen auf 7, ſo werden ſie aufgelöſt; auch ſollen die etatsmäßigen Novizen erſt dann zugelaſſen werden, wenn die nicht etatsmäßigen gänzlich verſchwunden ſind. Die Staatskaſſe zahlt den beſtehen bleibenden Klöſtern Geldzuſchüſſe. Schon in der Nacht vom 26. zum 27. Nov. 1864 waren aus den Klöſtern in Warſchau durch Soldatenpikets die Mönche herausgeholt und mit einem Reiſegeld von 120 Silberrubeln für einen jeden zum Abſchub in das Ausland auf die Eiſenbahn gebracht worden. Dieſelben Maßregeln, wobei man in den Kaſſen auffallend wenig Geld vorfand, wurden in der genannten Nacht auch für das übrige Königreich ausgeführt. Die meiſten der exmittirten Mönche (bis auf 8) — und wol auch der Nonnen — zogen dem Transport in das Ausland die Verſetzung in die übriggebliebenen inländiſchen Klöſter vor. Von den bis dahin im Königreiche vorhandenen 155 Mönchs- und 42 Nonnenklöſtern wurden 71 der erſtern (9 in Warſchau) mit 304 Mönchen und 4 der letztern mit 14 Nonnen deshalb geſchloſſen, weil ihr Perſonalbeſtand die kanoniſche Zahl von je 8 nicht erreichte; 39 mit bis dahin 674 Mönchen und Nonnen verfielen, weil der Theilnahme an der Revolution überwieſen, der Aufhebung, ſodaß von der Geſammtzahl 197 nur 83 beſtehen blieben. Der Gottesdienſt in den Kirchen der aufgehobenen wurde durch je einige Prieſtermönche fortgeſetzt. Die Caſſirung betraf auch 4 griechiſch-unirte Baſilianerklöſter, deren Zahl bis dahin 6 war. Auch die Jahre von 1865, wo die Gouvernements Kiew, Wolhynien und Podolien (Großpolen) betroffen wurden, bis 1867 brachten mehrere Schließungen von Klöſtern, weil ihnen die etatsmäßige Zahl von Conventualen fehlte. Durch Beſchluß der ſogenannten Organiſations-Commiſſion vom 12. Mai 1866 erfolgte die Anordnung zum Verkauf der den aufgehobenen Klöſtern gehörigen Grund- und andern Beſitzungen. Am Beginn des J. 1869 wurde der reiche Juwelenſchatz von Czenſtochau unter Verwahrung und Verwaltung der Staatsbehörde geſtellt und den Mönchen daſelbſt nur ein ſparſamer Antheil an den Einkünften gelaſſen, im März 1872 allen römiſch-katholiſchen Bettelklöſtern in den ehemals polniſchen Provinzen die Annahme von Novizen verboten. Auch nach 1867 nahm die Auflöſung von Klöſtern wegen ungenügender Zahl von Prieſtermönchen und Chorſchweſtern ihren Fortgang, das alles unter dem Proteſte der römiſchen Curie.

Für die Zeit um das Jahr 1840 verzeichnet J. Wiggers [78]) als in ganz Rußland vorhanden 359 Mönchs- und 48 Nonnenklöſter der römiſch-katholiſchen Kirche, von welchen 156 mit 1783 und 29 mit 354 Inſaſſen dem Königreich Polen angehörten, wogegen dieſem eine andere Angabe [79]) zum Jahr 1853: 150 Männer- und 32 Frauenklöſter mit nur 1768 Perſonen zuertheilt. Am Ende des J. 1855 finden ſich auf demſelben Gebiete 153 Mannsklöſter mit 164 Vorſtehern (Aebten, Prioren u. ſ. w.), 784 Kaplänen, 349 Klerikern und 269 Laienbrüdern, im ganzen mit 1566 Angehörigen, ſowie 33 Frauenklöſter mit 26 Vorſteherinnen, 325 andern Ordensſchweſtern und 52 Novizen, im ganzen (unter Weglaſſung der Laienſchweſtern) mit 403 Angehörigen. Im übrigen Rußland waren 1856 die Mannsklöſter auf 47 mit 913 und die Frauenklöſter auf 25 mit 450 Inſaſſen reducirt. Verhältnißmäßig ſehr zahlreich, in der Höhe von 27, waren 1860 im Königreiche Polen die Piariſtenhäuſer. [80]) Zum J. 1864, kurz vor dem obenerwähnten Aufhebungsukas, werden als in den vorhandenen 155 Mönchsklöſtern des Königreiches lebend 1635 Inſaſſen und in den 42 Frauenklöſtern 549 angegeben. [81]) Am Anfange von 1866 exiſtirten in Rußland mit Ausſchluß Polens (im engern Sinne) 50 vom Staate förmlich anerkannte und 10 geduldete Häuſer von römiſch-katholiſchen Religioſen, ſämmtlich zum Ausſterben beſtimmt. Spätere Ausweiſe ſtehen uns nicht zu Gebote, — Jeſuiten ſind auch für die vorliegende Periode im ganzen Reiche ausgeſchloſſen.

Für das **türkiſche Reich** mit allen ſeinen Nebenländern (Moldau, Waalchei, Serbien, Kleinaſien, Syrien, Paläſtina, Aegypten, Tripolis, Tunis) werden zum J. 1853 oder 1854 als lateiniſche Mönche, deren Mehrzahl aus Italienern beſtand, folgende genannt: 350 Francis-

78) Kirchliche Statiſtik II, 90. 79) Sion 1853, Nr. 84. 80) Nach Pater **Karl**, Statiſt. Jahrbuch der Kirche. 81) Von der ſtaatlichen geheimen Unterſuchungscommiſſion.

Digitized by Google

caner-Obſervanten, 50 Franciscaner-Reformaten, 28 Minoriten, 60 Kapuziner, 42 Lazariſten, 16 Jeſuiten, 7 Redemptoriſten, 10 Paſſioniſten, 26 unbeſchuhte Karmeliter, 9 Dominicaner, 7 unbeſchuhte Auguſtiner, in Summe 605.[82]) Die Zahl der Nonnen, von welchen ſich die Barmherzigen Schweſtern zuerſt 1857 in Conſtantinopel niederließen, war um 1853 noch ſehr gering. In Bosnien wurde 1855 — wie noch jetzt — bei 123,000 römiſch-katholiſchen Einwohnern die Seelſorge faſt ausſchließlich durch Franciscaner in 3 Klöſtern mit zuſammen etwa 90 Prieſtern geübt, da Weltkleriker, wie faſt in der ganzen Türkei, fehlten.[83]) Die Miſſion des heil. Landes (Paläſtina, Syrien, Cypern und Aegypten) umfaßte im Beginn des J. 1853: 23 lateiniſche Klöſter und Hospize mit 102 Prieſtern und 67 Laienbrüdern; das Hauptkloſter, das des Erlöſers in Jeruſalem, enthielt deren 28 und 32.[84]) Auf dem Gebiete des ganzen türkiſchen Reiches, meiſt in den aſiatiſchen Provinzen, waren außerdem um 1853 oder 1854 an armeniſchen (mit Rom) unirten Mönchen 130 in 3 Klöſtern, und zwar vom Orden des heil. Antonius, an chaldäiſch-unirten 60 in 1 Kloſter, und zwar vom Orden des heil. Hormisdas, an melchitiſch-unirten 90, und zwar vom Orden des heil. Baſilius, an maronitiſch-unirten 1500 (etwa die Hälfte davon ordinirte Geiſtliche) in 60 Klöſtern, und zwar von den Orden der Aleppiner, der Libaneſen und der Baladiten, vorhanden, mit Ausnahme der Melchiten meiſt rohe, händelſüchtige, unwiſſende Menſchen. Dazu kamen damals gegen 400 maronitiſch-unirte Nonnen in 14 Klöſtern[85]), welche wie die der Mönche faſt durchgängig zur Abwehr von Ueberfällen eingerichtet ſind. In Syrien, unter Ausſchluß Paläſtinas, wirkten, und zwar meiſt an Schulen und Erziehungsanſtalten, 1860 Franciscaner in 4 Häuſern, nicht zahlreiche Kapuziner und Karmeliter, ferner Jeſuiten in 6 Häuſern, Lazariſten auf 4 Stationen, Barmherzige Schweſtern in Beirut, wo man ſie ſchon 1852 findet, und in Smyrna.[86]) Das Blutbad, welches 1860 die (chriſtlichen) Druſen und die Türken unter den Maroniten auf dem Libanon anrichteten, koſtete ſehr vielen Mönchen derſelben das Leben; ebenſo wurden daſelbſt die melchitiſch-unirten Klöſter, 14 an Zahl, heimgeſucht, unter anderm die 60 Mönche des Haupthauſes ermordet. — Aus Rumänien hörte man 1869 Klagen über zunehmende Zahl und wachſenden Einfluß der Jeſuiten und ihrer Affiliirten, von denen damals, wie es hieß, allein in Jaſſy 50 Schweſtern des heil. Herzens ſich aufhielten.

Im übrigen Aſien wirken die römiſch-katholiſchen Mönche faſt ausſchließlich als Miſſionare, unter ihnen eine bemerkenswerthe Zahl von Jeſuiten, namentlich in Oſtindien und China, wo ihnen, wie den übrigen Ordensgenoſſen, die franzöſiſche Regierung unter Napoleon III. hülfreichen Vorſchub leiſtete, und ſie, gleich den Maroniten in Syrien, die politiſchen Intereſſen Frankreichs weſentlich förderten, wofür bei Conflicten, wie 1884 in Tonkin, Annam und China, dieſe Stationen um ſo mehr durch die Eingeborenen gefährdet waren. Weibliche Religioſen in der Bedeutung der europäiſchen Nonnen können unter ſolchen Umſtänden nur ſparſam Platz finden, ſowie baulich hervorragende Klöſter kaum vorhanden ſind. Wenn 1847 der apoſtoliſche Vicar Retord aus Weſttonkin berichtete, daß er in ſeinem Sprengel 30 „Nonnenklöſter“ mit 616 Religioſen habe, ſo ſind darunter ohne Zweifel nur kleinere Stationen und keine Chorſchweſtern im eigentlichen Sinne zu verſtehen. Die blutigen Volksangriffe am Ende des J. 1868, beſonders am 2. Dec., zu St.-Dénis auf der franzöſiſchen Inſel Réunion gegen die dortigen Jeſuiten und die Mariſten, eine mit jenen liirte kloſterartige Corporation, hatten ihren Hauptgrund in der Steuerbegünſtigung, welche dieſer von ſeiten des Gouverneurs zutheil wurde.[87]) Auf den Philippinen, für welche 1852 die ſpaniſche Regierung den Jeſuitenorden als wiederhergeſtellt proclamirte, ſind für die vorliegende Periode andere Mönche, meiſt Spanier, wie dies bereits früher von uns nachgewieſen iſt, in der entſchiedenen Mehrzahl, namentlich die Auguſtiner mit 143, die Franciscaner mit 184, die Dominicaner mit 76, die reformirten Auguſtiner mit 127, zuſammen 530 Ordensmitglieder im J. 1860; ſie vertreten nicht blos in kirchlicher Hinſicht die fehlenden Weltprieſter, ſondern üben auch einen bedeutenden politiſch-ſocialen Einfluß, indem ſie z. B. als Steuererheber fungiren. — Wenn für ganz Aſien um das J. 1860: 136 Nonnenſtationen mit circa 4000 Inſaſſen angegeben werden[88]), ſo iſt die letztere Zahl mindeſtens um das Doppelte zu hoch angeſetzt.

Was Afrika betrifft, ſo gehörten in Aegypten 1852 faſt ſämmtliche lateiniſche Mönche den Franciscanern an, von welchen damals mit dem Hauptkloſter in Alexandria, wo auch einige Barmherzige Schweſtern wirkten, 36 im Lande thätig waren.[89]) Zu Bengazi (Tripolis) war 1858 ein Franciscanerkloſter im Entſtehen. Auf dem Gebiete von Algerien machte ſich ſeit 1850 ein ſtarkes Wachsthum des Kloſterweſens bemerkbar, namentlich bei den Trappiſten und den Frauen vom guten Hirten; das 1851 in Elbiar gegründete Haus der letztern umſchloß am Anfange des J. 1853 mit ſeinen Filialen bereits 222 Schweſtern, meiſt Büßerinnen oder Magdalenen[90]); 1855 wurde ein Filial der walliſer Auguſtinerabtei von St.-Moritz errichtet, welchem die Regierung eine jährliche Beihilfe von 18,000 Francs gegen Uebernahme eines Waiſenhauſes zuſicherte. Um 1860 werden die Stationen der Jeſuiten, welche durch Kaiſer Theodor aus Abeſſinien vertrieben wurden, in Algerien zu 8 angegeben. Für ganz Afrika mit Einſchluß der benachbarten Inſeln macht ein oft angeführter Statiſtiker[91]) 86 Nonnenanſiede-

82) J. von Cleſius in der Wiener Kirchenzeitung 1854. 83) Amtlicher Schematismus Missionariae provinciae Bosnae Argentinae fratrum ordinis S. Francisci. 84) Blätter für katholiſche Chriſten 1853. 85) J. von Cleſius in der Wiener Kirchenzeitung 1854. 86) Sion 1860, S. 364.

87) Journal des Débats in Paris vom Januar 1869. 88) Pater Karl, Statiſt. Jahrbuch der Kirche, 2. Jahrg. 1862, S. 129. 89) Pater Neiberda im 6. Hefte der Miſſionsnachrichten aus dem Heil. Lande 1852. 90) Sion 1853, S. 476. 91) Pater Karl, Statiſt. Jahrbuch der Kirche, 2. Jahrg. 1862.

Digitized by Google

lungen namhaft, von welchen die meiſten auf Algerien kamen.

Auch in Auſtralien und Oceanien ſind die römiſch-katholiſchen Religioſen, welche hier als Miſſionare wirken, der Mehrzahl nach durch Mönche vertreten. Auf dem Feſtlande von Auſtralien haben ſich während der Zeit von 1846 bisjetzt neben andern Mönchen auch Jeſuiten angeſiedelt; 1849 errichteten dort ſpaniſche Benedictiner eine Niederlaſſung. Die Sandwich-Inſel Honolulu betraten 1859 zum Zweck des Unterrichtes 10 Schweſtern vom heil. Herzen Jeſu. Für den ganzen Bereich von Auſtralien und Oceanien werden zum J. 1860 oder 1861 nur 12 Nonnenſtationen aufgeführt.[92])

Eine genau zutreffende Generalſtatiſtik der Klöſter und ihrer Bewohner für die Gegenwart oder für eins der Jahre ſeit 1846 zu geben, mangeln uns die erforderlichen ſichern Unterlagen. Die hier nnd da gemachten Zahlenzuſammenſtellungen ſind nur Verſuche einer ungefähren Schätzung. Pater Karl gibt in 25 Hauptgruppen die Zahl aller römiſch-katholiſchen Mönche auf der Erde für das Ende des J. 1860[93]) zu circa 120,000 an, wobei die regulirten Weltprieſter und wahrſcheinlich auch die Novizen und Laienbrüder einbegriffen ſind, und zwar in etwa 8000 „Klöſtern", denen er muthmaßlich alle Filiale, reſp. Stationen zurechnet. Als die numeriſch ſtärkſten Orden führt derſelbe folgende auf: die Franciscaner (unter Einſchluß der Kapuziner) mit 50,000, die verſchiedenen Schulbrüder mit 16,000, die Jeſuiten mit 8000, die Krankendiener mit 6000, die Benedictiner mit 5000, die reformirten Auguſtiner, die reformirten Karmeliter, die Ciſtercienſer (unter Einſchluß der Trappiſten) und die Dominicaner mit je 4000 Angehörigen. Es ſind dies, wie man ſieht, nur runde Zahlen, deren Geſammtſumme (120,000), auch wenn Novizen und Laienbrüder eingerechnet werden, zu hoch gegriffen erſcheint. — Die Anzahl aller Nonnen des römiſch-katholiſchen Ritus, muthmaßlich mit Einſchluß der orientaliſch-unirten, findet ſich für die Zeit von 1852 oder 1853 zu 41,600 in 3566 Klöſtern, Häuſern, Stationen u. ſ. w. verzeichnet.[94]) Indeß muß dieſe Berechnung als zu niedrig erachtet werden, ſelbſt wenn nur wirkliche, active Chorſchweſtern gemeint ſein ſollen. Dagegen ermittelte Pater Karl[95]) zum J. 1860 oder 1861, freilich nur in runden Zahlen, und wahrſcheinlich zu viel, ſelbſt wenn die Novizen und Laienſchweſtern eingerechnet werden, 189,000 „Nonnen", davon 162,000 in Europa, wogegen er kurz zuvor[96]) für das Mitteljahr 1856 nur (mindeſtens) 110,000 in 10,000 „Häuſern" veranſchlagt hat. Nach ſeiner ſehr anfechtbaren Rubricirung für 1860—61 gab es 77 einzelne weibliche Congregationen, von denen die ſtärkſten nachſtehend notirte Mitglieder hatten: die Barmherzigen Schweſtern des heil. Vincenz von Paula 28,000, die Franciscanerinnen 22,000, die eigentlichen Schulſchweſtern 20,000, die Schweſtern vom heil. (oder heiligſten) Herzen 10,000, die Joſephsſchweſtern 8000, die Schweſtern U. L. F. von der Heimſuchung und Opferung 8000, die Schweſtern U. L. F. nach andern Benennungen 7000, die Urſulinerinnen 7000, die Nonnen vom heil. Kreuz 6000 u. ſ. w. in niederſteigenden Zahlen.

Als eine ſehr bedeutſame Wandlung in dem Weſen des Mönchs- und Nonnenweſens ſeit 1846 treten die Thatſachen hervor, daß die Zahl der Mönche, gegen welche ſich vorzugsweiſe die Staatsgeſetze richten, im Abnehmen begriffen iſt, während diejenige der Nonnen ſehr erheblich wächſt, daß die contemplative Richtung der praktiſchen weicht, daß an die Stelle der Clauſur, der Weltflüchtigkeit immer ſtärker das werkthätige Eingreifen in die Welt tritt, daß die alten Mönchs- und Frauenorden immer mehr den Congregationen in dieſem neueſten Sinne den Platz räumen, daß aus eigentlichen „Klöſtern" immer mehr „Häuſer" werden, in welche nicht ſowie in jene die Hauptthätigkeit der Religioſen fällt. Im beſondern zeigt ſich, daß die Jeſuiten trotz des immer wiederholten Hinweiſes auf ihre früheren Ausſprüche und Doctrinen über Probabilitäten, Pflichtencolliſionen, Mentalreſervationen, Fürſtenmord, auf die mechaniſche Dreſſur ihrer Schüler und deren Anlockung durch lüſterne Andeutungen[97]), trotz der vielen und harten Verfolgungen, fortgehend ihre Reihen verſtärken, indem ſich ihrem Orden die feinſten Köpfe und thätigſten Männer zuwenden, welche dadurch den andern Orden entzogen werden. Die Geſellſchaft Jeſu nimmt für die neueſte Zeit mindeſtens daſſelbe Intereſſe der Oeffentlichkeit in Anſpruch wie alle übrigen Männerorden zuſammen; ihre Geſchichte iſt die Geſchichte des römiſch-katholiſchen Ordensweſens, aber nicht des Kloſterweſens im engern Sinne, da ſie recht eigentlich die Werkzeuge der Kirche ſind, welche nach außen wirken. Ihnen entſprechen auf ſeiten der weiblichen Congregationen in erſter Linie die Barmherzigen und die Schulſchweſtern. Die Anzahl aller Jeſuiten auf der Erde beziffert ſich für 1847 auf 4125 (1645 Prieſter, 1271 Scholaſtiker, 1209 Coadjutoren)[98]), für 1883 dagegen auf 11,118.[99])

In Betreff der Literatur über die Geſchichte des Kloſterweſens, mit Einſchluß der geiſtlichen Ritterorden, der halbklöſterlichen Congregationen, der Brüderſchaften (und Schweſterſchaften), der Specialgeſchichte dieſer Inſtitute iſt auf die Darſtellung in G. B. Winer's Handbuch der theologiſchen Literatur, 1. Band, 3. Auflage, Leipzig 1838, S. 698—731, ſowie auf das 1. Ergänzungsheft dazu (bis 1841 fortgeführt), ebenda 1842, zu verweiſen. Größere zuſammenfaſſende Arbeiten von Bedeutung ſind, abgeſehen von den allgemeinen Werken über Kirchengeſchichte, reſp. von den in unſern Noten befindlichen Anführungen, ſeitdem nicht veröffentlicht worden.[1])

92) Derſelbe, Ebenda. 93) Ebenda. 94) Sion 1853, Nr. 120, aus der Wiener Kirchenzeitung. 95) Statiſt. Jahrbuch der Kirche, 2. Jahrg. 96) Im 1. Jahrgange.

97) Vgl. Guſt. Weicker, Das Schulweſen der Jeſuiten, 1863. — Dazu das Compendium theologiae moralis von dem Jeſuitenpater J. P. Gury. 98) Sion 1848, S. 31. 99) Journal de Rome 1883.

1) Es mag hier noch nachgeholt werden J. A. Möhler's Geſchichte des Mönchthums in der Zeit ſeiner Entſtehung, in deſſen geſammelten Schriften, II, 165 fg.

Digitized by Google

Specielle literariſche Nachweiſe haben in unſerm hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Verſuche ihre Stelle gefunden, und wo ſolche nicht gegeben ſind, beruhen die angeführten Thatſachen zumeiſt auf den Berichten in den Tagesblättern und Zeitſchriften, welche dem Verfaſſer zu Gebote geſtanden haben.

Wenn es nun noch erübrigt, einige allgemeine Beziehungen, welche das Kloſterweſen in ſeinen Einrichtungen, ſeinem Perſonal, ſeiner Verwaltung u. ſ. w. betreffen, im Zuſammenhange kurz zu erläutern, ſo iſt hierbei daran zu erinnern, daß die voraufgehende Ueberſicht bereits vielfach dieſe Begriffe mit hiſtoriſchem Stoffe erfüllt hat, ferner daß dieſelben meiſt der abendländiſchen katholiſchen Kirche entnommen ſind und vielfach nur für den deutſchen Sprachgebrauch gelten, ſowie daß ihre Gültigkeit weder auf alle Oertlichkeiten, noch auf alle Zeitabſchnitte, am wenigſten auf die orientaliſche Kirche, für welche wir das Nothwendige bereits zur Darſtellung gebracht haben, nur mit vielen Beſchränkungen auch auf die neueſte Zeit ſich bezieht. Es läßt ſich bei der ungemeinen Vielgeſtaltigkeit des Kloſter- und Ordensweſens eine allgemeine Schablone durchaus nicht geben. Die Definition der Einzelheiten iſt eben der geſammte Verlauf der geſchichtlichen Entwickelung. Was wir in dem Nachfolgenden zuſammenſtellen, hat ſeine Realiſation vorzugsweiſe in der abendländiſchen Kirche von der Errichtung der Benedictiner-, noch mehr der Bettelklöſter bis etwa zur großen Franzöſiſchen Revolution.

Die Kloſtergebäude ſind, wo es möglich war, gleich den mittelalterlichen Ritterburgen, vorzugsweiſe auf Anhöhen, an Flüſſen, an Bächen, wo dieſe in die Flüſſe münden, an Seen, an Quellen u. ſ. w. angelegt; die Mönche und Nonnen brauchten Waſſer, bezw. Teiche für die Fiſche, welche ſie in den Faſtenzeiten ſtatt des Fleiſches genoſſen. Zum Schutz gegen Räubereien u. ſ. w. umgab man den Wohnplatz mit einer Mauer, welche in der Regel nur einen Eingang hat. Das Wohnhaus iſt entweder ein einfaches oder im Winkelhaken angelegtes oder auch mit zwei Flügeln oder von allen vier Seiten geſchloſſenes Bauwerk, mindeſtens mit einem Geſchoß über dem Parterre, an deſſen innerer Seite ſich der Kreuzgang, ein bedeckter Weg mit Säulen und Bogen zum Umherwandeln, hinzieht. Im Erdgeſchoſſe befinden ſich das Refectorium (der gemeinſame Speiſeſaal), welcher, wenn das Kloſter ſonſt keinen Raum hat, zugleich als Verſammlungsort für den Convent dient. Hier befinden ſich auch die Küche, die Vorrathskammern und dergleichen. Unter dem Parterre befindet ſich ſelbſtverſtändlich der Keller für den Wein wie für andere Genußmittel, wol auch das Gefängniß. In der obern Etage oder den obern Etagen liegen die Zellen für die Mönche und Nonnen, meiſt ſchmale, nur mit einem Fenſter verſehene Zimmer, welche zur Rechten der Thür den Weihkeſſel, außerdem die Bettſtelle (Pritſche), einen Tiſch, einen Stuhl und im übrigen ebenfalls eine ſehr einfache Ausſtattung enthalten, während der Wohnraum des Vorſtehers oder der Vorſteherin etwas mehr Luxus aufweiſt. An den Zellen hin läuft ein langer Gang und von dieſem gelangt man in den Chor der Kirche oder der Kapelle des Kloſters, welche faſt nie zu fehlen pflegen. Das Bibliothekzimmer hat meiſt hier ſeinen Platz. Innerhalb oder meiſtens außerhalb der Umfaſſungsmauer befindet ſich der oft zugleich als Begräbnißſtätte dienende Garten für Gemüſe, Obſt, Wein u. ſ. w. Die Kirchengebäude, vielfach, wie die übrigen Bauwerke, von den Mönchen ſelbſt, welche zum Theil geſchickte Baumeiſter und Bildhauer waren, eigenhändig errichtet, zeigen je nach den verſchiedenen Orden einen ſehr gleichförmigen Stil; bekannt iſt die Architektur der Jeſuitenkirchen, namentlich der Thürme an ihnen, welche mit Abſicht die herrſchenden Formen der beiden architektoniſchen Hauptrichtungen, der romaniſchen und der gothiſchen, zu vermeiden ſcheinen. — Im 19. Jahrh. ſind viele Privathäuſer für Orden oder Congregationen angekauft worden und haben nach obigem Schema nicht eingerichtet werden können; dennoch werden auch ſolche „Häuſer" promiscue als „Klöſter" bezeichnet.

Die Aufſicht und die Leitung führt bei Mönchen ein Vorſteher, welcher Abt (abbas) oder Prior oder Superior (ſo heißt auch ein Provinzialvorſteher) oder Propſt oder Guardian je nach dem Orden und dem Lande[2]) genannt wird, bei Nonnen eine Aebtiſſin oder Priorin oder Superiorin oder Pröpſtin, lateiniſch auch domina. Unter dieſen, welche durch den Convent der Profeſſen gewählt werden, verwalten die Kloſterofficialen, wie der Novizenmeiſter, der Bibliothekar, der Schatzmeiſter, der Oekonom, der Kellermeiſter, der Pförtner u. ſ. w. ihre Aemter, je nachdem dieſe vorhanden oder nothwendig ſind. Diejenigen Inſaſſen, welche die Kloſtergelübde (man ſagt meiſt: das Kloſtergelübde) abgelegt haben, werden Profeſſen (professi, reſp. professae), diejenigen, welche erſt in der Vorbereitung dazu ſind und ihre Probejahre beſtehen, oft in beſondern Häuſern, Novizen, auch Candidaten, beziehungsweiſe Candidatinnen genannt. Der Profeßmönch iſt eo ipso noch nicht Prieſter; er muß hierzu erſt durch den Biſchof die Weihen empfangen, ſodaß von ihm der Kleriker unterſchieden wird. In den Nonnenklöſtern verſieht meiſt ein benachbarter Kloſter- oder Weltprieſter den Gottesdienſt. Als Pater wird vorzugsweiſe ein geweihter Mönch bezeichnet, aber auch ein ſolcher, welcher nur den Profeß abgelegt hat; es iſt ein von andern ihm beigelegter Ehrentitel. Untereinander bezeichnen ſich die eigentlichen Mönche und Nonnen, aber auch die übrigen Inſaſſen, als Brüder (Fratres) und Schweſtern (Sorores); indeß werden ihnen dieſe Namen auch von andern beigelegt. Zur Verrichtung der niedern Dienſte gibt es in den meiſten Klöſtern ſogenannte Laienbrüder und Laienſchweſtern, welche ſich durch ihre Tracht, ſowie in anderer Weiſe von gewöhnlichen Dienern und Dienſtmägden bei Privatleuten unterſcheiden. Mit ihnen nicht zu verwechſeln ſind die Coadjutoren des Jeſuitenordens, in welchem außerdem und neben den Patres (zu Prieſtern geweihten Mönchen)

2) Die griechiſch-orientaliſchen Bezeichnungen ſind an ihren Orten aufgeführt.

Digitized by Google

als charakteriſtiſche Perſönlichkeiten die Scholaſtiker (Lehrer) auftreten. — Wenn man von Strafklöſtern ſpricht, ſo ſind unter ihnen meiſt ſolche zu verſtehen, in welche Mönche oder Nonnen zur Abbüßung von Vergehungen, zur Beſſerung des Lebenswandels u. ſ. w. verſetzt werden, und welche zu dieſem Zwecke ihnen vermöge der Armſeligkeit weniger Annehmlichkeiten, mehr Arbeit und Entbehrungen bieten.

Die Klöſter, welche als demſelben Orden angehörig innerhalb eines größeren Gebietes liegen, bilden zuſammen eine Provinz, welche unter einem Superior oder Provinzial ſteht. Dieſe Provinzen, welche Aenderungen unterliegen, weichen vermöge der eigenthümlichen kirchlichen geographiſchen Terminologie von den Provinzen der gewöhnlichen geographiſchen Lehrbücher ſtark ab, wie denn z. B. bei den Jeſuiten die Provinz Frankreich von der Provinz Lyon unterſchieden wird, und ſind nicht bei allen Orden dieſelben. Der ganze Orden in allen Provinzen zuſammen ſteht unter einem General, bezw. unter einer Generaloberin. Für gewiſſe gemeinſame Angelegenheiten halten die Religioſen (Profeſſen) einer Provinz oder des Geſammtordens durch Delegirte ein Kapitel ab. Die oberſte Aufſicht und Leitung des Ordensweſens führt unter dem Papſte eine beſondere Congregation (Commiſſion) von Cardinälen. Kloſterviſitatoren werden durch den Biſchof (Erzbiſchof), wenn das Kloſter ihm gegenüber nicht exemt iſt, oder den General oder den Papſt, beziehungsweiſe im Einvernehmen dieſer Inſtanzen ernannt.

C. Proteſtantiſche Kirche.

Wo die römiſch-katholiſchen Klöſter und Stifter durch die Reformation zur Aufhebung kamen und ſofern ſie zu Univerſitätsinſtituten, höheren Schulen, Unterhaltungshäuſern für Frauen aus höheren Ständen, namentlich vom Adel, oder zu ähnlichen Anſtalten umgewandelt wurden, blieben ſie unter dieſem Namen theilweiſe beſtehen und beſtehen ſo noch gegenwärtig. Beiſpielsweiſe führte das Benedictinerſtift von Bergen bei Magdeburg auch nach ſeiner Umgeſtaltung in ein Gymnaſium oder Pädagogium den Namen „Kloſter Bergen" fort, und die dortigen Baulichkeiten heißen ſo auch noch jetzt, nachdem dieſe Lehranſtalt verlegt worden iſt. Aehnliches gilt von Loccum im Hannoverſchen, deſſen proteſtantiſcher Vorſteher als „Abt" bezeichnet wird; ebenſo ſpricht man von dem „Kloſter" Zinna bei Jüterbogk, obgleich deſſen Gebäude weder ein geiſtliches, noch ein Schulinſtitut, noch ein Damenſtift enthalten. Die Nutznießung der 3 „Klöſter" Dobbertin, Malchow und Ribnitz in Mecklenburg, welche als Aſyle für proteſtantiſche Frauen und Töchter dienen, wurden 1843 ausſchließlich dem Adel zugeſprochen. Eine derartige Anſtalt in der Oſtpriegnitz iſt auch das „Kloſter" zum heil. Grab. In Dänemark beſteht, ebenfalls in der Eigenſchaft eines Adelsſtiftes für Frauen, ein proteſtantiſches Kloſter zu Wallöe mit einem ſehr bedeutenden Vermögen. — Die Anglikaniſche Kirche von England mit Wales zählt an 100 ſolcher „Klöſter". Hier unternahm es 1863 der Puſeyiſtiſche anglikaniſche Geiſtliche Lyne unter dem Namen „Bruder Ignatius" in Norwich ein katholiſirendes Kloſter nach der Regel Benedict's mit Clauſur, Cölibat u. ſ. w. zu gründen und zog zur Einſammlung von Geldbeiträgen hierfür, welche ihm von ſeiten der höheren Stände in ziemlicher Höhe zutheil wurden, als Mönch gekleidet mit Tonſur und Sandalen im Lande umher. Er ſetzte dieſe Sammlungen auch im J. 1864 fort und 1865 war er im Begriffe, ein drittes ſolches Benedictinerkloſter zu ſtiften. In ſeine Fußſtapfen trat 1864 ein anderer anglikaniſcher Geiſtlicher aus London, welcher als „Bruder Paul" einen „Engliſchen Orden der Barmherzigkeit" mit den 3 Hauptgelübden in Newcaſtle zu errichten beſtrebt war.

II. Außerhalb des Chriſtenthums. Religiöſe heidniſche Einſiedler vor dem Auftreten des Antonius in Aegypten werden von Kleombrotos bei Plutarch erwähnt; allgemeine Analogien zu den chriſtlichen Orden kann man in den Cultusvereinigungen wie in dem Myſterienweſen, beſonders in dem Inſtitute der Veſtalinnen bei den Römern, finden. Aber weit frappantere Aehnlichkeiten[3]), wenn auch meiſt nur in dem äußerlichen Weſen, wie dem Roſenkranze, bieten ſich in dem Buddhismus Aſiens dar. Sämmtliche ſehr zahlreiche Prieſter bei den Buddhiſten, deren Zahl auf mehr als 340 Millionen geſchätzt wird, ſind als Mönche zu bezeichnen, da ſie in gemeinſamen Behauſungen, im Cölibate und unter andern, den römiſch-katholiſchen ſehr ähnlichen Ordensregeln leben. In den ſehr vielen Klöſtern wohnt oft eine große Anzahl beiſammen; andere halten ſich in Eremitagen oder Clauſuren auf. Daneben exiſtiren auch Nonnenklöſter, unter ihnen manche reich ausgeſtattete, in welche ſich namentlich Frauen aus hochgeſtellten Familien zurückziehen.[4]) Ein Hauptſitz dieſer Mönchsorden iſt Tibet, wo die Mönchsgeiſtlichkeit das Land beherrſcht; die dortige Stadt Hlaſſa zählte um 1863 mehr als 20,000 ſolcher Prieſter oder Mönche (Talapoinen).[5]) Auch in andern Städten dieſes Landes ſowie des Reiches Siam und anderer oſtaſiatiſcher Gebiete beſteht die Bevölkerung zur Hälfte aus ſolchen, meiſt männlichen Religioſen. Indem während des 19. Jahrh. der Buddhismus faſt die ganze Mongolei gewann, errichtete er hier ebenfalls zahlreiche Klöſter.[6]) Dieſe finden ſich auch in großer Menge auf dem weiten Gebiete von China, wo ihre männlichen Inſaſſen, Bonzen genannt, gemeine und unwiſſende Menſchen, eine Art von widerwärtigen Bettelmönchen, die Cultusfunctionen verrichten.[7]) Nicht minder iſt in Japan das buddhiſtiſche Mönchsweſen ver-

---

3) Iſt doch (wieder) in neueſter Zeit ein weſentlicher verbildlicher Einfluß dieſer Religionsform auf das Chriſtenthum überhaupt vertheidigt worden. 4) R. F. Köppen, Die Religion des Buddha (Berlin 1857). 5) E. von Schlagintweit, Buddhism in Tibet (Leipzig 1863). Dazu deſſen Vorträge in München, Januar 1865, in den Blättern für Handel, Gewerbe und ſociales Leben zur Magdeburger Zeitung 1865, Nr. 5. 6) Nach A. Baſtian's Berichten. 7) A. Kirchhoff, Vortrag bei der 1. Verſammlung des Allgemeinen evang.-proteſtant. Miſſionsvereins zu Weimar, Juni 1884.

Digitized by Google

breitet, welches dort auch für andere religiöſe Secten beſteht. Dazu kommen bei dieſen wie bei den Buddhiſten auch weibliche Kloſterleute; ein Bericht von 1871 gibt auf Grund des letzten Cenſus die Zahl der Nonnen auf dem Inſelreiche zu 6714 an. Ebenfalls Prieſter und zugleich Mönche ſind die Talapoinen in Birma, Annam und Siam; in Bankok, der Hauptſtadt von Siam, wo der König deren päpſtliches Oberhaupt iſt, zählte man ihrer in den ſechziger Jahren dieſes Jahrhunderts an 10,000.[8]) — Auf mohammedaniſchem Gebiete treffen wir die Derwiſche, deren Name — perſiſch Fakir — einen Armen bedeutet, zum Theil als umherziehende Büßer und Fanatiker, ein durch Faulheit, Ignoranz, Frechheit abſtoßendes Geſchlecht, welches dennoch von hohen Herren ſehr reſpectvoll behandelt wird.[9]) Sie bilden mehrere Orden, welche ſeit dem 9. Jahrh. organiſirt ſind, und beſitzen nicht wenige Klöſter mit Moſcheen, deren Einnahmen, nicht ſelten ziemlich bedeutend, zum Theil aus dem Wakuf (geiſtlich-kirchlichen Grundbeſitze) fließen. Aber auch die Ulemas, welche nicht excurriren, ſondern als Prieſter, Rechtsgelehrte, Lehrer, gleich den römiſch-katholiſchen regulirten Weltprieſtern, ein ſtatariſches Leben in kloſterartigen gemeinſamen Wohnungen führen, kann man als eine Gattung von Mönchen in Anſpruch nehmen. Eine ſolche Anſtalt, welche auch als eine mönchiſche Univerſität der mohammedaniſchen Wiſſenſchaften bezeichnet werden darf, iſt z. B. die altberühmte Moſchee El Aſchar in Kairo, zu welcher umfangreiche Gebäude mit Wohnräumen für die Ulemas und deren Schüler (Novizen) gehören; 1883 zählte ſie 216 ordentliche Lehrer (Profeſſorenmönche oder Prieſter) mit 12,000 Zöglingen. — Ebenſo weiſt der Cultus bei den amerikaniſchen Völkern, z. B. in Mexico vor der Herrſchaft der Spanier, Inſtitute auf, welchen man den Namen religiöſer Orden oder Klöſter beilegen kann. *(J. Hasemann.)*

Kloster-Bergen, ſ. Bergen.

KLOSTERGELÜBDE (das). Von den mannichfaltigen Gelübden, auf deren allgemeines Weſen, bibliſche Begründung, religiös-ſittliche Zuläſſigkeit u. ſ. w. hier nicht eingegangen werden kann, bezeichnet das Kloſtergelübde ein Verſprechen, durch welches ſich jemand an die Zugehörigkeit und die Satzungen eines Kloſters, beziehungsweiſe eines kirchlichen Ordens bindet, welchem das Kloſter angehört, und zwar haben wir es in der nachfolgenden Darſtellung nur mit derartigen Gelübden innerhalb der chriſtlichen, vorzugsweiſe der römiſch-katholiſchen Kirche zu thun, welche praktiſch und theoretiſch die religiöſen Gelübde weit eingehender als die griechiſch-katholiſche ausgebildet hat.

Zwar muß angenommen werden, daß von denjenigen, welche einer Mönchs- oder Nonnengemeinſchaft beitraten, gewiſſe Verſprechungen in irgendeiner Form, wenn auch der einfachſten, ſchon bei der Entſtehung der erſten namhaften klöſterlichen Gemeinſchaften gegeben worden ſind, um ihre Zugehörigkeit zu erklären; aber feierlich abgelegte und ausführlich formulirte Kloſtergelübde ſind, ſoviel man weiß, erſt durch die Ordensregel Benedict's von Nurſia, welcher 529 das berühmte Kloſter auf dem Monte Caſſino gründete, eingeführt worden. Erfolgte die ſo zur professio umgeſtaltete promissio in den erſten Jahrhunderten nach Benedict bald auf den thatſächlichen Eintritt in den Kloſterverband, ſo legte ſich ſpäter zwiſchen dieſen und die Abgabe des Gelübdes eine längere Probezeit, das Noviziat; ſeit dem Auftreten der Bettelorden im 13. Jahrh. beſtimmte die Kirchenbehörde, in letzter Inſtanz der Papſt, ausführlicher die Form und den Inhalt der vota*), deren ſich für ein Kloſter, reſp. einen Orden im ſtrengen eigentlichen Sinne drei allgemeine herausbildeten: das der Keuſchheit, der Armuth und des Gehorſams, nämlich gegen die Genoſſenſchaftsregeln, in welche der Gehorſam gegen die kirchlichen Oberen eingeſchloſſen iſt. Nur wer die Gelübde abgelegt, den feierlichen Profeß gethan, iſt ſtimm- und vollberechtigtes Mitglied (Conventual).

Unter der Keuſchheit wurde und wird hauptſächlich die Eheloſigkeit verſtanden und beobachtet, im übrigen aber von kirchlicher Seite weitgehende Connivenz geübt, wogegen die kirchliche Disciplin in ihrem Intereſſe ſtreng auf das Gebot des Gehorſams hielt und noch hält. Das Votum der Armuth gab infolge des Auftretens der Bettelorden zu vielen Streitigkeiten und oft ſehr eigenthümlichen, ſich widerſprechenden Entſcheidungen der Päpſte Veranlaſſung. Die einzelnen Mönche und Nonnen ſollten die Armuth Chriſti tragen; aber die Klöſter erwarben oft einen hohen Reichthum. Es kam, beſonders hinſichtlich der Bettelorden, zu der theoretiſch aufgeſtellten, aber thatſächlich mehr oder weniger nicht innegehaltenen Unterſcheidung der hohen, der höheren und höchſten Armuth. Die hohe Armuth ſollte darin beſtehen, daß ein Kloſter nur ſo viel liegendes Eigenthum haben durfte, als zu ſeiner Erhaltung nothwendig wäre, wobei freilich die Grenzen der Nothwendigkeit ſehr weit gezogen werden konnten. Bei der höheren Armuth ſind Grundbeſitz — ſelbſtverſtändlich mit Ausnahme der Gebäude, des Gartens u. ſ. w. — ausgeſchloſſen, dagegen bewegliche Gegenſtände, wie Speiſen, Getränke, Bücher, Kleider und andere ähnliche Dinge erlaubt, obgleich es ſich auch hier um das Maß handelt. Wenn ein Kloſter weder unbewegliches noch bewegliches Eigenthum beſitzt, ſo gehört es der höchſten Armuth an. Um mit dieſer Theorie die Thatſachen in Einklang zu bringen, ſind allerlei Fictionen in Anwendung zu bringen, wie z. B. die, daß die Kirche die Beſitzerin ſei. Mit ſolchen Vorbehalten ſtehen die Karmeliter und Auguſtiner unter der hohen, die Dominicaner unter der höheren, die Franciscaner und beſonders die Kapuziner unter der höchſten Armuth.

Außer den drei allgemeinen Gelübden werden bei verſchiedenen Orden noch beſondere abgelegt, wie das des — nicht abſoluten — Schweigens bei den Kartäuſern,

8) Globus 1865, Bd. 8, Lief. 8. 9) Herm. Vámbéry, Reiſebericht, auszugsweiſe im Auslande 1865, Nr. 44.

*) Nach dem Stande der damaligen ſcholaſtiſchen Theologie haben Petrus Lombardus, Thomas Aquinas u. a. die Begriffsbeſtimmungen bearbeitet.

Digitized by Google

des unbedingten Gehorſams gegen den Papſt bei den Jeſuiten, der Krankenpflege bei den Mönchen und Nonnen, welche ſich derſelben als ihrer ſpeciellen Aufgabe widmen. Bei den Jeſuiten braucht man nicht wie deren patres den feierlichen Profeß der quattuor vota zu machen, ſondern nur soli Deo das Gelübde abzulegen, um als wirkliches Mitglied des Ordens (als scholasticus oder coadjutor) zu gelten. Lehrbrüder, Barmherzige Schweſtern und andere Religioſen, welche den (neueren) Congregationen im Unterſchiede von den eigentlichen (älteren) unter Clauſur u. ſ. w. ſtehenden Orden angehören, leiſten nur die einfachen (nicht kirchlich-feierlichen) Gelübde zum Zweck ihres beſondern Berufes, wie ſie auch in anderm Sinne von den Aſpiranten des vollen Mönchs- und Nonnenthums geleiſtet werden. — In neuerer Zeit beſtimmte 1856 ein an alle Generale der männlichen Orden gerichtetes Circularſchreiben der mit ihrer Oberaufſicht betrauten Cardinalscongregation: Es ſollen alle, welche in ein Kloſter eintreten wollen, nicht blos ſorgfältig auf ihre Tauglichkeit hierfür geprüft, ſondern auch nicht vor dem 16. Lebensjahre zur Ablegung des einfachen Gelübdes zugelaſſen werden; erſt 3 Jahre nach demſelben darf der feierliche Profeß (der vollen Gelübde) geſchehen, aber für keinen Novizen, welcher über 25 Jahre alt iſt.

Vom Kloſtergelübde kann nur der Papſt oder ſein Delegirter dispenſiren, eine Erlaubniß, welche nur unter beſondern Umſtänden, nicht leicht ertheilt wird. Als Pater Käs in Würzburg von dem Könige zum Biſchof daſelbſt auserſehen war, verweigerte ihm der Papſt im Januar 1878 den Dispens zum Ausſcheiden aus ſeinem Orden und ſeine Erhebung auf den Biſchofsſtuhl unterblieb. In der orthodoxen Kirche Rußlands iſt neuerdings ein ſolcher Austritt ſehr erſchwert worden. Die römiſch-katholiſche Kirche bedrohte und belegte, wenn möglich, in frühern Jahrhunderten den Bruch des Gelübdes mit harten Strafen, ſelbſt mit dem Tode; das Concil von Trient ſetzte eine mehrjährige ſtrenge Buße auf denſelben.

In neuerer Zeit, beſonders ſeit der großen Franzöſiſchen Revolution, ſind die Mönchs- und Nonnengelübde, erſtere auch in Verbindung mit der Rückſicht auf die allgemeine Wehrpflicht durch die Staatsbehörden zum Theil ganz verboten, zum Theil beſchränkt, bezw. unter Controle geſtellt worden. Die ſeit 1830 in Frankreich erlaſſenen Geſetze anerkennen ausdrücklich keine Gelübde, verhängen aber auch über ſie keine Strafe; 1856 wurden in Mexico Kloſtergelübde unter Androhung von Strafe verboten; eine baieriſche Miniſterialverfügung vom 23. März 1847 brachte eine frühere ſtaatliche Beſtimmung in Erinnerung, kraft welcher keine Nonne vor Beendigung des 33. Lebensjahres das Gelübde ablegen und bei der Ablegung ein königlicher Commiſſar zugegen ſein ſollte, um die Freiwilligkeit oder Unfreiwilligkeit zu conſtatiren und unter Umſtänden die vota zu ſiſtiren. *(J. Hasemann.)*

KLOSTERGRAB (Grab, Hrob), alte Bergſtadt in Böhmen am Fuße des Erzgebirges im Bezirke Teplitz, iſt Kopfſtation der Prag-Durer Eiſenbahn, von welcher aus der Anſchluß an die ſächſiſche Freiberger Bahn angeſtrebt wird. Es liegt in einer anmuthigen Gegend am Ausgange eines Erzgebirgspaſſes, der über Stiklasberg und Neuſtadt nach Moldau führt. Zahlreiche Bingen und Halden in der Umgebung deuten auf den ehemals ſchwunghaft betriebenen Bergbau hin. Die Stadt beſitzt nach der Zählung vom 31. Dec. 1880: 1660 Einwohner, die ſich von der Landwirthſchaft, dem Obſtbau und dem Kleingewerbe, insbeſondere der Strumpfwirkerei ernähren. Letztere wird neuſtens auch fabrikmäßig betrieben. Die Pfarrei wird vom Oſſegger Kloſter beſetzt; die ſeit 1786 beſtehende Schule zählte 1881 in 4 Klaſſen 380 Kinder. Seit 1795 beſteht ein beſonderes Armeninſtitut.

Kloſtergrab verdankt ſeinen Urſprung den daſelbſt befindlichen Silberminen, die wol ſchon im 13. Jahrh. durch das mächtige Geſchlecht der Rieſenburge aufgeſchloſſen wurden. Im ſelben Jahrhunderte gelangte der Ort unter die Herrſchaft des benachbarten Ciſtercienſerkloſters Oſſegg, welches den bergmänniſchen Betrieb des Silberbergbaues auf alle Weiſe förderte. Städtiſche und Bergfreiheiten erhielt die Stadt von den Königen Georg von Podiebrad (1458), Wladislaw (1477 und 1478), Max II. (1561), Rudolf II. (1577), Matthias (1612), Ferdinand II. (1628), Ferdinand III. (1644), Leopold I. (1658), Karl VI. (1732), Maria Thereſia (1747), Joſeph II. (1783) und Franz II. (1796). Nach dem Dreißigjährigen Kriege verfiel, wie überhaupt im Erzgebirge, ſo auch in Kloſtergrab der Bergbau, und wenn auch im vorigen und unſerm Jahrhundert das Aerar und Privatgewerke denſelben wieder aufzunehmen ſuchten, ſo geſchah es doch nur mit geringem Erfolg. Im J. 1824 und 25 lieferte der Barbaraſtollen eine Ausbeute von 18 Mark 15 Loth. Noch in den ſechziger Jahren wurde von der „Dreieinigkeits-Gewerkſchaft" auf den Zechen St.-Barbara, St.-Johannes und Allmacht Chriſti Gewältigungsbau getrieben. — An die Stelle des alten nunmehr ganz daniederliegenden Silberbergbaues wird in der Nähe von Kloſtergrab gegen Teplitz zu lebhafter Bergbau auf Braunkohlen betrieben. Derſelbe datirt bis ins 17. Jahrh. zurück und verdankt ſeine Eröffnung dem brüxer Bürgermeiſter Hans Weidlich, der im Beginn des 17. Jahrh. auf den Gründen des Stiftes Oſſegg beſonders bei Kloſtergrab Braunkohlen förderte und dieſelben zum Alaunſieden, Kalkbrennen, aber auch bereits zum Heizen der Zimmer benutzte.

In weiteren Kreiſen iſt Kloſtergrab dadurch bekannt geworden, daß es mit der Stadt Braunau Veranlaſſung gab zu jenen verhängnißvollen Streitigkeiten der proteſtantiſchen Stände und der böhmiſchen Statthalter bezüglich der Auslegung des Majeſtätsbriefes Rudolf's II., welche zum Fenſterſturz und ſchließlich zum unglückſeligen dreißigjährigen Krieg führten. Die Kloſtergraber nämlich, die die Lehre Luther's angenommen hatten, wurden durch den prager Erzbiſchof, der ſeit 1580 in den Beſitz der oſſegger Güter gelangt war, gezwungen, ihre proteſtantiſche Kirche zu ſchließen und ſpäter ſogar niederzureißen (1616). Die Stände aber erblickten in dieſem Vorgehen eine Verletzung des Majeſtätsbriefes und proteſtirten auf das energiſchſte dagegen. Der

Digitized by Google

weitere Verlauf des Streites iſt bekannt. Der Platz, wo die ehemalige proteſtantiſche Kirche geſtanden, wird noch jetzt in einem hinter dem Rathhauſe befindlichen Obſtgarten gezeigt. Der letzte Stein des verſchwundenen Gotteshauſes wurde noch im J. 1863 als Unterlage der neun Kegel bei einer dem denkwürdigen Orte nahegelegenen Kegelbahn benutzt, iſt aber mit der Beſeitigung derſelben auch verloren gegangen. *(L. Schlesinger.)*

KLOSTERMEYER, gewöhnlich Klostermaier (Matthäus, Matthias), der Bairiſche Hieſel, auch Brentanhieſel genannt. Zur richtigen Beurtheilung des abenteuerlichen und gewaltthätigen Wildſchützen Kloſtermaier müſſen vor allem ſeine Zeit und ſeine Heimat ins Auge gefaßt werden. Dies ſind die Hauptgeſichtspunkte, von denen aus ſein Leben und Thun zu betrachten ſind. Der ihn bis zuletzt beherrſchende Wahn von der Lobenswürdigkeit ſeines geſetzwidrigen Treibens ſowie ſeine unbezwingliche Eitelkeit, die ihn dazu veranlaßte, ſind nur Nebenpunkte und mehr von pſychologiſchem Intereſſe.

Wenn es Thatſache iſt, daß heute noch ein großer Theil des Volkes von der Meinung durchdrungen iſt, die freilebenden Thiere in Wald und Feld und die Fiſche im Waſſer dürften nicht das perſönliche Eigenthum einzelner Menſchen ſein, ſondern ſeien das Gemeingut aller, ſo muß wol dieſe Anſicht eine allgemein verbreitete geweſen ſein zu einer Zeit, wo das Landvolk unter dem übermäßig großen Wildſtande ſchwer zu leiden hatte und für den angerichteten Wildſchaden nur ein geringer Erſatz geleiſtet wurde. Für den Bauer galt infolge deſſen als Befreier, wer ihm dieſe Plage erleichterte, und ſelbſt Geiſtliche ſahen ſolchem Thun ruhig zu. Die Strafen, welche die Wilddiebe bedrohten, waren überaus hart und galten in den Augen der Betroffenen als ungerecht; dazu kam, daß die damals meiſt rohen und anmaßenden Forſtbeamten und Gerichtsdiener ſich gegen Wilderer große Gewaltthätigkeiten und ſelbſt Grauſamkeiten erlaubten. Deshalb verhaßt und als Bedrücker angeſehen, geſtattete ſich das Landvolk alles gegen ſie, wodurch die gegenſeitige Erbitterung immer neue Nahrung fand. Rechnet man hinzu, daß das bairiſche und ſchwäbiſche Landvolk von jeher an die Führung und geſchickte Handhabung von Schießwaffen von Jugend auf gewöhnt iſt, und daß in wenig bevölkerten, mit Wäldern durchſchnittenen ausgedehnten Landſtrichen das Gefühl der Urwüchſigkeit und ungebundenen Freiheit ſich leicht gewaltſam Bahn bricht, ſo iſt nur natürlich, daß der auf der Scheibe wohlgeübte Schütze ſeine Geſchicklichkeit auch auf den Vogel im Fluge und das fliehende Wild zu erproben wünſcht. Der Hang zum Wildern liegt denn auch tief im Charakter des Südbaiern begründet und lebt noch jetzt in voller Stärke fort, wenn auch das Geſetz den noch bis vor kurzem den Wildſchützen umgebenden Nimbus nunmehr vollſtändig weggeſtreift hat, wodurch er nur noch als Wilddieb erſcheint.

Matthias Kloſtermaier (die Bezeichnung „Hieſel“ iſt eine volksthümliche Abkürzung: Matthies, Hies, Hieſel), geb. am 3. Sept. 1736 im Dorfe Kiſſing unweit Augsburg, Landgerichtsbezirks Friedberg, war der älteſte Sohn des Hirten und Tagelöhners Michael Kloſtermaier, der dort das ſogenannte „Brentan-Häusle“ bewohnte (daher der Name: Brentanhieſel). Von ſeinem Vater, der ein guter Schütze war und unter dem Jäger Wörſching zu Kiſſing häufig an der Jagd theilnahm, ohne ſie indeß jemals in unerlaubter Weiſe auszuüben, erbte der Knabe das Schießtalent und die Liebe zur Jagd, und er übte ſich ſchon frühzeitig im Scheibenſchießen, während er in der Schule gute Fortſchritte machte und zu Hauſe tüchtig zur Arbeit angehalten wurde. Mit zwölf Jahren verdingte er ſich zum Schweinehüten nach Mergenthau, einem Kloſtergute der Jeſuiten in der Nähe ſeines Heimatortes; ſpäter ging er ſeinem Vater bei deſſen Arbeiten an die Hand, zugleich beſchäftigte ihn der Jäger Wörſching bei der Jagd und beim Fang von Krammetsvögeln und Lerchen auf dem Lechfelde. Das reichlich verdiente Geld verwendete Hieſel hauptſächlich auf ſeine Kleidung, die er gern jägermäßig trug; auch kaufte er ſich einen in der Gegend berühmten Stutzen, den er bis an ſein Ende führte.

Der Verſuchung zum Wildern erlag er zum erſten Mal beim Vogelfang auf dem Lechfelde, wo er einen ſtattlichen Hirſch niederſchoß. Decke und Geweih verkaufte er, das Fleiſch warf ſein Vater, der ihm ein Geſtändniß abgerungen und eine derbe Züchtigung ertheilt hatte, ſtückweiſe in den Lech, um es zu beſeitigen. Hieſel fand indeß bald Gelegenheit, ſeiner Jagdluſt in geſetzlicher Weiſe zu fröhnen, da das Patrimonialgericht der Jeſuiten zu Kiſſing ihn im J. 1753 dem nunmehr alten Jäger Wörſching als Gehülfen beiordnete, mit der Station in Mergenthau. Aber ſchon $2\frac{1}{2}$ Jahre darauf brachte ihn ſein Leichtſinn um dieſe einträgliche und für ihn ſo paſſende Stelle: die öffentliche Verſpottung eines alten Ordensgeiſtlichen, der auf der Jagd anſtatt eines Haſen eine graue Katze geſchoſſen hatte, war die Urſache ſeiner Dienſtentlaſſung. Hieſel verdingte ſich darauf als Knecht bei dem Bauer Joſeph Baumüller in Kiſſing, dem er bis 24. April 1761 treu und fleißig diente; doch ging er dabei heimlich auf die Jagd, und es befeſtigte ſich in ihm mehr und mehr der Wahn, daß vor den Augen Gottes das Wildern kein Verbrechen ſei. Stets gut gekleidet, zeigte er an Feiertagen in den Wirthshäuſern ſeine faſt ans Wunderbare grenzende Fertigkeit im Schießen, ſpielte Karte und tanzte leidenſchaftlich, ohne jedoch ausſchweifend zu ſein. Dabei war er ein guter Sohn und fleißiger Arbeiter, und gewann die Liebe der Tochter ſeines Dienſtherrn, Monika Baumüller, die ihm ſtets treu blieb, was von ihm nicht geſagt werden kann.

An jenem 24. April 1761 ließ ihn plötzlich der kurfürſtlich bairiſche Pfleger zu Friedberg, dem Hieſel's Wilddiebereien kein Geheimniß geblieben waren, von Werbern aufheben und nach Friedberg führen. Durch eine gut angelegte Liſt gelang es ihm jedoch, von dort zu entkommen, worauf er dem Lech zueilte, deſſen hochangeſchwollene Fluten er vor den Augen der nachſetzenden Huſaren durchſchwamm. Von Fieberfroſt geſchüttelt, gelangte er nach größter Anſtrengung in das ſchwäbiſche Dorf Ottmarshauſen, wo ihn ein Bauer aufnahm und drei Wochen bis zu ſeiner Geneſung pflegte.

Digitized by Google

Von da an betrat Hieſel offen die Bahn des Verbrechens, denn durch Vermittelung desſelben Bauers wurde er mit Xaver Bobinger, einem berüchtigten Wilddiebe, (der ſpäter, am 14. Sept. 1770, zu Günzburg hingerichtet wurde), bekannt, an deſſen Bande er ſich anſchloß, nachdem er heimlich ſeinen geliebten Stutzen aus Kiſſing herbeigeholt hatte. Doch bald trennte er ſich wieder von ſeinen Genoſſen und ſammelte ſelbſt Wildſchützen um ſich, mit denen er zehn Jahre lang die äußerſt wildreichen Gegenden im öſtlichen Theile des ſchwäbiſchen und weſtlichen Theile des bairiſchen Kreiſes, am Lech und der Iller, durchſtreifte. Hieſel gab ſich dabei den Schein, als habe er es nur aus Mitleid für die Bauern übernommen, die übergroße Menge des Wildes zu verringern, wofür ihm dieſe bereitwillig mit Rath und That beiſtanden; von großer Hülfe war ihm dabei der durch ihn hervorgerufene und genährte Aberglaube, daß er kugelfeſt ſei, und ein Schutzgeiſt ihn immer rechtzeitig vor Gefahr warne. Da er außerdem weder Diebſtahl noch Räubereien bei ſeinen Geſellen duldete, auch gegen Forſtbeamte im ganzen glimpflich verfuhr, ſo blieben vier Jahre lang die Streifen auf ihn, namentlich wegen der Zerriſſenheit des Landes, deren Behörden nie recht zuſammenwirkten, gänzlich erfolglos, bis er endlich im Mai 1765 durch den Verrath eines früheren Genoſſen gefangen und nach Landsberg geführt wurde, wo man ihn, der ſich ohne Gegenwehr ergeben hatte, nur zu dreivierteljähriger Zuchthausſtrafe verurtheilte, die er in München abſaß.

Während ſeines Aufenthalts im Zuchthauſe hatte ihm ſeine Geliebte, Monika Baumüller, einen Sohn geboren. Dies und die Vorſtellungen ſeines Vaters wirkten ſo auf ihn, daß er daran dachte, als ruhiger Bürger eine Nahrungsquelle zu ſuchen; allein das Drängen und Locken ſeiner frühern Genoſſen, und die Eitelkeit, als Beſchützer der Landleute zu gelten, bewirkten, daß er ſtatt deſſen als Hauptmann an die Spitze einer größeren Anzahl Wildſchützen trat, wobei ihn ſtets ein mächtiger Fanghund, Tiras, begleitete, den er einem Müller bei Kiſſing davongeführt hatte. Dieſen Hund benutzte Hieſel zu manchen Gewaltthätigkeiten, die er damals beſonders gegen Jäger begann, welche ſich an einer Streife gegen ihn betheiligten.

Um Oſtern 1767 machte ſein Vetter, der kurfürſtliche Medicinalrath und Leibarzt Dominicus Geyer in München, deſſen Vater in Kiſſing Bader geweſen war, den letzten Verſuch, Hieſel von ſeiner verbrecheriſchen Laufbahn abzubringen, indem er ihm eine Anſtellung im Forſtfache zuſicherte, falls er nach München kommen und vor ſeinem Landesherrn einen Fußfall thun würde. Allein Hieſel, gegen den eben wieder eine Streife im Gange war, wies die Sache von der Hand, doch ſagte er ſeinem Vater und ſeinen Schweſtern, ſowie dem Pfarrer in Kiſſing feſt zu, daß er ſein Gewerbe aufgeben und nach der Schweiz auswandern werde, worin ihn auch der Patrimonialrichter zu Kiſſing, der überhaupt nie einen Verſuch machte, Hieſel während ſeiner Beſuche in ſeinem Heimatsorte zu fangen, auffallenderweiſe beſtärkte. Vorher wollte er jedoch von ſeinen Kameraden Abſchied nehmen.

Die Zuſammenkunft mit ſeinen bisherigen Genoſſen fand am 4. Juli 1767 in einem Walde bei Augsburg ſtatt. Ueber 40 Wildſchützen waren erſchienen, denen ihr Hauptmann in längerer Rede ſeinen Entſchluß anzeigte, indem er ſie zugleich bat, gleichfalls ihr Gewerbe aufzugeben. Doch war das ohne Erfolg und aus allem geht hervor, daß es auch ihm mit dieſem Entſchluſſe nicht ernſt war. Seine Eitelkeit ſuchte Befriedigung, und ſo trat er wieder als Hauptmann an die Spitze der Bande, der er nun eine feſtere Organiſation gab.

Nun begann eine Reihe der größten Gewaltthätigkeiten, welche einzeln aufzuzählen zu weit führen würde. Die freie Jagd wurde zur Nebenſache, der Kampf mit den Jägern und Soldaten und mit den gegen ihn aufgebotenen Landleuten war für Hieſel der Hauptanziehungspunkt; Raub und Diebſtahl waren an der Tagesordnung, und den Schauplatz bildete wieder der bairiſche und ſchwäbiſche Kreis. Endlich beſchloſſen die Stände des ſchwäbiſchen Kreiſes auf einer Verſammlung zu Augsburg, Hieſel's Gefangennahme mit vereinten Kräften zu verſuchen, und an die Spitze der Expedition ſtellten ſie den Premierlieutenant Schedel, einen alten erfahrenen Soldaten, mit der Anweiſung an alle Behörden, demſelben jede Unterſtützung zu leiſten.

Das aus beinahe dreihundert Mann beſtehende Corps, zuſammengeſetzt aus Soldaten, Jägern und Polizeidienern, wobei auch Fanghunde nicht fehlten, rückte am 14. Jan. 1771 morgens 7 Uhr in Oſterzell ein, wo Hieſel mit neun ſeiner Kameraden im Gaſthauſe übernachtet hatte. Er ſaß eben beim Kartenſpiel, als die zum Angriff beſtimmte Mannſchaft ſich unter den Fenſtern heranſchlich. Die Ueberraſchung der Wildſchützen gelang indeß nicht vollſtändig, denn auf die Warnung eines der Bande angehörigen Buben ſprangen alle in die Küche, wo ſich ihre Gewehre befanden. Die Aufforderung, ſich zu ergeben, wurde mit Schüſſen erwidert, und es entſpann ſich nun ein zweiſtündiger Kampf, wobei mehrere Soldaten fielen, bis endlich Premierlieutenant Schedel eine Oeffnung in die Decke der Küche hauen und mit Stroh umwickelte Patronen hinabwerfen ließ, ſodaß ſich der Raum bald genug mit Rauch füllte. Dadurch wurde Hieſel gezwungen, ſich in die danebenliegende Speiſekammer zurückzuziehen, wo er, von ſeinen feigen Genoſſen verlaſſen, bald allein ſtand. Er blutete aus drei Wunden und rief endlich um Pardon, der ihm ſoweit gewährt wurde. Als er aus dem Hauſe trat, hatte der Premierlieutenant Schedel Mühe, ihn vor der Wuth ſeiner Leute zu ſchützen, worauf die Verbrecher, nach der nothwendigen ärztlichen Hülfe, auf einen Schlitten feſtgebunden und ins Zuchthaus nach Buchloe gebracht wurden. Hieſel wurde darauf nach Dillingen geſchafft, wo man ihm den Proceß machte. Mehrere ſeiner Genoſſen waren inzwiſchen aus dem Gefängniſſe entkommen, der Hauptmann jedoch und zwei andere Gefangene wurden am 3. Sept. 1771 zum Tode verurtheilt. Die Hinrichtung ſelbſt fand am 6. Sept. ſtatt; ſeine beiden Genoſſen fielen

Digitized by Google

durch das Schwert; er ſelbſt wurde in eine friſche Kuhhaut eingewickelt, wobei nur Kopf und Hände, in denen er ein Crucifix hielt, ſichtbar blieben, nach dem Schaffot geſchleift, wo man ihn erſt erdroſſelte, ſeine Glieder mit dem Rade brach und den Körper dann unter dem Schaffot viertheilte. Der Kopf wurde auf den Galgen geſteckt, ein Viertheil an den Galgen gehängt und die Eingeweide darunter begraben. Die drei anderen Viertheile ſtellte man in drei andern Ortſchaften als warnendes Beiſpiel auf, das eine ſogar in Füſſen, einer damals ſchwäbiſchen Stadt an der Grenze von Tirol.

Von Geſtalt war Kloſtermaier wohlgebaut, faſt ſechs Fuß hoch. Seine Miene war freundlich, ſeine Augen waren lebhaft, doch ſeine Geſichtszüge weniger einnehmend als ausdrucksvoll. Er hatte bei ſeiner Hinrichtung erſt ein Alter von 35 Jahren weniger drei Tagen erreicht.

(Ferdinand Moesch.)

KLOSTERNEUBURG, Stadt im Erzherzogthume Oeſterreich unter der Enns am rechten Ufer der Donau, welche hier eine Meereshöhe von 162 Met. hat, 10 Kilom. oberhalb Wiens, im 48° 19′ nördl. Br. und 33° 59′ öſtl. L. von Ferro gelegen. Die Stadt gehört zur Bezirkshauptmannſchaft Hernals, iſt Station der Franz-Joſephsbahn, der Sitz eines Bezirksgerichts, eines Steueramts, hat eine k. k. öno- und pomologiſche Lehranſtalt und eine k. k. chemiſch-phyſiologiſche Verſuchsſtation für Wein- und Obſtbau, ferner eine große Kaſerne, eine Pionier- und Flotillenſchule und einen Schiffbauhof. Die Stadt, welche in eine obere und untere zerfällt, die voneinander durch den Kirlingbach getrennt werden, zählt 7365 Einwohner, welche ſich zum großen Theil mit Weinbau und ſtädtiſchen Gewerben beſchäftigen. In der obern Stadt liegt das berühmte regulirte lateranenſiſche Chorherrenſtift des heil. Auguſtin, welches im J. 1881 aus 62 Prieſtern, 3 Nicht-Profeß-Klerikern und 2 Novizen beſtand. Das Stiftsgebäude iſt ein weitläufiges, aus vielen Gebäuden verſchiedener Jahrhunderte zuſammengeſetztes Bauwerk. Davon iſt der neue Bau aus dem vorigen Jahrhundert durch ſeine Stärke, Dauerhaftigkeit, Pracht und Schönheit beſonders bewundernswerth. Doch ſind von demſelben blos der ſüd- und nordöſtliche Flügel fertig. Unter dem Stifte dehnt ſich ein drei Etagen tiefes Labyrinth von Weinkellern aus, welche das Kloſter beſonders vor dem Jahre 1848, als es noch große Weinzehente einzog, benöthigte. Das Stift iſt ſehr reich an Kunſtgegenſtänden. (Vgl. A. Primiſſer, Kunſtnachrichten von Kloſterneuburg im: Archiv für Geographie, Hiſtorie u. ſ. w. herausgeg. von Hormayr, Jahrg. XII, 1821, S. 391 fg.; und im Taſchenbuche für vaterländiſche Geſchichte herausgeg. von Hormayr, Jahrg. 1848, S. 284—98 und das Prachtwerk: T. Feſtorazzo und M. Haller, Das Stift Kloſterneuburg, in 31 Blättern mit hiſtoriſchem Text von M. Fiſcher, Wien 1845.) Vor allem iſt die Kirche hervorzuheben, an welcher die ſieben Jahrhunderte ihres Beſtandes noch nicht jede Spur ihrer älteſten Geſtalt verwiſcht haben. Es iſt an derſelben nicht blos die Grundform der dreiſchiffigen romaniſchen Baſilika, ſondern auch äußerlich manches Detail der romaniſchen Architektur ſowie an der Weſtfaçade faſt vollſtändig der gothiſche Erweiterungsbau ſpäterer Jahrhunderte erkennbar. Sie iſt gegenwärtig einſchiffig mit beiderſeits angeſchloſſenen geräumigen niedern Kapellen und hat im Innern eine Länge von 62 Met. und eine Geſammtbreite von 23 Met. (Vgl.: Die Stiftskirche zu Kloſterneuburg, in den Mittheilungen der k. k. Central-Commiſſion zur Erforſchung und Erhaltung der Baudenkmale, Wien, Jahrg. X, 1865, S. 59 fg. Ein Farbendruck davon befindet ſich in dem Werke: Kirchliche Baudenkmale im Erzherzogthume Oeſterreich unter der Enns, Wien 1861, S. 17.) Der Kreuzgang iſt ein Bauwerk des Uebergangsſtils mit Glasgemälden des 14. Jahrh. (Vgl. F. H. G. Zappert, Ueber einige Glasſchildereien im Chorherrenſtifte Kloſterneuburg, in Hormayr's Archiv, Jahrg. 1836, S. 57 fg., und A. Cameſina, Die älteſten Glasgemälde in Kloſterneuburg, im Jahrbuche der k. k. Central-Commiſſion zur Erforſchung u. ſ. w. der Baudenkmale, Wien, Bd. 2, 1857, S. 170 fg., mit 22 Taf.). Auf dem Platze neben der Kirche ſteht eine aus dem 14. Jahrh. herrührende Lichtſäule. In dem alten Kapitelſaale iſt der berühmte von Nicolaus aus Verdun 1181 angefertigte, ſogenannte Verduner Altar mit prachtvollen Emailtafeln und Temperabildern, welche 1863 reſtaurirt wurden. (Vgl.: Die Arbeiten Cameſina's, Heider's und Sacken's in den Berichten und Mittheilungen des Alterthumvereins in Wien, Bd. IV, 1860 und Bd. X, 1869, S. 53. Ferner Heider's Beſchreibung in dem Werke: Kunſtdenkmale, Mittelalterliche, des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, herausg. von Heider, Eitelberger und Hieſer, Stuttgart 1858—60, Bd. II, S. 115—126; ferner Weiß: die Temperabilder des Verduner Altars, in der Oeſterreichiſchen Wochenſchrift für Wiſſenſchaft, Kunſt und öffentliches Leben, Wien, Jahrg. 1864, Bd. III, S. 369 fg., und über die Reſtauration derſelben Mittheilungen der k. k. Central-Commiſſion zur Erforſchung der Baudenkmale, Jahrg. XI, 1866, S. III.) Die Kapelle des heil. Leopold enthält zum Theil die Schätze des Stifts. (Vgl. K. Weiß, Der Schatz des reg. Chorherrenſtifts Kloſterneuburg, in den Mittheilungen der k. k. Central-Commiſſion zur Erforſchung der Baudenkmale in Wien, Bd. VI, 1861, S. 233 fg.) Den niederöſterreichiſchen Erzherzogshut, welchen Kaiſer Maximilian I. 1516 dem Stifte übergab und deſſen ſich die Regenten Oeſterreichs bei der früher üblichen Erbhuldigung bedienten, prachtvolle kirchliche Geräthe, Gefäße, Bilder, Elfenbeinſchnitzereien, darunter beſonders drei emaillirte Reliquienſchreine aus dem 12. Jahrh., zwei hölzerne Reliquienbehälter aus dem 14. und 15. Jahrh., Reiſekelch ſammt Patene, Hoſtienbüchſe und Meßkännchen aus dem 14. Jahrh., andere Kelche, Krummſtab, Ciborium, Oſtenſorium u. ſ. w. (Vgl. Cameſina in den Mittheilungen der k. k. Central-Commiſſion zur Erforſchung der Baudenkmale, Wien, Jahrg. IX, 1864, S. 40 und in der Oeſterreichiſchen Wochenſchrift für Wiſſenſch., Kunſt, Jahrg. 1864, Bd. III, S. 310 fg., und K. Weiß, Ueber ein Elfenbeinſchnitzwerk, in den Mittheilungen der k. k. Central-Commiſſion zur Erforſchung der Baudenkmale, Bd. VII, 1862, S. 141.) Vor der Schatzkammer be-

Digitized by Google

findet ſich die Grabſtätte des heil. Leopold, ſeiner Gemahlin und Kinder. Die Stiftsbibliothek beſaß bereits im J. 1850 über 40,000 Bde., ferner 1254 alte Handſchriften und 1460 (bis 1520 reichende) Incunabeln, darunter eine von Joh. Fuſt im J. 1464 zu Mainz gedruckte Bibel. (Vgl. H. J. Zeibig, Die Bibliothek des Stifts Kloſterneuburg, im Archiv für Kunde öſterreichiſcher Geſchichte, Bd. V, 1850, S. 261 fg., und von demſelben Verfaſſer: Die Handſchriften der Claſſiker und die hiſtor. Handſchr. der Stiftsbibl., im Notizenblatt, des oben citirten Archivs, Jahrg. II, 1852, S. 25 fg., ferner J. F. Schulte, Die Rechtshandſchriften der Bibl. in Kloſterneuburg, in den Sitzungsberichten der kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Wien, phil. hiſt. Cl. Bd. LVII, 1868, S. 575–604. Schließlich über die Büchermalereien in dem Pſalterium des heil. Leopold und in andern Handſchriften der Bibl. Kloſterneuburgs: Hormayr's Archiv, Jahrg. 1836, S. 265 fg.).

Kloſterneuburg kommt anfänglich unter dem Namen Nivenburg, Neuburg vor und hieß nach der Gründung des Chorherrenſtifts Neuburg Kloſterhalben, zum Unterſchied von dem jenſeit der Donau gelegenen Neuburg Markthalden (Korneuburg). Zu Anfang des 15. Jahrh. nannte ſich Kloſterneuburg einige Zeit Herzogenneuburg, weil die Herzoge oft daſelbſt wohnten. Erſt ſeit dem Ende des 15. Jahrh. wurde der Name Kloſterneuburg gebräuchlicher, wogegen die früheren Namen allmählich verſchwanden. Der Stifter des Kloſters iſt Markgraf Leopold der Heilige aus dem Geſchlechte der Babenberger. Die Sage erzählt, Leopold ſtand mit ſeiner Gemahlin Agnes in ſeiner neuen Burg auf dem Kahlenberge eben im Geſpräche, wo er zur Ehre Gottes ein Gotteshaus bauen ſollte, da entriß ein heftiger Windſtoß Agnes den Schleier und trug ihn weit in die Tiefe des Waldes gegen die Donau hinab. Neun Jahre ſpäter fand Leopold auf einer Jagd den Schleier unverſehrt auf einem Hollunderbaume und beſchloß, an dieſem Orte das verſprochene Gotteshaus zu bauen. So die Sage. Wahrſcheinlich aber hatte Leopold bereits im J. 1106, in welchem er ſich mit Agnes vermählt hatte, den Bau der Kirche und eines Wohnhauſes für zwölf Chorherren unternommen, wenigſtens ſtanden die kleine Collegiatkirche und das Stift ſchon im Sommer 1108 vollendet da. Den Grundſtein zur großen heute noch ſtehenden Kirche legte Leopold im J. 1114. Er und ſeine Kinder bedachten die neue Stiftung mit reichen Schenkungen. Im J. 1133 verwandelte er das Stift, welches bisher ein weltliches Chorherrenſtift war, in ein geiſtliches, wozu im folgenden Jahre der Papſt ſeine Genehmigung ertheilte. Im J. 1136 wurde die Kirche vollendet, eingeweiht und zugleich der Stiftsbrief ausgeſtellt. Leopold baute ſich ferner in der Nähe des Stifts ein Wohnhaus, das lange noch nach ihm der Fürſtenhof hieß und auch von den nachfolgenden Babenbergern häufig bewohnt wurde. Dadurch wurden auch viele andere Edle veranlaßt, ſich Häuſer um das Stift zu bauen. Herzog Albrecht I. erhob Kloſterneuburg im J. 1298 zur ſelbſtändigen landesfürſtlichen Stadt und nannte ſie Neuburg-Kloſterhalben. Nachdem bereits im J. 1158 das Stift durch eine Feuersbrunſt Schaden erlitten hatte, brach im J. 1318 wieder in der Stadt Feuer aus, welches mehr als die Hälfte der Häuſer in Aſche legte, das Stift ergriff und auch dieſes bis auf wenige Gebäude verzehrte. Erſt ſechzig Jahre ſpäter wurde die Stiftskirche wieder vollſtändig hergeſtellt. Im J. 1398 brannte ein großer Theil der untern Stadt ab. Mit dem 16. Jahrh. begann für Kloſterneuburg die Zeit der Kriegsgefahren. Im J. 1529 erſchienen die Türken vor Kloſterneuburg, plünderten und verbrannten die untere Stadt und griffen auch die obere an, welche ſich tapfer hielt. Im J. 1645 brachen die Schweden in Oeſterreich ein, rückten bis Korneuburg vor und fügten dem Stifte durch die Verheerung und Plünderung der dem Kloſter gehörigen Ortſchaften großen Schaden zu. Im J. 1683 erſchienen wieder die Türken vor Kloſterneuburg, brannten die untere Stadt nieder und griffen zu wiederholten malen die obere Stadt an, welche ſich wieder tapfer vertheidigte. (Vgl. V. Seback, Kloſterneuburgs Belagerung im J. 1683, im: Archiv für Geographie, Hiſtorie, Staats- und Kriegskunſt, herausg. von Hormayr, Jahrg. 1831, S. 81 fg.). Aus der folgenden Zeit iſt beſonders für die Stiftsgeſchichte die erſte Hälfte des 18. Jahrh. von Wichtigkeit. Propſt Erneſt Berger beſchloß nämlich, den alten Stiftsbau abbrechen und einen neuen nach einem großartigen, von Kaiſer Karl VI. genehmigten Plane herſtellen zu laſſen. Im Mai 1730 wurde der Grundſtein zu dieſem prachtvollen Neubau gelegt. In den folgenden zehn Jahren war aber nur ein Theil des projectirten Baues ausgeführt worden und in der Zeit des Oeſterreichiſchen Erbfolgekrieges ſah ſich der Propſt gezwungen, den Bau einzuſtellen und die Fortſetzung und Vollendung deſſelben einer andern Zeit vorzubehalten. (Vgl. Max Fiſcher, Merkwürdige Schickſale des Stifts und der Stadt Kloſterneuburg, Wien 1815, 2 Bde.) *(Ferd. Grassauer.)*

KLOSTERS, Dorf und Pfarrgemeinde im Bezirke Ober-Landquart des ſchweizeriſchen Cantons Graubünden, liegt 1205 Met. über dem Meere, 27 Kilom. öſtlich von Chur, im Prättigau an der Landquart und zählt (1880, als Gemeinde) 1476 Einwohner deutſcher Zunge und reformirter Confeſſion, deren Haupterwerbsquelle neben ſpärlichem Ackerbau die Alpenwirthſchaft iſt. Das weitzerſtreute Dorf, das ſeinen Namen von dem 1531 aufgehobenen Prämonſtratenſerkloſter St.-Jakob erhalten hat, beſteht aus den ſtattlichen Häuſergruppen: Ueberm Bach, Dörfle, Platz (mit der ſchon 1225 erwähnten, 1621 von den Oeſterreichern verbrannten, 1654 neuerbauten St.-Jakobskirche), Bei der Brücke, Monbiel und zahlreichen über die Bergflanken zerſtreuten Weilern und Berghöfen. Auch das $4^{1}/_{2}$ Kilom. nordweſtlich von Platz, 1007 Met. über dem Meere am linken Ufer der Landquart gelegene Dorf Serneus mit dem gleichnamigen Schwefelbade gehört zu der Gemeinde und dem Kreiſe Kloſters.

Hoch und freundlich mitten in einem grünen, von 2500–3000 Met. hohen Gebirgen umſchloſſenen Thalkeſſel gelegen, iſt Kloſters ein beliebter Luftcurort und

Digitized by Google

Ausgangspunkt für Bergtouren geworden. Das Klima iſt ein voralpines, verhältnißmäßig mildes, die Lage ſonnig und geſchützt, ſodaß Kirſchbaum und Buche noch gedeihen. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 5,1°, die mittlere Sommertemperatur 13° C.; der Sommer, namentlich der Juli, zeichnet ſich durch eine verhältnißmäßig große Zahl heiterer Tage aus. Nördlich von Kloſters ragen, durch die Schlucht des Schlappinabaches voneinander getrennt, die ſchroffen Felsmauern des Mädrishorns 2848 Met. und der Schiltkelle 2884 Met. auf, nördlich erheben ſich die zahmeren, meiſt bis zu den Kämmen bewachſenen Züge der Pleſſuralpen und die letzten Ausläufer der Scalettagruppe; öſtlich bilden die vergletſcherten Hörner und Grate des Silvrettagebietes (Silvrettahorn 3248 Met.) den großartigen Hintergrund des Thales.

Mit der Station Landquart der Eiſenbahn Chur-Rorſchach iſt Kloſters durch eine 33 Kilom. lange Poſtſtraße verbunden, die der Landquart nach, mehrmals das Ufer wechſelnd, durch das Prättigau hinaufſteigt. Bei Kloſters ſchließt ſich daran die 13 Kilom. lange Poſtſtraße Kloſters-Davos-Platz, die bei dem Weiler „Bei der Brücke" die Landquart überſchreitet, ſich ſüdlich in großen Windungen über den waldigen Querwall der Kloſterſer-Stütze zur Paßhöhe St.-Wolfgang 1627 Met. hinaufzieht und jenſeits raſch ſich ſenkend den ſtillen Spiegel des Davoſerſees und die Curorte Davos-Dorf und Davos-Platz (1556 Met.) erreicht. In das Montavon (Vorarlberg) führen von Kloſters aus die rauhen Päſſe Schlappinajoch 2190 Met., Gameirajoch 2460 Met., und Rothe Furka, ins Engadin die zum Theil vergletſcherten Hochpäſſe Silvrettapaß 3026 Met., Vereinapaß, Verſtanklathor u. ſ. w.

Wie das übrige obere Prättigau ſtand Kloſters im 12. und 13. Jahrh. unter den Freiherren von Vaz, von denen es 1331 durch Erbſchaft an die Grafen von Toggenburg kam. Als 1436 beim Tode des letzten Grafen von Toggenburg ſich die rhätiſchen Unterthanen deſſelben zum Bund der Zehn Gerichte vereinigten, trat auch Kloſters dieſem Bunde bei, in welchem es mit Serneus, Conters, Küblis und Saas ein beſonderes Hochgericht bildete. Im J. 1439 fiel das obere Prättigau bei der Toggenburg'ſchen Erbtheilung an die Grafen von Montfort und Sax nnd 1477 mit den andern Gerichten des Zehngerichtenbundes unter Wahrung ſeiner Rechte und Bündniſſe an Oeſterreich, von deſſen Herrſchaft ſich der Bund erſt 1649 vollſtändig loskaufte. Im J. 1691 theilte ſich das Hochgericht Kloſters in den Innern Schnitz (Kloſters und Serneus) und den Aeußern Schnitz (Saas, Conters, Küblis), von denen jedes ſein beſonderes Gericht unter einem gemeinſamen, von beiden Schnitzen abwechſelnd beſtellten Landammann beſaß. Von 1749 an war jedoch die Trennung eine vollſtändige und es bildete jeder Schnitz ein beſonderes Hochgericht unter einem eigenen Landammann. Bei der Neueintheilung Graubündens 1854 wurden beide Schnitze als Kreiſe dem Bezirke Ober-Landquart zugetheilt. *(A. Wäber.)*

Klosterschulen, ſ. Schulen.

KLOSTERZELLE, urſprünglich nach ſeiner Schutzheiligen Cella Sanctae Mariae, Marienzelle, wogegen der ſpäter allgemein übliche Name Altzelle (Vetus oder Antiqua Cella) erſt im 14. Jahrh. im Gegenſatze zu dem 1268 von Markgraf Heinrich dem Erlauchten gegründeten Tochterkloſter Neuzelle in der Niederlauſitz aufgekommen iſt, das älteſte Kloſter der Mark Meißen; denn das von Thammo von Strehla zwiſchen 1141 und 1146 in dem Walde, den er vom Biſthume Meißen zu Lehen hatte, gegründete und der heil. Walpurgis gewidmete Benedictinerkloſter war durch die Unſorgſamkeit der Mönche und die Rauheit der Gegend bald wieder eingegangen. Markgraf Otto der Reiche ſtiftete daſſelbe als Erbbegräbniß für ſich und ſeine Nachkommen auf Antrieb ſeiner Gemahlin Hedwig, welche unzufrieden darüber war, daß die Schirmvogtei über das auf dem Petersberge bei Halle von Konrad, Otto's Vater, errichtete Kloſter dem jedesmaligen Familienälteſten, alſo nicht unbedingt ihren Söhnen und Nachkommen zuſtand [1]), und ſtattete es unter Zuſtimmung Kaiſer Friedrich's I. mit 800 Hufen Wald aus, welche ſüdlich von der Freiberger Mulde in der Burgwart Mochau, in der Provinz Daleminze und dem Sprengel des Biſthums Meißen lagen (Urkunde vom 26. Febr. 1162). Zuerſt wählten die Vorſteher des Stiftes zu ihrem Wohnſitze das Thal der Striegis, wo jetzt das Dorf Böhrigen ſteht, verlegten denſelben aber im J. 1170 an das linke Ufer der Freiberger Mulde und den Einfluß des Pietzſchbaches (= Beſtava) in dieſelbe, 3 Kilom. von Noſſen (d. h. an die Stelle, wo die ſpärlichen Ueberreſte des Kloſtergebäudes noch jetzt zu ſehen ſind), nachdem der Markgraf die Abtretung dieſes Striches vom Hochſtifte Meißen, dem es gehörte, vermittelt und dieſes entſchädigt, ſowie der Lehnsmann deſſelben, Petrus von Noſſen, von dem Zubehör ſeiner Burg einen Raum am rechten Ufer des Pietzſchbaches zu Anlegung eines Fiſchteichs, nicht weniger auf dem rechten Muldenufer einen Theil des Thals dem Kloſter überlaſſen hatte. Außerdem übereignete Biſchof Gerung von Meißen dem Stifte den Grund und Boden, der zu dem eingegangenen Benedictinerkloſter im Zellwalde gehört hatte und überließ demſelben zugleich den Zehnten aus des Kloſters Dörfern. Das Kloſter wurde mit Ciſtercienſermönchen aus Pforta beſetzt; von den vier Töchterklöſtern von Citeaux erkannte Kloſterzelle das von Morimund als ſeine Stammmutter an; neben der Jungfrau Maria war es dem Evangeliſten Johannes geweiht. Nachdem der Bau des Kloſters im J. 1170 begonnen hatte, konnte die Eröffnung deſſelben am 26. Juni 1175 erfolgen. Die Kirche wurde nach Vollendung des Baues erſt am 1. Nov. 1198 feierlich geweiht; ſie enthielt außer dem Hauptaltare mindeſtens noch zwölf andere Altäre, ferner ſieben Kapellen in der Kirche ſelbſt und zwei im Chore, an der Nordſeite der Kirche ſtieß der quadratiſche Kreuzgang daran.

Nach der von Markgraf Otto am 2. Aug. 1185

1) Chron. Mont. Ser. Mencken SS. II, 205 und Annal. Verocell. ib. p. 391.

Digitized by Google

getroffenen Beſtimmung ging die Grenze der dem Kloſter geſchenkten 800 Hufen den Pietzſchbach von ſeiner Mündung aufwärts bis zu einem an der Quelle eines Seitenbachs aufgeworfenen Hügel, dann quer durch das ſlawiſch Smolidol, d. i. Harzthal, genannte Thal bis an die Mulde, dieſe entlang bis an die Fluren von Berthelsdorf und Langenau, von da bis zur Quelle der Striegis, dann dieſe herunter mit Umgehung der vier Dörfer eines gewiſſen Eckardt bis nach Frankenſtein, von wo ſie bei Bockendorf und Gruna vorbei und über die böhmiſche Straße weg nach dem großen Steine an der Striegis wieder die Mulde erreichte. Von dieſem abgerundeten Landſtriche waren jedoch die Dörfer Tutendorf, Chriſtiansdorf und Berthelsdorf, ſowie ein Theil des Waldes in ihrer Nähe, zuſammen 118 Hufen, weil ſich innerhalb dieſer Fluren Silberadern gezeigt hatten, von dem Markgrafen als Eigenthum zurückbehalten worden. Getreu ihrer Ordensregel haben die Ciſtercienſer von Kloſterzelle dieſen Wald gelichtet und urbar gemacht. Zu den erſten Niederlaſſungen innerhalb deſſelben gehören der Kloſterhof zu Pappendorf, ferner Kleinwaltersdorf und Bräunsdorf, welche 1230 erwähnt werden; Loßnitz exiſtirte 1236. Dieſe urſprüngliche Ausſtattung erfuhr jedoch mit der Zeit theils durch die verſtändige Wirthſchaft der Mönche, theils aber und vorzugsweiſe durch Schenkungen ſehr anſehnliche Erweiterungen. Von beſonderm Vortheile war hierbei dem Kloſter, daß nicht blos das markgräfliche Haus, ſondern auch mehrere in der Umgegend begüterte Geſchlechter es zu ihrem Erbbegräbniſſe erkoren. Von jenem haben hier 27 Glieder ihre letzte Ruheſtatt gefunden, nämlich Otto der Reiche und ſeine Gemahlin Hedwig, Albrecht der Stolze und Sophia, Dietrich der Bedrängte[2]), Heinrich der Erlauchte, deſſen ſterbliche Ueberreſte die Nonnen von Seußlitz vergeblich für ihr Kloſter reclamirten, und ſeine drei Gemahlinnen Conſtantia, Agnes und Eliſabeth von Maltitz, von ſeinen Kindern nur die aus dritter Ehe, Hermann der Lange und Friedrich von Dresden und ſein Enkel Heinrich (der Länderloſe), Friedrich's des Freudigen Gemahlin Agnes mit ihrem Sohne Friedrich dem Lahmen. Wegen Raummangels in der Hauptkirche wurde ſeit 1337 eine beſondere Begräbnißkapelle unter dem Namen des heil. Andreas angebaut; in dieſer ruhten Friedrich der Ernſthafte und Mechthild und, den Reigen der in Kloſterzelle Beſtatteten ſchließend, Friedrich der Strenge und Katharina von Henneberg. Neben dieſen Wettinern ruhten hier die Burggrafen von Dohna bis zu ihrer Vertreibung aus dem meißniſch-böhmiſchen Grenzgebiete (der letzte der in Zelle beigeſetzten iſt der 1415 in Prag geſtorbene Burggraf Heide), die Burggrafen von Meißen Meinheringiſchen Stammes, von Meinher I. (ſtarb vor 1315) bis Hermann III. (ſtarb 1336), wogegen die ſpäteren den Dom zu Meißen als Grabſtätte wählten, die Truchſeß von Borna, von Hetznitz, vielleicht auch die Honsberg u. a.

Dieſe alle machte die Sorge um das eigene Seelenheil wie um das ihrer Angehörigen zu freigebigen Gönnern des Stifts. Von dem Sohne des Stifters, dem Markgrafen Albrecht dem Stolzen, widerfuhr demſelben zwar eine ſchmerzliche Kränkung, indem er eine von ſeinem Vater im Stifte niedergelegte Summe von 3000 Mark zurückforderte und als die Mönche die Herausgabe mit Berufung darauf, daß das Geld für des Verſtorbenen Seelenheil und zur Vertheilung an Kirchen beſtimmt ſei, verweigerten, es ſelbſt vom Altar, auf den man es gelegt hatte, wegzunehmen ſich nicht ſcheute; aber ſeine Nachfolger kehrten zu der früheren Geſinnung zurück. So mehrte ſich der Grundbeſitz des Kloſters ſo, daß ihm drei Städte, das 1293 von Markgraf Friedrich dem Freudigen geſchenkte Roßwein, das allmählich erworbene Siebenlehn und das im J. 1430 von dem Biſthume Meißen um 4200 Fl. erkaufte Noſſen[3]) und 75 Dörfer gehörten.[4]) Die verwitwete Markgräfin Hedwig z. B. ſchenkte am 5. Jan. 1197 dem Kloſter in Hoffnung auf die glückliche Heimkehr ihres nach Paläſtina ziehenden Sohnes Dietrich das Dorf Ouziz.[5]) Höfe und Häuſer beſaß es in Dresden, Freiberg und Meißen, in letzterm das ſpäter an die Fürſtenſchule übergegangene „Zelliſche Haus". Zu dieſen und ähnlichen Vergabungen kamen, abgeſehen von den Lehen über verſchiedene Grundſtücke, zahlreiche Befreiungen und Gerechtſame. Schon bei der Stiftung befreite Kaiſer Friedrich I. das Kloſter und alle Beſitzungen deſſelben von jeder weltlichen Gerichtsbarkeit und dem entſprechend unterſagte auch Markgraf Dietrich ſeinen Schöſſern und Boten, ſich im Kloſtergebiete anſäſſig zu machen. König Heinrich verlieh dem

2) Die Grabſteine dieſer drei Markgrafen ſowie Hedwig's ſind noch vorhanden und in der Vorhalle der neuen Begräbnißkapelle aufgeſtellt.

3) Cod. dipl. Sax. reg. II, III, No. 932. 968. 992. 1248. Im J. 1483 machte Biſchof Johann den Verſuch, unter dem Vorwande, daß der Verkauf ohne kaiſerliche Genehmigung geſchehen, auch ſeitdem von mehrern Aebten die Lehen nicht genommen worden, dieſen Verkauf rückgängig zu machen, erlangte auch einen kaiſerlichen Befehl an das Stift, binnen ſechs Wochen und drei Tagen das Schloß Noſſen nebſt Zubehör wieder abzutreten; doch erreichte er ſein Ziel nicht, da das Stift nachweiſen konnte, daß Kaiſer Friedrich ihm am 9. Sept. 1444 dieſen Beſitz ausdrücklich beſtätigt habe. 4) Nach dem von Beyer, Altzelle S. 477, aufgeſtellten, jedoch nicht ganz zuverläſſigen Verzeichniſſe: Altranſtädt, Aulerwitz, Berbersdorf, Berthelsdorf, Bockendorf, Braunsdorf, Breitenbach, Crumbach, Cunnersdorf, Diera, Dittersbach, Dittersdorf, Dreidörfer, Etzdorf, Eulendorf, Eulitz, Gleisberg mit der Burgmühle, Gohla, Gohlis, Gompitz, Goppeln, Gosberg, Geſtewitz, Goſtritz, Greiſendorf, Groß-Lehna, Groß- und Klein-Schirma, Groß- und Klein-Voigtsberg, Gruna bei Noſſen, Gruna bei Roßwein mit Hohenlauft, Haßlau, Kaltofen, Keſeberg, Ketzergaſſe, Kleinmiltitz, Klein-Langhennersdorf, Langenſtriegis, Lauenhain, Lichtenberg, Loßnitz, Lüttowitz, Nieder-Lützſchera, Marbach, Merkwitz, Miera, Mobendorf, Mochau, Mögen, Neudörſchen, Niederau, Nieder-Eula, Oberau, Oetzſch, Oſſig, Oſtrau, Pappendorf, Prieſen, Raube, Reichenbach, Reick, Scheerau, Schlegel, Schmalbach, Seifersdorf bei Freiberg, Seifersdorf bei Roßwein, Soppen, Steudten, Strehlen, Theeſchütz, Trebes, Klein-Waltersdorf, Wetterwitz und Zadel. Außer dem Antheile von Ottewig, Proles, Steßwitz, Terpſchebel, Wingendorf, Zeiſche u. ſ. w. 5) Schultes, Direct. dipl. II, 381.

Digitized by Google

Kloſter das Recht, alle Arten reichslehnbarer Güter ohne beſondere Genehmigung des Reichs zu erwerben, Kaiſer Karl IV. beſtätigte ihm 1348 das Eigenthum ſeiner in Böhmen gelegenen Güter, Markgraf Dietrich ertheilte ihm Zollfreiheit für alles Kloſtergut; vermuthlich bei Gelegenheit ſeiner feierlichen Beiſetzung befreiten ſeine Witwe Jutta, ihr Sohn Heinrich und Landgraf Ludwig von Thüringen es von allen Zöllen und Landesabgaben, bewilligten ihm einen Antheil an den Gerichtsnutzungen und wieſen die markgräflichen Vögte zu Döbeln, Leipzig, Freiberg und Meißen an, in des Stifts Dörfern nur auf Einladung des Abts und über peinliche Fälle zu erkennen und von den erkannten Geldſtrafen zwei Drittel dem Stifte zu überlaſſen. Friedrich der Ernſthafte befreite es 1328 von der Gaſtung, der Verpflichtung zu Leiſtungen an den Markgrafen und ſein Gefolge auf Reiſen u. ſ. w. Einträglich waren ferner die der Kirche und den Kapellen zu verſchiedenen Zeiten von Päpſten und Biſchöfen ertheilten Abläſſe. An baarem Gelde betrugen die Einnahmen des Kloſters nach der Aufſtellung von 1540: 1358 Schock 40 Groſchen 11 Pfennige, davon 807 Schock 22 Groſchen 11 Pfennige Zinſen, wobei einige Nebenerträge nicht eingerechnet ſind. Hierzu kamen aber noch an Naturalzinſen 644 Scheffel Weizen, 995 Scheffel Roggen, 1046 Scheffel Gerſte, 3101 Scheffel Hafer, 18 Scheffel Erbſen, 583 Hühner, 193 Schock Eier, 58 Eimer kleine Fiſche, 9 Schock Forellen, 1 Stein 12 Pfund Wachs, 8 Stein Unſchlitt und 3 Faß Bier; überdies circa je 96 Scheffel Roggen und Hafer bei der Zehntſcheune zu Etzdorf und von des Stifts eigenthümlichen Gütern circa 120 Scheffel Roggen, 5 Ochſen, 20 Schöpſe, 5 Tonnen Bier, 5 Tonnen Käſe und 24 Stein Wolle.

Die Bewirthſchaftung der urbar gemachten Ländereien behielt das Kloſter entweder in eigener Hand, indem es Höfe darauf anlegte, oder es theilte ſie an Anſiedler aus gegen Geld- und Naturalzinſen, neben denen auch noch Frondienſte ſowie die von den meißener Biſchöfen überlaſſenen Zehnten zu entrichten waren. Die Zahl jener Kloſterhöfe, 1190 nur drei, Eulitz, Oſtrau und Zwätzen, vermehrte ſich mit der Zeit, und bei der Aufhebung des Stiftes waren deren noch 11 vorhanden, zu Böhrigen, Gersdorf, Kaltenborn, Keſeberg, Kummershain, Leubnitz, Naſſau, Noſſen, Oberau, Ranſtädt und Zadel, die meiſten derſelben verpachtet. Der Viehbeſtand muß anſehnlich geweſen ſein, wenn es im J. 1289 vorkommen konnte, daß einem Colonen in Joze bei Zadel 6 Pferde und 13 Ochſen abgepfändet wurden. Im Kloſter ſelbſt befanden ſich unmittelbar nach ſeiner Aufhebung 4 Reitpferde, eins für den Seckelmeiſter, 2 ſilberne Schock geſchätzt, 3 für die Reiſigen, zuſammen 9 Schock werth, 3 Geſchirre zu vier Pferden und 1 Karrenpferd. Die Schafzucht auf den Kloſterhöfen war beträchtlich. Die Wieſen ertrugen trotz ihres Umfangs nur 64 Fuder, ſodaß das Kloſter jährlich noch für 30 Schock Heu und Hafer kaufen mußte. Waldungen beſaß das Stift verſchiedene; das Einkommen aus dem Zellwalde, der unter dieſem Namen, nemus Zellense, zuerſt 1320 vorkommt, betrug 1540: 240 Schock; in demſelben hatte ſich das Hochſtift Meißen bei Verlegung des Kloſters an die Mulde den Holzſchlag zu ſeinem Bedarf ausbedungen, jedoch mit Ausnahme des für den Bedarf des Kloſters vorbehaltenen Theiles. Gartenbau haben die Mönche mit Eifer getrieben. In den Ringmauern des Kloſters wird ſchon 1286 ein geräumiger Garten erwähnt und bei der Aufhebung gab es dort deren vier, darunter einer der Paradies-, ein anderer der Tanzgarten genannt. Seine bedeutendſten Weinberge hatte das Kloſter bei Zadel, wo ſchon 1276 ein Laienbruder als Winzer und 1293 ein Bergverwalter angeführt wird und von wo Fröner die Ernte zu der im Kloſter befindlichen Preſſe fahren mußten; auch in ſeiner Nähe hat daſſelbe Verſuche mit Anpflanzung von Weinreben gemacht. Sein Bier braute das Kloſter ſelbſt, doch reichte der ſelbſt erbaute Hopfen dazu nicht aus, auch verurſachte das Malzen, Brauen und der Bierſchank mehrfache Streitigkeiten, beſonders mit Freiberg. Ferner beſaß es das Jagdrecht auf dem Grund und Boden ſeiner erſten Ausſtattung. Die Fiſcherei betrieb es in den an dem Pietzſchbache angelegten großen Teichen, von denen der dortige Walddiſtrict noch jetzt den Namen „Die Teiche" führt, außerdem beſaß es die ſogenannte wilde Fiſcherei in den beiden Striegis und der Mulde. Das Bergregal hatte Markgraf Otto der Reiche dem Kloſter nicht mit verliehen; Markgraf Dietrich ſuchte es aber dafür zu entſchädigen, indem er ihm einen beſtimmten Antheil, nämlich den unmittelbar nach dem Lehen des Kämmerers an der Nutzung der im Kloſtergebiete etwa zu eröffnenden Lehen zuſicherte. Als aber das Kloſter von dieſem Rechte Gebrauch machen wollte, proteſtirten die 24 Geſchworenen der Stadt Freiberg dagegen, weil daſſelbe ihnen zum größten Nachtheil ſei und ihre Berechtigungen dadurch zum größten Theil aufgehoben würden. Heinrich der Erlauchte entſchied 1241 dieſen Streit dahin, daß das dem Stifte zuſtehende Lehen und ebenſo das der freiberger Geſchworenen zu gleichen Theilen zwiſchen beiden getheilt werden ſollten.[6]) — Nicht außer Acht zu laſſen ſind bei der Ueberſicht über den Vermögensſtand des Kloſters die ſehr mannichfaltigen Frondienſte, zu denen die Unterthanen gegen daſſelbe verpflichtet waren; wie dieſe Fröner verköſtigt wurden, erfahren wir aus der Entſcheidung einer Streitigkeit mit den Unterthanen zu Diera, wonach dieſelben des Morgens Käſe, Brot und jeder ein paar Eier, des Mittags Fleiſch und Zugemüſe, zum Veſper Käſe und Brot und abends dieſelbe Verköſtigung wie mittags erhalten ſollten.

Zu den nutzbaren Rechten, welche das Kloſter beſaß, gehörte weiter die ihm ſogleich bei der Gründung verliehene Gerichtsbarkeit. Die früheren darauf bezüglichen Privilegien erweiterte Friedrich der Ernſthafte 1325 dahin, daß des Stifts Unterthanen erſt dann vor andere als des Kloſters Gerichte gezogen werden ſollten, wenn ihnen von jenen das Recht verweigert würde. Wie andere Ciſtercienſerklöſter genoß auch Zelle das Vorrecht, in

6) Tittmann, Heinrich der Erlauchte I, 199; II, 297.

Digitized by Google

allen eignen Angelegenheiten, bürgerlichen wie peinlichen, ſich des Zeugniſſes der eigenen Kloſtermitglieder zu bedienen, damit aus Mangel an Zeugen das Stift nicht etwa an ſeinen Rechten verlöre. Noch Anfang des 16. Jahrh. ließ der Vogt des Kloſters zu Zadel einen Weintraubendieb ohne weiteres hinrichten. Im J. 1540 wurde das ſteigende und fallende Einkommen aus der Vogtei auf 70 Schock jährlich berechnet. Die Gerichtsſtätten des Stifts waren für die alten Beſitzungen links der Mulde die Schultheißenämter zu Pappendorf, Loßnitz, Bockendorf, Dittersdorf und Kleinſchirma, wahrſcheinlich auch zu Mochau für die auf dem rechten Ufer, die ſpäter durch Kauf oder Schenkung an das Stift gelangten Beſitzuugen wurden in fünf weitere, in Hinſicht auf Einnahmen und Gerichtspflege getrennt gehaltene Aemter, Zadel, Altranſtädt, Leubnitz, Roſſen und Oberau, getheilt. Außerdem übte in Roßwein ein vom Abte beſtellter Richter die Gerichtsbarkeit; als aber die Stadt in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. ſich an Einwohnerzahl und Wohlſtand hob, ſtrebte ſie, ſich von der Hoheit des Stifts freizumachen, bis Markgraf Wilhelm die daraus mit Abt Witego entſtandenen Streitigkeiten dahin verglich, daß der Bürgerſchaft der Vorſchlag bei Beſetzung des Richteramts und anderer Rechte eingeräumt wurde, und im J. 1388 überließ Abt Franciſcus der Stadt die bürgerliche Gerichtsbarkeit ganz.

Was das Innere des Kloſters betrifft, ſo laſſen zwar Andeutungen auf eine anſehnliche Stärke des Convents ſchließen, beſtimmte Zahlenangaben darüber finden ſich jedoch in den erſten Jahrhunderten nicht; erſt aus dem 16. Jahrh. ſtammt die Nachricht, daß unter Abt Martin die Zahl der Kloſtergeiſtlichen über 80 betragen habe; 1499 waren aber nur 58 darin. Aus den benachbarten Adelsgeſchlechtern haben mehrere in Kloſterzelle das Mönchskleid genommen; außer denjenigen, welche zur Abtswürde emporſtiegen, werden als ſolche genannt Thyzo von Maltitz 1182, Heinrich von Colditz 1319, Heinrich von Bor 1431. Die Reihenfolge der Aebte iſt dieſe:

1) Heinrich I. (von Fulda oder Schmölln), früher Mitglied des Kloſters Pforta, 1175—1179; 2) Witelinus (von Eiſenach), 1179—1187; 3) Matthäus, der von Papſt Innocenz III. neben dem Erzbiſchofe von Magdeburg und dem Abte von Bürgel in der Streitſache Königs Ottokar von Böhmen und ſeiner Gemahlin Adela mit Auftrag verſehen wurde, 1187—1208 oder 1209; 4) Ludeger, legte nach 26. Aug. 1211 ſeine Würde nieder, übernahm dieſelbe aber 1224 wieder, geſt. am 26. Febr. 1234; 5) Winnemar 1213; 6) Gerhard 1215; 7) Johannes I. 1235; 8) Heinrich II. 1236, geſt. am 6. Sept. 1239; 9) Dietrich I.; 10) Eberhard, von 1241—1250 mehrfach genannt; 11) Martin I. in den J. 1254 und 1260 Abt, 1262 aber Pförtner; 12) Matthias zwiſchen 1262 und 1267; 13) Dietrich II. 1269; 14) Burchard bis 1283 erwähnt; 15) Heinrich III. reſignirte nach 1289, lebte aber noch 1297; 16) Johannes II. 1293—1298 als Abt genannt, reſignirte ebenfalls und lebte noch 1315; 17) Wilhelm (von Torgau) ſeit 1300, 1304 in der Elbe ertrunken; 18) Friedrich (von Oederan) 1305—1312; 19) Philipp 1313; 20) Johannes III. 1315—1318 erwähnt; 21) Cornelius 1320; 22) Johannes IV. 1320—1325; 23) Heinrich IV. (von Oederan) 1328—1334; 24) Johannes V. (von Honsberg) ſeit 1334, reſignirte, lebte noch 1348; 25) Konrad (von Schönberg) zwiſchen 1346 und 1354; 26) Johannes VI. (Mockow, Mochab) ſeit 1356, am 3. Oct. 1362 von Ritter Kaspar von Kudeſchow ermordet; 27) Witego (von Maltitz) der erſte, der ſich „von Gottes Gnaden" ſchreibt, geſt. vor 1385; 28) Franciſcus 1385—1411, geſt. 11. Mai; 29) Vincenz (Gruner aus Zwickau) 1411—21. Dec. 1442; Papſt Martin V. bewilligte ihm für ſeine Perſon den Gebrauch der Biſchofsmütze, des Rings und anderer biſchöflichen Ehrenzeichen, welche Auszeichnung das Baſeler Concil 1440 den Aebten von Zelle im allgemeinen verlieh; 30) Johannes VII. (von Hirſchberg) 1411—1449; 31) Johannes VIII. (Hilner oder Hilger) 1450—1470; 32) Anton (Schröter, von Mitweida), geſt. am 4. Dec. 1490 (?), vielleicht vorher abgeſetzt; 33) Leonhard (Steinmetz, von Lichtenfels), geſt. am 3. Juni 1493; 34) Martin II. (von Lochau), zuerſt genannt am 30. Aug. 1495, geſt. im März 1522, 1501 nebſt dem Prior von dem Mönche Friedrich Merkel mörderiſch angefallen und gefährlich verwundet; 35) Paul (Bachmann, von Chemnitz), geſt. 1537 oder 1538; 36) Andreas (Schmiedewald, von Roßwein), geſt. Anfang 1545.

Seit Gründung des Kloſters Marienſtern in der Oberlauſitz war der Abt von Altzelle zum Viſitator deſſelben beſtellt. Den Aebten allein, ohne Zuziehung des Convents, ſtand die Beſetzung der unter dem Patronat des Stifts ſtehenden Pfarren und anderer geiſtlicher Stellen zu, deren bei Aufhebung deſſelben, nachdem mehrere früher davon abgekommen, noch 23 waren. Incorporirt waren die Kirchen zu Grimma, Leubnitz, Roſſen und Zadel. Wie alle Ciſtercienſerklöſter war auch dieſes von der biſchöflichen Aufſicht eximirt, doch verblieb den Biſchöfen von Meißen die geiſtliche und weltliche Gerichtsbarkeit in den unter daſſelbe gehörigen Pfarreien, ſowie die Beaufſichtigung der Seelſorge im Stifte ſelbſt und deſſen Kirchen in der nämlichen Weiſe, wie die Biſchöfe von Naumburg dieſe zu Pforta übten. Regelmäßig in den Faſten kamen die Biſchöfe auf vierzehn Tage in Perſon nach Zelle, um Kenntniß zu nehmen von den ihrem Wirkungskreiſe überlaſſenen Gegenſtänden. Biſchof Bruno II. ertheilte 1223 dem Stifte das Recht, alle diejenigen, welche mit dem Convent in Brüderſchaft geſtanden, an dem von dieſen ſelbſt gewählten Orte zu beerdigen, vorausgeſetzt, daß ſie ihre Parochialkirche teſtamentariſch bedacht hätten. Mit dem meißener Domkapitel trat es 1255 in Brüderſchaft aller guten Werke. Ueberhaupt hat das freundliche Verhältniß deſſelben zu dieſem wie zu dem Biſchofe nur ſelten eine Störung erlitten. Eine langwierige Streitigkeit mit letzterm entſtand über die Verpflichtung des Kloſters, den Biſchof nebſt Gefolge alljährlich zu Oſtern während deſſen vierzehntägiger Anweſenheit auf eigene Koſten zu verpflegen.

Digitized by Google

Nachdem das Kloſter Dobrilugk, dem die gleiche Verpflichtung oblag, wegen Verweigerung derſelben im J. 1353 verurtheilt worden war, kaufte ſich Kloſterzelle am 6. Febr. 1388 von dieſer Laſt durch Zahlung von 100 Schock Freiberger Groſchen auf ſo lange los, als der Biſchof oder deſſen Nachfolger dieſe Summe nicht zurückgezahlt haben würden. Letzteres ſcheint geſchehen zu ſein, denn im J. 1401 löſten die Klöſter Dobrilugk, Zelle und Buch die Verpflichtung abermals, unter dem gleichen Vorbehalt, mit 1120 ungar. Dukaten auf drei Jahre ab. Als aber Biſchof Johann V. dieſe Summe zurückzahlen wollte, verweigerten jene die Annahme, ſowie nach erfolgter Hinterlegung derſelben die geforderte Verpflegung (procuratio). Der Biſchof belegte daher die Aebte und einige Mitglieder der drei Klöſter mit dem Banne, dieſe aber appellirten nach Rom, verpflichteten ſich am 3. Juni 1481 zur gegenſeitigen Vertheidigung ihrer Rechte und Freiheiten bei 200 Fl. Strafe für das dieſer Vereinigung zuwiderhandelnde, und der Conſervator der Rechte des Ciſtercienſerordens erklärte die ausgeſprochene Excommunication für nichtig. Da ſich jedoch in Rom die Entſcheidung verzögerte, nahmen ſich Kurfürſt Ernſt und Herzog Albert der Sache an und bewirkten, um dem andauernden öffentlichen Aergerniſſe ein Ende zu machen, im J. 1487 zu Leipzig einen Vergleich, durch welchen die Biſchöfe gegen eine anderweite Zahlung von 1500 rhein. Goldgülden auf die Procuration verzichteten.[7] Einige Beſitzungen des Kloſters, nämlich Altranſtädt, Groß- und Klein-Glaſau, Groß-Lehna, Oetzſch, Kleinmiltitz und Willouber lagen im merſeburger Sprengel, einige auch, nämlich Lowoſitz und etliche böhmiſche Dörfer, in dem von Prag.

Die erwähnte Verpflichtung zur Gaſtung lag dem Kloſter auch dem Markgrafen, ſeinem Gefolge, Abgeſandten und Beamten gegenüber ob, bis auf wiederholte Klagen über dieſe ſchwere Laſt Friedrich der Ernſthafte 1328 eine inhibitio hospitalitatis gewährte und ſein Nachfolger ſie 1357 erneuerte; ſie war aber ſogar eine allgemeine. Abgeſehen von den Spenden, welche den vorſprechenden oder umwohnenden Armen an beſtimmten Tagen oder gelegentlich gereicht wurden, erhielt jeder vorſprechende Reiſende im Kloſter Almoſen oder Herberge und Verköſtigung. In Bezug auf letztere war genau beſtimmt, was jedem nach ſeinem Stande zu reichen war, nämlich dem Edelmanne Suppe, Zugemüſe und zwei Gerichte Fleiſch, Fiſch oder Eier mit Kloſterbier und einer Viertelkanne Wein, dem Reiter Suppe, Zugemüſe und ein Gericht Fleiſch, Fiſch oder Eier mit Bier, dem Fußgänger nur Suppe und ein Stück Fleiſch, Fiſch oder Eier. Wenn wir nun von Abt Paulus hören, daß die Zahl der auf dieſe Weiſe im Kloſter beherbergten und verpflegten Reiſenden ſich binnen drei Jahren auf 14,000 zu Roß und 20,000 zu Fuß belaufen habe, ſo werden die wiederholten Klagen über die durch dieſe Gaſtung aufgelegte drückende Laſt begreiflich.

Alle Gewerbe, welche die nothwendigen Lebensbedürfniſſe liefern, wurden, in Gemäßheit der Ordensregel, mit Benutzung der ſelbſterbauten Rohſtoffe, im Kloſter ſelbſt betrieben; es fanden ſich darin Müller, Bäcker, Brauer, Fleiſcher, Tuchmacher, Schuhmacher, Schmiede, Schneider u. ſ. w. Auch nahmen dieſe Handwerker Lehrlinge an und entließen die ausgelernten als Geſellen. Da aber andere Handwerker, namentlich die Tuchmacher, dieſes Recht dem Kloſter beſtritten und ſolchen, welche ſtatt in einer Stadt und bei einer Innung im Kloſter gelernt hatten, die Aufnahme verweigerten, ſo ertheilte Kurfürſt Friedrich der Sanftmüthige am 6. Febr. 1454 demſelben ausdrücklich das Privilegium, daß jeder, der mit Briefen beweiſe, daß er ehelich geboren ſei und ſein Handwerk im Kloſter erlernt habe, er ſei Tuchmacher, Schmied, Schneider oder eines andern Handwerkes, von den Meiſtern der kurfürſtlichen Städte zu ihrem Handwerke aufgenommen werden ſolle. Auch eine Apotheke befand ſich im Kloſter, nach dem Inventar derſelben von 1540 zu ſchließen, jedoch nur von geringem Umfange.

Einer im Kloſter befindlichen Schule geſchieht keine Erwähnung, niemals wird ein scholasticus deſſelben genannt. Dennoch wurde daſſelbe in ſpäterer Zeit auch eine Pflegeſtätte der Gelehrſamkeit, namentlich ſeitdem auch von Zelle aus das mittels einer Schenkung Kaiſer Karl's IV. von 1374 an der Univerſität Prag geſtiftete Bernhardinercollegium als Unterrichtsanſtalt für die jüngeren Ordensmitglieder benutzt wurde. Der Ruhm aber, den wiſſenſchaftlichen Charakter des Stifts begründet zu haben, gebührt dem Abte Vincenz Gruner, der, nachdem er erſt lector der jüngeren Mönche daſelbſt geweſen, 1395 als baccalaureus artium, 1398 als magister an der Univerſität Prag genannt wird, ſich 1409 unter den nach Leipzig Auswandernden befand, dort der erſte theologiſche Profeſſor geweſen ſein ſoll, gewiß aber im Sommer 1410 Dekan der philoſophiſchen Facultät und im Winter Rector, dann Vicekanzler geweſen iſt, worauf er mit der Abtswürde bekleidet wurde. Sein Werk iſt die Errichtung eines Bernhardinercollegiums nach dem Muſter des zu Prag beſtehenden bei der Univerſität Leipzig. Von der Hauptverſammlung zu Citeaux wurden die von den Aebten der Ordensprovinz im September 1411 gemachten Vorſchläge genehmigt, die Klöſter des Ordens in Meißen, Thüringen, Sachſen, Heſſen, Weſtfalen und den angrenzenden Ländern zur Benutzung deſſelben berechtigt, wofür ſie auch zum Bau und zur erſten Einrichtung Beiträge zahlen mußten und der Abt von Zelle mit der Einrichtung und beſondern Leitung des Collegiums beauftragt, welches ſeitdem von den zelliſchen Mönchen fleißig benutzt wurde, ſodaß die ſpäteren Aebte des Kloſters ſämmtlich daſelbſt ſtudirt haben. Mag. Georg, Profeß des Kloſters Zelle, war 1426 der erſte Vorſteher des Collegiums. Papſt Martin V. ermächtigte zur Aufmunterung der Studirenden 1426 das Stift Zelle, denſelben während des Aufenthalts auf dieſer Anſtalt den Genuß des Fleiſches auch an Faſttagen zu geſtatten und im J. 1466 (26. Juni) beauftragte Abt Wilhelm von Morimund bei ſeiner Anweſenheit in Kloſterzelle den

7) Cod. dipl. Sax. reg. II, I, No. 470; II, 759; III, 1234. 1245a. 1251a. 1258.

Digitized by Google

dortigen Abt mit der Sorge für die Pflege und das Gedeihen des Collegs.[8]) Im J. 1509 wurde es von Abt Martin II. mit Beihülfe der übrigen Klöſter der Landſchaft neu erbaut. Mehrere der zelliſchen Aebte glänzten ſeitdem durch Gelehrſamkeit. Abt Anton Schröter, Magiſter der freien Künſte und Baccalaureus der Theologie, ſoll ſogar über ſeinen gelehrten, namentlich philologiſchen und chemiſchen Studien, die Pflichten ſeiner Würde vernachläſſigt und deshalb abgeſetzt worden ſein, auch ſtand er mit König Matthias von Ungarn in Briefwechſel, womit wol zuſammenhängt, daß im J. 1480 unter Leitung des Abts Andr. Voigt 14 Mönche, 13 hospites und 2 conversi nach Ungarn gingen, um dort eins der vielen im Laufe des 15. Jahrh. in Verfall gerathenen Klöſter wieder aufzurichten. Von ſeinem nicht minder gelehrten Nachfolger Leonhard Steinmetz, Doctor der Theologie, bewahrt die leipziger Univerſitätsbibliothek noch jetzt Schriften auf. Seine höchſte wiſſenſchaftliche Blüte erreichte Kloſterzelle unter Abt Martin II., ebenfalls Doctor der Theologie, der ſchon vor ſeiner Erhebung zum Abt als Lehrer der Conventualen mit großem Eifer wirkte, auch zum Unterricht derſelben auswärtige Gelehrte, z. B. Matthäus von Königsſaal, Petrus Moſellanus, des Hebräiſchen wegen den Rabbiner Anton Margarita berief, die Kloſterbibliothek weſentlich vermehrte, mit Erasmus, Reuchlin und andern berühmten Männern in Verbindung ſtand und ſich ihrer Achtung erfreute. Man darf annehmen, daß in dieſen Zeiten ſämmtliche Kloſtermitglieder auf Univerſitäten ſtudirt und eine große Zahl derſelben ſich geiſtliche Würden erworben hatten; unter Abt Martin befanden ſich unter den Conventualen vierzehn, die die Würde eines Baccalaureus erlangt hatten. Zu den hervorragenden Mitgliedern derſelben gehörten der Prior Petrus Preuße, zwiſchen 1417 und 1432, der namentlich bei des Kloſters Rechtsſtreitigkeiten als deſſen Procurator und Syndikus fungirte, ſpäter Pfarrer in Leubnitz; Michael Schmeltzer aus Geithain, ſeit 1494 Prior, Magiſter und Baccalaureus der Theologie, auch in den alten Sprachen und der Philoſophie bewandert, ein ausgezeichneter Redner und Muſiker, ſowie ein fleißiger Schreiber, deſſen Handſchrift in der zelliſchen Bibliothek öfters wiederkehrt. Die Bibliothek des Kloſters, über welche der Cuſtos die Aufſicht führte, entſtand durch den von dem Mutterkloſter Pforta dahin geſendeten Stamm, der mit einigen der nothwendigſten Bücher vermehrt wurde. Von Abt Martin rühmt der gelehrte Mich. Meurer, daß ſie durch deſſen Beſtreben mit Unterſtützung einiger Brüder und frommer Männer reich an den ausgezeichnetſten Werken ſei, ſich über alle Künſte, über alles heilige und irdiſche Wiſſen erſtrecke und die älteſten, richtigſten und ſeltenſten Handſchriften aus jeder Wiſſenſchaft enthalte. Doch wird dieſes überſchwengliche Lob durch die aus der zelliſchen Bibliothek in die der Univerſität Leipzig übergegangenen 242 Handſchriften nicht gerechtfertigt. 180 derſelben gehören der Theologie und Kirchengeſchichte, 8 der Jurisprudenz nebſt Kanoniſchem Rechte, 42 der Medicin und 12 der Philoſophie, Geſchichte, Aſtronomie, Poeſie u. ſ. w. an, aber keine davon iſt von beſonderm innerm oder äußerm Werthe, namentlich befinden ſich darunter keine Handſchriften von Claſſikern. Mehrere dieſer Manuſcripte ſind im Kloſter ſelbſt geſchrieben. Schon 1206 ſchenkte der zelliſche Mönch Ludeger auch der Bibliothek des Domſtifts Meißen einen von ihm ſelbſt geſchriebenen Augustinus De civitate Dei.

An äußern Schickſalen iſt die Geſchichte des Kloſters nicht reich. Die Verwüſtungszüge der Huſſiten haben es nicht getroffen[9]); das gute Einvernehmen mit den benachbarten Grundherren geſtattete ihm ein friedliches Daſein, nur ſelten hatte es Befehdung zu erdulden. Im J. 1319 lag Heinrich von Schellenberg in Acht und Interdict, weil er durch Raub und Brand dem Stifte Beſchädigungen, die auf 50 Mark geſchätzt wurden, zugefügt hatte; deshalb in die Acht erklärt, verlor er ſeine Güter, mit denen 1324 Markgraf Friedrich von Ludwig dem Baier belehnt wurde. Simon Bottemer in Marbach befehdete das Kloſter im J. 1513, weil er dem Vogte deſſelben eine Schuld am Tode ſeines Bruders beimaß, bis Herzog Georg dieſe Sache durch Ernſt von Schönberg und den Hofmarſchall Jakob von Schönberg vergleichen ließ. Im J. 1529 ſagte ein anderer Einwohner von Marbach, Hans Meyhe, der Stadt Roßwein Fehde an und noch im J. 1540 ſetzte das Stift 40 Gulden rhein. Belohnung demjenigen aus, der einen gewiſſen Jakob Kaldenacht aus Dresden gefänglich einbringen würde, welcher in Leubnitz einen Fehdebrief mit Brand und Beſen angeheftet hatte. Gefährlicher wurde dem Kloſter die Reformation Luther's. Trotz ſeiner heftigen Feindſchaft gegen dieſelbe konnte Abt Paulus Bachmann nicht verhindern, daß die Auflöſung, wie andere, ſo auch den Convent von Zelle ergriff und einzelne Mitglieder deſſelben ſich eigenmächtig entfernten. Die völlige Aufhebung des Kloſters erfolgte gleich der der übrigen Klöſter im Albertiniſchen Sachſen erſt, nachdem Herzog Heinrich der Fromme ſeinem Bruder Georg in der Regierung gefolgt war, ohne Widerſtand. Als am 18. Febr. 1540 die herzogliche Sequeſtrationscommiſſion nach Zelle kam, die Ablegung des Ordenskleides verlangte, die Verpflichtung zu dem durch die Regel gebotenen Stillſchweigen aufhob und jedem Mitgliede freiſtellte, gegen Darreichung einer Abfindung in Geld das Kloſter zu verlaſſen, begnügte ſich Abt Andreas mit der mündlichen Verwahrung: „er könne nicht wider den Strom

8) Cod. dipl. Sax. II, XI, No. 6. 8. 16. 138.

9) Allerdings nimmt Cod. dipl. Sax. reg. II, V, p. 155 auf Grund eines Berichtes des Raths von Erfurt an den von Göttingen vom 29. Dec. 1429 (Wy das dyſelben vorboeten ketzere mit groſzer ſamenunge und ganzen macht mit yrer waynborg über walt komen ſind in das land zu Mieſzen und Zcelle das erliche cloſter gewunnen u darynne umbelang mechticlichen legen) an, daß der am 14. Dec. dieſes Jahres unter Prokop Holy von Prag aufgebrochene Huſſitenzug auch das Kloſter Zelle eingenommen habe, doch gibt keine urkundliche Notiz eine Beſtätigung dieſer Angabe. Die Annales Vet.-Cell. (Pertz SS. XVI, 47) wiſſen nur, daß die Ketzer Zabel verbrannt und zwei Brüder daſelbſt ermordet haben.

Digitized by Google

ſchwimmen, wolle aber vor Gott proteſtirt haben, daß er ſolches zu thun ganz unwillig ſei, doch dem Fürſten zu Gefallen". Nur zwei hochbetagten Mönchen wurde das Unterkleid beizubehalten geſtattet, weil ſie, im Siechenhauſe befindlich, dort keinen Anſtoß damit gaben. Der Convent zählte damals nur noch 20 eingekleidete Mitglieder, außerdem 1 Novizen und 8 Laienbrüder. Die Zurückbleibenden wurden auch fernerhin der Leitung des Abts unterſtellt; für diejenigen von den Jüngeren, welche ſich zum Studiren bereit erklärten, ſollte ein Magiſter zum Halten von Vorleſungen und zum Predigen geſchickt, und ein Baccalaureus zum Unterricht in den Anfangsgründen der Grammatik gehalten und von dem Kloſter beſoldet werden. Im folgenden Jahre wurde von den Beauftragten der Landſtände, denen Herzog Heinrich die Verfügung über die eingezogenen Kloſtergüter überlaſſen hatte, mit dem Abte Andreas, „da er dem Kloſter wohl vorgeſtanden", über die Verwaltung des ganzen Kloſterguts ein Vertrag abgeſchloſſen, wonach er ſich zum Unterhalt und der Beköſtigung der Stiftsbewohner, der Beherbergung und Speiſung der einkehrenden Reiſenden, der Uebernahme einiger Leiſtungen an Kirchendiener und Arme und überdies zur Zahlung eines jährlichen Pachtgeldes von 2000 rhein. Gulden verpflichtete. Aus dem Walde ſollte er nicht über 400 Gulden Holz im Jahre verkaufen; da jedoch die Unterthanen, „welche ſich vom Walde nährten", bei ſo geringem Holzſchlage ſich nicht erhalten zu können erklärten, wurde dieſe Summe auf 600 Gulden erhöht.[10]) Die Kloſterbibliothek wurde 1543 Kaspar Börner zur Einverleibung in die der Univerſität Leipzig übergeben[11]); einzelne gedruckte Werke aus derſelben ſind auch in die dresdener Bibliotheken gelangt. Nach dem ſchon Anfang 1545 erfolgten Tode des Abts Andreas wurde das Kloſter dem ehemaligen Schreiber des Abts Paulus, Kilian Schmidt, für 2300 Gulden jährlich verpachtet, wobei Herzog Moritz beſtimmte: „Wiewol Wir ihm das Kloſter verpachtet, ſo ſoll es doch den Namen haben, als hätten Wir ihm das auf Rechenſchaft eingethan und er mag ſich das auch alſo männiglich vernehmen laſſen." Im J. 1547 waren nur noch 8, 1556 2 Ordensperſonen im Kloſter; 1565 iſt der letzte derſelben, Georg Heſſe aus Döbeln, vormals Vogt des Kloſters, mit Tode abgegangen. Im J. 1553 wurde das Kloſter nebſt Zubehör an Jörgen Oeſterreicher erblich übereignet, von demſelben aber ſchon 1555 gegen Zahlung von 40,000 Gulden wieder eingelöſt und das Kloſtergebiet mit Ausnahme der Aemter Leubnitz, Oberau, Zadel und Ranſtädt, über die ſchon anderweitig verfügt war, dem Amte Noſſen einverleibt. So wurde Kloſterzelle ein Kammergut, was es noch jetzt iſt, deſſen Beſtand aber im Laufe der Zeit mehrfache Veränderungen erlitten hat. Vieles davon iſt in den erſten Jahren nach der Aufhebung zu unverhältnißmäßig niedrigen Preiſen weggegeben worden. Am ſchlimmſten erging es den Kloſtergebäuden, deren Demolirung förmlich ſyſtematiſch betrieben wurde. Das Hauptgeläute erhielt die Frauenkirche zu Dresden, andere von den vorhandenen zwölf Glocken wurden etlichen umliegenden Kirchen überlaſſen. Der Hochaltar kam in die Kirche zu Roßwein, kleinere Altäre in die zu Noſſen, Etzdorf, Gleisberg und Döbeln; Altargemälde nach Oſſegg, wol auch nach Mühlberg und Belzig, eine der beiden Orgeln[12]) durften ſich die Marienberger aneignen. Beſonders verhängnißvoll wurde denſelben der große Bau, den Kurfürſt Auguſt 1557 an dem Schloſſe Noſſen ausführte; Baumaterialien aller Art wurden für denſelben in Zelle abgetragen und daneben gingen die Bewilligungen von eben ſolchen an Private und Gemeinden ungeſtört fort, das ungerechnet, was eigenmächtig fortgeſchafft worden ſein mag. Der Kirchfahrt Noſſen wurden 1563 zum Neubau ihrer abgebrannten Kirche bewilligt: die grünen Ziegel auf dem Gange im Paradiesgarten, Mauerwerk ſammt Fenſtern, Geſimſen und Thüren, ein Altarſtein u. ſ. w., dann im J. 1578 6000 und ſpäter nochmals 15,000 Mauerziegel. Zwar hatte der Kurfürſt am 4. Febr. 1559 dem Schöſſer zu Noſſen anbefohlen, die Fürſtenkapelle und Kirche in Zelle, darin ſeine Vorfahren ihr Begräbniß gehabt, weſentlich und baulich zu erhalten und ihre wandelbare Dachung zu beſſern, aber trotzdem war 1580 „in der Abtei, der Kirche und der Kapelle daran alles zerbrochen, zerſchlagen und mehrentheils an Dachungen und Gebäuden eingegangen", die Thurmſpitze heruntergebrochen und 1583 wurde der Kirchfahrt Noſſen auf ihre Bitte ſogar geſtattet, die ganze Kirche, da die Reparatur derſelben zu koſtſpielig ſein würde, übrigens mehrentheils auch die Leichenſteine von den Gräbern aufgehoben und verbaut ſein ſollten, einzubrechen und das Material zu Kirchen- und andern gemeinen nothwendigen und nützlichen Gebäuden anzuwenden.[13]) Ein gewiſſer Goltzſch ließ die Gräber in der Andreaskapelle erbrechen und beraubte ſie. Was dieſe Verwüſtungen übriggelaſſen hatten, vernichtete ein Blitzſtrahl, der am 10. Juni 1599 in die Kirche einſchlug. In dieſem Verfall lag die Ruine, bis Kurfürſt Johann Georg II. im J. 1676 wenigſtens die Gräber aufſuchen und den Raum, den ſie einnahmen, mit einem Gewölbe überbauen ließ; doch erſt Friedrich Auguſt III. ließ 1787 die unter den Trümmern noch aufzufindenden Ueberreſte ſeiner Ahnen in vier ſteinerne Särge ſammeln und in einer neuerbauten Begräbnißkapelle auf der Stelle des hohen Chors der alten

10) Nach dem auf das J. 1541—42 noch vorhandenen Regiſter iſt faſt alles ſtammweiſe verkauft worden. Drei Eichen koſteten 6 Fl. 4 Gr., zwei Buchen 25 Gr. und 30 Gr., 36 Linden von 4 Gr. 8 Pf. bis 8 Gr. das Stück, übrigens iſt die Mehrzahl der Stämme, wahrſcheinlich Nadelholz, zu 10, 12 und 15 Groſchen der Stamm berechnet. 11) Das 1514 über dieſelbe gefertigte Verzeichniß: Index Bibliothecae Veteris Cellae Coenobii Cisterc. in Misnia von 16 Bogen Stärke iſt von Leipzig aus an Spalatin, den Vorſtand der wittenberger Bibliothek, geliehen worden, mit dieſer nach Jena gekommen, daſelbſt aber verloren gegangen. Mylius, Memorabilia Bibliothecae Jenensis p. 23a.

12) Im J. 1419 ließ Abt Vincenz zwei neue Orgeln in ſeiner Kirche bauen. Dies iſt die erſte Erwähnung dieſes Inſtruments im meißener Lande, es müſſen aber alſo ſchon früher deren vorhanden geweſen ſein. 13) von Weber, Archiv für ſächſ. Geſchichte VII, 414 fg.

Kirche unter einem gemeinſamen Denkmale beiſetzen. Von dem Kloſter iſt außer den weiten Ringmauern mit dem kunſtvoll gearbeiteten Hauptthore wenig mehr vorhanden als einige Grundmauern der Kirche und von der Abtei der Vordertheil mit drei hohen Fenſtern des untern und einem des obern Stockwerkes, die ſich maleriſch aus den umgebenden Gartenanlagen erheben; der Remter dient gegenwärtig als Kuhſtall. Um die Erhaltung dieſes Wenigen hat ſich der Sächſiſche Alterthumsverein zu Dresden verdient gemacht, auch hat derſelbe einige Ausgrabungen unternommen; in ſeinen Sammlungen bewahrt er aus Zelle ſtammende Bruchſtücke eines ein geometriſches Muſter bildenden Fußbodens aus rothen und ſchwarzen Ziegeln, ſowie Zeichnungen einzelner Architekturſtücke.

Die Annales Veterocellenses ſind eine Chronik des Meißniſchen Fürſtenhauſes, der dieſer Name von Fabricius und Albinus beigelegt worden iſt. Sie ſind aber weder Annalen, noch können ſie in Zelle verfaßt ſein, da ſie von dieſem Kloſter ſehr wenig handeln; vielmehr vermuthet der neueſte Herausgeber derſelben, J. O. Opel[14]), den Verfaſſer derſelben in dem Joannes Tylich, der ſich im J. 1413 ſelbſt als Decretorum doctor minimus, Praepositus Canonicorum regularium monasterii S. Mauritii extra muros Nuemburgenses bezeichnet und den ſchon Frühere für den Ueberarbeiter und Fortſetzer derſelben gehalten hatten. Wirkliche kurze Annalen von Altzelle ſind als Chronicon Veterocellense minus von Mencke, SS. II, 435—446, von Pertz, SS. XVI, 41—47 als Annales Veterocellenses mit Unterſcheidung des Alters der verſchiedenen Notizen herausgegeben worden. Schon im 12. Jahrh. begonnen, ſchließen ſie ſich den Excerpten aus Hugo von Fleury, Ekkehard und den Erfurter Annalen bis 1166 an und reichen bis 1484.[15])

Quelle: E. Beyer, Das Ciſtercienſer-Stift und Kloſter Alt-Zelle in dem Bisthume Meißen (Dresden 1855). (*Th. Flathe.*)

KLOTHO (*Κλωθώ*, von *κλώθειν* ſpinnen), nach der maßgebenden Stelle der Heſiodeiſchen Theogonie eine der drei Moiren, Tochter des Zeus und der Themis (V. 904; vgl. *Apollod.* I, 3). Doch wird ſie in einem lyriſchen Bruchſtücke der beſten Zeit (*Stob.* Ecl. I, 5, 12 = Poet. lyr. Gr. vol. III fr. adesp. 140, p. 733) mit Lacheſis zuſammen angerufen als Tochter der Nacht[1]), und dieſelbe Abſtammung wird ihr beigelegt an einer früheren als interpolirt geltenden Stelle der Theogonie (V. 218). Sie nimmt unter den drei Schickſalsſchweſtern bei Heſiod die erſte Stelle ein und wird auch ſonſt (*Pind.* Isthm. V, 17 *ὑψίθρονον Κλωθώ κασιγνήτας τε*) als die vornehmſte allein namhaft gemacht. Die Bedeutung ihres Namens erklärt dieſe Bevorzugung zur Genüge. Er knüpft an die älteſten und volksthümlichſten Anſchauungen vom Schickſalswalten an. Bereits in der Odyſſee und im letzten Geſange der Ilias (V. 525) finden wir das Bild vom Zuſpinnen (*ἐπικλώθειν*) des Schickſals[2]), einmal ſogar den Namen *Κλῶθες* (Spinnerinnen) für die noch nicht in beſtimmter Anzahl vorgeſtellten Schickſalsgöttinnen. Weiteres in dem Artikel Moiren. (*O. Crusius.*)

KLOTZ (Christian Adolf), Philolog, am 13. Nov. 1738 in Biſchofswerda (bei Dresden) geboren. Sein Vater war Johann Chriſtian Klotz, dort Superintendent, ſeine Mutter Chriſtiane Friederike, geb. Auenmüller. Beide zeigten großen Eifer in der Erziehung dieſes Sohnes, ſahen aber in den erſten Jahren dabei wenig Erfolg. Erſt ſeit dem 7. Lebensjahre begann er fleißiger zu lernen, aber ſeine erſten Lehrer verſtanden es nicht ihn zu feſſeln. Er ging ſeinen eigenen Weg und legte ſich hauptſächlich auf Verſemacherei in der Mutterſprache, worin er es zu einer großen Geläufigkeit gebracht hatte.[1]) Im J. 1752 glückte es dem Vater, auf der Fürſtenſchule in Meißen dem Knaben eine Stelle zu verſchaffen. Den wohlthätigen Einfluß dieſer Schule hat er nicht erfahren; den Rector Hoere hat er wiederholt tadelnd erwähnt[2]), des Conrectors Cleemann dagegen dankbar gedacht, weil dieſer die Bekanntſchaft mit den beſten deutſchen Dichtern gefördert und dadurch die Bildung ſeines Geſchmacks gefördert hatte. Von ihm ſcheint es auch ausgegangen zu ſein, daß er mit größerem Ernſte lateiniſche Dichter las. Aber die ſtrenge Zucht und das abgeſchiedene Leben der Schule mochten ihm nicht behagen und mancherlei Conflicte mit der Behörde herbeiführen; er wußte ſeinen Vater zu beſtimmen, daß dieſer die Entlaſſung des Sohnes vor der geſetzlichen Zeit bei der dresdener Behörde auswirkte. Den jungen Burſchen wollte der Vater noch nicht der Ungebundenheit des akademiſchen Lebens überlaſſen, daher ſchickte er ihn noch auf eine andere Schule. Er wählte das nahe Görlitz, deſſen Schule damals an Chr. Fr. Baumeiſter einen tüchtigen Rector hatte, unter deſſen beſondere Obhut er kam. Hier legte er den Grund zu ſeiner genaueren Kenntniß des Lateiniſchen, hier übte er ſich auch mit dem beſten Erfolge in lateiniſcher Verſification. Baumeiſter konnte ihn mit Recht unter ſeine beſten Schüler zählen und auch Erneſti erkannte ihn als ſolchen an.[3]) Klotz ſelbſt hat dieſer Zeit ſtets dankbar gedacht und rühmt beſonders bei den philoſophiſchen Studien die Hinweiſung auf die griechiſchen Quellen und die Anregung für griechiſche Lectüre. Homer habe er mit ſeinem Freunde Neumann in 24 Tagen durchgeleſen, aber auch andere Dichter, wie Heſiod, Sophokles, Theokrit und Anakreon hinzugefügt.[4]) Da er Theolog werden ſollte, lernte er natürlich Hebräiſch und übte ſich ſogar vielfach im Predigen auf den benachbarten

---

14) In den Mittheilungen der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig, Bd. 1, 2. Heft, 1874. 15) Wattenbach, Deutſchlands Geſchichtsquellen.

1) Doch muß es bei dem Zuſtande des Bruchſtücks unentſchieden bleiben, ob wir hier wirklich die eulyſiſche Zweizahl (*Paus.* X, 24, 4) anzuerkennen oder den Ausfall eines Namens anzunehmen haben.

2) Welcker, Götterlehre III, 14. — Roſcher, Nektar und Ambroſia, S. 100 fg.

1) Eleg. praef. p. 6. 2) Müller's Geſchichte der Fürſtenſchule Meißen II, 137; Flathe, St.-Afra, S. 263. 3) Briegleb in Harles Vit. phil. II, 15. 4) Eleg. praef., p. 8.

Digitized by Google

Dörfern und ſelbſt in der Vaterſtadt. Inwieweit er ſich mit den Herrnhutern eingelaſſen hatte, läßt ſich nicht genauer angeben. Der Rector entließ ihn mit den Worten, die einſt Vokerodt in Gotha ihm nachgerufen hatte: si eris malus, eris pessimus, si eris bonus, eris optimus, und ſtellte damit ein gutes Zeugniß aus über ſein frühreifes Talent und ſein gutes Wiſſen. Noch als Schüler hatte er ein carmen in excidium ruinamque Zittaviae d. XXIII. Jul. a. LVII. funditus eversae drucken laſſen, das ſogar einer deutſchen Ueberſetzung gewürdigt wurde. Bei ſeinem Abgange veröffentlichte er eine kleine Schrift: Pro M. Tullio Cicerone adversus Dionem Cassium et Plutarchum dissertatio, in welcher Cicero gegen die Beſchuldigungen der Eitelkeit und der Ruhmſucht gerechtfertigt werden ſoll.

Am 25. April 1758 wurde er auf der Univerſität Leipzig immatriculirt; er wollte ſich der eleganten Jurisprudenz widmen, wie man damals die Verbindung des Rechts- mit dem Alterthumsſtudium, insbeſondere mit der römiſchen Literatur nannte. Der Vater hatte ihn der beſondern Aufſicht des Hofraths Bel empfohlen, der ſich ſeine Entwickelung ſehr angelegen ſein ließ, aber auch auf manche ſpätere üble Richtung Einfluß gewann. Dadurch, daß er ihm den Zugang zu ſeiner Bibliothek eröffnete, unterſtützte er die Neigung zu autodidaktiſchen Studien und beſtärkte ihn in ſeiner Abneigung gegen regelmäßige Studien und den Beſuch der Vorleſungen (nur bei Bel, Erneſti, Reiske, Sammet und Seger hat er gehört, aber unregelmäßig). Er veranlaßte ihn auch zu kritiſchen Arbeiten für die gelehrten Zeitungen und für die Acta eruditorum und weckte dadurch die Neigung für journaliſtiſche Thätigkeit, von der er ſich ſpäter nie wieder befreite und die ihn ſchon von Anfang an in mancherlei Streitigkeiten verwickelte. Im J. 1758 erſchien Ad Reichelium epistola qua de quibusdam ad Homerum pertinentibus disputatur; ganz haltloſe Anſichten über die Zeit der Gedichte und deren Umgeſtaltung durch Cynaethus von Chios. Alsbald begann er mit ſeinen lateiniſchen Dichtungen hervorzutreten. 1759 erſchien Carminum liber unus, in dem die erſte Ode an König Auguſt patriotiſch klingen ſollte, 1761 folgten Opuscula poetica, 1762 Elegiae, endlich 1766 als editio emendata et nova die abſchließende Sammlung Carmina omnia, in welcher nur diejenigen Dichtungen, welche er für die beſſeren hielt, Aufnahme gefunden haben. Viele Gedichte hatte er verbrannt. Beachtung verdienen etwa die Oden an Freunde und einige Satiren über Zeitereigniſſe; die Nachahmung des Horaz läßt ſich nirgends verkennen. Aufſehen zu erregen waren mehr die proſaiſchen Satiren geeignet, welche er ohne ſeinen Namen 1760 erſcheinen ließ. Zuerſt kamen die Mores eruditorum, die ſogar 1761 ins Deutſche überſetzt wurden. Es waren die wohlfeilen Späße[5]), die man auch in Rabener's Satiren findet, über unwiſſende Landgeiſtliche, denen ihre Wirthſchaft mehr am Herzen liegt als alle Wiſſenſchaft, über bettelhafte Poetaſter, die mit Glückwünſchen bei ſolchen Geiſtlichen Gelegenheit ſuchen ſich ſatt zu eſſen, über die Misbräuche bei akademiſchen Promotionen, über alle Stände, die in Univerſitätsſtädten zuſammentreffen, namentlich über die Büchermacher; ſchließlich folgt die Anweiſung, ſich auf leichte Art unter den Gelehrten einen Namen zu verſchaffen. Das alles war in einem leichten und gewandten Latein geſchrieben (eine Nachahmung der Epistolae obscurorum virorum war mislungen) und erregte ſchon darum größere Aufmerkſamkeit. Natürlich forſchte man nach dem Verfaſſer und Platner oder Otho galten dafür; ſelbſt die Univerſitätsbehörde kümmerte ſich darum. Sofort kam eine zweite Schrift Genius seculi, in deren Vorrede er perſönliche Angriffe als von ihm gar nicht beabſichtigt entſchieden betont und ſich ſtellt, als bedaure er die Herausgabe. Und doch ſchlägt er auch hier denſelben Ton an, z. B. bei der Einführung eines hochadeligen jungen Herrn in die Univerſität, bei der Unterredung eines alten Juriſten mit ſeinem Sohne, in der Epistola de Ciceronianis; nur wird er etwas ernſter in dem Briefe De causis aliquot imminentis barbarici und in der Abhandlung Ad defensores puritatis Graeci sermonis in N. T., wo wiederum eine Mahnung der obscuri viri ſogar mit rechtfertigenden Anmerkungen über deren lateiniſche Darſtellung auftritt. Ebenſo auch in der Epistola equitis pagani ad equitem itidem paganum und der darauf folgenden Epistola Icti. Als 1761 das Somnium in quo genius seculi cum moribus eruditorum vapulat erſchien, ſtellt ſich zwar Klotz, als werde er darin angegriffen und hält es unter ſeiner Würde darauf zu antworten; der Verfaſſer ſei ein leipziger Student und erzählt in den Ridicula literaria p. 9, er ſei Schulmeiſter an einem kleinen Orte geworden und darum habe er es vorgezogen, ihn zu ſchonen. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß unter dem Pſeudonymus Zamarosciobaphus Klotz ſelbſt ſteckt, um noch mehr die Augen auf jene Satiren zu lenken. Schon daß der Verfaſſer der Satiren am Schluſſe des geträumten Proceſſes in einen Klotz verwandelt wird, läßt darauf ſchließen.

Die Büchelchen hatten genug gewirkt, ſodaß Klotz es vorzog, aus ſeinem väterlichen Hauſe, wo er ſich Krankheits halber längere Zeit aufgehalten hatte, nicht nach Leipzig zurückzukehren, von wo die kriegeriſchen Unruhen (dies allein führt er als Grund an) ihn abſchreckten, und ſich 1761 nach Jena zu wenden. Dort fand er bei der Walch'ſchen Familie gute Aufnahme. Von jener ſatiriſchen Schriftſtellerei zeugen in dieſer jenaiſchen Zeit nur zwei Schriftchen, der Libellus de minutiarum studio et rixandi libidine grammaticorum quorundam (1761), in welchem er ſich in Betreff des Wortes septimana rechtfertigt, und die Ridicula literaria (1762), der Reſt wol ſchon früher geſchriebener Aufſätze, in denen er gegen Philoſophen, Journaliſten und namentlich gegen Recenſenten loszieht. Beſſer war ſeine Aufnahme in die lateiniſche Geſellſchaft, zu deren Secretär er gewählt wurde. Bei dieſer Aufnahme am 20. April 1761 hielt er die Oratio pro Lipsii latinitate. Lipſius, der während ſeiner jenaiſchen Profeſſur den eifrigen Proteſtanten ge-

5) Herder, S. W. II, 364, iſt wenig erbaut und ſcheint ſich in ſeinem Nachlaſſe ſcharf über ſolchen „Pöbel- und Studentenwitz“ ausgeſprochen zu haben.

Digitized by Google

ſpielt und ſogar Luther energiſch vertheidigt hatte, fand wegen ſeiner lateiniſchen Darſtellung viele Tadler, weil er kein ſtrenger Ciceronianer war, ſondern in der Wahl des Ausdrucks und in der Geſtaltung der Rede ſeinen eigenen Weg verfolgen und ſich mehr an Seneca und Tacitus anſchließen wollte. Jene Tadler, unter denen Scioppius, Stephanus, Voſſius u. a. ſich befanden, weiſt er zurück und entwirft ein Bild von der Sprache des Lipſius, deſſen ſchlechte Nachahmer bei dem Streben nach gedrungener Kürze in Schwerfälligkeit und Dunkelheit verfielen. Ob er dabei ſeine Vorgänger Leibniz und Hauptmann (Gera 1741) benutzt hat, habe ich nicht verfolgen können.[6]) Noch zwei andere Reden hat er in der Geſellſchaft gehalten: am Stiftungstage De dignitate, iucunditate et utilitate studiorum humanitatis, eine andere am Geburtstage der weimariſchen Herzogin Anna Amalia. Auch eine philologiſche Arbeit fällt in das Jahr 1761, Animadversiones in Theophrasti characteres ethicos. Zu gleicher Zeit nahm ihn der Streit mit Peter Burman in Anſpruch, dem kleinen Neffen des großen gleichnamigen Oheims, der ſchon vorher mit Saxe ganz unwürdige Zänkereien angefangen und dieſen Gelehrten des Diebſtahls gelehrter Papiere aus ſeinen Sammlungen beſchuldigt hatte. Als nun nach dem Erſcheinen der Anthologia latina 1759 in den Acta eruditorum eine Recenſion erſchien von Klotz, beſchuldigte der eitle Niederländer den deutſchen Gelehrten, daß er von Saxe dazu gewonnen und beſtochen ſei. Dem Antiklotzius ſetzte er 1761 den Anti-Burmannus entgegen, in deſſen erſtem Theile er den Hochmuth und die Frechheit des Gegners züchtigte, im zweiten eine Anzahl von Stellen aus der Anthologie eingehend behandelte, um die Unwiſſenheit und Beſchränktheit des Gegners zu zeichnen. An Grobheiten und Schimpfwörtern ließ er es ebenſo wenig fehlen als Burman. Das Schlimmſte war dann das Funus Petri Burmanni secundi, welches gleich der obigen Schrift auch in Holland gedruckt iſt; die Angriffe gehen in gemeine Perſönlichkeiten, wie über die Trunkſucht, über.[7]) Warum er auf weitere Angriffe geſchwiegen habe, erzählt er eingehend in einem Briefe vom 8. Sept. 1762 an Harleß, der dieſen mit neuen Angriffen angefüllten Brief in den Vitae philolog. I. p. 134—165 hat abdrucken laſſen. Inzwiſchen hatte er ſich 1762 mit der Abhandlung De felici audacia Horatii[8]) im Anſchluſſe an Quintilian's Urtheil von dem Dichter verbis felicissime audax habilitirt und wirklich Vorleſungen über Horaz begonnen, nachdem er vorher in Wittenberg Magiſter und poeta laureatus geworden war. Auch die Observatio de nemoribus in tectis aedium Romanorum gehört nach Jena, bei der er über die Anſicht von Lipſius (ad Senec. epist. 122) nicht hinauskam. Am 11. Sept. 1762 hielt er ſeine Abſchiedsrede, in welcher er das Gedächtniß hervorragender Jenenſer feiert und bei dem Abdrucke eine Epistola ad viros doctos in Germania hinzufügt, um ſein Schweigen gegen Burman auch mit ſeiner neuen amtlichen Stellung zu rechtfertigen.

In Göttingen war Gesner 1761 geſtorben und ein geeigneter Nachfolger nicht ſo leicht gefunden. Michaelis wendete die Aufmerkſamkeit des Curators von Münchhauſen auf Klotz und dieſer erhielt im Auguſt 1762 den Ruf als außerordentlicher Profeſſor in der philoſophiſchen Facultät mit 200 Thalern Gehalt. Als Antrittsprogramm ſchrieb er die Prolusio de populari dicendi genere, als welches er eine ruhige, wohlwollende, gewinnende Darſtellung verlangte und ſofort in ſeiner Antrittsrede am 15. Nov. ein Beiſpiel davon gab. Eine Krankheit, die ihn an das Bett feſſelte, gab ihm Muße, eine Menge von Werken zu excerpiren und damit das Material zu ſpäteren Arbeiten zu ſammeln. Vorleſungen intereſſirten ihn wenig; es fehlte ihm die Ausdauer und Sorgfalt und deshalb fanden ſie auch nur geringen Beifall. Solchen mußte er durch Schriften erwerben. Im J. 1763 erſchien Libellus de verecundia Virgilii, in welcher die liebenswürdige Reinheit und Keuſchheit des Dichters geſchildert und in drei Excurſen gehandelt wird von den Sitten der Virgiliſchen Hirten, auf Anlaß der vierten Ekloge von der Aehnlichkeit zwiſchen Profanſcribenten und bibliſchen Büchern, die er auf mönchiſchen Einfluß zurückführt, endlich gibt er die kritiſche oder exegetiſche Behandlung einiger Stellen aus den Bucolica. Am 14. Juni hatte er ſich mit Johanna Maria Sachſe verheirathet, eines Apothekers Tochter aus Göttingen, die ihm das Leben angenehm machte und ihm drei (bereits früh verſtorbene) Kinder gebar. In dieſem Jahre wurde er als Profeſſor der orientaliſchen Literatur nach Gießen berufen; auch von Halle kamen Anträge, bei denen Quintus Icilius vermittelt hatte. Den erſteren Ruf lehnte er ab; bei dem zweiten verzögerten ſich die Mittheilungen. Klotz war inzwiſchen in Hannover geweſen, wo ihm Münchhauſen nicht blos eine ordentliche Profeſſur und Gehaltserhöhung (260 Thaler), ſondern auch die Gesner'ſche Stelle verſprach.[9]) Dieſes Verſprechen wurde nicht erfüllt, ſondern Heyne berufen, den nur der verkappte Herr Fuhrmann einen mittelmäßigen Gelehrten zu nennen wagt. Aber nicht dies allein gab ihm Anlaß zu Misvergnügen; die Societät der Wiſſenſchaften nahm ihn trotz Münchhauſen's Empfehlung nicht als Mitglied auf und der Auftrag, die Geſchichte der Univerſität in lateiniſcher Sprache zu ſchreiben ward zurückgenommen und Pütter's deutſches Werk an die Stelle geſetzt. Kein Wunder, wenn er im Anfange 1764 an einen Freund ſchreibt: „Wenn ich heute mit einer Beſoldung von 600 Thalern irgendwohin gerufen werde, ſo gehe ich. Ich bin Göttingen völlig ſatt.“ Einen Erſatz konnte die Inſpection des Pädagogiums in Ilfeld, zu der er mit Michaelis

6) Herder's Werke IV, 248. 7) Der unſaubere Handel iſt von Harleß in einer Vita Burmanni (Vitae philolog. I, 95 und fg.) ſehr ausführlich erzählt. 8) Auch in den Opusc. var. argum. p. 114—173.

9) In der Vorrede des Thesaur. epist. ſagt er von Gesner: cuius licet non locum obtinerem (id quod sperare iussus eram) und nennt dann den Nachfolger Heyne virum amicissimum doctissimumque. Ebenſo in der praefatio zu Crusii opusc. p. XV. Dort ſtehen auch Gesner's Briefe an Cruſius.

Digitized by Google

beauftragt war, nicht bieten, noch weniger die dafür gezahlte Gratification. Im J. 1763 waren in Utrecht Miscellanea critica erſchienen, in welchen ſpätere lateiniſche Schriftſteller behandelt und zu Statii Thebais Varianten aus einer leipziger Handſchrift gegeben werden. Im J. 1764 erſchien in Bremen Tyrtaei Aphidnaei opera quae supersunt omnia collegit, comment. illustravit Chr. A. Kl[10]); die deutſche Ueberſetzung von Chr. F. Weiße war hinzugefügt; in Altenburg Stratonis aliorumque veterum poetarum graecorum epigrammata nunc primum edita, ein ſchmächtiges Büchelchen, dem jedoch Ueberſetzung und Commentar fehlen; eine weimarer Handſchrift hatte den Text geliefert.[11]) Ebendaſelbſt folgten die Epistolae Homericae, in denen die Früchte ſeiner äſthetiſchen Auffaſſung der Schriftſteller klar hervortreten. Für uns haben ſie jetzt höchſtens ein geſchichtliches Intereſſe darum, weil die Anfänge des Streites mit Leſſing und ſein Kampf gegen deſſen Laokoon hervortreten. Hier war wiederholt auf die Epiſode von Therſites hingewieſen und für unwürdig des epiſchen Dichters erklärt worden, aber Leſſing hatte doch bei dieſem Punkte Klotz noch einen Gelehrten von ſonſt ſehr feinem Geſchmacke genannt. Von der Beſchäftigung mit der Kunſt zeugten auch das Auctarium iurisprudentiae numismaticae (1764), eine Ergänzung zu Hommel's bekanntem Werke; die Historia nummorum contumeliosorum et satyricorum und die Historia nummorum obsidionalium (1765), welche er im October 1771 als Opuscula nummaria, quibus iuris antiqui historiaeque nonnulla capita explicantur, ſammelte. Natürlich gab er ſie vermehrt und verbeſſert, obgleich auf dieſem Felde wenig Arbeiter waren. Die Vindiciae Horatii mit einem Commentar zu einigen Gedichten waren in Bremen 1764 erſchienen; eine neue Auflage erſchien 1770 als Lectiones Venusinae; ſie polemiſiren gegen Hardouin's Einfälle von der Unechtheit der Lieder und geben einen umſtändlichen Commentar zu einigen derſelben. Bei der Diſputation des Herrn von Pilgram De vitiis tragoediarum quae Senecae tribuuntur verabſchiedete er ſich von Göttingen, nicht ohne ſelbſt Thränen zu vergießen und Bewegung bei ſeinen Zuhörern zu wecken. Er hatte wirklich dort einige Freunde gehabt.

In Halle war damals die Profeſſur der Beredſamkeit durch Franzen vertreten, deſſen körperliche Schwäche immer mehr ſich herausſtellte. Deshalb hatte ſein Gönner Quintus Icilius bei dem Könige ausgewirkt, daß Klotz mit dem Prädicate als Hofrath und 500 Thalern Gehalt in ſeine Stelle berufen wurde. In Göttingen beeilte man ſich nicht ihn zu halten, ſchickte ihm vielmehr die „honorabelſte Dimiſſion"; ſchwerlich aber hatte man ihm geſagt, daß er, wenn es ihm in Halle nicht gefiele, allezeit wieder nach Göttingen zurückkommen könne. Das iſt eine Flunkerei, wie ſie bei dem eiteln Manne nicht ſelten waren. Das neue Amt gab ihm ſogleich Gelegenheit öffentlich zu reden, als der Prinz von Preußen ſich vermählte. Die Einladung handelte De Friderico Magno postgenitis caro; dieſes Programm und die Feſtrede wurden 1766 ſofort in den Opuscula varii argumenti gedruckt, in welcher Sammlung auch die jenaiſchen und die göttingiſchen kleinen Schriften und Reden vereinigt wurden. Auch als Promotor trat er bald auf, als G. B. Schirach, der nachherige Helmſtädter Profeſſor, ſeine Abhandlung De vita et genere scribendi Isocratis vertheidigte. Daß er in der Abhaltung ſeiner Vorleſungen fleißiger ſein würde, war nicht zu erwarten, zumal nachdem er 1766 nach Ablehnung eines glänzenden Rufes an die Militärakademie in Warſchau zum Geheimrath ernannt und ſein Gehalt auf 800 Thaler erhöht war. Wenn er ſchon von Göttingen aus an einen Freund geſchrieben hatte: „Ich leſe nur eine einzige Stunde; das Leſen ermüdet mich zu ſehr", ſo wurde das in Halle viel ſchlimmer, zumal hier glänzende Einnahmen von Collegiengeldern nicht zu hoffen waren und ſeine äußere Stellung für dortige Verhältniſſe anſehnlich war. Dazu kam dann die journaliſtiſche Thätigkeit, die ſich in Halle immer mehr erweiterte. Wenn er ſchon als Student in Leipzig Recenſionen geſchrieben und dieſe Betriebſamkeit in Jena und Göttingen beibehalten hatte, ſo war dies immer nur für fremde Journale geſchehen. Schon 1764 hatte er die Acta literaria in Altenburg herauszugeben begonnen, welche in lateiniſcher Sprache ausführliche Beurtheilungen bedeutender Werke und daneben kürzere Notizen lieferten. Die Zeitſchrift hatte geringen Umfang (vier kleine Hefte jährlich) und lockte überdies durch ihre Darſtellung.[12]) Aber das genügte ſeinem Verlangen, ſich mit ſeinem Urtheile geltend zu machen, bei weitem nicht. In Halle gründete er zunächſt die Halliſche gelehrte Zeitung 1766, deren erſtes Directorat er dem Juriſten Madihn übertrug und ſich nur das zweite vorbehielt, bald aber, als Madihn wegen ſeiner vielen Beſchäftigung zurücktrat, deſſen Stelle ganz allein übernahm und ebenſo alle Recenſionen ſchrieb. Im Anfange war höchſtens der Hiſtoriker Hauſen Mitarbeiter und blieb es bis Michaelis 1768, wo eine Entfremdung zwiſchen beiden Männern eintrat. Inzwiſchen waren auch auswärtige Gelehrte dieſem Inſtitute beigetreten. Das genügte ihm aber noch nicht. Er hatte auch zu Nicolai's Deutſcher Bibliothek aufgefordert und öfter ohne Auftrag Beiträge eingeſchickt und mit dem Herausgeber einen lebhaften Briefwechſel angeknüpft, um ſeinerſeits wieder die Recenſionen zu recenſiren und die Zeitſchrift ſeiner Kritik zu unterwerfen. Nicolai blieb ihm die Antwort nicht ſchuldig, zumal als in den halliſchen Zeitungen Vermuthungen über einzelne Recenſenten ausgeſprochen waren. Nachdem nun gar einige Schriften von Klotz weniger beifällig beſprochen waren, ſetzte ſich bei dieſem der Gedanke von einer ihm feindſeligen berliner Schule feſt, und er faßte den Gedanken, der berliner Bibliothek eine Neue deutſche Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften entgegenzuſtellen. Im J. 1767 entwarf er den Plan und fand auch in ſeiner Nähe eifrige Mitarbeiter an J. G. Jacobi, den er von Göttingen nach Halle als Profeſſor gebracht

10) Eine zweite, für jene Zeit reich ausgeſtattete Ausgabe ließ der Buchhändler Richter in Altenburg 1767 erſcheinen. 11) Die Vindiciae Torquati Tassi 1763 ſind von Joh. Georg Jacobi.

12) Klotz hat ſie bis zum erſten Heft des 7. Bandes (1771) fortgeſetzt; die drei folgenden Hefte hat Schirach in Helmſtädt beſorgt.

Digitized by Google

hatte, Meuſel, Schirach, Riedel u. a., aber auch anderwärts drängte man ſich zu dem Manne von feinem Geſchmack, von ausgebreiteter Gelehrſamkeit, mit einer ſchönen blühenden Schreibart (ſo etwa lauten die Urtheile der Briefſchreiber), um Beurtheilungen von ihm zu erhalten oder ihm zuzuſchicken. Die unerquickliche Epiſode von der Bibliothek der elenden Scribenten und ähnlichen Broſchüren läßt ſich bei der Seltenheit ſolcher Broſchüren nicht weiter verfolgen; es wird genügen, auf Hauſen's Leben S. 29 zu verweiſen.

Klotz blieb mit ſeinen eigenen Schriften zunächſt auf dem philologiſchen Gebiete, ſammelte ſeine dahin gehörigen Arbeiten, gab den Tyrtäus neu heraus (in der Vorrede entſagte er ſolchen kritiſchen Arbeiten, gab alſo den Gedanken au eine Ausgabe des Anakreon und des Martial auf), ließ es auch nicht fehlen an Abdrücken, wie von Vida's Poetik, in welcher er auch das Leben deſſelben und ſeine Gedichte behandelte. Aber im ganzen wendete er ſich mehr der Kunſt zu und zeigte in der Schrift Ueber das Studium des Alterthums (1766), wie nothwendig dem Philologen die Beſchäftigung mit der Kunſt ſei, um auch auf den Univerſitäten die Barbarei zu unterdrücken. Als Beiſpiel lieferte er 1767 den Beitrag Zur Geſchichte des Geſchmacks aus Münzen und 1768 folgte die Schrift Ueber den Nutzen und Gebrauch der alten geſchnittenen Steine und ihrer Abdrücke. Er gab eine Kurze Geſchichte der Steinſchneidekunſt, zählte die berühmteſten Künſtler auf dieſem Gebiete aus dem Alterthume auf, behandelt die Technik und die verwendeten Steine, zeigte ſchließlich den Nutzen des Studiums für einzelne Disciplinen der Alterthumswiſſenſchaft und für die Bildung des Geſchmacks. Hier griff Leſſing ein, zumal als dienſtbefliſſene Freunde in hamburger Zeitungen gerühmt hatten, er ſei von Klotz unverzeihlicher Irrthümer überführt. Was er an Nicolai 1768 [13]) geſchrieben hatte: „Sein Ding von den geſchnittenen Steinen iſt die elendeſte und unverſchämteſte Compilation aus Lippert und Winckelmann, die er öſters gar nicht verſtanden hat und alles, was er von dem Seinigen dazugethan, iſt jämmerlich", wurde dann in den Antiquariſchen Briefen und in der Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet" genauer ausgeführt. Von der Abhandlung Ueber die Ahnenbilder der Römer, über welche Klotz ſeine Anſichten aus Chriſt's Vorleſungen geſtohlen hatte, beſitzen wir nur einen Anfang aus dem Nachlaſſe. Es wurde eine völlige Vernichtung des „Dummkopfes", der ſich einen großen Anhang im Publikum erſchwindelt hatte. Leſſing erzählt den Verlauf in den letzten Briefen VIII, S. 140 fg. Des Gegners Verhalten konnte das Publikum günſtig für dieſen ſtimmen. Klotz nahm den Ton ruhiger Beſcheidenheit an, dann ſtellte er ſich, als läſe er die Briefe nicht weiter und begnügte ſich, ſeine Spießgeſellen gegen Leſſing zu hetzen, machte auch Verſöhnungsverſuche durch Nicolai, welche Leſſing verachtend abwies. Mit der Abhandlung Vom Tode ließ Leſſing den Streit mit Klotz fallen [14]); mit dem erſchlichenen Anſehen war es vorbei, ſeine Dictatur konnte durch Gerüchte über eine Berufung nach Wien, wofür ſich Sonnenfels bemühte, oder über eine Erhebung in den Adelsſtand nicht hergeſtellt werden. Auch Klotz hat keine antiquariſche Schrift nach den geſchnittenen Steinen herausgegeben; die vielfach verkündigte zweite Ausgabe mit den Widerlegungen iſt niemals erſchienen, auch ſchwerlich ernſtlich beabſichtigt. — Mit Herder war das Verhältniß anders als mit Leſſing. Jener hatte es in den Fragmenten nicht an Lobſprüchen fehlen laſſen; bald heißt Klotz der feine Kenner der Griechen und genaue Kunſtrichter und ſteht neben Gesner und Erneſti, dann wieder iſt er ein anderer Horaz, der das Mark der lateiniſchen Denkart und Sprache, inſonderheit der Horaziſchen Laune in ſich geſogen hat; die Epistolae Homericae werden als eine der neueſten und feinſten kritiſchen Schriften gerühmt. [15]) Aber der preiſende Ton hört bald auf, die lateiniſchen Schriften werden ſchon härter beurtheilt, Klotz iſt 1767 „ein ungründlich ſeichter Kopf, ohne Philoſophie, Genauigkeit und noch dazu ſtumpf. Blos Beleſenheit und ein gutes richtiges Gefühl macht ihn ſchätzbar". Dem gegenüber änderte auch die Deutſche Bibliothek den Ton gegen den Fragmentiſten und die ſogenannte königsbergiſche Sekte. Herder hat weitſchweifiger und gröber als Leſſing gegen Klotz gekämpft, aber doch auch die ganze Geiſtloſigkeit und Beſchränktheit ſeines wiſſenſchaftlichen Treibens voll zum Bewußtſein gebracht. [16]) Wenn er ſchon in dem Wäldchen über Laokoon mehrere Seitenhiebe gegen Klotz gegeben hatte [17]), ſo beſtimmte er das Zweite Wäldchen eigens Klotziſchen Schriften, zuerſt den Epistolae Homericae, mit denen er wegen ihrer Abgeſchmacktheit und Anmaßung ſcharf ins Gericht geht, in Bezug auf die Schamhaftigkeit Virgil's eine Rettung dieſes Dichters verſucht und die Jämmerlichkeit des Horaziſchen Commentars, die kritikloſe Parallelenmacherei und den leidigen Kram der Gemmengelehrſamkeit darlegt. Noch mit andern Schriften beſchäftigt er ſich in dem Dritten Wäldchen (1769), wie mit dem Buche vom Münzengeſchmacke, gibt Randgloſſen zu den Recenſionen in den Acta literaria; von einer Behandlung der geſchnittenen Steine hat ihn ſchließlich das Erſcheinen der antiquariſchen Briefe abgehalten. Gegen Herder ſchrieb Schirach nach dem Rathe ſeines Gönners: Literariſche Briefe an das Publikum, erſtes Packet (1769), denen aber ein zweites nicht gefolgt iſt. Auf die Angriffe von Nicolai in Berlin antwortete Klotz durch Sticheleien in ſeinen Zeitſchriften.

Selbſtändige Werke haben wir nicht mehr aufzuzählen; die allerletzte ſeiner kleinen Schriften De epificiorum ignobilitate inani et noxia (1771) iſt ein trockener Auszug aus einer Abhandlung von Heineccius (1723), aber

13) Werke XII, 196. 14) Der Streit gehört in Leſſing's Leben und iſt auch dort von Stahr II, 11 und Danzel-Guhrauer II, 210 fg. genau behandelt. Dieſer misbilligt den von Leſſing angeſchlagenen Ton, namentlich den Stolz des Magiſters gegen den Geheimrath und die verächtliche Abfertigung einiger Aeußerungen. Auch Rollett, Briefe von Sonnenfels (Wien 1874), nimmt Klotz gegen Leſſing in Schutz und preiſt namentlich ſeine Verdienſte um die glyphiſche Kunſt.

15) Heym's Herder I, 212. 16) Heym's Herder I, 265 und fg. 17) Herder, S. W. III, S. 171.

der unermüdliche Mann ruhte darum nicht. Die däniſche Geſchichte des Saxo Grammaticus, die er 1771 abdrucken ließ, rüſtete er aus mit einer umfangreichen Vorrede über des Verfaſſers Leben und die Quellen ſeines Werkes und zeigte dadurch, wie leicht er ſich in das ihm bisher ganz fremde Gebiet nordiſcher Geſchichte und Alterthümer hineingeleſen hatte. Gleiche Vorreden hat er auch zu den Sammlungen der kleinen Schriften anderer Gelehrten hinzugefügt, wie des leipziger Juriſten Joh. Aug. Bach 1767, des wittenberger Philologen Chriſtian Cruſius (1767), Gottfr. Sigfr. Bayer's geſchichtliche, geographiſche und numismatiſche Schriften (1770), Joh. Wilh. Jani (nicht Jan) Opuscula ad historiam et chronologiam spectantia (1769), den Abdruck von du Fresnoy und Marſy's Gedichten De pictura (1770). Bloße Sammlungen ſind: Gesneri biographia Gottingensis in 2 Bden. (1769, zu dieſer von Eyring veranſtalteten Sammlung hat er nur eine Vorrede geſchrieben), der Thesaurus epistolicus Gesnerianus in 2 Bden. (1768, 1769) und Moshemii et Gesneri epistolae amoeboeae (1770). Anderes waren einfache Abdrücke, wie Cellarii orthographia von Harleß, wo er in der Vorrede den Münzen bei der Feſtſtellung der Orthographie einen höheren Werth beilegt als den Inſchriften. In der Vorrede zu Lepicie's Lebensbeſchreibungen der Maler (1769) bekämpft er Dubos' Reflexions sur la peinture; in Meuſel's Apollodor ſpricht er über das mythologiſche Studium (1768); vor Scheller's Anleitung, die alten lateiniſchen Schriftſteller zu erklären (1770), beſpricht er gar ſeltſam die Methode des lateiniſchen Unterrichts; vor Caylus' Abhandlungen zur Geſchichte und zur Kunſt über römiſche Ahnenbilder und die Gemälde des Philoſtratus. Die Vorrede vor Wagner's Horatii carmina collatione graecorum scriptorum illustrata[18]) (1770) behandelt die rechte Art ſolcher Vergleichungen, und endlich vor Heuſinger's Aeſop (1771) werden die Vorzüge des Klima's für die Bildung der alten Schriftſteller dargelegt. Welche Menge und Mannichfaltigkeit der verſchiedenſten Aufgaben, zu deren Behandlung er ſich berufen glaubte; man ſieht, daß er durch die vernichtenden Kritiken zweier großer Männer noch nicht zu Boden geworfen war.

Bei der Maſſe der Schriften lag ihm, der bei andern Gelehrten für Sammlungen geſorgt hatte, nahe, gleichen Dienſt ſich ſelbſt zu erweiſen. Die Carmina und die Opuscula varii argumenti fallen in das J. 1766, die Opuscula nummaria 1771; erſt 1772 erſchienen die Opuscula philologica et oratoria, die ſein Freund Mangelsdorf herausgab. Hauſen erzählt noch von einem weitläufigen Werke in lateiniſcher Sprache, welches er in den letzten Monaten ſeines Lebens für die Waiſenhaus-Buchhandlung abgefaßt habe. Es ſollte außer der Einleitung auch eine genaue Proſodie enthalten, aber ohne ſeinen Namen erſcheinen; nur ein ganz kleiner Theil ſei vollendet geweſen wenige Tage vor ſeinem Tode und als Rei poeticae latinae brevis institutio 1772 ausgegeben. Ich habe es niemals geſehen. Am 18. Dec. 1771 fing ſeine Krankheit an, am 31. Dec. fiel er in eine ſtarke Ohnmacht, geiſtlicher und ärztlicher Beiſtand wurde herbeigerufen, um 6 Uhr war er todt. Beide Aeltern und ſeine Gattin überlebten ihn.

Bei einem Manne, der an drei Univerſitäten zu wirken berufen war, fragt man mit Recht zuerſt nach ſeiner akademiſchen Thätigkeit. Wir haben kein Zeugniß eines Schülers über ihn, nur Klagen von ihm über die Läſſigkeit ſolcher Arbeit, die er als Nebenbeſchäftigung, nicht als Lebensaufgabe betrachtete. Deshalb hat er nur wenig Vorleſungen gehalten und auch zu dieſen wenig Zuhörer gefunden, obgleich er ſie als öffentliche, das heißt als unentgeltliche ankündigte. Dazu trug ſchon die Wahl ſeiner Stunden bei, in welche meiſtentheils die ſogenannten Fachcollegia anderer Facultäten fielen, ſodann die Unordnung in der Abhaltung, weil er in der Regel am ſpäteſten im Semeſter zu leſen anfing und am früheſten aufhörte, endlich ſein Vortrag, den er meiſt ganz ausgearbeitet hatte und dann raſch ablas. Seine Einwirkung im perſönlichen Verkehr auf die Studirenden mag, wenn man aus dem Beiſpiele Bürger's ſchließen kann, nicht immer heilſam geweſen ſein. Durch ſeinen Ruf wirkte er mittelbar für das Anſehen der Univerſität; dieſem dienten auch ſeine Journale und die Gaſtfreiheit, mit der er fremde Beſucher bei ſich aufnahm. Schriftſtellerei zog ihn mehr an; die Worte von Saxe: cuius acre et fervidum ingenium intra satis exiguum vitae spatium plura ex se progenuit scripta quam ab alio quoquam diuturnioris aetatis et usus vix expectes, haben ihre volle Berechtigung in Betreff der Menge, aber nicht über den Werth. Auch das acre et fervidum ingenium kann man zugeben, wenn man an die Leichtigkeit denkt, mit welcher er ſich in die verſchiedenſten Gebiete hineingefunden hat, nicht hineingearbeitet, denn es fehlte ihm die Ausdauer zu gründlichen Studien. Er war wol mit den alten Dichtern bekannt, aber mehr noch mit den neuern guten lateiniſchen Dichtern; ebenſo las er neuere Latiniſten mit Vorliebe. Von den modernen Sprachen verſtand er wenig. Dafür ſtrebte er nach dem Ruhme, eine elegantere oder, wie man damals ſagte, galantere Auffaſſung der Alten zu verbreiten und ſich das Anſehen eines Antiquars (dieſer Ausdruck bezeichnete damals den Archäologen) zu verſchaffen. In der Journaliſtik hat er immer Kameraderie und Cliquenwirthſchaft begünſtigt, ſeine Freunde und Anhänger gelobt, vermeintliche Gegner angegriffen und den Perſönlichkeiten allezeit den meiſten Raum gegeben. Leſſing hat ſolchem Treiben den Namen „Klotzianismus" gegeben und damit dieſen philologiſchen Gottſched gut gekennzeichnet. Die große Bewunderung ſah er noch bei ſeinem Leben ſchwinden, die Zahl der Anhänger wurde kleiner, die Herrſchaft hörte auf, wenn auch offene Stimmen noch nicht hervorzutreten wagten. Das Beiſpiel von Reiske[19]) iſt dafür typiſch,

18) Ruhnken ſchreibt in den Epistolae ad Wyttenbachium p. 22: Wagneri libellum vidi, sed statim abieci, tum quod ieiunus et puerilis est, tum quod plenus foeda et pudenda adversus Klotzium adulatione. O stultum iuvenem, cuius in ipsis famae auspiciis nihil refert, dummodo uni indocto nebuloni placeat, quicquid est eruditorum et honestorum hominum offendere.

19) Leſſing's Werke XIII, 167.

Digitized by Google

andere haben gewiß in Briefen ihre Verachtung ausgeſprochen. Burſian[20]) theilt ein Urtheil Ruhnken's aus dem J. 1764 mit, in welchem ihm der Rath gegeben wird, ſechs Jahre fleißig die Alten zu ſtudiren und ſeine Zeit nicht ad futiles libellos scribendos zu verwenden; er hätte auch ein ſpäteres aus den Epistolae ad Wyttenbachium p. 17 anführen können: nunquam magnus futurus est, cui magnus est Klotzius.

Bilder gibt es von ihm mehrere in den verſchiedenen Lebensbeſchreibungen und Briefſammlungen. Die Reihe der erſteren eröffnete 1770, alſo vor ſeinem Tode, Gottl. Ch. Harleß in den Vitae philologorum nostra aetate clarissimorum I, S. 168—222, eine Panegyris, welche natürlich den Beifall des Gefeierten in den Acta litter. I. fand.[21]) Nach dem Tode folgte im Namen und Auftrage der Univerſität Vita et memoria viri illustris Chr. A. Kl. scripta a Carolo Ehregott Mangelsdorf (1772), der ihm in der letzten Zeit nahe geſtanden hatte. Vieles daraus ging in die Nova Acta erudit.; Febr. 1772 und abgekürzt in Schirach's Fortſetzung der Acta litter. VII, 2 p. 228—244 über. — Leben und Charakter Herrn Chr. A. Klotzens, entworfen von Carl Renatus Hauſen (1772); der Verfaſſer (geſt. 20. Sept. 1805) will von Klotz aufgefordert ſein, ein wahres Bild von ihm zu entwerfen. Daß die Anhänger, wie Schirach, damit nicht zufrieden waren, iſt erklärlich, aber auch unabhängige, wie Goethe (Werke XXXIII S. 117), haben die hämiſche Behandlung ſcharf getadelt. Das parodirende Pasquill „Leben und Charakter Herrn C. R. Hauſen u. ſ. w. von Fuhrmann, ehemaligem Bedienten und Archivarius des Herrn Hauſen" (Deutſchland 1772) hebt die Mängel ſcharf hervor und berichtigt einige Fehler. J. G. Jacobi Ueber das von Herrn Hauſen entworfene Leben des Herrn Klotz (1772) iſt mir unbekannt, ebenſo C. G. von Murr's Denkmal zur Ehre des ſel. Herrn Klotz (Frankfurt und Leipzig 1772). Saxe Onomast. lit. VII. p. 206—210. — Briefe deutſcher Gelehrten an den Herrn Geheimen Rath Klotz, herausgegeben von dem Lieutenant von Hagen (2 Theile, 1773). — Allg. Deutſche Bibliothek XIX. S. 146—180. — Burſian in der A. D. B. XVI, S. 228 und in der Geſchichte der claſſiſchen Philologie, S. 445. (*F. A. Eckstein.*)

KLOTZ (Reinhold), Philolog und Kritiker, geb. am 13. März 1807 zu Stollberg bei Chemnitz. Sein Vater, der als Feldprediger ſich an den Kriegen gegen Frankreich am Ausgange des vorigen Jahrh. betheiligt hatte, erhielt als Belohnung eine Pfarrſtelle im Erzgebirge und rückte ſpäter zur Oberpfarre in Stollberg auf. Den erſten Unterricht ertheilte der Vater ſelbſt ſeinen zahlreichen Söhnen, die er dann, ſobald ſie dazu reif waren, auf benachbarte Schulen brachte. Unſer Reinhold wurde mit ſeinem nur wenig älteren Bruder Hermann auf das Lyceum in Schneeberg gebracht. Zur Kräftigung des ſchwächlichen Knaben, auf deſſen Geſundheit von Anfang an große Sorgfalt gerichtet war, trug die regelmäßige Ordnung des Schullebens, der heitere Verkehr mit Altersgenoſſen und auch die häufigen Beſuche in dem Aelternhauſe weſentlich bei. Daraus wurden angeſtrengtere Fußreiſen, nachdem er auf die Nikolaiſchule in Leipzig gebracht war. Hier haben zwei Lehrer, Forbiger und der Rector Nobbe, beſonders anregend auf ihn eingewirkt. In ſeinem neunzehnten Jahre verließ er die Schule und bezog die Univerſität Leipzig, um Philologie zu ſtudiren. Neben Chr. D. Beck trat unter ſeinen Lehrern nur G. Hermann hervor, der ihn auch in die Griechiſche Geſellſchaft, die beſte Schule ſtreng philologiſcher Arbeit, aufnahm und ihn näheren perſönlichen Verkehrs würdigte. Schon 1830 hatte er Quaestiones Tullianae (lib. I) erſcheinen laſſen, eine ſehr wortreiche kritiſche und exegetiſche Behandlung einiger Stellen Cicero's; am 25. März 1831 hatte er mit Quaestionum criticarum liber I. promovirt und bald darauf als Privatdocent ſich habilitirt. Schon im folgenden Jahre 1832 wurde er außerordentlicher Profeſſor und lud zu der Antrittsrede mit Emendationes Tullianae ein. Berufungen in das Ausland, wie nach Moskau als Gymnaſial-Director, oder Ausſichten auf eine Profeſſur in Bonn lockten ihn nicht. Er hatte unter Hermann's Aufſicht einen Antheil an der Leitung des Philologiſchen Seminars erhalten (er nannte ſich Adjunct des Philologiſchen Seminars) und wurde auch nach deſſen Tode ordentlicher Profeſſor. In dieſer Stellung iſt er zuerſt neben ſeinem Freunde Weſtermann und dem würdigen Nitzſch, ſeit 1862 neben G. Curtius, ſeit 1865 neben Ritſchl wirkſam geblieben, wennſchon wegen ſeiner ländlichen Wohnung und deshalb nur zeitweiligen Anweſenheit in der Stadt ein engeres Verhältniß zu dieſen nicht entſtehen konnte. Die erzgebirgiſche Jugendzeit erweckte immer wieder die Sehnſucht nach friſcher Luft, welche die Stadt ihm nicht gewährte und deshalb kaufte er eine hübſch gelegene Beſitzung in Kleinzſchocher, wo er anfangs nur im Sommer, ſpäter das ganze Jahr hindurch ſich aufhielt und bei keinem Wetter den Weg nach der Stadt und zurück (eine Stunde) ſcheute. Da bewährte ſich die körperliche Abhärtung des Knaben noch im höheren Alter. Das Decanat ſeiner Facultät, das Procancellariat hat er öfter verwaltet; nach Weſtermann's Tode erhielt er auch das Amt des Programmatars mit ſeinen ſich regelmäßig wiederholenden jährlichen Programmen; ſchon vorher war er bisweilen für dieſen eingetreten. Hier fand er gute Gelegenheit, mancherlei Neues aus ſeinen Vorleſungen zu verwerthen. Denn dieſe blieben der Mittelpunkt ſeiner Thätigkeit und erweiterten ſich im Laufe der Jahre immer mehr, ſowol die eigentlich exegetiſchen als die ſyſtematiſchen. Jene bezogen ſich natürlich zumeiſt auf die lateiniſchen Schriftſteller, von denen die Dichter ebenſo gut als die Proſaiker behandelt wurden. Die Komiker Plautus und Terenz, der Epiker Lucrez, Horaz (nicht in ſeinen Liedern, wohl aber in den Satiren und Epiſteln), die Elegiker und vor allen die Georgica Virgil's, zu deren Erklärung er eigene praktiſchen Erfahrungen mitbrachte; von der Proſa Cicero in einigen Reden und philoſophiſchen Schriften, von Hiſtorikern Salluſt und Tacitus in den ſogenannten

20) Burſian, Geſchichte der claſſ. Phil. in Deutſchland S. 446. 21) Herder, S. W. III, 441 hat die Recenſion treffend analyſirt.

Digitized by Google

Annalen. Von den Griechen hat er einzelne Stücke der drei Tragiker und des Ariſtophanes[1]) erklärt; von den Proſaikern Thukydides, Lyſias[2]) und Ariſtoteles' Politik; Lucian hat er bald aufgegeben. Ausführlich waren ſeine Vorträge über lateiniſche (nicht römiſche, was er glaubte als irrig zurückgewieſen zu haben) Literaturgeſchichte, über Syntax und Stiliſtik; Encyklopädie der Philologie gab er erſt auf, als er in Ritſchl einen beſſer geeigneten Vertreter dafür gefunden hatte. Wie er in den erklärenden Vorleſungen verfahren iſt, hat er für weitere Kreiſe zugänglich zu machen verſucht, indem er 1865 die Bibliotheca minor herauszugeben begann, zunächſt mit dem zweiten Bändchen, in welchem die Andria des Terenz ausführlich, beſonders in grammatiſcher Beziehung, erklärt, Kritik wenig beachtet und ſelbſt in der Orthographie der Anmerkungen zäh an dem Hergebrachten feſtgehalten wurde.[3]) Ein erſtes Bändchen, welches den Miles gloriosus des Plautus enthalten ſollte, iſt nie erſchienen; ebenſo wenig die Fortſetzung der Sammlung, für welche er die Georgica, eine Auswahl der Elegiker und einige Schriften Cicero's zu bearbeiten ſich vorgenommen hatte.

Sonſt war ſeine umfangreiche Schriftſtellerei wenigſtens im Anfange der dreißiger Jahre vielfach durch Buchhändler veranlaßt, wie 1831 die Ausgaben von Luciani Gallus, die in demſelben Jahre für die Bibliotheca sacra patrum ecclesiae graecorum begonnene und erſt 1834 mit dem vierten Bande geſchloſſene Ausgabe des Clemens Alexandrinus, zu dem er annotationes und indices zuſammengeſtellt hat; im J. 1835 der Abdruck des Griechen Devaris De particulis in zwei Bänden und 1836—1840 die Erneuerung der Scholiaſten Donatus und Eugraphius zu Terenz mit dem Texte des Dichters in zwei Bänden. Als Profeſſor Pflugk in Danzig im December 1839 geſtorben war, trat er in deſſen Stelle ein als Fortſetzer des Euripides für die Bibliotheca Gothana von Jacobs und Roſt. Er lieferte 1842 die Phoenissae, dann nach längerer Unterbrechung 1859 Orestes, 1860 die beiden Iphigenien; ſchon vorher hatte er 1842 eine zweite Ausgabe der Medea (1867 die dritte), 1857 der Alcestis, 1858 der Andromache und der Heraclidae, 1859 der Helena beſorgt.

Von lateiniſchen Schriftſtellern kommen nur wenige in Betracht: Nepos, obſchon er eine Textausgabe beſorgt und einzelnes in Jahn's Archiv Bd. 17 berichtigt hat, oder Macrobius (Archiv Bd. 12) oder Ammian (Archiv Bd. 10); eher Salluſt[4]), Plautus[5]), auf den ſich eine akademiſche Schrift Emendationum Plautinarum libellus 1864, zum Theil auch die Comment. I. de emendationibus quae per coniecturam fiunt (1856) bezieht, Cato[6]), Catull mit zwei Programmen: Emendationes Catullianae (1859) und De Catulli carmine IV. eiusque parodia Vergiliana (1868); endlich zu den Georgica Virgil's.[7]) Am meiſten hat er ſich mit Cicero's Schriften beſchäftigt, frühzeitig damit begonnen und nie aufgehört. Die Anfänge (1830 Quaestiones Tullianae, 1831 Cato maior und 1833 Laelius, 1832 Emendationes Tullianae) ſtießen vielfach ab durch jugendliche Renommiſterei gegen Gelehrte, deren Anſichten er nich billigte, und durch außerordentliche Weitſchweifigkeit. In den lateiniſchen Schriften ließ man ſich die letztere allenfalls gefallen, aber ſie blieb auch in den nächſtfolgenden deutſchen Arbeiten, in denen das Selbſtgefühl noch immer hervortrat. So in den Disputationes Tusculanae kritiſch berichtigt und erläutert 1835 (1843 folgte ein Bändchen Nachträge) und 1835—1839 in den drei ſtarken Bänden der Reden, bei denen er auf Anordnung des Stoffes und auf Erklärung der rechtlichen Verhältniſſe das größte Gewicht gelegt hatte. Bei der Herſtellung des Textes war er gegen Conjecturalkritik; die Rettung der Ueberlieferung galt ihm als Hauptſache. Dieſelbe Richtung hat er dann in der Geſammtausgabe (Bibliotheca Teubneriana 1850—1857 und die zweite Bearbeitung 1869—1874) feſtgehalten. Die nenen Bearbeiter haben viel zu beſſern gefunden. Seit 1866 beziehen ſich auch mehrere Univerſitätsſchriften auf Cicero; ſo 1868 Annotationes ad Quintianam, 1866, 1867 Ad Caecinianam zwei Programme, desgleichen je zwei Ad libr. I. de nat. deorum 1867, 1868 und zu den Epistolae ad Atticum (1869). — Für die Mittheilung der Ergebniſſe ſeiner Studien ſtand ihm ſo ziemlich vom Beginn ſeiner Thätigkeit eine Zeitſchrift zu Gebote, Jahn's Jahrbücher für Philologie. Sie waren ſeit 1831 erweitert; nicht blos Seebode, der bis dahin ſchon auf journaliſtiſchem Gebiete rührig geweſen war, ſondern auch Klotz trat ein in die Redaction, führte ſie nach Jahn's Tode 1847 zuerſt allein, dann mit R. Dietſch und ſeit 1852 mit A. Fleckeiſen. Erſt gegen Ende des Jahres 1856 trat er zurück, ohne jedoch die Arbeit für die Zeitſchrift ganz aufzugeben, wie einzelne Beiträge aus den ſpäteren Jahren bis zu ſeinem Tode zeigen.

Selbſtändige Arbeiten begann er 1846 mit dem Handbuche der lateiniſchen Literaturgeſchichte. Es ſollte eine neue eigenthümliche Arbeit werden; ſchon auf dem Titel kündigte er dies ſtolz an mit den Worten „nach den Quellen bearbeitet", was freilich nur auf die zur Bequemlichkeit der Leſer wörtlich angeführten Hauptbelegſtellen geht. Der Urſprung der lateiniſchen Sprache wurde zuerſt entwickelt, aber hier fehlte es ihm an linguiſtiſchen Kenntniſſen, und aus abgeriſſenen Stücken konnte kein genügendes Bild hergeſtellt werden. Die Unterſuchungen über die andern italiſchen Sprachen waren damals kaum begonnen. Auch der folgende Abſchnitt über die erſte Grundlage der lateiniſchen Literatur geht wenig über althergebrachte Traditionen hinaus. Es ſollte

1) Vgl. Jahn's Archiv Bd. 15 und 16. — Jahrb. Bd. 73. 2) Jahrb. Bd. 71. 3) Nicht ſchön war der Excurs über sublimen „gegen Ritſchl und ſeine Freunde", zumal der Angegriffene ſoeben als ſein College nach Leipzig berufen war. Vgl. deſſen Opusc. philol. II, 468. 4) Jahn's Archiv Bd. 15. — Jahrb. Bd. 71 und 73. 5) Archiv Bd. 17. — Jahrb. Bd. 79 und 83. 6) Archiv Bd. 10. — Jahrb. Bd. 85.

7) Archiv Bd. 14. Jahrb. 71 und öfter. Die Glossae Placidi im 2. Bde. des Archivs ſind ein Abdruck aus Mai's Collectio, er enthält aber nichts zur Verbeſſerung.

ein Handbuch für Lehrende und Lernende ſein, würde aber in gleicher Weiſe fortgeſetzt einen ungeheuern Umfang erreicht haben. Die Theilnahme dafür blieb aus und eine Fortſetzung erſchien deshalb nicht. In den letzten Lebensjahren ſoll er die Arbeit daran wieder aufgenommen, ſie aber doch nicht zu einem Abſchluſſe gebracht haben.

Im J. 1853 begann er das Handwörterbuch der lateiniſchen Sprache, das die Mitte halten ſollte zwiſchen den landläufigen Schulwörterbüchern und den großen thesauri; er wollte aus den Quellen ſelbſt ſchöpfen und in zweckmäßig gewählten Beiſpielen den Sprachgebrauch darlegen. Die erſten Hefte (der Umſchlag zeigte ein den Verfaſſer kaum darſtellendes Bild) entſprachen den Erwartungen, aber die Arbeit rückte trotz der Beihülfe junger Gelehrten nur langſam vorwärts. Der Verleger drängte und dadurch ſah ſich Klotz genöthigt, zwei holſteiniſche Gelehrte, die durch die däniſche Regierung abgeſetzt waren und gerade müßig am Wege ſtanden, zur Mitarbeit heranzuziehen, den Director Dr. Lübker und den Lehrer Dr. Hudemann. Im J. 1855 war der erſte Band vollendet, 1857 der zweite und letzte. Das Buch war ſtereotypirt und konnte deshalb wiederholt abgedruckt werden. Die Theilung der Arbeit hat auch die Verſchiedenheit der einzelnen Partien herbeigeführt, die geforderte Schnelligkeit der Vollendung Leichtfertigkeit in der Benutzung fremder Hülfsmittel, zumal die beiden Mitarbeiter der Aufgabe wenig gewachſen waren. Namentlich W. Freund [8]) hat ſich bemüht, nachzuweiſen, daß wenigſtens 75 Bogen aus ſeinem Wörterbuche entlehnt ſeien, und dabei beſonders die Mitarbeiter getroffen.

Aus des Vaters Vorleſungen hat ſein Sohn Richard erſt 1874 das Handbuch der lateiniſchen Stiliſtik mit großer Sorgfalt herausgegeben, was bei dem verwahrloſten Zuſtande des Manuſcripts dankbar anzuerkennen iſt. Abweichend von der Auffaſſung zahlreicher anderer Lehrbücher wollte Klotz die ſtiliſtiſchen Lehren nicht von dem Geſichtspunkte einer modernen Sprache, etwa der deutſchen, auffaſſen, ſondern aus der Natur und dem innerſten Weſen der lateiniſchen Sprache ſelbſt die Anleitung zur Stilbildung geben. Aus reicher und genauer Lektüre hat er hier geſchöpft; ich halte dieſe Leiſtung für ſeine beſte. — Daß er ſelbſt nicht blos in der tractatio, ſondern auch in der oratio Anmuth der Darſtellung zu zeigen bemüht war, ſieht man aus der Panegyris, welche er im Namen der Univerſität dem Könige Friedrich Auguſt gewidmet hat. Den griechiſchen Text für den Suezkanal habe ich nie geſehen.

Am 10. Aug. 1870 ſtarb er in Klein-Zſchocher und wurde, wol der letzte „leipziger Magiſter", daſelbſt beerdigt. Einer der Söhne, welcher Geiſtlicher iſt, ſprach am Grabe, um das ſich wegen der Zeit und der Entfernung wenig Freunde geſammelt hatten. Im Laufe der Jahre hatte ſich das frühere Selbſtgefühl immer mehr verloren und damit auch ein gutes Verhältniß zu ſeinen Collegen ſich herausgeſtellt. Wie er in der Kritik conſervativ war, ſo auch politiſch. In der Sturmzeit von 1848 bewährte er ſich ſo den Ausſchreitungen der ländlichen Bewohner gegenüber. Sein König verlieh ihm das Ritterkreuz des Civil-Verdienſt-Ordens.

Mit anerkennenswerther Pietät hat ſein Sohn Richard den Nekrolog in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik 1871 S. 152—160 geſchrieben; das Lob darin iſt oft in das Gegentheil verkehrt bei Burſian, Geſchichte der claſſiſchen Philologie S. 785. (*F. A. Eckstein.*)

KLÖTZE, preußiſches Städtchen in der Provinz Sachſen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Gardelegen, an der Parnitz, 19 Kilom. im Nordweſten von Gardelegen. Die 2753 Bewohner, 1331 männlichen und 1422 weiblichen Geſchlechts, führen in 411 Häuſern (19 haben andere Beſtimmung) 726 Haushaltungen. Im J. 1871 waren darunter 12 Katholiken und 10 Juden; 146 konnten weder leſen noch ſchreiben. — Die ehemals zu Lüneburg gehörende Stadt beſitzt 2384 Hekt. Land, wovon 1343 Hekt. Acker und 574 Hekt. Holz ſind. Der Ort iſt erſt ſeit 1855 eine Stadt; er hat ein Poſtamt, eine Volksbank, eine Oberförſterei und eine Pfarrkirche.

(*G. A. von Klöden.*)

KLÜBER (Johann Ludwig), einer der bedeutendſten deutſchen Staatsrechtsgelehrten und ſtaatsrechtlichen Publiciſten des 19. Jahrh., geb. den 10. Nov. 1762 zu Thann (Freie Reichsſtadt bis 1803, ſeit 1866 zum preußiſchen Heſſen, Kreis Gersfeld, gehörig), geſt. den 16. Febr. 1837 zu Frankfurt a. M. Klüber ſtammte aus einer Beamtenfamilie, ſein Vater und ein Großvater waren Juriſten. Im Alter von 17½ Jahren bezog er die „Akademie" Erlangen, ſchon nach einem halben Jahre ging er nach Leipzig, wo er zwei Jahre ſtudirte. Schwankend, ob er ruſſiſche Dienſte ſuchen oder ihm gemachte Dienſtanträge von deutſchen Reichsfürſten annehmen ſolle, entſchied der junge Mann ſich plötzlich für die akademiſche Laufbahn und erwarb 1785 durch die Schrift De Arimannia zu Erlangen den juriſtiſchen Doctorhut und die venia docendi als Privatdocent. Wie das Verzeichniß ſeiner Schriften (am Schluſſe) zeigt, war Klüber fortan literariſch ſehr thätig. Im J. 1786 wurde er außerordentlicher und im J. 1787 ordentlicher Profeſſor der Rechte zu Erlangen; 1790 begleitete er ſeinen Landesherrn, den Markgrafen Karl Alexander von Ansbach, als perſönlicher Referent nach Frankfurt a. M. zur Kaiſerwahl; kurz zuvor hatte ihn Pütter zu ſeinem Amtsnachfolger in Göttingen vorgeſchlagen. Herr von Hardenberg fand als Miniſter in Ansbach in dem gelehrten Juriſten eine diplomatiſche Ader und trat zu ihm in nähere Beziehungen. Dieſe wurden beſonders dadurch bedeutſam, daß Ansbach im December 1791 an Preußen kam. Klüber trat dennoch nicht in das Miniſterium für Ansbach ein, lehnte allerdings auch ehrenvolle Berufungen nach auswärts ab.

Die Berufung von Hardenberg's als Miniſter nach Berlin änderte aber nichts an der Stellung Klüber's als Profeſſor des Staatsrechts zu Erlangen; von Hardenberg verſuchte es damals vergeblich, ihn im diplomatiſchen Dienſte zu Berlin unterzubringen.

Da nahm denn Klüber im J. 1804 einen Ruf nach Baden als Geheimer Referendar und als Lehrer des

8) Drei Beiträge zur Nachdruck-Literatur S. 8.

Digitized by Google

achtzehnjährigen Kurprinzen Karl in den Staatswiſſenſchaften an; bald darauf wurde er zum Staats- und Cabinetsrath ernannt. Ohne dem Staatsamte zu entſagen, wurde er 1807 zum erſten Profeſſor der Rechte an der Univerſität Heidelberg ernannt und blieb nun ein volles Decennium als akademiſcher Lehrer in Heidelberg thätig. Im Herbſte 1814 begab er ſich auf den Wunſch von Hardenberg's und mehrerer Standesherren nach Wien, um während des Congreſſes mit ſeinen Kenntniſſen als Berather zu dienen. Klüber benutzte die Gelegenheit und ſammelte damals die Acten des Congreſſes in einer Vollſtändigkeit, die nur von dem Archiv zu Wien übertroffen wird und durch deren Veröffentlichung er ſich ein großes Verdienſt um die Verbreitung der Kenntniß der Verhandlungen auf jenem wichtigen Congreſſe erworben hat. Noch durch andere Schriften trug er um dieſe Zeit dazu bei, das neugeborene ſchwache Kind des Deutſchen Bundes auf feſtere Füße zu ſtellen.

Im J. 1815 nach Heidelberg zurückgekehrt, erhielt Klüber 1816 eine diplomatiſche Miſſion nach St.-Petersburg durch den Großherzog Karl von Baden. Er ſchlug es aus, als „jurisconsulte de l'empereur" außerhalb aller Staatsbehörden und als Stifter einer Pflanzſchule für angehende Diplomaten in ruſſiſche Dienſte zu treten. Dafür nahm er 1817 eine Berufung nach Berlin als wirklicher Geheimer Legationsrath an, die ſein Freund der Staatskanzler von Hardenberg ausgewirkt hatte. Nur ungern ſah der Großherzog Karl ihn aus Baden gehen; vergeblich hatte er ihm die Stelle als Finanzminiſter angeboten.

Klüber wirkte zu Berlin in der Doppelſtelle eines Beiſitzers in dem Departement des Staatskanzlers und in dem Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten und führte die folgenden drei Jahre hindurch als Immediat-Commiſſarius die ſchwierigen Verhandlungen über den zu ordnenden Rechtsſtand der preußiſchen Standesherren in Weſtfalen und am Rhein. Im J. 1818 begleitete er den Staatskanzler auf den Congreß nach Aachen.

In dieſen drei Jahren gab Klüber ſeine beiden andern Hauptwerke heraus: „Das öffentliche Recht des Deutſchen Bundes" und das „Droit des gens modernes de l'Europe". Dieſe Werke haben zuſammen mit den „Acten des Wiener Congreſſes" ſeinen literariſchen Ruf zu einem internationalen gemacht.

Bekanntlich hatte ſeit Ende des J. 1819 nach dem Attentat des Sand und wegen verſchiedener ähnlicher Zeichen der Zeit in den höchſten Kreiſen Preußens eine Strömung platzgegriffen, welche allen liberalen Regungen in Deutſchland abhold war. Es traten damals aus dem preußiſchen Staatsdienſte die hervorragendſten liberal geſinnten Männer, wie Wilhelm von Humboldt, von Boyen u. a. Auch Klüber gehörte zu den „Liberalen" des damaligen Deutſchlands, wenn er im „Oeffentlichen Recht" verlangte, daß die deutſchen Fürſten das Verſprechen, den Völkern Conſtitutionen zu geben, im Intereſſe der geſunden Weiterentwickelung Deutſchlands erfüllen ſollten.

In der erſten Auflage des „Oeffentlichen Rechts" vom J. 1817 (vgl. Nr. 36 ſeiner Schriften) konnte Klüber ein ſolches Verlangen noch ohne Gefahr für ſich ſtellen; nicht aber mehr nach 1820. Die mit vielen freimüthigen Bemerkungen ausgeſtattete zweite Auflage des „Oeffentlichen Rechts" vom J. 1822, die kurz vor dem Tode von Hardenberg's erſchien, machte ihn zum Gegenſtand einer amtlichen Unterſuchung im J. 1823. Es kamen in dem Werke Sätze vor wie „der *Pöbel, der hohe wie niedere*, eine Ausgeburt der Nation, ohne echte geiſtige und ſittliche Bildung, ſich ſträubend gegen rechtliche Ordnung, Sitte und Vernunft, bildet keinen Stand, er findet ſich zerſtreut in *allen* Ständen" (ich citire nach der 4. Auflage vom J. 1840, S. 381); ferner heißt es: „Da, wo noch «*Erbadel*» beſteht, ſei der *geſammte Nichtadel* als Stand der «*Plebejer*» zu bezeichnen" (S. 377); ferner: „Weil in den modernen Staaten eine gleichmäßige Vertheilung der Staatslaſten unter alle Unterthanen und eine Gleichheit aller vor dem Geſetze beſteht, iſt im Staatsintereſſe nur ein *Adel des perſönlichen Verdienſtes* als berechtigt anzuerkennen, der Erbadel aber als «*Schwindel*» zu bezeichnen, weil er mit dem Rechte und dem Geiſte eines aufgeklärten Menſchenthums unvereinbar iſt."

Freimüthige Aeußerungen dieſer und ähnlicher Art machten die Stellung des berühmten Gelehrten im höheren Staatsdienſte Preußens damals unhaltbar. Klüber kam der drohenden Dienſtentlaſſung dadurch zuvor, daß er ſie ſelbſt erbat; im April 1824 erhielt er ſie, ohne Penſion und Titel. Er zog ſich, nun im 63. Lebensjahre ſtehend, nach Frankfurt a. M. zurück, nahm kein Amt mehr an und widmete ſich lediglich der literariſchen Thätigkeit, nebenbei freundſchaftlichen Verkehr mit geiſtvollen Diplomaten und Großhändlern der Freien Stadt pflegend.

Es iſt bezeichnend für den Geiſt der Zeit, daß keine *deutſche* Akademie den ſo berühmten Staatsrechtslehrer und Publiciſten durch eine äußere Anerkennung geehrt hat; der *franzöſiſchen* Akademie zu Paris blieb es vorbehalten, Klüber im J. 1834 durch Ernennung zu ihrem Mitgliede auszuzeichnen.

Im J. 1835 feierte Klüber ſein funfzigjähriges Doctorjubiläum. Von den zahlreichen Univerſitäten Deutſchlands war es diesmal nur das kleine Erlangen, welches den Jubilar durch Erneuerung des juriſtiſchen Doctordiploms ehrte.

In allen Perioden ſeiner öffentlichen Thätigkeit hat Klüber auch eine ſehr vielſeitige und beſonders die Staatsrechtslehre mächtig fördernde literariſche Thätigkeit entwickelt; auch in der letzten Periode der unfreiwilligen Muße von 1824—1837. Das beweiſt ſchon die lange Reihe ſeiner Schriften. Ueber den Gehalt derſelben habe ich zu den wichtigeren und charakteriſtiſchen einige Bemerkungen gemacht. Eine Zergliederung der literariſchen Thätigkeit nach den verſchiedenen *Gebieten* derſelben hat von Mohl zwar mit Schärfe, aber im allgemeinen doch zutreffend gegeben. Von Mohl zerlegt Klüber's Schriften nach den Materien: Staatsrecht und Rechts-

Digitized by Google

geſchichte; bibliographiſch-gelehrte Jurisprudenz; Völkerrecht; Geſchichte; Volkswirthſchaft; Technik und Naturwiſſenſchaften. Er läßt Klüber alle Anerkennung angedeihen und hebt ſeine großen Verdienſte gebührend hervor, meint aber (S. 477): „Mangel an höherer ſtaatswiſſenſchaftlicher — oder auch ſtaatsmänniſcher — Auffaſſung des poſitiven Staatsrechts iſt zu behaupten von Klüber, weil in keinem ſeiner Hauptwerke auch nur eine Spur davon iſt, daß er die in Frage ſtehenden Verhältniſſe in ihrem Zuſammenhange mit dem ſtaatlichen Leben überhaupt, alſo mit den daſſelbe bedingenden Geſittigungsſtufen und Entwickelungszuſtänden der Völker begriffen und dargeſtellt hätte.“ „Es iſt zu tadeln, daß der vorliegende poſitive Stoff nicht in ſeinem höheren poſitiven Zuſammenhange dargeſtellt iſt, daß das poſitive Geſetz nicht in ſeiner Stellung zu den verwandten Geſtaltungen gezeigt iſt.“

Im Grunde ſagt von Mohl gar nichts Neues. Dieſelben Ausſtellungen machte ſchon der Biograph Klüber's im Neuen Nekrolog der Deutſchen S. 242: „Es war vor allem die klare nackte Thatſache des beſtehenden Rechts, deren hiſtoriſche Nachweiſung ihn beſchäftigte. Inſofern gehörte Klüber mit einigen wenigen noch zum Stamm der älteren, vormals auch nur allein ſogenannten Publiciſten Deutſchlands und ſchloß ſich an Moſer und Pütter an; beide übertraf er jedoch unſtreitig durch größere Kritik und Schärfe des Wiſſens; beſonders war er weit entfernt von allen hiſtoriſchen Phantasmen und Nebelgeſtalten, denen ſich Pütter ſo häufig hingab.“ — „Einer philoſophiſchen Grundanſchauung von Staat und Recht jenſeit oder unterhalb der Nebelhypotheſe des Staatsvertrages und außer einigen Negationen begegnen wir nirgends in den Klüber'ſchen Schriften.“

Die im Buchhandel erſchienenen beſondern Schriften Klüber's ſind der chronologiſchen Reihenfolge nach folgende: 1) De Arimannia. Comment. duae (Erlangen 1785). Dieſe beiden Diſſertationen erſchienen auch unter dem gemeinſamen Titel: De Arimannia. Commentationes juris feudalis Longobardici (Erlangen 1785). — 2) Verſuch über die Geſchichte der Gerichtslehre, mit einigen Urkunden (Erlangen 1785). Dieſe Schrift bietet die erſte geſchichtliche Darſtellung des Gegenſtandes. — 3) Kleine juriſtiſche Bibliothek oder ausführliche Nachrichten von kleineren juriſtiſchen, vornehmlich akademiſchen Schriften mit unparteiiſcher Prüfung derſelben, 26 Stück (Erlangen 1786—1793); 6 Stück machen ungefähr einen Band aus; Regiſter ſind in Bd. IV. und VI. Im Ganzen 7 Bände. — 4) De jure nobilium feuda militaria constituendi (Erlangen 1786). — 5) Das Ritterweſen des Mittelalters nach ſeiner politiſchen und militäriſchen Verfaſſung. Aus dem Franzöſiſchen des Herrn de la Curne de Sainte-Palaye, mit Anmerkungen, Zuſätzen und Vorreden (Nürnberg 1786—1791, 3 Bde.). Außer zahlreichen culturgeſchichtlichen Erläuterungen ſind dem Werke beigefügt Abhandlungen: Ueber die Lektüre der alten Ritterromane (im Bd. II, 345—382); Ueber die Jagdbeluſtigungen des ſpäteren Mittelalters (Bd. III, 1—372); ein burgundiſches Hofceremoniell (in Bd. III, 417—512). Den Schluß bilden zwei wie immer bei ihm ſehr gut gearbeitete Regiſter. — 6) De pictura contumeliosa commentatio (Erlangen 1787). Dieſe Abhandlung über das Schandgemälde enthält einen intereſſanten Beitrag zur Sittengeſchichte des Mittelalters. — 7) De nobilitate codicillari (Erlangen 1788). — 8) Nach dieſer Schrift über den Briefadel gab er mit einer Vorrede heraus: Jo. Theoph. Segeri Opuscula juris universi et historiae, Vol. I. (Erlangen 1788). — 9) Syſtematiſcher Entwurf der kaiſerlichen Wahlcapitulation, mit Zuſätzen und Veränderungen (Erlangen 1790). — 10) Neueſte Literatur des deutſchen Staatsrechts, als Fortſetzung der Pütter'ſchen (Erlangen 1791). Auch unter dem Titel: Literatur des deutſchen Staatsrechts von Pütter, fortgeſetzt und ergänzt von Klüber. Theil 4. Als das Hauptwerk ſeiner erſten ſchriftſtelleriſchen Periode zu bezeichnen. — 11) Acten zum Gebrauch ſeines praktiſchen Collegiums (Erlangen 1791). — 12) Die Polytalpen (Erlangen 1792). (Eine Satire auf das Ahnenweſen.) In Regensburg nachgedruckt. — 13) Isagoge in elementa juris publici, quo utuntur nobiles immediate in Imperio Rom. Germ. (Erlangen 1793). — 14) Das neue Licht oder Raſtatter Friedenscongreß-Ausſichten (Raſtatt, eigentlich Nürnberg 1798). — 15) Einleitung zu einem neuen Lehrbegriff des deutſchen Staatsrechts (Erlangen 1802). — 16) Ueber Einführung, Rang, Erzämter, Titel, Wappenzeichen und Wartſchilde der neuen Kurfürſten (Erlangen 1803). — 17) Das Occupationsrecht des landesherrlichen Fiscus, im Verhältniß zu den Beſitzungen, Renten und Rechten, welche den ſäculariſirten, als Entſchädigung gegebenen geiſtlichen Stiftungen in fremdem Gebiete zugeſtanden, rechtlich geprüft (Erlangen 1804). — 18) Compendium der Mnemonik oder Erinnerungswiſſenſchaft aus dem Anfange des 17. Jahrh. von Lamprecht Schenkel und Martin Sommer, aus dem Latein mit Vorrede und Anmerkungen (Erlangen 1804). — 19) Ehrerbietige Vorſtellung an die hochlöbliche unmittelbare Reichsritterſchaft von einem Mitgliede derſelben (Januar 1805 ohne Druckort). — 20) Ueber den ſtaatswirthſchaftlichen Werth des Papiergeldes in deutſchen Reichsländern (Tübingen 1805). Dieſe Abhandlung, in welcher er vor Papiergeldausgabe warnte, erſchien auch in den Europäiſchen Annalen von 1805, Heft 3. In denſelben Annalen von 1805, Heft 5 veröffentlichte er auch eine Abhandlung über das „europäiſche Staats-Militärſyſtem“. — 21) Mein Contingent zur Geſchichte der Gedächtnißübungen in den erſten Jahren des 16. Säculums für die Beſitzer von Schenkel's und Sommer's Compendium der Mnemonik (Nürnberg 1805). — 22) Essai sur l'Ordre de Malte ou de St. Jean et sur ses rapports avec l'Allemagne en général et avec le Brisgau en particulier (Baſel 1806). Anonym erſchienen. — 23) Neue Erfindung, metallene Abgüſſe zu machen. Aus dem Franzöſiſchen (Stuttgart 1806). — 24) Baden bei Raſtatt. Mit 4 Kupfertafeln (Tübingen 1807). Neue Auflage unter dem Titel: Beſchreibung von Baden bei Raſtatt und ſeiner Umgebung (I u. II, Tü-

Digitized by Google

bingen 1810). Einen gelehrteren Geographen wird Baden-Baden wol nicht wieder bekommen. — 25) Staatsrecht des Rheinbundes. Lehrbegriff (Tübingen 1808). Auch nach Mohl's Anſicht das beſte Werk über dieſen Stoff. — 26) Anleitung zur Referirkunſt (Mannheim 1809). Für Staatsdienſtaſpiranten geſchrieben. — 27) Kryptographik, Lehrbuch der Geheimſchreibekunſt (Chiffrir- und Dechiffrirkunſt) (Mannheim 1809). — 28) Das Poſtweſen in Deutſchland, wie es war, iſt und ſein könnte (Erlangen 1811). — 29) Die Sternwarte in Mannheim. Beſchrieben von ihrem Curator, dem Staats- und Cabinetsrath Klüber. Mit einer Abbildung der Sternwarte in Steindruck (Mannheim 1811). — 30) Das Lehnfolgerecht der Familie von dem Kneſebeck zu Tylſen auf die Grafſchaft Hoorn (Frankfurt und Leipzig 1815). — 31) Acten des Wiener Congreſſes in den Jahren 1814 und 1815. Bd. 1—8 (Erlangen 1815—1819; Bd. 9, Erlangen 1835). Von den erſten Bänden mußte bald eine 2. Auflage veranſtaltet werden. Dies Werk hat Klüber's Namen weltberühmt gemacht. Die Regierungen benutzten dieſen nach Materien wohlgeordneten Urkundencodex gleich einer amtlichen Ausgabe. Keine derſelben beſaß nämlich eine ſolche Fülle von Actenſtücken über den wichtigen Congreß in ihrem Archiv, und die Arbeitskraft, mit welcher Klüber die ihm wol oft nur auf kurze Zeit zugänglichen Actenſtücke zu Wien abſchrieb, ſowie die Geſchicklichkeit, mit welcher er ſie ſich zu verſchaffen gewußt hat, ſind geradezu ſtaunenswerth. Selbſt Mohl, der an alle ſeine Schriften einen ſtreng kritiſchen Maßſtab anlegt, weiß an dieſer Arbeit Klüber's nichts zu tadeln. Der 9. Band beſteht aus Urkunden, welche eine Regierung ihm zuſtellte. Auch zu dieſer Schrift ſind die Regiſter vorzüglich. — 32) Acte final du congrès de Vienne etc. (Erlangen 1815, 2. Aufl. Erlangen 1818). Dieſe kritiſche Ausgabe der deutſchen Bundesacten vom J. 1818 iſt beſſer als die in den „Acten" gegebenen Materialien; ſie erſchien 1830 (Erlangen) in 3. Auflage unter dem Titel: „Quellen-Sammlung zu dem öffentlichen Rechte des Deutſchen Bundes. Mit hiſtoriſchen Einleitungen". Eine „Fortſetzung" dieſer Quellenſammlung erſchien 1833, gleichfalls zu Erlangen. — 33) Ueberſicht der diplomatiſchen Verhandlungen des Wiener Congreſſes überhaupt, und inſonderheit über wichtige Angelegenheiten des Deutſchen Bundes. Abtheilung 1—3 (Frankfurt a. M. 1816). — 34) Staatsarchiv des Deutſchen Bundes (Bd. 1 und 2 oder 6 Hefte. Erlangen 1816—1818). — 35) Oeffentliches Recht des Deutſchen Bundes und der Bundesſtaaten (Frankfurt a. M. 1817; 2. Aufl. 1822; 3. Aufl. 1831; 4. Aufl. mit des Verfaſſers hinterlaſſenen Bemerkungen und Zuſätzen vielfach verbeſſert und bis zur Gegenwart vervollſtändigt von Morſtadt, 1840). Das Motto des Werkes: Vitam impendere vero, ſtimmt thatſächlich mit dem Inhalte deſſelben; Klüber wurde wegen ſeiner conſtitutionellen Geſinnungen, die in dieſer Schrift offenen Ausdruck finden, aus dem preußiſchen Staatsdienſte entlaſſen. Mehr noch als die „Acten des Wiener Congreſſes" verdient das „Oeffentliche Recht" als der Grundſtein von Klüber's nachhaltigem Ruhme bezeichnet zu werden, wie Mohl mit Recht hervorhebt. Abgeſehen von der damals originellen Geſtaltung des neuen ungeſtalten Stoffes und der freimüthigen Auffaſſung, muß man den Reichthum der Literatur und ſeine angemeſſene Vertheilung ſowie das Detail der Mittheilungen über die früheren Zuſtände des Reiches bei einem Nichthiſtoriker geradezu bewundern. — 36) Klüber gab dann heraus C. G. von Arndt, Ueber den Urſprung und die verſchiedenartige Verwandtſchaft der europäiſchen Sprachen (Frankfurt a. M. 1818). — 37) Anweiſung zur Erbauung und Behandlung ruſſiſcher Stubenöfen und zur Erwärmung der Menſchenwohnungen auf ruſſiſche Art. Mit Zeichnungen in Steindruck (Stuttgart 1819). Eine Frucht ſeiner ruſſiſchen Reiſe. — 38) Droit des gens modernes de l'Europe. Tome Ier et Tome II, avec un Supplément contenant une Bibliothèque choisie du droit des gens (Stuttgart 1819). Beide Bände, zuſammen 624 fortlaufende Seiten, bilden alſo im Grunde genommen einen Band. Dieſe Schrift bearbeitete Klüber deutſch unter dem Titel: Europäiſches Völkerrecht Bd. I (Stuttgart 1821), Bd. II. Mit einem Anhang, enthaltend eine Bibliothek für das Völkerrecht (Stuttgart 1821). Mit fortlaufenden Seiten. Die Indices von Seite 587—654 ſind vorzüglich. Von der franzöſiſchen Schrift erſchienen Nachdrucke in Paris (1831, von Aillaud) und Rio de Janeiro, ferner Ueberſetzungen: von Klonares 1822 in das Neugriechiſche und in das Ruſſiſche 1828 von Lyslow. Eine zweite Auflage der deutſchen Ausgabe, beſorgt von Morſtadt, erſchien in Heidelberg 1847. Dieſe dritte Hauptſchrift Klüber's (vgl. Nr. 35 und 31) hat die Vorzüge der andern, in noch höherem Maße aber auch ihre Mängel, weil gerade bei der Materie des Völkerrechts eine klare Rechtsphiloſophie erſte Bedingung war, und dieſe lag nicht im Zeitalter Klüber's. Um dieſelbe Zeit erſchienen verwandte Arbeiten, z. B. von Pölitz in Leipzig (1824); ſie ſtehen aber weit hinter Klüber's Leiſtung zurück. Auch Mohl läßt Klüber das Verdienſt, daß das poſitive Völkerrecht durch ihn einen entſchiedenen Fortſchritt gemacht hat. — 39) Neueſte Einrichtung des katholiſchen Kirchenweſens in den preußiſchen Staaten oder päpſtliche Bulle vom 16. Juli 1821 und königliche Sanction derſelben, mit einer Einleitung geſchichtlichen und erläuternden Inhalts (Frankfurt a. M. 1822). — 40) Das Münzweſen in Deutſchland nach ſeinem jetzigen Zuſtande, mit Grundzügen zu einem Münzverein der deutſchen Bundesſtaaten (Stuttgart und Tübingen 1828). Was Klüber hier vorſchlug, iſt ſpäter wirklich ausgeführt worden, ein Beweis der Vorzüglichkeit dieſer Arbeit; Mohl bezeichnet ſie geradezu als eine von Klüber's beſten Arbeiten. — 41) Quellenſammlung zu dem öffentlichen Rechte u. ſ. w. Siehe Nr. 35. — 42) Abhandlungen und Beobachtungen für Geſchichtskunde, Staats- und Rechtswiſſenſchaft (2 Bde. Frankfurt a. M. 1830 und 1834). Enthält 20 Aufſätze verſchiedenen Inhalts. — 43) Rechtliche Ausführung über den Bentinck'ſchen Succeſſionsſtreit (Varel 1830). —

Digitized by Google

44) Die Selbſtändigkeit des Richteramtes und die Unabhängigkeit ſeines Urtheils in Rechtsſachen (Frankfurt a. M. 1832). Dieſe Schrift bezog ſich auf eine preußiſche Verordnung vom 25. Jan. 1823. Der Titel wird auch ſo angegeben: und die Unabhängigkeit ſeiner Urtheile im Rechtſprechen. — 45) Die Rechtsgültigkeit und Standesmäßigkeit der Ehe des Herzogs A. F. von Suſſex mit Lady Aug. Murray (Frankfurt a. M. 1834), auch in den „Abhandlungen und Beobachtungen" Bd. II. Dieſe ſowie die andern Schriften über Ebenbürtigkeit gehören zu den ſchwächſten Leiſtungen Klüber's. — 46) Fortſetzung der Quellenſammlung zu einem öffentlichen Rechte des Deutſchen Bundes (Erlangen 1833). Siehe auch Nr. 35 und 41. — 47) Genealogiſches Staatshandbuch 66. Jahrgang, 2. Abtheilung (Frankfurt a. M. 1834). — 48) Pragmatiſche Geſchichte der nationalen und politiſchen Wiedergeburt Griechenlands bis zu dem Regierungsantritte des Königs Otto (Frankfurt a. M. 1834). — 49) Aus Klüber's reichem literariſchen Nachlaſſe erſchienen noch die Schriften: Die eheliche Abſtammung des fürſtlichen Hauſes Löwenſtein-Wertheim von dem Kurfürſten Friedrich dem Siegreichen von der Pfalz und deſſen Nachfolgerecht in den Stammländern des Hauſes Wittelsbach. Herausgegeben von J. Mülhens (Frankfurt a. M. 1837). — 50) Wichtige Urkunden zur deutſchen Geſchichte. Mit einer geſchichtlichen Einleitung herausgegeben von Welcker (1844). Enthält die mit Gloſſen verſehenen Protokolle der berüchtigten Karlsbader Conferenzen und erlebte in demſelben Jahre 2 Auflagen. — Außer dieſen Schriften ſchrieb Klüber Beiträge für die Neue Berliner Monatsſchrift, für die (augsburger) Allgemeine Zeitung, für Poſſelt's Wiſſenſchaftliches Magazin u. ſ. w. — Für die vorſtehende biographiſche Skizze waren die Hauptquellen: Neuer Nekrolog der Deutſchen (Jahrgang 1837, Theil I, Weimar 1839, S. 238—245). — Morſtadt, Nekrolog Klüber's in der 4. Auflage von Klüber's Oeffentlichem Rechte des Deutſchen Bundes. — R. von Mohl, Geſchichte und Literatur der Staatswiſſenſchaften, Bd. II. (Erlangen 1856, S. 473—487). — Die literariſchen Angaben über Klüber's Werke laſſen vielfach zu wünſchen übrig; ich habe ſie möglichſt präcis zu geben verſucht, wobei Mohl der beſte Leiter war. (*R. Pallmann.*)

KLUMPFUSS (Pes s. Talipes varus) nennt man diejenige krankhafte Verunſtaltung eines oder beider Füße, bei welcher die Fußſohle beim Stehen nicht mehr den Erdboden flach berühren, ſondern nur mit ihrem äußern Rande mit demſelben in Berührung kommen würde, während der innere Fußrand mehr oder weniger erhaben iſt. Es iſt alſo anſtatt der naturgemäßen horizontalen Haltung des Fußes der äußere Rand deſſelben nach unten, der innere nach oben gerückt, ſodaß die nach innen ſchauende Fußſohle und der nach außen gerichtete Fußrücken mehr oder weniger perpendiculär geſtellt ſind. Selten findet ſich der Zuſtand ganz rein, ſondern er iſt häufig durch gleichzeitige andere deformirende Haltungen des Fußes, d. h. durch gleichzeitige Betheiligung des Talo-Cruralgelenkes an der Deformität des Talo-Tarſalgelenkes complicirt, da ſich der Fuß häufig nicht nur um ſeine horizontale, ſondern auch um ſeine perpendiculäre Achſe gedreht hat. Die häufigſte iſt die, daß, wie bei der Pferdefuß- oder Spitzfußſtellung (Pes equinus), die Ferſe oder der Hacken zugleich aufwärts, die Fußſpitze ſtark abwärts gerichtet iſt, ſodaß beim Auftreten nur der vorderſte Theil des äußern Fußrandes den Boden berühren würde. Wir ſprechen dann von einem Pes varo-equinus oder equino-varus, je nachdem die eine oder die andere Haltung mehr überwiegt. Sehr ſelten findet ſich das gerade entgegengeſetzte Verhalten, daß nämlich, wie beim Hackenfuß (Pes calcaneus) nur die Ferſe, der Hacken, auftritt, während der vordere Theil des Fußes erhoben iſt; beim Auftreten würde dann nur der hinterſte Theil des äußern Fußrandes auf den Boden aufgeſetzt werden und wir ſprechen dann von einem Pes calcaneo-varus. Der Pes varus iſt die Supinationscontractur des Talo-Tarſalgelenkes, von welcher wir 2 Formen ſtreng zu unterſcheiden haben, nämlich die angeborene und die erworbene. Der angeborene Klumpfuß (Pes varus congenitus), welcher, wie alle angeborenen orthopädiſchen Krankheiten, häufig erblich in Familien vorkommt, iſt eine reine Contractur des Talo-Tarſalgelenkes und iſt die Folge fehlerhafter Lage des Fötus oder fehlerhafter Haltung des Fußes deſſelben in der Gebärmutter, meiſt bedingt durch das Vorhandenſein von zu wenig Fruchtwaſſer, in ſeltenen Fällen aber auch die Folge von Bildungshemmungen, beſonders von Mangel des Malleolus internus. Da während der interuterinen Entwickelung die Füße des Fötus ſich ſtets in hochgradiger Supinationsſtellung befinden, ſodaß — ſozuſagen — normalerweiſe jedes Neugeborene mit dem erſten Grade des Pes varus geboren wird, ſo handelt es ſich bei enger Umlagerung der Uteruswand um den Fötus nur um eine krankhafte Zunahme des phyſiologiſchen Verhaltens. Durch den Druck der Uteruswand wird bei zu geringer Fruchtwaſſermenge der Fuß des Fötus in der abnormen Stellung fixirt, worauf die Hälfte der Fußwurzelknochen, die einem nur geringen Drucke ausgeſetzt ſind, ſich ſtärker entwickeln muß als die andere, welche unter einem verſtärkten Drucke ſteht. Immerhin aber findet auch dieſe exceſſive Ausprägung der Geſtalt der Knochen und Gelenke nach demſelben Typus ſtatt, nach welchem auch die phyſiologiſchen Formen der Fußwurzelknochen und -gelenke innerhalb des Uterus ſich entwickeln. Denn es weicht nach Hüter, welcher dieſe Veränderungen der Knochenformation für das Primäre hält und dieſe Form des Klumpfußes daher die arthrogene nennt, der Pes varus congenitus von dem phyſiologiſchen Typus nicht in der Richtung, ſondern nur in dem Maße ab. Nach der oben gegebenen Erklärung der Entſtehung des Klumpfußes während des interuterinen Lebens würde man dieſe Form als habituelle bezeichnen müſſen, da ſie als Haltungscontractur, d. h. als Folge einer lange Zeit eingehaltenen abnormen Haltung zu betrachten und die Veränderungen der Knochenformation daher nur ſecundär ſind. Früher nahm man an, daß auch der angeborene Klumpfuß durch interuterin entſtandene Innervationsſtörungen verurſacht ſei. Die genaue Beobachtung hat aber ergeben, daß,

Digitized by Google

wie ſchon Scarpa ſagte, keine Spur eines paralytiſchen Muskels am angeborenen Klumpfuße zu ſehen ſei, ſolange noch keine Gehverſuche ſtattgefunden haben. Zuweilen bildet ſich der angeborene Klumpfuß nur einſeitig aus, entweder weil ſich nur an einem Fuße Bildungshemmungen einſtellten oder weil der Druck der Uteruswand nur auf den einen Fuß einwirkte, während der andere Fuß die normale oder gar die entgegengeſetzte krankhafte Haltung (Plattfuß, Pes, Talipes valgus) in der Pronationscontractur des Talo-Tarſalgelenkes angenommen hat. Auch Hüter fand Muskeln und Sehnen bei angeborenem Klumpfuße normal gebildet und functionsfähig; nur die Sehne des Musculus peroneus longus fand er conſtant über eine Rinne am Calcaneus (ſtatt über eine ſolche am Os cuboideum) zur Fußſohle verlaufen. Zuweilen finden ſich auch überzählige Fußwurzelgelenke. — Alles dies ſind Beweiſe, in welch früher Periode des fötalen Lebens die Deformität bereits beginnen kann. Bleibt der angeborene Klumpfuß unbehandelt, ſo beſteht die Deformität bis zum Ende des 1. Lebensjahres in ziemlich gleichem Grade weiter, wird dann aber durch die Gehverſuche in der Weiſe verſchlimmert, daß, da der äußere Fußrand dem Körper zu geringe Stützfläche bietet, der Fußrücken ſich nach unten ſchlägt und das Kind nun auf letzterm geht, wodurch ein unbeholfener, watſchelnder Gang entſteht. Erſt durch das Gehen entſtehen alſo — aber bereits im Laufe des 2. Lebensjahres — jene hochgradigen Folgezuſtände des angeborenen Klumpfußes, die wir als Hohlfußbildungen kennen (Pes excavatus). Hier haben ſich dann die Fußwurzel- und die Metatarſalknochen zuſammengebogen, die Längenverhältniſſe von Muskeln und Bändern den neuen Knochenformen adaptirt, in der Haut des Fußrückens ſich dicke Schwielen und unter ihnen Schleimbeutel gebildet. Jetzt erſt beginnen die Muskeln zu atrophiren, welche beim Gehen nicht genügend verwendet werden, und es wird daher die Beweglichkeit des veralteten Klumpfußes nach und nach immer ſteifer, bis der Kranke wie mit einer Stelze herumhumpelt. Häufig bleibt auch der Fuß und die ganze Unterextremität infolge des mangelhaften Gebrauches im ſpäteren Längenwachsthum zurück.

Der erworbene Klumpfuß (Pes varus acquisitus) iſt häufig mit Spitzfußſtellung combinirt (Pes varo-equinus) und iſt entweder Folge von Muskellähmungen (Pes varus paralyticus) oder in ſeltenen Fällen von Knochenerkrankungen oder von Narbenbildungen im Hautkörper oder von andauernd fehlerhafter Haltung des Fußes bei langwierigem Krankenlager. Die myogene Entſtehung iſt die häufigſte Urſache des erworbenen Klumpfußes, welcher dadurch in ſcharfen Gegenſatz zu den ätiologiſchen Verhältniſſen des angeborenen Klumpfußes tritt. Bei Kindern ſind partielle und totale Lähmungen der Unterſchenkelmuskeln infolge von Poliomyelitis anterior acuta (ſogenannter ſpinaler oder eſſentieller Kinderlähmung) nicht ſelten; außerdem kann aber auch eine Durchtrennung am Unterſchenkelnerven (Nervus peroneus, der alle Pronationsmuskeln innervirt) zur paralytiſchen Klumpfußſtellung führen. Nothwendig iſt dies jedoch nicht, da Hüter nach Durchtrennung des Nervus tibialis gar keine Contractur eintreten ſah. In allen dieſen Fällen wirken die antagoniſtiſchen Supinationsmuskeln nicht, wie man früher annahm, in dauernder (krampfhafter) Contraction, ſondern es führt die erſte willkürliche Supinationsbewegung den Fuß in die Supinationsſtellung, aus welcher er wegen der mangelnden Pronationskraft nicht wieder herauskommen kann, bis ſich ſchließlich durch häufige intendirte Supinationsbewegungen die permanente Supinationsſtellung infolge nutritiver Verkürzung der geſunden Supinationsmuskeln herausbildet. Außerdem aber wirkt bei allen Lähmungen die Schwere der einzelnen Abſchnitte des Fußes beſtimmend auf die Art der Deformität; daher wird die Spitzfußſtellung erklärlich, welche ſchließlich ebenfalls zur nutritiven Verkürzung der in die Achillesſehne endenden Wadenmuskeln führt. Die cicatricielle Entſtehung iſt am leichteſten zu erklären. Durch eine Verbrennung oder Verwundung der innern Fußhälfte bildet ſich eine Narbencontractur, welche den innern Fußrand erhebt. Die oſteogene Entſtehung ſehen wir bei nicht geheilter Fractur des Malleolus internus oder bei cariöſen Proceſſen an demſelben, durch welche er atrophirt, rareficirt oder erweicht wird, wodurch derſelbe Zuſtand erreicht wird wie bei angeborenem Defect des innern Knöchels. Die habituelle Entſtehung endlich beobachten wir entweder bei langwierigem Krankenlager auf einer Körperſeite, wobei die Fußſohle die untere Bettwand nicht vollſtändig erreicht, ſondern nur die Zehen an dieſelbe angeſtemmt werden, während gleichzeitig der äußere Fußrand geſenkt wird. Beim Liegen auf der linken Seite würde dieſe Haltung am linken Fuße eintreten müſſen, während der rechte bei gleichem Mechanismus in Plattfußſtellung gelangen kann. Umgekehrt bei rechter Seitenlage. Oder es finden ſich ſchmerzhafte Zuſtände an der innern Seite der Fußſohle oder der innern Fußſeite oder am Unterſchenkel vor, welche ein Auftreten mit der ganzen Fußſohle ſchmerzhaft machen oder verhindern; hierher gehören Hornſchwielen, Hühneraugen, Splitter in der Fußſohle, chroniſche Fußgelenkentzündungen, Zerreißung der Wadenmuskeln, ſchmerzhafte Ulcerationen infolge von Verbrennung oder ſogenannter varicöſer Fußgeſchwüre u. ſ. w. Bei allen dieſen Formen leiden durch langen Beſtand der Krankheit die betheiligten Knochen, Bänder und Muskeln oft ſo bedeutend, daß die Heilung ſehr erſchwert wird.

Die Behandlung beſteht ſtets in der ſofortigen Verhütung der weitern Folgen der Klumpfußſtellung, ſobald letztere bemerkt wird. Der angeborene Klumpfuß muß daher bald nach der Geburt behandelt werden, ſodaß er bis zu dem Moment, in welchem die erſten Gehübungen beginnen ſollen, bereits geheilt iſt. Hüter beginnt die Behandlung erſt ſpäter, und zwar mit demſelben günſtigen Reſultat, ſodaß die früher auch hier gebräuchlichen Sehnentrennungen (Tenotomien) durch die zeitige Behandlung vollſtändig entbehrlich geworden ſind. Die Heilung gelingt mit Manipulationen und Fixirung des Fußes in der richtigen Pronationsſtellung durch Heftpflaſterverbände oder Gipsver-

Digitized by Google

bände, welche aller 14 Tage gewechſelt werden. Leichte Fälle werden ſo binnen 1—2 Monaten, ſchwerere binnen 2—4 Monaten geheilt. Nur wo noch ſchnellere Erfolge erzielt werden müſſen, ſoll der Verbandwechſel nach 3—6 Tagen ſtatthaben. Die Nachbehandlung beſteht im Tragen eines Scarpa'ſchen Stiefels (mit einer, zur Sohlenfläche in rechtem Winkel geſtellten, äußern Stahlſchiene), um die wiederkehrende Neigung zur extremen Supinationsſtellung zu bekämpfen. Viel ſchwieriger geſtaltet ſich die Behandlung, wenn der angeborene Klumpfuß veraltet iſt, d. h. wenn er erſt nach dem 2.—3. Lebensjahre oder gar erſt beim Erwachſenen zur Behandlung gelangt. Dann iſt die Maſchinenbehandlung (Klumpfußmaſchine von Stromeyer u. A.), ſowie die forcirte manuelle Correction in tiefer Narcoſe indicirt, wobei häufig die Sehnen der verkürzten Muskeln hinderlich im Wege ſtehen und erſt durch die ſubcutane Durchſchneidung (Tenotomie) nachgiebig gemacht werden müſſen. Führt dies nicht oder zu langſam zum Ziel, ſo iſt die keilförmige Exciſion der Fußwurzelknochen, welche in Deutſchland beim Klumpfuß zuerſt von Meuſel in Gotha ausgeführt worden iſt, unter Anwendung ſtrengſter Antiſepſis indicirt. Auf dieſe Weiſe hat die Neuzeit die früher bei veraltetem Klumpfuße zuweilen von den Kranken ſelbſt gewünſchte Amputation mit Erfolg zu umgehen ſich bemüht. — Die Erwerbung des Klumpfußes läßt ſich bei allen den Zuſtänden welche die Urſache der Klumpfußſtellung abgeben, verhüten. Man hat alſo den gelähmten oder ſonſtwie beſchädigten Fuß ſtets in rechtwinkeliger Richtung zum Unterſchenkel zu fixiren (Contentivverbände), ſobald man die Neigung zur Klumpfußſtellung bemerkt; ein Gleiches gilt für die Haltung des Fußes bei langem Krankenlager in unveränderlicher Körperlage. Iſt aber die Klumpfußſtellung bereits erworben, ſo iſt die ſofortige Geraderichtung indicirt. Man verſucht zuerſt die complicirte Klumpfußſtellung (Pes varo-equinus) mittels Maſchinen in die einfache Spitzfußſtellung (Pes equinus) zu verwandeln und hierauf die letztere allmählich zu corrigiren. Gelingt dies nicht, ſo iſt ebenfalls die Tenotomie der Achillesſehne indicirt. Die Sehnenſchnitte, die man früher an den Supinatoren vorgenommen hat, ſind, wie dies auch Hüter betont, für entbehrlich zu halten. Vgl. Lücke, „Ueber angeborenen Klumpfuß". Sammlung kliniſcher Vorträge von Volkmann (1871, Nr. 16); Hüter, „Klinik der Gelenkkrankheiten mit Einſchluß der Orthopädie" (2. Auflage, 2. Theil, Leipzig 1879). *(E. Kormann.)*

KLUMPP (Friedrich Wilhelm) iſt am 30. April 1790 zu Kloſterreichenbach im Murgthale geboren. Sein Vater war Wundarzt. Seinen erſten Unterricht erhielt er in der wenig befriedigenden Dorfſchule ſeines Geburtsortes, dann beſuchte er ſeit dem Schluſſe des 12. Jahres in dem Hauſe des Rectors Weckherlin das Gymnaſium in Stuttgart, wo er auch ohne vorhergehenden Unterricht in den alten Sprachen bald ſo weit kam, daß er das Landexamen beſtehen und ſich damit den Eingang in die niedern Kloſterſchulen eröffnen konnte. Die geſetzlichen vier Jahre verbrachte er in zwei Seminarien, in Denkendorf und in Maulbronn. Auch die Prüfung für das Stift in Tübingen beſtand er mit gutem Erfolg; im Herbſte 1808 bezog er die Univerſität, um Theologie zu ſtudiren. Unter dem Drucke der Napoleoniſchen Herrſchaft faßten ſchwärmeriſche Studirende den abenteuerlichen Plan, das Vaterland zu verlaſſen und auf der Inſel Tahiti eine ſchwäbiſche Colonie zu ſtiften. Jeder Verbündete verpflichtete ſich, ſeine Ausbildung auf eine ſolche Einrichtung zu wenden. Klumpp wurde Tiſchler und wählte dazu für ſich den Beruf eines Lehrers und Erziehers, für welchen die Bekanntſchaft mit den philanthropiniſtiſchen Einrichtungen eines Salzmann, aber auch mit den Anſichten Peſtalozzi's geeignet erſchien. Ein Umſchwung der Verhältniſſe war inzwiſchen eingetreten, als Klumpp zu dem Ende ſeiner Studienzeit gelangt war. Schon im Frühjahre 1814 wurde er als Präceptor an der Lateinſchule in Vaihingen an der Enns angeſtellt und gründete einen eigenen Hausſtand. Im J. 1816 ſiedelte er nach Leonberg über, wo ſich die Hausfrau als unentbehrlich für die zudrängenden Penſionäre erwies. Hier wurden die in Tübingen erworbenen Grundſätze praktiſch verwerthet; nach GutsMuths wurde eifrig geturnt, unter den Lehrgegenſtänden auch den Naturwiſſenſchaften, der Mathematik, der Geſchichte und Geographie mehr Zeit gewidmet, als es damals auf den würtembergiſchen Lateinſchulen üblich war. Im J. 1821 wurde er als Profeſſor an das königl. Gymnaſium in Stuttgart berufen, an dem er zuerſt in den mittlern, ſeit 1833 in den obern Klaſſen ſprachlichen und mathematiſchen Unterricht ertheilte. Aus eigenem Intereſſe hielt er ſtets mit freiwilligen Schülern das Turnen aufrecht.[1]) Ein Schulprogramm hat er nur ienmal geſchrieben und zwar 1838: „Das Gymnaſium in Stuttgart in ſeiner Entwickelung während der zwei letzten Decennien" (51 S. 4). Viel wichtiger war ihm die Verbreitung ſeiner pädagogiſchen Anſichten, die er 1829 und 1830 in dem Werke: „Die gelehrten Schulen nach den Grundſätzen des wahren Humanismus und den Anforderungen der Zeit" in zwei Bändchen veröffentlichte. Es kam ihm darauf an, die Praxis der Lateinſchulen, die gerade damals an F. Thierſch einen beredten Lobredner gefunden hatte, zu bekämpfen und im Anſchluß an moderne Anſichten nicht blos für die Elementarſchulen, ſondern auch für die höheren ſich daranſchließenden Anſtalten einen neuen Plan zu entwerfen und zu vertheidigen. Der Unterricht in den beiden alten Sprachen ſollte ſpäter begonnen werden (Latein im zehnten, Griechiſch im dreizehnten Jahre), Hebräiſch von den niedern Schulen ganz ausgeſchloſſen bleiben[2]), dagegen wurde dem Deutſchen, Franzöſiſchen und namentlich den ſogenannten Realien ein größeres Gewicht beigelegt und der Unterricht darin erweitert. Anklang fand er zunächſt wenig, ſogar heftige Angriffe und Verdächtigungen, als beabſichtige er den Stolz ſeines Vaterlandes zu beeinträchtigen. Thierſch proteſtirte am heftigſten und die daraus bei Klumpp entſtandene Verſtimmung gegen dieſen tritt auch noch in dem Programm von 1838 wiederholt hervor. Die durchaus

1) S. Gel. Schulen II, 203. 2) Man hatte in Würtemberg damit ſchon im 11. Jahre, ſpäteſtens im 12. angefangen.

Digitized by Google

anſtändig gehaltene Polemik blieb zunächſt ohne Erfolg bei der Regierung und bei dem Publikum; jetzt hat ſie ihre Bedeutung verloren und nur die zahlreichen didaktiſchen Entwickelungen haben etwa für den Schulmann noch immer einen Werth. Es ſind auch in Würtemberg zahlreiche Realſchulen errichtet, die das Latein von den Unterrichtsfächern ausſchließen, und nur auf dem Realgymnaſium in Stuttgart iſt dafür eine große Stundenzahl angeſetzt. Während die Regierung noch Anſtand nahm, die Klumpp'ſchen Anſichten bei der Einrichtung der Schulen zu befolgen, bot ſich 1831 die Gelegenheit zur Einrichtung einer Privatanſtalt, welche ſich die Aufgabe ſtellte, eine auf dem Grunde des Evangeliums ruhende, den ganzen Menſchen nach Geiſt, Seele und Leib umfaſſende, harmoniſche, gründliche und den wohlverſtandenen Bedürfniſſen unſerer Zeit entſprechende Vorbildung ſowol für die ewige als zeitliche Beſtimmung der Zöglinge, mit einem Worte eine chriſtliche Erziehung zu geben. Das königliche Schloß in der Nähe des Dorfes Stetten (in einem Seitenthale des lieblichen Remsthales) war dazu bewilligt; Gründer der Anſtalt waren Pfarrer Dr. Klaiber (an deſſen Stelle nachher der Prälat von Klaiber trat), Hofkameralverwalter Wiedersheim und Klumpp. Unter ihrer oberſten Leitung ſtand das Lehrercollegium und die Anſtalt, welche am 3. Mai 1831 mit 55 Zöglingen eröffnet wurde, die nach ihrem verſchiedenen Alter ein Penſionsgeld von 20—30 Louisdor und einige kleinere Nebenausgaben zu entrichten hatten. Als ſich das Bedürfniß geltend machte, die Leitung in die Hand Eines Mannes zu legen, trat 1835—1844 Pfarrer Strebel als Director ein, dann Helfer Wunderlich; zu gleicher Zeit traten Klaiber und Klumpp aus, blieben aber auch ferner bei allen wichtigeren Angelegenheiten mit ihrem Rathe zur Hand. Genaueres über Erziehung und Unterricht geben die drei Berichte aus den Jahren 1832, 1838 und 1846, die freilich zu ideal gehalten erſcheinen. Auf das verwerfende Urtheil von Thierſch lege ich weniger Gewicht, weil ſolche auch über andere Anſtalten nach flüchtigen Beſuchen gefällt wurden und Klumpp wegen ſeiner „heilloſen" Tendenzen gegen die Lateinſchulen übel angeſchrieben war. Uebrigens hat auch Stetten ſchließlich mehr in die alte Methode und in die allgemein betretenen Pfade eingelenkt. Im J. 1852 hat die Anſtalt aufgehört, weil ein Bedürfniß nicht mehr vorhanden war. — Im J. 1848 war Klumpp erſt proviſoriſch und 1850 definitiv Mitglied des Studienraths geworden, als welches er die Leitung der Realanſtalten zu beſorgen hatte. Dem liebenswürdigen Manne wurde es leicht, die Herzen der Lehrer zu gewinnen, für welche er ſelbſt ein warmes Herz beſaß. Im J. 1864 hatte er ſein fünfzigſtes Dienſtjahr vollendet und wurde in den Ruheſtand verſetzt. Das Comthurkreuz des Friedrichsordens ſollte ſeine Verdienſte auch äußerlich anerkennen. Am 12. Juli 1868 ſtarb er nach kurzem Krankenlager in Stuttgart.

G. Rümelin in der Allgemeinen Zeitung 1868, Nr. 268 und Klüpfel in der Allg. Deutſchen Biogr. XVI S. 234. (*F. A. Eckstein.*)

KLÜPFEL (Emanuel Christoph) hat ſich als Begründer des „Gothaiſchen Hofkalenders" und der „Gothaiſchen gelehrten Zeitungen" verdient gemacht, iſt aber trotzdem weniger bekannt, als man nach dieſen Leiſtungen vermuthen ſollte.[1]) — Geboren den 29. Jan. 1712 zu Hattenhofen im damaligen Herzogthume Würtemberg, erhielt er ſeine Vorbildung in einigen Kloſterſchulen und ſtudirte ſeit 1731 nach dem Vorgange ſeines Vaters in Tübingen Theologie. Im J. 1733 erlangte er durch eine öffentlich vertheidigte Diſſertation[2]) die Magiſterwürde, wurde 1735 ordinirt und folgte 1741 einem Rufe als erſter Pfarrer an die deutſch-lutheriſche Kirche in Genf. Daſelbſt machte er einige Jahre ſpäter die Bekanntſchaft des Barons von Thun, Oberhofmeiſters des Erbprinzen Friedrich von Sachſen-Gotha, und trat auf deſſen Veranlaſſung als Inſtructor und mit dem Titel eines Reiſepredigers in die Dienſte des Prinzen. In Paris, wohin er denſelben 1747 begleitete, widmete er ſich eifrig dem Studium der franzöſiſchen Sprache und Literatur und eignete ſich auch die feineren Umgangsformen der vornehmen Geſellſchaft an. Als er 1750 im Gefolge ſeines fürſtlichen Zöglings nach Gotha kam, erregte er ſehr bald die Aufmerkſamkeit der geiſtreichen Herzogin Luiſe Dorothea und ihrer Freundin, der Oberhofmeiſterin Juliane Franziska von Buchwald, und wurde durch den Einfluß dieſer beiden Frauen noch im gleichen Jahre zum Sousgouverneur des Erbprinzen mit dem Titel eines Kirchenrathes und 1752 zum Oberconſiſtorialrath befördert. Damals verfaßte er, weil ſich der Prinz Johann Auguſt mit der Witwe ſeines jüngeren Bruders zu vermählen gedachte, im Auftrage des Herzogs ein theologiſches Gutachten, welches zuſtimmend ausfiel und ſofort durch den Druck veröffentlicht wurde.[3]) Im folgenden Jahre verheirathete ſich Klüpfel mit einem adeligen Fräulein. Das Glück, welches ihm dieſer Bund viele Jahre hindurch bereitete, endete zuletzt dadurch, daß ſeine Gattin einer unheilbaren Geiſtesverwirrung anheim fiel. Seine Erhebung zum Vicepräſidenten und Vorſitzenden des Oberconſiſtoriums (1775) überlebte er nur um ein Jahr; er ſtarb am 21. November 1776 infolge eines

---

1) Quellen: Gothaiſche gelehrte Zeitungen auf das J. 1776, 98. Stück vom 7. Dec. S. 801—804. (Der anonyme Verfaſſer iſt Hans Wilh. von Thümmel, Bruder des Humoriſten.) — (J. G. Brückner) Kirchen- und Schulenſtaat im Herzogthume Gotha (1. Thl.) 12. Stück (Gotha 1757), S. 2. — Fr. C. G. Hirſching, Hiſtoriſch-literar. Handbuch, 3. Bd., 2. Abth. (Leipzig 1797), S. 301—303. — Meuſel, Lexikon, 6. Bd. (1806), S. 101—102. — Rotermund, Fortſetzung zu Jöcher, 3. Bd. (1810), Sp. 527. — Heinr. Döring, Die gelehrten Theologen Deutſchlands im 18. und 19. Jahrh., 2. Bd. (Neuſtadt a. d. Orla 1832), S. 123—125. — Aug. Beck, Ernſt II., Herzog zu Sachſen-Gotha und Altenburg (Gotha 1854), S. 130 und 23. — H. A. O. Reichard (1751—1828). Seine Selbſtbiographie überarbeitet und herausgegeben von Herm. Uhde (Stuttgart 1877). S. 36—42. 129. 130. 151. — Vgl. auch J. H. Gelbke, Kirchen- und Schulenverfaſſung des Herzogthums Gotha, 1. Thl. (Gotha 1790), S 160. 106. 103. 2) De critica sacra nominum Hebraeorum appellativorum Aleph praeformativo auctorum (Tübingen 1733). 3) Der Titel lautet: Bedenken über die Frage: Ob die Ehe mit des Bruders Witwe erlaubt ſei. Auf höchſten Befehl aufgeſetzt und zum Druck übergeben. Gotha, verlegts Joh. Chriſtoph Keyſer (1752), 8., 66 Seiten. (Ohne Namen des Verfaſſers.)

Digitized by Google

ſchmerzloſen Leidens, das in wenigen Wochen ſeine körperlichen Kräfte aufzehrte. — Klüpfel's Neigung gehörte neben der Theologie vorzüglich den alten und neuen Sprachen Das Franzöſiſche war ihm zur zweiten Mutterſprache geworden; aber auch das Italieniſche und das Engliſche trieb er mit Vorliebe. Durch ſein anfeuerndes Beiſpiel und durch ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit hat er nicht wenig dazu beigetragen, daß ſich während der letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts Bildung und Geſchmack in Gotha verbreiteten und ein reges wiſſenſchaftliches und literariſches Leben daſelbſt entfaltete, und wie bei der Neuordnung des ſeitdem wieder aufblühenden Gymnaſiums, hat er auch bei der Umwandlung der Seyler'ſchen Schauſpielertruppe in eine Hoftheatergeſellſchaft eifrig mitgewirkt. Frei von Vorurtheilen und wahrhaft human — neben Herzog Ernſt II., Ekhof, Gotter u. a. gehörte er der Freimaurerloge an — beredt und liebenswürdig im Umgange, ward er ebenſo bei Hofe wie in bürgerlichen Kreiſen geſchätzt und gern geſehen. — Das bekannteſte literariſche Unternehmen, welches ſich an Klüpfel's Namen anſchließt, iſt der von ihm ins Leben gerufene und noch heute fortdauernde „Gothaiſche Hofkalender", über deſſen Entſtehungsgeſchichte[4]) Folgendes zu ſagen iſt: Für das J. 1763 hatte der ſpätere gothaiſche Miniſter Wilh. von Rotberg (geſt. 1795) einen „Almanac nécessaire" herausgegeben, ein zierliches, 20 Blätter umfaſſendes Büchlein, das nach dem Vorbilde der franzöſiſchen „Etrennes" einen aſtronomiſchen Kalender, Tabellen für Gewinn und Verluſt beim Spiel und je eine Tafel über den Poſtverkehr und zur Vergleichung verſchiedener Münzſorten enthielt. Neben dieſem „Almanac" gab es einen bereits ſeit längerer Zeit alljährlich gedruckten „Gothaiſchen Genealogiſchen und Schreibkalender", in welchem außer einem eigentlichen Kalender eine Ueberſicht der fürſtlichen Häuſer und allerlei gemeinnützige Mittheilungen zu finden waren. Nach dieſen beiden Vorbildern bearbeitete Klüpfel den neuen „Gothaiſchen Hofkalender" mit Unterſtützung von Rotberg's und veröffentlichte ihn zum erſten mal für das J. 1764 in franzöſiſcher Sprache als „Almanac de Gotha".[5]) Derſelbe vereinigte die Vorzüge der beiden genannten Büchlein: er umfaßte ein Calendarium, ein genealogiſches Verzeichniß der regierenden Fürſten Europas, eine chronologiſche Tabelle der römiſchen Kaiſer von Karl dem Großen bis auf Franz I. und eine Reihe kürzerer Aufſätze aus den verſchiedenſten Gebieten menſchlichen Wiſſens. Ein weiterer Fortſchritt war es dann, daß Klüpfel für das folgende Jahr neben der franzöſiſchen auch eine deutſche Ausgabe[6]) veröffentlichte, eine Einrichtung, die bekanntlich bis auf die Gegenwart fortdauert. Seit 1768 wurden dem Kalender außer dem ſeit 1765 eingeführten Titelbilde auch noch andere Kupfer beigegeben, zuerſt allegoriſcher und mythologiſcher Art, ſeit 1774 aber meiſt nach bekannten Theaterſtücken und Romanen. Am Verlage hatte ſeit 1765 Joh. Chriſtian Dieterich Antheil; im J. 1766 übernahm er denſelben allein und führte ihn bis 1776 fort, worauf er mit ſeiner geſammten Buchhandlung nach Göttingen überſiedelte und dort nach dem Muſter des Hofkalenders einen „Almanac de Göttingue" herausgab, während das urſprüngliche Unternehmen in den Verlag C. W. Ettinger's überging. — Ferner entſtanden ſeit Februar 1774 durch Klüpfel's Anregung und unter ſeiner eifrigen Mithülfe die „Gothaiſchen gelehrten Zeitungen", deren Redaction Ludw. Chriſtian Lichtenberg, Schack, Hermann Ewald, H. A. O. Reichard und der Pagenhofmeiſter Joh. Wilh. Dumpf übernahmen. Bei dieſer Zeitſchrift, welche bis 1804 fortdauerte, war es nicht auf eine Kritik der behandelten Bücher, ſondern vielmehr auf zweckmäßige Auszüge abgeſehen, um ſo den Leſern ein eigenes Urtheil zu ermöglichen. — Neben dieſem deutſchen Blatte erſchien ſeit 1775 noch ein von Klüpfel begründetes franzöſiſches, welches in ſeinen beiden erſten Jahrgängen den Titel „Nouveau Mercure de France" führte und nach dem Tode ſeines Herausgebers von dem oben genannten Reichard unter thätiger Mitwirkung des Barons von Grimm bis 1796 fortgeſetzt wurde, anfangs als „Journal de Lecture", dann als „Cahiers de Lecture" und zuletzt als „Nouveaux Cahiers de Lecture". Es brachte theils ſelbſtändige Beiträge, theils Mittheilungen aus franzöſiſchen und deutſchen Journalen in poetiſcher und proſaiſcher Form. Auch Arien aus pariſer komiſchen Opern fehlten nicht. *(A. Schumann.)*

KLÜPPELBERG, eine preußiſche Bürgermeiſterei (Landgemeinde) in der Provinz Rheinland, Reg.-Bezirk Köln, Kreis Wipperfürth, 7 Kilom. im Oſten von Wipperfürth, an der Wipper. Die 4283 Bewohner, von denen 2148 männlichen und 2135 weiblichen Geſchlechtes ſind, führen in ihren 141 Wohnplätzen mit 716 Häuſern 878 Haushaltungen. Die Bürgermeiſterei beſteht aus den Honnſchaften: Bieſenbach, Bovenholz, Delweng, Dierdorf, Flosbach, Lüttgenau und Scharde. Darunter ſind die Pulverfabriken Ohl und Streppel. Im J. 1871 gab es hier unter den Katholiken 1027 Evangeliſche, 20 Blöd- und Irrſinnige, 286 konnten weder leſen noch ſchreiben. *(G. A. von Klöden.)*

KLÜVERBAUM. Vollgetakelte Schiffe haben drei aufrecht ſtehende Maſten und einen ſchräg nach vorn über den Bug hinausragenden Maſt. Sämmtliche Maſten beſtehen aus mehrern Theilen, die aufrecht ſtehenden aus dem eigentlichen Maſte und den Stengen. Der ſchrägliegende heißt Bugſpriet, ſeine erſte Verlängerung Klüver-

4) S. darüber: Gothaiſcher genealogiſcher Kalender auf das J. 1816, 53. Jahrg. (Gotha, Juſtus Perthes), S. 2—4. (Verfaſſer: K. E. A. von Hoff) und Gothaiſcher genealogiſcher Hofkalender nebſt diplomatiſch-ſtatiſtiſchem Jahrbuche auf das Jahr 1863, 100. Jahrg. Ebenda S. V—VIII und XVIII. 5) Vollſtändig lautet der Titel: Almanac de Gotha, contenant diverses connoissances curieuses & utiles pour l'Année bissextile M:DCC.LXIV. Imprimé à Gotha chez J. C. Reyher, 32°. 1 Bl., 108 ungez. S. 6) Dieſe führt den Titel: Gothaiſcher Kalender, zum Nutzen und Vergnügen eingerichtet auf das Jahr 1765. GOTHA, bey Johann Paul Mevius ſel. Wittib und Joh. Chriſtian Dieterich. 32°. 1 Bl., 36 ungez., 74 gez. und 112 ungez. Seiten. Mit einem Titelkupfer. — Im J. 1766 erſcheint zum erſten mal die Bezeichnung „Gothaiſcher Hofkalender".

Digitized by Google

baum, die zweite Außenklüverbaum. Am Klüverbaume iſt der Klüver befeſtigt, ein dreieckiges und ſehr wichtiges Segel für Schiffe. Seine untere Spitze iſt am Klüverbaume feſt, die eine Seite führt an laufenden Ringen an einem Tau nach der Spitze der Stenge des vordern Maſtes an dem ſogenannten Klüverleiter und wird mit einem Tau, dem Klüverfalle, in die Höhe gezogen. Die hintere Ecke des Segels wird mit einem andern Tau, dem Klüverſchoot, vom Schiffe aus nach hinten ſtraff geſetzt. Der Außenklüver wird analog dem Klüver am Außenklüverbaume geſetzt. Faſt alle Schiffe, auch die zwei- und einmaſtigen, haben ein Bugſpriet, das bei kleinen dann auch den Klüverbaum vertritt. *(R. Werner.)*

KLYMENE (*Κλυμένη*). In der griechiſchen Mythologie häufig verwandter Name von allgemein vornehmer Bedeutung, etwa „die Erlauchte". Wir zählen nur die wichtigeren Trägerinnen des Namens auf. 1) Nereide, unter den Schweſtern der Thetis, Il. Σ, 47 genannt. 2) Dienerin der Helena, die ihr nach Troja folgt Il. Γ, 144, *Ovid.* Heroid. XVI (XVII), 267; als Kriegsgefangene von Steſichoros in ſeiner Iliuperſis aufgeführt und von Polygnot dargeſtellt, *Paus.* X, 26, 1. 3) Tochter des Minyas und von Phylakos Mutter des vom Seher Melampus geheilten Iphiklos, erſcheint in der Nekyia der Odyſſee (λ, 326) und in der Polygnot's ſowie in den Noſten (*Paus.* X. 29; vgl. O. Müller, Orchomenos p. 257). 4) Nach Heſiod (theog. 357, 507) von Iapetus Mutter des Prometheus u. a., wofür Aeſchylus die Gaia-Themis einführt. 5) Tochter des Katreus, von Nauplios Mutter des Palamedes (*Apollod.* III, 2, 2.) 6) Okeanide, von Helios Mutter des Phaëthon, Gattin des Aethiopenkönigs Merops, nach der verbreitetſten, von Euripides in ſeinem Phaëthon (Nauck, Frg. Tr. Gr. p. 471), Ovid (Met. I, 776) und Nonnos (Dionys. XXXVIII, 111) vertretenen Tradition. Vaſenmaler haben den Namen verwendet, um auf ideal verklärten Darſtellungen des Lebens im Frauengemach eine Figur nach ihrer Gewohnheit leicht zu individualiſiren; ſo erſcheint eine Klymene in Geſellſchaft der Aphrodite neben *ΑΡΜΟΝΙΑ, ΕΥΚΛΕΙΑ* u. a. Bull. Nap. II. tav. VI. ſ. ebend. t. II. u. I. tav. III. Auf dem Apuliſchen Vaſenbilde, Gerhard, Ap. Vaſenb. Tafel D, iſt der beigeſchriebene Name Klymene der Hebe beigelegt, wie die Inſchrift des Vaſenbildes Compte rendu de la comm. archéol. etc. pl. I, 1867 ausweiſt. *(F. A. Voigt.)*

KLYSTIER (*κλυστήρ* von *κλύζω*, ausſpülen) auch Enema, Lavement genannt, nennt man die zur Einſpritzung in den Maſtdarm und den ſich anſchließenden Dickdarm beſtimmten Flüſſigkeiten. Die Einſpritzung erfolgt durch das Rectum mittels verſchiedener Inſtrumente und zu verſchiedenen Zwecken. Als Inſtrument dient zunächſt die gewöhnliche Klyſtierſpritze, welche aus einem Zinkcylinder mit darin laufendem Stempel und dünnem Anſatzrohr beſteht; die einzuſpritzende Flüſſigkeit wird entweder einfach in den Cylinder eingegoſſen oder durch Anziehen des Stempels eingeſogen, um dann mittels des in den After eingeſchobenen Anſatzrohrs eingeſpritzt zu werden. Statt der Zinnſpritze bedient man ſich neuerdings vielfach eines mit Anſatzrohr verſehenen Gummiballons, welcher mit der Hand comprimirt und, mit dem Anſatzrohre in die zu verwendende Flüſſigkeit gehalten, letztere bei ſeinem Wiederaufblähen adſpirirt und dieſelbe dann bei nochmaliger Compreſſion in gleichmäßigem Strahl mittels des Anſatzrohrs in den Maſtdarm treibt. Die Anſatzrohre ſind entweder aus feſter Maſſe (Elfenbein, Horn, Knochen) und in gerader Richtung gearbeitet, wo dann die Application des Klyſtiers nur durch eine zweite Perſon möglich iſt, oder es werden dazu in beſtimmter Richtung gebogene Zinnrohre, häufiger ein Gummiſchlauch benutzt, wodurch es dem Patienten möglich gemacht wird, ſich ſelbſt zu klyſtieren. Bequemer und leichter ausführbar iſt letzteres durch die ſogenannte Klyſopompe, einen mit Gummirohr verſehenen Saugapparat, welchen man in die zu verwendende Flüſſigkeit ſetzt und dann letztere durch Auspumpen mittels des Gummirohrs in den Maſtdarm eintreibt. Sehr zu empfehlen ſind für Application gewöhnlicher Klyſtiere, namentlich durch den Kranken ſelbſt, die neuerdings vielbenutzten Gummiapparate, welche aus einer Kugel mit einem Anſaugungs- und einem Austreibungsrohre beſtehen und mittels abwechſelnder Compreſſion der Kugel wirken. Statt der Pumpe wird bei dem gleichen Zwecken dienenden Irrigator eine Art Uhrwerk als treibende Kraft benutzt, während bei dem Syphon, wo die Flüſſigkeit in einem in einer gewiſſen Höhe über dem Bette angebrachten kaſtenartigen Gefäß, das unten mit einem durch Stellhahn verſchließbaren Gummiſchlauche verſehen iſt, ſtehend, beim Oeffnen des Hahns durch ihr eigenes Gewicht die Treibkraft bildet, welche das Eindringen derſelben in den Maſtdarm vermittelt.

Bei allen Applicationsweiſen der Klyſtiere muß aber das in den Maſtdarm einzuführende Röhrchen gut eingeölt und eingefettet ſein und vor Einführung deſſelben die Luft aus dem Schlauche, durch welchen die Flüſſigkeit eingetrieben wird, ſorgfältig entfernt werden. Bei kleinen Kindern z. B., welche bei der Procedur des Klyſtiergebens meiſt nicht ſtillhalten, ſondern ſich mehr oder weniger unruhig umherwerfen, kann durch die gewöhnlich zinnerne Klyſtierſpritze, zumal wenn ſie von ungeübter Hand geführt wird, leicht ein Schaden verurſacht werden und dürfte ſich hier die Gummiſpritze, namentlich aber der zuletzt erwähnte Kugelapparat und die Klyſopompe, mehr empfehlen. Bei Erwachſenen, welche, ſchon aus Scheu vor unnöthiger Zuſchauerſchaft, ſich lieber ſelbſt klyſtieren, hat letztere ſowie der Kugelapparat ſich neuerdings immer mehr eingebürgert; in Fällen, wo es ſich mehr um eine gründliche Ausſpülung des Maſtdarms als um ein Einſpritzen von Flüſſigkeiten in denſelben handelt, iſt der Syphon am meiſten zu empfehlen. Soll mittels des Klyſtiers das Eintreiben von Flüſſigkeiten in höher gelegene Abſchnitte des Dickdarms bezweckt werden, ſo bedarf man dazu noch eines elaſtiſchen circa 50 Ctm. langen katheterartigen Darmrohrs; nachdem man dieſem vor der Einführung die dem Kreuzbeine entſprechende Krümmung durch eine Sonde gegeben hat, führt man es, gut beölt, in den After und bringt, wenn beide Sphincteren erreicht ſind, langſam ein, bis man auf den vom

Digitized by Google

dritten Sphincter herrührenden Widerſtand ſtößt, den man nicht gewaltſam überwinden, ſondern einige Momente bis zu deſſen erfolgter Erſchlaffung warten ſoll. Mit Hülfe dieſes durch ein Stück Kautſchukſchlauch mit der Klyſopompe verbundenen Darmrohres kann man Flüſſigkeiten bis zur Grenze des Dick- und Dünndarms eintreiben.

Der Zweck der Klyſtiere iſt in der Hauptſache ein dreifacher, und man unterſcheidet danach ausleerende, medicamentöſe und ernährende Klyſtiere. Die ausleerenden Klyſtiere, diejenige Form, unter welcher ſich beim Laienpublikum wol überhaupt der Begriff „Klyſtier" concentrirt, haben den Zweck, in den Dickdärmen angehäufte Kothmaſſen, welche infolge einer gewiſſen Trägheit der Darmmuskulatur oder infolge ihrer maſſenhaften Anhäufung und feſten Zuſammenballung nicht entleert werden können, dadurch abgangsfähig zu machen, daß dieſelben theils durch die eingeſpritzte Flüſſigkeit erweicht werden, theils ihnen durch Schlüpfrigmachen der Darmſchleimhaut und Erweiterung des Darmlumens der Weg zum Austritt gebahnt wird. Hierzu ſind in der Mehrzahl der Fälle ſchon einfache Waſſerklyſtiere ausreichend, denen man unter Umſtänden milde Oele in mehr oder minder reichlicher Menge beiſetzt. Soll dadurch gleichzeitig eine Verſtärkung der Darmbewegungen erzielt werden, ſo kann dies durch Zuſatz von Honig, Zucker, Kochſalz, Seife, eventuell auch von Sennaaufguß, abführend wirkenden Salzen und Ricinusöl geſchehen, während bei Reizungszuſtänden des Maſtdarms und der Dickdärme ein Zuſatz von Milch oder ſchleimigen Flüſſigkeiten angezeigt iſt. Die Quantität der einzuſpritzenden Flüſſigkeit richtet ſich zunächſt nach dem Alter (bei Erwachſenen 250—300, bei größeren Kindern 150—200, bei Säuglingen 50—120 Gramm), dann aber auch nach dem Zwecke, den man damit erreichen will, ſodaß, wenn daſſelbe nicht ausleerend wirken, ſondern zurückgehalten werden ſoll, nur die Hälfte der genannten Quantität genommen werden darf. Dies iſt namentlich angezeigt bei der zweiten Art der Klyſtiere, den medicamentöſen, welche alſo zu dem Zwecke verabreicht werden, um auf dieſem Wege Arzneiſtoffe dem Kreislaufe im Körper zuzuführen, wenn entweder der gewöhnliche Weg (durch Mund und Magen) irgendwie unbenutzbar geworden, oder wenn man die Abſicht hat, auf in nächſter Nähe der Dickdärme liegende Organe möglichſt direct durch Arzneiſtoffe einzuwirken. Bezüglich dieſer ihrer arzneilichen Wirkungen unterſcheidet man als Unterabtheilungen der medicamentöſen Klyſtiere: 1) die einhüllend und reizmildernd wirkenden (z. B. Stärkeklyſtiere, eventuell mit Zuſatz von etwas Opium); 2) die beruhigend, ſchmerz- und krampfſtillend wirkenden (z. B. Kamillen-, Baldrianklyſtiere mit Zuſatz von narkotiſchen Mitteln, namentlich auch Chloroform und Chloralhydrat); 3) die reizenden, revulſiviſch wirkenden (Kaltwaſſer-, Eſſig-, Seifen-, Sennaklyſtiere); 4) die analeptiſchen (Fleiſchbrühe-, Wein-, Kampher-, Moſchusklyſtiere); 5) die antiſeptiſchen (Chloral-, Creoſot-, Carbolſäureklyſtiere); 6) die adſtringirend und ſtyptiſch wirkenden Tannin-, China-, Ratanhia-, Alaun-, Kalkwaſſer-, Ergotin-, Eiſenchlorid-, Höllenſtein-, Zink-, Wismuth- und Jodklyſtiere); 7) die antiparaſitiſchen oder Wurmklyſtiere (von Knoblauch, Wermuth, Zitwerſamen, ſowie von Aether, Benzin, Terpentin, Ricinusöl). Hieran reihen ſich noch die Injectionen von Gaſen und Dämpfen in den Maſtdarm, Lufteinblaſungen mittels Doppelblaſebalgs oder pneumatiſchen Apparats (bei Darmverſchleimungen empfohlen), Injectionen von kohlenſaurem Gas, von Aether- und Chloroformdämpfen (bei ſchmerzhaften und krampfhaften Affectionen des Maſtdarms und ſeiner Nachbarorgane). Die dritte Art der Klyſtiere, die ernährenden endlich, haben den ſchon oben angedeuteten Zweck, bei Unwegſamkeit der gewöhnlichen zur Speiſeaufnahme dienenden Wege, eventuell auch bei durch Speiſeverweigerung ſich documentirender Geiſteskrankheit dem Körper die zu ſeiner Erhaltung nothwendigſten Nährmittel zuzuführen. Man benutzt dazu Milch, Fleiſchbrühe, Fleiſchextract, Peptonlöſungen, flüſſige Gallerte. Am beſten haben ſich die von Leube eingeführten Pankreasklyſtiere für dieſen Zweck bewährt, welche aus einem Gemiſch von fein zerhacktem Rindfleiſch mit Pancreas (Bauchſpeicheldrüſe) vom Rind oder Schwein, mit heißem Waſſer zu dünnem Brei angerührt, beſtehen und mittels einer Klyſtierſpritze, deren Ausflußrohr von genügender Weite ſein muß, in den Maſtdarm eingeſpritzt werden. *(Alfred Krug.)*

KLYTAIMNESTRA (*Κλυταιμνήστρα*). Der Mythenkreis, dem die Klytaimneſtra angehört, iſt in der Allgemeinen Encyklopädie bereits in den Artikeln Agamemnon (Sect. I. Bd. 1.), Atreus (I, 2) und Orestes (Sect. III, 5) ausführlich behandelt. Hier mögen nur einige zuſammenfaſſende Bemerkungen über Auffaſſung und Fortbildung dieſes Charakters durch die griechiſche Poeſie nachgetragen werden.[1])

Das ehebrecheriſche Verhältniß der Klytaimneſtra zu Aigiſthos ſowie der Mord des heimgekehrten Agamemnon wird zuerſt in der Odyſſee erwähnt. In dieſer alten epiſchen Darſtellung trägt Aigiſthos durchaus die Hauptſchuld. Während die Helden vor Troja liegen, bleibt er müſſig daheim und ſucht, trotz wiederholter Warnung durch Hermes (*α* 37), das Weib des Oberkönigs mit ſchmeichleriſcher Rede zu bethören. Sie ſträubt ſich erſt gegen ſein frevelhaftes Begehren, denn ſie iſt „ehrſamen Sinnes", und als Beſchützer und Berather ſteht ihr ein Sänger zur Seite, den Agamemnon bei ſeiner Abreiſe dazu beſtellt hatte. Doch „da das Schickſal es ſo wollte", gelingt es dem Aigiſthos, den Sänger auf ein einſames Eiland zu entführen und dort zu ermorden. Nun iſt der Widerſtand der Frau gebrochen; ſie folgt willenlos ihrem Buhlen in ſein Haus (*γ* 263—272).

1) Von Neueren vgl. B. Nieſe, Entwickelung der Homeriſchen Poeſie S. 36; Gruppe, Ariadne S. 1, 453; Kolſter, Sophokl. Stud. S. 147; Schneidewin, Einl. zu Sophokles' Elektra S. 4. 8. 31; Köchly, Einl. zu Euripides' Iphigenie in Taurien, S. 24 fg., 29 fg.; Ribbeck, Die römiſche Tragödie S. 28, 464 fg.; A. Mau, Comment. in honor. Mommseni p. 290 fg.; M. Mayer, De Euripidis mythopoeia p. 29, 35 sq.; endlich und vor allem C. Robert, Bild und Lied V, 150, 162, 177, 187 und von Wilamowitz, „Die beiden Elektren" im Hermes XVIII, 214 fg.

Digitized by Google

Als Agamemnon endlich heimkehrt, zieht ihm Aigiſthos, rechtzeitig von ſeinem Späher benachrichtigt, in feierlichem Zuge entgegen und ladet ihn zum Mahl. Der König folgt ihm arglos und wird im Speiſeſaale von zwanzig der tapferſten Männer überfallen und erſchlagen[2]) „wie ein Stier an der Krippe" (γ 104, 304 fg. δ 530). Der Gegenwart der Klytaimneſtra wird an dieſer Stelle — in der Telemachie — nicht gedacht; auch tödtet der heimgekehrte Oreſtes in gerechter Rache nur den Aigiſthos (α 299), von ſeinem Muttermorde und deſſen Folgen iſt nirgends die Rede.[3]) In der Nekyia dagegen (λ 422) tödtet ſie die Kaſſandra, welche Agamemnon als Sklavin mit ſich führte; auch heißt es hier (λ 439), daß ſie dem Gemahl Liſt erſann, einmal geradezu, daß ſie ihn getödtet habe (λ 453). In noch entſchiedenerem Gegenſatze zu der Verſion der Telemachie ſtehen endlich die Andeutungen im letzten Buche der Odyſſee, wo Agamemnon klagt, daß er gefallen ſei „durch die Hände des Aigiſthos und ſeines unſeligen Weibes" (ω 96), und daß Tyndareos' Tochter „üble Werke erſann, ihren Ehegemahl tödtend" (ω 200).

So ſcheint ſich ſchon in den jüngeren Theilen des Epos die Tendenz geltend zu machen, die Schuld der Klytaimneſtra zu vergrößern. Ob dann etwa die Kykliker — Hagias und Staſinos — auf dieſem Wege noch weiter gegangen ſind, läßt ſich mit unſern Mitteln nicht entſcheiden. Etwas mehr wiſſen wir, beſonders ſeitdem Robert die bildliche Tradition in überzeugendſter Weiſe zur Ergänzung der ſchriftlichen auszunützen verſtanden hat, von der Auffaſſung des Steſichoros.[4]) In der Helena und ganz beſonders in der Oreſteia hat dieſer kühne Neuerer bereits alle Conſequenzen jenes in der Nekyia und den Spondai nur wie im Keime vorhandenen Gedankens gezogen und zu einer völligen Umkehrung der Verhältniſſe benutzt. Er verwandelte „die von Natur gutartige, aber ſchwache und den Verführungskünſten des Aigiſthos nicht gewachſene Frau, die bei Homer Klytaimneſtra iſt, in das leidenſchaftliche, von Liebe und Haß und Eiferſucht bis ins Innerſte bewegte, liſtige und thatkräftige Weib, als welches uns Klytaimneſtra bei Aiſchylos entgegentritt" (Robert S. 164). Sie ſelbſt ſchlägt dem Agamemnon mit einem Beile die tödliche Kopfwunde[5]), und ſucht mit dem nämlichen Beile ihren Buhlen, um den ſie ihren Gemahl verlaſſen und verrathen hat[6]), gegen den heimgekehrten Oreſtes zu vertheidigen.[7]) Unter dieſen Verhältniſſen muß ſie gleichfalls dem rächenden Arme des Oreſtes erliegen. So tritt hier zum erſten mal jener furchtbare Conflict der Pflichten ins Leben, den die drei großen Tragiker um die Wette behandelt haben.[8]) Bei dieſer Umformung der Fabel ins Entſetzliche und Unmenſchliche ſcheint übrigens dem Steſichoros bereits die doriſche Volksſage vorgearbeitet zu haben, welche überhaupt beſtrebt war, die mythiſchen Ueberlieferungen von dem vertriebenen achäiſchen Königshauſe nach Kräften zu verzerren und ſchwarz zu färben.[9])

Von der gewaltigen Schöpfung des Steſichoros ſcheint Aiſchylos, abgeſehen von etlichen directen Entlehnungen aus Homer, in der Hauptſache — und auch in etlichen zufällig controlirbaren Einzelheiten — völlig abhängig. Im Agamemnon iſt Klytaimneſtra durchaus die Führerin der Handlung, während Aigiſthos nur am Schluſſe auftritt. Sie hat die Wächter ausgeſtellt (V. 26)[10]); ſie lockt den Agamemnon ins Bad; ſie ſelbſt ſchlägt ihn zu Boden, nachdem ſie ihn in ein netzartiges Gewand verſtrickt und dadurch wehrlos gemacht hat[11]) (Agam. 1190, 1380). Auch Kaſſandra, die „treue Bettgenoſſin" ihres Gemahls, bringt ſie mit eigener Hand um (Ag. 1260, 1445). Dabei zeigt ſie nirgends eine Anwandlung von Reue, ſondern offen rühmt ſie ſich ihrer That, die ſie als gerechte Rache für die auch vom Chor (im erſten Staſimon 225) gemisbilligte Opferung der Iphigenia hinſtellt (1420).[12]) Auch Aigiſthos hat ihre Mordpläne zunächſt nur unterſtützt, um die grauſe Bewirthung des Thyeſtes an dem Atriden zu rächen (1580 fg.). Dieſer gemeinſame Rachegedanke ſcheint dann auch nach Aiſchylos' Darſtellung beide zuſammengeführt zu haben; die ehebrecheriſche Liebe wird, den ſtrengen Grundſätzen des Dichters entſprechend[13]), ganz in den Hintergrund gedrängt, während ſie bei Steſichoros wol gerade der Ausgangspunkt war. Durch das Hervortreten dieſer relativ berechtigten Motive erſcheint die furchtbare That der Klytaimneſtra erträglicher. Auch ihr Verhalten gegen den Oreſt wird von Aiſchylos gemildert. Während ſie bei Steſichoros wirklich das Mordbeil gegen ihn ſchwingt, ſtößt ſie in den Choephoren 819 nur im erſten, tödlichen Schrecken den Wunſch aus: *δοίη τις ἀνδροκμῆτα πέλεκυν ὡς τάχος*[14]), und ſucht dann vergebens mit Thränen

2) Der Hinterhalt muß mit der Einladung zum Schmauſe in Verbindung ſtehen, ſonſt iſt die Maßregel doch gar zu zwecklos. Das von den Scholien falſch erklärte *ἑτέρωθι* δ 531 läßt dieſe Beziehung ſehr wohl zu. Vgl. auch V. 536 fg. 3) Wenn Oreſtes γ 310 zu gleicher Zeit mit dem Aigiſthos auch ſeine „unſelige Mutter" beſtattet, ſo wird man daraus, wie ſchon Ariſtarch zu der Stelle hervorhebt, nicht ſchließen dürfen, daß er auch ſie erſchlagen habe, denn darüber hätte man nicht ſo ſtillſchweigend hinweggehen können. Sehr einleuchtend (vgl. Mayer S. 40) denkt Robert S. 163 an einen Selbſtmord der Klytaimneſtra. 4) Den Lyriker Xanthos, der nie mehr geweſen iſt als ein Name, wird man nach Robert's Darlegungen (S. 173) vorläufig ganz aus dem Spiele laſſen. 5) Als Motiv wird auch die Opferung der Iphigenia geltend gemacht ſein: fr. 30, p. 221, Bgk.[4]; von Wilamowitz, Herm. XVIII, 253.

6) *Stesich.* fr. 26, p. 216 Bgk.[4]. 7) Erſteres iſt aus fr. 42, p. 222, letzteres aus den von Robert behandelten Vaſenbildern zu ſchließen. 8) Dies ergibt ſich aus dem *Schol.* Eurip. Orest. 268 (= fr. 40, p. 221) überlieferten Notiz, daß nach Steſichoros Oreſtes einen Bogen von Apoll erhalten habe — vermuthlich um die Erinnyen abzuwehren wie in Aiſchylos' Eumeniden. 9) Vgl. Robert S. 188 fg. 10) Das Motiv iſt von Homer entlehnt. 11) Hier ſind, wie öfters bei Aiſchylos, mythiſche Reminiſcenzen im Spiele. Man vergleiche das Feſſelnetz des Hephaiſtos, die Garne der ihr Opfer jagenden Eumeniden (Agam. 1580: *ὑφαντοῖς ἐν πέπλοις Ἐρινύων*) und Aehnliches: Cruſius in Fleck. Jahrbüchern 123 (1883) S. 302. 12) Selbſtverſtändlich hat man dabei die Opferung der Iphigeneia als wirklich geſchehen vorauszuſetzen. 13) *Aristoph.* Ran. 1043, 1080 mit Erklärung; Rohde, Der griechiſche Roman S. 30. 14) Hier ſieht Robert gewiß mit Recht Ummodelung eines überkommenen

Digitized by Google

und Bitten den Weg zum Herzen ihres Sohnes. Der Charakter der Aiſchyleiſchen Klytaimneſtra iſt bei aller Starrheit und Unweiblichkeit nicht geradezu unedel. So iſt die Strafe des Muttermörders bei Aiſchylos unvermeidlich; doch wird der Befleckte nach langer, ſchwerer Buße in den Eumeniden endlich geſühnt durch das unmittelbare Eingreifen höherer Mächte.

Ohne an den Grundlinien des von ſeinem großen Vorgänger und Lehrer ausgeprägten und im Volksbewußtſein lebendigen Typus zu rücken, hat es Sophokles verſtanden, ihn mit leiſen Modificationen für eine weſentlich verſchiedene Aufgabe zu verwerthen. In der Elektra, die nicht mehr Glied einer trilogiſchen Compoſition iſt, galt es vor allem, für die Rachethat des Oreſtes einen befriedigenden, beruhigenden Abſchluß zu gewinnen. Sophokles lenkt daher zuvörderſt das Intereſſe von den eigentlichen Trägern der tragiſchen Handlung ab auf Elektra.[15]) Ferner ſchiebt er, anders als Steſichoros und Aiſchylos, das unzweifelhaft berechtigte Strafgericht über Aigiſthos an das Ende des Stückes. Das Hauptmittel aber gewährt die abweichende Auffaſſung und Darſtellung der Klytaimneſtra. Sie iſt, wie vermuthlich bei Steſichoros, das falſche, buhleriſche Weib (V. 197), welches ihr ſündhaftes Glück durch den Mord ihres erhabenen Gemahls erkauft hat (V. 563). Sie hat nicht die ſtolze Sicherheit der Aiſchyleiſchen Klytaimneſtra; ſie fühlt ſich ſchuldig, aber ſie verſteht es, die Stimme ihres Gewiſſens zum Schweigen zu bringen. Gegen ihre Kinder empfindet ſie keine menſchliche Regung (V. 290, 1194); Elektra ſoll mit ihrer Einwilligung lebendig begraben werden (V. 580, 627)[16]), und bei der Meldung vom Tode des Oreſtes, den ſie einſt ſelbſt hat umbringen wollen (V. 296, 599), verräth ſie eine ſchlecht verhehlte Freude. So hat Sophokles — vielleicht in der Meinung, die echte Sage gegen die Willkür des Euripides zu vertheidigen — alles gethan, um den Mord als gerechte, unvermeidliche Strafe erſcheinen zu laſſen.[17]) Mit einem Triumphliede, in das ſich kein Misklang von Reue oder Zweifel einmiſcht, ſchließt das Stück.

Dennoch bleibt bei dieſer Behandlung des Problems ein ungelöſter Reſt. Alle jene Mittel reichen nicht aus, um über die Schuld des Muttermordes hinwegzutäuſchen, für die ein verfeinertes moraliſches Gefühl unter allen Umſtänden Sühnung und Strafe verlangen wird.[18]) Ganz anders hat denn auch Euripides, dem ſein Urtheil und Empfinden höher ſteht als die Ueberlieferung, den Stoff aufgefaßt und ausgeſtaltet. Die von ihren Kindern gemordete Mutter hat offenbar von Anfang an ſeine Sympathien gehabt; ihr zu Liebe wagte er die kühnſten Aenderungen im Mythos wie in den Charakteren. Ihre Schuld wird ſo klein als möglich dargeſtellt. Aigiſthos iſt es, der Klytaimneſtra verführt, Agamemnon erſchlagen (Elektra 10, 86, 600), Elektra aus dem Hauſe getrieben und zur Ehe mit einem mykenäiſchen Bauern gezwungen hat (V. 26). Klytaimneſtra iſt ihm gegenüber nur ſchwach und willenlos (Elektra 265); doch rettet ſie ihre Tochter vor ſeinen Nachſtellungen (V. 27 fg.) und gerade einer Regung der Mutterliebe folgend liefert ſie ſich arglos ihren Kindern in die Hände. Auch wird Agamemnon erheblich ungünſtiger gezeichnet als herkömmlich iſt. Sein heimtückiſch herzloſes Verfahren gegen Iphigeneia und ſein Verhältniß zu Kaſſandra weiß auch Elektra nicht zu vertheidigen (V. 1020 fg.)[19]); an einer andern Stelle (Iphig. Aulid. 1149) hält ihm Klytaimneſtra gar vor, daß er ihren erſten Gatten erſchlagen und ſie gewaltſam entführt habe[20]). Auch Elektra dient in ihrer herzloſen Frivolität nur als Folie für ihre Mutter. Je vortheilhafter demnach bei Euripides das Bild der Klytaimneſtra ſich ausnimmt, um ſo ſchwerer erſcheint die Schuld des Oreſtes. Euripides kann den von Sophokles abgeſchwächten und vertuſchten Conflict in der rückſichtsloſeſten Weiſe bloßlegen, da er ihn durch ſeinen deus ex machina ja jeden Augenblick zu löſen oder beſſer aufzuheben vermag.[21])

Man ſieht, Euripides iſt, freilich ohne es zu beabſichtigen, in gewiſſem Sinne auf die altepiſche Auffaſſung der Klytaimneſtra zurückgekommen.[23]) In ſeinem Geiſte ſcheint ihre Rolle auch in jenem ſpäteren Drama gehalten zu ſein, auf welches der Aegiſthus des Livius Andronicus und Accius zurückgehen wird. Wie der Titel andeutet, ruht der Schwerpunkt der Handlung hier, wie bei Homer, in dem Sohne des Thyeſtes.[24]) Ein weſentlich neues Motiv mit verwandter Tendenz bringt die Erzählung des Hygin (Fab. CXVII Clytemestra), die man gleichfalls auf ein nach-Euripideiſches Drama zurückgeführt und zur Reconſtruction der Clytemeſtra des Accius benutzt hat.[25]) Aiax, der ſeinen Bruder rächen will, ſtachelt Klytaimneſtra gegen ihren Gemahl auf, indem er ihr fälſchlich berichtet (ementitus), Kaſſandra ſei das Kebsweib des Königs; dabei

---

Motivs, gerade wie ſich der Traum der Klytaimneſtra eng an Steſichoros fr. 42, p. 222 anlehnt.

15) Bis zu einem gewiſſen Punkte iſt Euripides hier vielleicht vorausgegangen; vgl. Anm. 23. Der Unterſchied iſt nur, daß ſeine Elektra ſich ſchwerlich die Sympathie der Zuſchauer gewinnen wird. 16) Das Motiv ſtammt aus der Antigone: von Wilamowitz a. a. O. S. 216. 17) Wie weit das Charakterbild in der „Iphigeneia“ dazu ſtimmte, läßt ſich nicht mehr ausmachen. 18) Sophokles hat ſelbſtverſtändlich ebenſo gefühlt, das zeigt eben ſeine Behandlung des Stoffes; aber er hielt feſt an der epiſchen Ueberlieferung, die er vielleicht auch aus γ 310 herauslas. Vgl. von Wilamowitz a. a. O. S. 237 fg.

19) Man vergleiche dagegen die Sophokleiſche Elektra V. 565. 20) Ueber dieſen „verlegenen“ Mythos vgl. Mayer S. 30 fg. 21) Vgl. von Wilamowitz S. 230 fg. 22) Conſequent wäre es geweſen, wenn die Geſchwiſter bei Euripides mit tragiſchem Ende beſtraft wären. Aber an dieſem „Eckſtein der Sage“ wagte der Dichter nicht zu rütteln, ſondern behalf ſich mit jenem freilich recht unkünſtleriſchen Auskunftsmittel. 23) Von Wilamowitz ſcheint es mir (trotz des wunderlichen Pamphlets von Singer) wahrſcheinlich gemacht zu haben, daß die Elektra des Sophokles jünger iſt als die Euripideiſche. In der Sache bezeichnet ſie ein reactionäres Zurückgehen und ſo durften wir wol auch den entſchieden alterthümlicheren, „herberen“ Klytaimneſtra-Typus des Sophokles vor den des Euripides ſtellen. Die feinen Bemerkungen Mau's a. a. O. behalten auch von dieſem veränderten Augenpunkte aus ihren Werth. 24) Ribbeck, Die römiſche Tragödie S. 28, 464. 25) Ribbeck a. a. O. S. 468 fg.

Digitized by Google

ſcheint im Beginn ihre Treue unbefleckt geweſen zu ſein.[26] Die ſehr unſicher gezeichnete Clytemneſtra in Seneca's Agamemnon erinnert zuerſt durch ihre Abhängigkeit von Aegiſthus, ihr Zweifeln und Schwanken an Euripides und ſeine Nachfolger; gegen Ende (V. 175, 958) macht ſich der kräftigere Typus des Aiſchylos geltend.[27] *(O. Crusius.)*

KLYTIA (*Κλυτίη*, Clytie).[1] An den Namen Klytia, dem neuerdings ein günſtiges Ungefähr eine gewiſſe Tagesberühmtheit verſchafft hat, heftet ſich eine der poeſievollſten griechiſchen Verwandlungsſagen, die uns jedoch leider nur in der ſpäten Nachbildung des Ovid überliefert iſt. Einſt wollte Cytherea — ſo erzählt die Minyade Leukonoe ihren Schweſtern am Spinnrocken (Metam. IV, 190, 59) — den Sol ſtrafen wegen des Verrathes, den er an ihr und Mars verübt hatte. Sie gebraucht ihre göttliche Macht und er entbrennt in heißer Liebe zur ſchönen Leukothea; über ſie vernachläſſigt er ſein himmliſches Amt, vergißt er alle, die ihm je theuer geweſen, auch die zarte Clytie, deren junge Liebe aber nur wächſt, wie ſie ſich verſchmäht ſieht. Doch Leukothea wird ſtreng bewacht; ſie iſt eine Prinzeſſin im fernen Morgenland, aus dem Stamme des Bel, Tochter des Königs Orchamus und ſeiner Gemahlin Eurynome, welche die ſchönſte war im weihrauchduftenden Oſten, bis ihr Töchterlein heranwuchs. Darum ſann der Gott auf Liſt. Als er ſeinen Tageslauf vollbracht hatte, ließ er die Roſſe auf der Ambroſiatrift im fernen Heſperien weiden[2] und eilte gen Oſten zu der Geliebten. In der Geſtalt der Eurynome tritt er ins Frauengemach, wo ſie mit zweimal ſechs Dienerinnen am Spinnrocken ſitzt. Er küßt ſie in mütterlicher Zärtlichkeit und heißt das Geſinde hinausgehen, da er mit der Tochter insgeheim ein Wort zu reden habe. Dann offenbart er ſich der Jungfrau. Erſt erſchrickt jene; die Spindel entſinkt ihren Händen; aber wie er die Hülle abwirft und in göttlicher Herrlichkeit vor ihr ſteht, da ergibt ſich ihm die ſchwache Sterbliche. Aber Clytie erfährt alles, und nun iſt ihr Neid und ihre Eiferſucht eben ſo groß wie ihre Liebe. Sie verräth dem Vater die Entehrung ſeiner Tochter. Der jähzornige Mann hört nicht auf das Klagen und Flehen des Mädchens; lebendig begräbt er ſie und thürmt einen Hügel ſchwer laſtenden Sandes über ihr auf. Sol bringt zwar mit ſeinen Strahlen zu ihr; doch vergebens; ſie iſt geſtorben und er vermag ſie nicht zu erwecken. Da beſprengt er das Grab mit duftendem Nektar; und ſiehe der Körper zergeht und ein duftiger Pflanzenſchoß, die Weihrauchſtaude, ſprießt allmählich aus dem Sandhügel empor.[3] Zu Clytie aber kehrte der Gott nimmer zurück, obſchon ihr Lieben und Leiden den Verrath wohl hätten entſchuldigen können. Seitdem verging ſie in Gram und Reue und Sehnſucht. Einſam ſitzt ſie unter freiem Himmel auf der kalten Erde, nur vom dünnen Untergewande bedeckt, barhaupt und mit aufgelöſtem Haupthaar. Neun Tage nimmt ſie weder Speiſe noch Trank zu ſich[4]; Thau und Thränen ſind ihre einzige Erquickung. Sie regt ſich nicht von der Stelle; nur zum Gott ſchaut ſie empor und wendet ihr Antlitz ihm nach auf ſeiner Fahrt. Da hafteten endlich ihre Glieder am Boden; ein Theil ward zu einem blaßgrünen Kraut, ein Theil ging über in Roth und ihr Antlitz ward bedeckt von einer veilchenähnlichen Blume. Von der Wurzel feſtgehalten wendet ſie ſich doch der Sonne zu und bewahrt auch in der neuen Geſtalt ihre Liebe.[5]

Trotz mancher moderniſirenden Zuthaten des Ovid ſpricht aus dieſer Erzählung die Schlichtheit und Innigkeit echter Volkspoeſie. Sie iſt eine jener lieblichen Verwandlungslegenden, welche „ein immer ſinnreiches, durch ein tiefes Mitfühlen heimlichen Naturlebens beſeeltes märchenhaftes Phantaſieſpiel“[6] geſchaffen hat. Doch wird man die Form, wie ſie jetzt vorliegt, nicht als urſprünglich betrachten dürfen. Offenbarer Zuſatz des Dichters iſt der Zorn, der Racheplan der Aphrodite gegen Helios.[7] Aphrodite weckt in dem Geliebten der Klytia die Leidenſchaft für Leukothoe, in Klytia die raſende Eiferſucht nur, um den Gott zu ſtrafen. Alle dieſe Motive alſo und alle, die ſich etwa noch aus ihnen ergeben[8], ſind gleichfalls auszuſcheiden. Damit aber fällt die Erzählung in zwei völlig ſelbſtändige Stücke auseinander, welche ſchließlich auch zwei grundverſchiedene *αἴτια* enthalten.

Das erſte bezieht ſich auf die Entſtehung der Weih-

---

26) So verſteht Ribbeck fr. VIII trag. Rom.² p. 141. 27) Senecae tragoediae (acced. inc.) ed. Pelper-Richter p. 319 seq.; vgl. praef. p. IX. Anderes iſt aus Sophokles entlehnt: von Wilamowitz a. a. O. S. 237.

1) Vgl. unter andern W. Mannhardt Klytia, Berlin 1875 (in der „Sammlung gemeinverſtändlicher Vorträge“, herausgegeben von Virchow und von Holtzendorff); vgl. Wald- und Feldculte II, 151. 284. — E. Hübner, Bildniß einer Römerin, 33. Programm zum Winkelmannsfeſt (Berlin 1873). — Friederichs, Bauſteine S. 506, Nr. 813. — Helbig, Unterſuchungen über die campaniſche Wandmalerei S. 40. 2) Die Schilderung wird dem helleniſtiſchen Originale entlehnt ſein. Aehnlich Alexander Aetolus p. 238 Mk. und Claudian, De Consul. Stilich. II, 470, vol. I, p. 249 sq. Jeep (nach helleniſtiſcher Vorlage).

3) Hier liegt die in zahlloſen Märchen und Liedern ausgeſprochene Vorſtellung zu Grunde, daß die Seele des Verſtorbenen übergeht in eine Pflanze, die aus dem Grabe hervorwächſt. Die neuere Literatur geſammelt bei E. Rohde, Griech. Roman S. 159. 4) Die ganze Schilderung, beſonders aber die Neunzahl, erinnert an die dem Ovid wohlbekannte (Fast. IV, 420—620) trauernde Demeter des Homeriſchen Hymnus; vgl. beſonders V. 47: *ἐννῆμαρ μὲν ἔπειτα ... στρωφᾶτ' ... οὐδέ ποτ' ἀμβροσίης καὶ νέκταρος ἡδυπότοιο ‖ πάσσατ' ἀκηχεμένη οὐδὲ χρόα βάλλετο λούτροις* (letzteres wichtig für die Kritik von *Ovid.* Met. IV, 260); 200 *ἀλλ' ἀγέλαστος ἄπαστος ἐδητύος ἠδὲ ποτῆτος ‖ ἧστο πόθῳ μινύθουσα* (tabuit Ovid. 259). Die Neunzahl, nur in künſtlicherem Ausdrucke, im gleichen Zuſammenhange bei Kallimachos Hymn. IV, Cer. v. 13 fg. Sie ſcheint hier ein prototypiſcher Hinweis auf attiſchen Feſtbrauch zu ſein (Preller, Demeter und Perſephone S. 89); um ſo wahrſcheinlicher iſt die Entlehnung. 5) Eine anſprechende Wiedererzählung des Mythos in Taylor's Klytia S. 58. 6) E. Rohde, Der griech. Roman S. 92. 7) In der Folge mögen die griechiſchen Namen für die römiſchen eintreten. Ovid folgt ſicherlich einem Helleniſten. Die überaus ſinnige Combination der beiden zu Grunde liegenden Legenden möchte ich ihm nicht zutrauen. So tief wird er ſich ſchwerlich in die wunderſame Pflanzenmythologie hineingelebt haben. 8) So der Zorn des Orchamos u. a.; vgl. Anm. 10.

Digitized by Google

rauchſtaude und des dem Sonnengotte heiligen Harzes.[9]) Helios liebt das Mädchen, welches die Volksphantaſie in der Blume erkennt. Aber ſeine Liebe wird ihr verderblich wie die des Zeus der Semele — die Pflanzenwelt ſtirbt im tropiſchen Hochſommer. Ihr Vater — nach Mannhardt der Wind — thürmt die Sandhaufen der Wüſte über ihr auf als Grabmal[10]); „aber des Gottes Blicke dringen hindurch, er gießt den himmliſchen Nektar warmer Regengüſſe über die Erſtorbene aus und aus der Gruft erhebt ſich Düfte verbreitend ein neues Leben".

So Mannhardt's ſinnige Deutung, nach der das jährliche Vergehen und Wiedererſtehen der Pflanzenwelt „in friſchen morgenländiſchen Localfarben" der Inhalt der Geſchichte iſt. Doch ſcheint es dem Unterzeichneten, als ob Mannhardt in der Annahme naturſymboliſcher Züge zu weit gegangen wäre und in rein dichteriſch-märchenhaften Elementen zu viel Bedeutung geſucht hätte. Warum ſollen wir in Orchamos, dem „Herrſcher", etwas anderes ſehen als den Märchenkönig? Und was berechtigt uns, in der Weihrauchſtaude die ganze Vegetation, in einer ätiologiſchen Legende einen Jahresmythos zu ſuchen?[11])

Die zweite Erzählung, für die Mannhardt wol mit Recht den Namen der Leukothoe, der „ſchimmernden Läuferin", in Anſpruch nimmt, ſchließt gleichfalls mit der Entſtehung einer Pflanze. Klytia, die „geprieſene Jungfrau" — nach Mannhardt die Blumengöttin des Frühlings — war die glückliche Geliebte des Helios. „Doch der Flatterhafte kehrt ſich von ihr ab um Leukothoe's willen, der Mondgöttin, die den zwölf Monaten gebietend[12]) weißſchimmernd über den nächtlichen Himmel eilt. Im Dunkel des Abends ſchleicht er zu ihr, verwandelt, in der Geſtalt ihrer Mutter, der Nacht. Leukothoe ſtirbt, nachdem er ſich ihr in ſeiner wahren Geſtalt gezeigt hat, beim Anbruche des Tages. Fern bleibt er dennoch der verlaſſenen Klytia, die in ſehnender Herzensangſt unabläſſig zu ihm emporſchaut und in jene Blume verwandelt wird, welche noch immer mit ihren Bewegungen nach dem Laufe des Tagesgeſtirnes ſich richtet."

Unmittelbar einleuchtend iſt, in dieſer Reconſtruction und Deutung der Klytiaſage die Auffaſſung der Leukothoe. Für die mit Unrecht angezweifelte Paarung von Sonne und Mond gibt Mannhardt S. 22 Beiſpiele, die ſich leicht vermehren laſſen.[13]) Wenn er aber in der Klytia eine Frühlingsgöttin erkennen will, ſo zieht er wol wiederum mit Unrecht den Jahresmythos in eine ätiologiſche Legende, die obendrein eine gar zu ſcharf hervortretende Beziehung zum Tageslauf der Sonne hat. Aber auch die gewöhnliche Anſicht, daß unſere Klytia jene Nymphe ſei, welche Tethys dem Okeanos gebar[14]), fördert das Verſtändniß nicht recht. In dem Volksmärchen, welches als Grundlage der Erzählung anzunehmen iſt, wird ſie eine namenloſe, ſterbliche Jungfrau geweſen ſein. Benannt hat ſie wol erſt der Dichter, dem man die ſinnreiche Verknüpfung der beiden Sagen verdankt[15]), und er ſcheint in der That die Okeanide gemeint oder doch ihren Namen aus Heſiod ſich angeeignet zu haben; wenigſtens finden ſich in dieſer Erzählung auch ſonſt Reminiſcenzen an den Okeanidenkatalog.[16]) Welche Blume die Sage oder der Dichter im Sinne hatte, iſt bisher noch nicht feſt zu ſtellen gelungen. Der Ovidianiſchen Beſchreibung würde am erſten das Alpenveilchen entſprechen, welches jedoch ſchwerlich eine ſo auffällige Empfindlichkeit gegen das Sonnenlicht beſitzt. Nächſtdem kommen die verſchiedenen Arten der Wegewart (Cichorie) in Frage.[17]) Ganz daſſelbe ſinnreiche und poeſievolle Märchen findet ſich auf verſchiedene heliotropiſche Pflanzen bezogen bei faſt allen indogermaniſchen Völkern, wie Mannhardt in ſeiner durch ſtaunenswerthe Gelehrſamkeit und glücklichſte Divination gleich ausgezeichneten Abhandlung erwieſen hat.

Den Namen unſerer Klytia trägt heutzutage eine der ſchönſten antiken Büſten, die von Townley dem Fürſten Laurenzano aus Neapel abgekauft wurde und in das Britiſh Muſeum gekommen iſt[18]). Bei dieſer Benennung ging man wol von dem Blattkelche aus, welcher die Büſte trägt. Aber auch das aufgelöſte Haar, ein eigenthümlicher Zug von ſüßer Trauer um Mund und Augen, ferner die leiſe Neigung des Hauptes und das von der linken geſenkten Schulter herabgleitende leichte Untergewand, wodurch nach Hübner's feiner Bemerkung deutlich das Sitzen zur Anſchauung gebracht wird — alle dieſe Eigenthümlichkeiten, welche das Bildwerk von ſo vielen andern antiken Büſten unterſcheiden, konnten wol erinnern an Ovid's Schilderung von der trauernden Klytia (V. 261):

sedit humo nuda, nudis incompta capillis.

---

9) Es iſt wol kein Zufall, daß auch in den übrigen Erzählungen der Minyaden orientaliſche Stoffe den Vorrang haben (vgl. V. 45 fg. Derketo, Semiramis, Pyramus und Thisbe, ſpäter Salmakis; ebenſo wenig, daß die Erzählung von Pyramus und Thisbe nach Tendenz und Ton eng verwandt und (abgeſehen von Nonnos) gleichfalls ein mythologiſches *ἅπαξ εἰρημένον* iſt, wie auch die Sithonlegende V. 280. Hier ſcheint eine Quelle benutzt. 10) Der Zorn des Vaters iſt ſchon von Mannhardt als eine ſpätere Interpolation ausgeſchieden. 11) In den Wald- und Feldculten II, S. 151¹, 284 ſcheint Mannhardt die Erzählung richtiger unter den Geſichtspunkt des Märchens und der ätiologiſchen Sage zu rücken. An letzterer Stelle macht er auch auf die verwandte Myrrhaſage aufmerkſam, die ganz ähnlichen Zwecken dient. 12) Mit wunderlichem Verſehen meinte Mannhardt S. 21 (vgl. S. 18): „Die 24 Mägde ſind wol hyperboliſche Verdoppelung." Bei Ovid V. 220 ſteht inter bis sex famulas.

13) Vgl. Roſcher, Juno und Hera S. 71, 84; Uſener, Rhein. Muſ. XXIII, S. 345; Cruſius, Jahrbücher für Philol. 1883 S. 243. 14) Nach Heſiod. Theogon. 352. Zur Stütze führt man V. 260 an, der aber nach Vergleichung von *Hom.* Hymn. Dem. 50 ganz anders zu ſchreiben ſein wird. 15) Vgl. die feinen Bemerkungen Mannhardt's S. 19, der dieſe Gegenüberſtellung der arabiſchen Weihrauchpflanze und des europäiſchen Feldblümchens mit Heine's Lied vom Fichtenbaum und der Palme vergleicht. 16) Vgl. V. 204: Clymeneque Rhodosque = *Hesiod.* Theog. 351 *Ἱππώ τε Κλυμένη τε Ῥόδειά τε.* Den naheliegenden Gedanken, daß unſere Klytia zu Klytios und in das apolliniſche Weiſſagergeſchlecht der Klytiaden (*Paus.* VI, 17; vgl. R. Schöll, Satura phil. Sauppio obl., p. 168 seq.) gehöre, wird man daher von vornherein abweiſen müſſen. 17) Mannhardt S. 22 fg. 18) Ellis, Townley Gallery (London 1836) I, S. 9 fg.; II, p. 20.

Digitized by Google

Aber freilich iſt der Ausdruck des Antlitzes doch zu mild und vor allem hätte ſich der Künſtler gerade das bezeichnendſte Merkmal, was bei Ovid (V. 265) gleich nachfolgt, entgehen laſſen: das Aufblicken zur Sonne.

Von einer Beziehung der Büſte auf den Mythos kann alſo keine Rede ſein. Auch trägt ſie durchaus individuelle Züge, und zwar von ſpeciell römiſchem Charakter. Mit unzweifelhaftem Rechte erkennt man daher in ihr jetzt das Idealporträt einer vornehmen Römerin etwa aus der Mitte des 1. Jahrh., wo ſich, beſonders auf Münzen, ganz ähnliche Typen nachweiſen laſſen.[19] An den modernen Urſprung, für den beſonders Künſtler immer noch einzutreten pflegen, wird ſchwerlich noch ein Fachmann glauben, zumal neuerdings wiederholt verwandte Bildwerke zu Tage gekommen ſind.[20] Dennoch hat man in unſern Tagen jene verkehrte Anſicht zu einem hervorſtechenden, wenn auch nur äußerlich als Ornament eingefügten Motiv einer vielgeleſenen Dichtung gemacht.[21] *(O. Crusius.)*

Knabenkraut, ſ. Orchis.

KNÄGININ (Knjaginin), Kreisſtadt im europäiſch-ruſſiſchen Gouvernement Niſchni-Nowgorod, unter dem 55° 49′ nördl. Br. und 62° 42′ öſtl. L., 128 Kilom. von der Gouvernementsſtadt an den rechten hohen Ufern der Flüßchen Imſa und Knägininka. In der Mitte des 16. Jahrh. ſchenkte Johann der Schreckliche nach der Unterwerfung Kaſans den Platz, auf dem jetzt die Stadt ſteht, dem Fürſten Michael Worotynski, der darauf eine Anſiedelung anlegte, die ſpäter wieder in den Beſitz des Zaren kam, der ſie durch eine Teſtamentsbeſtimmung ſeinem Sohne Iwan vermachte. Im J. 1771 wurde das Krondorf Knäginin zur Kreisſtadt der Niſchninowgorodſchen Statthalterſchaft erhoben. Zur Stadt gehören die drei Vorſtädte: Saprudnaja, Sawraſchnaja und Nowoſtarinskaja. Knäginin hat 4 Kirchen und eine Kathedrale mit einem wunderthätigen Muttergottesbilde, einem Geſchenke des Fürſten Worotynski (1654). Das frühere Troitzkloſter iſt bereits im J. 1764 aufgehoben. Außerdem gibt es in der Stadt noch 16 Kaufläden und eine Kreisſchule. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf 2247 Seelen. Die Hauptbeſchäftigung derſelben iſt die Fabrikation von Hüten, die im Werthe von 45,000 Rubeln nach dem Gouvernement Simbirsk und nach den an der Wolga liegenden Gouvernements ausgeführt werden. Der im J. 1860 geſtiftete Weihnachtsmarkt wird faſt gar nicht beſucht. Im Knägininer Kreiſe (50,4 □Meilen) leben viele dem Erſaſtamme angehörende Mordwinen und Tataren. *(A. von Wald.)*

KNALL iſt ein plötzlich eintretender, einfacher, ſehr ſtarker Schall von augenblicklicher Wirkung, an dem ſich wenig mehr als eben die Stärke unterſcheiden läßt, welcher nur kurze Zeit andauert und dadurch, daß jedes Lufttheilchen nach der erſten Erſchütterung, nachdem es eine Schwingung gemacht hat, in den Zuſtand der Ruhe zurückkehrt, eine intenſive, ſchnell vorübergehende Erregung unſers Gehörorgans bewirkt. Man hat aber auch Grund anzunehmen, daß der einen ſtarken Hauptbewegung eine oder mehrere an Stärke raſch abnehmende, ſchwächere Schwingungen folgen. Der Knall entſteht bei jeder gewaltſamen und ſchnellen Trennung der Luft durch einen in ihr ſich ſchnell fortbewegenden Körper dadurch, daß ein luftleerer oder luftverdünnter Raum erzeugt wird, in welchen die Luft mit Gewalt zurückſtürzt; ferner durch jede heftige und augenblickliche Entwickelung elaſtiſcher Flüſſigkeiten, welche bei ihrer Erzeugung, meiſt noch durch Bildungswärme ſtark erhitzt, die Luft mit großer Gewalt fortſtoßen, nach der Verpuffung und Abkühlung aber, welche letztere faſt augenblicklich erfolgt, einen luftleeren Raum erzeugen, den die Luft mit gleicher Heftigkeit wieder anzufüllen ſtrebt. So z. B. ſtürzt beim Peitſchenknall die Luft mit großer Heftigkeit in den eben von der Peitſchenſchnur verlaſſenen, luftverdünnten Raum. Intereſſant iſt die von Baudrimont*) gemachte Beobachtung, daß, wenn man in der Nähe von Eiſengittern mit der Peitſche knallt, ſtets ſtatt des ſcharfen, trockenen Knalls ein eigenthümliches Ziſchen vernommen wird, welches wahrſcheinlich aus einer Reihe von Reflexionen an den Stäben des Gitters entſteht. Ferner gehört hierhin die Entſtehung des Donners, des mit dem Ausbruch des Blitzes verbundenen Knalls. Der Donner wird ohne Zweifel durch die Vibrationen der beim Ueberſchlag des Blitzes gewaltſam getrennten und ſtark erſchütterten Luft gebildet. Mit dem Blitze gleichzeitig entſteht auch auf der ganzen Strecke der Knall; da aber der Schall von den verſchiedenen Stellen des Blitzes nur nach und nach zum Ohr des Beobachters gelangt, ſo hört dieſer nicht einen momentanen Knall, ſondern ein, je nach der Länge des Blitzes und ſeiner eigenen Stellung gegen die Bahn deſſelben, länger oder kürzer anhaltendes Rollen des Donners, welches auch wol durch ein Echo in den Wolken verſtärkt wird. Der Knall, den wir beim Abſchießen von Gewehren oder Geſchützen vernehmen, dankt ſeine Entſtehung den Gaſen, die, beim Verbrennen des Schießpulvers bei ſehr hoher Temperatur (über 3000° C.) plötzlich erzeugt, ein mehr als tauſendfaches Gasvolumen einnehmen, ſomit die Luft im Laufe plötzlich verdrängen und bei ihrer raſchen Abkühlung einen luftverdünnten Raum entſtehen laſſen, den die Luft mit Heftigkeit wieder auszufüllen ſtrebt. Dieſer Knall kann durch Vergrößerung der Hinderniſſe, die ſich der augenblicklichen

19) Vgl. Hübner a. a. O. S. 6 fg. 20) Vgl. Archäologiſch-epigr. Mittheilungen aus Oeſterreich VII, 1883, VIIII, 1884, S. 40. Für den Blattkelch als Baſis haben Hübner und Helbig eine große Anzahl von Parallelen zuſammengeſtellt, beſonders aus helleniſtiſcher Zeit. 21) G. Taylor (Hausrath in Heidelberg) in ſeiner Klytia. Die beiden Brüder, die Helden der Erzählung, heißen Laurenzano, wie der als erſter Beſitzer der Büſte bekannte neapolitaniſche Fürſt; der eine von ihnen, ein Bildhauer, meißelt das Bildwerk als Porträt der in brüderlicher Eintracht geliebten Lydia. Die Deutung auf die Wegewart zieht ſich durch das ganze Buch hindurch. Dabei zeigt ſich an etlichen Stellen eine theilweiſe wörtliche Benutzung von Mannhardt's Aufſatz: vgl. S. 52, 63, 896 = Mannh. S. 6 fg., S. 386 fg. = Mannh. S. 36, 44.

*) Compt. rend. T. XXXIII, p. 428.

Ausdehnung der entſtandenen Gaſe entgegenſetzen, ſowie durch Vermehrung des verbrennenden Pulvers beträchtlich verſtärkt werden. Es gibt eine Menge von Gemiſchen und chemiſchen Verbindungen, welche ſich unter gewiſſen Bedingungen, z. B. durch Erwärmung, Schlag, Stoß, Zuſammenkommen mit andern Stoffen u. ſ. w., mit großer Heftigkeit plötzlich in gasförmige, meiſtens noch durch Temperaturerhöhung im Volumen bedeutend vergrößerte Producte zerlegen, welche Zerſetzung von einem Knalle begleitet iſt. Man nennt ſolche Körper exploſive und die gewöhnlich unter Licht- und Wärmeerſcheinung vor ſich gehende Umſetzung Exploſion, und wenn dieſelbe weniger ſtark und lebhaft iſt, Detonation oder Verpuffung. Ganz geringe Grade der letztern führen auch wol den Namen Verziſchung. Dergleichen Körper ſind feſt, tropfbarflüſſig oder auch gasförmig. Von ſolchen ſeien erwähnt: Gemenge von chlorſaurem Kali mit Schwefel, Schwefelantimon (entzündliche Maſſe der Spiegel der Zündnadelgewehre), Phosphor, Kohle und andern verbrennlichen Körpern, die knallſauren Salze oder Fulminate, viele der ſogenannten Nitroverbindungen als Nitroglycerin (Dynamit), Schießbaumwolle, pikrinſaure Salze, Nitromannit u. a., ferner Verbindungen des Chlors mit Sauerſtoff, Chlorſtickſtoff, Jodſtickſtoff, Knallgas, Gemenge von Chlor und Waſſerſtoff, von Leuchtgas und andern verbrennlichen Gaſen und Dämpfen mit Sauerſtoff oder Luft u. ſ. w. Viele dieſer Körper ſind außerordentlich exploſiv und gefährlich und die Wirkung, die ſie auf ihre Umgebung äußern, ſo furchtbar, daß ſie nur mit der größten Vorſicht gehandhabt werden dürfen. Eine der gefährlichſten dieſer Verbindungen iſt der Chlorſtickſtoff. Er wurde von Dulong entdeckt, der dabei ein Auge und drei Finger verlor. Läßt man einen Tropfen von Chlorſtickſtoff, einem gelblichen Oel, von Fließpapier aufſaugen und nähert es einer Flamme, ſo erfolgt eine Detonation von der Heftigkeit eines Büchſenſchuſſes; eine gleiche Menge dieſes Körpers, in einem Porzellanſchälchen, das auf einem Bret ſteht, durch Berührung mit einem in Terpentinöl getauchten Stab zur Exploſion gebracht, ſchlägt die Splitter der Schale tief in die Holzunterlage. Ein analog zuſammengeſetzter Körper, der Jodſtickſtoff, entzündet ſich in trockenem Zuſtande ſchon von ſelbſt oder bei der geringſten Berührung mit einer Federfahne. Andere Körper, wie z. B. Gemenge von Chlor und Waſſerſtoffgas, werden zur Exploſion gebracht, ſowie ein Strahl directen Sonnenlichtes auf ſie fällt. Explodirende Körper, inſofern ſie in der Technik Anwendung finden, heißen **Knallpräparate** und ſind beim Transport ganz beſondern Beſtimmungen unterworfen. Da man beim Knall unter Umſtänden eine gewiſſe Tonhöhe beobachten kann, ſo iſt die Annahme, der ſchon bei der Definition des Knalls oben in beſchränkter Weiſe Erwähnung gethan wurde, daß der Haupterſchütterung der Luft, welche die momentane intenſive Erregung unſerer Gehörnerven zur Folge hat, eine oder mehrere ſehr ſchwache Schwingungen noch nachfolgen, eine nicht unberechtigte. Beim ſchnellen Oeffnen eines Pennals hört man einen Knall von der Tonhöhe, den man beim Anblaſen erhält. Bei Büchſenſchüſſen pflegt, wol infolge der höheren Temperatur der Luftſäule, der Ton höher zu ſein als beim Anblaſen, und wenn man mit Knallgas gefüllte Seifenblaſen zur Exploſion bringt, ſo ſinkt der Ton mit der zunehmenden Größe der Blaſe. (*Paul Bässler.*)

KNALLANILIN (Azophenylaminnitrat, salpetersaures Diazobenzol), $C_6.H_4.N_2.HNO_3.$, von Grieß[1]) entdeckt, entſteht, wenn mit Waſſer zu einem Teig angeriebenes Anilinnitrat bei einer Temperatur, die 30° C. nicht überſteigt, mit ſalpetriger Säure behandelt wird. ($C_6H_7N,HNO_3 + HNO_2 = C_6H_4N_2,HNO_3 + 2\,H_2O$.) Da bei dieſer Operation viel Wärme frei wird, ſo muß gut abgekühlt werden. Sobald alles ſalpeterſaure Anilin verſchwunden iſt (ſobald ſtarke Kalilauge in einer Probe der erhaltenen Löſung keine Anilinausſcheidung mehr bewirkt), wird die abfiltrirte Flüſſigkeit mit 3 Raumtheilen ſtarken Alkohols und etwas Aether verſetzt, wodurch Ausfällung des gebildeten ſalpeterſauren Diazobenzols erfolgt. Die ausgeſchiedenen Kryſtalle reinigt man durch Auflöſen in verdünntem Alkohol und nochmaliges Ausfällen mit Aether. Dieſe Verbindung entſteht auch noch durch Einwirkung von ſalpetriger Säure auf eine ätheriſche Salpeterſäure enthaltende Löſung von Azodiphenyldiamin (Diazoamidobenzol $C_6H_5N_2,NHC_6H_5$) ($C_{12}H_{11}N_3 + HNO_2 + 2HNO_3 = 2\,C_6H_4N_2,HNO_3 + 2H_2O$.) Es ſcheiden ſich hierbei direct Kryſtalle von ſalpeterſaurem Diazobenzol aus. Endlich kann Knallanilin auch noch erhalten werden, wenn eine gut abgekühlte Löſung von Anilin in 3—4 Theilen Alkohol mit ſalpetriger Säure behandelt wird, wobei wahrſcheinlich zuerſt Diazoamidobenzol entſteht, welches nach obiger Gleichung weiter zerlegt wird. Das ſalpeterſaure Diazobenzol kryſtalliſirt in weißen, oft mehrere Zoll langen Nadeln. Dieſelben ſind leichtlöslich in Waſſer, ſchwerer in Alkohol, faſt unlöslich in Aether, Chloroform und Benzol. Man kann dieſen Körper ohne Gefahr über Schwefelſäure trocknen und in dieſem Zuſtande lange Zeit aufbewahren. Nach längerem Liegen an der Luft zerſetzt er ſich nach und nach vollſtändig in eine braune, amorphe Maſſe. Beim gelinden Erhitzen explodirt er mit ſtarkem Knalle noch heftiger als Knallqueckſilber und äußert dabei außerordentlich zerſtörende Wirkungen. Ebenſo wird durch Druck und Stoß leicht Detonation hervorgerufen. Auf dem Fußboden zerſtreute Stäubchen von ſalpeterſaurem Diazobenzol explodiren noch lebhaft beim Zertreten unter Feuererſcheinung. Bei Handhabung dieſes Körpers iſt deshalb große Vorſicht geboten und eben dieſe außerordentliche Gefährlichkeit deſſelben hat ſeine techniſche Verwendung in nur untergeordnetem Maße aufkommen laſſen. Empfohlen wurde er zur Füllung der Zündhütchen.

Die Diazokörper ſind im allgemeinen mehr oder weniger durch leichte Zerſetzbarkeit und exploſive Eigenſchaften ausgezeichnet, eine Folge ihrer eigenthümlichen chemiſchen Conſtitution. Ein anderer ſehr exploſiver

1) Ann. Chem. Pharm. 137. p. 41.

Digitized by Google

Diazokörper iſt das chromſaure Diazobenzol. Die Darſtellung wurde den Entdeckern dieſer Verbindung Caro und Grieß [2]) für England patentirt. Zu ſeiner Bereitung gibt man zu einer kalten Miſchung von 1 Aeq. ſalzſaurem Anilin mit 2 Aeq. Salzſäure eine concentrirte Löſung von 1 Aeq. ſalpetrigſaurem Kali allmählich in kleinen Antheilen hinzu. Sobald die Entwickelung von Stickgas die Beendigung der Reaction anzeigt, fällt die chromſaure oder chlorochromſaure Verbindung nach Zuſatz einer concentrirten Löſung von 1 Aeq. zweifach chromſaurem Kali in 1 Aeq. Salzſäure aus. Auch dieſer Exploſivkörper wird zur Zeit noch wenig in der Sprengtechnik verwendet. *(Paul Bässler.)*

KNALLGAS (Hydrooxygengas). Im weiteren Sinne des Wortes verſteht man unter Knallgas jedes exploſive Gemenge von Gaſen. So detoniren gleiche Raumtheile von Chlor und Waſſerſtoff (das ſogenannte Chlorknallgas) beim Anzünden, oder vom directen Sonnenlichte getroffen, mit Heftigkeit (während im Dunkeln eine Vereinigung beider Gaſe nicht ſtattfindet), ebenſo Aetherdampf, Leuchtgas und andere Kohlenwaſſerſtoffe mit atmoſphäriſcher Luft gemiſcht. (Auf der Bildung eines entzündlichen Gemenges von Petroleumdampf und Luft beruht die Exploſion von ſchlecht conſtruirten Petroleumlampen.) Im engeren Sinne bezeichnet man aber mit Knallgas Gemenge von Waſſerſtoff und Sauerſtoff oder atmoſphäriſcher Luft in dem Verhältniſſe, in welchem ſich der Waſſerſtoff mit dem Sauerſtoffe zu Waſſer vereinigt, ſodaß alſo auf 2 Raumtheile Waſſerſtoff 1 Raumtheil Sauerſtoff, reſp. 5 Raumtheile atmoſphäriſcher Luft kommen. Zur Darſtellung des Knallgaſes miſcht man Waſſerſtoff und Sauerſtoff in dem entſprechenden Verhältniſſe, wobei man den Waſſerſtoff durch Uebergießen von Eiſen oder Zink mit verdünnter Schwefelſäure, den Sauerſtoff durch Erhitzen von chlorſaurem Kali entwickeln kann. Ganz reines Knallgas erhält man durch Elektrolyſe des Waſſers. Ein weithalſiges Glas iſt durch einen Stopfen geſchloſſen, der in der Mitte einem zweimal gebogenen Glasrohre für Ableitung der Gaſe, beiderſeits deſſelben aber 2 ſtarken Platindrähten, die innerhalb der Flaſche in 2 parallel ſich gegenüberſtehende Platinbleche enden, luftdichten Durchgang geſtattet. Das Gefäß wird faſt ganz mit Waſſer, dem wegen der beſſeren Stromleitung etwas Schwefelſäure (12 Theile Waſſer, 1 Theil Säure) zugeſetzt iſt, gefüllt. Verbindet man nun die äußern Platindrähte mit den Polen einer kräftig wirkenden Batterie mehrerer Bunſen'ſchen Elemente, ſo tritt alsbald an den Platinblechen eine lebhafte Gasentwickelung auf, und zwar entwickelt ſich an der poſitiven Elektrode Sauerſtoff, an der negativen Waſſerſtoff, ſodaß, wenn 2 Raumtheile Waſſerſtoff entbunden ſind, immer 1 Raumtheil Sauerſtoff frei geworden iſt. Natürlich kann man erſt nach einiger Zeit, nachdem das entwickelte Knallgas die Luft aus dem Apparate vollſtändig verdrängt hat, daſſelbe als rein anſehen und auffangen. Entzündet verbrennt das Knallgas zu Waſſer und zwar findet der Art eine Verdichtung der ſich vereinigenden Gaſe ſtatt, daß aus 2 Raumtheilen Waſſerſtoff und ein Raumtheil Sauerſtoff 2 Raumtheile Waſſerdampf entſtehen. Dieſe Verbrennung kann durch Annäherung eines brennenden Körpers oder durch den elektriſchen Funken bewirkt werden. Die Vereinigung beider Gaſe erfolgt äußerſt ſchnell durch die ganze Maſſe und iſt von einem heftigen Knalle begleitet. Infolge der plötzlichen und wegen der außerordentlich hohen Verbrennungstemperatur bedeutenden Ausdehnung des gebildeten Waſſerdampfes werden Gefäße mit dünneren Wandungen, in denen das Gasgemiſch eingeſchloſſen iſt, zerſchmettert. Der dabei auftretende ſtarke Knall entſteht dadurch, daß der gebildete Waſſerdampf die Luft verdrängt, welche nach Verdichtung deſſelben mit Gewalt in den luftleeren Raum ſtürzt und heftig erſchüttert wird. Wird Knallgas im Eudiometer mittels des elektriſchen Funkens entzündet, ſo iſt kein Knall wahrzunehmen, weil die Luft, die Urſache des Knalls, ausgeſchloſſen iſt.

Auf der Entzündung eines Gemiſches von Waſſerſtoff und Luft in einer ſtarkwandigen, einerſeits offenen, vorn durch einen Kork geſchloſſenen Blechröhre durch den elektriſchen Funken beruht die elektriſche Piſtole. Mit reinem Knallgas dieſe Blechröhre zu füllen, würde wegen der unausbleiblichen Zerſchmetterung des Apparats zu gefährlich ſein. Die chemiſche Verbindung der Beſtandtheile des Knallgaſes kann auch noch auf andere Weiſe als durch Erwärmung und den elektriſchen Funken erfolgen, ſo durch raſches Zuſammendrücken, durch Platin und andere feſte Körper, endlich durch Berührung mit organiſchen Stoffen, die in einer langſamen Verbrennung begriffen ſind (Erbſen oder Spelzkörner, bei abgehaltener Luft unter Waſſer aufbewahrt, bis ſie Gas entwickelt haben; faules Holz u. a.). Biot [1]) beobachtete beim raſchen Zuſammenpreſſen von Knallgas in einem Eiſenrohre, daß die Verbindung zu Waſſer unter Zerſprengen der Röhre (wol infolge der durch das Zuſammendrücken erzeugten Hitze) erfolgte. Feiner, ſpiralförmig gewundener Platindraht bewirkt die Entzündung des Gaſes ſchon bei 50—51° C., ſorgfältig mit Säure gereinigter und bei 200° C. getrockneter Platindraht wird ſchon bei gewöhnlicher Temperatur in einem mit Luft gemengten, hinreichend ſtarken Waſſerſtoffſtrome glühend. Friſch bereitete Platinfolie, die zu einem Pfropfen zuſammengedrückt iſt, hat bereits bei gewöhnlicher Temperatur die Exploſion des Knallgaſes zur Folge. Platinſchwamm veranlaßt bei gewöhnlicher Temperatur erſt eine langſame, dann, wenn er ins Glühen gekommen iſt, eine raſche Verbrennung des mit Sauerſtoff oder Luft gemengten Waſſerſtoffs. Auf dieſer Eigenſchaft des Platinſchwammes beruht das Döbereiner'ſche Feuerzeug. Platindraht wie Platinſchwamm verlieren ihre Zündkraft beim Liegen an der Luft nach kurzer Zeit; durch nicht zu ſtarkes Glühen kann dieſelbe wiederhergeſtellt werden. Gewiſſe Gaſe, wie Ammoniak, Schwefelkohlenſtoffdampf, Schwefelwaſſerſtoff, vernichten dieſe Eigenſchaft des Pla-

2) Bull. soc. Chim. [2] VII, 270.

1) Gilbert's Ann. 20, 99.

Digitized by Google

tins, welche gleichfalls durch Glühen regenerirt wird.[2]) Macht man aus Platinſchwamm und reinem Thon mit Waſſer einen Teig und formt daraus Kugeln, die ausgeglüht werden, ſo veranlaſſen dieſelben, in Knallgas gebracht, eine allmähliche Vereinigung der Gaſe, ohne daß Verpuffung ſtattfindet, weil in dieſen Kugeln das wirkſame Platin durch den Thon gleichſam verdünnt iſt, ſodaß die freiwerdende Wärme nicht ausreicht, daſſelbe bis zum Glühen zu erhitzen. Iſt aber die angewendete Menge Thon nicht groß genug geweſen, ſo tritt Erglühung der Kugeln und Exploſion ein. Die Platinthonkugeln verlieren wie der Platinſchwamm mit der Zeit ihre Wirkſamkeit. Gelindes Ausglühen ſtellt dieſelbe gleichfalls wieder her. Es iſt bisher noch nicht genügend aufgeklärt, in welcher Art und Weiſe das Platin bei dieſen Vorgängen wirkt.

Die Annahme, daß die Affinitäten des auf der Oberfläche des Platins verdichteten Waſſerſtoffs ſo geſteigert werden daß Vereinigung mit Sauerſtoff und infolge der freiwerdenden Wärme Erglühen des Metalls erfolgt, hat viel Wahrſcheinlichkeit für ſich. Es iſt ferner auch denkbar, daß der bei Berührung mit Platin ozoniſirte Sauerſtoff zu einer Vereinigung mit Waſſerſtoff leichter geneigt gemacht wird. Wird Knallgas mit einem andern indifferenten Gaſe gemiſcht, ſo iſt das Gasgemenge nicht mehr entzündbar, wenn die Menge des vorhandenen fremden Gaſes eine beſtimmte Grenze erreicht hat. Knallgas explodirt noch, wenn 1 Raumtheil mit 2,82 Raumtheilen Kohlenſäure, 3,37 Waſſerſtoff oder 9,35 Sauerſtoff gemengt iſt, nicht aber mehr, wenn 2,89 Raumtheile Kohlenſäure, 3,93 Waſſerſtoff oder 10,68 Sauerſtoff hinzugefügt ſind.[3]) Die Entzündungstemperatur der Gasgemiſche ſelbſt iſt ebenſalls abhängig von der Natur der zur Verdünnung dienenden Gaſe, die an der chemiſchen Verbindung nicht mit theilnehmen. Für obige Gemiſche iſt die Entzündungstemperatur:

Knallgas und Waſſerſtoff 2116,5° C.
Knallgas und Kohlenſäure 1790,6° „
Knallgas und Sauerſtoff 857,3° „

Miſchungen von 2 Raumtheilen Waſſerſtoff mit 5 Raumtheilen Luft, die alſo annähernd 1 Raumtheil, oder das zur vollſtändigen Verbrennung des Waſſerſtoffs nothwendige Quantum Sauerſtoff enthalten, explodiren ſchwächer als Gemenge von 2 Raumtheilen Waſſerſtoff mit 1 Raumtheil Sauerſtoff, weil die 4 Raumtheile Stickſtoff, die in der Luft enthalten ſind, miterhitzt werden müſſen; ſie ſchwächen ſomit die Exploſion. Die letztere läßt ſich beim Knallgas dadurch vollkommen gefahrlos zeigen, daß man das Gasgemenge auf geeignete Art und Weiſe unter Seifenwaſſer, welches in einem Porzellanſchälchen enthalten iſt, austreten läßt und die entſtandenen Seifenblaſen nach Hinwegnahme des zuführenden Gasleitungsrohrs mit einem langen, brennenden Span berührt. Tritt das Knallgas aus einer engen, oben trichterförmig erweiterten Röhre, die einen Moment in Seifenwaſſer getaucht iſt, aus, ſo können mit Knallgas gefüllte Seifenblaſen erzeugt werden, die man in die Luft aufſteigen laſſen und dort entzünden kann. Da infolge der dünnen Haut der Seifenblaſen bei der Exploſion ein Rückſchlag kaum ſtattfindet, ſo wird eine auf der flachen Hand entzündete große Knallgasſeifenblaſe keine Erſchütterung verurſachen. Von allen exploſiven Gasgemengen gibt das eigentliche Knallgas bei der Exploſion den heftigſten Knall. Die Exploſion iſt, wie auch die Verpuffung im Eudiometer, von einer nur geringen, blitzartigen Lichtentwicklung begleitet. Entzündet man Sauerſtoff, der in einer mit Waſſerſtoff gefüllten Glocke ausſtrömt, ſo verbrennt derſelbe ebenfalls mit ruhiger, blaßblauer Flamme. Wie bereits erwähnt, entſteht durch die Verbrennung von Knallgas eine außerordentlich hohe Temperatur. Da letztere aber ſo hoch iſt, daß ſich Waſſerſtoff mit Sauerſtoff nicht mehr verbindet, ſo kann die Verbrennung nicht ſofort eine vollſtändige ſein. Die höchſte Temperatur wurde bei 2844° C.[4]) erreicht. Sobald alſo die Knallgasflamme die Diſſociationstemperatur des Waſſers (dieſelbe fängt nach Deville bei circa 1200° C. an und iſt bei 3000° C. eine vollſtändige) erreicht hat, tritt eine Temperaturerniedrigung durch Abgabe von Wärme nach außen ein ſo weit, daß die Vereinigung beider Elemente zu Waſſer wieder ſtattfinden kann, und ſo erreicht ſtufenweiſe die Verbrennung ihr Ende. Das Knallgasgebläſe, welches zur Erzeugung ſehr hoher Temperaturgrade häufig benutzt wird, iſt eine Vorrichtung, mittels welcher man Sauerſtoff in brennenden Waſſerſtoff leitet, welcher aus einer Platinſpitze ausſtrömt. Wollte man das Gemenge von 2 Raumtheilen Waſſerſtoff und 1 Raumtheil Sauerſtoff aus einem Behälter durch eine Röhre ausſtrömen laſſen und anzünden, ſo würde die Verbrennung ſich in erſtern fortpflanzen und eine furchtbare Exploſion zur Folge haben. Eine ſolche wird aber ausgeſchloſſen, wenn die Röhre in eine ſehr lange und enge Spitze mündet; es verhindert dann die wärmeentziehende Wirkung des Metalls die Fortpflanzung der Verbrennung in den Gaſometer. Oder aber man läßt die Gaſe erſt unmittelbar vor der engen Ausſtrömungsſpitze ſich miſchen und füllt den Miſchungsraum der Röhre mit Scheiben von feinem Metallgewebe aus, deren wärmeentziehende Wirkung ein Vordringen der Flamme unmöglich macht. Die erzeugte Knallgasflamme iſt aber, da die Ausſtrömungsöffnung bei dieſer Einrichtung durchaus ganz eng ſein muß, nur ſehr klein. Maugham hat einen Hahn conſtruirt, der die bemerkten Uebelſtände beſeitigt. Bei ſeinem Gebläſe befinden ſich Waſſerſtoff und Sauerſtoff in geſonderten Behältern und werden durch Schläuche einem Hahne zugeführt, der ſo conſtruirt iſt, daß er die Vermiſchung beider Gaſe erſt an der Ausſtrömungsſpitze geſtattet; dies wird dadurch erreicht, daß die Ausſtrömungsröhre für das Sauerſtoffgas von der des Waſſerſtoffgaſes umgeben iſt, ſodaß alſo bei dieſer Einrichtung das Sauerſtoffgas in die Mitte der Waſſer-

2) Vgl. Gmelin-Kraut, Handb. der anorg. Chem., VI. Aufl. 1², p. 42. 3) Vgl. Bunſen, Gaſometr. Methoden, II. Aufl., 337.

4) Poggendorf's Ann. 131. 162.

Digitized by Google

ſtoffflamme treten muß. Beim Gebrauch dieſes Gebläſes läßt man zuerſt den Waſſerſtoff ausſtrömen und öffnet nach Anzünden deſſelben den Hahn für die Sauerſtoffzufuhr. Es läßt ſich ſehr leicht herausfinden, wie weit derſelbe geöffnet werden muß, um den Waſſerſtoff gerade zu verbrennen, da bei Ueberſchuß des letztern die Flamme zu blaſen und zu rauſchen anfängt, während, wenn das Gegentheil der Fall iſt, ein Pfeifen wahrgenommen wird. Bei dem richtigen Verhältniſſe beider Gaſe brennt die Flamme ohne Geräuſch (Deville).

Die Temperatur dieſer kleinen, faſt farbloſen Flamme iſt, wie ſchon bemerkt, eine außerordentlich hohe und es gelingt, Körper in ihr zum Schmelzen zu bringen, die den höchſten Hitzgraden unſerer Oefen widerſtehen, wie Platin, Kieſelſäure, Thonerde u. a. Hält man einen nicht zu ſtarken Platindraht in die Flamme, ſo ſchmilzt das Ende deſſelben zu einer Kugel zuſammen, die, wenn ſie eine gewiſſe Größe erreicht hat, abfällt. Das geſchmolzene Platin kann ſogar zum Kochen gebracht werden. Eine Uhrfeder ſchmilzt und verbrennt in ihr mit dem lebhafteſten Funkenſprühen. Als Stas mit ſeinen claſſiſchen Arbeiten über die Atomgewichte beſchäftigt war, verſchaffte er ſich dadurch chemiſch reines Silber, daß er auf dem gewöhnlichen Wege gereinigtes Silber durch die Knallgasflamme in einem zweckentſprechend aus gebrannten Marmor hergeſtellten Apparat zur Deſtillation brachte, und es gelang ihm, innerhalb 10—15 Minuten 50 Gramm Silber zu verflüchtigen und auf dieſe Weiſe ganz reines Metall zu gewinnen.[5])

Die Knallgasflamme beſitzt gar keine Leuchtkraft. Bringt man aber einen feſten Körper hinein, ſo wird derſelbe zur höchſten Weißglut erhitzt und ſtrahlt ein helles Licht aus. Am geeignetſten hierzu erweiſen ſich Körper, welche in dieſer Flamme weder ſchmelzen noch verdampfen, und ſchlechte Wärmeleiter ſind, weil bei dieſen alle zugeführte Wärme nur zum Erhitzen der von der Flamme getroffenen Stelle verwendet werden kann. Ein Stück gebrannter Kreide, das wegen ſeiner Poroſität die Wärme ſchlecht leitet, in die Knallgasflamme gebracht, ſtrahlt das intenſivſte, glänzendſte Licht aus. Noch beſſer haben ſich für denſelben Zweck die haltbareren Zirkonkegel bewährt (mit borſäurehaltigem Waſſer zu einem Teig angerührte Zirkonerde, die in eiſernen Formen gebrannt iſt). Dieſes Licht wird Hydrooxygenlicht, Siderallicht oder Drummond's Kalklicht genannt. Drummond, der es zuerſt zu Signalzwecken verwendete, fand, daß das Licht im Brennpunkte eines paraboliſchen Hohlſpiegels noch auf die Entfernung von 15 engl. Meilen (circa 3 deutſche) deutlich ſichtbar ſei. Man benutzt das Licht häufig zur Beleuchtung von Objecten in dem ſogenannten Hydrooxygengas-Mikroſkope und zur Erzeugung von Bildern in den Nebelbildapparaten. Beide Apparate kommen in ihrer Einrichtung einer ſehr vollkommenen Laterna magica gleich. — Es ſind mehr oder minder zweckmäßige Einrichtungen für Knallgaslampen angegeben worden. Es ſei hier nur die Conſtruction von Debray[6]) erwähnt, bei welcher das oben angegebene Princip des Maugham'ſchen Hahnes benutzt iſt. Um ein möglichſt intenſives Licht zu erzielen, ſoll der Punkt, wo die Flamme den Kreidecylinder trifft, 15—20 Millim. unter dem obern Ende liegen. Für Verſuche mit der Knallgaslampe im Kleinen eignen ſich als Gasbehälter die gewöhnlichen Blechgaſometer; ſoll aber das Licht längere Zeit dienen, ſo müſſen größere Gasreſervoire angewendet werden, wozu man gewöhnlich Gasſäcke verwendet, welche leer leicht transportabel ſind und außerdem noch den Vortheil bieten, daß man das Gas unter verſtärktem Drucke, wodurch die Intenſität des Lichtes geſteigert wird, ausſtrömen laſſen kann. In England finden für dieſen Zweck eiſerne, auf 80 Atmoſphären-Druck geprüfte Cylinder, welche die Gaſe im unter 10—12 Atmoſphären-Druck comprimirten Zuſtande enthalten, Verwendung. Dieſelben ſind 1 Meter lang und haben einen Durchmeſſer von 0,1 Meter. Zwei ſolcher Cylinder mit Waſſerſtoff und ein Cylinder mit Sauerſtoff reichen zu einer mäßig großen Flamme für 9 Stunden aus. Anſtatt des Waſſerſtoffs iſt auch Leuchtgas verwendet worden, im weſentlichen ein Gemenge von leichtem Kohlenwaſſerſtoff (CH_4 Methan), Waſſerſtoff und ſchwerem Kohlenwaſſerſtoff (C_2H_4 Aethylen). Natürlicherweiſe iſt bei Anwendung von Leuchtgas die Hitze der Flamme nicht dieſelbe, als wenn reines Waſſerſtoffgas verbrannt wird. Es läßt ſich dies einigermaßen aber dadurch ausgleichen, daß man die Flamme vergrößert und dann iſt das Licht immer noch, trotz des größeren Sauerſtoffverbrauchs, billiger als bei Verwendung von Waſſerſtoff. Neuerdings iſt W. Wolters u. Sohn in Wien ein Apparat patentirt worden (ſ. P. 17,786 vom 21. Juli 1881). Bei demſelben beſitzt ſowol der Gaſometer für Waſſerſtoff, als auch derſelbe für Sauerſtoff in der Röhrleitung zum Beleuchtungsapparat eine Sicherheitsvorrichtung eingeſchaltet, welche eine rückgängige Bewegung der Gaſe verhindert. Die Regulirung des Gasſtroms geſchieht für jede Leitung durch einen beſondern Hahn; außerdem kann der Zufluß des Waſſerſtoffs wie des Sauerſtoffs durch einen andern Hahn, welcher 2 Bohrungen beſitzt, zu gleicher Zeit hergeſtellt oder aufgehoben werden. Die Gasarten mengen ſich vor dem Entweichen aus der Ausſtrömungsöffnung in einem beſondern Miſchungsraume.

Das Knallgasgebläſe findet ferner Anwendung zum Schmelzen mancher ſehr ſtrengflüſſiger Körper. So hat die Metallurgie des Platins und der mit ihm verwandten Metalle ſeit ſeiner Anwendung eine vollſtändige Umwälzung erfahren. Zum Schmelzen von Platin werden Oefen, die aus Blöcken von dichtem, ſorgfältig gebranntem Kalkſteine gefertigt ſind, benutzt. Von den in neuerer Zeit für dieſen Zweck angegebenen Oefen[7]) behauptet der von Deville und Debray conſtruirte Apparat immer noch ſeinen Ruf. Derſelbe beſteht aus 2 Stücken von gebranntem Kalk, die ganz mit Eiſendraht umflochten ſind,

5) Stas, Unterſuchungen über die Geſetze chem. Proportionen, über Atomgewicht u. ſ. w. (Leipzig 1867), S. 38.

6) Dingler, Polyt. Journal 1866, 344. 7) Polyt. Centralblatt 1867, 1282.

Digitized by Google

nämlich 1) dem ſogenannten Bett, welches in ein cylindriſches Kalkſtück eingeſchnitten iſt, 2) dem in ein anderes Kalkſtück eingehöhlten Gewölbe. Daſſelbe paßt auf das erſtere genau und hat in der Decke ein koniſches Loch zur Einführung des Gebläſes. Das Bett iſt ſo tief, daß das geſchmolzene Platin eine Schicht von höchſtens 3—4 Centim. Dicke bilden kann. An dem etwas vorſpringenden vordern Theile befindet ſich eine eingeraſpelte Rinne, die der Flamme den Abzug geſtattet und auch zum Ausgießen des geſchmolzenen Metalls benutzt wird. Das Gebläſe wird mit Leuchtgas und Sauerſtoff geſpeiſt. Beim Schmelzproceß öffnet man zuerſt den Leuchtgashahn und läßt dann den Sauerſtoff in erforderlicher Menge zutreten und zwar unter einem Drucke von 4—5 Centim. Queckſilberhöhe, um das geſchmolzene Platin in eine kreisförmige Bewegung zu verſetzen, wodurch die ganze Maſſe eine gleichförmige Temperatur erhält. Die Leiſtungsfähigkeit des Gebläſes iſt eine ganz erſtaunliche. So wurden bei einem Verſuche mit dieſem Ofen in Zeit von 42 Minuten mit Einrechnung der für richtige Einſtellung des Gebläſes erforderlichen Zeit 11,595 Kilo Platin in Form ruſſiſcher Münzen eingeſchmolzen, wozu durchſchnittlich für jedes Kilogramm Platin 100 Liter Sauerſtoff gebraucht wurden, von dieſem letztern mußte aber faſt die Hälfte zum Feinbrennen verwandt werden, denn bei einem andern Verſuche erforderten 3 Kilo Platin zum Einſchmelzen 180 Liter Sauerſtoff. Die Firma Johnſon, Matthey & Comp. in London ſtellte auf der londoner Ausſtellung 1862 einen maſſiven, $2\frac{1}{3}$ Ctr. ſchweren Block von geſchmolzenem Platin aus. Wird, was jetzt ſeltener geſchieht, zur Speiſung des Knallgasgebläſes Waſſerſtoff verwendet, ſo benutzt man zur Entwickelung deſſelben Flaſchen von circa 60 Liter Inhalt, die mit granulirtem Zink gefüllt werden. Im obern Theile der Flaſche tritt ein ununterbrochener Strom von verdünnter Schwefelſäure (10 Theile Waſſer auf 1 Theil engl. Schwefelſäure) ein, unten dagegen fließt durch ein U-förmiges Rohr die geſättigte Zinkvitriollöſung fortdauernd ab. Für die Erzeugung von Sauerſtoff wird am häufigſten Braunſtein in ſchmiedeeiſernen Flaſchen geglüht, die zu je 6 Stück in einem Flammenofen einer möglichſt rauchigen Flamme (um die Retorten zu ſchonen) ausgeſetzt ſind. Das entweichende Gas befreit man durch Waſchen in einem mit Kalkmilch oder Natronlauge verſehenen Behälter von Kohlenſäure. Vielfach dient auch noch chlorſaures Kali zur Sauerſtofferzeugung. Neuere Verfahren, ſo das von Teſſié de Motay[8]) angegebene, welches darauf beruht, Schwefelſäure durch Auftropfen auf glühenden Bimſtein oder ſchwefelſaure Thonerde in ſchweflige Säure, Sauerſtoff und Waſſer zu zerlegen ($H_2SO_4 = SO_2 + O + H_2O$), haben die älteren bisher noch wenig zu verdrängen vermocht.[9])

Das Knallgas findet häufig auch Anwendung zum Löthen von Gold, Platin, Blei u. ſ. w. Erwähnungswerth iſt noch, daß auf einer Bildung von Knallgas bisweilen Dampfkeſſelexploſionen beruhen. Werden nämlich infolge zu tiefen Waſſerſtandes die Keſſelwände glühend, ſo zerſetzt das glühende Eiſen den Waſſerdampf unter Bildung von Waſſerſtoff und Eiſenoxydoxydul. Der zur Entſtehung von Knallgas nothwendige Sauerſtoff gelangt durch die im eingepumpten Speiſewaſſer enthaltene Luft oder wol gar durch die Wirkung mangelhafter Pumpen in den Keſſel und es kann nun Entzündung an den glühenden Keſſelwänden oder durch die Elektricität erfolgen, welche bei Oeffnung der Ventile durch den ausſtrömenden Dampf gebildet wird. (*Paul Bässler.*)

KNALLGLÄSER. Man unterſcheidet: a) Knallkugeln oder Knallgläſer, kleine, hohle Glaskugeln von etwa der Größe einer Zuckererbſe genannt, in denen ſich etwas Waſſer oder Weingeiſt befindet. In das Feuer, auf glühende Kohlen oder einen andern ſtark erhitzten Gegenſtand geworfen, zerſprengt der in Dampf verwandelte Inhalt der Glaskugeln dieſelben mit heftigem Knall. b) Knallbomben oder Petarden der Barometermacher ſind hohle Kugeln von dünnem Glaſe von etwa 2—3 Zoll Durchmeſſer, welche dadurch, daß ſie in glühendem Zuſtande raſch zugeblaſen ſind, einen luftverdünnten Raum einſchließen. Werden dieſelben durch Aufwerfen auf einen harten Gegenſtand zum Zerſpringen gebracht, ſo vernimmt man einen ſtarken Knall, welcher dadurch entſteht, daß die äußere Luft mit Heftigkeit in den luftverdünnten Raum ſtürzt. Gleichzeitig wird aber auch, wie de Parcieux[1]) entdeckte, ein heller Lichtſchein beobachtet, wie ein ſolcher ſich auch zeigt, wenn mit Luft gefüllte, dünnwandige Glaskugeln im Recipienten einer in Thätigkeit geſetzten Luftpumpe zur Exploſion gebracht werden, oder wie beim Abſchießen ſtark geladener Windbüchſen vor der Mündung des Laufs ein leuchtender Lichtkegel bemerkt wird. Helwig[2]) beobachtete, daß beim Zerſpringen der Knallbomben nur dann ein Lichtſchein wahrgenommen wird, wenn dieſelben früher dem Tages- oder Sonnenlichte ausgeſetzt geweſen waren, wogegen bei vorhergehendem Verweilen in dunkeln Räumen, wie z. B. in Kellern, die Exploſion der Kugeln nicht von einer Lichtausgabe begleitet war. (*Paul Bässler.*)

KNALLGOLD (Goldoxydammoniak). Die Darſtellung dieſes Körpers wurde bereits von Baſilius Valentinus im 15. Jahrh. beſchrieben. Den Namen Knallgold, aurum fulminans, erhielt derſelbe 1608 durch Beguin. Ueber ſeine Zuſammenſetzung wurden lange Zeit

---

8) Dingler, Journal 184, 522; 186, 230; 187, 354. 9) Vgl. Winkelblech, Ann. Pharm. 13, 265. — Fleitmann, Dingler, Journal 177, 157. — Böttger, Polyt. Centralbl. 1865, S. 1303. — Wicke, Zeitſchrift anal. Chem. 1865, 87 und 308. — Stolba, Erdm., Journal 97, 309. — Achereau, Dingler, Journal 178, 57. — Tilghmann, ebendaſ. 106, 196. — Calevaris, Deutſche Induſtrie-Zeitung 1865, 308. — Robbins, Dingler, Journal 172, 396; 188, 322 — Graham, ebendaſ. 182, 307. — Artlett, Deutſche Induſtrie-Zeitung 1866, 238. — Varrentrapp, Wagner's Jahresber. 1866, 194. — Winkler, Dingl. Journal 182, 111. — Webſter, ebendaſ. 167, 39. — De Luca, ebendaſ. 162, 120. — Deville und Debray, ebendaſ. 159, 50. — Mallet, Deutſche Induſtrie-Zeitung 1865, 258. — Wagner, Techn. Studien von der Pariſer Ausſtellung 1868, 76.

1) Grens, Journal der Phyſik VIII, 20. 2) G. LI, 112.

irrige Behauptungen[1]) aufgeſtellt, genauer iſt er erſt von Dumas[2]) unterſucht.

Knallgold kann auf mehrfache Weiſe erhalten werden. So erſtens, wenn man Goldoxyd mit kauſtiſchem Ammoniak, oder auch mit ſchwefelſaurem, ſalzſaurem oder endlich ſalpeterſaurem Ammoniak digerirt. Zweitens durch Fällung einer Goldchloridlöſung durch ätzendes oder kohlenſaures Ammoniak. Je mehr Säure die Löſung enthält und je mehr überſchüſſiges Ammoniak zur Verwendung gelangt, deſto mehr Gold bleibt in Löſung. Das Präcipitat wird zuerſt in kaltem, dann ammoniakaliſchem heißen und zuletzt andauernd mit ſiedendem Waſſer ſorgfältig ausgewaſchen, denn hierdurch erhöht ſich die Explodirbarkeit des Präparats bedeutend. Auch aus einer Löſung des Goldoxyds in Salpeterſäure oder Schwefelſäure fällt Ammoniak Knallgold aus. Nach der älteſten, von Valentinus gegebenen Vorſchrift, gewinnt man dieſen Körper durch Löſung von Gold in Salmiak haltender Salpeterſäure und Ausfällung mit kohlenſaurem Kali. Die zweite Methode liefert aus 100 Theilen Gold 125 Theile Knallgold. Je nach ſeiner Darſtellungsweiſe variirt die Farbe des Knallgoldes zwiſchen grün und gelbbraun; ſo iſt es ein grünes nach dem zuerſt mitgetheilten, ein braungelbes Pulver nach dem folgenden Verfahren. Es zerſetzt ſich beim Reiben, Stoßen, Erhitzen, durch den elektriſchen Funken unter geringer Lichtentwickelung, aber mit heftigem Knall in metalliſches Gold, Stickſtoff, Ammoniak und Waſſer. Läßt man es auf einer Unterlage von Silber oder Kupfer verpuffen, ſo erſcheint dieſe vergoldet. Die Unterlage wird bei der Exploſion gewöhnlich durchgeſchlagen, größere zur Entzündung gebrachte Mengen zerſchmettern Thüren und Fenſter. Der exploſive Charakter dieſer Verbindung wird nicht nur, wie ſchon bemerkt, durch anhaltendes Auswaſchen, ſondern auch durch vorſichtiges Austrocknen bedeutend erhöht. So behandeltes Knallgold explodirt ſchon mit der furchtbarſten Heftigkeit beim Berühren mit einem Papierſtreifen. Wie das Knallſilber läßt ſich das Knallgold, mit Kupferoxyd gemengt, erhitzen, ohne daß Verpuffung erfolgt. Es entwickelt ſich hierbei Stickgas. Exploſion erfolgt auch dann nicht, wenn man es mit großen Mengen von Alkaliſalzen, Erden u. ſ. w. miſcht und erhitzt, ferner, wenn man es in ſchmelzenden Schwefel einträgt. Wird Knallgold äußerſt vorſichtig bis nahe zu ſeiner Entzündungstemperatur (143° C.) erhitzt, dann die Temperatur gemäßigt, wieder hierauf ſtärker als das erſte mal erhitzt, ſo läßt es ſich ſchließlich, ohne zu verpuffen, zum Glühen erhitzen und es bleibt metalliſches Gold zurück. Natürlich muß jede Reibung vermieden werden. Vor dem Erhitzen bis 143° C. wird es ſchwarz. Schwefelwaſſerſtoff und Zinnchlorür zerlegen das Knallgold, bei Einwirkung des letztern wird Goldpurpur gebildet. Mit Vitriolöl gelinde erhitzt, verändert es ſich nicht, wenn die Wärme aber bis zum Siedepunkt geſteigert wird, ſo tritt Zerſetzung ein unter Abſcheidung von metalliſchem Gold und Bildung von Ammoniumſulfat. Salzſäure verändert Knallgold nicht, ſondern löſt nur ein wenig auf, welches durch Kali wieder unverändert ausgefällt wird; wirkungslos zeigen ſich ferner wäſſerige Alkalien ſowie die meiſten Säuren.

Dumas ermittelte die Zuſammenſetzung des Knallgoldes und fand dieſelbe der Formel: $4NH_3, Au^2O_3$ entſprechend. *(Paul Bässler.)*

Knallmannit, ſ. unter Knallzucker.

KNALLPULVER iſt ein inniges Gemenge von 3 Theilen Salpeter, 2 Theilen trockenem kohlenſauren Kali und 1 Theil Schwefel. Wird daſſelbe in einem eiſernen Schälchen erhitzt, ſo ſchmilzt es erſt und explodirt darauf mit heftigem Knall. Bei dieſem Vorgange entſteht zunächſt, wie an der Farbe zu erkennen iſt, Schwefelkalium (Schwefelleber). Dieſes wird dann plötzlich durch den Sauerſtoff der Salpeterſäure unter Entwickelung des Stickgaſes oxydirt. Bei Anſtellung dieſes Verſuches nehme man nicht zu viel des Gemenges, etwa eine Meſſerſpitze voll. Das Knallpulver war ſchon Glauber bekannt. Er beſchrieb es 1648 in ſeinen Furnis novis philosophicis: „Wenn 1 Theil Salis Tartari, 1½ Theil Sulphuris mit 3 Theilen Salis Nitri zuſammengerieben werden, wird eine Compoſition daraus, welche fulminiret, gleichwie ein aurum tonitruans."*) *(Paul Bässler.)*

KNALLQUECKSILBER, Knallſaures Queckſilber, Howard's Knallpulver oder Mercurialfulminat $CHg(NO_2).CN$, wurde von Howard im J. 1799 entdeckt und iſt ſeit dieſer Zeit mehrfach Gegenſtand wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen geweſen (vgl. den Artikel Knallsäure). Zu ſeiner Darſtellung ſind verſchiedene Methoden veröffentlicht worden. Nach dem von Liebig mitgetheilten Verfahren werden 3 Theile Queckſilber in 36 Theilen Salpeterſäure vom ſpecifiſchen Gewichte 1,34 ohne jede Erwärmung gelöſt. Nach erfolgter Löſung wird die Flüſſigkeit in einen Glaskolben, der wenigſtens das 18fache der Miſchung faßt und in welchem ſich 17 Theile Weingeiſt von 90—92% Tralles befinden, gegoſſen. Man ſchwenkt um und gießt in den erſten ebenſo großen Kolben zurück, ſchüttelt zur Abſorption der ſalpetrigſauren Dämpfe gut durch und läßt ſtehen. Nach einigen Minuten beginnt die Einwirkung; geringe Gasentwickelung tritt ein und auf dem Boden des Kolbens zeigt ſich eine ſchwere, ſtark lichtbrechende Flüſſigkeit, die man durch gelindes Schütteln mit dem übrigen zu vereinigen ſucht. Die Löſung ſchwärzt ſich dann unter Ausſcheidung von metalliſchem Queckſilber und eine äußerſt ſtürmiſche Reaction erfolgt. Die Flüſſigkeit geräth ins Sieden und unter ſtarkem Schäumen entweichen weiße, leichtentzündliche Dämpfe, welche Kohlenſäure, Stickoxyd, Aldehyd, Salpetrigſäureäther, Eſſigäther u. a. Verbindungen enthalten. Man mäßigt dieſe Reaction durch allmähliche Hinzugabe von weiteren 17 Theilen Weingeiſt, worauf die Schwärzung verſchwindet. Nach dem Erkalten hat ſich das Knallqueckſilber in kleinen,

1) Vgl. Kopp, Geſchichte der Chemie 4, 210. 2) Ann. Chem. Phys. 44, 167.

*) Kopp, Geſchichte der Chemie 3, S. 227.

Digitized by Google

ſchwach grau gefärbten Nadeln abgeſchieden. Dieſelben werden auf ein Filter gebracht und mit kaltem Waſſer bis zum Verſchwinden der ſauren Reaction ausgewaſchen, hierauf ſammt dem Filter auf einen Ziegelſtein oder eine unglaſirte Thonplatte ausgebreitet und bei gelinder Wärme unter Abſchluß des Sonnenlichts getrocknet.

Da die Dämpfe, die bei der Bereitung des Knallqueckſilbers entweichen, ſehr geſundheitsnachtheilig wirken, ſo muß die Operation unter einem guten Zuge und wegen der Leichtentzündlichkeit derſelben fern von allem Feuer vorgenommen werden.

Chandelon [1]) hat einen beſondern Apparat conſtruirt, um die Gefahren einer Vergiftung bei der Knallqueckſilberfabrikation auszuſchließen. Derſelbe löſt in einer geräumigen Retorte 1 Theil Queckſilber in 10 Theilen Salpeterſäure von 1,4 ſpec. Gewicht bei gelinder Wärme auf, gießt nach beendeter Reaction die in die Vorlage übergegangenen verdichteten Dämpfe in die Metalllöſung zurück, dieſe ſelbſt dann, auf 55° C. erwärmt, in einen gläſernen Kolben, welcher 8,3 Theile Weingeiſt von 0,83 ſpec. Gewicht enthält und welcher geräumig genug iſt, die 6fache Miſchung zu faſſen. Nachdem die Gasentwickelung ihr Ende erreicht hat, verfährt derſelbe, wie eben mitgetheilt iſt. Das trockene Präparat theilt man mittels eines hölzernen Spatels in Portionen von etwa 8 Gramm, welche, in Papier eingeſchlagen, in loſe bedeckten Holzkäſten oder in großen, mit Korkſtopfen verſehenen Glasflaſchen aufbewahrt werden. Am ſicherſten iſt die Aufbewahrung unter Waſſer.

Das Chandelon'ſche Verfahren hat ſich in England ſehr bewährt. Es wird nach demſelben von 100 Theilen angewendeten Queckſilbers eine durchſchnittliche Ausbeute von 125 Theilen Knallqueckſilber erhalten, während die theoretiſche 142 Theile beträgt. Wendet man dagegen die Materialien in andern Verhältniſſen an, ſo reſultirt entweder gar kein Knallqueckſilber oder nur unerhebliche Mengen.

Im großen wird 1 Kilogr. Queckſilber in 5 Kilogr. Salpeterſäure von 1,33 ſpec. Gewicht unter gelinder Erwärmung gelöſt, hierauf weitere 5 Kilogr. Salpeterſäure hinzugefügt und die Flüſſigkeit in 6 geräumige tubulirte Retorten vertheilt. In jede der Retorten gießt man nun zu der noch warmen Flüſſigkeit 10 Liter Alkohol von 0,833 ſpecifiſchem Gewicht, verfährt nach Beendigung der Reaction in gewöhnlicher Weiſe und trocknet das Präparat auf Kupfer- oder Porzellanplatten durch Waſſerdampf bei noch nicht ganz 100° C. [2])

Das Knallqueckſilber bildet weiße oder oft grau gefärbte Prismen, welche waſſerfrei ſind und das ſpecifiſche Gewicht 4,42 haben, während aus alkoholiſcher Löſung mikroſkopiſche Octaëder ſich ausſcheiden. In kaltem Waſſer iſt es ſehr wenig löslich, leichter in heißem (1:130); aus dieſem ſchießen ſeidenglänzende Nadeln an, die unter dem Mikroſkop als aneinandergereihte Octaëder erſcheinen. Dieſelben haben die Zuſammenſetzung $C.Hg(NO_2)CN + \frac{1}{2}H_2O$. [3]) Das Knallqueckſilber explodirt durch Stoß mit großer Heftigkeit, ferner durch Erhitzen auf 188° C. Schließen die Kryſtalle Mutterlauge ein, ſo kann beim Trocknen ſchon unter 100° C. durch die beim Decrepitiren erzeugte Reibung Exploſion erfolgen. Angezündet verpufft es dagegen wie Schießpulver, wobei eine Zerſetzung nach folgender Gleichung [4]) erfolgt. $CHg(NO_2)CN = 2\ CO + N_2 + Hg$. [5]) Alſo das ganze Knallqueckſilber vergaſt ſich im Moment der Exploſion, da infolge der hohen Temperatur auch das Queckſilber Gaszuſtand annimmt. Bei der Exploſion werden 403 Wärmeeinheiten entwickelt, wodurch die Verbrennungsproducte auf 4200° C. erhitzt werden. [6]) Berthelot und Ogier fanden hierbei die von 2,43 g. Subſtanz bei 0,1 Dichte der Ladung entwickelte Spannung zu 477 Kilogr. auf 1 Quadratcentimeter, bei Anwendung der 4fachen Menge (9,72 g. und 0,4 Dichte) zu 4272 Kilogr. Im feuchten Zuſtande iſt es weniger gefährlich zu handhaben. Mit einem Zuſatze von 30% Waſſer kann es auf einer Marmortafel mit einem Buchsbaumreibläufer gepulvert werden. Wird Knallqueckſilber durch einen Schlag zum Detoniren gebracht, ſo iſt die Stärke der Exploſion nach Abel auch abhängig von der verſchiedenen Härte der Unterlagsflächen. Zwiſchen 2 Eiſenplatten explodirt es in trockenem Zuſtande unter Umſtänden mit einem heftigen Knall, weniger leicht zwiſchen Eiſen und Kupfer, noch ſchwieriger zwiſchen Marmorplatten, wieder weniger leicht zwiſchen Eiſen und Blei, gar nicht zwiſchen Holz und Holz, faſt ebenſo zwiſchen Holz und Eiſen. Die heftige Wirkung bei der Exploſion erſtreckt ſich nur auf die nächſte Umgebung. In Yale College zu New-York hatte man 1819 in einer Vorleſung etwa 7—10 Gramm Knallqueckſilber, auf Papier ausgebreitet, unter einer Glasglocke liegen. Plötzlich explodirte daſſelbe ohne nachweisbare Urſache. Die 4 Centim. ſtarke Tiſchplatte wurde eine Hand breit durchſchlagen, die Glocke dagegen ſprang nur etwas in die Höhe und in der Nähe ſtehende Gläſer wurden gleichfalls nicht verletzt. Man kann hiernach die Verbindung in einer 2—3 Centim. weiten Glasröhre durch Erhitzen verpuffen, ohne daß dieſelbe zerbricht. In dieſem Falle condenſirt ſich das Queckſilber im kälteren Theile der Röhre. [7]) Die Zerſetzung des Knallqueckſilbers erfolgt in unendlich kurzer Zeit bei der Exploſion und da es ſehr dicht iſt, ſo nehmen die entſtandenen Gaſe im erſten Moment denſelben Raum ein wie die feſte Verbindung, wodurch ein Druck von 48,000 Atmoſphären auf einen feſten Körper entſteht. Nach Heeren [8]) wird Knallqueckſilber im luftverdünnten Raume in Berührung mit einem glühenden Draht weder entzündet, noch zur Exploſion gebracht, ſondern nur herumgeſchleudert. Ueber

1) Dingler, Journal 108, 21. 2) Vgl. H. Joſten, Dingler, Journal 229, 318.

3) Ann. Chem. Pharm. 97, 54. 4) Berthelot und Vieille, Compt. rend. 90, 946. 5) Nach Berthelot und Vieille bildet ſich bei der Exploſion an freier Luft ſtatt Kohlenoxyd theilweiſe oder ganz Kohlenſäure. 6) Compt. rend. 90, 946. 7) Silliman, Amerikan. Journal 1819, 1, 169; Schweigger, Journal 29, 88. 8) Dingler, Journal 180, 286.

die Zerſetzungen des Queckſilberfulminats vgl. den Art. „Knallsäure“. Erwähnt ſeien noch folgende.

Beim Kochen von Knallqueckſilber mit Löſungen der Chloralkalien oder Chlorammonium entſteht ein fulminurſaures Salz: $2\,CHg(NO_2)CN + 2\,NH_4Cl + H_2O = C_3H_2NH_4N_3O_3$ [9]) $+ HgCl_2 + HgO + 2\,NH_3 + CO_2$. Fügt man zu unter Aether befindlichem Knallqueckſilber Jod, ſo entſteht Dijodnitroacetonitril $C(NO_2)J_2CN$, während unter dieſen Umſtänden die Zerſetzung durch Brom neben dem analogen Dibromnitroacetonitril noch Brompikrin ($C(NO_2)Br_3$) liefert. Trockener Schwefelwaſſerſtoff zu unter Aether befindlichem Knallqueckſilber geleitet, erzeugt neben Queckſilberſulfid Nitrothioeſſigſäureamid $C(NO_2)H_2CSH_2N$, ferner Oxalſäure und Rhodanammonium. Ammoniak bei 30—35° C. löſt 4 Theile Knallqueckſilber, bei 60—70° C. wird Queckſilberoxyd, Harnſtoff, Guanidin und Fulmitriguanurat gebildet. Im zugeſchmolzenen Rohre entſteht bei letzterer Temperatur auch Fulmitetraguanurat. Alkoholiſches Ammoniak gibt bei 80° C. im Rohre fulminurſaures Salz und Ammoniumcarbonat. [10]) Das Knallqueckſilber verbindet ſich mit Chloralkalien zu in kaltem Waſſer leicht löslichen Doppelſalzen. Beim Erwärmen tritt Zerſetzung ein. Ebenſo bildet es Doppelverbindungen mit Rhodankalium und Rhodanammonium. [11]) Durch Mineralſäuren werden dieſelben wieder zerlegt, wobei Knallqueckſilber ausfällt.

Das knallſaure Queckſilber iſt der Ausgangspunkt für die Darſtellung ſämmtlicher übrigen knallſauren Salze; es wird im großen fabrikmäßig dargeſtellt. Auf ſeiner Fähigkeit durch Schlag zu explodiren, doch viel weniger heftig als Knallſilber, beruht ſeine Anwendung als Füllmaſſe der Zündhütchen. Gewöhnlich wird es zu dieſem Zwecke mit andern Subſtanzen gemengt, welche den Zerſetzungsproceß verlangſamen und die Menge der Verbrennungsgaſe vergrößern ſollen, wodurch andererſeits die Länge der Stichflamme zunimmt, die infolge davon tiefer in die Zwiſchenräume des Pulvers eindringt und ſo die Entzündung ſicherer und gleichmäßiger macht. Als Zündmaterial wurde das Queckſilberfulminat zuerſt im Jahre 1816 gemengt mit Wachs oder alkoholiſcher Benzoëtinctur als ſogenanntes Zündkraut eingeführt. Im J. 1819 traten zuerſt kupferne Zündhütchen auf. Die Zuſätze, die man dem Knallqueckſilber behufs Füllung der Zündhütchen gibt, ſind Kaliſalpeter, eine Miſchung von dieſem mit Schwefel, auch wol etwas chlorſaurem Kali, am häufigſten Mehlpulver. Bei Anwendung von Kaliſalpeter werden auf 100 Theile Knallqueckſilber 50 oder 60 Theile des erſtern zugemiſcht; bei Benutzung eines Gemiſches von Salpeter und Schwefel auf dieſelbe Menge Knallqueckſilber 50 (oder 62,5) Theile Salpeter und 29 Theile Schwefel (ein anderes Verhältniß: 45,5 Salpeter und 14,5 Schwefel). Von Mehlpulver werden ſtets 60 Theile auf 100 Theile Knallqueckſilber gerechnet. Die Miſchung der Zündmaſſe geſchieht auf einer geſchliffenen Marmortafel. Das Knallqueckſilber wird mit 30% ſeines Gewichts an Waſſer mit einem Buchsbaumläufer fein gerieben, hierauf obige Zuſätze zugegeben und nach erfolgter gleichförmiger Mengung der naſſe Brei auf Papierunterlagen an der Luft mäßig, hierauf, nachdem der Satz mittels Haarſieben gekörnt und die Körner auf Papier ausgebreitet, in flachen Holzkiſten vollſtändig getrocknet. 1/4 Kilogr. Knallqueckſilber genügt zur Herſtellung von 40,000 Hütchen für Militär- und von 57,600 für Jagdgewehre. Die Füllung beträgt für erſtere 15—16 Milligramm, für letztere eine etwas geringere Menge von der Zündmaſſe. Zur Abhaltung von Feuchtigkeit überzieht man den in das Kupferhütchen eingepreßten Satz mit einem Harzfirniß, oder ſchließt denſelben durch ein aufgedrücktes Blättchen von Blei oder Kupfer ab.

Obgleich das Knallqueckſilber weit ſchneller explodirt als das Schießpulver, ſo geſchieht die Exploſion doch langſam genug, um ein Projectil fortſchleudern zu können. Auf dieſem Umſtande beruht die Möglichkeit, mit Zündhütchen ohne Pulver ſchießen zu können. In den ſogenannten Flobert-Büchſen und -Piſtolen werden ſtark geladene Zündhütchen, bei welchen das Geſchoß unmittelbar der Zündmaſſe aufſitzt, zu dieſem Zwecke verwendet. Zu Gewehr- und Geſchützladungen iſt es aber wegen ſeiner zu großen Zerſetzbarkeit und der zu plötzlichen Gasentwickelung unbrauchbar.

Große und weit ausgedehnte Anwendung findet das Knallqueckſilber, um Dynamitpatronen zur Exploſion zu bringen. Es dienen hierzu ſogenannte Zündkapſeln [12]), d. h. Hülſen aus Kupferblech, ähnlich, aber größer wie die gewöhnlichen Zündhütchen. Dieſe Zündkapſeln werden auf das Ende einer Bickford'ſchen Zündſchnur aufgeſchoben und auf derſelben mit einer eigens für dieſen Zweck conſtruirten Zange feſtgeklemmt, ſodaß alſo bei einer Zündung zunächſt das Knallqueckſilber der Kapſel zur Exploſion gebracht wird, was die Entzündung der Dynamitpatrone zur ſichern Folge hat. Die Füllung der Zündkapſeln beträgt gewöhnlich 250—300 Milligramm Knallſalz. Dieſe Menge genügt vollſtändig, um weiches Dynamit zur Detonation zu bringen; bei gefrorenem Dynamit ſind ſtärkere Ladungen bis zu 450 und 500 Milligramm erforderlich. Die Verpackung der Kapſeln geſchieht zu je 100 Stück in Sägemehl in Blechbüchſen.

Auch in Pillenform zu Granat- und Shrapnellzündern wurde das Knallqueckſilber benutzt, ſowie es in den Orſini'ſchen Bomben die Füllung bildete.

Die Production und der Verbrauch von Knallqueckſilber iſt ein ganz erheblicher. Im J. 1835 wurden z. B. in Frankreich 800 Millionen Zündhütchen fabricirt, von denen 3—400 Millionen in das Ausland gingen. Es hat natürlich nicht an Vorſchlägen gefehlt, dieſen

9) Fulminurſäure, in ihrer Conſtitution noch unbekannt, kann als Ammoniak betrachtet werden, in dem ein Waſſerſtoffatom durch Cyan, das andere durch Nitroacetyl, d. Radikal der Nitroeſſigſäure, vertreten iſt. Alſo: $C\left\{\begin{matrix}H_2\\N\ O\end{matrix}\right\}\left.\begin{matrix}CO\\CN\\H\end{matrix}\right\}N$.

10) Ber. chem. Geſ. 8, 520, 1177; 9, 781. 11) Ber. chem. Geſ. 9, 786.

12) Dingler, Journal 192, 405.

Digitized by Google

Exploſivkörper durch andere zu erſetzen, wie durch chlorſaures und pikrinſaures Kali, durch Nitromannit, Diazobenzolnitrat u. a. Wenn auch die in den letzten Jahren angeſtellten Verſuche, die Füllung der Zündhütchen mit einem Gemenge von Kaliumchlorat und Bleipikrat vorzunehmen, nicht erfolglos geblieben ſind, ſo behauptet das Knallqueckſilber doch noch immer ſeine Superiorität als exploſives Initialagens. *(Paul Bässler.)*

KNALLSÄURE (Nitroacetonitril), $C_2H_2N_2O_2$ oder $C(NO_2)H_2CN$ iſt in freiem Zuſtande nicht, ſondern nur in ihren Salzen bekannt. Howard[1]) machte 1799 die Entdeckung, daß durch Behandlung von Queckſilber mit Salpeterſäure und Weingeiſt eine exploſive Verbindung entſteht, welche bald als Howard's Knallqueckſilber bekannt wurde. Ueber die Zuſammenſetzung dieſer Verbindung, ſowie auch über die von Brugnatelli[2]) zu eben der Zeit auf analoge Weiſe dargeſtellte exploſive Silberverbindung herrſchten lange Zeit irrthümliche Vorſtellungen, indem man dieſelben als oxalſaure Salze mit Salpeteräther und einem Ueberſchuſſe an Sauerſtoff oder für einfache oxalſaure Salze, ſpäter als Doppelſalze von oxalſaurem Ammoniak und oxalſaurem Queckſilberoxyd, reſp. Silberoxyd betrachtete. Erſt die berühmten Arbeiten von Liebig[3]) verbreiteten mehr Licht über dieſe Körper. Er fand, daß die betreffenden Verbindungen Salze einer eigenthümlichen Säure ſeien, die er Knallſäure nannte. Im J. 1824 ſetzte Liebig dieſe Unterſuchungen in Gemeinſchaft mit Gay-Luſſac fort. Die beiden Forſcher fanden, daß die Knallſäureſalze dieſelbe Zuſammenſetzung haben wie die der Cyanſäure, ſich aber hinſichtlich ihrer Eigenſchaften von letztern weſentlich unterſcheiden.[4]) Liebig und Gay-Luſſac hatten die Anſicht, daß der Knallſäure die Formel $2OH.C^4N^2O^2$ zukomme, alſo daß ſie das Hydrat einer Sauerſtoffſäure des Cyans ſei; ſie betrachteten dieſelbe als zweibaſiſch und ſchrieben demgemäß die Formel für das Knallqueckſilber $2HgO,C^4N^2O^2 =$ halbknallſaures Queckſilberoxyd, die des Knallſilbers $AgO.OH.C^4N^2O^2 =$ ſaures knallſaures Silberoxyd. Sie wurden zu dieſer Annahme dadurch geleitet, daß bei mehrern Zerſetzungen der knallſauren Salze Blauſäure, alſo eine Cyanverbindung, als Product auftritt. Berzelius[5]) glaubte die Explodirbarkeit der knallſauren Salze dadurch erklären zu können, daß er ein Stickſtoffmetall als Beſtandtheil annahm. Er hielt die Knallſäure für eine gepaarte Verbindung einer eigenthümlichen ſtickſtoffhaltigen Säure mit einem Stickſtoffmetall (z. B. Stickſtoffſilber, Stickſtoffqueckſilber u. a.). Danach exiſtire eine gewiſſe Anzahl von Knallſäuren, von denen er z. B. die Silberknallſäure ſchrieb: $HO.AgN+C^4NO^3$. Dieſe Anſicht ſtützte ſich auf die Exiſtenz zweier hypothetiſcher näherer Verbindungen: AgN und $CyNO_3$; da aber das Knallſilber beim Erhitzen, wie hiernach zu erwarten wäre, nicht Stickſtoffſilber, ſondern Paracyanſilber, wie die iſomeren Cyanſäureverbindungen hinterläßt, ſo mußte dieſe Hypotheſe von vornherein als unwahrſcheinlich erſcheinen. Laurent und Gerhard[6]) waren die erſten, welche die Knallſäure als ein Nitroſubſtitutionsproduct anſprachen. Sie betrachteten die Säure als einen vom Stammkern C_2H_4 abgeleiteten Kern $C_2N(NO_2)H_2$. Die Unterſuchungen von Kekulé[7]) und Schiſchkoff[8]) ſind endlich entſcheidend für die jetzt noch feſtgehaltene Anſicht geworden, daß die Knallſäure als Nitroacetonitril anzuſehen iſt. Beide Forſcher gelangten zu dieſer Annahme durch die Zerſetzungen, die die knallſauren Salze bei Einwirkung verſchiedener Agentien erfahren:

Deſtillirt man Knallqueckſilber mit Chlorkalk, ſo entſteht Chlorpikrin. Hiernach iſt die Knallſäure alſo eine Nitroverbindung.

Bei Einwirkung von Chlor auf Knallqueckſilber wird Chlorpikrin und Chlorcyan gebildet

$$CHg(NO_2)CN+6Cl=CCl_3(NO_2)+CN.Cl+HgCl_2.$$

Schwefelwaſſerſtoff zerſetzt das Knallqueckſilber der Art, daß unter Entweichung von Kohlenſäure und Ausfällung von Schwefelqueckſilber eine Löſung von Rhodanammonium reſultirt

$$CHg(NO_2)CN+2H_2S=HgS+CO_2+CN.S.NH_4.$$

Wenn man Brom auf Knallqueckſilber wirken läßt, ſo erhält man Dibromacetonitril

$$CHg(NO_2)CN+4Br=HgBr_2+CBr_2(NO_2)CN.$$

Von beſonderm Intereſſe für die Ableitung der rationellen Formel der Knallſäure ſind ferner noch die von Schiſchkoff aus der Fulminurſäure (die man aus dem Knallqueckſilber durch Kochen mit wäſſerigen Löſungen von Metallchloriden oder Jodiden erhält) dargeſtellten Abkömmlinge der Knallſäure: Dinitroacetonitril und Trinitroacetonitril, von denen erſteres exploſive Salze, die den knallſauren ſehr ähnlich ſind, erzeugt, das andere bei der Behandlung mit kochendem Waſſer in Kohlenſäure, Ammoniak und Nitroform $CH(NO_2)_3$ zerfällt.

Wie oben bemerkt, exiſtirt die Knallſäure in freiem Zuſtande nicht, ſie bildet 2 Reihen von Salzen, neutrale und ſaure Salze (auch Doppelſalze), die ſämmtlich in hohem Grade exploſiv ſind und Fulminate genannt werden. Die neutralen Salze der Alkalien exiſtiren aber nicht, weil bei ihrer Darſtellung ſofort eine totale Umlagerung eintritt. Da das Queckſilber- und Silberſalz in beſondern Artikeln beſprochen ſind, ſo ſeien von knallſauren Salzen nur noch erwähnt: Knallſaures Zink[9]) $CZn(NO_2)CN$ wird in wäſſeriger Löſung durch Berührung von Zink mit Knallqueckſilber und Waſſer erhalten. Durch Verdunſten der Löſung entſtehen waſſerhelle, rhombiſche Tafeln, die ſehr exploſiv ſind. Ein Doppelſalz von knallſaurem Baryt und knallſaurem Zink bildet ſich, wenn eine Löſung von Zinkfulminat mit Barytwaſſer ausgefällt, zur Entfernung überſchüſſigen Baryts mit Kohlenſäure behandelt und eingedampft wird. Aus dem ſirupöſen Rückſtande kryſtalliſiren glatte, vierſeitige Säulen

1) Phil. Transact. 1800, 222. — Scherer, Journal 5, 606. 2) Ann. Chim. 27, 331. 3) Ann. Chim. Phys. 24, 294. 4) Ann. Chim. Phys. 25, 285. 5) Ann. Chem. L, S. 426.

6) Gerhard, Précis de Chimie org. II, 445 (1845). — Liebig, Ann. Chem. V, 287; XXVI, 146; XXVII, 133; L, 429. 7) Ann. Chem. Pharm. 101, 200; 105, 279. 8) Ann. Chem. Pharm. 101, 213. 9) Berzelius, Jahresber. 12, 95 und 120.

Digitized by Google

von der Zuſammenſetzung $CZn(NO_2)CN.CBa(NO_2)CN$. Weitere Doppelſalze entſtehen bei Einwirkung der Hydrate der Alkalien und alkaliſchen Erden auf Knallzink, z. B. $C_2(NO_2)_2ZnK_2(CN_2)$; $C_2(NO_2)_2ZnMg(CN_2)$ etc. Entſprechende ſilberhaltige Doppelſalze bilden ſich bei Behandlung von Knallſilber mit den Chloralkalien, z. B. $C(NO_2)AgKCN$ Knallſilberkalium. Endlich kennt man auch ein ſaures Zink und ein ſaures Silberſalz [10]) $C(NO_2)ZnH(CN)$ und $C(NO_2)AgHCN$. Man erhält das ſaure knallſaure Zink durch Zerſetzung von Knallzinkbaryum mit der genau erforderlichen Menge an Schwefelſäure als einen in Waſſer löslichen, unbeſtändigen Körper, der ſich direct mit Metalloxyden zu Doppelſalzen vereinigt. [11]) Das ſaure Silberſalz ſcheidet ſich als weißes Pulver ab durch Behandlung einer Löſung von Knallſilberkalium mit Salpeterſäure. Knallſaures Kupfer $C(NO_2)CuCN$ wird aus dem Knallqueckſilber analog wie das Knallzink erhalten. Es bildet in Waſſer ſchwer lösliche, grüne Tafeln, die beim Erhitzen heftig verpuffen. Ueber die Bildung der Knallſäure aus Alkohol und Salpeterſäure bei Gegenwart von ſalpeterſaurem Silber oder Queckſilber vergleiche den Artikel: Knallsilber.

(Paul Bässler.)

KNALLSILBER. Man kennt 2 verſchiedene exploſive Silberverbindungen, die den Namen Knallſilber führen und unterſcheidet:

1) **Brugnatelli's Knallſilber, knallſaures Silber oder Silberfulminat** $CAg_2(NO_2)CN$, wurde zuerſt 1802 von Brugnatelli dargeſtellt, der es für oxalſaures Silberoxyd hielt. Erſt ſpätere Unterſuchungen (vgl. Knallsäure) ſtellten die richtige Zuſammenſetzung feſt. Zur Darſtellung des Knallſilbers verfährt man nach der Vorſchrift von Gay-Luſſac und Liebig folgendermaßen: 1 Theil Silber wird in 20 Theilen Salpeterſäure von ſpecifiſchem Gewicht 1,36—1,38 gelöſt, hierauf die Flüſſigkeit nach Hinzugabe von 27 Theilen 85—90 procentigen Alkohols zum Sieden erhitzt und nach Entfernung des Feuers zur Mäßigung der eingetretenen heftigen Reaction weitere 27 Theile Alkohol hinzugefügt. Das Knallſilber ſcheidet ſich beim Erkalten kryſtalliniſch ab, wobei man an Gewicht ungefähr das des angewandten Silbers erhält. Der Vorgang, nach welchem die Bildung des Knallſilbers erfolgt, läßt ſich durch folgende Gleichung ausdrücken:

$$CH_3CH_2OH + 2AgNO_3 + N_2O_3 = CAg_2(NO_2)CN + 2HNO_2 + 2H_2O.$$

Bei dieſem ſehr verwickelten Oxydationsproceſſe des Alkohols entſteht außer der zur Bildung der knallſauren Verbindung nothwendigen ſalpetrigen Säure noch eine Menge von andern Producten als Salpetrigſäureäther, Aldehyd, Oxalſäure, Glycolſäure u. a. Die Richtigkeit der für den Bildungsproceß aufgeſtellten Gleichung bewies Liebig [1]) dadurch, daß er ſalpetrige Säure in eine alkoholiſche Löſung von Silbernitrat leitete. Es ſchied ſich, ohne daß die Flüſſigkeit ins Kochen gerieth, Knallſilber in großen Nadeln ab. Bei der beſchriebenen Operation zeigt es ſich als durchaus nothwendig, geräumige Gefäße zu benutzen, damit die ſtark aufwallende Flüſſigkeit nicht überſteigen, an der Außenſeite der Gefäße eintrocknen und dann verpuffen kann. Auch iſt alles Feuer wegen der Entzündlichkeit der entbundenen Dämpfe fern zu halten. Beim Umrühren der das Knallſilber enthaltenden Flüſſigkeit müſſen Glasſtäbe wegen der faſt unvermeidlichen Reibung vermieden und durch Holzſtäbe erſetzt werden, da das Knallſilber ſo exploſiv iſt, daß es ſogar unter Waſſer durch einen ſchwachen Stoß zwiſchen zwei harten Körpern detoniren kann. Das gebildete Präparat wird vorſichtig auf einem Filter geſammelt und mit kaltem Waſſer bis zum Verſchwinden der ſauren Reaction ausgewaſchen. Das Filter reißt man noch naß in Streifen und trocknet dieſe an einem mäßig warmen Orte auf einer Lage von Fließpapier. Die Aufbewahrung des fertigen Präparats geſchieht in kleinen Mengen in loſe bedeckten Pappſchachteln (nicht in Glasgefäßen). Doch iſt es immerhin eine gefährliche Sache, Knallſilber längere Zeit vorräthig zu halten.

Zu Verſuchen im kleinen eignet ſich folgende Vorſchrift. In 6 Gramm reiner Salpeterſäure werden 0,3 Gramm reines Silber in einem Kolben bei gelinder Wärme gelöſt, darauf 9 Gramm höchſtrectificirter Weingeiſt zugegeben und der mit einem kleinen Trichter verſehene Kolben ſo lange erhitzt, bis der Kolbeninhalt auch ohne Feuer heftig fortſiedet, worauf noch weitere 7,5 Gramm Weingeiſt zugefügt werden. Nach dem Erkalten filtrirt man die entſtandenen Kryſtalle ab, wäſcht mit kaltem Waſſer aus, reißt das Filter hierauf in Stücke und trocknet dieſe dann auf Fließpapier an einem warmen Orte.

Nach Böttger iſt Knallſilber auf gefahrloſe Weiſe dadurch zu erhalten, daß einige Gramm fein zerriebenes Silbernitrat in einer geräumigen Porzellanſchale in verdünnter Salpeterſäure bei gelinder Wärme gelöſt werden. Zur erkalteten Flüſſigkeit gibt man etwas rauchende Salpeterſäure, dann in kleinen Mengen abſoluten Alkohol. Der Inhalt der Schale geräth unter Entbindung von Dämpfen von Salpeteräther in heftiges Sieden, welches letztere durch Hinzufügen weiterer geringer Mengen von Alkohol Mäßigung erfährt. Nach Beendigung der Reaction wird die Schale mit kaltem Waſſer gefüllt, decantirt, der auf ein Filter gebrachte weiße Bodenſatz einigemal mit kaltem Waſſer ausgewaſchen und im übrigen, wie oben angegeben iſt, verfahren.

Das Knallſilber kryſtalliſirt in weißen, glänzenden, undurchſichtigen Nadeln von bitterm, metalliſchem Geſchmack. Es iſt in kaltem Waſſer ſchwer löslich, von kochendem wird es leichter aufgenommen (1 Theil Knallſilber erfordert 36 Theile ſiedendes Waſſer). Wie Verſuche an Thieren gezeigt haben, iſt es ein heftiges Gift. Katzen ſterben nach Ittner nach Eingabe von Gaben zu 5 Gran unter narkotiſchen Zufällen.

Die exploſiven Eigenſchaften des Knallſilbers ſind außerordentlich groß, weswegen es zu den gefährlichſten

10) Ann. Chem. Pharm. XXVII, 130. 11) Trans. Dubl. Soc. 1829. — Berzelius, Jahresber. 12, 95 und 120.

1) Ann. Pharm. 5, 287.

Digitized by Google

Körpern gehört. Bei ſeiner Bereitung wie auch Aufbewahrung und Verwendung iſt aus dieſem Grunde die peinlichſte Vorſicht dringend geboten. Das trockene Präparat ſoll nur noch mit Papierſchaufeln aufgenommen und darf nur in loſe bedeckten Pappſchachteln aufbewahrt werden. Schon im naſſen Zuſtande explodirt es durch Stoß oder Reibung, viel leichter aber noch, wenn es trocken iſt, auf das heftigſte. Es gibt dabei ein bläulichrothweißes Licht aus. Im Porzellanmörſer kann es jedoch mit den Fingern oder mit einem weichen Korkſtopfen in kleinen Mengen gepulvert werden (Liebig). Während Knallqueckſilber freiliegend, namentlich in kleinen Portionen, durch Schlag nur mit einem puffenden Geräuſche explodirt und mit einem heftigen Knall nur dann, wenn es zwiſchen den ſchlagenden Flächen eingeſchloſſen iſt, gibt auch die kleinſte Menge Knallſilber beim Daraufſchlagen den durchdringendſten Knall. Gegen Wärme iſt es weniger empfindlich als das ſogenannte Knallanilin. Knallſilber kann auf 130° C. erhitzt werden, ohne daß Exploſion eintritt. Auch durch einen brennenden Körper, durch den elektriſchen Funken und durch concentrirte Schwefelſäure detonirt es unter heftigem Knall. Mit Knallſilber gemengtes Schießpulver entzündet ſich bei der Verpuffung nicht, ſondern wird nur herumgeſchleudert (Liebig). Im luftverdünnten Raume erleiden die exploſiven Eigenſchaften des Knallſilbers erhebliche Abſchwächung; es findet in dieſem Falle nur eine Verbrennung unter Feuererſcheinung ſtatt. Wird Knallſilber unter einem Drucke von 2—3 Millim. mit einem durch den elektriſchen Strom glühend gemachten Draht entzündet, ſo verbrennt es langſam mit ſichtbarer Flamme. Mit ſeinem 40fachen Gewicht an Kupferoxyd gemengt, zerſetzt es ſich beim Erhitzen ohne Detonation unter Entwickelung von 2 Raumtheilen Kohlenſäure und 1 Raumtheil Stickgas. Aehnlich iſt der Vorgang, wenn man es, mit der 40fachen Menge ſeines Gewichts an fein gepulvertem ſchwefelſaurem Kali innig gemengt, erhitzt; in dieſem Falle reſultirt aber nur die Hälfte des Gasgemenges, weil im Rückſtande Paracyan und Silber hinterbleibt. Beim Einbringen von Knallſilber in eine mit Chlorgas gefüllte Flaſche tritt Exploſion ein, ehe die Verbindung den Boden berührt; dabei aber zerſpringt das Gefäß nicht (Davy). Beim Löſen in heißem, wäſſerigem Ammoniak erhält man beim Erkalten Kryſtalle von Ammoniumſilberfulminat, $CAg(NO_2)CN.NH_4$, einer Subſtanz, die noch größere exploſive Eigenſchaften wie das Knallſilber beſitzt. Durch Chlorkalkalien wird nur die Hälfte des Silbers als Chlorſilber aus Knallſilberlöſungen gefällt, wobei ſich das ſaure knallſaure Silber ($CAgH(NO_2)CN$) bildet, Salzſäure dagegen ſcheidet alles Silber unter vollſtändiger Zerſetzung der Knallſäure aus.[2]) Wird Knallſilber mit Kupfer oder Queckſilber und Waſſer anhaltend gekocht, ſo entſteht unter Ausſcheidung von metalliſchem Silber Kupfer-, reſp. Queckſilberfulminat. Im übrigen gelten für das Knallſilber die bei der Knallſäure mitgetheilten Zerſetzungen.

2) Ann. Chim. [2] 25, 285.

Das Knallſilber kann infolge ſeiner hohen Exploſivität keine ausgedehntere Anwendung in der Technik finden, man benutzt es nur zur Herſtellung kleiner Spielereien, z. B. der Knallbonbons, Knallfidibus, Knallerbſen u. dgl. Zur Verfertigung der Knallbonbons wird eine geringe Menge Knallſilber an einem Pergamentſtreifen befeſtigt, der ebenſo wie ein anderer, der auf ihn zu liegen kommt, mit Glaspulver überzogen iſt. Beide Streifen ſind in der Mitte durch einen übergeklebten Papierring zuſammengehalten. Durch die beim Auseinanderziehen der beiden Pergamentſtreifen bewirkte Reibung erfolgt Exploſion. Die Knallerbſen ſind erbſengroße, dünnwandige Glasperlen mit etwas angeklebtem Knallſilber, die mit feuchtem Löſchpapier umwickelt und getrocknet ſind. Beim Aufwerfen der Knallerbſen an einen harten Gegenſtand zerbrechen die Glasperlen, deren Scherben durch Reibung das Knallſilber zur Exploſion bringen. Bei dem Knallfidibus endlich iſt ein etwa ſtecknadelkopfgroßes Stück Knallſilber in einen Papierfidibus eingeklebt.

2) **Berthollet's Knallſilber** oder **Silberoxydammoniak**, deſſen Zuſammenſetzung bisjetzt noch nicht mit Sicherheit hat ermittelt werden können (entweder $AgNH_2$ = Silberamid, oder Ag_3N = Stickſtoffſilber), kann in pulverigem und in kryſtalliſirtem Zuſtande erhalten werden. In erſterer Form iſt es nach Berthollet's[3]) Angabe auf folgende Weiſe zu gewinnen. Eine Löſung von ſalpeterſaurem Silber wird mit Kalkwaſſer gefällt; das ausgeſchiedene und durch Auftragen auf Filtrirpapier möglichſt von anhängender Feuchtigkeit befreite Silberoxyd übergießt man mit ſtarkem Salmiakgeiſt. Bei dieſer Operation iſt ein Geräuſch wie beim Löſchen des Kalks mit Waſſer wahrzunehmen. Nach 12 Stunden wird das auf der Oberfläche gebildete Häutchen durch Zugießen von friſchem Ammoniak gelöſt, die Flüſſigkeit decantirt und das Knallſilber, welches ſich auf dem Boden des Gefäßes befindet, in kleinen Antheilen auf Stücke von Fließpapier vertheilt. Nach einer andern Vorſchrift iſt das aus Silbernitratlöſung mittels Kali ausgefällte Silberoxyd mit einem Gemiſch von Salmiakgeiſt und Kalilauge vorſichtig zu kochen.[4]) Endlich beſteht eine dritte Bereitungsweiſe darin, eine Löſung von friſch gefälltem Chlorſilber in ſtarkem Salmiakgeiſte ſo lange mit Stücken von Kalihydrat zu verſetzen, ſo lange dieſes noch Aufbrauſen verurſacht, die mit Waſſer verdünnte, trübe, ſchwarze Flüſſigkeit zu filtriren und das ſchwarze Pulver mit Waſſer abzuwaſchen. Das Filter iſt noch feucht in kleine Theile zu zerreißen.[5])

Das Berthollet'ſche Knallſilber bildet ein ſchwarzes Pulver, welches durch die geringſte Veranlaſſung, Schlag, Stoß, Reibung, Erwärmung, oft bei Berührung einer Federfahne auf das heftigſte explodirt. Feucht iſt es weniger exploſiv.

Im kryſtalliſirten Zuſtande kann es dargeſtellt werden, wenn eine wäſſerige Löſung des Silberoxyds in Am-

3) Crell, Ann. 1788, 2, 390. 4) Faraday, Quart. J. of Sc. 4, 268. — Ann. Chim. Phys. 9, 107. 5) J. Pharm. 13, 615.

Digitized by Google

moniak der Luft ausgeſetzt oder erwärmt wird. Es ſchießt dann in ſchwarzen metallglänzenden, undurchſichtigen Kryſtallen an, die ſchon beim Schütteln der Flüſſigkeit mit großer Heftigkeit explodiren.[6])

Auch ein flüſſiges Silberoxyd-Ammoniak wurde von Faraday dargeſtellt. Derſelbe erhielt es durch Auflöſen von Silberoxyd in überſchüſſigem wäſſerigen Ammoniak. Die Löſung erzeugt, 1/4 Jahr in einer wohlverſchloſſenen Flaſche aufbewahrt, eine dicke Lage metalliſchen Silbers, kein Knallſilber, und enthält viel Sauerſtoff in comprimirtem Zuſtande. Die Flüſſigkeit gibt mit Kali, Aether oder Weingeiſt weiße Niederſchläge, die ihre Farbe bald ändern und beim Erwärmen wie beim Reiben nach dem Trocknen verpuffen. Ebenſo wird das flüſſige Silberoxyd-Ammoniak durch Galläpfeltinctur gefällt. (Vgl. Gmelin, Handbuch der anorg. Chemie 6. Auflage III, p. 955). — Berthollet's Knallſilber wurde im J. 1788 von dieſem Chemiker zuerſt dargeſtellt.

(Paul Bässler.)

KNALLZUCKER. Aus den Zuckerarten können durch geeignete Behandlung mit Salpeterſäure Verbindungen gewonnen werden, welche ſich durch exploſive Eigenſchaften auszeichnen. Ihrer chemiſchen Conſtitution nach ſind dieſelben als Salpeterſäureäther zu betrachten und es mag hier noch erwähnt werden, daß man auch noch andere Salpeterſäureäther kennt, die gleichfalls ſtark exploſiv ſind, ſo der Salpeterſäuremethyläther (CH_3NO_3), die Schießbaumwolle (Salpeterſäureäther der Celluloſe $C_6H_7(NO_2)_3O_5$) u. a. Die Knallzucker ſind mehrfach für praktiſche Verwendungen vorgeſchlagen worden, beſitzen zur Zeit aber größtentheils entweder noch untergeordnete Bedeutung oder man hat ihre Anwendung in der Technik bereits wieder aufgegeben. Von dieſen Körpern ſind zu nennen:

Knallrohrzucker, Nitrorohrzucker, Nitroſacharoſe oder Vixorit. Dieſer von Schönbein[1]) zuerſt dargeſtellte Körper wird erhalten, wenn man 1 Theil feingepulverten Zucker in ein Gemenge von 1 Theil ſtarker Salpeterſäure und 2 Theilen Schwefelſäure einträgt. Es bildet ſich hierbei im Anfange ein durchſcheinender dünner Kleiſter, der ſich nach fortgeſetztem Rühren zu zähen, teigartigen Klumpen zuſammenballt. Anfangs wird mit kaltem, dann mit warmem Waſſer unter fortwährendem Kneten der Maſſe ausgewaſchen bis zum Verſchwinden der ſauren Reaction. Nach einer andern von Thomſon[2]) angegebenen Vorſchrift ſoll in ein auf 15° C. erkaltetes Gemiſch von 6 Theilen Salpeterſäure von 1,5 ſpecifiſchem Gewicht mit 16 Theilen Schwefelſäure 1 Theil Zuckerpulver eingerührt, der ſich abſcheidende Teig mit kaltem Waſſer gewaſchen, dann in Alkohol gelöſt und mit überſchüſſigem kohlenſauren Kali wieder ausgefällt und durch Auflöſen in Aether und Verdunſtenlaſſen gereinigt werden. Der Knallrohrzucker bildet ein weißes oder farbloſes, durchſichtiges Harz, welches in der Kälte ſpröde iſt und ſich zerreiben läßt, in der Wärme aber die Conſiſtenz eines zähen, zu ſeidenglänzenden Fäden ausziehbaren Teiges annimmt. Er iſt geruchlos, ſchmeckt bitter, reagirt neutral. Seine chemiſche Zuſammenſetzung iſt $C_{12}H_{18}(NO_2)_4O_{11}$. In Weingeiſt, Aether und fetten Oelen iſt er leicht löslich. Kaltes Waſſer nimmt ihn nicht auf, in kochendem ſchmilzt er zu einem Oel, das ſich langſam löſt. Erhitzt man Nitrorohrzucker in einem offenen Gefäße, ſo entwickelt er Waſſerdampf, ſpäter unter Aufſchäumen Unterſalpeterſäure, dann entflammt er plötzlich und verbrennt ohne Rückſtand. Nach Reinſch[3]) explodirt er unter dem Hammer oder auf einem glühenden Blech.

In der Artillerie hat man, indeſſen ohne Erfolg, den Knallzucker zu Bombenzündern und Rollſchüſſen anzuwenden geſucht.[4])

Es iſt auch empfohlen worden, gewöhnliches Schießpulver mit einer Löſung von Nitrorohrzucker in Alkohol zu überziehen, wodurch ein die Feuchtigkeit abhaltender exploſiver Firniß gebildet wird. Thompſon[5]) ſchlug den Knallzucker zu Feuerwerksſätzen vor.

Knallmilchzucker, Nitromilchzucker kann analog der Darſtellungsmethode der vorigen Verbindung erhalten werden durch Behandlung von Milchzucker mit Salpeterſchwefelſäure und Fällen der erhaltenen Löſung mit Waſſer. Die Verbindung bildet, aus Weingeiſt kryſtalliſirt, perlglänzende Blättchen.[6]) Der Nitromilchzucker hat wie der Nitrorohrzucker ſtark exploſive Eigenſchaften. Eine ähnliche, bisjetzt wenig unterſuchte Nitroverbindung entſteht bei Einwirkung von rauchender Salpeterſäure auf Traubenzucker, Nitrotraubenzucker, welche gleichfalls unter verſchiedenen Umſtänden detonirt.

Knallmannit, Nitromannit $C_6H_8(NO_2)_6O_6$ wird aus dem Mannitzucker, dem Exſudate der Mannaeſche (Fraxinus ornus C.), durch Nitrirung dargeſtellt. Wiewol der Mannit als ein wohlcharakteriſirter ſechswerthiger Alkohol ($C_6H_{14}O_6$) angeſehen werden muß, ſo ſind die Beziehungen deſſelben zu den Kohlehydraten, reſp. den Zuckerarten, ſo nahe, daß es wol nicht unpaſſend erſcheinen dürfte, wenn die Nitroverbindung des Mannits bei den Nitrozuckern ihre Stelle findet. Der Nitromannit entſteht aus dem Mannit bei Behandlung mit Salpeterſäure dadurch, daß die 6 Hydroxylwaſſerſtoffatome durch die Gruppe (NO_2) ſubſtituirt werden

$$\left.\begin{matrix}C_6H_8\\H_6\end{matrix}\right\}O_6 + 6HNO_3 = \left.\begin{matrix}C_6H_8\\(NO_2)_6\end{matrix}\right\}O_6 + 6H_2O.$$

Da der Knallmannit unter den Knallzuckern als exploſive Verbindung für die praktiſche Verwendung bei weitem den erſten Platz einnimmt, ſo hat es auch nicht an paſ-

6) Higgins, Minutes of a Soc. for philos. Experim. 344 und Klaproth und Wolff, Suppl. zum chem. Wörterb. 2, 584.

1) Schönbein, Pogg. Ann. 70, 100 — Pharm. Centralbl. 1847, 505. 2) J. chim. méd. 24, 433. — Pharm. Trans. 8, 165. — N. J. Pharm. 15, 103. — J. chim. méd. 25, 69.

3) Jahresber. pr. Pharm. 18, 102. — Pharm. Centralbl. 1849, 506. 4) Dingler, Journ. 111, 437. 5) Liebig, Jahresber. 1, 1146. 6) Jahresber. Fortſchr. Chem. 1849, 470. — Ann. Pharm. 70, 368. — Jahresber. pr. Pharm. 18, 102.

Digitized by Google

ſenden Vorſchriften zu ſeiner Darſtellung gefehlt. Nach Sokoloff[7]) verdient die von Stenhouſe[8]) gegebene Methode unter allen übrigen, zur Darſtellung des Nitromannits gegebenen, den Vorzug. Derſelbe löſt den Mannit in 4 Theilen Salpeterſäure ohne zu erwärmen und ſetzt engliſche Schwefelſäure hinzu, ſolange noch eine Ausſcheidung erfolgt. Sokoloff[9]) ſelbſt hat eine Bereitungsweiſe mitgetheilt, welche geſtattet, größere Mengen (400 Gramm) Mannit auf einmal zu verarbeiten, und die nahezu theoretiſche Ausbeute gibt. Er verfährt folgendermaßen: 1 Theil Mannit wird im Mörſer fein zerrieben und nach und nach mit 5 Theilen abgekühlter Salpeterſäure vom ſpecifiſchen Gewicht 1,5 verſetzt. Die erhaltene Löſung gießt man in ein mit Eis kalt gehaltenes Gefäß und ſetzt 10 Theile engliſche Schwefelſäure hinzu. (Abkühlen des Gemenges iſt wegen der unter Ausgabe von Stickoxyd leicht eintretenden partiellen Zerſetzung unbedingt geboten.) Mit dem Zuſatze der Schwefelſäure tritt Erſtarrung zu einer weißen Maſſe ein. Nun wird durch Asbeſt abgeſogen und der Brei bis zum Verſchwinden der ſauren Reaction mit Waſſer, zuletzt mit heißer Sodalöſung ausgewaſchen. Rein erhält man aber das Präparat erſt durch Umkryſtalliſiren aus Alkohol. So bereitet läßt es ſich unverändert aufbewahren.

Der Nitromannit bildet lange weiße Nadeln (aus Alkohol kryſtalliſirt). Dieſelben ſchmelzen bei 112—113° C. unzerſetzt. Das ſpecifiſche Gewicht der kryſtalliſirten Subſtanz bei 0° iſt 1,604. Bei vorheriger Schmelzung ſinkt das der erſtarrten Maſſe auf 1,466—1,537. Durch Preſſen kann es auf 1,766—1,806 erhöht werden. Bei 170° C. zerſetzt ſich der Nitromannit vollſtändig ohne Exploſion. Mit einem glühenden Drahte oder einer Flamme in Berührung, findet Schmelzen, aber kein Verbrennen ſtatt. Knallmannit läßt ſich ohne Gefahr preſſen und zerreiben. Gepreßt kann man ihn ſchneiden und zerſägen. Durch Schlag detonirt die Verbindung ſtärker als Knallqueckſilber. In Büchſen eingeſchloſſen iſt er leicht durch gewiſſe andere exploſive Stoffe zur Verpuffung zu bringen, ſo durch etwa 0,2 Knallqueckſilber oder Diazobenzolnitrat, durch eine etwas größere Menge Kaliumchlorat oder Kaliumpikrat. Mittels weniger Gramm von Nitromannit kann die Exploſion von Schießbaumwolle, die 25% Waſſer enthält, noch bewirkt werden. Die Entzündung von gepreßtem Nitromannit in Büchſen gelingt nur dann, wenn eine gewiſſe Menge pulverförmiger Subſtanz gleichzeitig zugegen iſt. Freiliegender Nitromannit explodirt nur unter dem Einfluſſe von Diazobenzolnitrat. Bei der Verbrennung findet folgender Vorgang ſtatt

$$C_6H_8(NO_2)_6O_6 = 6CO_2 + 4H_2O + 6N + 2O.$$

Durch reducirende Agentien wird Mannit regenerirt. Schwefelſäure zerſetzt ihn unter Entwickelung von Salpeterſäure.

Der Nitromannit iſt als einer der wirkungsvollſten und zugleich verhältnißmäßig ungefährlichen Exploſivkörper zur Füllung der Zündhütchen in Vorſchlag gebracht. Wenn bis heute ſeine Anwendung noch immer eine ſehr beſchränkte geblieben iſt, ſo liegt das wahrſcheinlich daran, daß gewöhnlich nicht ganz reine Präparate Verwendung gefunden haben, die allerdings nach einiger Zeit leicht Zerſetzung erleiden. (*Paul Bässler.*)

KNAPP (Albert), geiſtlicher Liederdichter, ward am 25. Juli 1798 zu Tübingen geboren, legte den üblichen Lebensweg eines ſchwäbiſchen, proteſtantiſchen Theologen zurück, empfing ſeine Vorbildung zu Rottweil, Tübingen und im klöſterlichen Gymnaſium zu Maulbronn und trat dann in das Tübinger Stift ein, um daſelbſt Theologie zu ſtudiren. Bereits 1820 erhielt er das erſte geiſtliche Amt als Vicar zu Feuerbach, ſpäter zu Gaisburg, wurde 1824 Diakonus zu Sulz, 1831 zu Kirchheim unter Teck und veröffentlichte bald darauf ſeine erſten geiſtlichen Lieder, deren früheſte Sammlung als „Chriſtliche Gedichte“ (Baſel 1829) erſchien. Im J. 1836 ward Knapp zum Diakonat der Hoſpitalkirchengemeinde zu Stuttgart berufen, ſchon 1837 zum Archidiakonus an der Stiftskirche befördert, Ende 1845 aber, an Guſtav Schwabs' Stelle, zum Stadtpfarrer bei St.-Leonhard ernannt. In dieſem Amte wirkte er ſegensreich längere Jahre hindurch. Unermüdlich in öffentlicher und privater Seelſorge, gewann er einen bedeutenden Einfluß auf ſeine Gemeinde, während ihm ſeine fortgeſetzte poetiſche und literariſche Thätigkeit einen nicht geringeren Einfluß auf weite, ſeiner geiſtigen Richtung mehr oder minder geneigte Lebenskreiſe ſicherte. Nach längerem Leiden ſchied Knapp am 18. Juni 1864 aus dem Leben. Der Grundzug ſeines Weſens war ſchlichte, ungeheuchelte und warme Frömmigkeit, welcher aber die beſondere Färbung des ſchwäbiſchen Pietismus nicht fehlte. Die Bitterkeit, mit welcher ſich Knapp in den autobiographiſchen Aufzeichnungen, die dem „Lebensbild von Albert Knapp“ einverleibt wurden, über ſeine eigene ſtudentiſche Jugend und über alle erlaubten Freuden der Jugend ausſpricht, der beinahe wilde Zorn, mit welchem er des Faſchings im katholiſchen Rottweil gedenkt („die Faſchingszeit, dieſes allerſchlechteſte Feſt, durch welches dem in der chriſtlichen Urzeit zu ſo heiligen Zwecken angeordneten Faſten ein mehr als heidniſches Gepräge der Nichtswürdigkeit und geiſtloſen Gemeinheit aufgedrückt wird“), die Härte, mit der er ſein Herz beſchuldigt, im Sündenſchlafe gelegen zu haben und das Gewicht, das er auf die plötzliche Erweckung legt, ſind ebenſo viele Momente der trüben Lebensauffaſſung der älteren ſchwäbiſchen Stillen im Lande. In der poetiſchen und literariſchen Thätigkeit Knapp's wurde dieſe Hinneigung zu einem düſtern Chriſtenthume natürlich auch bemerkbar, aber doch von den Vorzügen ſeiner Natur und den reineren Elementen ſeiner Bildung aufgewogen. Neben ſeiner eigenen geiſtlichen und weltlichen Liederdichtung, deren Reſultate in den „Neuern Gedichten“ (Baſel 1834), dem Cyklus „Hohenſtaufen“ (Stuttgart 1839), der neueſten Folge „Gedichte“ (Stuttgart 1843) und in den „Herbſtblüten“ (Stuttgart 1859) zu Tage treten, machte ſich Knapp vorzugsweiſe um die

7) Bull. soc. chim. [2] 33, 165. 8) Liebig, Jahresber. 2, 460. 9) Berl. Ber. 79, S. 688. 698. — Chem. Centralbl. 79, S. 374.

Digitized by Google

Sammlung und Herausgabe der älteren proteſtantiſchen Lyrik verdient. Sein „Evangeliſcher Liederſchatz für Kirche und Haus“ oder „Sammlung geiſtlicher Geſänge aus älterer und neuerer Zeit“ (Stuttgart 1837, 3. Auflage 1865) gab die Lieder nicht völlig im Urtexte wieder, ſondern „bearbeitet nach den Bedürfniſſen unſerer Zeit“ und ſtellte damit nicht nur den Zweck der unmittelbaren Erbauung über den der hiſtoriſchen Treue, ſondern that den älteren evangeliſchen Liedern mannichfach Gewalt an, wobei ſich der Herausgeber freilich auf große Vorgänger berufen durfte. In ſeiner Vorrede nahm er ausdrücklich das Recht der Verbeſſerung in Anſpruch. Das eigentliche Wachsthum der Kirche ſei nicht an falſche Bilder und Tändeleien alter Jahrhunderte, noch an die Sprachform einer einzelnen Zeit gebunden, ſondern gleichwie es einen deutſchen Sinn und ein deutſches Gemüth, worin alle Edlen übereinſtimmen, jederzeit gegeben habe, ſo gebe es auch eine echt deutſche Form, einen deutſchen Grundton, eine deutſche allgemein-verſtändliche Kernſprache, „welche der Bezaleel des deutſchen Tempels war, iſt nnd ſein wird“. Infolge der Polemik, welche über dieſe Grundſätze entſtand, mußte Knapp endlich doch zugeben, daß er „ſehr viele Lieder allzu ſtark verändert und manche treffliche Lesart der Originalien nicht gebührend geſchont“ habe, ein Uebelſtand, den er in den beiden von ihm bearbeiteten Neuausgaben des Buches nach Kräften zu verbeſſern trachtete. Als Nachtrag zum „Evangeliſchen Liederſchatz“ gab er ferner „Chriſtenlieder“, eine Auswahl geiſtlicher Geſänge aus älterer und neuerer Zeit (Stuttgart 1841), „Gottfried Arnold's geiſtliche Lieder“ (Stuttgart und Cannſtatt 1845), „Geiſtliche Lieder des Grafen von Zinzendorf“ (Stuttgart 1846) und „Oeſterreichiſche Exulantenlieder evangeliſcher Chriſten aus der Zeit des 30jährigen Krieges“ mit geſchichtlichem Vorwort und einer Anzahl anſehnlicher Lieder (Stuttgart 1861) heraus. Die letztern entſtammten größtentheils dem gräflich Giech'ſchen Familienarchive auf Schloß Thurnau. Knapp führte auch die „Lieder einer Verborgenen“ (Meta Heuſſer-Schweizer) und die „Gedichte von Heinrich Puchta“ in die Literatur ein, die in der gläubigen Sinnesweiſe ſeinen eigenen Dichtungen verwandt ſind. Als einen Auszug aus dem großen „Evangeliſchen Liederſchatz“ darf man das „Evangeliſche Geſangbuch“ (Leipzig 1855) anſehen, welches neben den Landesgeſangbüchern nur geringe Verbreitung gewinnen konnte. Von 1843—1853 erſchien unter ſeiner Redaction in Heidelberg die „Chriſtoterpe“, ein Taſchenbuch für chriſtliche Lehre, zu welchem Knapp mancherlei werthvolle Beiträge in Vers und Proſa ſteuerte. Unter ſeinen Proſaſchriften darf wol das „Leben von Ludwig Hofacker“ (Stuttgart 1852) als die bedeutendſte und unter den beſondern Vorausſetzungen ſeiner Glaubens- und Lebensanſchauungen werthvollſte gelten. Die eigene Dichtung Knapp's gewann vorzüglich ſeit der Veröffentlichung einer Auswahl ſeiner „Gedichte“ (Stuttgart 1854) wachſende Verbreitung. Seine Lyrik war nicht überall eine ſpecifiſch geiſtliche, aber durchgehend, auch in den weltlichen Liedern, eine beabſichtigt und betont chriſtliche. Das Naturbild, von dem er in ſeinen Gedichten meiſt ausgeht, dient ihm als Anknüpfung für eine erbauliche Betrachtung oder ein Glaubenszeugniß und die abſichtliche Betonung der Unzulänglichkeit der äußern Natur gab ſelbſt einzelnen Geſinnungsgenoſſen des Dichters Anſtoß. „Man gewinnt“ ſchrieb einer derſelben, „den Chriſten lieb, dem ſein geiſtliches Leben ſo der Mittelpunkt ſeines Lebens iſt, daß auch ſeine wärmſte Hingabe an die Naturanſchauung doch immerfort wieder in Gebet um die Erlangung der geiſtigen Herrlichkeit aufgeht. Aber es läßt ſich doch nicht leugnen, daß dieſe Uebergänge zuweilen zu unvermittelt und darum undichteriſch ſind, daß man zuweilen darin den Paſtor ſpürt nnd nicht blos den Chriſten“ (Tholuck's Literariſcher Anzeiger 1845.) Das myſtiſche Element in Knapp's Dichtung erſcheint milder und im Ausdrucke klarer als bei verwandten Poetennaturen, immerhin bleibt es vorhanden und durchdringt auch diejenigen Gedichte, in denen Knapp die Herrlichkeit der Welt am ſtärkſten auf ſich wirken läßt oder eine warme menſchliche Empfindung und Sehnſucht ausſpricht. Sowol der Zahl als dem Werthe ſeiner Lieder nach darf Knapp als der bedeutendſte deutſche geiſtliche Poet im 4. und 5. Jahrzehnt des 19. Jahrh. angeſehen werden, als weltlicher Dichter überragte er das mittlere Maß ſeiner ſchwäbiſchen Landes- und Sangesgenoſſen nicht.

(A. Stern.)

KNAPP (Georg Christian), Profeſſor der evangeliſchen Theologie und Director der Francke'ſchen Stiftungen zu Halle, geboren am 17. Sept. 1753, war der Sohn von Johann Georg Knapp, der ebenfalls Profeſſor der Theologie an der Univerſität und außerdem Director des Waiſenhauſes war. In den Lehranſtalten des Waiſenhauſes vorgebildet, bezog Knapp 1771 die Univerſität Halle, wo damals neben ſeinem Vater Semler, Nöſſelt, Schulz, Freylinghauſen und Gruner die Theologie lehrten. Obgleich mit allem Eifer den Studien zugewandt, unterrichtete er gleichzeitig an der Lateinſchule des Waiſenhauſes in der lateiniſchen, griechiſchen und hebräiſchen Sprache. Die häusliche Erziehung hatte ihn in der Anſchauungsweiſe des Pietismus ſo befeſtigt, daß der Rationalismus eines Semler wenig Eindruck auf ihn machte. Im J. 1774 begab ſich Knapp auf ein halbes Jahr nach Göttingen, um Walch, Zachariä, Miller und Michaelis kennen zu lernen. Am 1. Mai 1775 promovirte Knapp in Halle als Magiſter der Philoſophie und begann ſeine akademiſche Thätigkeit mit einer Vorleſung über einige Bücher des Cicero. Schon in demſelben Jahre begann er exegetiſche Vorleſungen über Schriften des Neuen Teſtaments und fand als Docent großen Beifall. Im J. 1777 wurde Knapp außerordentlicher, 1782 ordentlicher Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Halle. Im J. 1785 wurde er dem Director der Francke'ſchen Stiftungen, J. L. Schulze, als Condirector beigeordnet und folgte ihm nach ſeinem Tode in deſſen Amte. Neben ſeinem Freunde Niemeyer hat Knapp das Directorat der Stiftungen 40 Jahre lang verwaltet und zwar theilten beide ſich die Geſchäfte in der Weiſe, daß Knapp beſonders die Leitung des Waiſenhauſes, der

Digitized by Google

Lateinſchule, der Bibel- und Miſſionsanſtalten übernahm. Im J. 1807 erhielt Knapp die Leitung einer der beiden Klaſſen des theologiſchen Seminars an der Univerſität, im J. 1816 wurde er als Conſiſtorialrath Mitglied des königl. Conſiſtoriums der Provinz Sachſen, im J. 1820 als Senior der theologiſchen Facultät Cenſor der theologiſchen Schriften. Obgleich von Jugend auf ſchwächlich, hat Knapp dieſe zahlreichen und mühevollen Aemter mit großer Hingebung und unermüdlicher Treue verwaltet und das ſeltene Glück genoſſen, das 50jährige Jubiläum ſeiner akademiſchen Wirkſamkeit 1825 zu erleben. Bald nachher iſt er ohne lange Krankheit verſchieden am 14. Oct. 1825.

An der Univerſität Halle, wo ſeit Semler der Rationalismus blühte und beſonders ſpäter unter Geſenius und Wegſcheider ſeine eigentliche Hochburg hatte, ſtand Knapp als letzter Ausläufer des Spener'ſchen Pietismus und als Vertreter eines bibliſch-praktiſchen Chriſtenthums ziemlich allein. Dafür fühlte er ſich hingezogen zur Brüdergemeinde, mit welcher er in freundlichem Verkehr ſtand. Auch gelang es ihm nicht, unter den Studenten, obgleich ſie gern und zahlreich bei ihm hörten, eine antirationaliſtiſche Schule zu begründen. Dazu fehlte ihm die wiſſenſchaftliche Bedeutung und die perſönliche Entſchiedenheit. Seine Vorleſungen erſtreckten ſich über ein weites Gebiet der Theologie. Vom Alten Teſtament behandelte er die Pſalmen, den Jeſaias und die kleinen Propheten. Ueber ſämmtliche Schriften des Neuen Teſtaments las er in einem zweijährigen Curſus, welchen er faſt ununterbrochen vierzehnmal angefangen und vollendet hat. Aus der hiſtoriſchen Theologie hat Knapp nicht blos die jüdiſche Geſchichte achtmal, ſondern auch die geſammte Kirchengeſchichte funfzehnmal vorgetragen. Erſt nachdem er mit Exegeſe und Kirchengeſchichte gründlich vertraut war, wandte er ſich ſeit 1786 der Dogmatik zu. Hin und wieder las er auch über Einleitung in das Neue Teſtament, chriſtliche Alterthümer und bibliſche Theologie. Die Glaubenslehre hat Knapp nach ſeinen Heften herauszugeben geſtattet. Sein Standpunkt iſt entſchieden ſupranaturaliſtiſch. Jeſus iſt der untrügliche göttliche Lehrer; das Neue Teſtament iſt inſpirirt, weil Apoſtel und Apoſtelgehülfen es geſchrieben und Jeſus ihnen den Heiligen Geiſt verſprochen hat. Das Alte Teſtament iſt inſpirirt, weil das Neue es ausſagt. Von Scholaſticismus will Knapp nichts wiſſen. „Die Formulartheologie und das Halten über den Formeln macht niemand ſelig." Leider fehlen mit den Formeln auch die klaren und ſcharfen Begriffe.

Vgl. Niemeyer, Epicedien zum Andenken an Knapp (Halle 1825). — Thilo in der Vorrede zu Knapp's „Glaubenslehre". — Neuer Nekrolog der Deutſchen. Jahrgang 1825, S. 995—1018.

Die Schriften Knapp's ſind folgende: 1) Ad vaticinium Jacobi Gen. 49 (Halle 1774). 2) De Alexandrina in emendanda lectione exempli hebraici caute adhibenda (Halle 1775—1776). 3) Die Pſalmen überſetzt und mit Anmerkungen (Halle 1777 2. Aufl. 1782, 3. Aufl. 1789.) 4) Anmerkungen über einige Erklärungen und Leſearten in den Pſalmen (Halle 1778). 5) Novum Testamentum graece, recognovit atque insignioris lectionum varietatis et argumentorum notationes subjunxit G. Chr. Knappius (Halle 1797). Ed. altera 1813. Ed. tertia 1824. Ed. quarta 1831. Ed. quinta 1840. 6) Neuere Geſchichte der evangeliſchen Miſſionsanſtalten zur Bekehrung der Heiden in Oſtindien, 55—72. Stück (Halle 1799—1825). 7) Scripta varii argumenti, maximam partem exegetici atque historici (Halle 1805). Ed. secunda multis partibus auctior et emendatior (Halle 1823). Sie enthält im 1. Bande zehn, im 2. ſieben Abhandlungen, von welchen die „Narratio de Justo Jona" ausdrücklich erwähnt werden möge. 8) Vorleſungen über die Glaubenslehre, herausgegeben von Thilo (Halle 1827, 2. Aufl. 1836). Erwähnt ſeien auch die beiden von Knapp herausgegebenen Tractate: Betrachtungen über die Frage: was muß ich thun, daß ich ſelig werde? (Halle 1806). Anleitung zu einem gottſeligen Leben nach chriſtlichen Grundſätzen (Halle 1811). (*Bernhard Pünjer.*)

KNAPPE, Schildknappe, Knecht oder Wapener, in lateiniſchen Urkunden armiger oder famulus genannt, iſt die ſeit der Mitte des 13. Jahrh. übliche Bezeichnung für diejenigen Edelleute, welche noch nicht die Ritterwürde erlangt hatten. Irrthümlich iſt es, dieſe Eigenſchaft für ein Zeichen des niedern Adels zu halten, während vielmehr weder Fürſten noch Edelherren und Freie als Ritter geboren wurden, ſondern dieſe Würde erſt mit vollendetem 21. Lebensjahre erlangen konnten, nachdem ſie ihre Lehr- und Dienſtzeit als Knappen rühmlich beſtanden hatten. Dieſe begann in der Regel mit dem 7. Jahre am Hofe des Lehnsherrn oder bei einem befreundeten Ritter, wo der Knabe ſeinen Gebieter auf der Jagd und auf Reiſen begleiten, ihm bei Tiſche aufwarten und zugleich alle ritterlichen Leibesübungen, den Gebrauch der Waffen, das Reiten und Warten der Pferde u. ſ. w. lernen mußte. Zu einer höheren Stufe gelangte der Edelknabe mit dem 14. Lebensjahre. Es wurde ihm dann zum erſten mal unter feierlichen Gebräuchen das Schwert umgegürtet und er durfte von jetzt an als Knappe ſeinem Herrn auch in den Kampf folgen, ihm den Schild nachtragen und über ſeine Sicherheit wachen.

Die Zahl der Knappen war ſtets bedeutend größer als die der Ritter, da einerſeits vielen keine Gelegenheit zur Erwerbung der Ritterwürde geboten wurde, andererſeits auch manchen die Mittel fehlten, um die zur würdigen Vertretung des Ritterſtandes nöthigen Koſten zu beſtreiten. Somit blieb ein großer Theil des Adels zeitlebens im Stande der Knappen, während die Zahl der Ritter, namentlich im nördlichen Deutſchland, gegen Ende des Mittelalters immer mehr abnahm.

Da den Söhnen des hohen Adels ihr größerer Reichthum die Erwerbung der Ritterwürde erleichterte und dieſelben daher faſt ausnahmslos mit erlangter Großjährigkeit den Ritterſchlag erhielten, ſo iſt vielfach irrig angenommen worden, daß dieſelben durch Geburt Ritter geweſen ſeien. Es ſteht aber urkundlich feſt, daß jeder Freie, ob vom hohen oder niedern Adel, die Schule als

Digitized by Google

Knappe durchmachen mußte. So wurde z. B. Graf Wilhelm von Holland vor ſeiner Krönung zum Deutſchen König in Aachen 1247 erſt zum Ritter geſchlagen und wir finden zahlreiche Grafen und Edelherren in Urkunden als Knappen bezeichnet und daher häufig den Rittern aus Geſchlechtern des niedern Adels im Range nachgehend. Ebenſo kam es vielfach vor, daß, während der Vater bis an ſein Lebensende Knappe blieb, der Sohn ſchon früh durch Auszeichnung im Kampfe oder durch Bekleidung einer einflußreichen Stellung bei ſeinem Landesherrn die Ritterwürde erlangte. Während alſo einerſeits ſowol der hohe wie der niedere Adel zur Erwerbung des Ritterſtandes befähigt war, unterſchied ſich andererſeits der Ritter von dem Knappen lediglich durch Rangvorzüge, nicht aber durch politiſche Vorrechte.

Als mit dem Anfange des 16. Jahrh. die Wehrpflicht und die Heeresfolge des Adels mehr und mehr in Verfall gerieth und an deren Stelle die Söldnerheere traten, verſchwand auch die Unterſcheidung der Edelleute in Ritter und Knappen, welcher man nach 1550 nicht mehr begegnet. (*J. Graf von Oeynhausen.*)

KNAPPENBERG iſt der Name zweier Erzberge in Kärnten, wovon der eine bei Hüttenberg in Oſtkärnten, der andere in der Fragant in Weſtkärnten liegt.

Der Knappenberg bei Hüttenberg, ſchlechtweg Knappenberg oder Hüttenberger Erzberg, auch kärntneriſche Eiſenwurzen genannt, liegt öſtlich am Markte Hüttenberg in einem weſtlichen Gebirgsaſte der Saualpe und wird im Norden durch den Moſinzer, im Süden durch den Löllinger und weſtlich durch den Hüttenberger Graben und das Goberthal begrenzt. Oeſtlich ſetzt ſich der Gebirgsrücken deſſelben über den Löllinger Berg (1640 Meter) zum Gipfel des Hohenwart (1820 Meter), welcher bereits im Hauptzuge der Saualpe liegt, fort. Eine bedeutende Erhebung des Knappenbergs iſt die Rudolfshöhe mit 1280 Meter. Der Berg iſt durch drei Straßen mit den ihn begrenzenden Thälern verbunden. Zwei führen ſüdlich und zwar eine von Möſel im Görtſchitzthale, die zweite von Lölling auf denſelben. Eine dritte Straße führt von demſelben nördlich nach Heft in den Moſinzgraben. Eine außer Hüttenberg in oſtweſtlicher Richtung laufende Thalſchlucht trennt den Knappenberg in zwei Bergrücken, von welchen einer der Haupterzberg, nach Südweſt abdacht, während der andere beinahe rechtwinkelig ſich an den erſtern anſchließt und vorderer Erzberg genannt wird. Ferner iſt der Knappenberg auch an ſeiner nördlichen Abdachung durch den ſogenannten Schmiedegraben und auf der Südſeite durch den Grünergraben eingeſchnitten. Kärnten verdankt dem unermeßlichen Reichthume und der Güte der Eiſenerzmittel dieſes Berges ſeine blühende Eiſeninduſtrie. Von den 942,479 metr. Centn. Spateiſenſtein, welche Kärnten im J. 1880 producirte, entfällt der weitaus größte Antheil, nämlich 896,735 metr. Centn. auf die Hüttenberger Eiſenwerks-Geſellſchaft.

Die am Knappenberge und deſſen Umgebung auftretenden geologiſchen Bildungen gehören der Urformation an, deren Glieder das Gebirgsjoch des Hohenwart mit einem Hauptſtreichen von Südoſt nach Nordweſt durchſetzt. Von ſelbſtändigen Bildungen kommen in demſelben Gneis, Glimmerſchiefer, Thonglimmerſchiefer und Thonſchiefer und von den untergeordneten Bildungen kryſtalliniſcher Kalkſtein, Amphibolit, Amphibolſchiefer und Eklogit vor. (Vgl. F. Münichsdorfer, Geologiſches Vorkommen im Hüttenberger Erzberge in Kärnten, im Jahrbuche der k. k. geologiſchen Reichsanſtalt; Wien, Jahrg. VI, 1855, S. 619—643. Hierzu Lipold's Bemerkungen daſelbſt S. 643—650).

Die ältere Geſchichte dieſes Bergwerkes liegt im Dunkel. Der Brand, welcher im J. 1610 im Schloſſe Süßenſtein zu Hüttenberg, als dem damaligen Sitze des Berggerichtes, das Archiv vernichtete, hat damit auch das wichtigſte hiſtoriſche Quellenmaterial beſeitigt. Daß der Betrieb dieſes Bergwerkes uralt iſt, bezeugen die Eiſenſchlacken, welche daſelbſt unter einer Erdſchicht von mehr als einem Meter Tiefe gefunden werden. Dieſe Haufen von Eiſenſchlacken, welche ſich bei den meiſten Bauernwohnungen in einer ausgedehnten Umgebung des Erzberges vorfinden, laſſen aber auch die damalige höchſt unvollkommene Schmelzung erkennen. Das erſte geſchriebene Zeugniß für den Bergbau am Knappenberge iſt die Beſtätigungsurkunde Kaiſer Arnulf's für Salzburg vom J. 890, in welcher vom Berge Gomanaron, in welchem der Erzbiſchof von Salzburg Erz graben und ſchmelzen dürfe, Erwähnung gethan wird. Es kann als erwieſen betrachtet werden, daß dieſer Berg Gomanaron der Abhang der Saualpe iſt, welcher den gegenwärtigen Erzberg in ſich ſchließt. Ueber das Bergregal des Erzberges treffen ferner die Urkunden Kaiſer Otto's I. vom J. 953 und der Erzbiſchöfe von Salzburg Adalbert's vom J. 1190 und Eberhart's II. vom J. 1207 Verfügungen. Die alte Hüttenbergiſche Bergwerksordnung vom 10. Juni 1567 regelte einigermaßen den Bergbau und die Schmelzmethoden am Knappenberge. Eine beſondere Vorſorge ließ die Kaiſerin Maria Thereſia dem Knappenberge angedeihen. Die Transaction vom 2. April 1759 ordnete die Verhältniſſe der Bergregalien zwiſchen dem Landesfürſten und dem Erzſtifte Salzburg. Die Berg-Deutſchhammer- und Radwerks-Ordnung zu Hüttenberg, Moſinz und Lölling vom 24. April 1759 hatte zum Hauptgegenſtand die Regulirung des Bergbaues ſowie die Rechte und Pflichten der Bergwerks-Verwandten. Zu gleicher Zeit erſchien auch ein Waldungs-Patent und endlich die Thereſianiſche Hammer-Nagelſchmied- und Draht-Ordnung, welche die Regulirung der Verfriſchung und weiteren Verfeinerung des Hüttenberger Roheiſens ſowie des Disciplinarweſens zum Zweck hatte. Seit 1759 hatte ſich der Zuſtand des Bergwerkes bis in das 19. Jahrh. ziemlich unverändert erhalten. Seit der im J. 1802 erfolgten gänzlichen Vereinigung der ehemaligen ſalzburgiſchen Herrſchaften in Kärnten, wovon die von Althofen, in welcher Hüttenberg lag, die bedeutendſte war, gelten für den Knappenberg nur die allgemeinen Landes- und Berggeſetze.

Wie bereits erwähnt wurde, befindet ſich in Kärnten noch ein zweiter Knappenberg und zwar in der Fragant,

Digitized by Google

einem Nebenthale des Möllthales im nordweſtlichen Winkel des Landes. Man gelangt nämlich von Inner-Fragant aus in zwei Stunden zu einem im J. 1689 entdeckten Kupferbergwerke, welches ebenfalls den Namen „am Knappenberge“ führte. Daſſelbe war noch in unſerm Jahrhundert im Betriebe. J. Wagner ſchrieb in ſeinem Album für Kärnten, welches zu Klagenfurt 1845 erſchien, daß dieſes Kupferbergwerk zwei Hauptgänge, die Joſefi- oder Fundgrube und den Salvatorgang, habe. An jenem wurden fünf, an dieſem ſechs Stollen zugebaut, die 400 und 480 Klafter Länge hatten. Die Förderung der gewonnenen Erze bis zur Schmelzhütte in Hüttendorf, gegenüber von Flattach, am rechten Ufer der Möll, war eine ebenſo beſchwerliche als für den Beobachter intereſſante Arbeit. Zuerſt wurden die Wege in Bereitſchaft geſetzt und dann ſammelten ſich die Arbeiter meiſt 30—40 an der Zahl, jeder mit einem Handſchlitten und guten Fußeiſen verſehen, bald nach Mitternacht am Erzberge. Das Erz, in grobe Säcke gefüllt, wurde auf die Schlitten geladen. Jeder Arbeiter erhielt zwei, deren Geſammtgewicht bei verſchiedener Größe über 600 Pfund betrug. War die Verpackung gehörig geſchehen, dann theilte ſich der ganze Zug in drei Abtheilungen, die man Paiſen nannte. Gegen 2 Uhr nachts begann nach vorhergegangenem Gebete die gefahrvolle Fahrt über die ſchroffen und ſteilen Wege abwärts. Nach dreiviertel Stunden gelangten ſie zur ſogenannten Puchertratte, wo ſich ein geräumiges Erzbehältniß befand. Nachdem die großen Säcke geleert und der Inhalt in kleinere vertheilt worden war, wurde der Schlittenzug wieder aufwärts in Bewegung geſetzt und 4—5mal wiederholt. Von der Puchertratte geſchah die zweite bei weitem gefährlichere Erzſendung in ſchweinsledernen Säcken ohne Schlitten und dauerte eine Stunde, bis ſie zur Erzkaun in der Inner-Fragant gelangte. Dieſer Weg hieß die Rißen und die Fahrt auf derſelben erforderte viele Aufmerkſamkeit, wenn nicht die ganze Expedition verunglücken ſollte. Sie durfte nie in gerader, ſondern mußte ſtets in ſchlangenförmiger Richtung geſchehen, um die Gefahr des Aneinanderfahrens zu vermeiden und dem Führer das Zurückhalten der Laſt zu erleichtern. Jeder Sackzieher erhielt 10 gefüllte unter ſich verbundene Säcke zu je 130 Pfund und einen elften kleineren Sack, der ihm als Sitz diente. Von der Innerfragant wurde das Erz auf Schlitten durch Pferde nach Hüttendorf gezogen. Der Betrieb dieſes Bergwerkes iſt gegenwärtig aufgelaſſen.

(*Ferd. Grassauer.*)

KNAPPIA, eine von Smith aufgeſtellte, zu den Gramineen gehörige Gattung, für welche in neuerer Zeit meiſt die Namen Mibora oder Chamagrostis vorangeſtellt werden. Von den verwandten iſt dieſe Gattung durch folgende Merkmale unterſchieden: Kelchſpelzen 2, auf dem Rücken abgerundet, kiellos, grannenlos, länger als die gleichfalls kielloſen, unbewehrten, haarig-gewimperten Kronſpelzen. Staubbeutel von der Baſis bis zur Mitte geſpalten, an der Spitze ungetheilt. Griffel mäßig lang, Narben verlängert, fadenförmig, behaart, aus der Spitze des Aehrchens heraustretend.

Aus dieſer Gattung iſt nur eine Art (Knappia agrostidea *Smith*) bekannt, ein winziges, einjähriges, im mittlern und weſtlichen Europa einheimiſches Gras mit haarfeinen Halmen, zuſammengefalteten, ſtumpfen Blättern, einfacher Aehre und ſehr kurz geſtielten, einſeitswendigen Aehrchen. Als Synonyme gehören hierher Agrostis minima *Linné*, Sturmia minima *Hoppe*, St. verna *Persoon*, Knappia verna *Trinius*, Mibora verna *Palisot de Beauvois* und Chamagrostis minima *Borkhausen*.

(*A. Garcke.*)

KNAPPSCHAFT „iſt die gantze Geſellſchafft der Bergleute und derer, ſo auff dem Bergwercke zu ſchaffen haben“.[1]) Entſprechend dem Zuge zur Genoſſenſchaftsbildung, welche der Geſellſchaft des deutſchen Mittelalters eigen iſt, bildete im Mittelalter die Geſammtheit der Grubenbetheiligten unter der Leitung ihres „Bergmeiſters“ als „Gewerken“ eine geſellſchaftliche Vereinigung mit dem Namen „Zeche“, welcher noch heute in vielen Bergwerksgegenden Deutſchlands gleichbedeutend mit „Grube“ iſt.[2]) Nachdem aber die Grubenbeſitzer nicht mehr zugleich die Grubenarbeiter („Gewerken“ im urſprünglichen Sinne) waren, ſondern andere, die „Knappen“, ausſchließlich oder doch vorwiegend für ſich arbeiten ließen, ſchloß ſich der Stamm der Bergarbeiter in ähnlicher Weiſe zünftig zuſammen, wie es vordem die Gewerken gethan hatten. An der Spitze der Corporation ſtand der Knappſchaftsälteſte oder eine Mehrzahl ſolcher. Seine Obliegenheiten waren nach Abraham von Schönberg[3]): a) Die Aufſicht über „der Büchſenpfennige Einnahmen und Ausgaben“, insbeſondere darüber, daß die Büchſengelder „wohl zuſammengehalten, nützlich und gebührend und zu nichts anderes als Austheilung der Allmoſen unter arme preßhaffte und beſchädigte Bergleute und Brüderſchafft, auch zu deren Beerdigung und Erhaltung ihrer nachgebliebenen armen Wittiben und Kinder, auch anderer unvermeydlicher Nothdurfft, wie es jedesmahl das Berg-Ambt und Zechmeiſter ſchlieſſen werden, redlich angewendet“ werden; b) Verhütung „ungeziemter Aufſtände, Zuſammenrottirungen, Meuterey und ander unbefugtes Unternehmen“; c) Aufſicht über gehörige Beſchaffenheit der Lebens- und Gewerbsbedürfniſſe (Fleiſch, Brot, Bier, Lichte, Unſchlitt, Eiſen) auf den Wochenmärkten und ſonſtigen Verkaufsſtellen der Bergſtädte; d) Sorge dafür, daß die Bergleute „ihren gewöhnlichen Berg-Habit tragen“. Zur Ausſtellung von rechtsverbindlichen Urkunden namens der Knappſchaft bedurften die Aelteſten bergamtliche Genehmigung. Eine Reihe beim Bergbau getroffener Einrichtungen trugen dazu bei, die im Vorſtehenden erſichtliche corporative Verfaſſung der Bergknappſchaften bis

---

1) Herttwig, Neues und vollkommenes Bergbuch (2. Aufl., 1734), S. 238. 2) Vgl. Gierke, Deutſches Genoſſenſchaftsrecht I, 442. 455. — Achenbach, Die deutſchen Bergleute der Vergangenheit (Zeitſchrift für Bergrecht XII, 80 fg.). — Nöggerath, Beiträge zur Geſchichte der deutſchen Bergknappen (ebenda XIV, 204). — Freiesleben, Darſtellung der Grundlagen der ſächſiſchen Bergwerksverfaſſung (1837), S. 255 fg. — Kloſtermann, Lehrbuch des preußiſchen Bergrechts (1871), S. 340 fg. 3) Berginformation (1693), S. 103.

Digitized by Google

in die neuere Zeit in ihren weſentlichen Zügen fortzuerhalten. Hierher gehörte: a) die bergamtliche Verfügung über Annahme und Entlaſſung der einzelnen Bergarbeiter (An- und Ablegung) ſeitens der Grubenverwaltungen, wobei den augenblicklich beſchäftigungsloſen (feierigen) Berufsgenoſſen ein Vorzugsrecht vor Neueintretenden zuſtand; b) verſchiedene Privilegien der Bergleute, insbeſondere Militärfreiheit, Steuerfreiheit und Befreiung von Fronen für Staat und Gerichtsherrſchaft. Die neueſte Berggeſetzgebnng hat den Bergwerksbeſitzern die Füglichkeit gegeben, ihre Arbeiter frei anzunehmen und zu entlaſſen, ohne andere als die allgemeinen vertrags- und bez. gewerberechtlichen Rückſichten zu beobachten. Auch die Privilegien des Bergmannsſtandes ſind hinfällig geworden. Hierdurch hat aber zugleich die Corporativverfaſſung des letztern ihren umfaſſenden Charakter verloren, ſodaß ſie jetzt im weſentlichen nur noch durch den geſetzlichen Unterſtützungskaſſenzwang zum äußern Ausdruck gelangt: aus den Knappſchaften ſind Knappſchaftskaſſen geworden, wenn ſie auch vom preußiſchen Geſetzgeber noch Knappſchaftsvereine genannt werden.

I. Die Grundlage für die bergmänniſchen Verſorgungskaſſen, welche wir jetzt Knappſchaftskaſſen nennen, bilden die Büchſenpfennige, welche ſchon in früher Zeit von den Arbeitern durch Innelaſſung vom Lohne zuſammengeſteuert wurden. Bereits in der Bergordnung des Rathes zu Goslar für den Rammelsberg vom J. 1476[4]) heißt es: „item alle geſinde, dat wekenlon up nympt des Sonnavendes, ſchal ein ſcherf geuen in de büſſen in de ere gades“, und die aus dem 4. Jahrzehnt des 16. Jahrh. ſtammende weitere Bergordnung deſſelben Rathes[5]) enthält eine ausführliche Ordnung über die Verſorgung zu Schaden gekommener Bergleute und das für ſie beſtimmte Hospital, und beſtimmte von neuem, daß alle Angehörigen der Bergknappſchaft „vmme den anderen Sonnauendt in den Gewerken-Huſeren, wan ſe aldar tho lohne gann, en jder einen pennigk in de buſſen, ſo dar tho vorordenet, tho underholdinge vnnd behrouff der armen .. guthwillich geben ſchullen und willen“. Ziemlich gleichzeitig trifft die Zinnbergordnung für Schlaggenwald in Böhmen vom 1. Jan. 1548[6]) Artikel 20 gleiche Beſtimmungen. Für das Zeitalter vom 16. Jahrh. ab (das ſogenannte Zeitalter der Bergordnungen) bis in das 19. Jahrh. können dann folgende Grundſätze über die Knappſchafskaſſen als gemeinrechtlich bezeichnet werden, wie ſie ſich in der Baieriſchen Bergordnung vom 6. Mai 1784 Artikel 54 fg., ähnlich aber auch in den meiſten andern Bergordnungen jener Zeit (z. B. Churpfalz 1781, Heſſen-Darmſtadt 1718, Churköln 1669, Churtrier 1564, Mansfeld 1673, Cleve, Mark 1766, Schleſien 1769, Preußiſches Landrecht 1794: II, 16, 216 fg.) vorfinden[7]): 1) Jeder Arbeiter hat lohntäglich einen gewiſſen Betrag (hier 1 kr. per Gulden) vom Lohne zur Bruderbüchſe ſich abziehen zu laſſen. 2) Dieſen Betrag hat der Schichtmeiſter der Grube allvierteljährlich an das Bergamt abzuliefern, welches der obern Bergbehörde jährlich Rechnung über den Kaſſenſtand ablegen muß. 3) Aus der Kaſſe ſollen die bei der Bergarbeit Beſchädigten oder Erkrankten, nachdem ſie 4, bez. 8 Wochen von dem betreffenden Grubenbeſitzer Unterſtützung erhalten haben, „das Almoſen nach Erkenntniß des Bergamtes gereicht erhalten“. 4) Ebenſo werden mit „billigem Almoſen und Gnadengelde“ bedacht: die Alten, an Kräften und Mitteln Unvermögenden, ſowie die nachgelaſſenen Witwen und Kinder verſtorbener Bergarbeiter. Zu den Büchſengeldern treten übrigens noch eine Reihe anderer Einnahmen hinzu, insbeſondere der Ertrag der Knappſchaftskuxe, Strafgelder, Aequivalente für Steuerbefreiungen, ſowie ſogenannte Supplementgelder, d. h. laufende Beiträge der Grubenbeſitzer.[8])

Die Knappſchaftskaſſen erſcheinen auf der Grundlage der vorſtehend geſchilderten älteren Verfaſſung im weſentlichen als Armenkaſſen des Bergmannsſtandes. Da der letztere von der allgemeinen Heimats- und Gemeindeverfaſſung eximirt zu ſein pflegte, ſo lag es nahe, eine beſondere Armen-Fürſorge für den Stand einzurichten und durch Beiträge der Berufsgenoſſen zu unterhalten. Ein klagbarer Anſpruch auf Zutheilung der Knappſchaftswohlthaten ſteht aber hierbei dem einzelnen Bedürftigen eben ſo wenig zu, wie heutzutage dem Armen ein verfolgbarer Rechtsanſpruch auf Unterſtützung zugeſtanden wird. Die Unterſtützung aus der Knappſchaftskaſſe iſt „Almoſen“, „Gnadengeld“; die allvierzehntägige „Austheilung“ erfolgt durch den Knappſchaftsſchreiber in Gegenwart eines Zechmeiſters „unter die Armen, ſo das Bergamt jedesmal vor dürftig erkennen wird“. Natürlich haben ſich gleichwol an der Hand der Praxis gewiſſe Durchſchnittsſätze herausgebildet, welche den einzelnen Klaſſen der Bedürftigen gewährt werden.[9]) Vorausſetzung iſt dabei immer die Zulänglichkeit der Kaſſenmittel, welche bald weniger bald mehr geſichert erſcheint.[10]) Eine völlige Aufzehrung des Kaſſenbeſtandes ſcheint, trotz der ziemlich empiriſchen Calculation, nie erfolgt zu ſein. Man hat eben immer noch einigermaßen rechtzeitig die Beiträge erhöht oder die Leiſtungen herabgeſetzt oder beides zugleich.

Je mehr die frühern Standeseigenthümlichkeiten der Bergleute aufhörten, deſto mehr trat auch der Charakter

4) Siehe Th. Wagner, Corpus juris metallici (1791), S. 1030, a linea 2. 5) Ebenda S. 1045 fg. Im Freiberger Reviere iſt die Sammlung der Büchſenpfennige angeordnet worden im J. 1535; vgl. A. Moller, Theatrum Fribergense (1653), I, 495. 6) S. Schmidt, Sammlung der Berggeſetze der öſterreichiſchen Monarchie, 1832 fg., I. Abth, Bd. II, 222 fg.

7) Wagner a. a. O. S. 362 fg. — Hake, Commentar über das Bergrecht (1832), S. 487. 8) In Freiberg ſeit 1709: Köhler, Anleitung zu den Rechten beim Bergbau (2. Aufl. 1824), S. 297. 9) Vgl. z. B. die Angaben in Mähler ed. Wagner), Ueber die churſächſiſche Bergwerksverfaſſung (1787), S. 90. Damals erhielt der Doppelhäuer nach 10 Dienſtjahren wöchentlich 8 Groſchen, bei geringerem Dienſtalter 6 und 4 Groſchen, der Lehrhäuer 6, 4, 2 Groſchen, ebenſo viel der Bergknecht, die Witwe 1—4 Groſchen, ein Kind 1 Groſchen Almoſen. 10) Intereſſante Mittheilungen über die Bewegung der Freiberger Kaſſe im 16. und 17. Jahrh. bei A. Moller l. c. I, 495. Vgl. auch Mähler a. a. O. S. 91.

Digitized by Google

der Knappſchaftskaſſen-Unterſtützung als eines Almoſens zurück, und wie insbeſondere das Arbeits- und Lohnverhältniß des Bergmanns zum Grubenbeſitzer die Geſtalt des einfachen freien Privatvertrags annahm, ſo erſchien die Anwartſchaft auf eine Beihülfe aus der Knappſchaftskaſſe als ein Recht des Kaſſen-Mitgliedes. Dieſe veränderte Anſchauung gewann einen weiteren Stützpunkt durch die Entwickelung und auf mathematiſchen Grundlagen ſich vollziehende Ausbildung des modernen Verſicherungsweſens (Gothaer Lebensverſicherungsbank 1827). Daher bewegen ſich auch die Reformen des Knappſchafts-Kaſſenweſens, welche in Verbindung mit der Reform des Bergrechtes überhaupt (Uebergang vom Bergregal zur Berghoheit) um die Mitte des 19. Jahrh. ihren Anfang nehmen, im weſentlichen um zwei Angelpunkte: genaue Feſtſtellung der Leiſtungspflichten der Knappſchaftskaſſen (II.) und richtige Grundlegung für dieſelben vom Standpunkte der Verſicherungswiſſenſchaft (III.). Wie das Folgende zeigen wird, iſt gegenwärtig nur erſt in erſterer Hinſicht der Abſchluß erreicht.

II. Für den Uebergang von den vorſtehend unter I. geſchilderten und veränderten Anſchauungen iſt die Aeußerung C. F. G. Freiesleben's (1837) auf S. 260 über die Natur des Gnadengeldes charakteriſtiſch. Er ſagt: „Letzteres hat die Natur einer Penſion, nicht die eines Almoſens, weil es ſich nur secundario nach dem Grade der Dürftigkeit richtet, auch ein rechtlicher Anſpruch darauf, unter den verfaſſungsmäßig feſtgeſetzten Bedingungen, dem Percipienten zuſteht.“ Sollte dieſe Anſchauung praktiſche Früchte tragen, ſo bedurfte es der entſprechenden Feſtſetzung der Knappſchaftskaſſen-Verfaſſung. In dieſer Beziehung hat das preußiſche Geſetz vom 10. April 1854, betreffend die Vereinigung der Berg-, Hütten-, Salinen- und Aufbereitungsarbeiter in Knappſchaften, für den ganzen Umfang der Monarchie, (Geſ.-Samml. 1854 S. 139), bahnbrechend gewirkt. Durch daſſelbe wurde für das ganze damalige Preußen mit den wichtigen Bergbaudiſtricten Schleſiens, Weſtfalens, der Rheinlande und Mansfelds die Errichtung von Knappſchaftskaſſen („Knappſchaftsvereinen“) allgemein für alle Berg- und Hüttenleute vorgeſchrieben und dieſen Kaſſen in den Grundzügen eine einheitliche Verfaſſung gegeben, welche auf der Beiziehung auch der Arbeitgeber zu den Kaſſenlaſten fußt, die Verwaltung der Kaſſen im weſentlichen einer Vertretung der Arbeitgeber und der Arbeiter überweiſt und den Umfang der Kaſſenleiſtungen principiell normirt. Durch das Geſetz betreffend die Competenz der Oberbergämter vom 10. Juni 1861 (Geſ.-Samml. 1861 S. 425) §. 13 wurden zwar die Hüttenwerke aus dem Kaſſenzwange wieder entlaſſen, weil die Aufſicht über ſie überhaupt aus dem Reſſort der Bergbehörden (abgeſehen von der Dienſtaufſicht über die fiscaliſchen Hüttenwerke) ausſchied. Im übrigen aber adoptirte auch das allgemeine Berggeſetz für die preußiſchen Staaten vom 24. Juni 1865 in ſeinem Titel VII (§§. 165 fg.) die Grundſätze des Geſetzes vom 10. April 1854. Danach gilt nun im weſentlichen das Folgende: 1) „Für die Arbeiter aller dem gegenwärtigen (Berg-)Geſetze unterworfenen Bergwerke und Aufbereitungsanſtalten, desgleichen für die Arbeiter der Salinen ſollen Knappſchaftsvereine beſtehen, welche den Zweck haben, ihren Theilnehmern und deren Angehörigen nach näherer Beſtimmung des Geſetzes Unterſtützung zu gewähren“ (§. 165). Alſo Kaſſenzwang. Berechtigt zum Beitritt ſind auch die Werksbeamten ſowie die Beamten der Vereinsverwaltung (§. 168) und die Arbeiter der nicht unter Aufſicht der Bergbehörden ſtehenden, mit Bergwerken verbundenen Gewerbsanlagen (§. 165), z. B. von Hüttenwerken, welche letztere übrigens überhaupt ebenſo wie nicht unter bergpolizeilicher Aufſicht ſtehende (nicht zu Bergwerken gehörige) Aufbereitungsanſtalten, die von früherher einem Knappſchaftsvereine angehören, auf Antrag ihrer Beſitzer und Arbeiter aus dem Vereine ausſcheiden können (§. 166). 2) Umfang der einzelnen Vereine: Die beſtehenden Vereine bleiben in Wirkſamkeit vorbehaltlich entſprechender Anpaſſung ihrer Statuten an die Vorſchriften des Berggeſetzes (§. 166). Die Beſtimmung der Bezirke, für welche neue Vereine gegründet werden ſollen, iſt zunächſt den Betheiligten, wenn aber dieſe ſich nicht einigen können, dem Oberbergamte nach Gehör der Werksbeſitzer und eines Arbeiterausſchuſſes überlaſſen (§. 167). 3) Verfaſſung des einzelnen Vereins: Für jeden neuen Verein haben die Werksbeſitzer unter Mitwirkung eines von den Arbeitern zu wählenden Ausſchuſſes ein Statut aufzuſtellen, welches der Beſtätigung des Oberbergamtes unterliegt. Letztere iſt natürlich auch für die von der Vereinsvertretung ſpäter beſchloſſenen Statutenänderungen nöthig (§§. 169 fg.). 4) Vereinsvertretung: Durch die Beſtätigung der Statuten erlangt der Verein die Eigenſchaft einer juriſtiſchen Perſon (§. 165). Er wird durch den Knappſchaftsvorſtand nach außen vertreten, welcher zur einen Hälfte von den Werksbeſitzern bez. deren Vertretern, zur andern Hälfte von den Knappſchaftsälteſten aus ihrer Mitte oder aus der Zahl der königlichen oder Privat-Bergbeamten zu wählen iſt. Der Vorſtand „wählt die Beamten und Aerzte des Vereins, ſchließt die Verträge mit denſelben ſowie mit den Apothekern ab, erläßt die erforderlichen Inſtructionen, verwaltet das Vermögen des Vereins und beſorgt alle übrigen durch das Statut übertragenen Geſchäfte“. Die erwähnten Knappſchaftsälteſten werden von dem zum Verein gehörigen Arbeitern und Beamten in einer durch das Statut beſtimmten Zahl aus ihrer Mitte oder wenn es das Statut geſtattet, auch aus den invaliden Arbeitern und Beamten gewählt. Sie überwachen nach näherer Beſtimmung des Statuts oder beſonderer Inſtruction die Befolgung des erſtern durch die Knappſchaftsmitglieder und nehmen die Rechte der letztern gegenüber dem Vorſtande wahr, welcher ihnen und den Werksbeſitzern die Jahresrechnungen vor deren Juſtificirung vorzulegen hat (§§. 178 fg.). 5) Kaſſenzweck iſt im allgemeinen Invaliden-, Wittwen-, Kranken- und Begräbnißunterſtützung. Doch läßt das Geſetz einen Unterſchied zwiſchen verſchiedenen Mitgliederklaſſen nach. a) Die wenigſt begünſtigte Klaſſe muß mindeſtens Krankenunterſtützung erhalten, welche in freier Cur und Arznei für

Digitized by Google

das Mitglied ſowie „in entſprechendem Krankenlohne“ bei ohne eigenes grobes Verſchulden entſtandener Krankheit zu beſtehen hat. Iſt jedoch ein Mitglied dieſer Kategorie ohne eigenes grobes Verſchulden bei der Arbeit verunglückt, ſo iſt ihm auch lebenslängliche Invalidenunterſtützung, eventuell ein Beitrag zu den Koſten ſeines Begräbniſſes zu gewähren. b) Die vollberechtigten Mitglieder hingegen haben Anſpruch nicht nur auf freie Cur und Arznei im Falle ihrer Erkrankung und entſprechendes Krankenlohn, wenn ſie ohne eigenes grobes Verſchulden erkranken, ſondern auch in allen Fällen auf einen Begräbnißkoſten-Beitrag, ſowie auf lebenslängliche Invalidenunterſtützung bei einer ohne grobes Verſchulden eingetretenen Arbeitsunfähigkeit, endlich auf eine Unterſtützung der Witwen bis zu deren Tode oder Wiederverheirathung und eine Beihülfe zur Erziehung ihrer hinterlaſſenen Kinder bis nach zurückgelegtem 14. Lebensjahre. Die Begräbnißbeihülfe, ſowie die Witwen- und Waiſenunterſtützung wird auch gewährt, wenn das betreffende Knappſchaftsmitglied als Invalid ſtarb (§. 171). — Im übrigen können nach gemeinſchaftlichem Beſchluſſe der Werksbeſitzer, der Knappſchaftsälteſten und des Knappſchaftsvorſtandes beſondere Krankenkaſſen auf ſämmtlichen Vereinswerken — für jedes Werk allein oder für Gruppen derſelben — (behufs beſſerer Ueberwachung der Krankenunterſtützung begehrenden Mitglieder und billigerer Verwaltung) abgezweigt werden (§. 172). Die nähern Beſtimmungen über das Maß und die Vorausſetzungen der Leiſtungen der Vereine und Krankenkaſſen bleiben natürlich dem Statut vorbehalten. Meiſt werden zwei Klaſſen der activen Genoſſen unterſchieden: die ſtändigen und die nichtſtändigen Mitglieder. Die ſtändige Mitgliedſchaft wird durch mehrjährige Dienſtzeit innerhalb gewiſſer Altersgrenzen und unter der Vorausſetzung ärztlich beſcheinigter fernerer Arbeitsunfähigkeit erworben. Zu den Unſtändigen gehören die übrigen Arbeiter. In der Regel wird vom Statut auch eine „Beurlaubung“ von der Arbeit unter Verbleiben im Vereinsverbande, ja mitunter ſelbſt die fernere Angehörigkeit zu letzterm trotz gänzlichen Ausſcheidens aus der Bergarbeit vor eingetretener Invalidität (ſogenannte Inactivität) geſtattet. Für das Krankenlohn iſt oft eine gewiſſe Carenzzeit feſtgeſetzt; auch wird daſſelbe regelmäßig nur auf eine beſtimmte Zeit fortgewährt, nach deren Ablauf für die ſtändigen Mitglieder Verſetzung ins Invalidenlohn, für die nichtſtändigen Aufhören der Vereinsunterſtützung eintritt. Die aus den Vereins- und Krankenkaſſen zu beziehenden Hebungen ſind keiner Pfändung unterworfen (Civil-Proc.-Ordn. §. 749) und können nicht cedirt werden (Berggeſetz §. 173). Die Herabſetzung der den Invaliden u. ſ. w. ausgeſetzten Unterſtützungen kann durch beſtätigten Statutennachtrag nach der richtigeren Anſicht auch denjenigen gegenüber, welche bereits höhere Unterſtützungen beziehen, wirkſam geſchehen. Dies folgt aus der Natur der Knappſchaftskaſſen als auf Gegenſeitigkeit gegründeter Unterſtützungskaſſen, deren Leiſtungen ſich nach den vorhandenen Fonds und Einnahmen richten müſſen, alſo nicht unabänderlich feſtſtehen können, wenn nicht ihr Beſtand gefährdet ſein ſoll.[11] 6) Die *Bedürfniſſe des Vereins* ſind, abgeſehen von Nebeneinnahmen (Strafgeldern, z. B. nach §§. 90 und 92 des Berggeſetzes; Kapitalzinſen; die früheren Freikuxe für die Knappſchaft ſind durch das Geſetz vom 10. April 1854 §. 9 aufgehoben), durch Beiträge der Arbeiter, welche in einem gewiſſen Procentſatze ihres Arbeitslohns oder einem entſprechenden Fixum beſtehen ſollen, und durch ſolche der Werksbeſitzer, welche mindeſtens die Hälfte des Betrags der Arbeiter ausmachen müſſen, aufzubringen (§. 175). Statutariſch kann den Beſitzern neu in Betrieb genommener Gruben auch ein Eintrittsgeld (Verleihungsgebühr) aufgelegt werden (Zeitſchrift für Bergrecht XV, 408). Die Beiträge können nach vorgängiger Feſtſetzung durch das Oberbergamt im Wege der Verwaltungsexecution (Allerhöchſte Verordnung vom 7. Sept. 1879) eingetrieben werden (§. 177). Die Einziehung und Abführung der Arbeiterbeiträge liegt den Werksbeſitzern ob, welche ihre Arbeiter periodiſch beim Vorſtand anzumelden haben bei Vermeidung des gegen ſie ſich richtenden Zwangs- und Strafverfahrens (§. 176). 7) Die *Aufſicht* über die Beobachtung der Statuten, insbeſondere über die Vermögensverwaltung liegt den Oberbergämtern ob. Für jeden Verein iſt ein Commiſſar der Bergbehörde zu beſtellen (§§. 183 fg.). — Als Mängel der im Vorſtehenden geſchilderten Verfaſſung der preußiſchen Knappſchaftsgeſetzgebung, welche zum Theil in den neueren Berggeſetzen anderer deutſcher Länder Verbeſſerung gefunden haben, erſcheinen unter andern das Fehlen geſetzlicher Vorſchriften über die Verwendung des Kaſſenvermögens bei Auflöſung des Vereins und insbeſondere über die Freizügigkeit der Vereinsgenoſſen. Es iſt dringend zu wünſchen, daß allenthalben den Arbeitern die Füglichkeit geſichert wird, bei einem Wechſel des Arbeitsverhältniſſes, welcher zugleich den Wechſel des Knappſchaftsvereins bedingt, entweder im alten Vereinsverbande verbleiben zu können oder (was an ſich das Vortheilhafteſte ſein würde, aber freilich eine gewiſſe Gleichmäßigkeit der Verhältniſſe vorausſetzt) unter Anrechnung der bisherigen Dienſtzeit in den neuen Verband eintreten zu können (vgl. auch preußiſches Miniſterialreſcript vom 25. Febr. 1870).

Weit weniger ausgeſtaltet als in Preußen ſind die Verhältniſſe der Knappſchaftskaſſen in *Oeſterreich*. Denn das dortige allgemeine Berggeſetz vom 23. Mai 1854 ſchreibt im 10. Hauptſtücke zwar vor, daß jeder Werksbeſitzer verpflichtet iſt, entweder in ſeinem Werke eine ſolche Kaſſe (Bruderlade) zu errichten oder ſich darüber nach Genehmigung der Bergbehörde mit andern Werksbeſitzern zu vereinigen und bis eins oder das andre geſchehen, ſeinen erkrankten oder verunglückten

11) Dieſe Anſicht wird auch von den zuſtändigen Miniſterien Preußens und des Königreichs Sachſen ſowie von einem Theile der Gerichtsbehörden und von der Literatur getheilt. Dagegen hat ſich gegen dieſelbe ausgeſprochen der oberſte Gerichtshof zu Wien ſowie das Reichsgericht zu Leipzig. Vgl. Zeitſchrift für Bergrecht XXIII, 363.

Digitized by Google

Arbeitern wenigſtens diejenige Hülfe zu leiſten, welche nach den allgemeinen Geſetzen (vgl. Bürgerliches Geſetzbuch §. 1172) den Dienſtherren gegen ihre Dienſtleute obliegt. Dagegen ſind zur Leiſtung von Beiträgen an die Bruderlade nur die Aufſeher und Arbeiter, nicht auch die Werksbeſitzer geſetzlich verbunden. Reformen werden ſeit längerer Zeit in beiden Reichshälften angeſtrebt und ſind zunächſt zur Durchführung gebracht worden in dem neuen Berggeſetze für Bosnien und die Herzegowina vom 14. Mai 1881 (Zeitſchrift für Bergrecht XXIII, 146) 9. Hauptſtück. Im allgemeinen hat das preußiſche Recht als Vorbild gedient. Hinſichtlich der Beitragsleiſtung heißt es aber in §. 204: „Die Mitglieder der Bruderlade haben mit mindeſtens 4 Proc. ihres reinen Verdienſtes zur Aufrechthaltung der Bruderlade beizutragen. Der Beitrag des Werkseigenthümers zur Bruderlade wird mit wenigſtens dem vierten Theile jenes Betrags feſtgeſtellt, welchen die Arbeiter insgeſammt zu den Einnahmen der Bruderlade beitragen.“ §. 207 beſtimmt, daß der Grubenbeſitzer die Bruderladengelder unter keinem Titel bei ſich behalten oder von der Kaſſe entleihen darf.

Das Berggeſetz des Königreichs Sachſen vom 16. Juni 1868 unterſtellt die Knappſchafts- und Krankenkaſſen für Bergarbeiter der Aufſicht der Ortspolizeibehörden (§. 84) und unterſcheidet im übrigen zwiſchen Erzbergbau und dem (in Sachſen dem Grundeigenthümer zuſtehenden) Kohlenbergbau. a) Beim Erzbergbau beſtehen für die ehemaligen Bergamtsbezirke (Bergreviere) ſieben Knappſchaftskaſſen, welchen alle Gruben der Reviere angehören. Sie dienen jedoch grundſätzlich nur als Penſions- nnd Begräbnißkaſſen. Die Gewährung von Krankenunterſtützung liegt die erſten vier Wochen der Erkrankung den Gruben ob (vgl. Geſetz §. 86) und nach Ablauf dieſer Zeit gewährt die Knappſchaftskaſſe das Invalidenlohn, bez. bei den nichtſtändigen Mitgliedern noch auf einige Wochen die Krankenunterſtützung. b) Beim Kohlenbergbau ſind die Werksbeſitzer nur verpflichtet, Kranken- und Begräbnißkaſſen zu errichten. Doch ſind meiſt freiwillig volle Knappſchaftskaſſen für die einzelnen Steinkohlenwerke oder für Verbände geſchaffen worden. — In beiden Bergbauzweigen haben die Werksbeſitzer zu den beſtehenden Unterſtützungskaſſen Beiträge zu leiſten, welche mindeſtens der Hälfte der von ſämmtlichen Mitgliedern entrichteten Beiträgen gleichkommen. Nach dem Nachtragsgeſetze vom 2. März 1882 (Geſetz- und Verordnungsblatt S. 73) iſt zur Vermeidung hervorgetretener Härten Arbeitern, welche fünf Jahre der betreffenden Knappſchaftskaſſe angehörten, bei unverſchuldeter Entlaſſung aus dem Arbeitsverhältniſſe oder ſeinerſeitigem Verlaſſen des letztern, wo ſolches aus geſetzlichem Grunde ohne Einhaltung der Kündigungsfriſt ſtatthaft iſt, nach näherer Beſtimmung der Statuten entweder die von ihm geleiſte:e Beitragsſumme zurückzuzahlen oder gegen Fortentrichtung der Beiträge der Anſpruch auf künftige Penſion für ſich und ihre Hinterlaſſenen zu belaſſen. Weitere Reformen des geltenden Rechts ſtehen dermalen in Ausſicht.

III. Seitdem die Knappſchaftskaſſen aus Armenkaſſen Verſicherungskaſſeu geworden ſind (ſ. oben unter I.), erſcheint es geboten, das Verhältniß ihrer Einnahmen und Leiſtungspflichten nach den Grundſätzen der modernen Verſicherungswiſſenſchaft zu beurtheilen und zu beſtimmen. Zum erſten mal im poſitiven Rechte anerkannt wird dies vom bosniſchen Berggeſetze, deſſen §. 209 vorſchreibt: „Jede Bruderlade, bei welcher die zu leiſtenden Unterſtützungsbeträge nicht mittels — auf glaubenswürdige Krankheits-, Arbeitsunfähigkeits- und Sterblichkeitstabellen gegründete, nach den Grundſätzen der Verſicherungswiſſenſchaft ermittelter — Berechnungen ſtatutengemäß feſtgeſtellt ſind, iſt verpflichtet, wenigſtens 10 Proc. ihres geſammten Einkommens jährlich inſolange zu kapitaliſiren, bis die Zinſen des Bruderladekapitals das Doppelte der geſammelten Beiträge erreichen.“ Nun bedeutet es freilich kein Kleines, die Anforderungen der Verſicherungswiſſenſchaft in die Praxis der Knappſchaftskaſſen umzuſetzen. Denn jene Wiſſenſchaft[12]) geht im allgemeinen davon aus, daß nur erſt dann der Beſtand einer Kaſſe für geſichert gelten könne, wenn für ſämmtliche Verbindlichkeiten der letztern Kapitaldeckung vorhanden iſt. Die jetzige Organiſation der Knappſchaftskaſſen dagegen faßt nahezu allenthalben Beruhigung, wenn die laufenden Beiträge die fälligen Leiſtungspoſten zu decken genügen, und führt hierfür folgende Gründe ins Feld: Erfahrungsmäßig habe zwar der Zuſtand vieler Knappſchaftskaſſen öfters geſchwankt, doch ſeien im allgemeinen alle Kriſen von ihnen mit den bisherigen Principien glücklich überſtanden worden; dies werde auch künftig der Fall ſein, da die geſetzliche Beitrittspflicht beſtehe nnd ein Beharrungszuſtand eintreten müſſe, in welchem der jährliche Zugang an zu Unterſtützenden durch den Abgang an bisher Unterſtützten ausgeglichen erſcheine. Nun iſt es zwar richtig, daß die beſtehenden Knappſchaftskaſſen in den meiſten Fällen dadurch einem völligen Zuſammenbruche vorzubeugen verſtanden haben, daß ſie noch zur rechten Zeit Beiträge und Leiſtungen in das erforderliche Ausgleichsverhältniß ſetzten. Allein abgeſehen davon, daß dies nicht immer möglich bleiben wird, iſt doch auch zu erwägen, daß ein Werk oder ſelbſt ein ganzes Bergrevier in unerwartet ſchneller Zeit zum gänzlichen Erliegen des Betriebes kommen kann, welchenfalls dann die Fortzahlung der Beiträge zur Deckung der laufenden Verbindlichkeiten nicht mehr geſichert iſt. Ueberdies aber liegt doch auch eine Ungerechtigkeit gegen den einzelnen Verſicherten vor, wenn nicht auf das durch ihn veranlaßte Riſico individualiſirend Rückſicht genommen, ſondern er genöthigt wird, mit ſeinen Beiträgen die Leiſtungen der Kaſſe an andere Vereinsgenoſſen zu ſichern und im Intereſſe der letztern möglicherweiſe hohe Beiträge zu zahlen, um ſpäter einen verhältnißmäßig viel geringern Penſionsſatz zu erhalten als jene. Unter dieſen Umſtänden iſt der vermittelnde Vorſchlag Caron's a. a. O. wol der Erwägung werth, daß wenigſtens angeſtrebt werden möge, durch die ein-

12) Vgl. u. a. A. Caron, Die Reform des Knappſchaftsweſens und die allgemeine Arbeiterverſicherung (1882).

Digitized by Google

zufordernden Beiträge den gegenwärtigen Kapitalwerth der jeweilig fällig werdenden Verbindlichkeiten zu decken. Im übrigen muß auf alle Fälle die Vermögenswirthſchaft der einzelnen Zweige der Knappſchaftskaſſe als: Krankenverſorgung, Begräbnißkaſſe, Penſionskaſſe, Relictenkaſſe, vollſtändig getrennt werden, wenn nicht auch in dieſer Beziehung Unklarheiten, Unſicherheiten und Unbilligkeiten hervorgerufen werden ſollen. Den Knappſchaftskaſſen immanent iſt die Verſicherung gegen die Vermögensnachtheile, welche durch zeitweiſe oder dauernde, theilweiſe oder gänzliche Zerſtörung der Arbeitskraft infolge Unfalls erwachſen. Manche Knappſchaftskaſſen haben mit Rückſicht darauf, daß durch den Unfall die Arbeitsfähigkeit des Genoſſen eher aufgehoben wird als in dem regelmäßigen Lebensverlaufe, eine Nachſchußzahlung des betreffenden Werks in die Vereinskaſſe anlaßlich von Unfällen vorgeſehen. Jedenfalls muß bei der Bemeſſung der Kaſſenſicherheit auf die Berufsgefahr mit Rückſicht genommen werden, und da gerade beim Bergbau Maſſenverunglückungen denkbar ſind, ſo kann vom Standpunkte der Kaſſenſicherheit die Lostrennung der Unfallverſicherung aus dem Rahmen der Knappſchaftskaſſe bei Einführung einer allgemeinen Unfallverſicherung für alle Induſtriearbeiter nur gern geſehen werden. Freilich läßt ſich auch durch große Verbände der Knappſchaftskaſſen und ſonſtige Rückverſicherungseinrichtungen ein ähnlicher Zweck erreichen, ohne den jetzigen althergebrachten Beſtand und Zuſammenhang der Knappſchaftskaſſen-Aufgaben zu ändern.

IV. Außerhalb des Gebietes des deutſchen Bergrechts, insbeſondere in Frankreich, Belgien und Großbritannien, iſt das Inſtitut der obligatoriſchen Knappſchaftskaſſen unbekannt. Das franzöſiſche Bergpolizeidecret vom 3. Jan. 1813, Art. 15 fg. verpflichtet den Grubenbeſitzer lediglich zur Bereithaltung von Arzneien und Rettungsmitteln für den Fall eines Unglücks ſowie zur Haltung eines Chirurgen. Gleichwol findet die Einrichtung in Frankreich warme Fürſprecher.[13] In Belgien iſt ſogar die Verfaſſung der ſich bildenden Knappſchaftskaſſen (caisses de prévoyance) durch ein beſonderes Geſetz vom 28. März 1868 geregelt worden. Auch in England beſtehen einzelne, zum Theil umfängliche, Unterſtützungskaſſen für die Bergarbeiter, welche letztern ſich übrigens in dieſem Lande in bemerkenswerther, an die alten deutſchen Knappſchaften erinnernder Weiſe auch zur Wahrung ihrer ſonſtigen Standesintereſſen großartige freie Vereinigungen (miners associations) gebildet haben. (Dr. *Leuthold*.)

KNAPSKI (Gregor; Cnapius), geboren in Grodziſk in Maſovien, wo ſein Vater Tuchhändler war, beſuchte das unter der Leitung der Jeſuiten ſtehende Gymnaſium in Pultusk und trat dort 1583 in den Orden der Jeſuiten. Von ſchwacher Geſundheit und geringer geiſtiger Begabung zeichnete er ſich durch ungewöhnlichen Fleiß aus. Nach beendigten Studien, bei denen er ſpeciell der Rhetorik, der Philoſophie und Theologie ſich widmete, fungirte er als Lehrer an den jeſuitiſchen Collegien in Wilna und andern Städten elf Jahre hindurch. In der Zeit ſeiner Lehrthätigkeit, wo er fünf Jahre Rethorik lehrte, faßte er, um einem tief empfundenen Mangel abzuhelfen, den Plan, ein vollſtändiges Lexikon der polniſchen Sprache zu ſchreiben mit lateiniſchen und griechiſchen Erklärungen und einem reichhaltigen Apparat von Ausdrücken, Redensarten und ſpruchartigen Wendungen, beleuchtet durch gleichartige lateiniſche und griechiſche; dem Plane des Verfaſſers gemäß ſollte das Werk ein Wegweiſer für die lernende Jugend behufs Erlernung des muſtergültigen Latein und Griechiſch und ein ſicherer Berather ſein für Schriftſteller, gleichſam eine Fundgrube des correcten und muſtergültigen Latein und Griechiſch an der Hand des Polniſchen, deshalb der Titel: Thesaurus polono-latino-graecus seu promptuarium linguae latinae et graecae Polonorum usui accomodatum, zuerſt im J. 1621 in Folio erſchienen; ob anfänglich ein lateiniſch-polniſcher Theil beabſichtigt wurde, iſt nicht ſicher; der dritte Band (Adagia) lag urſprünglich nicht in der Abſicht des Verfaſſers. Der zweite Band: Thesauri polono-latino-graeci tomus II. latino-polonus, ein alphabetiſches Verzeichniß der muſtergültigen und gangbaren lateiniſchen Wörter mit polniſchen Synonymen und ſtellenweiſe Belegen iſt im J. 1626 in Quart erſchienen; im J. 1632 fügte der Verfaſſer noch einen dritten Band hinzu: Thesauri polono-latino-graeci tomus III. continens Adagia polonica selecta et sententias morales ac dicteria faceta honesta, latine et graece reddita, in Quart, eine Sammlung von polniſchen Sprichwörtern und ſpruchartigen Redensarten, denen adäquate lateiniſche und griechiſche zur Seite geſtellt ſind, dem Hauptplane des ganzen Werkes nach eine Ergänzung des erſten Bandes.

Von dieſen drei mit großer Gelehrſamkeit nach den Vorbildern der beſten Lexica des Lateiniſchen und Griechiſchen im 16. Jahrh. und auf Grund umfaſſender eigener Studien verfaßten Werken iſt unſtreitig das erſte das beſte und wichtigſte, welches Veleslavina's Werke weit übertrifft und in der Geſchichte der ſlawiſchen Lexikographie als epochemachend bezeichnet werden kann, auch heute noch beachtenswerth; ihm zunächſt an Werth ſteht das dritte Werk. Der vollſtändige Titel des erſten Werkes iſt: Thesaurus polono-latino-graecus seu promptuarium linguae latinae et graecae Polonorum usui accomodatum. Quid in eo praestitum sit, in prooemio leges. Hic illud affirmare licet in hocce opere congesta esse quaecunque ad lat. et graecarum simplicium vocum nomenclaturam et ad coniunctarum phrasim pertinentia continent thesauri graeci et latini, item Calepini, Nizolii, lexica, dictionaria, nomenclatores, libri denique synonymorum, copiae verborum et phrasium, graeci et latini. Additae praeterea mille voces latinae, quibus thesauri et Calepini carent, et totidem fere, quae in eisdem vitiosae sunt, correcta. Deprompta haec sunt ex bonis scriptoribus eorumque exemplis, ubi opus erat,

13) Salomon, Les caisses de secours et de prévoyance des ouvriers mineurs en Europe (Paris 1878).

Digitized by Google

illustrata. Additis etiam interpretationibus obscuriorum locorum et multimoda eruditione ex philologorum et criticorum libris. Opera Gregorii Cnapii, sacerdotis S. I. 1621, XVI, 1340 pp. in fol.; die zweite Ausgabe erſchien 1641 und die dritte und vierte, mit erweitertem Titel, im J. 1644 und 1668, ebenfalls in Folio und in Krakau. In einer ausführlichen Vorrede handelt der Verfaſſer über den Zweck, die Anlage und den Umfang ſeines Werkes. Bei ber Unbrauchbarkeit der zu Schulzwecken vorhandenen Wörterbücher des Lateiniſchen uud Polniſchen (Mączynski, Kalepinus, Volckmar) und der Vocabularien, welche in Krakau, Danzig, Thorn erſchienen ſind, hat ſich Knapski zur Aufgabe gemacht, in einfacher, überſichtlicher, alphabetiſcher Ordnung den Sprachſchatz des Polniſchen, wie er ihn aus den beſten Werken und aus dem Verkehr mit Gebildeten kannte, zum Gebrauch der Schuljugend bei Erlernung des Lateiniſchen unb Griechiſchen aufzuzeichnen, dabei durch Hervorhebung und richtige Würdigung ber muſtergültigen polniſchen Wörter unb Ausdrücke der immer mehr um ſich greifenden Verwilderung der polniſchen Sprache entgegenzuwirken. Die Gewohnheit, die polniſche Sprache in freier Rede und im ſchriftlichen Gebrauche mit lateiniſchen und allerlei fremden Ausdrücken und Phraſen zu ſpicken und nach dem Vorgange der in Italien ſchon im 15. Jahrh. eingeriſſenen Sitte zu maccaroniſiren, hatte im 16. Jahrh. in Polen ſo ſehr überhandgenommen, daß nicht blos Redner, ſondern auch Schriftſteller unb, wie Knapski ſagt, ſelbſt Frauen bieſer Unſitte huldigten, wobei nicht blos einzelne Ausdrücke, wie animusz, prowent, rankor, speza, kompania, refutować, beſonders türkiſche unb tatariſche militäriſche Ausdrücke, ſondern auch ganze Sätze aus fremden Sprachen, beſonders der lateiniſchen, in die Rebe mit Vorliebe eingeflochten wurben, z. B. gdyby kto avisatus Rempublicam turbować chciał u. ſ. w. Um dieſem Uebel abzuhelfen, ſucht Knapski die Fremdwörter, bie er der Vollſtändigkeit wegen an ihrer Stelle einfügt, burch gut polniſche, in der lebendigen Sprache und bei den beſten Schriftſtellern gangbare Ausdrücke zu erſetzen, auf bie bei jenen verwieſen wird und die allein durch lateiniſche unb griechiſche Wörter und Phraſen beleuchtet werden; er verſchmäht dabei nicht, wenn auch nur mit Zögern und Zurückhaltung, neue Wörter zu bilden.

Um dieſen reichen Sprachſchatz des Polniſchen überſichtlich unb angemeſſen zu ordnen, erachtet der Verfaſſer die alphabetiſche Reihenfolge als die zweckmäßigſte, die von andern beliebte etymologiſche Zuſammenfaſſung gleichſtämmiger Worte erſcheint ihm wegen Unüberſichtlichkeit und wegen der oft ſtreitigen etymologiſchen Ableitung als nicht praktiſch; um auch den Zuſammenhang der durch ihre Bedeutung verwandten, ſynonymen oder durch anbere Momente einander entſprechenden oder beleuchtenden Wörter zu wahren, ſtellt er mehrere Kategorien und Geſichtspunkte für die lexikaliſche und grammatiſche Beurtheilung der Wörter auf: einfache Wörter; Wörter mit übertragener Bedeutung (tr.); homonyme (polyſeme) Wörter, wie kamień, wilk und andere; subst. verbalia mit perfectiver und imperfectiver (durativer, frequentativer Bedeutung), dieſe Ausdrücke ſind durch die gewählten Beiſpiele gerechtfertigt: ciskanie, ciśnienie; patrzanie, wejrzenie unb andere; analogiſch gebildete Wörter, wie dosiedzieć, dosypiać; nabiegać, nastać się; przeczekacz się und andere, deren Bildung und Sinn durch eine richtige lateiniſche Ueberſetzung eines einzelnen in ihrer Geſammtheit erklärt ſind; zuletzt polniſche Idiotismen. Bei dieſer Gelegenheit, wo die Bildſamkeit der polniſchen Sprache in Betracht kommt, hebt Knapski einzelne Vorzüge des Polniſchen vor dem Lateiniſchen hervor, wie z. B. die häufige Bildung von Subſtantiven für Abjective: starzec, mędrzec, ślepiec, plugawiec; bogacz, chudak (heute chudziak), ślep; nogal, nosal (für gębaty, nosaty) unb andere; bie Vorliebe des Polniſchen für Abjectiva: smoczy, koprowy, jastrzębi, borowy, unter welchem Worte dieſe Eigenthümlichkeit noch beſonders beſprochen wird (borowy = Förſter iſt dem Verfaſſer nicht bekannt), auch auf mostowe, brukowe, podymne u. ſ. w. wird hingewieſen; ferner wird auf die große Bildſamkeit des Polniſchen im Bereiche der Deminutiva: chłop, chłopak, chłopaczek, chłopię, chłopiec, chłopczyk, chłopiątko, chłoptas u. ſ. w.; mały, maluczki, maluchny, malenki, malusieńki, malusienturny u. ſ. w.; ſodann auf bie große Fähigkeit der polniſchen Verba hingewieſen zur Präfixirung und zu immer neuer Verwendung im Satze durch Beiſpiele wodzę, odwodzę; przywodzę u. ſ. w., auf bie verſchiedene Bildung der Imperativformen kołac, zakołac, kołataj und andere hingewieſen. Dies iſt gleichſam der Ertrag einer wiſſenſchaftlichen Erforſchung des polniſchen Sprachguts; auf andere hier überſehene Eigenthümlichkeiten des Polniſchen wird dann noch in der Beilage zu Band II eingegangen (index rerum insigniorum u. ſ. w.). Zu den nachträglich hervorgehobenen Eigenthümlichkeiten des Polniſchen gehören unter andern „deminutiva“, welche heute augmentativa genannt werden, z. B. chłopisko, psisko; ferner Spitznamen, welche bas betreffenbe körperliche oder andere charakteriſtiſche Merkmal kennzeichnen und für entſprechende Adjectiva ober mit beſtimmten Stammbildungsſuffixen verſehene abgeleitete Subſtantiva ſtehen, wie broda für brodaty oder brodarz, głowa für głowacz, gęba für gębacz; Bildſamkeit in Bezug auf neue Wörter, von denen eine große Anzahl angeführt wird, darunter heute allgemein gangbare, wie dzielnica, iglica, podejrzliwy, sypialnia, zmyślność, wielowładny, noch häufiger Thiernamen, welche Aufnahme fanben; ferner werden echt polniſche Wörter hervorgehoben, denen im Lateiniſchen kein Aequivalent gegenüberſteht, wie konno, zbrojno; zarzecze, zapiecek und andere; ſodann wird auf zahlreiche Doubletten aufmerkſam gemacht, darunter pelen-pelny, prozen-prozny, srog-srogi; cny-cnotliwy und andere, auch ſolche wechſelnde Formen, wie jesteśmy unb sąśmy, koniowi unb koniewi werden unter gebräuchliche gezählt. Unter den grammatiſchen Eigenthümlichkeiten bes Polniſchen, welche Knapski erſt im 2. Banbe in alphabetiſcher Ordnung beſpricht, wird auf ben Gebrauch des Dualis nur in den Exhortativ-

Digitized by Google

formen podźwa (=pojdźwa) und ähnliche hingewieſen; das fehlende Gerundium wird durch die Participialform auf ąc oder durch entſprechenden Gebrauch des betreffenden substantivum verb. (czytając oder w czytaniu), das fehlende Supinum durch den Infinitiv in Verbindung mit einem Adverbium in ſubjectloſen Sätzen erſetzt (dobrze widać u. ſ. w.); auf den Erſatz des fehlenden Paſſivum durch verba reflex. oder durch entſprechende neutra wird hingedeutet. — Das Griechiſche ſtellt Knapski ſehr hoch als Grundlage für das richtige Verſtändniß des Lateiniſchen, mit Recht werde es in den Schulen gelehrt; mit Rückſicht darauf und zu Nutz und Frommen ſolcher, welche Griechiſch ſchreiben, ſtellt er neben die lateiniſchen Ausdrücke und Erklärungen ſynonyme griechiſche, die überwiegend aus den claſſiſchen (nicht immer genannten) Autoren, zum Theil aber aus ſpäteren Schriftſtellern genommen oder auch neu gebildet ſind. — Das Hauptintereſſe des Verfaſſers aber nimmt neben dem Polniſchen das Latein in Anſpruch, welches mit zahlreichen Ausdrücken und Redensarten, die jeden polniſchen Ausdruck in das richtige Licht ſtellen und wiederum durch ihn (manchmal ſtehen an der Spitze zwei oder mehrere ſynonyme polniſche Wörter) in ihrer Bedeutung beleuchtet werden. Der Verfaſſer, ſeiner Aufgabe ſich bewußt, den lateiniſchen Sprachſchatz ſowol den Lernenden als auch den Lateiniſch ſchreibenden Schriftſtellern in nahezu erſchöpfender Weiſe zur Verfügung zu ſtellen, nimmt ſeinen Vorrath aus den beſten Werken claſſiſcher Autoren (welche mit Namen als Autorität genannt ſind), vornehmlich aus Cicero, den er nach dem Vorgange des Cardinals Hadrian, Laur. Valla, Dolet's, des Rob. Stephanus, Ant. Schorus und anderer hochſtellt, den er aber nicht ſo ausſchließlich wie Campianus gelten läßt; er berückſichtigt auch mit weitgehender Nachgiebigkeit andere Proſaiker, ferner Dichter aus der claſſiſchen Zeit und ſelbſt ſpätere Schriftſteller und Neulateiner, er wird auch veralteten und wenig gangbaren Wörtern gerecht, ſofern ſie nur für beſtimmte Zwecke der Komik, der Satire, der techniſchen Darſtellung Gutes und Gemeinverſtändliches bieten, er verſchmäht ſelbſt nicht, neugebildete Wörter und Ausdrücke, die er als ſolche bezeichnet, einzufügen (combustibilis, dissuasorius), wenn andere nicht vorhanden ſind, ſie ſcheinen ihm beſſer als Umſchreibungen. Stets iſt er bemüht, nur Adäquates zu bieten und Gleichartiges durch Hinweiſe in Verbindung zu bringen. Als Beiſpiele der Vieldeutigkeit eines Wortes werden strepitus, sustinere, justus angeführt, welches durch cały, spory, wczesny, powinny, prawy u. ſ. w. überſetzt wird. Der ganze lateiniſche Wortvorrath iſt in dem Werke nicht erſchöpft, weil die entſprechenden polniſchen Wörter fehlen, der Verfaſſer aber beſonnen genug iſt, neue polniſche Wörter nicht zu bilden, weil niemand ſie auch ſuchen würde, ſo z. B. Wörter für Staatseinrichtungen, für Spiele, Gewohnheiten, Kleidungsſtücke u. ſ. w., ebenſo für Thiere, Pflanzen, Steine, für Künſte und deren Uebung, die den Polen gänzlich unbekannt ſind. Gegen das Ende verſpricht der Verfaſſer einen lateiniſchen Index hinzuzufügen und gibt der Anſicht Ausdruck, daß ein Verzeichniß dem Gebrauch des Deutſchen, welches zu ſeiner Zeit immer mehr in Aufnahme kam, leicht gerecht werden könnte. — Dieſe Grundſätze, zu eng für eine erſchöpfende Behandlung dreier Sprachen und zu weit für lexikaliſche Zwecke, ſind nicht überall durchgeführt und erſcheinen mehr als eine Anleitung für den Leſer, denn als grundlegende Gedanken für die Anlage des Werkes. Zunächſt iſt der polniſche Wortvorrath nicht vollſtändig, was der Verfaſſer ſelbſt einräumt, indem er unter Hinweis auf das Beiſpiel Cicero's (De finibus IV) darauf verzichtet, die techniſchen Ausdrücke für Kunſt und Gewerbe zu berückſichtigen; er berückſichtigt auch nicht in vollem Maße die militäriſchen Ausdrücke, die Terminologie des Gartenbaues, ferner die Namen der Volksſitten, Volksfeſte und alles Volksthümliche, ſodaß vor allem dasjenige mehr in den Vordergrund geſchoben iſt, was dem claſſiſchen Alterthume entſpricht. Man findet z. B. über Kolęda und Sobótka nur kurze Notizen: Kolęda (die Ableitung von Calendae ſchwebt Knapski vor) wird nur durch strena erklärt, ein Volksfeſt Kolęda wird nicht genannt; Sobótka wird nur erklärt durch *πυρκαῖα ἐν τῇ προεορτίᾳ τοῦ Ἰοάννου βαπτιστοῦ*, ignium excitatio in pervigiliis Joannis Baptistae; ſelbſt Nowe lato fehlt gänzlich. Bei latawiec inuus, incubus, werden zwar der heil. Auguſtinus, Thomas von Aquino u. a. citirt, aber es findet ſich keine Andeutung, daß das polniſche Volk an einen ſolchen Plagegeiſt glaubte. Man findet ferner alte Ausdrücke nicht, wie: wiem, ciem (denn), pokrętki (Nieren), bakać (ſchelten), osoba oder podstawa (substantia), sąpierz (Angeklagter) und ähnliche, die älteren Drucke (von Handſchriften ganz abgeſehen) ſcheinen Knapski nicht bekannt geweſen zu ſein; auch die Schriftſteller der beſten Zeit ſind nicht ausgebeutet, ſodaß Linde bei ſeiner lexikaliſchen Arbeit das meiſte noch zur Ausbeute geblieben iſt. Die polniſchen Autoren werden im Lexikon ſelbſt bei den angeführten Ausdrücken und Phraſen nicht citirt wie die lateiniſchen, nur ſtellenweiſe und in der Vorrede werden Kochanowski, Klonowicz, Urſinus, Wujek und andere als Autoritäten genannt, ohne daß im Speciellen auf ſie direct Bezug genommen wird; bei der Beſprechung des Maccaroniſirens wird auch Kochanowski's Scherzgedicht: Est prope Krakovum u. ſ. w. citirt, der Verfaſſer iſt aber Knapski nicht bekannt. Mehr ſind ihm die Lexikographen und der Grammatiker Statorius gegenwärtig, den er bei stoiąc erwähnt, dieſe Participialform, die er für gerundium erklärt, wird erſt bei stojąc beſprochen. Wenn wir ſomit in dem 1. Bande des Werkes von Knapski es mit dem geläuterten polniſchen Sprachſchatze zu thun haben, welcher mehr Gemeingut der gebildeten Umgangsſprache war als ein Gewinn aus muſtergültigen Werken, ſo iſt anzuerkennen, daß das Gebotene in überſichtlicher und gemeinverſtändlicher Weiſe geordnet und behandelt iſt; die breite Umſtändlichkeit und die unſyſtematiſche Gliederung des Zuſammengehörigen iſt eine Eigenthümlichkeit Knapski's, die dem alles von neuem ordnenden Gelehrten nicht zum Nachtheil gedeutet werden darf. So ſind die Präpoſitionen nicht nach gramma-

Digitized by Google

tiſchen, ſondern nach dem rein äußerlichen alphabetiſchen Geſichtspunkte behandelt, ſodaß z. B. po viele male wiederholt iſt, jedesmal in Verbindung mit einem Subſtantiv, Adjectiv oder Pronomen, welche in alphabetiſcher Ordnung aufeinanderfolgen; ſo ſteht neben po bratersku po chłodzie (bei Abendkühle), darauf folgt po chwili, ſodann po coś przyszedł u. ſ. w. — Die für ſynonyme Ausdrücke ſo oft gezeigte Aufmerkſamkeit iſt bei den polniſchen Synonymen nicht gleichmäßig: bei cudny iſt auf piękny hingewieſen, nicht aber umgekehrt; verwandt ſind nadobny und czysty, beide auch mit der Bedeutung ſchön, indeß fehlt im Lexikon nadobny, obgleich in der Vorrede und bei chędogi darauf hingewieſen iſt, hier auch auf czysty, ſodaß nadobny, czysty, chędogi in Verbindung gebracht werden; bei czysty findet ſich wiederum die im 16. Jahrh. geläufige Bedeutung ſchön nicht, ſondern 1) mundus, 2) castus und 3) = grzeczny, wyborny, auf die wieder verwieſen wird und weiter auf godny und wspaniały, Synonyme (?) zu grzeczny. So geht der Faden über die Synonyme hinaus, dagegen finden wir das Wort ładny, ſymmetriſch, ſchön, nicht, das Wort ſcheint aber ſpäteren Urſprungs zu ſein. Ebenſo findet man neben męstwo, dzielność, śmiałość das Wort odwaga noch nicht, ebenſo wie neben niewiasta mulier, quae virgo non est, neben panna virgo und neben białogłowa („bądź panna, bądź niewiasta") nicht das Wort kobieta, es mag noch die üble Bedeutung gehabt haben, über die ſich M. Bielski beklagt, und deshalb von Knapski mit Stillſchweigen übergangen worden ſein; für Braut findet man oblubienica, nicht narzeczona. Die Bedeutung der polniſchen Wörter iſt oft durch die dabei ſtehenden erklärenden lateiniſchen oder griechiſchen verdunkelt, wie z. B. dochód, welches mit census überſetzt iſt, obgleich das dabei ſtehende intrata (aus intrada) und prowent auf eine andere Bedeutung hinweiſen; ſo iſt roki durch διαδικασία, rokosz durch secessio plebis ab optimatibus überſetzt (unter dem Worte pospólstwo ſpricht Knapski andern die im 16. Jahrh. unter den polniſchen Gelehrten verbreitete Anſicht nach, daß die ſtaatlichen Einrichtungen der Polen römiſchen zu vergleichen ſind), rokoszanie wird ſehr gelehrt durch οἱ συγκρούντες überſetzt. Etymologien findet man gewöhnlich nicht, nur ausnahmsweiſe wird bei lateiniſchen (z. B. cerimonia a Caere urbe, a Cerere, a caritate u. a.) und auch bei polniſchen Wörtern auf den Stamm hingewieſen, z. B. bei mięsopust (si vocem consideres, idem est ac Graecorum recentium ἀπόκρεως, latinum recens carnisprivium); miesiąc wird mit dem lateiniſchen mensis zuſammengeſtellt und dann geſagt: a słowo księżyc (aus alten polniſchen Texten nicht zu belegen) od ksiąg albo od księży albo jakoby kniażyc i. e. rządzca nocy, ut genesis I dicitur facta luna εἰς ἀρχὰς νυκτός; pacierz iſt richtig auf das erſte Wort des pater noster zurückgeführt; ſelbſt vergleichende Zuſammenſtellungen identiſcher polniſcher, lateiniſcher und griechiſcher Wörter fehlen nicht: oko, nos, owca, siekiera, żyto u. a., wenn auch ausnahmsweiſe. Die einzelnen Worte werden icht nach grammatiſchen Geſichtspunkten beleuchtet, ſodaß z. B. verba perfecta und imperfecta als ſolche nicht auseinandergehalten, die Präpoſitionen nicht nach ihrer Verbindung mit beſtimmten Caſus in ihrer Bedeutung und ihrem Gebrauche erklärt werden, was alles als bekannt vorausgeſetzt wird; nur ſtellenweiſe werden grammatiſche Erklärungen verſucht, ſo bei stojąc, siedząc u. a. (sub stojąc), welche als gerundia erklärt werden, ſo bei dem jetzt vergeſſenen w stojączki und wspiączki, auf welches in der Vorrede und bei w stojączki verwieſen wird, welches ſich aber an ſeiner Stelle nicht findet; erſt im Verlauf ſeiner Arbeit und durch wiederholtes Nachdenken ſammelte der Verfaſſer eine Reihe von grammatiſchen Bemerkungen, welche er theils in der Vorrede, theils in der Beilage zu Band II verwerthet. — Freunde drangen in den Verfaſſer, den erſten Band zu kürzen und zu einem handlichen polniſch-lateiniſchen Wörterbuche zu machen. Knapski, welcher unterdeſſen den Plan einer Ergänzung des erſten Bandes durch eine Sammlung von Sprichwörtern gefaßt hatte, lehnte eine ſolche Arbeit als zeitraubend und bei ſtrengen Anforderungen als kaum rathſam ab (Vorrede zu Band II), ſpäter haben andere und zwar einzelne Jeſuitencollegien dies unternommen und geleiſtet in Synonyma s. dictionarium (ſ. unten). Des großen Werkes erſter Theil kam dann noch dreimal heraus: 1641, 1644 und 1668 (ſ. oben); ein Auszug in handlichem Octavformat erſchien zuerſt unter dem Titel Synonyma seu dictionarium polono-latinum ex thesauro Gregorii Knapii collectum in Krakau 1643, ſodann im gleichen Format unter einem etwas erweiterten Titel in Kaliſch 1688 und 1756; Krakau 1693, 1744 und einmal s. a.; in Danzig 1705, in Sandomir 1756 und 1783; in Warſchau erſchien eine durchgeſehene Ausgabe 1790 und 1793; außerdem beſorgte das lemberger Jeſuitencollegium eine Ausgabe 1722, welche auch in Poſen 1757 abgedruckt wurde, alle in Octavformat. Die handlichen Ausgaben von polniſchen Idiotismen aus Knapski, zuerſt in Poſen 1731, ſind nach allen 3 Bänden Knapski's angelegt.

Der zweite Band unter dem Titel Thesauri pol.-lat.-graeci Cnapii tomus II latino-polonicus, zuerſt in Krakau 1626 in Quart, ſteht in Bezug auf Umfang und Vollſtändigkeit des Inhalts dem erſten Bande bei weitem nach; die in ſtrenger alphabetiſcher Reihenfolge zuſammengeſtellten lateiniſchen Wörter werden durch ein oder durch mehrere ſynonyme polniſche Ausdrücke, meiſt ohne alle Zuſätze, überſetzt, Phraſen kommen ſelten vor; das Griechiſche kommt nur ausnahmsweiſe, meiſt bei lateiniſchen Ausdrücken, z. B. termini technici, in Betracht und Anwendung, denen ein gleichbedeutendes polniſches Wort nicht gegenüberſteht; durch abgekürzte Bezeichnungen gr., tr., p., b., prov. und ähnliche wird das betreffende lateiniſche Wort als griechiſches Lehnwort, als ein Wort mit übertragener Bedeutung, als poetiſch, als ſprichwörtlich u. ſ. w. bezeichnet; die Quantitätsverhältniſſe ſind faſt überall verzeichnet. Sehr häufig wird auf den erſten Band verwieſen (die Zahl bedeutet die Stelle, an welcher das Wort in der angegebenen Bedeutung ſich findet), ſo-

Digitized by Google

daß Band II. eingeſtandenermaßen einen vollſtändigen Index zum erſten bildet. Der Hauptzweck, den der Verfaſſer verfolgt, iſt, den lateiniſchen Wortvorrath nach den beſten Quellen zu verzeichnen; die Wörter ſind in zwei Kategorien getheilt und durch verſchiedene Schrift auseinandergehalten; in größerer Schrift ſind muſtergültige, zur feierlichen Rede geeignete lateiniſche Wörter (magis latina et oratoriae facultati idonea), mit kleinerer (Curſiv-) Schrift alle andern, wie poetiſche, hiſtoriſche, neuere, ſolche, denen die Autorität fehlt u. ſ. w. — Die zweite Ausgabe vermehrte der Verfaſſer ſowol durch die techniſchen, dem Gebiete der freien Künſte entnommenen Ausdrücke, als auch durch bibliſche, welche er nach dem Vorgange vieler Lexikographen auch in ſeinem erſten Werke vernachläſſigt hatte, die er aber jetzt berückſichtigte, weil ſie entweder gute, gebräuchliche lateiniſche Wörter ſind, oder, wenn weniger gebräuchlich, ebenſo in einem vollſtändigen lateiniſchen Wörterbuche Aufnahme finden ſollen, wie obſolete, willkürlich gemachte u. ähnl. Dieſe zweite vermehrte Ausgabe erſchien in Krakau 1644 unter dem erweiterten Titel: Thesauri pol.-lat.-graeci Gr. Cnapii tomus II lat.-polonus. Index verborum primi tomi ab authore confectus et secundae editioni correctae ac multum auctae accomodatum. Inserta est huic operi interpretatio dictionum, quae in ss. Bibliis duntaxat reperiuntur. Accessit et index rerum insigniorum et annotationum ad variam eruditionem pertinentium in primo tomo positarum etc. Dieſer (oben erwähnte) Index enthält Bemerkungen über Eigenthümlichkeiten der polniſchen, lateiniſchen und griechiſchen Sprache. Weitere Ausgaben erſchienen in Krakau 1652, 1668, 1693, ſodann in Poſen 1687; ferner in Poſen 1698, 1726, 1771 und 1754 mit Hinzufügung der deutſchen Ueberſetzung unter dem Titel Thes. etc. tomus II latino-germanico-polonus; der vorletzten Ausgabe iſt auch ein Verzeichniß der Nomina propria aus Geſchichte und Geographie, der letztgenannten ein noch reichhaltigeres Verzeichniß des Wiſſenswerthen beigefügt; zuletzt in Warſchau bei Gröll 1780, alle in Quart.

Der dritte Band, unter dem Titel Thes. etc. tomus III: adagia polonica selecta et sententiae morales et dicteria, facetiae .... quibus praesertim obscurioribus addita est interpretatio ex variis auctoribus ac multiplex eruditio passim inspersa, iſt in Krakau 1632 in Quart, vier Jahre vor dem Tode des Verfaſſers erſchienen und, wie es ſcheint, nicht wieder herausgegeben. In einer mehrere Seiten langen Vorrede wird die Sammlung nach Inhalt, Anordnung und Zweck, dem ſie dienen ſoll, beſprochen. Schon bei der Abfaſſung des erſten Bandes notirte Knapski manches polniſche, lateiniſche und griechiſche Sprichwort oder Spruchartiges dictum, ſowie ſtehende Ausdrücke. Um dieſen Vorrath zu vervollſtändigen, ſchrieb er die Adagia, in denen er das, was im erſten Bande ſteht, meiſt nicht mehr wiederholt, ſondern blos unter Hinweis auf das betreffende Wort erwähnt. Die ſehr umfangreiche Sammlung (1388 Seiten in Quart) iſt nicht eine einfache Sammlung polniſcher Sprichwörter mit ſinnverwandten lateiniſchen und griechiſchen, ſondern enthält auch ſpruchartige Redensarten und Sentenzen, Lebensregeln, auch ſtehende Ausdrücke, gewiſſe Kraftausdrücke und ähnliche Idiotismen. So ſind Redensarten, wie fora z dwora, dziura w mieszku, byś się spukał, nie dokażesz, godność cnocie nie urodzie ma być dana und viele andere keine Sprichwörter; der Verfaſſer führt ſie an, weil er bekannte oder beachtenswerthe lateiniſche und griechiſche Sprüche in ſeine Sammlung aufnehmen wollte; ſolche, denen polniſche nicht gegenüberſtehen, mußte der Verfaſſer entweder entſprechend überſetzen oder durch ſinnverwandte Aeußerungen polniſcher Schriftſteller erſetzen, wie z. B. Bogu memu rzekę śmiele: Nie dbam nic o przyjaciele. Für polniſche Sprichwörter lag ihm nur eine Sammlung vor, deren Verfaſſer er nicht nennt, die aber ſicher von Sal. Ryſiński herrührt, evangeliſchem Prediger in Danzig (Przypowieści polskie 1618); die von ihm geſammelten Sprichwörter will Knapski (von unanſtändigen) geſäubert und ſtiliſtiſch geglättet haben; außerdem war der allgemeine Gebrauch ſeine vornehmſte Quelle. Für die lateiniſchen und griechiſchen führt er als Quelle an frühere Sammlungen von Junius, Erasmus, Volſius u. a., deren Anordnung er nicht billigt, ſodann vornehmlich lateiniſche und griechiſche Autoren; dieſe lateiniſchen und griechiſchen änderte er nach dem Vorgange anderer (se commutasse vel mutilasse) der beſſeren Form wegen, um den poſitiven Sinn in negativen zu verwandeln oder umgekehrt, auch aus anderm Grunde; für lateiniſche Sprichwörter verfaßte er entſprechende griechiſche, ſofern geeignete in Büchern nicht zu finden waren, einige in Senaren, (bezeichnet mit A., auctor), für vorhandene polniſche ſuchte er, wenn nöthig, lateiniſche und griechiſche zu bilden; aus den bibliſchen Schriften ſind ſelten Sprüche genommen. Die Mitberückſichtigung der griechiſchen rechtfertigt er mit dem Hinweis auf den innigen Zuſammenhang der lateiniſchen Sprache mit der griechiſchen, indem nach dem Ausweiſe des zweiten Bandes ein Drittheil lateiniſcher Worte griechiſchen Urſprungs ſei; die hervorragendſten polniſchen Gelehrten ſeien im Griechiſchen wohlbewandert geweſen, wie Kochanowski, Wujek u. a.; die Ausrede: graecum est, graeca non leguntur, werde jetzt nur belächelt. Die Anordnung iſt, wie in den zwei erſten Bänden des Thesaurus, eine ſtreng alphabetiſche, ſodaß z. B. auf die Sprüche, welche mit Bóg beginnen, diejenigen folgen, deren Anfangswort bogaty iſt, ferner diejenigen, welche mit Bogiem und Bogu anheben; die ſinnverwandten Sprichwörter oder Redensarten werden in Beziehung gebracht durch Hinweiſe, wie z. B. baranie, nie mąć wody, wo der Verſchiedenheit der Bedeutung nach die zuſammengehörigen Sprüche ſich verzweigen, oder, wie bei skąpy, łakomy, obojętny etc., wo auf die Redensarten gleicher Bedeutung verwieſen wird. — Der Zweck, den der Verfaſſer bei Abfaſſung des Werkes verfolgte, war ein zwiefacher, ein literariſcher und ein moraliſcher (ut legentes in litteris et moribus proficiant, Vorr.); in erſter Beziehung wollte er ein Repertorium lateiniſcher und griechiſcher Sprichwörter und Phraſen

Digitized by Google

für Gelehrte, Dichter und Redner, welche Lateiniſch und Griechiſch ſchreiben, ſodann für Schüler bei ihren ſchriftlichen Uebungen bieten; in der andern Hinſicht beabſichtigte er, Sentenzen der ethiſchen und der Weltweisheit und Lebensregeln hinzuſtellen für praktiſche Philoſophen, denkenden Leſern ein nützlicher Zeitvertreib. Der moraliſche Zweck wiegt vor: Sprichwörter, welche ſich zu widerſprechen ſcheinen, werden auf ihren Werth zurückgeführt, ſolche Ausſprüche, die nicht beherzigenswerth ſind, wie z. B. lepiéj się nie rodzić; czyja szkoda tego i grzech; Polska nierządem stoi, werden getadelt. Die polniſchen Sprichwörter ſind nicht vollſtändig, ſo fehlt z. B. łakomy dwa razy traci; komu w drogę, temu w czas; chcesz mieć dukat, szanuj grosz; kota skrzypiącego dłużéj (neben garnca natłuczonego dłużéj) u. a., ohne daß man weiß, ob ſie von Knapski vergeſſen ſind oder zu ſeiner Zeit nicht im Gebrauch waren. In der Vorrede ſagt er, daß er eine Auswahl treffe. Auffallend iſt das Fehlen des Sprichworts: gość w domu, Bóg w domu, wie denn in der Partie von der Gaſtfreundſchaft meiſt von unwillkommenen und ungebetenen Gäſten die Rede iſt. Die Zahl der Sprichwörter iſt aber immerhin eine große und ihr Werth wird durch danebengeſtellte lateiniſche und griechiſche erhöht; ſie ſind auch wegen der kernigen und geläuterten Sprache ſtets geſchätzt worden.

Ein Auszug polniſcher Idiotismen, vornehmlich aus dem erſten und dritten Bande, unter dem Titel: Idiotismi polonici seu voces, quae latine de verbo ad verbum reddi non possunt . . . per Thesaurum Gr. Cnapii sparsim positae, in gratiam iuventutis collectae, iſt zuerſt in Poſen 1731 in 12° (161 Seiten) erſchienen, ſodann in Poſen 1743, 1744, 1753, 1758; in Wilna 1753 und 1766; in Kaliſch 1765; in Lublin s. a., alle Ausgaben in 12°. *(W. Nehring.)*

KNÄRED, Kirchdorf in Schweden, im ſüdlichſten Theile von Halmſtad Län auf der Grenze nach Småland, von Lagaån durchfloſſen; Areal 1,767 ſchwed. □Meilen, wovon 0,019 □Meilen Waſſer. Hier ging in alten Zeiten die Reichsgrenze zwiſchen Schweden und Dänemark; Zuſammenkünfte wurden dort oft gehalten zu Unterhandlungen zwiſchen den beiden Ländern. Am bekannteſten iſt die im J. 1613 gehaltene Zuſammenkunft, die den Frieden zwiſchen dem ſchwediſchen Könige Guſtav II. Adolf und dem däniſchen Könige Chriſtian IV. vermittelte. Am 18. Jan. wurde der Friedensvertrag unterzeichnet; der langjährige Streit über die drei Kronen wurde in der Art gelöſt, daß beide Parteien einander das Recht, drei Kronen im Reichswappen zu führen, einräumten. Betreffend Schwedens Anſprüche auf den norwegiſchen Theil von Finmarken trat Schweden zurück. Die alte Zollfreiheit zwiſchen den ſkandinaviſchen Ländern wurde erneuert, Schwedens Zollfreiheit in Oereſund darin einbegriffen. Beide Länder gaben die gemachten Eroberungen zurück; Dänemark aber erhielt einen Kriegsſchadenerſatz von 1 Million Daler Silbermünze, der in ſechs Jahren bezahlt werden ſollte, und als Pfand für dieſe Summe Elfsberg mit Neu- und Alt-Lödöſe, Gothenburg und ſieben Härad (Jurisdictionen) von Weſtgothland. *(O. Printzsköld.)*

KNAUER (Moritz), Abt des Ciſtercienſerkloſters Langheim in Unterfranken, der Verfaſſer des Hundertjährigen Kalenders, geb. am 14. März 1613 zu Weidmain, machte ſeine erſten Studien am Gymnaſium zu Bamberg durch Unterſtützung ſeines Onkels und Gönners Nikolaus Eber, welcher am 24. April 1631 zum Abt von Langheim gewählt worden war. Durch dieſen wurde Knauer während des ſchwediſchen Ueberfalles als Mitglied des Ciſtercienſerordens aufgenommen und zur Ausbildung in den philoſophiſchen und theologiſchen Wiſſenſchaften auf die Univerſität in Wien geſchickt. Währenddeſſen ſtarb aber ſein Gönner Nikolaus Eber und an deſſen Stelle wurde Johann Gagel zum Abt von Langheim gewählt, welcher Knauer alsbald von Wien zurückrief. Der junge Conventual, ſein wiſſenſchaftliches Forſchen durch Privatfleiß fortſetzend und durch taktvolles Benehmen ausgezeichnet, ward bald der Liebling des Abtes Johann und das Orakel der Conventualen in allen Angelegenheiten. Im J. 1645 zum Superior, 1646 zum Prior ernannt, erhielt er 1648 die Einladung, dem Eröffnungsfeſte der neuen Univerſität Bamberg am 1. Nov. beizuwohnen, bei welcher Gelegenheit er nebſt einigen andern Gelehrten durch Ertheilung des erſten theologiſchen Doctorats ausgezeichnet wurde.

Nach dem im Juni 1649 erfolgten Tode des Abtes Johann Gagel wurde Moritz Knauer als deſſen Nachfolger einſtimmig gewählt, aber erſt, nachdem er ſich nach lebhaftem Streite dem Verlangen der geiſtlichen Regierung gefügt, daß er ſich gehorſam dem Fürſtbiſchofe von Bamberg als Ordinarius der Diöceſe und des Kloſters mit dem ganzen Convent unterzeichnen müſſe, landesherrlich beſtätigt und zwar unter neuen Beſchränkungen des Kloſters.

Seine nächſte amtliche Aufgabe war es, den durch den Dreißigjährigen Krieg zerrütteten Wohlſtand des Kloſters wiederherzuſtellen und die im ſüdlichen Deutſchland zerſtreut lebenden Conventualen wieder zu ſammeln. Im April 1650 ließ er die Urkunden und Koſtbarkeiten des Kloſters, die nach Ingolſtadt zur Verwahrung gegeben worden waren, zurückbringen und bis Ende des Jahres von den Unterthanen der großen Kloſterhöfe ſich huldigen. Bei der gleichzeitigen Beſtätigung der Privilegien der Abtei Langheim durch Kaiſer Ferdinand III. ward er zugleich zum kaiſerlichen geheimen Kaplan ernannt.

Verſchiedenen Neuerungen von ſeiten der fürſtbiſchöflichen Räthe ſetzte der neue Abt Moritz Widerſtand entgegen. Dies gab Veranlaſſung zu Turbationen gegen die Unterthanen wie das Kloſter ſelbſt. Nachdem er ohne Erfolg Vorſtellung dagegen gemacht hatte, entſchloß er ſich zur Beſchwerdeführung bei dem kaiſerlichen Hofe. Der darüber entrüſtete Biſchof ließ den Abt dreimal vorladen, mit einigen Conventualen auf dem Hofſaalgerichte zu Bamberg zu erſcheinen. Da er nicht gehorchte, ſo wurde beſchloſſen, das Kloſter mit bewaffneter Macht zu überfallen, den Abt gefangen zu nehmen und nicht eher zu

Digitized by Google

entlaſſen, als bis er unbedingten Gehorſam verſprochen hätte. Sobald der Abt Kenntniß von dieſem Vorhaben erlangt hatte, flüchtete er auf ein klöſterliches Gut in einem andern Territorium und von da zum Reichshofrathsgericht nach Prag. Inzwiſchen war das Kloſter in allen Theilen von Soldaten und Bürgern beſetzt worden; die Conventualen ſuchte man durch Schmeicheleien zu gewinnen oder durch Drohungen einzuſchüchtern wie auch die weltlichen Bedienſteten, und den geiſtlichen Verwaltern der verſchiedenen Höfe wurde jede Geldunterſtützung an den Abt verboten.

Am Reichshofrathsgerichte hatten ſich alle Mitglieder über die Sache des Abtes Moritz und ſeines Kloſters günſtig ausgeſprochen. Durch Beſtechung des bambergiſchen Agenten wurde aber das geführte Protokoll gefälſcht ausgefertigt, während Abt Moritz eine Abſchrift des echten erhalten hatte. Im Vertrauen auf deſſen günſtigen Inhalt kehrte er nach Abzug der Soldaten und bewaffneten Bürger in ſein Kloſter zurück, wo er von dem noch anweſenden fürſtbiſchöflichen Commiſſar aufgefordert wurde, ſich ſofort in Bamberg zu ſtellen. Auf ſeine diesfallſige Weigerung wurden von neuem 25 Soldaten zu ſeiner Gefangennehmung nach Langheim abgeſendet. Der Abt flüchtete ſich in den innern Convent und erklärte dem Commiſſar, nur gegen eine Urkunde des Fürſten für ſicheres Geleit erſcheinen zu können. Statt deſſen kam von Bamberg die Weiſung, daß er auch im Convent mit Gewalt verhaftet werden ſollte. Bei dieſem Verſuche ſchoben aber die Geiſtlichen die Soldaten aus dem Convent und ihr ſo geretteter Abt ſprach dann in Gegenwart von fünf Geiſtlichen in der Kirche vor dem Hochaltare die Excommunication gegen den Fürſtbiſchof, gegen alle ſeine Rathgeber und Helfershelfer aus.

Auf erneuerten Befehl des Fürſtbiſchofs, den Abt mit Gewalt aus der Kirche zu führen, ließ er ſich endlich von dem Commiſſar beſtimmen, mit ihm nach Bamberg zu fahren, wo er nach ſeiner Ankunft im Fürſtengemache auf der alten Burg verwahrt wurde. Drei Commiſſare drangen in ihn, auf ſeinen Streit am Reichshofrathsgericht zu verzichten und den Fürſtbiſchof als ſeinen ordentlichen Beſchützer und Territorialherrn trotz der entgegenſtehenden Privilegien zu erklären. Da er hierzu nicht bewogen werden konnte und der Fürſtbiſchof überdies durch den mainzer Kurfürſten Johann Philipp von Schönborn in ſeinem Verfahren gegen den Abt Moritz beſtärkt wurde, ſo blieb letzterer in Haft, bis er, von Kummer gebeugt, für ſich und den ganzen Convent Irrthum, Reue und Bitte um Vergebung unterzeichnet hatte.

Nach der erzwungenen Unterzeichnung dieſer Urkunde durfte er erſt in ſein Kloſter zurückkehren. Im J. 1654 vom Ordensgeneral zur Theilnahme an dem Nationalkapitel zu Rothweil eingeladen, bewirkte er daſelbſt die Nichtigkeitserklärung aller ihm abgezwungenen Unterſchriften. Mit doppeltem Muthe widmete er ſich dann ſeinen Pflichten im innern Kloſter wie auf den äußern Beſitzungen deſſelben. Am 9. Nov. 1664 endigte ein Schlagfluß ſeine Laufbahn.

Nur von ſeiner Pflicht als Abt durchdrungen, bewies er ſich hartnäckig gegen Anmaßungen des Landesherrn zur Vernichtung der alten Privilegien des Ordens überhaupt wie der Abtei Langheim insbeſondere. Dabei war er ein Mann von vielſeitigſtem Wiſſen. Außer ſeinen Fach- und Standeswiſſenſchaften, der Theologie und des Kirchenrechts, legte er vielfache Beweiſe gründlicher Kenntniſſe im Civil-, Staats- und Lehnrechte ab. Seit langen Jahren waren ſeine liebſten Studien Mathematik, Aſtronomie und Aſtrologie, weswegen er ſich als Abt einen beſondern Thurm hat bauen laſſen, wo er 1654 ſeinen Hundertjährigen Kalender verfaßte, der trotz ſeiner Unvollkommenheiten heute noch nach 230 Jahren in einer Art von Anſehen ſteht. Neben dieſen Studien pflegte er noch die Arzneiwiſſenſchaft. Ebenſo eifrig war er für die Erforſchung der vaterländiſchen Geſchichte, beſonders der Abtei Langheim, deren chronologiſchen Faden er bis auf ſeine Zeiten fortſetzte. (*W. Cramer.*)

KNAUF oder Kapitäl (ſ. Abacus und Kapitäl), althochdeutſch Chnouf, Nebenform von Knopf, iſt die mittelalterliche Bezeichnung der Kapitäle an den Pfeilern des romaniſchen und gothiſchen Bauſtils. Nachdem in der altchriſtlichen Kunſt die directe Verwendung antiker Säulen und deren mit Acanthusblättern geſchmückten Kapitäle ſtattgefunden hatte, entfernte man ſich in der byzantiniſchen und romaniſchen Kunſt mehr und mehr von der graziöſen Kelchform und dem Acanthusblatte des korinthiſchen Kapitäls und nahm eine mehr gedrungene, zur Aufnahme des Bogens geeignetere Form an, die in ihrer einfachſten geometriſchen Geſtalt aus einer von vier Seiten abgeſchnittenen und mit einer Abplattung verkehrt auf den Schaft geſetzten Halbkugel beſtehend, uns als ſogenanntes Würfelkapitäl entgegentritt, bei reicherer Ornamentirung aber mit phantaſtiſch gebildeten Ranken- und dreitheilig geſpitztem typiſchem Blattwerke überzogen erſcheint, eine Form, für welche gerade der Ausdruck „Knauf" ſehr bezeichnend iſt. — Dieſe Kapitälform ſchließt ſich dem ohne Verjüngung gebildeten Schafte der Halb- oder Rundſäulen des romaniſchen Bauſtils eng an und vermittelt in einfachſter Weiſe den Uebergang vom Rund in das Viereck der Abacusplatte. Letztere zeigt ſehr oft die umgekehrt geſtellten Glieder der antiken attiſchen Baſis. — In der Gothik geht die Abacusplatte ebenfalls in den Kreis oder das Achteck über; das Blattwerk des ſchaftartig oder ſchwach kelchförmig gebildeten Kapitäls iſt faſt naturaliſtiſch gebildet und erſcheint nicht mehr organiſch mit dem Kerne verbunden, ſondern nur loſe angeheftet, und nach unten iſt das Kapitäl, der Knauf, durch ein kräftiges Halsglied vom Schafte getrennt. Sowie die an den quadratiſchen Kern des Pfeilers an den vier Seiten ſich anlegenden Halbſäulen des romaniſchen Stils in den aus einzelnen Stäben (Dienſte genannt) und Kehlen beſtehenden Bündelpfeiler des gothiſchen Stils übergehen, verliert auch das Kapitäl ſeinen ſelbſtändigen Charakter als Knauf (Knopf) und verläuft mit den ſich nahe aneinanderdrängenden Kapitälen der einzelnen Dienſte, von denen man je nach der Stärke und Bedeutung derſelben für die ſich anſchließenden Gewölbrippen alte und jung

Digitized by Google

Dienſte unterſcheidet, zu einem Geſammtkapitäl oder einer Gruppe von Knäufen. Von dem 15. Jahrh. ab, mit dem Verfalle des gothiſchen Stils, verſchwinden nach und nach die Kapitäle oder Knäufe und es ſetzen ſich die Gewölbrippen entweder auf beſondere Conſole auf (ſ. den Art. Kragstein), die bisweilen ebenfalls Knäufe genannt werden, oder ſie ſchneiden ſich unmittelbar an den einfach achteckig oder rund geſtalteten Pfeilern ohne weitere Vermittelung an. — Endlich bezeichnet man mit Knauf auch den pinienzapfenartig oder akroterienähnlich gehaltenen Abſchluß der Dächer oder Kuppeln von Rundtempeln oder überhaupt rund geſtalteten Bauwerken. Einer der ſchönſten Knäufe dieſer Art iſt die Bekrönung vom choragiſchen Denkmal des Lyſikrates in Athen, die, leider ſehr ſtark beſchädigt, in idealer Weiſe von Semper und von Hanſen reſtaurirt worden iſt. (*Albin Gottschaldt.*)

Knaulgras, ſ. Dactylis.

KNEBEL (Karl Ludwig von), Goethe's langjähriger Freund und als geſchmackvoller Ueberſetzer ein hervorragendes Mitglied des weimariſchen Muſenhofes, ward am 30. Nov. 1744 auf Schloß Wallerſtein im Oettingiſchen Franken geboren. Ein Vorfahr Knebel's war 1572 ſeines proteſtantiſchen Glaubens wegen in Antwerpen verbrannt worden, was die Auswanderung der niederländiſchen Familie nach Franken zur Folge hatte. Der Vater des Dichters heirathete eine Mademoiſell Maier aus Bayreuth und war 1744 Kanzler des Fürſten von Oettingen. Bald darauf zog er mit ſeiner Familie als markgräflich ansbachiſcher Comitialgeſandter an den Regensburger Reichstag. In dieſer Stellung weigerte ſich der Vater Knebel trotz Befehle ſeines Fürſten und öſterreichiſcher Beſtechungsverſuche, der über Friedrich II. ausgeſprochenen Achtserklärung zuzuſtimmen. Zum Dank dafür erhob König Friedrich 1757 die Familie Knebel in den Adelſtand; der energiſche Geſandte aber wurde als Geheimrath in das Miniſterialcollegium zu Ansbach berufen. Auf die Bildung und den Charakter ſeines Sohnes wirkte der ernſte Vater nachhaltig ein, doch nicht immer wohlthätig; die überſtrenge Jugendzucht hat auch noch in ſpäteren Jahren Luſt und Muth des Sohnes gelähmt. Dagegen erfuhr dieſer auch noch in Ansbach die erſten dichteriſchen Anregungen im Umgange mit dem in jenen Jahren hochberühmten Anakreontiker Johann Peter Uz, der als Juſtizſecretär mit Knebel's Vater in amtlichem und freundſchaftlichem Verkehre ſtand. Von den übrigen Dichtergrößen der Zeit waren es vor allen Young und Chr. E. Kleiſt, die den Knaben anzogen; nach dem Vorbilde der Geßner'ſchen Idyllen beſang er eine erſte Jugendliebe. Wichtiger indeſſen für ſeine ſpätere dichteriſche Thätigkeit war es, daß er im Wetteifer mit Hagedorn, Lange und Ramler ſich als Ueberſetzer an Horaz verſuchte. Oſtern 1764 bezog er die Univerſität Halle zum Studium der Jurisprudenz, da ſeinem eigenen Wunſche, Theologie zu betreiben, Familienrückſichten im Wege ſtanden. In Halle hatte einſt Uz mit gleichgeſinnten Freunden einen Dichterbund geſchloſſen. Knebel kümmerte ſich als Student weder um Poeſie noch Wiſſenſchaft. Nur bei dem Aeſthetiker Georg Friedrich Meier, der einſt Klopſtock in die Literatur eingeführt hatte, hörte er Vorleſungen. Ungeordnetes Leben ſtürzte ihn in Schulden, und nach einem Aufenthalte von neun Monaten verließ er die Univerſität, um nach einer Vorſtellung bei Friedrich dem Großen 1765 als Fähnrich in das Regiment des Prinzen von Preußen in Potsdam einzutreten. Die Beförderung zum Offizier ließ dann nicht zu lange auf ſich warten. Bei demſelben Regiment hatte einſt der Sänger des Frühlings geſtanden und ſein Dichten vor dem Spotte der rohen ungebildeten Kameraden ſorgfältig geheim halten müſſen. Aber dieſe alten Haudegen waren nicht mehr aus dem Siebenjährigen Kriege zurückgekehrt; die jüngeren Offiziere hatten im berliner Cadettenhauſe Ramler's Unterricht genoſſen; Intereſſe für die deutſche Literatur war jetzt in den preußiſchen Offizierskreiſen nicht mehr ſelten. Knebel fand ſich mit poetiſch geſinnten Kameraden zuſammen; er lernte in Berlin bald Mendelsſohn und Nicolai, Sulzer, Ramler und die gefeierte Karſchin kennen. Als Chr. Heinrich Boie im März 1770 Potsdam beſuchte, hatten die berliner Schöngeiſter ihn an Knebel empfohlen. Beide ſchloſſen innige Freundſchaft, traten in eifrigen Briefwechſel, und Knebel lieferte Boie Beiträge zu dem von ihm gegründeten Göttingiſchen Muſenalmanache (K. Weinhold, „Heinrich Chriſtian Boie. Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Literatur im 18. Jahrh.“, Halle 1868). Aus dem Plane zu einem großen philoſophiſchen Gedichte, einer „Theodicee der Empfindung“, wurde nichts, dafür wußte aber der vom Kronprinzen begünſtigte Lieutenant Götz' Gedicht „Die Mädcheninſel“ dem Könige ſelbſt in die Hände zu ſpielen, und Friedrich der Große würdigte das von Knebel herausgegebene Gedicht ſeines Lobes in der bekannten Schrift „De la littérature Allemande“ (vgl. L. Geiger's Vorrede zum Neudruck derſelben im 16. Hefte der heilbronner „Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrh.“ 1883 und Knebel's eigenes Zeugniß in Herder's Adraſtea V, 262). Der einförmige Militärdienſt wurde Knebel auf die Länge unerträglich. Im J. 1773 erhielt er ſeinen Abſchied und verließ im September Potsdam, um zunächſt Wieland in Weimar zu beſuchen, dann im väterlichen Hauſe zu Ansbach ſeine geſchwächte Geſundheit wiederherzuſtellen. Die Herzogin Amalia wünſchte damals gerade einen militäriſchen Gouverneur für die weitere Erziehung ihres zweiten Sohnes, des Prinzen Konſtantin, zu gewinnen. Die mannichfachen Intriguen, welche ſich in dem kleinen Weimar abſpielten, um den Eintritt eines Fremden in eine von ſo vielen Inländern begehrte Stellung zu verhindern, hat von Beaulieu-Marconnay nach den vorhandenen Documenten geſchildert („Knebel's Anſtellung in Weimar“ in dem Buche „Anna Amalia, Karl Auguſt und der Miniſter von Fritſch. Beitrag zur deutſchen Cultur- und Literaturgeſchichte des 18. Jahrh.“, Weimar 1874.) In Nürnberg erhielt Knebel die erſten Anträge des weimariſchen Hofes und nach manchen Verhandlungen trat er im Juli 1774, mit dem Hauptmannscharakter geehrt, in ſeine neue Stellung ein. Während der mistrauiſche, eigenſinnige Prinz Konſtantin ſeinem Erzieher ſchwere Tage machte,

Digitized by Google

geſtaltete ſich das Verhältniß des Mentors zu dem Erbprinzen bald ungemein günſtig, und wenn auch viele, größtentheils von Knebel ſelbſt verſchuldete Zerwürfniſſe ſpäter zwiſchen Herrn und Diener eintraten, ſo blieben doch lebenslang freundliche Beziehungen zwiſchen Knebel und Karl Auguſt beſtehen (H. Düntzer „Briefe des Herzogs Karl Auguſt von Sachſen-Weimar-Eiſenach an Knebel und Herder", Leipzig 1883). Im December 1774 begleitete Knebel die beiden Prinzen auf ihrer Reiſe nach Paris, und auf dieſer Reiſe veranlaßte er ein in ſeinen Folgen unberechenbares Ereigniß. Knebel war es, der Karl Auguſt bewog, in Frankfurt die Bekanntſchaft des berühmten jungen Dr. Goethe zu ſuchen. Am 11. Dec. führte ſich Knebel bei Goethe ein; im 15. Buche von „Dichtung nnd Wahrheit" (vgl. Löper's Anmerkungen in der erſten Hempel'ſchen Ausgabe XXII, 440) gedenkt Goethe ſelbſt des Freundes, der ihn zuerſt mit Karl Auguſt zuſammenführte und ſomit die erſte Veranlaſſung zu Goethe's ganzem ſpäteren Lebenslaufe ward. Knebel verdient übrigens unter Goethe's ſämmtlichen Freunden auch deshalb beſondere Beachtung, da mit keinem von allen ein viele Jahre hindurch andauernder Freundſchaftsbund und Briefwechſel wie mit Knebel beſtand. Am 28. Febr. 1774 ſchrieb Goethe das erſte mal dem neugewonnenen Freunde; am 1. März 1832 unterzeichnete Knebel ſein letztes Schreiben an Goethe als „Dein treuer Verehrer". Leider iſt der inhaltsreiche Briefwechſel der beiden langjährigen Freunde nur unvollſtändig und entſtellt herausgegeben worden (G. E. Guhrauer, „Briefwechſel zwiſchen Goethe und Knebel", 2 Bde., Leipzig 1851. Später hinzugekommene Beiträge hat Fr. Strehlke verzeichnet und vermehrt in ſeinem „Verzeichniß von Goethe's Briefen", Berlin 1882, I, 348). In dem großen Gedichte „Ilmenau" hat Goethe Vers 59—68 den Freund geſchildert; in ſeinem Tagebuche charakteriſirt er ihn 1778 als „gut, aber ſchwankend und zu geſpannt bei Faulenzerei und Wollen, ohne etwas anzugreifen". Knebel verſtand den leidenſchaftlichen Prinzen nicht zu beherrſchen, deſſen Erziehung er von 1776 an in Tiefurt leitete. Als nicht er, ſondern Hofrath Albrecht, 1779 zum Reiſebegleiter des Prinzen auserſehen ward, fühlte er ſich gekränkt. Mit einem anſehnlichen Gehalte und dem Majorstitel wurde Knebel penſionirt und alle Schritte, die er zu verſchiedenen Zeiten machte, im weimariſchen Staate auch active Stellung und Verwendung zu finden, ſcheiterten. Dieſe Unthätigkeit verbitterte Knebel's ganzes Leben und erfüllte ihn viele Jahre hindurch mit Gehäſſigkeit gegen den ihm gewogenen Herzog. Im J. 1780 unternahm er eine Reiſe in die Schweiz und kehrte auf dem Umwege über Weſtfalen nach Weimar zurück. War er aber früher am Hofe eine beliebte Perſönlichkeit und der Günſtling der Damen, beſonders der Frau von Werther, geweſen, ſo zog er ſich nach ſeiner Rückkehr 1781 nach Jena zurück. Das folgende Jahr verbrachte er in Ansbach und Nürnberg, lehnte aber einen Antrag, in ansbachiſche Dienſte zu treten, auf Karl Auguſt's Wunſch ab. Im J. 1783 kam er wieder nach Weimar, wählte ſpäter jedoch Jena zum dauernden Aufenthalt. Innig wurde nun ſein Verhältniß zu Herder, der ſeinerſeits den mismuthigen Knebel ſeinen „lieben weiſen Grämling" und „menſchenfreundlichen Timon" nannte. Herder hatte eine große Meinung von Knebel's Talent und ließ ihm keine Ruhe, bis dieſer ernſtlich an ſeine Ueberſetzung des Lucretius ging. Die in den achtziger Jahren begonnene Uebertragung des großen Lehrgedichtes „De rerum natura" hat Knebel dann erſt im J. 1821 (Leipzig, 2. Auflage 1831) veröffentlicht, nachdem er bereits 1816 „Lucrez' Schauergemälde der Kriegspeſt in Attika" (Züllichau) herausgegeben hatte. Knebel war während ſeiner potsdamer Garniſonzeit einer ſtrenggläubigen Richtung zugethan geweſen. Goethe veranlaßte ihn zum Studium der Naturwiſſenſchaften, und unter dieſer Beſchäftigung wurde ihm der große materaliſtiſche Dichter des Alterthums allmählich ein vertrauter Geſinnungsgenoſſe. Goethe ſeinerſeits nahm an dieſer poetiſchen Thätigkeit Knebel's lebhaftes Intereſſe und ſoll ſogar einmal daran gedacht haben, Knebel's begonnene Ueberſetzung ſelber zu Ende zu bringen. An Zerwürfniſſen mit Goethe fehlte es nicht, im ganzen und großen aber blieb ihr Verhältniß vor Goethe's italieniſcher Reiſe eine auf gemeinſamen geiſtigen Intereſſen und gegenſeitiger Hochachtung des Charakters beruhende Freundſchaft. Im Sommer 1785 begleitete Knebel den Freund nach Karlsbad. In Goethe's Hauſe machte er die Bekanntſchaft der Oberhofmeiſterin von Lengefeld, die er dann im März 1786 zum erſten mal in Rudolſtadt beſuchte. Ein halbes Jahr früher als Schiller lernte er Charlotte von Lengefeld kennen und bewarb ſich noch im Wettſtreite mit Schiller um ihre Hand. Schiller urtheilte, ehe er Knebel's Rivale geworden, über dieſen (12. Aug. 1787 an Körner), er ſei ein Mann von Sinn und Charakter, aus dem in Weimar freilich erſtaunlich viel gemacht werde. Er habe jedoch viel Kenntniß und einen hellen Verſtand. „Er gilt hier für einen der geſcheiteſten Köpfe und zwar mit Recht und hat nach Goethe den meiſten Einfluß auf den Herzog." Als Lolo Witwe geworden war, traten Knebel und ſeine Frau ihr als treue Freunde mit Rath und That zur Seite. Zwiſchen Schiller's Witwe und ihrem früheren Bewerber entſtand nun eine reine Freundſchaft, die in dem Briefwechſel der beiden einen ſchönen Ausdruck fand (H. Düntzer, „Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund", Leipzig 1856. — L. Urlich's, „Charlotte von Schiller und ihre Freunde", Stuttgart 1865, III, 293—430.) Mit Schiller ſelbſt war das Verhältniß ein gutes geweſen trotz Knebel's Abneigung gegen die Kant'ſche Philoſophie. Knebel ſelbſt vermählte ſich am 9. Febr. 1798 mit der weimariſchen Kammerſängerin Luiſe von Rudorf, mit der ihn ein längeres Verhältniß verband, dem ſchon 1797 ein Sohn entſproſſen war. Knebel's Familie war über die von der Herzogin Amalia begünſtigte Verbindung nicht ſehr erbaut; Knebel aber ſcheint in dieſer Ehe völlige Befriedigung gefunden zu haben; ſeine Gattin ſtarb am 4. Jan. 1852. Goethe und Schiller wie Charlotte von Kalb ſpotteten ihrerſeits über dieſe Heirath des älteren Sonderlings. Doch gerade gegen das Ende der neunziger Jahre

Digitized by Google

kamen ſich Goethe und Knebel wieder näher. Zwar lebte Knebel von 1798—1805 zurückgezogen bei Ilmenau in dem ſogenannten Paradieſe, beſuchte jedoch öfters den Freund in Weimar. Ende 1796 rühmte Goethe die fördernde Theilnahme Knebel's an ſeinen optiſchen Studien; von Knebel ſei die Idee ausgegangen, das Ganze in einige Hauptmaſſen zu ordnen. Das Jahr vorher hatte Goethe den zaghaften Freund zu neuem Hervortreten als Schriftſteller veranlaßt, indem er deſſen Ueberſetzungen aus Properz Schiller als Beiträge für die Horen einſandte. Im 1., 3., 9. und 11. Horenſtücke von 1796 erſchienen dieſe Elegien. Nicht nur Goethe ſelbſt rühmte die viele Mühe, welche Knebel ſich gegeben habe, und bezeichnete ſie „in mehr als einem Sinne gut und heilſam"; auch der ſtrenger richtende Schiller lobte ſie W. von Humboldt gegenüber als „im ganzen recht brav". Friedrich Schlegel dagegen warf der Ueberſetzung Mangel an Eurythmie vor. Vor dem Drucke hatten Goethe und Schiller viele Verbeſſerungen angebracht (Schnorr's „Archiv für Literaturgeſchichte" VIII, 116; Schiller an A. W. Schlegel vom 10. Dec. 1795). Neu überarbeitet und reich vermehrt gab Knebel dann 1798 (Leipzig) „Properz' Elegien," im ganzen 36, ſelbſtändig heraus. A. W. Schlegel, in Ueberſetzungsfragen der maßgebendſte Richter, deſſen eigener Ueberſetzungsplan durch Knebel zerſtört worden war, ſprach ſich in der Allgemeinen jenaiſchen Lit.-Zeitung höchſt anerkennend über Knebel's Text und Anmerkungen aus (A. W. Schlegel's ſämmtliche Werke XI, 337). Schlegel rühmte die freiere Behandlung des Diſtichons, die Knebel im Gegenſatze zu Voß auszubilden ſuchte. Im J. 1805 zog Knebel nach Jena und hatte dort die ſchrecklichen Octobertage zu überſtehen, in denen Goethe's nie verſagende Freundeshülfe ſich ihm aufs neue bewährte (Richard und Robert Keil, „Goethe, Weimar und Jena im J. 1806. Nach Goethe's Privatacten", Leipzig 1882). Nach der Kataſtrophe trat er dem Hofe wieder näher und von 1810 an wurde auch das Verhältniß zu Karl Auguſt ſelbſt wieder ein herzlicheres. Für den Geburtstag der Herzogin Mutter hatte er bereits 1802 Verſe drucken laſſen. Die Vermittlerin zwiſchen dem Hofe in Weimar und dem in Ilmenau und Jena Zurückgezogenen war Knebel's Schweſter Henriette (1774—1813), die Erzieherin der Prinzeſſin Karoline (H. Düntzer, „Aus Knebel's Briefwechſel mit ſeiner Schweſter Henriette. Ein Beitrag zur deutſchen Hof- und Literaturgeſchichte", Jena 1858). Mit eigenen Dichtungen trat Knebel ſeit den Tagen des Boieſchen Almanachs zuerſt wieder 1815, jedoch ohne Namensnennung, an die Oeffentlichkeit mit der „Sammlung kleiner Gedichte" (Leipzig). Von einer weiteren Sammlung von Gnomen und Sprüchen in Diſtichen, „Lebensblüten von und für Knebel als Manuſcript für Freunde und Freundinnen", erſchien nur das erſte Heft (Jena 1826), wenigſtens wird Goedeke's gegentheilige Behauptung ſowol von Düntzer als von Koberſtein beſtritten. Der Inhalt dieſer beiden Sammlungen wurde dann aus hinterlaſſenen Manuſcripten anſehnlich vermehrt wieder aufgenommen in „Knebel's literariſchen Nachlaß und Briefwechſel", den Varnhagen von Enſe und Theodor Mundt in drei Bänden (Leipzig 1835 und aufs neue 1840) herausgaben. Der erſte Band enthält Knebel's Bildniß und die von Mundt verfaßte Biographie. Knebel ſelbſt hatte noch 1829 (Ilmenau) ſeine Ueberſetzung von Alfieri's Trauerſpiel „Saul" herausgegeben. Die Ueberſetzung Knebel's war auf der weimarer Hofbühne geſpielt worden. Faſt ein halbes Jahrhundert früher, am 6. April 1779, hatte Knebel auf dem weimarer Liebhabertheater ſelbſt die Rolle des Thoas bei der erſten Aufführung von Goethe's Iphigenie geſpielt (Burkhardt, „Das herzogliche Liebhabertheater", 1873 in Nr. 27 der Grenzboten) und dafür von Goethe ein eigenhändiges, jetzt mit einem Theile von Knebel's Nachlaß auf der königl. Bibliothek zu Berlin befindliches Manuſcript geſchenkt erhalten. Der Freund überlebte den Dichter der Iphigenie nicht lange. Am 23. Febr. 1834 ſtarb Knebel zu Jena. Knebel's Thätigkeit als Ueberſetzer war eine ſehr ausgedehnte, wenn auch nur weniges davon veröffentlicht wurde. Die Ueberſetzung des Lucrez darf in unſerer an trefflichen Ueberſetzungen überreichen Literatur dem Beſten zugezählt werden. Die eigenen Dichtungen zeigen inhaltlich den Einfluß von Goethe und Lucrez. Doch hat hinwiederum auch Goethe, als er die Orphiſchen Urworte ſchrieb, ein Gedicht Knebel's („Den Menſchen treiben") als Vorbild benutzt. In der Form verleugnet Knebel nicht die ſtrenge Zucht der Ramler'ſchen Schule. Am bedeutendſten erſcheinen die Hymnen, lobenswerth iſt alles, aber keineswegs irgend bedeutend. Nur das Intereſſe, welches Knebel als hervorragender Weimaraner und eigenthümlicher Charakter in Anſpruch nimmt, ſichert auch ſeinen Gedichten eine gewiſſe Beachtung. Für jene nach Bildung ſtrebende Zeit, die den höchſten geiſtigen Aufſchwung mit völliger Unfähigkeit zu praktiſchen Leiſtungen vereinigte, iſt Knebel ein geradezu typiſcher Vertreter.

Außer den bereits angeführten Schriften ſind für Knebel noch zu erwähnen: H. Düntzer, „Zur deutſchen Literatur und Geſchichte. Ungedruckte Briefe aus Knebel's Nachlaß" (Nürnberg 1858). — Lina Reinhard, „K. L. von Knebel" im Neuen Nekrolog der Deutſchen XII, 156. — W. Wachsmuth, „Weimars Muſenhof in den Jahren von 1772—1807. Hiſtoriſche Skizze" (Berlin 1844). — H. Düntzer, „Freundesbilder aus Goethe's Leben" (Leipzig 1853). — Knebel's Kalender und Tagebuchnotizen von 1780—1834 befinden ſich im Beſitze G. von Löper's in Berlin. — L. Geiger's Goethejahrbuch.

(*Max Koch.*)

KNECHT. Seit den älteſten Zeiten kannte das deutſche Recht den Gegenſatz zwiſchen Freien und Unfreien. Die Unfreiheit beſtand im weſentlichen darin, daß der Unfreie nicht dem Könige und ſeinen Beamten als ſolchen unterſtand, ſondern einem privaten Herrn daß er kein Recht hatte, dieſes Verhältniß zu löſen, daß er der eigentlichen Rechtsfähigkeit entbehrte und folglich dem Herrn gegenüber als Sache erſcheint. Die alten germaniſchen Volksrechte unterſcheiden übrigens zwei Arten der Unfreiheit, nämlich zunächſt die eigentlichen Knechte

Digitized by Google

(servi) und ſodann die ſogenannten Halbfreien (liti); nur die erſtgedachte Kategorie kommt hier in Betracht.

Der Knecht (servus, ancilla, mancipium, manahoupit, schalk, vassus, gasindus u. ſ. w.) ſtand nach den Volksrechten im vollen Eigenthum ſeines Herrn, doch erfuhr dieſes rechtliche Herrſchaftsverhältniß ſchon ſeit den früheſten Zeiten durch die Sitte zahlreiche und weſentliche Milderungen. Der Herr durfte den Schuldigen ſelbſt richten, jedoch nur unter Beobachtung des Geſetzes, nicht nach bloßer Willkür. Der Knecht wurde vom Herrn infolge ſeiner potestas unbedingt vertreten, dem Herrn gebüßt, von ihm nach Belieben zu den häuslichen und ſonſtigen Dienſten verwendet (pueri, vassi ad ministerium, ministeriales), oder mit dem Betriebe von Gewerben oder der Bewirthſchaftung des Bodens gegen beſtimmte Leiſtungen an den Herrn beſchäftigt, endlich auch zur Kriegsdienſtleiſtung gebraucht. Was der Knecht beſaß und erwarb, das gehörte urſprünglich ganz und gar dem Herrn; ſchon frühzeitig aber bildete ſich der Uebergang zur Anerkennung eines, wenn ſchon beſchränkten, Eigenthums der Knechte. Dieſe mangelnde Rechtsperſönlichkeit hatte die weitere Folge, daß man den Knecht bald überhaupt für unfähig hielt, eine Ehe einzugehen, welche unabhängig vom Willen des Herrn Rechtsbeſtand hatte, bald wenigſtens für unfähig zur Schließung von Ehen mit Freien oder ſogar mit nicht vollkommen Freien, außer mit großen Rechtsnachtheilen für beide Theile. Durch die fortdauernden Bemühungen der Kirche kam es nun zwar dahin, daß man ſchon in der karolingiſchen Zeit wenigſtens die Ehen der Sklaven unter ſich anerkannte und auch ſchützte, desgleichen dem Verkaufe der Knechte immer weitere allgemeine Schranken ſetzte; in ihrer vermögensrechtlichen Stellung jedoch wie auch in ihren übrigen Verhältniſſen dem Herrn gegenüber blieb es im weſentlichen bei den Beſtimmungen der Volksrechte, zumal die Reichsgeſetzgebung nach ihrer Natur hier weniger Einfluß hatte. Eine allmähliche Aenderung und Wendung zum Beſſern trat nun aber dadurch ein, daß erſtlich die Knechte, welche die Güter des Fiscus (servi fiscalini) und der Kirche (servi ecclesiae) bebauten, nicht nur überhaupt beſſer geſtellt waren durch größeren Schutz, höheres Wergeld, geringere Leiſtungen und eine gewiſſe Vertretungsfähigkeit, ſondern durch Verwendung im perſönlichen Dienſte beſonders des Königs (pueri regis) häufig ſogar zu hohem Anſehen gelangten, was dann wiederum auf die Behandlung und Stellung der übrigen zurückwirkte. Sodann aber ſtieg ihr Anſehen beſonders mit ihrer ſich ſteigernden Verwendung zum Kriegsdienſt und ihrem infolge perſönlicher Dienſtleiſtungen bei den fortwährend an Macht zunehmenden Herren ſich mehrenden Einfluſſe. — Die Unfreiheit entſtand und pflanzte ſich fort durch Geburt von unfreien Aeltern oder aus Verbindungen zwiſchen einer unfreien und freien (halbfreien) Perſon, durch Heirath einer Unfreien, durch freiwilliges Begeben in die Knechtſchaft, durch Kriegsgefangenſchaft, durch Hingabe an Zahlungsſtatt bei Inſolvenz oder Unfähigkeit, den Bann u. ſ. w. zu entrichten. Aufgehoben wurde ſie regelmäßig durch die Freilaſſung, welche bei den Franken urſprünglich nur per denarium vor dem Heere ſtattfand, ſpäter vor dem Könige und der Volksverſammlung. Dazu kam die Freilaſſung in der Kirche oder ſchlechtweg durch eine Urkunde. Sie hatte übrigens weder ſtets die volle gleiche Wirkung, indem häufig nur ein geringerer Grad der Freiheit verliehen wurde, noch löſte ſie jedes Verhältniß zum bisherigen Herrn. Neben der Freilaſſung wurde die Freiheit in einzelnen Fällen auch zur Strafe des Herrn oder zur Belohnung des Unfreien durch das Geſetz gegeben.

Auch der Sachſenſpiegel kennt als nichtfreie Leute neben den Dienſtmannen und den mancherlei Arten der Halbfreien noch ausdrücklich die Eigenen Leute, welche im ganzen die alte, wenn auch hier und da modificirte Stellung der frühern Knechte innehatten, ohne daß dieſelbe jedoch im einzelnen als eine ſcharf beſtimmte hervortritt.

Ueber das allmähliche Verſchwinden der altdeutſchen Knechtſchaft, beziehungsweiſe ihre ſpätere geſchichtliche Umwandelung in mildere Abhängigkeitsformen vgl. die Artikel „Leibeigenschaft, Bauer, Hörige“.

(*Albrecht Just.*)

KNECHT RUPRECHT. Die Wende der winterlichen Sonne, welche ihr Aufſteigen zum Frühling und Sommer verkündet, wurde bei unſern Altvordern zwölf Nächte[1]) lang hoch gefeiert. Man dachte ſich, daß dann der Sonnengott Wodan aus ſeinem Winterſchlafe erwacht ſei und begleitet von ſeiner Gemahlin, der mütterlichen Erdgöttin, landſchaftlich Fricka, Holda, Berchta, Hera, Gode genannt, auf ſeinem weißen Roſſe feierlichen Umzug durch die Lande hielt, überall Segen ſpendend, wo man ihn von der Arbeit ruhend und ihm Opfer darbringend empfing, worauf er ſich nach gehaltenem Umzuge zum neuen Winterſchlaf bis zum Anbruch des Frühjahrs begebe. Uralte Cultusgebräuche ſtellten dieſen Umzug des Gottes dramatiſch dar, früh aber bemächtigte ſich deſſen die Kirche und verwandelte ihn theils in Weihnachtsumzüge, theils als Vorſpiel dieſes Feſtes in Adventsumzüge und bildete dieſelben vielfach um. Der Schimmelreiter tritt da aber ſelten allein, ſondern in Begleitung von andern Geſtalten auf, namentlich in der des Knechtes Ruprecht oder Hans Ruprecht, wie in der Mark, in Sachſen, Thüringen, in der Lauſitz und im weſtlichen Schleſien; in einigen Gegenden führt ſogar der Schimmelreiter ſelbſt ſowie der ganze Gebrauch dieſen Namen, wie in der Umgegend von Halle, auf der Inſel Uſedom und in England, vielfach tritt aber Knecht Ruprecht auch für ſich allein auf und ſtellenweiſe in Baiern in Begleitung von Berchta.[2]) Wo derſelbe aber auch auftritt, iſt es die popanzartige, Kinder erfreuende und erſchreckende Geſtalt, die mit größeren oder geringeren Abweichungen als eine in Pelz oder Erbſenſtroh gehüllte männliche Perſon erſcheint, das Geſicht vermummt, eine Ruthe oder Keule in der Hand, einen Sack mit Aepfeln, Nüſſen

1) Der heutige Volksglaube nennt die zwölf Tage von Weihnachten bis Epiphanias die Zwölften oder die Zwölf Nächte.
2) Schmeller, Bayeriſches Wörterbuch 1^2, 269.

Digitized by Google

und andern Leckerbiſſen auf dem Rücken; die Kinder, die artig ſind und beten können, beſchenkt er, die aber nicht artig ſind und nicht beten können, droht er in den Sack zu ſtecken.

Ruprecht iſt kein anderer als Wodan ſelbſt, denn ſein Name iſt eine Zuſammenziehung aus ahd. Ruodperaht, mhd. Ruodpercht, nhd. Ruprecht, d. i. der Ruhmglänzende, ein Beiname des ruhmſtrahlenden Gottes. In England erſcheint derſelbe als Robin Hood, Robin good fellow, wo Robin Koſeform des Namens Robert, Ruprecht iſt und Hood aus Vôden entſtellt zu ſein ſcheint.[3]) Der Bezug auf Wodan wird dadurch unzweifelhaft, daß, wie ſchon erwähnt, ſtellenweiſe in Baiern den Knecht Ruprecht die leuchtende Erdgöttin Berchta begleitet und daß an deren Stelle in England neben Robin Hood die Maid Marian auftritt. Sein Beiname Knecht, fellow, bezeichnet aber denſelben als Hausgeiſt, der die Kinder erfreut und erſchreckt, wie denn auch ſonſt Wodan als Zwerg begegnet (ſiehe die Artikel Gübich und Kobold), während der Beiname „Hans“ ihn als Rieſen kennzeichnet.[4])

Die Kirche ging aber in ihrer Umgeſtaltung des heidniſchen Brauches noch weiter, indem ſie vielfach an die Stelle der heidniſchen Goltheit chriſtliche Perſonen ſetzte. So in Schleſien den alten Joſeph oder den Engel Gabriel mit der Jungfrau Maria, im nordweſtlichen und ſüdlichen Deutſchland aber faſt allgemein den heiligen Nikolaus, deſſen Name jedoch im Volksmunde vielfache Entſtellungen erlitten hat: in Mecklenburg als „rauher Klas“, in der Altmark, in Braunſchweig, Hannover, Heſſen, Weſtfalen, Oſtfriesland einfach als „Klaus, Klöwes, Klôs“, und von ſeinem Aſchenſacke als „Bullerklas, Aſchenklas“. Derſelbe tritt wie Knecht Ruprecht in Pelz oder Stroh gehüllt auf, daher er in den Rheinlanden auch Pelz-Nickel genannt wird, in einigen norddeutſchen und ſchwäbiſchen Orten aber erſcheint er zu Roß, ja auf dem Schimmel, in der Grafſchaft Glaz, in Oeſterreich, Steiermark, Kärnten, in der Schweiz und in manchen bairiſchen und ſchwäbiſchen Strichen jedoch geradezu als der kinderliebende Biſchof im biſchöflichen Ornate, begleitet von einem Engel im Chorhemd. Zu dieſem geſellt ſich aber hin und wieder noch eine andere popanzartige Geſtalt, die ihr heidniſches Weſen nicht verleugnet. Dieſelbe führt in Oeſterreich und theilweiſe in Baiern den Namen Grampus, Grampes, in Krain Krampus, den man aus Hieronymus zu deuten verſucht hat[5]); in der Schweiz wird derſelbe Schmuzli genannt. In Steiermark und Kärnten heißt dieſer Begleiter Bartel, der wol eher auf den an Berchta mahnenden Berchtolt als auf Bartholomäus zurückgeht. In Oeſterreich kommt er auch als Strohbartel vor wegen ſeiner Kleidung in Stroh; anderwärts als Schmuzbartel, was wie „Schmuzli“ auf ſein ſchmuziges, rußiges Ausſehen deutet. In Baiern begegnet derſelbe auch hin und wieder unter dem Namen „Klaubauf“ oder Klauwau, weil er die böſen Kinder „aufzuklauben“ und in ſeinen Sack zu ſtecken droht. In Steiermark kommt der Bartel in Pelz gehüllt, Geſicht und Hände geſchwärzt; aus dem Munde hängt ihm eine lange rothe Zunge und am Kopfe hat er Hörner. Er iſt mit einer Kette an beiden Armen gefeſſelt, trägt eine Feuergabel oder eine Ruthe und auf dem Rücken eine Krechſe (Tragkorb), in welche er die ſchlimmen Kinder ſteckt. In Kärnten iſt derſelbe ebenfalls gewöhnlich in Pelz gekleidet und hat ſtets eine hölzerne Larve vor, aus welcher die rothe Zunge hängt. In Tirol erſcheint Klaubauf langbärtig, langnaſig, langfingerig, in Urſtierhaut gekleidet, die Kopfhaut und die Hörner auf dem Haupte wie ein Helm, die Augen auf den Weg ſtierend, die Miene verbiſſen, das Weſen ſtumm. So wandert er ruhig durch das Land und klaubt auf, was er findet, am liebſten unfolgſame Kinder, betrunkene Bäuerlein, zänkiſche Weibsbilder, Unbändige mit ſeinen Stricken bindend, alle hintragend, niemand weiß wo, weil nie jemand wiedergekehrt iſt. Dem heiligen Nikolaus trägt er aber die Gaben für gute Kinder nach.

Vgl. Grimm, Mythologie S. 482 fg. — Kuhn a. a. O. — Weinhold, Weihnachtsſpiele und Weihnachtslieder aus Süddeutſchland und Schleſien S. 10 fg. — Henne am Rhyn, Die deutſche Volksſage S. 382 fg.

Man hat den Knecht Ruprecht auch in unſerer Heldenſage wiederfinden wollen. Schon Lachmann (Kritik der Nibelungenſage S. 338) nahm für den Markgrafen Rüdeger von Bechlaren eine mythiſche Grundlage an, da er ihm urſprünglich eher ein göttliches Weſen als ein Held zu ſein ſchien; worauf dann Müllenhoff (Haupt's Zeitſchr. 10, 163), geſtützt auf die Analogie des Stammwortes hruod, den Rüdeger mit dem Knechte Ruprecht, Robin Hood zuſammenſtellt. Dem gegenüber warf jedoch W. Müller (Pfeiffer's Germania 14, 265) die Frage auf, ob das Ernſt oder Scherz ſei? Eine feſte Begründung der Hypotheſe Müllenhoff's verſuchte dann Ottokar Lorenz (Oeſterreichiſche Sagengeſchichte S. 611 fg.), indem er den Nachweis lieferte, daß die Geſchichte, wie Robin Hood mit dem Bogen den little John vor dem Sheriff errette, im 10. Jahrh. auf öſterreichiſchem Boden auf eben der Stelle begegne, wo Rüdeger localiſirt ſei (Bechlaren), wozu dann Richard von Muth in der unmittelbaren Nähe von Bechlaren das ſchon im J. 1075 vorkommende Dorf Ruprechtshofen nachwies und die mythiſche Rolle Rüdeger's zu präciſiren ſuchte (Sitzungsberichte der kaiſer. Akademie der Wiſſenſchaften in Wien. Philoſ.-hiſtor. Claſſe vom J. 1877, 85. Bd. S. 265—280 und Einleitung in das Nibelungenlied S. 77—82). Die ganze Sache bleibt aber Hypotheſe, ſolange in der Gegend von Bechlaren nicht mehr von der Sage von Robin Hood und Ruprecht nachgewieſen werden kann als jener analoge Zug und jener Ortsname. *(A. Raszmann.)*

KNEITLINGEN, Kirchdorf unter dem Elme im braunſchweigiſchen Kreiſe Wolfenbüttel und Amtsgerichtsbezirke Schöppenſtedt mit 165 Einwohnern. Der an ſich unbedeutende Ort iſt weit bekannt dadurch, daß ihn das

3) S. Kuhn in Haupt's Zeitſchr. für deutſches Alterth. 5, 482 fg. 4) Wolf, Beiträge zur deutſchen Mythologie 2, 129. In den Luſtſpielen des 16. und 17. Jahrh. wird derſelbe zu einem Rüpel oder Rüppel, d. h. allgemeinen luſtigen Narrn (Grimm, Myth. 472). 5) Schmeller a. a. O. I, 998.

Volksbuch von Till Eulenſpiegel als Geburtsort dieſes Muſters aller fahrenden loſen Schelme nennt. Es ſteht jetzt wol zweifellos feſt, daß Eulenſpiegel kein Phantaſiegebilde, nicht blos poetiſche Verkörperung derb-ſchelmiſcher Volksnatur, ſondern hiſtoriſche Perſon iſt, und es liegt auch kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß derſelbe in Kneitlingen geboren und, wie das Buch ſagt, im naheliegenden Ampleben getauft iſt; noch jetzt zeigt man in Kneitlingen den Eulenſpiegel'ſchen Hof, in deſſen Kellern auch noch ein altes Steinbildniß, den Schalk Till vorſtellend, verborgen ſein ſoll. Alte Stadt-Braunſchweigiſche Vem- und Degedingbücher nennen in den Jahren 1347—1356 eine „Ulenſpeigelſche" als ortsanſäſſig, die vielleicht Till's ſpäter nach Braunſchweig verzogene Mutter war. Die Sage bezeichnet auch das Haus am Bäckerklint Nr. 11 in Braunſchweig als dasjenige, worin Till als Bäckergeſell gearbeitet und den bekannten Streich mit den Eulen und Meerkatzen ausgeführt habe, und es iſt in neuerer Zeit auch ein hölzernes Standbild, den Eulenſpiegel vorſtellend, daran angebracht; doch ſtammt das Haus in ſeiner jetzigen Geſtalt erſt aus dem Jahre 1630.
(*E. Steinacker.*)

KNELLER (Gottfried), Bildnißmaler, geboren zu Lübeck 1648, geſtorben zu London den 27. Oct. 1723. Sein erſter Lehrer in der Kunſt iſt nicht bekannt; er ſelbſt wählte im Beginn ſeiner Künſtlerlaufbahn die hiſtoriſche Malerei und da er in ſeiner Vaterſtadt weder Anregung noch Gelegenheit, ſeine Kunſt zu üben, fand, ging er nach Holland, wo ihn der Ruhm Rembrandt's zur Nachahmung von deſſen Kunſtweiſe anſpornte. Doch blieb er ſeinem Entſchluſſe nicht lange treu und beſchloß, nach Italien zu reiſen (1672), um ſich daſelbſt nach Tizian's und Carracci's Werken weiter auszubilden. Er kam indeſſen nicht weiter als nach Venedig, wo er ſich entſchloß, die Hiſtorienmalerei aufzugeben und ſich nur dem Porträt zu widmen. Er fand auch in der Lagunenſtadt Gelegenheit, ſeine Kunſt zu erproben; ſo malte er das Bildniß des Cardinals Beſſadonna, des Dichters Joſeph Carrera und anderer. Als er nach Deutſchland zurückkehrte, ſetzte er ſeine Bildnißmalereien fort und erwarb ſich bald eine ſolche Fertigkeit, daß er in England eine glänzende Zukunft für ſeine Kunſt ſah und ſich deshalb 1675 dahin begab, wo er auch bis zu ſeinem Tode blieb, weshalb ihn engliſche Kunſthiſtoriker für ihren Landsmann nehmen. In England fand er auch in hohem Maße, was er ſuchte, Vermögen und Ruhm. Er beſaß eine bewunderungswürdige Leichtigkeit, ein Porträt hinzuwerfen und es geſchickt zu arrangiren. Dies ſchmeichelte vorzüglich den vornehmen Damen, die er anmuthig und mit treueſter Nachbildung ihrer modiſchen Hüllen darzuſtellen verſtand, und ſein Atelier blieb darum nie leer, ſodaß er kaum allen Aufträgen nachkommen konnte. Vor ihm war Peter Faes (genannt Lely) ein vielumworbener und geſchätzter Bildnißmaler; das neue Geſtirn aber verdunkelte den Vorgänger und man erzählt, daß dieſer aus Gram darüber ſtarb.

Zum Glück Kneller's trug weſentlich der Umſtand bei, daß er beim König und dem ganzen Hofe Anerkennung fand. Sowol Karl II. als Wilhelm III. beſchäftigten den Künſtler in hohem Maße; letzterer machte ihn 1692 zum Ritter und von Georg I. wurde er ſogar unter dem Titel: von Whitton zum Baronet ernannt (1715). Von Karl II. wurde er 1684 nach Frankreich geſchickt, um Ludwig XIV. und den ganzen Hof zu malen. Für Wilhelm III. malte er die ſchönſten Hofdamen des königlichen Staats, eine Art Schönheitsgalerie, für welche Arbeit ihn der König mit einer goldenen Kette belohnte. Die meiſten dieſer weiblichen Schönheiten haben John Smith, Faber und andere Künſtler in der damals ſehr beliebten Schabmanier geſtochen. Auch Peter der Große von Rußland und Karl VI., König von Spanien, ſaßen ihm zum Porträt. Seine Arbeiten bekunden eine große Leichtigkeit der Auffaſſung, auch ſein Colorit iſt kräftig, beſonders in den Bildniſſen, in denen er ſich van Dyck zum Muſter nahm. Der Künſtler malte zu ſchnell, als daß er ſeine Bilder hätte fleißig durcharbeiten können. Dieſes ihm angeborene Fa preſto wurde noch durch die maſſenhaften Beſtellungen geſteigert. Da er allen Anforderungen nicht genügen konnte, hielt er ſich Gehülfen, die alles Beiwerk nach ſeiner Angabe ausführten, nachdem er ſelbſt nur den Kopf gemalt hatte. Es ging dabei ganz fabrikmäßig zu; einer malte nur die Hände, ein zweiter die Landſchaft, wo ſie den Hintergrund bildete, ein dritter die Perrüken, ein vierter das Pelzwerk u. ſ. f. Dennoch fanden ſeine Bilder allgemeine Anerkennung, die ſie vielleicht bei den verſchrobenen Kunſtanſichten jener Zeit nicht gefunden hätten, wenn der Künſtler ſeine Thätigkeit mit vollem Ernſte betrieben hätte.

Die Kupferſtecher bemächtigten ſich ſogleich eines jeden ſeiner Werke, um es auf der Kupferplatte zu reproduciren. Man zählt über 300 Bilder, die auf dieſe Art vervielfältigt wurden. Zu den beſſeren Arbeiten dieſer Art gehören die von den engliſchen Stechern J. Smith, J. Faber, J. Simon, G. Vertue und von den holländiſchen Künſtlern J. Verkolje, J. Gola, P. van der Gunſt, Houbraken, G. Valck u. a. m.

Beim Tode des Künſtlers ſollen noch 500 unvollendete Bilder ſich im Atelier vorgefunden haben. Da der Künſtler ſich der Gunſt des Hofes erfreute, ſuchte ihn alles auf, was einen Namen hatte oder über Reichthümer verfügte. Der Künſtler hat uns darum in ſeinem überreichen Lebenswerke eine Galerie hinterlaſſen, welche die Bildniſſe aller ſeiner berühmten Zeitgenoſſen enthält. Außer den bereits genannten Bildniſſen gekrönter Häupter erwähnen wir noch ſolche von Künſtlern und Gelehrten, als Gibbon, Steele, A. Pope, W. Congreve, Chr. Wren (Erbauer der Paulskathedrale), Coſimi (Violinvirtuoſe), J. Smith und ſein Eigenporträt. Beſſer als die männlichen gelangen ihm die Damenbildniſſe; indeſſen muß man geſtehen, daß eine fortgeſetzte Betrachtung dieſer engliſchen Schönheiten mit ihrem ſtereotypen Lächeln und charakterloſen Schäferinnen-Mienen ſchließlich ermüdet und man ſich ordentlich nach einer „Hidde Bobbe" von Fr. Hals ſehnt. Indeſſen der Künſtler war ein Kind ſeiner Zeit, der dieſe und ihre Richtung ſtark zu ſeinem Vortheil auszunützen verſtand. Er iſt darum auch nach den

Digitized by Google

Grundſätzen der Mode, die ihn beeinflußte, zu beurtheilen. Er wurde in der Weſtminſterabtei begraben und auf ſeinem prächtigen Monument die Grabſchrift, welche die letzte Ruheſtätte Rafael's ziert, in engliſcher Sprache angebracht. (*J. E. Wessely.*)

KNEPH, *Κνήφ* iſt nach *Plut.* De Is. 21, *Euseb.* Praep. ev. I, 10, 48. III, 11, 45 der Name eines ägyptiſchen Gottes. Bei Jamblichus (De myst. 8,3 Parthey) findet ſich dafür die Namensform *ἠμῆφ* oder *ἠμήφ*, bei Damascius (De pr. princ. c. 125 Kopp; *Καμῆφις*, (var. *Κμήφ*), bei Stobäus (Ecl. I, 49 p. 394 Wachsmuth) *Καμήφης* oder *Καμῆφις*. Jedenfalls iſt Kamephes oder Kamephis die einzig richtige Form und Kneph nur eine Entſtellung. Nach Plutarch (l. c.) iſt letzterer der höchſte Gott der Thebais, ungezeugt und ungeſchaffen, nach Porphyrius bei *Euseb.* III, 11, 45 der Demiurg, aus deſſen Munde das Weltenei hervorgeht, aus dem Ptah entſteht. Auch nach Jamblichus (l. c.) und Asklepiades und Heraïskos bei Damascius iſt er der Urgott (der *νοῦς*); Asklepiades unterſcheidet drei Kamephis. Nach dem bei Stobäus (l. c.) erhaltenen Fragment lernt er die Weisheit vom Hermes Trismegiſtos. Philo von Byblos (bei *Euseb.* Pr. ev. I, 10, 48) identificirt ihn mit dem (angeblichen) phönikiſchen *ἀγαθὸς δαίμων*; er ſei eine Schlange, erhalte aber auch einen Sperberkopf (*προστιθέασι δὲ αὐτῷ ἱέρακος κεφαλὴν διὰ τὸ μαντικὸν τοῦ ἱέρακος*). Nach allen dieſen Andeutungen haben wir es hier mit einem Weſen der theologiſchen Speculation zu thun, deren es in Aegypten ſo viele gab und die als miſchgeſtaltige Weſen oft genug dargeſtellt wurden. Der Sperberkopf, welcher ſpeciell dem Horus zugehört, bezeichnet den Kamephis als ſolares Weſen — denn alle kosmiſchen Mächte der Aegypter ſind zugleich Sonnengottheiten — die Schlange als geheimnißvolles und mächtiges Weſen. Am nächſten liegt es, bei dem Namen an das ägyptiſche Ka mutef zu denken. Mit dieſem Namen „der Stier (d. h. Gemahl) ſeiner Mutter" wird in theologiſchen Texten der höchſte Gott häufig bezeichnet; es liegt ihm die bekannte ägyptiſche Anſchauung zu Grunde, daß das pantheiſtiſche Urweſen ſich ſelbſt im Schoſe ſeiner Mutter, die ſo zugleich ſeine Gemahlin wird, zeugt. In Theben iſt Kamutef einer der gewöhnlichſten Beinamen des Ammon. Allerdings ſtehen der Gleichſetzung von Kamutef und Kamefis lautlich ſtarke Bedenken entgegen (altägyptiſch mut „Mutter" heißt koptiſch maau), ſodaß ſie in keiner Weiſe als ſicher betrachtet werden darf.

Die Neueren haben ſich gewöhnt, den Kamephis oder Kneph mit dem von den Griechen *Κνοῦφις* oder *Χνοῦβις* genannten Gott zu identificiren. Nach Strabo (XVII, 1, 48) befindet ſich in Elephantine ein *ἱερὸν Κνούφιδος*, eine Inſchrift von der Katarakteninſel Sahêl (C. J. gr. 4893) iſt geweiht *Χνουβει τῳ και Αμμωνι, Σατει τῃ και Ηρᾳ, Ανουκει τῃ και Εστιᾳ* und eine Inſchrift von Syene lautet: Jovi Hammoni Chnubidi. Es werden hier die drei Localgottheiten der Kataraktenlandſchaft angerufen, welche uns in den hieroglyphiſchen Inſchriften unendlich oft als Chnumu, Satet und 'Anuqat entgegentreten. In den Inſchriften findet ſich Chnumu ſeit den älteſten Zeiten ſehr häufig und ſein Cult hat ſich ſehr früh über ganz Aegypten verbreitet, wenn auch das Kataraktengebiet und ſpeciell Elephantine immer der Hauptſitz ſeiner Verehrung blieb. Hier heißt er gewöhnlich Atenu Chont „der Bändiger Nubiens". Gebildet wird er mit einem Widderkopfe, der ſich von dem Ammon's dadurch unterſcheidet, daß ſeine Hörner horizontal verlaufen, während die des Ammon nach unten gekrümmt ſind, (Lepſius in der Aegyptiſchen Zeitſchrift 1877, 11 fg.). Was die ſpeciellen Functionen des Gottes ſind, wiſſen wir nicht, die gangbare Etymologie „der Bildner" iſt wol mehr als fraglich. Im Götterſyſteme wird er früh mit dem Sonnengott Ra' identificirt, gelegentlich auch mit Ammon (vgl. Lepſius l. c. 13), mit dem er ſeinem Urſprunge nach verwandt ſein wird. Beides ſind ja Widdergottheiten. Darauf beruht auch die Gleichſetzung mit dem den Griechen geläufigeren Ammon in den oben angeführten Inſchriften. In einer den griechiſchen Formen entſprechenden Geſtalt, als Knufi begegnet uns der Name des Gottes auch in einer äthiopiſchen Inſchrift aus Begerauye (Lepſius, Denkm. V, 39). Auch auf Abraxasgemmen findet ſich der Name des Kataraktengottes in der Form *Κνοῦφις*. (*Eduard Meyer.*)

KNESCHKE (Ernst Heinrich), geboren im J. 1798 zu Zittau, bezog, auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt ausgebildet, im J. 1817 die Univerſität Leipzig, um Medicin zu ſtudiren, und hielt ſich nach Vollendung der akademiſchen Studien daſelbſt auch fernerhin, vorwiegend als Aſſiſtent des Profeſſors Ritterich, an der vor kurzem begründeten Heilanſtalt für Augenkranke beſchäftigt, auf. Nach Vertheidigung einer Abhandlung „De hydrothorace" im J. 1828 zum Doctor promovirt, habilitirte er ſich 1829 als Docent an der Univerſität und wurde 1843 zum außerordentlichen Profeſſor ernannt. Er ſtarb am 2. Dec. 1869 zu Leipzig.

Praktiſch war Kneſchke nur als Augenarzt eine lange Reihe von Jahren thätig, während er als Docent namentlich über die Art des Studiums der Medicin (Encyklopädie und Methodologie), über Receptirkunſt, Literatur und Geſchichte der Medicin Vorleſungen hielt. In den ſpäteren Jahren ſeines Lebens hat er ſich jedoch ausſchließlich der Genealogie und Heraldik gewidmet und ſich durch mehrfache, mit großem Fleiße gearbeitete Publicationen auf dem Gebiete dieſer Wiſſenſchaften einen geachteten Namen erworben. Die drei hauptſächlichſten ſind: „Neues allgemeines Adels-Lexikon", 9 Bde. (Leipzig 1859—1870); „Deutſche Grafenhäuſer der Gegenwart", 3 Bde. (Leipzig 1852 u. 1854) und „Die Wappen der deutſchen freiherrlichen und adeligen Familien in genauer, vollſtändiger und allgemein verſtändlicher Beſchreibung", 4 Bde. (Leipzig 1855—1857). (*Bruno Stübel.*)

KNESEBECK (Karl Friedrich, Freiherr von dem), preußiſcher Generalfeldmarſchall, geb. am 5. Mai 1768 zu Carwe bei Neu-Ruppin, aus einem alten brandenburgiſchen Geſchlechte, trat 1782 in das Infanterieregiment „Herzog von Braunſchweig"; 1787 nach Halberſtadt verſetzt, wurde Kneſebeck Mitglied der Literariſchen Geſellſchaft und veröffentlichte in der „Deutſchen Monats-

Digitized by Google

ſchrift" politiſche Abhandlungen, welche durch ihre liberale Tendenz einen ſchroffen Gegenſatz zu ſeinen ſpäteren Anſichten und Beſtrebungen bilden. (Ueber Kneſebeck's literariſche Thätigkeit vgl. Preuß. Jahrbücher 34, 1.) — Kneſebeck nahm als Lieutenant an den Feldzügen von 1792 bis 1794 theil, wurde 1799 als Hauptmann und Adjutant des Generals Rüchel nach Potsdam verſetzt und 1802 zum Major befördert. Durch mehrere Denkſchriften, welche er auf Veranlaſſung ſeines Chefs über die Einrichtung einer Landmiliz verfaßte, wurde er in weiteren militäriſchen Kreiſen bekannt und im December 1803 zum Quartiermeiſter im Generalſtabe ernannt, obgleich ſeine Vorſchläge zur Organiſation ſogenannter „Provinzial- oder Ehrenlegionen" und einer „Vaterlandsreſerve" von der „Immediat-Militär-Organiſations-Commiſſion" inzwiſchen verworfen worden waren. (Vgl. Courbière, Geſchichte der brandenburg.-preuß. Heeresverfaſſung, Berlin 1852. S. 139 fg.) — Als Preußen ſich 1805 bemühte, mit einigen norddeutſchen Staaten in einen „engeren Verband" zu treten, wurde Kneſebeck nach Kaſſel geſandt, um die dortige Regierung zum Anſchluß an Preußen zu bewegen. Während der Verhandlungen, die an dem Geize und der Beſchränktheit des Kurfürſten ſcheiterten, lernte Kneſebeck den damaligen Major Scharnhorſt kennen und veranlaßte deſſen Berufung in die preußiſche Armee. Die Freundſchaft zwiſchen dieſen beiden Männern war faſt ausſchließlich auf die gemeinſamen Beſtrebungen gegründet, denn im übrigen platzten dieſe ſo ganz entgegengeſetzten Charaktere oft heftig aufeinander. Vergleiche den Brief Scharnhorſt's an Hardenberg in „Kneſebeck und Schön" S. 20 von Max Lehmann (Leipzig 1875). Auch im mündlichen Verkehr iſt es zu heftigen Scenen gekommen, was aus dem Briefe Kneſebeck's an Gneiſenau vom 22. Jan. 1814 hervorgeht; erſterer ſchreibt: „Ich habe es ruhig ertragen, daß der Marſchall Vorwärts, wie einſt der ſelige Scharnhorſt, mir die härteſten Sachen ſagte, weil ſie mich nicht verſtanden" (vgl. Droyſen, York III, 197); man würde jedoch irren, wenn man aus derartigen Conflicten auf ein dauerndes Zerwürfniß zwiſchen Kneſebeck und Scharnhorſt ſchließen wollte. (Vgl. M. Lehmann, Kneſebeck und Schön, S. 20.) Im März 1806 übernahm Kneſebeck als preußiſcher Commiſſar die Feſtung Hameln, trat im Herbſte beim Beginn des Feldzuges zum Stab des Generals Rüchel und wohnte der Schlacht von Auerſtädt (14. Oct. 1806) im Gefolge des Königs bei. — (Ueber ſeinen Antheil an der Schlacht vgl. Höpfner, Der Krieg von 1806—7, I, 1, S. 455 fg.; ebenſo Henckel, Erinnerungen S. 45 fg.) Kneſebeck geleitete den König während des Rückzuges nach Erfurt, wurde dann zu dem Oberbefehlshaber Fürſten Hohenlohe commandirt und beantragte im Kriegsrath zu Quedlinburg vergeblich, den Rückzug auf Magdeburg nur mit der großen Maſſe der Unbewaffneten fortzuſetzen, während die noch formirten Truppen zwiſchen Innerſte und Weſer manövriren und ſich auf Hameln ſtützen ſollten. (Vgl. Höpfner, Der Krieg von 1806—7, I, 2, S. 73 fg.) — Der Vorſchlag wurde verworfen und Kneſebeck mit Gneiſenau nach Magdeburg und ſpäter nach Stettin geſandt, um die für den Rückzug nach der Oder erforderlichen Verpflegungsmaßregeln zu treffen. — Während des Winterfeldzuges war Kneſebeck im Hauptquartier des ruſſiſchen Generals Bennigſen, betheiligte ſich im December 1806 an der Schlacht von Pultusk (vgl. Henckel von Donnersmark, Erinnerungen u. ſ. w., Zerbſt 1846, S. 49, 50, Beil. 412) und ſtellte im Frühjahre 1807 aus eigenen und den von andern Seiten gemachten Vorſchlägen die „Grundlinien zu einem allgemeinen Operationsplane" zuſammen, in welchem er Oeſterreich, England und Schweden als Bundesgenoſſen Preußens und Rußlands ſupponirte. (Vgl. Ranke, Hardenberg V, S. 500.) Im Verfolg dieſer Vorſchläge, welche im weſentlichen auf einen umfaſſenden Angriff gegen Napoleon hinzielten, wurde Kneſebeck im Mai 1807 nach Wien geſandt. (Vgl. Ranke, Hardenberg III, S. 358 und Ompteda, Politiſcher Nachlaß 2. Abſchnitt I, S. 374.) Der Friede von Tilſit bereitete den Beſtrebungen Kneſebeck's ein jähes Ende; er kehrte nach Berlin zurück, nahm ſeinen Abſchied und widmete ſich während der nächſten beiden Jahre der Bewirthſchaftung ſeines Landgutes Carwe. Die Anträge, als Chef des Militärcabinets oder als Erzieher des Kronprinzen wieder in den Staatsdienſt zu treten, lehnte er unter Hinweis auf ſeine geſchwächte Geſundheit ab. (Vgl. Pertz, Aus Stein's Leben I, S. 273, 472, II, 172.) — Im J. 1809 begab ſich Kneſebeck beim Ausbruch des öſterreichiſchen Krieges nach Böhmen, wurde aber hier von einem Freunde aus Unvorſichtigkeit in den Arm geſchoſſen und dadurch verhindert, ſich an dieſem Feldzuge zu betheiligen. Nach ſeiner Geneſung ging er mit umfaſſender Vollmacht im Auftrage des Königs von Preußen in das öſterreichiſche Hauptquartier. Der König hatte nur mit Widerſtreben auf den Antrag aller ſeiner Miniſter in dieſe Miſſion Kneſebeck's gewilligt, da er ſie für unklug und höchſt gefährlich hielt. Das Mistrauen, welches Friedrich Wilhelm III. in jener Zeit gegen Kneſebeck hegte, beruhte auf der Annahme, daß Kneſebeck von „volksthümlichen Regungen fanatiſirt ſei" und daß er ſich dadurch zu Unbeſonnenheiten werde verleiten laſſen; es iſt für die Anſchauung des Königs charakteriſtiſch, daß er in dem Entwurf der Inſtruction an der Stelle, wo geſagt war, daß der König von dem Ehrgefühle und der Einſicht Kneſebeck's erwarte, daß er nichts abſchließen würde, was ihn bedauern mache, demſelben ſeine Vollmacht gegeben zu haben, die Worte hinzugefügt hat: „Je le désire, mais j'en doute". — (Vgl. Ranke, Hardenberg IV, S. 205.) Der Allianzvertrag zwiſchen Oeſterreich und Preußen, welchen Kneſebeck abſchließen ſollte, wurde durch die kriegeriſchen Erfolge Napoleon's vereitelt, und Kneſebeck kehrte nach Berlin zurück, als die Entſcheidung bei Wagram im Juli 1809 gefallen war. Die patriotiſchen Beſtrebungen Kneſebeck's fanden keine Anerkennung, ſondern es wurde ihm der Vorwurf gemacht, daß er ohne die Ueberlegung und Kaltblütigkeit des Königs den Staat ins Verderben geſtürzt hätte. — In ſtiller Zurückgezogenheit lebte Kneſebeck die nächſten beiden Jahre auf ſeinem Landgute Carwe, wo er die Genug-

Digitized by Google

thuung hatte, daß ſeine 1803 gemachten Vorſchläge zur Bildung einer Vaterlandsreſerve u. ſ. w. in mehrfacher Beziehung bei der Reorganiſation der Armee zur Ausführung gelangten. (Vgl. Courbière, Geſchichte der brandenburgiſch-preußiſchen Heeresverfaſſung, S. 165 fg.)

Im Januar 1812 wurde Kneſebeck zum Generaladjutanten befördert und bald darauf mit einer Miſſion zur Erhaltung des Friedens nach Petersburg betraut. Der officielle Bericht über dieſe Sendung datirt vom 23. März 1812 und iſt unter anderm auch im Beihefte des Militär-Wochenblattes vom Juni 1848 abgedruckt. An derſelben Stelle veröffentlicht Graf Henckel Bruchſtücke aus den hinterlaſſenen Memoiren Kneſebeck's, worin ſich dieſer die Urheberſchaft des Gedankens vindicirt, daß der Operationsplan der Ruſſen in dem Feldzuge von 1812 auf das Syſtem der langen retrograden Linien baſirt werden müſſe; es wird darin ausführlich erzählt, wie Kneſebeck zuerſt Friedrich Wilhelm III. und ſpäter den Kaiſer Alexander für ſeine Ideen gewonnen habe. Die völlige Unhaltbarkeit der Kneſebeck'ſchen Behauptungen bezeugen die eigenen Berichte deſſelben aus jener Zeit, die beglaubigte Aeußerung Alexander's gegen den Herzog Eugen von Würtemberg: „La Russie ne doit jamais oublier la reconnaissance que je porte au général Phull pour son système“ und eine Menge anderer Documente. (Vgl. M. Lehmann, Kneſebeck und Schön, S. 38.)

Nach ſeiner Rückkehr von Petersburg nahm Kneſebeck zwar ſeinen Aufenthalt in Carwe, wurde jedoch bei allen militäriſchen Maßregeln, welche mit der Politik in Verbindung ſtanden, zu Rathe gezogen. Mit klarem Blicke war Kneſebeck den Ereigniſſen gefolgt und empfahl dem Könige ſchon im December 1812, zu rüſten und ſeine Reſidenz nach Breslau zu verlegen; dieſe Bemühungen blieben jedoch ebenſo erfolglos wie Kneſebeck's Sendung nach Wien, um Oeſterreich für die deutſche Sache zu gewinnen.

Ende Januar 1813 von dort zurückberufen, wurde Kneſebeck nach Rußland geſandt; er fand daſelbſt keine freundliche Aufnahme und ſchrieb am 27. Febr. 1813 an Hardenberg, daß der Kaiſer gegen ſeine Perſon Klagen habe und ihm dieſe zuwider ſei. Nach Pertz (Gneiſenau II, S. 504) ſoll der Kaiſer ſogar geſagt haben, als er von Kneſebeck's Sendung benachrichtigt wurde: „Ach, das iſt der, welcher immer den kleinmüthigſten Plan vorſchlägt.“ — Noch weniger Verſtändniß fand Kneſebeck für ſeine Ideen bei den Männern der Actionspartei; er hatte den preußiſchen Commandanten Befehle ertheilt, als ſollten ſie ihre Feſtungen gegen die Ruſſen vertheidigen, und wenn auch Stein und Scharnhorſt dieſen Fehler wieder ausglichen, ſo konnte Kneſebeck's Auftreten doch weder ſeinem Auftrage förderlich ſein, noch die gegen ihn ſich geltend machende Miſſtimmung beſeitigen. Zu ſeiner Rechtfertigung darf jedoch nicht übergangen werden, daß er ſowol hierbei als auch in der Forderung der Herausgabe der 1807 von Preußen an Rußland abgetretenen Provinzen ſich ſtreng an die ihm ertheilten Weiſungen gehalten hat.

Während der Freiheitskriege von 1813, 14 und 15 war Kneſebeck erſter Generaladjutant des Königs und hat ſich als militäriſcher Rathgeber mehrfache Verdienſte um die Kriegführung erworben, wenn auch andererſeits nicht in Abrede zu ſtellen iſt, daß er durch ſein ſtarres Feſthalten an gewiſſen Theorien der guten Sache oft hinderlich geweſen iſt. In erſterer Beziehung iſt das rechtzeitige Abbrechen der Schlacht von Bautzen (ſ. den Art.), ſowie der Abſchluß des Waffenſtillſtandes Kneſebeck zu danken; er verhandelte in Wien mit dem Kaiſer von Oeſterreich und empfing perſönlich das Verſprechen deſſelben, dem Bunde beizutreten. Kneſebeck's Mitwirkung bei Feſtſtellung des Operationsplans für den Feldzug von 1813 und 14 ſteht außer allem Zweifel; ihm iſt jedoch die Schuld beizumeſſen, daß durch übermäßige Verſtärkung der böhmiſchen Armee erhebliche Kräfte der Alliirten für die energiſche Aufnahme der Offenſive nach Ablauf der Waffenruhe verloren gingen. Wenn Kneſebeck, wie erzählt wird, die Stärke der böhmiſchen Armee durch den Umſtand motivirte, daß die verlängerte Donaulinie ins Herz von Frankreich treffe, ſo beweiſt dies, daß er noch vollſtändig in den Irrthümern ſeiner Zeit befangen war. Auch von einem gewiſſen Kleinmuth iſt Kneſebeck in jener Zeit nicht freizuſprechen, und das harte Urtheil des Fürſten Hardenberg, welcher Kneſebeck: „excessivement timide et craintif“ nannte, wird durch eine Menge von Thatſachen beſtätigt; er hat ſehr häufig die kühnen, auf den Sturz Napoleon's berechneten Pläne der Actionspartei zu vereiteln geſucht, und erklärte ausdrücklich, es ſei unrecht, eine rechtmäßige Dynaſtie wie die Napoleoniſche vom Throne zu ſtoßen.

Im J. 1815 machte Kneſebeck den Verſuch, Blücher beiſeite zu ſchieben. (Vgl. Bernhardi, Geſchichte der europäiſchen Politik, Leipzig 1863, I. 217. 508.)

Nach dem Friedensſchluſſe von 1815 blieb Kneſebeck in ſeiner Stellung als Generaladjutant des Königs, welcher ihn 1822 zum Chef des reitenden Feldjägercorps, 1825 zum General der Infanterie ernannte und 1831 nach Gneiſenau's Tode mit dem Oberbefehle der an der ruſſiſchen Grenze aufgeſtellten Obſervationsarmee betraute. Kneſebeck war bis zu ſeinem Tode ein entſchiedener Anhänger der öſterreichiſchen Politik und ein abgeſagter Feind aller liberalen Neuerungen. Bei ſeinem Ausſcheiden aus dem Militärdienſte erhielt Kneſebeck den Charakter als General-Feldmarſchall und ſtarb am 12. Jan. 1848 zu Berlin.

Quellen: A. v. d. Kneſebeck, Aus dem Leben der Vorfahren vom Schloſſe zu Tylſen in der Altmark (Berlin 1875); M. Lehmann, Kneſebeck und Schön (Leipzig 1875; B. Poten, Handbuch der geſammten Militärwiſſenſchaften (Bielefeld 1879). *(E. L. Ulbrich.)*

Knetcur, ſ. Massage.

KNIAŻEWICZ (Karol), polniſcher Patriot und hervorragender Heerführer, iſt aus angeſehener litauiſcher Familie bei Mitau in Kurland am 4. Mai 1762 geboren. Der Vater, ein wohlhabender Landedelmann, verlor durch unglückliche Speculationen, durch Betheiligung an einer Schiffsverſicherungsgeſellſchaft, ſein Ver-

Digitized by Google

mögen, und dieſer Schlag koſtete der Mutter das Leben. Aber auch an der Stiefmutter, die Kniażewicz bald erhielt, hing er mit kindlicher Liebe und Zärtlichkeit. Sein Lebenslauf wurde dadurch beſtimmt, daß König Stanislaus Poniatowſki Gelegenheit fand, ſich für die verarmte Familie zu intereſſiren und die Aufnahme des Knaben in das Cadettencorps zu Warſchau verfügte. Im J. 1780 wurde er Fahnenjunker und 1784 Lieutenant bei der Artillerie, im J. 1792 kam er zu den Füſilieren und wurde während des Krieges für kurze Zeit zum Stab des Generals Koſciuszko verſetzt, kehrte aber bald zu ſeinem Truppentheile zurück und zeichnete ſich in verſchiedenen Gefechten, beſonders bei Dubienka, ſo aus, daß er zum Major avancirte. Im J. 1794 übertrug Koſciuszko dem Oberſten Iſidor Kraſinſki die Formation eines Regiments und gab ihm Kniażewicz als Bataillonsführer. Darauf wurde Kniażewicz Generalſtabschef bei General Zajoncek, in welcher Stellung er in der Schlacht bei Chelm das polniſche Heer vor gänzlicher Vernichtung rettete. Nach gut ausgeführtem Rückzuge nahm Zajoncek mit Zuſtimmung Kniażewicz's bei Golkow den Kampf gegen die vereinigten Ruſſen und Preußen unter Ferſen auf, und auch hier war es Kniażewicz, der, als ſich die Schlacht am zweiten Tage zu Ungunſten der Polen entſchieden hatte, das Heer durch einen geordneten Rückzug rettete. Zur Belohnung dafür ernannte ihn Koſciuszko zum General. Nachdem während der Belagerung von Warſchau die Polen infolge der ſchlechten Führung des Fürſten Joſeph Poniatowſki bei Marymont umgangen waren, warf ſich Kniażewicz, ohne einen Befehl abzuwarten, auf die Preußen und nöthigte ſie zum Rückzug, wie er ſich auch durch einen erfolgreichen nächtlichen Ueberfall in ähnlicher Weiſe auszeichnete. Als er aber nach dem Abzuge der Preußen von Warſchau von Koſciuszko dem General Sierakowſki zu Hülfe geſandt war und beide vereinigt Ferſen den Weg verlegen wollten, ſchafften ſich die Ruſſen durch den Sieg bei Maciejowice freie Bahn. Hier gerieth Kniażewicz in Gefangenſchaft und wurde mit andern Schickſalsgefährten nach der Ukraine gebracht. Nach ſeiner Auslieferung 1796 boten die Patrioten, welche ſich in der Moldau und Galizien ſammelten, Kniażewicz den Oberbefehl an, erhielten aber eine Ablehnung, da er entſchloſſen war, auf den rheiniſchen Kriegsſchauplatz zu gehen. Nachdem er ſeine Stiefmutter, die ſich bei dem Caſtellan von Suchodolec aufhielt, beſucht hatte und dort mit Joſeph Drzewiecki, einem Kameraden von Maciejowice, der dieſelbe Abſicht hegte, zuſammengetroffen war, kamen ſie in der Weiſe über die Grenze, daß Drzewiecki ſich unter dem Vorwande, ſeiner Geſundheit wegen nach Karlsbad zu gehen, einen Paß verſchafft hatte, Kniażewicz aber ihn als Diener begleitete. Auf der weiteren Reiſe als Kaufleute verkleidet, gelangten ſie glücklich zum Marſchall Soult, der in Lauterbach ſtand, und wurden von hier zuerſt zu Hoche nach Wetzlar und dann mit Bonaparte's Einwilligung weiter nach Oberitalien gewieſen, wo Dombrowſki eine Legion von drei Bataillonen gebildet hatte. Dort entbot Bonaparte die beiden polniſchen Ankömmlinge zu ſich nach Campo-Formio und ernannte dann Kniażewicz zum Befehlshaber des erſten Bataillons jener Legion. Schon hatte auch eine zweite polniſche Legion ſich bei Mailand zu ſammeln begonnen und die erſte den Befehl zum Abmarſch erhalten, als die Nachricht vom Abſchluſſe des Friedens eintraf. Tief gebeugt und verſtimmt führte Kniażewicz ſeine Truppen nach Rimini; als ſie unterwegs mit Bonaparte und ſeiner Gemahlin zuſammentrafen, bemühte ſich die letztere, den Offizieren Troſt und Muth einzuſprechen, und vertheilte dabei an ſie eine Feder aus dem Hute des Generals. Lange ſollte die Unthätigkeit nicht dauern, da durch Bonaparte's Zug nach Aegypten Frankreichs Streitkräfte in Italien geſchwächt wurden und Neapel ſich zum Kampf verlocken ließ. Die Legion erhielt Befehl, nach Rom zu ziehen, wo ſie am 3. Mai 1798 unter dem Jubel des Volkes einrückte und das Capitol beſetzte. Indeſſen näherte ſich die feindliche Armee, etwa 80,000 Mann ſtark, der Stadt in drei Colonnen. Nachdem Kellermann die erſte bei Monteroſi geſchlagen, ſtieß Kniażewicz mit einem Bataillon Infanterie, einer Schwadron und zwei kleinen Geſchützen auf 8 Bataillone Neapolitaner: er formirt ſchleunigſt eine lange Front, vertheilt die Reiterei auf die Flügel, poſtirt die beiden Geſchütze links und greift den Feind ſo ſchnell an, daß derſelbe ſich nicht mehr zu entwickeln vermag und ein ſchneidiger Reiterangriff unter Kniażewicz' perſönlicher Führung den Sieg entſcheidet. Die wärmſte Anerkennung von ſeiten Championnet's war der Lohn für dieſe Bravour. Nachdem er dann noch im Vereine mit Chlopicki durch nächtlichen Ueberfall wie einſt vor Warſchau einen Erfolg errungen, kehrte er nach Rom zurück. Von Championnet nach Paris geſandt, wurden die polniſchen Heerführer am 8. März 1799 von den Miniſtern feierlich empfangen; Kniażewicz ſelbſt erhielt einen reichverzierten Ehrenſäbel und zwei ſchöne Piſtolen mit ehrender Widmung und am folgenden Tage auf einem Feſtmahle einen lobenden Toaſt durch Koſciuszko, ſeinen früheren Obergeneral. Gleichzeitig beſchloß die Regierung, die polniſche Legion als franzöſiſches Corps anzunehmen, welches nunmehr aus vier Bataillonen Infanterie zu 1200 Mann, einer Compagnie Artillerie und einer Schwadron Cavalerie beſtehen und von Kniażewicz befehligt werden ſollte. Das Corps erreichte bald 9000 Mann und vergrößerte ſich beſonders nach der Einnahme von Zürich durch viele Ueberläufer, hauptſächlich aus dem Heere des Erzherzogs Karl, der in der Pfalz ſtand. Die franzöſiſche Regierung ſorgte aber ſo ſchlecht für dieſe Truppe, daß allmählich Mangel an jeder Art von Bekleidungsſtücken ſich einzuſtellen begann, und als Kniażewicz Befehl erhielt, nach Metz zu ziehen, die Soldaten nur durch die Bitten der Offiziere zum Gehorſam gebracht werden konnten. Als Bonaparte, aus Aegypten zurückgekehrt, nach Italien ging, um dort die Oeſterreicher anzugreifen, und Moreau an der Donau operirte, wurde Kniażewicz dieſem zugetheilt, ſchlug die Oeſterreicher bei Berghem, Bornheim, Offenbach und beſetzte ſchließlich Frankfurt und Philippsburg. Doch ließ er ſich durch gewiſſe Intriguen veranlaſſen, ſich für einige Zeit nach Straßburg zurückzuziehen, wo er wenigſtens

Digitized by Google

die Genugthuung hatte, zuſammen mit Moreau ſehr gefeiert zu werden. Auch ſein Name kam auf den Triumphbogen Napoleon's. Als der Friede von Luneville geſchloſſen wurde, der den Polen nichts brachte, als daß ſie in den Dienſt des Königs von Etrurien treten ſollten, enthielt die erſte polniſche Legion 7 Bataillone Infanterie und 5 Compagnien Artillerie, die zweite 4 Bataillone Infanterie, eine Compagnie Artillerie und zwei Schwadronen Cavalerie, zuſammen 15,000 Mann. Da Kniaziewicz auch in Paris, wohin er ſich zunächſt begab, nichts erreichte, ſo verließen die meiſten Offiziere den Dienſt und die Legionen zerſtreuten ſich zum größten Theil. Kniaziewicz ſelbſt kaufte ſich bei Straßburg einen Weinberg, von deſſen Ertrage er ſich kümmerlich nährte. Auch als er 1802 nach Polen zurückgekehrt war und von dem Wojwoden von Wolhynien ein Dorf geſchenkt erhalten hatte, beſchäftigte er ſich einige Jahre nur mit dem Ackerbau und ließ ſich weder 1806 noch 1809 zu einer Aenderung ſeiner ruhigen Lebensweiſe verlocken. Durch die Heirath mit einer reichen ſchleſiſchen Witwe im J. 1810 und durch den baldigen Tod derſelben kam er in den Beſitz eines bedeutenden Vermögens. Dennoch fand er ſich jetzt, als Napoleon den ruſſiſchen Krieg begann, bereit, noch einmal das Waffenhandwerk zu ergreifen. Er trat unter die Fahnen Joſeph Poniatowſki's und befehligte die 16. Diviſion der großen Armee, die bei Smolensk, bei Moſhaisk, bei Jaroslawez und an der Bereſina mitfocht. Nach Beendigung des Krieges zog ſich Kniaziewicz zuerſt nach Krakau und bald nach Warſchau zurück, wo er in das Kriegscomité unter dem Großfürſten Konſtantin eintrat. Doch ſchon nach drei Jahren (1817) verließ er Polen, um ſeinen dauernden Aufenthalt in Dresden zu nehmen. Im J. 1825 gerieth er bei der ſächſiſchen Regierung in Verdacht, wurde auf den Königſtein gebracht und ſetzte nach ſeiner baldigen Freilaſſung ſeinen Wanderſtab weiter nach Paris fort. Hier ſtarb er am 10. Mai 1843 unter der Pflege der Witwe Soult's, deren treuer Freundſchaft er in den letzten Jahren ſeines Lebens ſich zu erfreuen gehabt hatte, und iſt auf dem Kirchhofe von Montmorency beſtattet, wo ein einfacher Stein mit den Worten „Dem General Kniaziewicz" ſein Grab deckt.

Nach einem Artikel in Band 27 (1859) der pariſer Nouvelle Biographie générale und nach K. W. Wojcicki in Band 14 (1862) der Encyklopedyja powszechna Orgelbranda. (*K. Lohmeyer.*)

KNIAŻNIN (Franciszek Dionys), einer der hervorragenderen polniſchen Lyriker des 18. Jahrh., wurde am 4. Oct. 1750[1]) in der Wojwodſchaft Witebsk geboren. Seine Vorfahren, in der Wojwodſchaft Smolensk anſäſſig, waren nach der Eroberung Smolensks durch die Ruſſen 1654 nach der Wojwodſchaft Witebsk verzogen, wie der Dichter in einer Note zu Lyrica I, 19 mittheilt. Er beſuchte die Jeſuitenſchule in Witebsk, wo er ſich eine vorzügliche Kenntniß der altclaſſiſchen Schriftſteller erwarb und wo er früh den Entſchluß faßte, in den Orden einzutreten. Nach Beendigung des Gymnaſialunterrichts in Witebsk ging er nach Warſchau und ertheilte in einer unter der Leitung der Jeſuiten ſtehenden Schule Unterricht. Nach der Auflöſung des Ordens trat er, weil er das Ordensgelübde noch nicht abgelegt hatte, in den weltlichen Stand wieder zurück, arbeitete eine Zeit lang in der Zaluſki'ſchen Bibliothek[2]) unter Janocki, dann wurde er Secretär des Fürſten Adam Czartoryſki, Generals von Podolien, und einer der Lehrer ſeiner Kinder. Von nun an verlebte er mehr als 20 Jahre am Hofe des Fürſten Czartoryſki, faſt ununterbrochen in Pulawy, um dieſe Reſidenz nur zeitweiſe zu verlaſſen, wenn die fürſtliche Familie in Sieniawa oder Siedlze reſidirte; auch anderwärts begleitete er den Fürſten. Unter ſeinen Gedichten iſt auch eins dem Andenken an Karlsbad gewidmet.[3]) Es zeigt, wie wenig der Dichter ſich in die weite und bewegte Welt und wie ſehr er ſich nach dem ſtillen Pulawy ſehnte. Eine tiefe Leidenſchaft, welche er zu einer der Prinzeſſinnen faßte, und die Kataſtrophe von 1795, die über Polen mit der letzten Theilung einbrach, verdunkelte des Dichters Geiſt unheilbar; er verlebte ſeine letzten 11 Lebensjahre in ſtiller Einſamkeit und Pflege bei ſeinem Freunde, dem Pfarrer und Dichter Fr. Zablocki in Konskowola, wo er 1807 ſtarb.

Kniaźnin, welcher ſchon in früher Jugend poetiſches Talent zeigte, überſetzte auf Veranlaſſung der Jeſuiten zunächſt 1) viele Oden aus Horaz, welche in der von Naruſzewicz veranſtalteten Ausgabe der Gedichte Horazens in polniſcher verſificirter Ueberſetzung von verſchiedenen polniſchen Dichtern in zwei Bänden vom J. 1773 Aufnahme fanden. Ferner ſchrieb er 2) Fabeln (Bajki) in 3 Büchern (mit 15, 17 und 14 Fabeln) und veröffentlichte ſie 1775 in Warſchau bei Dufour. Sodann erſchienen 3) Erotiſche und Anakreontiſche Lieder und Gedichte (Erotyki czyli pieśni w rodzaju Anakreontycznym), fünf Bücher in zwei Bändchen (Warſchau 1779). 4) Gedichte (Wiersze) in einem Bändchen (Warſchau 1781). In demſelben Jahre gab Kniaźnin auch 5) lateiniſche Gedichte heraus unter dem Titel: Francisci Kniaznin Carmina. Varsoviae in typographia aulica 1781, 200 Seiten in 8°. Die erſte Geſammtausgabe der Gedichte Kniaźnin's, von dem Dichter ſelbſt beſorgt 1787 und 1788 in drei Bänden in Quart (255, 280, 264 Seiten) enthält nicht nur neue Gedichte, ſondern auch viele ſchon früher publicirte, darunter auch eine Auswahl aus Erotica 1779 und Wiersze 1781. Dieſe Ausgabe iſt der ſpäteren ſorgfältigen Ausgabe von Fr. Sal. Dmochowſki 1828 in Warſchau in 7 Bänden zu Grunde gelegt, doch iſt dieſe warſchauer Ausgabe noch bereichert durch eine Auswahl von Gedichten aus dem Nachlaſſe des Dichters (Bd. 7). Die Ausgabe Dmochowſki's iſt wiederholt worden in J. M. Bobrowicz's Biblioteka Kieszonkowa Klassyków polskich in 6 Bändchen (Leipzig

1) Nach Brown's Bibliothek der Schriftſteller Soc. Jes. in polniſcher Ueberſetzung von Kiejnowſki iſt der Geburtstag der 7. Oct.

2) In ſeinem Gedichte „An die Muſen", VII, S. 145 der Ausgabe von 1828 erwähnt er den Umſtand nicht. 3) VII, S. 168, Ausgabe von 1828.

Digitized by Google

1835—1837). In den Geſammtausgaben ſind nicht enthalten: a) der Homeriſche Hymnus, welchen Fr. X. Dmochowſki in den 3. Band ſeiner polniſchen Ueberſetzung der Ilias 1800 aufgenommen hat; b) Cl. Claudian's Raub der Proſerpina in polniſcher Ueberſetzung, gedruckt in Zabawy przyjemne i pożyteczne Band 16; c) einige unedirte lyriſche Gedichte Kniaznin's in Nowy Pamiętnik Warszawski 1822, Bd. 3 und 1823, Bd. 5. Andere kleinere beſonders herausgegebene Gedichte, wie z. B. an Paul Czempinſki med. Dr., welcher die Karpaten beſucht hatte, fanden Aufnahme in der Ausgabe von 1788 und 1828.

Kniaznin war vorwiegend Lyriker, die meiſten ſeiner lyriſchen Gedichte ſind Hymnen, Oden, panegyriſche Verſe, Lieder von kleinerem Umfange, das umfaſſendſte ſind die Klagegedichte auf den Tod der Gattin Zablocki's, in deſſen Namen gedichtet (Żale Orfeusza nad Eurydyką, Klagen des Orpheus); die von Kniaznin überſetzten Idyllen Greſſet's, Geßner's u. a. haben mehr lyriſchen als epiſchen Charakter. Als Lyriker zeigte Kniaznin mehr lebhafte Imagination als warme Empfindung, mehr Darſtellungsgabe als anziehenden Inhalt; die Zurückgezogenheit des Lebens und die Leichtigkeit der Nachempfindung laſſen das lyriſche Talent Kniaznin's wenig zur Geltung gelangen. Die beſten lyriſchen Gedichte der früheren Periode ſind die Anakreon und andern nachgebildeten in der Sammlung von 1779, welche aber der Dichter ſpäter verleugnete; am Ende des erſten Bandes der Ausgabe von 1787 ſagt er, daß er ſich der Erotica von 1779 ſchäme, wo vox, vox, praetereaque nihil, und die er am liebſten als die ſeinigen nicht anerkennen möchte, ſofern ſie nicht, verbeſſert und umgearbeitet, in die neue Ausgabe aufgenommen ſeien. Die wiederholten bedurften nur einer formellen Glättung. Unter den ſpäteren lyriſchen Gedichten, in denen Gottes Lobpreiſung, der Cultus des Vaterlandes, die Verherrlichung der Czartoryſki und der Frauencultus die ſich ſtets wiederholenden Motive bilden, verdienen den Vorzug die kurzen Gedichte, in welchen er ſeinem geheimen Liebeskummer Ausdruck gibt; ſodann überſetzte und nachgebildete Gedichte, wie z. B. die zahlreichen frei und vortrefflich überſetzten Pſalmen (vgl. Karpinſki); Gelegenheitsgedichte, vornehmlich patriotiſchen Inhalts; ſodann ſolche, welche Momente aus dem Pulawer Leben verherrlichen; andere, auf Wunſch oder Anregung anderer Perſonen geſchriebene Gedichte entbehren der Unmittelbarkeit und Friſche. Die Mitwelt, welche mit dankbarem und verſtändnißvollem Sinne entgegennahm, was die Dichter boten, wußte die beſten Lyrica Kniaznin's mit Recht auszuſcheiden und nahm mit Begeiſterung Beſitz von ihnen, ſo die Ode auf den hundertjährigen Gedenktag der Befreiung Wiens durch Sobieſki (Sto lat ubiegło, jak Polaków skronie etc.); das patriotiſche Wiegenlied (Matka obywatelka); die Ode an den Schnurrbart (Oda do wąsów); das Liebeslied Krosienka u. a., welche noch heutzutage allgemein bekannt ſind und geſchätzt werden. Auf die Form legte Kniaznin die größte Sorgfalt, vertraut mit den claſſiſchen Dichtern, wußte er dem polniſchen Verſe und der Strophenbildung vornehmlich durch eine gefällige Rhythmik neues Leben einzuhauchen; faſt alle ſeine lyriſchen Gedichte ſind zum Singen geeignet, der Vers meiſt 10- oder 11-, häufig 8ſilbig, niemals der ſchleppende Alexandriner.[4]) Die Klagen des Orpheus, welche im Einzelnen, ſo auch in dem Schlußgedichte an Kochanowſki's Treny erinnern, zeigen die große Fähigkeit der zartbeſaiteten Seele Kniaznin's, fremde Seelenzuſtände nachzuempfinden. Um ſeinen Freund Zablocki zu tröſten, der ſeine Gattin verloren hatte, ſchrieb er dieſe 22 Gedichte, worin er den namenloſen Schmerz des Orpheus nach dem Tode der Eurydike beſingt. Die lateiniſchen Lyrica Kniaznin's haben den nämlichen Inhalt und Charakter wie die polniſchen, es ſind meiſt Gelegenheitsgedichte in Horaziſcher Art. Bemerkenswerth iſt, daß zwei Dichtungen Kochanowſki's hier ins Lateiniſche überſetzt ſind: Muza und Klagelieder auf den Tod Urſel's. Die Ueberſetzung, welche nicht frei von kleinen Aenderungen iſt, zeigt ein inniges Mitdenken und eine faſt gleiche Hoheit der Sprache.

Auf dem Gebiete der epiſchen Poeſie verſuchte ſich Kniaznin wenig; außer kleineren Erzählungen, welche unter die Lyrica aufgenommen ſind, und außer den Fabeln ſchrieb er nur zwei umfangreichere Gedichte: den Rosmarin und den Ballon. Die epiſchen Gedichte Kniaznin's ſind ſchwach, geſchrieben auf Eingebung anderer Perſonen und aus Anlaß geringfügiger Vorkommniſſe des Pulawer Lebens zeigen ſie eine Dürftigkeit des Inhalts und eine Eintönigkeit der Darſtellung, welche durch die empfindſame Rhetorik und die Eleganz der Form nicht aufgewogen werden können. In Intryga (I, 155) wird erzählt, wie Sophie (Czartoryſka) und Thekla (Stadnizka) mit reicher Beute von Beeren ſich vor Kunz (Conſt. Prinz Czart.) verſtecken, aber von dieſem entdeckt und auf die ſüßen Wangen geküßt werden. Ueber die Veranlaſſung zu Rozmaryn erzählt der Dichter (II, 117) ſelbſt Folgendes: „Themira hat von dem Hochzeitskranze, in welchem ihre Tochter Amarilla mit Lindor vor dem Altare geſtanden hatte, einen Zweig Rosmarin abgepflückt und in einen Blumentopf eingeſetzt. Die glücklich gedeihende zarte Pflanze beſtimmt ſie zum Hochzeitskranz für Mirtylla, welche mit Amarilla unter ihrer Aufſicht aufgewachſen war." Darauf folgen die wirklichen Namen und eine zarte Malerei, ein Gedicht von 500 achtſilbigen Verſen, deſſen Haupttheil ſich auf ein ebenſo wichtiges wie unheilvolles Familienereigniß der Czartoryſki bezieht, nämlich auf die aus politiſchen Rückſichten zu Stande gekommene Heirath der Prinzeſſin Maria mit dem Prinzen Würtemberg-Montbéliard, welche nach mehrern Jahren des Zwanges und der Enttäuſchungen ſchließlich aufgelöſt wurde. Mirtylla iſt Conſtanzia Narbutt, verlobt mit Dembowſki. Im Balon wird in humoriſtiſcher Weiſe in 10 Geſängen zu 18—20 Stanzen erzählt, wie im Winter 1782 in Pulawy unter dem Protectorat der damals 14jährigen Prinzeſſin Maria eine Ballongeſell-

4) In der Tragödie „Matka Spartanka" finden ſich einige dreizehnſilbige Verſe, vielleicht nicht von Kniaznin.

Digitized by Google

ſchaft ſich bildete, deren Präſident der Lehrer der Mathematik, L'huillier, deren Ordner der 9jährige Prinz Konſtantin und deren officieller Orpheus der Dichter ſelbſt war; wie dieſe Geſellſchaft ihr Werk vorbereitet, nämlich die Conſtruction eines Ballons; wie dieſer nach dem Vorgange Blanchard's in Pulawy aufgelaſſen wurde mit einer Katze als Paſſagier, und wie dieſes Unternehmen tragiſch endigte. Das mit vielem Humor gewürzte Gedicht ſchließt unerwartet mit einem Hinweis darauf, daß ähnlich auch Wladislaw, der Ungarn- und Polenkönig, bei Warna verunglückt ſei. — Das Beſte, was Kniaźnin auf dem Gebiete der epiſchen Poeſie geſchrieben hat, ſind ſeine 1775 erſchienenen Fabeln, zwar die allermeiſten nicht originell, aber Kniaźnin überſetzte frei aus Aeſop, Phädrus, Pilpay und Fénélon, bildete den Stoff zeitgemäß um, nahm auch oft nur das Motiv aus den genannten Fabeldichtern. Im Nachlaſſe Kniaźnin's ſind auch originelle Fabeln gefunden und der Ausgabe von 1828 als 4. Buch einverleibt worden.

Von den dramatiſchen Dichtwerken Kniaźnin's ſind die folgenden in den Geſammtausgaben gedruckt: Anakreon, dramatiſcher Scherz in 3 Acten; Marynki, dramatiſcher Scherz in einem Acte; Zosiny, dramatiſches Bild in einem Acte; Trzy gody, dramatiſche Idylle in 5 Acten; Cyganie, Oper in 3 Acten; Matka Spartanka, Oper in 3 Acten; Themistokles, Tragödie in 5 Acten und Hektor, Tragödie in 5 Acten. Alle in Verſen. Die meiſten dieſer Dichtungen ſind auf Anregung der Fürſtin Czartoryſka entſtanden. Die Fürſtin hatte eine ebenſo große Vorliebe für theatraliſche Aufführungen, wie ſie nach dem Vorgange der Fürſtin Radziwill in Nieświez in der Mitte des 18. Jahrh. auf vielen Höfen in Polen Mode geworden waren. Bei jeder größeren Feſtlichkeit wurde in Pulawy eine Oper, eine Komödie oder Tragödie oft von der Fürſtin, ihren Kindern und Freunden geſpielt. Die Fürſtin beſprach, wie der Dichter erzählt, mit Kniaźnin den Vorwurf und die Anlage der meiſten Stücke. Das Stück Anakreon wurde zum Feſt des Namenstages der Fürſtin gedichtet und von dem Dichter ſelbſt und den Kindern der Fürſtin geſpielt (etwa 1790). Anakreon beauftragt Miron, einen goldenen Pokal, den Maler Rhodios, ein Porträt der Geliebten zu malen, zuletzt legte er der Fürſtin Roſen, ihre Lieblingsblumen, zu Füßen. Das Ganze, bemerkenswerth als Beweis des Intereſſes für griechiſche Poeſie und Kunſt in Pulawy, iſt eine durchſichtige Allegorie. — Bei einer ähnlichen Veranlaſſung, nämlich zum Namensfeſt der Prinzeſſin Sophie, wurde das dramatiſche Spiel Zosiny verfaßt, welches ebenfalls mit der Darbringung von Wünſchen ſchließt. Während in Anakreon auf altclaſſiſchem Grunde die perſönlichen Gefühle des Dichters ſich abſpiegeln, wird hier das polniſche Volk geſchildert, der Dichter ſcheint in den ungereimten Reden der Bauerfrauen humoriſtiſches Element geſucht zu haben. — Von einer beſſeren Seite wird das Volk in den „Drei Hochzeiten" (Trzy gody) in 5 Acten dargeſtellt, ebenfalls zum Namensfeſt gedichtet: die Fürſtin kommt an ihrem Namenstage nach Parchatka und ſieht dem Familienglücke eines alten Bauern zu, der ſeine drei blühenden Töchter verheirathet. Dem Stücke fehlt auch ein Intermedium nicht, denn ein Bewerber der zweiten Tochter erhält einen Korb und braucht für Spott nicht zu ſorgen. Das Liebespaar Kunz und Sophie (die Namen ſind bezeichnend) iſt zwar ein durchaus idylliſches Schäferpaar nach dem Büchergeſchmack gezeichnet, ebenſo iſt Helena, welche in Pulawy „nähen und ſingen gelernt hatte", kein echtes Dorfmädchen, dagegen iſt das Liebespaar Bärbchen und Stach ganz volksthümlich und naturgetreu geſchildert; einzelne Lieder, wie Kwili słowik podle chrostu u. a., ſind Volkslieder oder ſolchen nachgebildet und zeigen, daß Volkslieder in Pulawy geſchätzt wurden. Aehnlich wie in Anakreon flocht der Dichter auch in dieſes Stück ſeine beliebten Lieder, ſo das Lied Krosienka (Act 2, Scene 3). In ſolchen Singſpielen, denen jedes dramatiſche Element abgeht, ſind nur die localen Motive und der Umſtand von Werth, daß in ihnen Kunſtpoeſie und Volkspoeſie verwoben ſind. — Einen andern Charakter zeigt die Oper „Die Zigeuner" (Cyganie) in 3 Acten; ſie zeigt uns die Schickſale und das Treiben einer wandernden Zigeunerbande, welche nach der Erzählung Jawnuta's Podolien, Pokutien und die Gegend zwiſchen Dnieſtr und Dniepr und Polen bis nach Pulawy durchſtreifte, ſich überall zeitweiſe niederließ und mit der Ortseinwohnerſchaft lebhafte Verbindungen unterhielt. Das Stück iſt ſehr anziehend wegen der anmuthigen Lieder und der lebenstreuen Bilder aus dem Zigeunerleben. — Durch patriotiſche Tendenz zeichnet ſich die Oper „Die ſpartaniſche Mutter" (Matka Spartanka) in 3 Acten aus. Der dürftige Inhalt des Stücks, daß Likanor, der glücklich gegen die Thebaner gekämpft, aber gegen deren Bundesgenoſſen, die Argolier, Beiſtand in Sparta erbitten ſoll, doch von ſeiner Mutter, Geliebten und Schweſter mit Vorwürfen nach dem Kampfplatze zurückgeſandt wird, wo er den Feind beſiegt und als Sieger nach Sparta zurückkehrt, iſt zu Ehren des Prinzen Konſtantin geſchrieben, der damals (1792) das 18. Lebensjahr erreicht hat. Der Dichter hat an ihn bei ſeinem Eintritt in das Ephebenalter ſowol in dieſer Oper als auch in mancher Ode patriotiſche Worte gerichtet. — Themistokles in 5 Acten hat ebenfalls ein patriotiſches Gepräge. Das Stück, in welchem infolge der Forderung der Athener an Xerxes, Themiſtokles auszuliefern, eine Reihe von tragiſchen Situationen ſich entwickelt, iſt eine Umarbeitung des gleichnamigen Stückes von Metaſtaſio, mit dem aber Kniaźnin frei verfährt und Corneille nachahmt. — Hektor iſt nach griechiſchem Vorbilde geſchrieben; weil aber Kniaźnin wenig Talent zu dramatiſcher Poeſie hat, beſchränkt ſich die Nachahmung auf die äußere Form der Tragödie, auf den Dialog und die Chöre; im übrigen iſt das Stück mislungen.

Die dramatiſchen Dichtungen Kniaźnin's, in der Anlage ſchwach oder mislungen, zeichnen ſich durch eine gefällige Form, die Tragödie durch rhetoriſchen Schwung aus; die lyriſchen Partien in den Dialogen und in den Liedern verleihen manchem dieſer Stücke, weil in ihnen zum erſten mal in der polniſchen Poeſie das volksthümliche Element hervortritt, einen ganz beſondern Werth.

Digitized by Google

Ueber Kniaźnin vergl. einen Aufſatz in Przegląd Poznański 1853, S. 120 fg. *(W. Nehring.)*

Knidos, ſ. Gnidos.

KNIE (Genu), auch Kniekehle, Kniegelenk genannt, repräſentirt das größte Gelenk des Körpers, welches, den Oberſchenkel mit dem Unterſchenkel verbindend, ſich in mehrfacher Beziehung durch ſeinen anatomiſchen Bau von andern Gelenken unterſcheidet. Es wird durch die Knorren des Oberſchenkelknochens (Femur) und des Schienbeins (Tibia) gebildet und zwar ſtellt das mit Knorpel überzogene Ende des letztern eine faſt horizontale, durch eine von vorn nach hinten laufende ſeichte Leiſte in zwei Hälften getheilte Fläche dar, auf welcher mit zwei halbkreisförmigen, ebenfalls überknorpelten und durch eine Furche getrennten Flächen der Oberſchenkel ruht. Zwiſchen den Gelenkenden beider Knochen liegen außerdem noch zwei ſichelförmige, vorn zugeſchärfte, hinten hohe Knorpelſcheiben (Cartilagines semilunares), während ſeitliche Bänderſtreifen (Ligamenta cruciata) die Verbindung beider Knochen untereinander vermitteln und das ganze Gelenk durch einen daſſelbe einhüllenden Schleimbeutel (Capsula synovialis) nach außen abgeſchloſſen wird. Dieſer letztere erſtreckt ſich an der Vorderſeite des Knies über den obern Rand der Knieſcheibe hinauf und iſt hier mit der gemeinſchaftlichen Sehne der Streckmuskeln des Unterſchenkels verwachſen; zur Verſtärkung der Kapſel dient noch eine Anzahl abgegrenzter, ſcharf vorſpringender Bänder an der Vorder-, Hinter-, Innen- und Außenſeite, von denen das Lig. patellae und die Ligg. lateralia die ſtärkſten ſind, während außerdem die Synovialhaut noch durch die Sehnen verſchiedener Muskeln verſtärkt wird. Die Synovialkapſel bildet aber auch mehrere Ausſackungen (Synovialtaſchen, Bursae), ſo die Bursa subcruralis, die Bursa poplitea und die Bursa semimembranosa, ſowie die auf der Knieſcheibe gelegenen Bursae praepatellares. Die Arterien der vordern Kniegegend, aus der A. poplitea ſtammend, bilden ein ziemlich dichtes Netzwerk, während außer den entſprechenden kleineren Venen die V. saphena magna an der Innenſeite des Knies verläuft und deſſen zahlreiche Nerven Ausſtrahlungen der Hautzweige des N. femoralis ſind.

Die Kniekehle (Fossa poplitea, Poples), zu deren Bildung das Ende des Oberſchenkelknochens an ſeiner Hinterfläche ſowie der Kopf des Schienbeins ausgeſchnitten iſt, wird durch die ſcheibenförmige, oben abgerundete, an den Rändern zugeſchärfte Knieſcheibe (Patella), welche mit einer Längsleiſte in der Rinne zwiſchen den beiden ſeitlichen Kniegelenkflächen des Oberſchenkels liegt, nach vorn abgeſchloſſen. An das obere Ende der Knieſcheibe ſetzen ſich die großen Schenkelmuskeln an (M. biceps nach außen, M. semitendinosus nach innen) und begrenzen mit ihren ſcharf hervortretenden Sehnen ſeitlich die Kniekehle, welche übrigens nur bei Beugung des Knies eine Höhlung bildet; die Knieſcheibe ſelbſt iſt durch ein feſtes Band, unter welchem ein Schleimbeutel liegt, an das Schienbein befeſtigt, während das an der Außenſeite des letztern liegende Wadenbein bei der Bildung des Kniegelenkes nicht weſentlich betheiligt iſt. In der Kniekehle liegen, durch ein ſtarkes Fettpolſter geſchützt, wichtige Blutgefäße (A. und V. poplitea) und Nerven (N. tibialis posticus). Bei geſtreckter Beinſtellung verbindet das Kniegelenk den Ober- und Unterſchenkel zu einer feſten Stütze, wobei eine Ueberſtreckung deſſelben, d. h. die Bildung eines nach vorn offenen Winkels, durch die Ligg. cruciata und die hintere Kapſelwand verhindert wird; in gebogener Lage geſtattet es eine freiere Beweglichkeit, insbeſondere Drehung des Oberſchenkels um ſeine Längsachſe; aber auch Rotation der Tibia, und zwar bis zu einer Excurſion von circa 39°, wird mit eintretender Gelenkbeugung, deren äußerſte Grenze durch die Spannung des Lig. cruciatum beſtimmt wird, ermöglicht.

Von angeborenen Misbildungen des Kniegelenkes ſind zu erwähnen: 1) angeborene Kleinheit oder gänzlicher Mangel der Knieſcheibe, und zwar theils beiderſeitig, theils nur einſeitig, wobei eine ſonſt normale Entwickelung der Beine, aber auch gleichzeitig andere angeborene Deformitäten (Klumpfüße, Klumphände) vorhanden ſein können; 2) angeborene Contracturen des Kniegelenkes unter den Formen der Ueberſtreckung (Genu recurvatum) oder der ſeitlichen Abweichung (G. valgum) und zwar mit oder ohne gleichzeitige ſeitliche Luxation der Knieſcheibe; 3) angeborene Luxation der Patella, theils bei ſonſt unverändertem Gelenk, theils bei Verkrümmung deſſelben, womit größtentheils erhebliche Störungen in den Functionen deſſelben verbunden ſind; 4) angeborene Luxation des Kniegelenkes, meiſt nach vorn, wobei der Unterſchenkel zum Oberſchenkel einen nach vorn offenen Winkel bildet; die Patella, iſt in der Mehrzahl der hier einſchlägigen Fälle vorhanden, wurde jedoch in einzelnen auch als fehlend bemerkt.

Unter den Verletzungen des Kniegelenkes und ſeiner Umgebung, welche traumatiſcher Natur ſind und von denen theils die das Gelenk umgebenden Weichtheile, theils dieſes ſelbſt und deſſen verſchiedene Beſtandtheile getroffen werden, ſpielen Contuſionen, Verbrennungen, Erfrierungen, Wunden, eingedrungene Fremdkörper, Zerreißungen, Brüche und Luxationen die Hauptrolle. Contuſionen, welche die Haut und das ſubcutane Bindegewebe, namentlich aber auch die auf der Knieſcheibe gelegenen Schleimbeutel treffen und in letzterm Falle häufig zur Bildung von Hygromen führen, zeichnen ſich, bei der Reichhaltigkeit des das Knie umgebenden Blutgefäßnetzes, gewöhnlich durch ſtarke Blutergüſſe in das Nachbargewebe aus, während Wunden bei der Verſchiebbarkeit und Nachgiebigkeit der die Vorderſeite des Knies bedeckenden Haut ſelbſt bei ſchwererer Gewalteinwirkung zu den Seltenheiten gehören. Von ſchwererer Bedeutung ſind Quetſchungen, Verſtauchungen, Diſtorſionen des Kniegelenkes, indem hier der ganze Gelenkapparat mehr oder weniger in Mitleidenſchaft gezogen wird; ſchon die dabei häufig ſtattfindenden Blutergüſſe in das Gelenk können zu erheblichen Mobilitätsſtörungen führen. Aber auch Zerreißung der Gelenkkapſel oder des dazugehörigen Bänderapparates ſind häufig die Folgen ſolcher traumatiſchen Einwirkungen, welche, zumal wenn langwierige und weitverbreitete Eiterungsproceſſe hinzutreten,

Digitized by Google

zu pyämiſchen Erſcheinungen und Tod, oder durch abnorme Verwachſung zu dauernder Misbildung und Gebrauchsunfähigkeit des Gelenkes führen können. — Verbrennungen können, wenn ſie nur die Weichtheile treffen, entſtellende Narben und, wenn die Verbrenuung an der Beugeſeite ſtatthatte, Narbencontracturen zur Folge haben; wurde dagegen durch einen tiefgehenden Brandſchorf das Gelenk eröffnet, ſo folgt meiſt Vereiterung oder Verjauchung des Gelenkes, wie dies ja auch bei dem analogen, bei Erfrierung auftretenden Zuſtande der Fall zu ſein pflegt, und wird dann meiſt nur durch Reſection der Gelenkenden oder durch Amputation des Oberſchenkels Rettung geſchafft werden können. — Von den Wunden des Kniegelenkes und ſeiner Umgebung ſind die Schußwunden jedenfalls die bedeutungsvollſten; ihre Folgen ſind 1) reine Kapſelverletzungen; 2) Perforationen des Gelenkes, zum Theil ohne Knochenverletzung, wenn der Schußkanal unterhalb der Patella von vorn nach hinten oder von einer Seite zur andern gegangen iſt; 3) die ſogenannten Rinnenſchüſſe an dem Condylus des Femur oder der Tibia; 4) Einkeilung des Projectils in einem Condylus; 5) Zerſprengung eines oder mehrerer Gelenkenden. — Verletzungen der Kniekehle ſind namentlich um der dabei häufig vorkommenden Zerreißung der innerhalb derſelben liegenden Gefäße und des dadurch bedingten Bluterguſſes willen von erheblicher Bedeutung und erfordern, wenn möglich, ſofortige doppelte Unterbindung der A. poplitea an Ort und Stelle, ſowie eventuelle Spaltung der bereits ſich gebildeten Blutgeſchwulſt, da ſonſt Gangrän des Unterſchenkels faſt unvermeidlich iſt. Fremde Körper, welche in das Gelenk eintreten und daſelbſt ſtecken bleiben, erfordern unbedingt eine umfänglichere Eröffnung behufs Aufſuchung und Entfernung derſelben, da ſonſt heftige Gelenkentzündung faſt unvermeidlich iſt. Zerreißungen am Kniegelenk, welche theils die die Knieſcheibe mit letzterm verbindenden Muskeln treffen, theils im Innern des Gelenkes ſtattfinden, erfordern nach erfolgter möglichſt genauer Wiedervereinigung der zerriſſenen Partien meiſt eine länger dauernde abſolute Ruhe des betroffenen Gliedes, welche am ſicherſten durch einen Schienenapparat erzielt wird. Bei den Knochenbrüchen, welche am Knie vorkommen, handelt es ſich um Bruch des untern Endes des Schenkelbeins, der obern Enden des Schienbeins und Wadenbeins ſowie der Knieſcheibe, welche entweder allein für ſich oder untereinander combinirt vorkommen können. Auch hier iſt die nach genau ausgeführter Repoſition erfolgende Anlegung eines in der Gelenkgegend mäßig wattirten Gipsverbandes der ſicherſte Weg, auf welchem in der Durchſchnittszeit von 6—7 Wochen Heilung mit mehr oder weniger vollkommener Gebrauchsfähigkeit zu erwarten iſt, wenn auch eine bisweilen zurückbleibende Gelenkſteifigkeit ſpäter noch in geeigneter Weiſe behandelt werden muß. Traumatiſche Luxationen am Knie können erfolgen zwiſchen den Gelenkenden des Ober- und Unterſchenkels, an der Knieſcheibe und im obern Schien-Wadenbeingelenk, von denen die Luxation des Schienbeins nach vorn wol die häufigſte iſt, während die der Knieſcheibe, namentlich eine ſolche nach innen, verhältnißmäßig ſelten beobachtet werden. Wenn auch in der Mehrzahl ſolcher Fälle die Repoſition der Verrenkung meiſt leicht gelingt, ſo iſt es doch auch hier durch die Vorſicht geboten, für die Dauer einiger Wochen einen Contentivverband anzulegen und keine Gehverſuche zu geſtatten. Zu den nicht durch Verwundung oder ſonſtige Verletzung bedingten Erkrankungen des Kniegelenkes und ſeiner Umgebung zählen zunächſt entzündliche Proceſſe, theils der Haut und des ſubcutanen Bindegewebes, theils der Schleimbeutel in der Umgebung des Kniegelenkes, namentlich auf der Knieſcheibe, welche letztere, wenn ſie chroniſch werden, leicht zu Waſſerſucht des Schleimbeutels (Hygroma praepatellare) führt und beſonders häufig bei Perſonen, die bei ihrem Berufe viel knien müſſen — wie z. B. Scheuerfrauen, Pflaſterer — ſich entwickelt (housemaids-knee der Engländer). Von größerer Bedeutung ſind die als Folge von Entzündung auftretenden phlegmonöſen Eiterungen in der Kniekehle, wobei frühzeitiges Entleeren des Eiters durch ausgiebige Einſchnitte ſowie allmähliche Streckung des Gliedes durch Gewichtextenſion, um eine Narbencontractur zu verhüten, als die hauptſächlichſten der zu treffenden Maßregeln gelten. Auch eine gichtiſche acute Entzündung der Bursa praepatellaris, unter dem Bilde einer mit ſtarkem Fieber verbundenen phlegmonöſen Schleimbeutel-Entzündung, kann vorkommen, wobei ſich bei der Inciſion außer dem Eiter auch die bekannten kreideartigen Gichtmaſſen entleeren. Endlich ſind noch die in Form von Caries, Nekroſe und Oſteomyelitis auftretenden entzündlichen Erkrankungen der das Kniegelenk bildenden Knochenpartien zu erwähnen, welche meiſt tiefergehende chirurgiſche Eingriffe in der Form des Ausſchabens, der Fortmeißelung, der Necrotomie nöthig machen. Als beſondere Formen der Kniegelenk-Entzündungen ſind noch die fungöſe (Tumor albus), die chroniſche Synovialhautentzündung (Hydrarthros) und die deformirende Gelenkentzündung (Lipoma arborescens) zu erwähnen, wie auch das Kniegelenk den häufigſten Sitz der ſogenannten Gelenkmäuſe bildet, deren Entſtehung in der Mehrzahl der Fälle zu der zuletzt genannten deformirenden Gelenkentzündung im nächſten urſächlichen Zuſammenhange ſteht.

Was endlich die als bleibende Folge der verſchiedenſten acuten Kniegelenk-Affectionen auftretenden Contracturen, Ankyloſen, Deformitäten, pathologiſchen Erſchlaffungen und nervöſen Affectionen des Kniegelenkes anlangt, ſo ſind zunächſt die Narbencontracturen, welche meiſt nach Verbrennungen auftreten, in allen den Fällen ſchwer zu beſeitigen, wenn das Narbengewebe mit den Sehnen der Beugemuskeln in der Kniekehle verwachſen iſt, während, wo dies nicht der Fall, durch bogenförmige Umſchneidung und lappenartige Loslöſung der Narbenſubſtanz bei gleichzeitiger Streckung des Gliedes und Heilung des zurückbleibenden Defectes die Contractur dauernd beſeitigt werden kann. — Muskelcontracturen im Kniegelenke ſind vermöge deſſen ganzer Beſchaffenheit ſelten und läßt ſich die dadurch bedingte Beugung deſſelben in Chloroformnarkoſe leicht beſeitigen, auch dem

Digitized by Google

Gliede durch einen mit Charnier am Knie verſehenen Fixirungsapparat die erforderliche Immobiliſirung geben. Die damit meiſt im Connex ſtehenden Ankyloſen ſind theils fibröſer, theils knöcherner Natur; im erſtern Falle kann mittels in Chloroformnarkoſe vollzogener Trennung der Adhäſionen ſofort wieder Geradrichtung des Beines und durch länger fortgeſetzte maſchinelle Nachbehandlung ſelbſt vollſtändige Beweglichkeit des Gelenkes erzielt werden, während bei knöcherner Ankyloſe die Verhältniſſe weit ungünſtiger liegen und ſelbſt nach einer in tiefer Narkoſe gelungenen gewaltſamen Streckung (brisement forcé) faſt immer eine Subluxation des Unterſchenkels nach hinten zurückbleibt (Bajonnetbein), welche zu verhüten oder zu beſeitigen nur ausnahmsweiſe gelingt, ſodaß bei ſteifgebliebenem Beine zur ſichern Fixirung des Gelenkes noch das Tragen einer Kniekappe nöthig wird.

Ueber die Kniegelenk-Deformitäten verweiſen wir auf das bereits oben darüber Erwähnte. — Erſchlaffungszuſtände des Kniegelenkes ſind theils Folgen von Gelenkwaſſerſucht, theils durch große Schwächezuſtände bedingt, können aber auch infolge partieller Erſchlaffung einzelner fibröſer Gebilde des Kniegelenkapparates eintreten und machen ſich durch eine abnorme ſeitliche Beweglichkeit oder Rotationsfähigkeit kenntlich, während bei den höchſten Graden der Erſchlaffung das Schienbein nach allen Seiten hin baumelt und durch die Muskeln vollſtändig luxirt werden kann. Aehnliche pathologiſche Luxationen können auch Schien-, Wadenbein- und Knieſcheibe allein betreffen, von welchen die des Köpfchens vom Wadenbeine die häufigſten ſind und theils die Folge einer durch Hydrarthros bedingten Bändererſchlaffung, theils durch rhachitiſche Verbiegung des Schienbeins, durch einen mit Verkürzung geheilten Bruch oder durch eine nach Oſtitis zurückgebliebene Verlängerung deſſelben entſtanden ſind. Die ziemlich häufig vorkommenden Luxationen der Knieſcheibe ſind meiſt ſolche nach außen, entſtanden theils durch Erſchlaffung des Bandapparates, theils infolge lange beſtehenden Hydrarthros oder allgemeiner Körper- und Muskelſchwäche; ihre Repoſition gelingt meiſt mit Leichtigkeit und es iſt zu deren dauernder Fixirung das längere Tragen geeigneter Apparate nöthig.

Was ſchließlich die am Knie und in der Kniekehle auftretenden Neubildungen anlangt, ſo ſind hier Pulsadergeſchwülſte (von der A. poplitea), Cyſtengeſchwülſte, Fibrome, cavernöſe Geſchwülſte, Neurome, Exoſtoſen, Cyſtoide, Sarkome, Myeloidgeſchwülſte, Carcinome, in ſeltenen Fällen auch Echinococcusgeſchwülſte (in den Gelenkenden des Oberſchenkels) zu erwähnen, wobei wir jedoch auf ein näheres Eingehen auf den Charakter der einzelnen an dieſer Stelle verzichten müſſen.

Ebenſo wollen wir bezüglich der verſchiedenen an und in dem Kniegelenke vorzunehmenden operativen Eingriffe uns nur curſoriſch auf deren Nennung beſchränken. Es ſind dies: Gefäßunterbindungen (namentlich der A. poplitea), Sehnenſchnitt (an den Beugemuskeln des Unterſchenkels), Reſectionen, Exarticulationen und Amputationen, über deren Technik, Angezeigtſein und Erfolgsſtatiſtik das Nähere bei den betreffenden Artikeln nachzuleſen iſt. (*Alfred Krug.*)

KNIEBIS, ein Gebirgsſtock des ſogenannten untern (nördlichen) Schwarzwaldes, über deſſen Höhe (975 Mtr.) die Landesgrenze zwiſchen Würtemberg (Schwarzwaldkreis) und Baden (Kreis Offenburg) hinzieht. Vom Rhein her führt eine Straße über Appenweier, Oberkirch, Oppenau (die Oppenauer Staig) auf die Kniebishöhe und von da nach Freudenſtadt in Würtemberg. Oben zweigt eine andere Straße ab, welche durch das Schapbachthal über Wolfach ins Kinzigthal führt. Dem Kniebisgebirge entſpringen, ſämmtlich nach Weſten abfließend und in verſchiedenen Richtungen in den Rhein mündend, die Murg, die Acher und die Rench. Der Wolfbach wendet ſich nach Südweſten und vereinigt ſich bei Wolfach mit der Kinzig. Somit gehen vom Kniebis verſchiedene Thäler aus, wie das Murgthal, das Kappler-, Rench- und Schapbachthal.

Die Höhen des Gebirgsſtockes ſind ſehr rauh. Die Laubwaldungen müſſen bald der Tanne und dieſe der Föhre (Legföhre) weichen. Früher wurde auch, im ehemaligen fürſtenbergiſchen Antheile des Gebirges, nach Eiſen und Silber gegraben. Auf der Höhe genießt man eine prächtige Fernſicht: nach Weſten das Rheinthal und die Vogeſen, nach Oſten und Süden die Schwäbiſche Alb, das Schloß Hohenzollern, die Höhen der Berner, der Tiroler und der Schweizer Alpen.

An der Grenze liegt auf badiſchem und würtembergiſchem Gebiete der Weiler Kniebis, deſſen badiſcher Antheil, in das Bezirksamt Wolfach gehörig, 184 Einwohner zählt, die hauptſächlich Holzfäller ſind.

Die Lage und die Beſchaffenheit des Gebirges haben daſſelbe von jeher zu einem Hauptbollwerke des ſüdlichen Deutſchlands gegen feindliche Einfälle von Weſten her gemacht. Einige nehmen an, daß der Kniebis ſchon zur Römerzeit ein Paß über den Schwarzwald war. In Kniebis finden ſich Kloſterruinen, die in mancher Beziehung nicht unintereſſant ſind. Das Kloſter wurde im 14. Jahrh. zur Beherbergung von Reiſenden gegründet und iſt 1513 abgebrannt. Die Kloſterkirche wurde 1799 von den Franzoſen zerſtört.

Auf dem Bergrücken befinden ſich die Reſte von drei Verſchanzungen: die Schweden-, die Alexander- und die Roßbühlſchanze. Erſtere ſoll von den Schweden im Dreißigjährigen Kriege aufgeworfen worden ſein. Sie liegt zwiſchen der Roßbühl- und der Alexanderſchanze. Dieſe ließ Herzog Karl Alexander von Würtemberg aufwerfen und mit Mauern und Gräben verſehen, als die Franzoſen im J. 1734 durch den Paß in Schwaben eindrangen. Die Roßbühl-, auch Schwaben- oder Röſchenſchanze genannt, wurde von dem würtembergiſchen Major Röſch im J. 1796 vermuthlich auf einer alten Schwedenſchanze angelegt, aber gering beſetzt, ſodaß ſie am 2. Juli 1796 von den Franzoſen leicht genommen werden konnte. Im September des gleichen Jahres war ſie auf kurze Zeit von den Oeſterreichern beſetzt. Bei dieſer Schanze ſteht ein Ausſichtsthurm. Im J. 1797 verſuchten die Oeſterreicher die Wiederherſtellung der Schweden- und der Alexanderſchanze, wurden aber von den Fran-

Digitized by Google

zoſen vertrieben, die nun ihrerſeits die Bewohner der umliegenden Orte zur Vollendung der Schanzen aufboten. Doch machte ihr raſches Vorrücken dieſe Arbeit unnöthig. Zu den Kniebisbädern gehören die Renchbäder Freiersbach, Petersthal, Griesbach, dann Antogaſt und Rippoldsau. Sämmtliche Quellen ſind vorherrſchend kohlenſäurehaltige Eiſenſäuerlinge, wozu in Freiersbach noch eine Schwefelquelle kommt. Dieſe Bäder ſind allmählich durch wiſſenſchaftliche Unterſuchungen, Straßenanlagen, Poſtverbindungen, Unterſtützungen aus dem Badfonds auf eine hohe Stufe der Vervollkommnung gelangt, und ihr Ruf iſt allgemein verbreitet worden. Sie werden gegen Verdauungsſtörungen, Blutarmuth, Krankheiten des Magens und der Unterleibsorgane und gegen Frauenkrankheiten verſchiedener Art (Petersthal und Griesbach) empfohlen.

Am Beginn der eigentlichen Kniebisſtraße liegt Oppenau, durch die Renchthalbahn mit Appenweier verbunden. Oppenau (1961 Einwohner), zum Bezirksamt Oberkirch gehörig, liegt in romantiſcher Gegend und bietet einen vortrefflichen Stützpunkt für Ausflüge auf den Kniebis und in die Thäler deſſelben. Es iſt hier im J. 1834 eine eiſenhaltige Mineralquelle entdeckt worden, die aus Gneis entſpringt. Das Städtchen ſelbſt, früher auch Noppenau geſchrieben, iſt alt. Das Kloſter Allerheiligen beſaß ſchon in früheſter Zeit hier ein Gut, und am Fuße der ihm gehörigen Burg Friedberg ſiedelten ſich bald Bauern an, wodurch ein anſehnlicher Flecken entſtand. Im Anfange des 14. Jahrh. erhob Biſchof Johann I. von Straßburg Oppenau zu einer Stadt; im J. 1513 brannte ſie ab. Während die Herrſchaft Oberkirch unter Würtemberg ſtand, bekannte ſich das Thal zur Reformation, und als Oppenau ausgelöſt wurde, wanderten viele Einwohner aus. Im J. 1668 kamen Kapuziner nach Oppenau, wo ſchon 1225 eine eigene Pfarrei errichtet worden war. Die Stadt hatte früher ein eigenes, von Oberkirch unabhängiges Gericht, deſſen Competenz ſpäter beſchränkt und das im J. 1817 aufgehoben wurde.

Von Oppenau gelangt man in einer Stunde durch das Maiſachthal nach dem Bade Antogaſt. Daſſelbe gehört zur Gemeinde Maiſach (380 Einwohner) und liegt in wildromantiſcher Gegend zwiſchen hohen Felswänden am Fuße des Kniebis. Das Waſſer iſt ein eiſenhaltiger Kalknatronſäuerling von 7° R. Es gibt hier eine Trink- und eine Badequelle. Das Bad ſelbſt iſt alt und iſt ſchon 1536 in einer zu Colmar erſchienenen Schrift beſchrieben. Im Munde des Volkes heißt es Antigaſt, Antelgaſt, bei alten Aerzten Balneum antigastrense. Auch wird der Name von einem ſtraßburger Biſchofe Arbogaſt abgeleitet, der die Badeanſtalt geſtiftet haben ſoll. Der mediciniſche Schriftſteller Theodor von Bergzabern (Tabernaemontanus) hat im J. 1577 Antogaſt und ſpäter die übrigen Heilquellen des Kniebis unterſucht und die Ergebniſſe ſeiner balneologiſchen Reiſen in ſeinem Buche „New Waſſerſchatz" veröffentlicht. In einer Stunde gelangt man von Antogaſt auf den Kniebis (Wirthshaus zur Zuflucht).

Hinter Oppenau macht die Kniebisſtraße eine ſtarke Biegung. Das Thal wird enger und bei ſeinen vielen Krümmungen reich an maleriſchen Partien. Die Rench bildet eine Reihe kleiner Waſſerfälle über Gneisblöcke. Kleine Thaleinſchnitte, ſogenannte Dobel oder Tobel, finden ſich rechts und links; dazwiſchen ſtehen Sägemühlen und Bauernhöfe mit einer friſchen, kräftigen Bevölkerung, die ſich durch ihre zierliche Tracht auszeichnet. Die Renchthalbewohner beſchäftigen ſich viel mit Harzgewinnung aus den umliegenden Fichtenwäldern. Die Straße führt über Ibach (651 Einwohner) und Löcherberg, wo Wege ins Nordrach- und ins Harmersbachthal abzweigen, nach dem Bade Freiersbach, das zur Pfarrei Petersthal gehört. Es liegt in einer anmuthigen Thalerweiterung und iſt durch überragende Bergwände gegen Nordwind geſchützt; die Quellen entſpringen aus Gneis und ſind theils eiſen-, theils ſchwefelhaltig. Sie haben eine Wärme von 8—9° R. und führen die Namen Schwefelquelle, Stahlquelle, Gasquelle, Salzquelle. Zum erſten mal im J. 1762 erwähnt, wurde das Bad erſt ſpäter bekannt und ſeine Einrichtungen verbeſſert.

Eine Viertelſtunde weiter liegt Bad Petersthal, fünf Minuten hinter dem gleichnamigen Dorfe (1673 Einwohner). Das Bad hat eine geſchützte Lage und ein friſches geſundes Klima. Die vier Quellen gehören zu den eiſenhaltigen, ſchwach alkaliſchen Säuerlingen und zeichnen ſich durch einen großen Gehalt von Kohlenſäure aus; ſie entſpringen aus Gneis und Granit und ſind die gasreichſten Quellen am Kniebis. Die im J. 1863 entdeckten Gasausſtrömungen werden zu Gasſprudelbädern verwendet. Ein künſtlich gaſirtes Bitterwaſſer (Magneſine) wird aus der Salzquelle unter Gasdruck hergeſtellt. Das Bad iſt ſehr alt und wird im 16. Jahrh. unter dem Namen Petersbrunnen erwähnt. Dr. Graſeccius von Straßburg ſchildert Petersthal in ſeinem 1607 erſchienenen Buche, ebenſo Tabernämontanus und Moſcheroſch von Willſtätt. Im Sommer iſt das Bad ſehr beſucht.

Das Thal wird immer enger und maleriſcher. In einer Stunde führt die Landſtraße nach dem ſchönſtgelegenen aller Kniebisbäder, nach Griesbach, an der Vereinigung der Rench mit dem Griesbache. Das Bad hat drei Quellen, zwei zum Baden (Karls- und Joſephsquelle) und eine zum Trinken (Antoniquelle). Sie gehören zu den reichhaltigſten und wirkſamſten Eiſenſäuerlingen Deutſchlands und ſtehen denen von Pyrmont und Schwalbach nicht nach. Im Sommer iſt Griesbach oft ſehr beſucht, namentlich von Frauen. Die Badeeinrichtungen, auch Kiefernadelbäder, ſind neuerdings erweitert worden. Die Quelle iſt längſt bekannt, und Tabernämontanus hat ſie geprieſen als „eine herrliche Vermiſchung, welche ihre Kraft und Wirkung allein hat in den Geiſtern oder ſpiritualiſtiſchen Subtilitäten, welche die Seele der Metalle ſind". Griesbach ſcheint zuerſt von den Herren von Schauenburg zu Bädern benutzt worden zu ſein. Bald gewann es Ruf, wechſelte aber oft ſeine Beſitzer. Im J. 1590 gehörte Griesbach einem Bürger aus Straßburg, dann zweimal der Abtei Schuttern, bis in neuerer Zeit der umfaſſende Bade- und Wirthſchaftscomplex in Einer Hand vereinigt worden iſt. Im

Digitized by Google

J. 1818 unterzeichnete Großherzog Karl in Griesbach die badiſche Verfaſſungsurkunde.

Von Griesbach zieht ſich in vielfachen, die ſchönſten Rückblicke gewährenden Windungen die Landſtraße durch Gneis-, Granit- und Buntſandſteingebiet in zwei Stunden auf die Höhe des Kniebis zur Alexanderſchanze; ſie führt eine Zeit lang auf der Höhe gegen Freudenſtadt hin, bis rechts die nach Rippoldsau und durchs Schapbachthal führende Straße abzweigt.

Wer abkürzen will, kann oberhalb Griesbach den über die Holzwälderhöhe in zwei Stunden nach Rippoldsau führenden Fußweg (Promenadenweg) benutzen. Dieſer Weg führt zuerſt in die Höhe (Sophienruhe) mit prächtiger Fernſicht und dann durch dichten Wald, deſſen Boden mit Mooſen aller Art überwuchert iſt, abwärts bis zur Rippoldsauer Kniebisſtraße. Von da wird in 15 Minuten das Bad Rippoldsau erreicht.

Rippoldsau (805 Einwohner) iſt das beſuchteſte und am beſten eingerichtete aller Kniebisbäder, in dem einſamen, aber geſunden Wolfsthale gelegen. Die Badeinrichtungen ſind den beſten Deutſchlands (Kiſſingen, Karlsbad) nachgebildet. Es werden drei Quellen zum Trinken und eine zum Baden angewendet; ſie gehören zu den Kalkſäuerlingen. Durch künſtliche Behandlung werden die Natroine und Schwefelnatroine als Curwaſſer bereitet. Das ganze Wolfsthal mit ſeinen Tannenbeſtänden wird ein großer Inhalationsſaal genannt. Die Frequenz iſt ſo groß, daß die Gäſte im Forſthauſe, im Klöſterle, in den Bauernhäuſern des Thales abwärts bis Schapbach untergebracht werden müſſen. Beſonders groß iſt auch der jährliche Verſand des Mineralwaſſers. Das rippoldsauer Waſſer war ſchon früh bekannt, die Benedictiner von St.-Georgen gründeten 15 Minuten ſüdlich vom Dorfe im Wolfsthale eine Zelle, welche Papſt Alexander III. in ſeinen Schutz nahm. Das Kloſter blieb ſtets ein „Klöſterle“ mit einem Prior und wenigen Geiſtlichen, zuerſt unter den Herren von Wolfach, den Beſitzern des Thales, und dann unter Fürſtenberg. Es ſtand mitunter ganz leer und wurde 1802 aufgehoben. Das Haus Fürſtenberg erwarb die Quellen durch Tauſch. Das Bad galt im 16. Jahrh. als luſtiger Ausflug für Mönche und Nonnen der benachbarten Klöſter. Im J. 1579 wurde die erſte Badeordnung erlaſſen. Im J. 1670 verkaufte Max von Fürſtenberg das Bad an die Abtei Gengenbach, welche das jetzige Badehaus aufführen ließ. Nach 16 Jahren wurde es von Fürſtenberg zurückgekauft. Das Bad blühte auf, aber Erzgrabungen in der Nähe brachten die Quelle 1705 faſt zum völligen Verſiegen. Erſt 1714 fand man wieder einige Quellen auf, die 1752 abermals verſiegten, worauf 1753 drei neue Quellen entdeckt wurden. Alle Quellen entſpringen im Gneis. Im J. 1824 wurde das Bad an die Familie Göhringer verkauft, die es ſehr in Aufnahme brachte.

Von Rippoldsau wird ſehr häufig der zwiſchen Petersthal und dem Klöſterle in wildromantiſcher Gegend liegende Glaswaldſee oder Wildſee beſucht, aus welchem der Seebach abfließt, der in die Wolf mündet. Derſelbe iſt rund und hat einen Umfang von einer Viertelſtunde. Sein Waſſer wird durch Spannung zum Flößen benutzt. Die Sage von der Nixe des Wildſees iſt in der Trinkhalle zu Baden al fresco dargeſtellt. *(W. Höchstetter.)*

KNIGGE (Adolf, Freiherr von), deutſcher Schriftſteller des 18. Jahrh., eine von den vielen abenteuerlichen und widerſpruchsvollen Erſcheinungen der Sturm- und Drangperiode, war am 16. Oct. 1752 zu Bredenbeck bei Hannover geboren. Er verlor früh beide Aeltern, ward nach dem Tode ſeines Vaters, nach welchem eine Sequeſtrirung der überſchuldeten Güter eintrat, der Erziehung eines Kammerſecretärs Augsburg in Hannover anvertraut, ſtudirte ſeit 1769 in Göttingen die Rechte, ward 1771 zum landgräflich-heſſiſchen Hofjunker und Kammeraſſeſſor in Kaſſel ernannt, verheirathete ſich 1773 mit einer Hofdame der Landgräfin, Henriette von Baumbach, ſchied 1776 aus heſſiſchen Dienſten und ließ ſich zunächſt auf dem Gute Nentershauſen in Niederheſſen, das ſeiner Schwiegermutter gehörte, nieder. Im J. 1777 erhielt er auf ſein Anſuchen den Titel eines weimariſchen Kammerherrn, ohne in engere Beziehungen zum Hof Karl Auguſt's zu treten. Er widmete ſich während ſeines Landaufenthalts mancherlei Studien, auch Compoſitions- und Dichtungsverſuchen, denen er ſelbſt ſo geringen Werth beilegte, daß er unter andern ſeine in Frankfurt 1781 erſchienenen Klavierſonaten ſehr brauchbar zum Schuh- und Stiefeleinpacken nannte „des ſtarken Papiers wegen, worauf man ſie gedruckt“. Von Nentershauſen ſiedelte er an den kleinen Hof zu Hanau über, gründete und dirigirte hier ein Liebhabertheater, für welches er zwei Bände „Theaterſtücke“ (Hanau und Offenbach 1779 und 1786) verfaßte. „Ohne beſtimmte Geſchäfte, aber voll Thätigkeitstrieb, nach Weisheit durſtig, durch die gewöhnlichen philoſophiſchen Syſteme nur wenig befriedigt, jung, von der eiteln Idee gekitzelt, ſich mit höheren Dingen als gemeine Leute beſchäftigen zu können, zu einer großen Rolle in der Freimaurerwelt zu kommen und dadurch im Leben Einfluß zu erlangen“ (Goedeke, „Knigge“ S. 31), ſchloß er ſich, nachdem er 1772 in Kaſſel Freimaurer geworden war, mit Feuereifer an Schröder in Marburg und andere Männer an, die aus der Freimaurerei ihren Lebenszweck machten. Im J. 1780 ließ er ſich durch den Marquis von Conſtanza in den Bund der Illuminaten aufnehmen und wurde einer der feurigſten Anhänger Adam Weishaupt's. Er entfaltete für den Illuminatenorden eine fieberhafte Thätigkeit, überwarf ſich aber nach wenigen Jahren mit Weishaupt und ſchied 1784 aus dem Geheimbunde aus. Je phantaſtiſcher und ungemeſſener ſeine Hoffnungen auf denſelben geweſen waren, eine um ſo bittrere Skepſis ſetzte er von Stunde an allen geheimbündleriſchen Beſtrebungen entgegen. Der ehemalige Illuminat konnte von da an nicht oft genug ſeine Abneigung gegen alles ausſprechen, was der „geſunden Vernunft“ widerſpreche, und wandelte ſich in einen der platteſten Rationaliſten. „Eine Religionsſekte, eine geheime Geſellſchaft, eine Verbrüderung, eine Weisheitsſchule, die zuerſt ihre Zöglinge zu Schwärmern macht, beruht zuverläſſig auf Betrug“ (Anmerkung zum 42. Briefe im „Roman meines Lebens“)

Digitized by Google

ward der Grund aller ſeiner ſpätern Darſtellungen. Um die Zeit, wo er mit den Illuminaten brach, begann er als Schriftſteller eine ausgebreitete Thätigkeit zu entfalten. Während eines längeren Aufenthalts in Frankfurt und Heidelberg und nach ſeiner 1787 erfolgten Rückkehr aus der Pfalz nach Hannover ſchrieb er Romane, Satiren und ſein geprieſenſtes Buch „Ueber den Umgang mit Menſchen“. Da alle Verſuche, ſeine Güter in eigene Verwaltung zu erlangen, ſcheiterten („noch immer waren ſeine Güter in den Händen der Gläubiger, deren Mandatar, Advocat Vogel, unumſchränkt herrſchte, und es daher dem eigenen Intereſſe angemeſſen fand, die Schulden ſo langſam als möglich zu tilgen“, Goedeke a. a. O. S. 106), ſuchte er durch literariſche Einnahmen ſeine Glücksumſtände zu verbeſſern und hatte es kein Hehl, daß er ums Geld ſchreibe. Auch nachdem er von der hannoverſchen Regierung zum Landdroſten und Oberhauptmann in Bremen ernannt worden war, ruhte ſeine nimmermüde Feder um ſo weniger, als ihm die Begebenheiten der Franzöſiſchen Revolution fortwährend neuen Stoff zu öffentlicher Ausſprache gaben. Knigge ſtarb nach langwieriger Krankheit am 6. Mai 1796 zu Bremen. Bald nach ſeinem Tode erſchien eine Sammlung ſeiner Schriften (Hannover 1804—1806), welche zwar durchaus unvollſtändig war, aber wenigſtens einige der bekannteſten und beliebteſten Bücher des fruchtbaren Schriftſtellers vereinigte. Von allen ſeinen Werken überdauerte nur das Buch „Ueber den Umgang mit Menſchen“ (Hannover 1788) die Generation, der Knigge ſelbſt angehört hatte. Dieſes Werk enthielt die Quinteſſenz der Welterfahrungen, die der Vielumhergetriebene gemacht hatte, und daher auch eine Fülle guter praktiſcher Rathſchläge, ſuchte die Regeln der Weltklugheit mit den von Knigge anerkannten Geboten der Moral in Einklang zu ſetzen, gründete ſeine Weiſungen auf mannichfaltige und zum Theil ſehr feine Beobachtungen, erſchien aber ſeicht und armſelig, ſobald man außer Augen ſetzte, daß die Glückſeligkeitstheorie, welcher Knigge anhing und in deren Sinne er ſchrieb, dem Mittelſchlage der Menſchen entſpreche. Von Knigge's Romanen fanden „Der Roman meines Lebens“ (Riga 1781—1786), „Geſchichte Peter Clauſens“ (Riga und Frankfurt a. M. 1783—1785), „Die Verirrungen des Philoſophen oder Geſchichte Ludwigs von Seelberg“ (Frankfurt 1787), „Geſchichte des armen Herrn von Mildenburg“ (Hannover 1789—1790), „Das Zauberſchloß oder die Geſchichte des Grafen Tunger“ (Hannover 1791) bei den Zeitgenoſſen den größten Beifall. Keiner dieſer Romane iſt ohne einen gewiſſen Kern, ohne einige Anſätze von Charakteriſtik und einige gut beobachtete Lebensverhältniſſe, keiner aber erhebt ſich durch die Concentration von Lebenseindrücken, durch inneres Leben zur poetiſchen Wirkung. Eine Reihe ſeiner Beobachtungen theilte Knigge in den Halbromanen „Die Reiſe nach Braunſchweig“, „Briefe auf einer Reiſe von Lothringen nach Niederſachſen“ mit. Von ſeinen ſatiriſchen Schriften wurde die gegen Zimmermann und ſein Buch über Friedrich den Großen gerichtete: „Ueber Friedrich Wilhelm den Liebreichen und meine Unterredung mit ihm, von J. C. Meywerk, Chur-Hannöverſchen Hoſenmacher“ (Frankfurt und Leipzig 1788), Anlaß eines erbitterten Federkampfes, in dem Zimmermann ſich zuletzt nicht entblödete, in einem beſondern Pamphlet („Der als Illuminat, Demokrat und Volksverführer entlarvte Baron von Knigge“) die Regierungen zum Einſchreiten gegen ſeinen literariſchen Widerſacher aufzuhetzen. Durch „Benjamin Noldmann's Geſchichte der Aufklärung in Abyſſinien (Göttingen 1791) und „Des ſeligen Herrn Etatsraths Samuel Konrad von Schaafskopf hinterlaſſene Papiere“ (Breslau 1792) hatte Knigge allerdings ſeinen Feinden ſo gut Waffen in die Hände gegeben wie durch ſeine Verbindung mit dem berüchtigten Dr. Bahrdt in Halle und der ſogenannten deutſchen Union. Infolge dieſer Verbindung ward er denn auch in Kotzebue's berüchtigtem Pasquill „Doctor Bahrdt mit der eiſernen Stirn“ in gehäſſigſter Weiſe geläſtert. Um Knigge's literariſche Erſcheinung würdigen zu können, darf man weder ſeine Zeit noch ſeine Perſönlichkeit außer Acht laſſen. „Knigge's Perſönlichkeit iſt nicht bedeutend genug, um ſie zum Prototyp jenes Zeitalters machen zu können. Er ſtand nicht über ſeiner Zeit, gab ihr keine neuen Bewegungen, keine Ideen, von denen die Folgegeſchlechter zehren können. In ſeinem Leben wie in ſeinen Schriften hat er ein denkwürdiges Beiſpiel hinterlaſſen, wie die in Bewegung gerathenen Elemente der Zeit in einzelnen regſameren Individualitäten lebendig und wirkſam wurden. Einer von den Vermittlern zwiſchen der Bildung in ihrer höchſten Blüte und der bildungsbedürftigen Maſſe war Knigge. Sein Wirken würde ein intenſiv bedeutenderes geweſen ſein, wenn ſein Charakter auf einer höheren Stufe geſtanden hätte“ (Goedeke a. a. O. S. 187 fg.).

(*A. Stern.*)

KNIGHT, im Angelſächſiſchen „cnyht“, das deutſche „Knecht“ in der Bedeutung von Knappe, bedeutet im Engliſchen ſo viel wie Ritter. Der Ritterſtand macht hier keine Klaſſe des Erbadels aus, wie überhaupt der niedere Adel, die Gentry, ſich hier nie von den Freien der Nation abgeſondert hat. Der Ritterſtand gründete ſich theils auf den Beſitz eines Landeigenthums von einem gewiſſen Ertrage oder eines eigentlichen Kriegslehens (knight's fee), theils auf perſönliche, vom Könige ausgehende Ernennung. Erſteres zeigt ſich noch in der Verfaſſung des Parlaments, indem die Grafſchaftsdeputirten, als Vertreter der kriegspflichtigen Gutsbeſitzer, gewählt von den Freiſaſſen der Grafſchaften, Knights of the Shire heißen; früher im Gegenſatze zu den Knights burgess, d. h. den Abgeordneten, welche die Städte ins Parlament ſchickten. Noch unter der Königin Eliſabeth ſollten die Gutsbeſitzer von 40 Pfd. Sterling jährlichen Einkommens ſich die Ritterwürde ertheilen laſſen. Die unterſte und älteſte Stufe der perſönlichen Ritterwürde iſt die des Knight Bachelor; ſie iſt, nachdem die mit dem Grundbeſitze verknüpfte Verpflichtung zum Kriegsdienſt durch Geſetz vom J. 1660 aufgehoben worden, zu einem bloßen Titel geworden, der auch an Gelehrte und Künſtler verliehen wird. Zu den Knights

Digitized by Google

gehören auch alle, die einen engliſchen Orden (mit Ausnahme der dritten Klaſſe des Bath) beſitzen, ſo namentlich Knights of the Garter, Ritter vom Hoſenbandorden. Knight Banneret, Bannerherr, bedeutet eine Würde, welche der König urſprünglich nur auf dem Schlachtfelde zu ertheilen pflegte. (*Albrecht Just.*)

KNIGHT (Charles), engliſcher Verleger, geboren zu Windſor am 15. März 1791, geſtorben zu Addleſtone den 9. März 1873, war das einzige Kind eines Buchhändlers zu Windſor und verlor die Mutter in früher Kindheit. Er beſuchte drei Jahre die Gelehrtenſchule zu Ealing, kam dann bei ſeinem Vater in die Lehre und trat nach Verlauf der Lehrjahre in das Geſchäft des Vaters als Theilhaber. Er gründete 1812 den „Windsor and Eton Express", deſſen Redacteur er 14 Jahre war, gab dann 1819—1822 die Monatsſchrift „The Plain Englishman" heraus und 1822—1824 den „Etonian", redigirt von W. M. Praed, deſſen Mitarbeiter meiſtens Etonſchüler waren.

Im J. 1824 verlegte Knight ſeine Buchhandlung nach Pallmall in London, wo er 40 Jahre unausgeſetzt als Verleger, Redacteur und Mitarbeiter an ſeinen Zeitſchriften und Sammelwerken thätig war. Er begründete zuvörderſt „Knight's Quarterly Magazine", deſſen Mitarbeiter u. a. die früheren Etonſchüler Macaulay, Praed, Coleridge waren, das aber bereits mit Nr. 6 einging. In Knight's Verlag erſchien damals Carlyle's „Life of Schiller" und de Quincy's claſſiſche „Confessions of an English Opium Eater". Er projectirte ſodann eine Serie von Schriften unter dem Titel: „National Library of General Information", was aber bei der damaligen ungünſtigen Conjunctur vor der Hand aufgegeben werden mußte. Die Verlagshandlung mußte ſogar zeitweilig gänzlich geſchloſſen werden.

Im J. 1827 begann Knight's Verbindung mit der Society for the Propagation of Useful Knowledge. Er war zwanzig Jahre der Verleger ihrer Publicationen. Im J. 1821 gründete Knight den „British Almanac" nebſt dem „Companion to the Almanac", welcher vierzig Jahrgänge erreichte.

Im J. 1829 eröffnete Knight wieder ſein Verlagsgeſchäft und begann die Herausgabe der „Library of Entertaining Knowledge", zu welchem Werke er ſelbſt mehrere Bände lieferte. Darauf begann er für die Useful Knowledge Society die Herausgabe des „Penny Magazine", 1832—1845, zu deſſen Mitarbeitern einige der beſten Autoren Englands gehörten und das eine Verbreitung von über 200,000 Exemplaren hatte. Im J. 1833 erſchienen die erſten Hefte der „Penny Cyclopaedia", 22 (11) Bde., eine der reichhaltigſten engliſchen Encyklopädien, in ſpäteren Ausgaben „The National Cyclopaedia", in der letzten „The English Cyclopaedia" betitelt. Knight gab ſodann vornehmlich illuſtrirte Werke heraus: „The Pictorial Bible", 4 Bde., 1838. — „The Pictorial History of Palestine", 1839. — „The Pictorial Book of Common Prayer", 1839. — „The Gallery of Portraits of distinguished men", 1839. — „The Pictorial History of England", von Craik und Macfarlane, fortgeſetzt in „The History of the thirty years peace" von Miß Martineau, 1840—50. — „The Store of Knowledge", 1841. — „London, historically illustrated", 6 Bde., 1841—44. — „Old England, a Pictorial Museum of National Antiquities", 2 Bde. fol., 1845. — „The Land we live in", 4 Bde., 1848. — „Cyclopaedia of the Industry of all Nations", 1851. — „Geography of the British Empire", 2 Bde., 1853. — „The Pictorial Shakespeare" (ein nationales Werk, der Text von Knight ſelbſt redigirt und annotirt, in welchem er ſich als gründlicher Shakeſpeare-Kenner erwies), 1856—62, neue Ausgabe 1864—66. — Außerdem erſchien in Knight's Verlage: „The Weekly Volume", ſpäter unter dem Titel „The Shilling Volume", 126 Bde., 1843—45. — „Half Hours with the Best Authors", 18 Bde. — „Half Hours with the Best Letter-Writers." — „Half Hours of History".

Von Knight's eigener Feder erſchienen: „On the mischievous results of the excessive duty on paper", 1830. — „The results of machinery", 1830. — „The rights of industry, capital and labour". 1833. — „Knowledge is Power", 1833. — „Life of Caxton", 1844. — „The old printer and the modern press", 1854. — „Varieties" (vermiſchte Aufſätze), 1844. — „New Lamps for Old-Remarks on Mr. Collier's Discovery of the Annotations to Shakespeare", 1851. — „Once upon a time" (vermiſchte Aufſätze), 1854. — „The struggles of a Book against excessive taxation", 1855. — „The case of the authors as regards the paper duty", 1856. (Dieſe Angriffe Knight's auf den damaligen Papierzoll in England hatten die Abſchaffung deſſelben in Gladſtone's Budget von 1860 zur Folge.) — „The importance of literature to men of business. A lecture delivered at the opening of the Sheffield Athenaeum", 1852. — „Arminius, or the Deliverance of Germany, a Tragedy" (Windſor 1814). — „Passages of a working life during half a century" (Knight's Autobiographie), 1865. — „The Legend of Westminster", 1867.

Knight war einer der unternehmendſten, umſichtigſten, unausgeſetzt thätigen Führer der populären Literatur, einer der eifrigſten Förderer der Verbreitung des Wiſſens. Doch der pecuniäre Erfolg entſprach keineswegs ſolcher Thätigkeit. Er erhielt 1860 durch Vermittelung des Lords Brougham die Anſtellung als Herausgeber der „London Gazette" (des officiellen Regierungsblattes), die einen Gehalt von 1200 Pfd. Sterl. jährlich einbrachte, jedoch eine Sinecure war. Faſt erblindet, zog er ſich nach Addleſtone in die Grafſchaft Surrey zurück. Seine Statue wurde 1874 zu Windſor errichtet.

Vgl. Douglas Jerrold, Farewell, Good Knight (London 1873). — J. Thorne, Passages from the Life of C. Knight. Abridged from „Passages of a Working Life" (by C. Knight). With an introduction (Newyork 1874). (*W. Bentheim.*)

KNIGHTIA, eine von Robert Brown nach dem berühmten Pflanzenphyſiologen Knight benannte Gattung

Digitized by Google

der Proteaceen mit folgenden Merkmalen: Blüten hermaphroditiſch, regelmäßig; Kelch röhrig, gerade mit 4 linealiſchen, an der Spitze ein wenig concaven, bald freien, zuletzt zurückgerollten Blättern; Staubgefäße 4, den Kelchblättern über der Mitte eingefügt und hervorragend; Fäden ſehr kurz, Antheren linealiſch, ſpitz, Connectiv über die Fächer ein wenig hinausragend. Außerdem ſind 4 unterſtändige, freie Drüſen in der Blüte vorhanden. Der Fruchtknoten iſt ſitzend, einfächerig, viereiig, der Griffel fadenförmig, gerade mit verticaler, faſt keulenförmig-cylindriſcher, gefurchter Narbe. Die Balgfrucht iſt lederartig, gerade oder etwas ſichelförmig, vierſamig, die Samen ſind an der Spitze geflügelt.

Aus dieſer in Neu-Seeland oder Neu-Caledonien einheimiſchen Gattung ſind nur zwei oder drei Arten bekannt, Bäume oder Sträucher mit wechſelſtändigen, geſtielten, lederartigen, einfachen, ganzrandigen oder grobgezähnten Blättern, paarweiſe ſtehenden Blütenſtielen und achſelſtändigen Blütentrauben oder Blütenköpfchen. Sie zerfällt in zwei Sectionen.

Erſte Section. Euknightia *Endlicher.* Blüten in lockern Trauben mit kleinen Deckblättchen. Balgfrucht lederartig, durch den ſtehen bleibenden Griffel geſchweift.

1) Kn. excelsa *R. Brown.* Ein 80—100 Fuß hoher Baum mit aufrechten Aeſten und weichhaarigen Zweigen, länglichen, ſtumpfen, gezähnten, oberſeits glänzenden und glatten, unterſeits glanzloſen, in der Jugend feinfilzigen Blättern, feſtſitzenden Blütentrauben und roſtfarbig-filzigen Spindeln, Kelchen und Balgfrüchten.

Zweite Section. Eucarpha *R. Brown.* Blüten in dichten Köpfen und anfangs von großen (ſpäter abfallenden) Deckblättern eingehüllt. Griffel abfallend. Balgfrucht holzig.

2) Kn. strobilina *R. Brown.* Ein etwa 6 Fuß hoher Strauch mit aufrechten Aeſten, verkehrt-eiförmig-länglichen, faſt ſpatelförmigen, ganzrandigen Blättern, achſelſtändigen, geſtielten, verkehrt-eiförmigen Blütenköpfen, kahlen Kelchen und länglichen, bisweilen höckerigen Balgfrüchten. Hierher gehört Embothrium strobilinum *Labillardière* und wahrſcheinlich auch Knightia integrifolia *A. Cunningham.*

Als Heimat dieſer Art wurde von Labillardière aus Verſehen Neu-Holland angegeben; ſie wächſt aber in Neu-Caledonien. (*A. Garcke.*)

KNIPHAUSEN. Die Herrlichkeit Kniphauſen nebſt Inhauſen bildete ehemals einen Theil der frieſiſchen Landſchaft Rüſtringen, die früher unter eigenen Häuptlingen, im J. 1355 dem Edo Wiemken zu Jever aus dem edeln Geſchlechte der Papinga ſich unterwarf. Das Haus Inhauſen gab Edo Wiemken ſeiner Schweſter Hillet bei ihrer Vermählung mit Eko Onneken zum Brautſchatz, welcher die Beſitzung mit Uebergehung einer ehelichen Tochter ſeinem unehelichen Sohne Alko zuwandte. Das Haus Kniphauſen, auch Knipens genannt, erhielt dagegen die Enkelin Edo Wiemken's, Reinolda, als ſie ſich mit Lübbe Onneken zu Burhave vermählte. Auch hier trat der Fall ein, daß der Vater dem rechtmäßigen Kinde den mütterlichen Erbtheil entzog und ſeinem unehelichen Sohne Ilo vermachte. Dieſe Verfügungen waren der Anlaß unendlicher Fehden. Im J. 1495 übertrug Ilo von Kniphauſen die Herrſchaft ſeinem Vetter Fulf von Inhauſen. Von da an nannten ſich die ſpäteren Beſitzer Herren von In- und Kniphauſen. Die unrechtmäßigen Erben fanden Schutz bei dem Grafen Edzard von Oſtfriesland, während die Anſprüche der vertriebenen legitimen Prätendenten die Tochter Edo Wiemken's des Jüngern, Fräulein Maria zu Jever, erwarb und dieſelben bei dem Reichskammergerichte zu Speyer verfolgte. Erſt dem teſtamentariſchen Erben der letztern, dem Grafen Johann XVI. von Oldenburg, gelang es indeſſen 1592, ein günſtiges Urtheil gegen die Gebrüder Ilo und Wilhelm von In- und Kniphauſen zu erzielen, welche gegen eine Abſtandsſumme ſich ſpäter auf ihre oſtfrieſiſchen Beſitzungen zurückzogen, wo ihre Nachkommen auf Lütetsburg bei Norden noch heute anſäſſig ſind.

Im Beſitze des oldenburgiſchen Hauſes verblieb Kniphauſen bis zum Ableben des letzten Grafen Anton Günther im J. 1667. Da derſelbe keine ehelichen Leibeserben hinterließ, ſo fielen ſeine Hauptbeſitzungen, namentlich die reichslehnbaren Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt, an das ſtammverwandte königliche Haus von Dänemark, während der nächſte Allodialerbe ein natürlicher, jedoch vom Kaiſer Ferdinand III. ſpäter legitimirter und unter dem Namen von Aldenburg in den Reichsgrafenſtand erhobener Sohn war, den der Verſtorbene mit Eliſabeth von Ungnad, aus einem altfreiherrlich-öſterreichiſchen Geſchlechte, erzeugt hatte. Zu Gunſten dieſes letztern Sohnes hatte Anton Günther nach Vereinbarung mit den Lehnsnachfolgern aus der Herrlichkeit Kniphauſen, dem Amte Varel nebſt der Vogtei Jade und vielen Holzungen und Vorwerken ein in deſſen Familie im Manns- und Frauenſtamme vererbbares immerwährendes Fideicommiß gebildet, welches nach verſchiedenen ſpäteren Wirren nochmals von der däniſchen Regierung im ſogenannten Aldenburger Tractate von 1693 beſtätigt wurde, der indeß die Herrſchaft Varel der oldenburgiſchen Landeshoheit unterwarf. Die einzige Tochter des Grafen Anton II. von Aldenburg, Charlotte Sophie, heirathete 1733 den ſeit 1732 durch Briefdiplom in den deutſchen Reichsgrafenſtand erhobenen holländiſchen Edelmann niedern Adels, Wilhelm von Bentinck-Rhone, Präſidenten des Rathes der Staaten von Holland und Weſtfriesland, jüngeren Sohn des Grafen von Portland, des Chefs des engliſchen Zweiges der Familie. Auf dieſe Weiſe kamen Varel und Kniphauſen an das Bentinck'ſche Haus. Nochmals ergaben ſich nach Beendigung der franzöſiſchen Occupation verwickelte Beziehungen zwiſchen dem Herzogthume Oldenburg und den Bentinck'ſchen Beſitzungen, die in Bezug auf Kniphauſen durch Vermittelung fremder Höfe in dem unter den Schutz des Deutſchen Bundes geſtellten ſogenannten Berliner Abkommen von 1825 eine ſtaatsrechtlich merkwürdige Regelung fanden. Der Graf von Bentinck trat für das ehemals reichsunmittelbare Kniphauſen in den Beſitz und Genuß der Landeshoheit wieder ein, wie ſie ihm vor Auflöſung der deutſchen Reichsverfaſſung zugeſtanden hatte. Die freie Herrſchaft

Digitized by Google

wurde für einen integrirenden Theil von Deutſchland und zu dem deutſchen Bundeslande gehörig erklärt. Die Oberhoheit aber, wie ſie bisher bei Kaiſer und Reich geweſen, ging an Oldenburg über. Nach einer ſpäter abgeſchloſſenen Vereinbarung verblieb der Graf dagegen wegen Varel unter der oldenburgiſchen Landeshoheit und die gräflichen Behörden und Beamten traten in daſſelbe Verhältniß wie die landesherrlichen des Herzogthums.

Inzwiſchen hatte ſich in der gräflichen Familie Folgendes ereignet. Der Sohn des erſten Grafen Bentinck, der Reichsgraf Wilhelm Guſtav Friedrich Bentinck, war mit einer 1798 verſtorbenen Baroneſſe von Lynden-Rheede vermählt, aus welcher Ehe nach dem Ableben eines Sohnes nur Töchter hinterblieben. Zufolge eigener Erklärung hatte der Graf nach dem Tode ſeiner Gemahlin mit ſeiner aus bäuerlichem Stande hervorgegangenen Haushälterin Sara Margarethe Gerdes drei Söhne, Wilhelm Friedrich geboren 1801, Guſtav Adolf geboren 1809 und Friedrich Anton geboren 1812, erzeugt und behauptete in mehrern Anerkenntniſſen, daß zwiſchen ihm und der Genannten eine ſogenannte Gewiſſensehe beſtanden habe, während öffentlich eine Ehe erſt 1816 durch kirchliche Copulation vollzogen war. Nachdem der älteſte Sohn, welchem der Graf durch einen Act vom 1. Sept. 1827 den juriſtiſchen Beſitz der Fideicommißgüter übertragen hatte, nach vorherigem Verzichte ausgewandert war, erlangte durch einen Act vom 23. Mai 1834 der zweite Sohn die Mitregentſchaft in den Herrſchaften. Es war natürlich, daß dieſe Verfügungen die Familienglieder nicht unberührt ließen, welche auf Grund legitimer Abſtammung ein Recht auf das Aldenburg-Bentinck'ſche Fideicommiß in Anſpruch nehmen konnten. Schon im J. 1827 reichte der nächſte Agnat, der Bruder des Fideicommißinhabers, der Reichsgraf Johann Karl Bentinck, königlich großbritanniſcher Generalmajor, einen Proteſt und auf die Provocation des Gegners am 11. Mai 1829 eine förmliche Klage bei dem Oberappellationsgerichte zu Oldenburg ein, welche nach ſeinem Ableben 1836 ſein älteſter Sohn, der königlich niederländiſche Kammerherr Reichsgraf Wilhelm Friedrich Chriſtian Bentinck, gegen den nach dem Tode ſeines Vaters 1835 in den factiſchen Beſitz des Fideicommiſſes gelangten Reichsgrafen Guſtav Adolf fortſetzte, als ein Verſuch des klägeriſchen Bruders, mit Gewalt ſich des Beſitzes der Burg und des Landes Kniphauſen zu bemächtigen, an der Wachſamkeit der Bauern geſcheitert war. Hiermit beginnt jener berühmte Bentinck'ſche Erbfolgeſtreit, der zwei Jahrzehnte die publiciſtiſche Welt Deutſchlands in Aufregung hielt. Die Streitfragen des öffentlichen Rechtes, welche an den Gegenſtand des Proceſſes ſich anſchloſſen, die verſchiedene Stellung der Fideicommißobjecte nach Reichsrecht, die Zugehörigkeit der Familie zum hohen Adel, die Fragen der Ebenbürtigkeit für die Ehen des hohen Adels, das von den Beklagten in Anſpruch genommene Recht der Gewiſſensehe, der Mantelkinder, Brautkinder u. ſ. w., lieferten Stoff zu den verſchiedenſten Abhandlungen der berühmteſten Rechtslehrer. Außer den voluminöſen Proceßſchriften der Advocaten ſind die wiſſenſchaftlichen Rechtsgutachten von Eichhorn, Klüber, Heffter, Dieck, Jordan, Hye, Martin, Mühlenbruch, Vollgraff, Wilda, Zachariä, Zöpfl, zu verzeichnen. Nachdem ein Anrufen der deutſchen Bundesverſammlung als Garanten des Berliner Vertrages durch den Kläger keinen Erfolg gehabt hatte, erkannte nach geſchloſſenem proceſſualiſchen Verfahren im Auftrage des Oberappellationsgerichtes die nach dem erwähnten Abkommen dazu deſignirte Juriſtenfacultät von Jena unter dem 20. April 1842 auf Abweiſung der Klage weſentlich aus dem Grunde, weil der Beklagte rechtlich weder als illegitim noch auch, da die Bentinck'ſche Familie nie reichsſtändig und hochadelig geweſen ſei, als in Misheirath erzeugt betrachtet werden könne. Der Kläger erhob das geſetzliche Rechtsmittel des Recurſes und es wurden nach erneuter Verhandlung die Acten an die jetzt ordentlich zur ſchiedsrichterlichen Entſcheidung erwählte Juriſtenfacultät zu Gießen geſandt.

In dieſer für den Kläger und ſeine Brüder höchſt kritiſchen Lage des Rechtsſtreites glaubten ſie mit Hülfe ihrer Familienverbindungen auf andere Weiſe Unterſtützung zu erhalten, indem ſie ſich jetzt abermals an die Bundesverſammlung wandten und um Bewilligung der Rechte des hohen deutſchen Adels in Gemäßheit des Artikels 14 der Bundesacte baten. Es gelang ihnen, trotz des Proteſtes Oldenburgs und gegen den Widerſpruch von Sachſen, Baden, Baiern und Kurheſſen am 12. Juni 1845 eine Erklärung der Bundesverſammlung herbeizuführen, daß der gräflichen Familie Bentinck nach ihren Verhältniſſen zur Zeit des deutſchen Reiches die Rechte des hohen Adels und der Ebenbürtigkeit im Sinne des Artikels 14 der Deutſchen Bundesacte zuſtänden. Eine weitere Conſequenz daraus für den ſchwebenden Rechtsſtreit wurde in dem Beſchluſſe der proviſoriſchen Centralgewalt vom 8. Nov. 1849 gezogen, durch welchen die Nichtberechtigung des factiſchen Beſitzers ausgeſprochen und der Großherzog von Oldenburg aufgefordert wurde, die Herſtellung der rechtmäßigen Regierung in Kniphauſen zu veranlaſſen. Bei der beharrlichen Weigerung Oldenburgs hatten aber dieſe Beſchlüſſe, die ziemlich allgemein als ein unzuläſſiges Eingreifen in den ſchwebenden Rechtsſtreit empfunden wurden, zunächſt keinen praktiſchen Erfolg.

Während der Proceß in Gießen noch zur zweiten Entſcheidung lag, trat die oldenburgiſche Regierung mit einem Vergleichsvorſchlage auf, nach welchem die Aldenburg-Bentinck'ſchen Fideicommißbeſitzungen dem Großherzoge von Oldenburg von der Familie gegen eine Abfindung in Geld überlaſſen werden ſollten. Weſentlich unter dem Drucke der Lage, in welche die Renitenz der oldenburgiſchen Regierung, den Bundesbeſchluß vom 12. Juni 1845 über den hohen Adel der gräflich Bentinck'ſchen Familie ordnungsmäßig zu publiciren, die Angelegenheit verſetzt hatte, kam ſodann am 13. April, reſp. 30. Juni 1854 zwiſchen den Bevollmächtigten aller Theile ein Uebereinkommen zu Stande. Der Kläger, Graf Wilhelm Friedrich Chriſtian Bentinck zum Haag nebſt ſeinen Brüdern beſtreitet ferner nicht mehr dem Beklagten, Grafen Guſtav Adolf Bentinck zu Varel, die Führung des gräflich Bentinck'ſchen Namens und Titels, wie ſie

Digitized by Google

von ihm auf Grund des Grafendiploms vom J. 1732 in Anſpruch genommen ſind. Die Parteien treten ihre geſammten Rechte und Anſprüche an das Reichsgräflich-Aldenburg-Bentinck'ſche Familienfideicommiß nebſt Pertinenzien an die großherzoglich-oldenburgiſche Regierung zum freien Eigenthume ab. Die Fideicommißqualität dieſes Fideicommiſſes im Werthbetrage von 1,100,000 Thalern Gold wird auf einen mit der Standesherrlichkeit im Sinne des Artikels 14 der Bundesacte beliehenen Complex von Liegenſchaften in einem deutſchen Staate übertragen und bis dieſe Liegenſchaften erworben ſind (was bis 1882 noch nicht geſchehen), als ein unaufkündbar auf das Herzogthum Oldenburg radicirter Fideicommißſtamm mit jährlich 3½ Proc. verzinſt. Das alſo beſtimmte Fideicommißobject erhält die klägeriſche Linie zum ſtiftungsmäßigen Beſitz. Der Beklagte erhält eine Summe von 550,000 Thalern Gold zur freien Verfügung und die oldenburgiſche Regierung übernimmt außerdem die Zahlung beſtimmter Abfindungen und Jahrgelder an gewiſſe Agnaten. Auch der über den hohen Adel der Familie unter dem 12. Mai 1853 wiederholte Beſchluß des Bundestages wurde jetzt von der großherzoglichen Regierung gehörigerweiſe zur öffentlichen Kunde gebracht.

Für das Herzogthum Oldenburg hatte der Vertrag die politiſche Bedeutung des Wiedererwerbes werthvoller Beſtandtheile, welche dem Lande durch die unſtaatsmänniſche Familienpolitik des letzten Grafen entfremdet waren. Mittels Patents vom 1. Aug. 1854 ergriff der Großherzog den förmlichen Beſitz des zum Bentinck'ſchen Fideicommiß gehörigen Gütercomplexes und erklärte die Vereinigung der Herrſchaft Kniphauſen mit dem Großherzogthume Oldenburg, die nebſt Varel ſeitdem vollſtändig in die Verwaltungsorganiſation deſſelben überführt iſt. Nach der Volkszählung vom 1. Dec. 1880 zählten die drei Gemeinden der alten Herrſchaft Accum 534, Fedderwarden 1352 und Sengwarden 1379 ortsanweſende Einwohner und 8,27, reſp. 16,93 und 27,19 □Kilom. Die alte Burg Kniphauſen wurde 1864 an den Freiherrn von In- und Kniphauſen auf Lütetsburg bei Norden verkauft, für den ſie als früherer Familienbeſitz von Intereſſe war. Varel, ein Theil der frieſiſchen Wede, hatte gleich andern altfrieſiſchen Bezirken ſeine eigenen Häuptlinge gehabt, aber ſchon ſeit 1386 die Oberherrlichkeit der Grafen von Oldenburg anerkannt, an welche es 1481 definitiv vermöge eines Abkommens mit dem letzten Häuptlinge Hayo fiel. Die Stadt Varel, die in den funfziger Jahren eine jetzt faſt verſchwundene induſtrielle Entwickelung zeigte, zählt 4937 ortsanweſende Einwohner, liegt maleriſch auf einem Geeſtvorſprunge, zu deſſen Füßen die Marſch beginnt, iſt Station der Oldenburg-Wilhelmshafener Eiſenbahn und Sitz eines Amtes und Amtsgerichtes. Neuerdings iſt auch eine mit landwirthſchaftlicher Lehranſtalt verbundene Realſchule errichtet. Der Verkehr in dem circa ½ Stunde von der Stadt entfernten Hafen iſt infolge des allgemeinen Verfalles der Küſtenſchiffahrt ſehr geſunken. Das von dem Grafen von Bentinck zu Anfang dieſes Jahrhunderts auf einer hohen Düne am Jadebuſen ins Leben gerufene Nordſeebad Dangaſt zählt wenig Beſucher mehr, ſeitdem der Strand einer überhandnehmenden Verſchlammung ausgeſetzt iſt. *(Bucholtz.)*

KNIPPERDOLLING (Bernhard), als Bürgermeiſter von Münſter der einflußreichſte Förderer des dortigen Reiches der Wiedertäufer. Das Jahr ſeiner Geburt iſt unbekannt, wahrſcheinlich fällt es erſt nach 1500. Er ſtammt aus Münſter und zwar aus einem alten, angeſehenen Geſchlechte. Er beſaß ein Haus in der Mitte der Stadt und betrieb das Geſchäft eines Kaufmannes. Von ſtattlicher Erſcheinung, aber von unruhigem Sinne, ein einflußreicher Volksredner und von großer perſönlicher Eitelkeit, war Knipperdolling in unruhigen Zeiten nur allzu ſehr geneigt, die Unzufriedenheit der Menge zu benutzen, um die unbequeme Herrſchaft der Obrigkeit zu brechen. Aus unbekannten Gründen wurde er ſchon im Anfange der zwanziger Jahre zeitweilig aus ſeiner Vaterſtadt verwieſen. Während dieſer Zeit machte er zuſammen mit dem Schwärmer Melchior Rink eine Reiſe nach Schweden. Hier ſtießen ihre wiedertäuferiſchen Neuerungen auf feſten Widerſtand und Knipperdolling kehrte, aus Schweden vertrieben, in ſeine Vaterſtadt zurück. Hier erſcheint er ums J. 1527 als Theilnehmer an dem Auflauf, durch welchen Tonies Kruſe, welcher gegen das geiſtliche Gericht ſich vergangen hatte, mit Gewalt aus dem Gefängniß befreit wurde. Dem Rathe der Stadt zahlte er für dieſes Vergehen eine Buße, aber der Biſchof ließ ihn außerhalb der Stadt verhaften und ein Jahr lang im Gefängniſſe halten. Sobald Münſter von der evangeliſchen Bewegung ergriffen wurde, ſchloß Knipperdolling ſich ihr an und gehörte zu den eifrigſten Anhängern des Predigers Rothmann. Als im Februar 1533 der Sieg der Reformation den Sturz der alten und die Wahl neuer Rathsmänner herbeiführte, ward Knipperdolling noch nicht Mitglied des Rathes. Als jedoch die ruhigeren Elemente von den enthuſiaſtiſch-demokratiſchen, die Reformation von den Wiedertäufern verdrängt wurde, wählte man im Februar 1534 Knipperdolling zum Bürgermeiſter der Stadt. Als ſolcher war er einer der erſten und eifrigſten Anhänger des melchioritiſchen Prophetenthums; ſein Haus bildete das Hauptquartier der Partei, in deren Dienſt Knipperdolling ſeinen ganzen Einfluß ſtellte. Als Johann von Leiden ſich als König aufthat und die Gewalt an ein Collegium von 12 Aelteſten vertheilte, gab Knipperdolling ſein Bürgermeiſteramt auf, ward aber dafür zum Statthalter ernannt. Nur vorübergehend lehnte er ſich gegen das Königthum auf, unterwarf ſich aber dann und blieb treu bis ans Ende. Während der Belagerung der Stadt erfahren wir nichts von ihm. Nach der Einnahme verſteckte er ſich in einem fremden Hauſe, fiel aber durch Verrath den Siegern in die Hände und ſtarb mit Johann von Leiden im Januar 1536 einen qualvollen Tod durch Henkershand.

Literatur: H. Hamelmanni Opera genealogico-historica de Westphalia et Saxonia inferiori (Lemgoviae 1711); Krohn, Geſchichte der fanatiſchen und enthuſiaſtiſchen Wiedertäufer (Leipzig 1758); Cornelius, Die Geſchichtsquellen des Bisthums Münſter (2 Bde., Münſter 1853); Keller, Geſchichte der Wieder-

Digitized by Google

täufer und ihres Reiches zu Münſter (Münſter 1880); Weidling, Schwediſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation (Gotha 1882). *(Bernhard Pünjer.)*

KNIPSTRO*) (Johann), einer der bedeutendſten Reformatoren Pommerns, der erſte (General-) Superintendent von Pommern-Wolgaſt, war in der kleinen märkiſchen Stadt Sandow bei Havelberg am 1. Mai 1497 geboren. Ueber ſeine früheſte Jugend, über Abſtammung, Erziehung und erſten Unterricht iſt nichts zu ermitteln geweſen; man weiß nur, daß er ſchon in jungen Jahren in ein ſchleſiſches Franciscanerkloſter gegeben wurde, um Mönch zu werden, und daß ihn ſein Abt 1516, wol nachdem er ſchon zum Prieſter geweiht war, ſeines Fleißes und ſeiner Anlagen wegen zum weitern Studium der Theologie auf die Univerſität Frankfurt a. O. ſchickte. Trotz der altgläubigen Richtung ſeiner dortigen Lehrer fühlte ſich der junge Mönch doch ſehr bald nicht nur von den Neuerungen Luther's angezogen und von ihrer Wahrheit überzeugt, ſondern gewann auch den Muth, jenen ſelbſt gegenüber öffentlich als Vertheidiger derſelben aufzutreten. Zu Anfang des J. 1518 erſchien der bekannte Ablaßprediger Tetzel in Frankfurt, um durch die Disputation über einige von dem dortigen Rector Konrad Wimpina aufgeſtellte Ablaßtheſen die höheren akademiſchen Würden zu erlangen. An dem öffentlichen Acte, der am 20. Jan. ſtattfand, hatte Tetzel bereits vom Rector und den Profeſſoren Recht bekommen, als der junge Knipſtro es trotzdem wagte, in Gegenwart von einigen hundert märkiſchen Mönchen die Theſen Luther's ſo kräftig zu vertheidigen, daß der Angreifer ſich zuletzt gänzlich entwaffnet ſah. Aber viel weiter als über die damals praktiſch zunächſtliegende und das öffentliche Aergerniß erregende Frage vom Ablaß ſcheint es Knipſtro nach eigenen ſpäteren Aeußerungen in ſeinem Studium noch nicht gebracht zu haben, Muße und Gelegenheit zum tieferen Eingehen auf den Kern deſſen, was Luther wollte, ſcheint er, wenn auch ſehr bald, doch immerhin erſt ſpäter gefunden zu haben. Gleich nach jenem Redekampfe wurde er von ſeinen Obern in das anſcheinend weitab von aller Gefahr und Anſteckung gelegene Kloſter zu Pyritz in Pommern verwieſen. Doch auch hier forſchte er weiter in der Bibel und las eifrig die neu erſcheinenden Schriften Luther's, bis er an der Hand der 1522 gedruckten Vorrede zum Römerbrief auch in das Weſen der Dogmatik Luther's eindrang, während er gleichzeitig ſowol ſeine Kloſterbrüder für die reformatoriſchen Anſchauungen und Lehren gewann, als auch (ſeit 1521) mit ſeiner Predigt in die weitere Oeffentlichkeit hinaustrat. Erſt als nach dem Tode des greiſen Pommernherzogs Boguslav X. (October 1522), der in ſeinen letzten Lebensjahren bisweilen der neuen Lehre ſein Ohr geliehen hatte, mit ſeinem älteren Sohne Georg wieder der alte Glaube in Pommern die Oberhand gewinnen zu wollen ſchien, fühlte gleich den andern evangeliſchen Predigern auch Knipſtro ſich in ſeinem Kloſter nicht mehr ganz ſicher, zumal da der Abt des benachbarten großen Kloſters Kolbatz den Neuerern unter den Mönchen mit Verfolgung drohte und dafür auch bei dem kaminer Biſchof Erasmus von Manteuffel Unterſtützung fand. Er begab ſich im Herbſte 1523 zunächſt nach Stettin, von da ſehr bald nach Stargard und endlich, vielleicht nach abermaligem kurzen Aufenthalte in Stettin, nach Stralſund, wo er zu längerer Wirkſamkeit im Herbſt 1525 eintraf und am 1. Nov. ſeine erſte Predigt hielt. Obgleich Knipſtro in dieſen zwei Jahren, wie der ſchnelle Wechſel des Aufenthaltes gewiß am beſten beweiſt, nirgends volle Sicherheit vor Gefahren und Verfolgung ſah, ſo fand er währenddeß doch den Muth, den entſcheidenden Schritt der Vermählung zu thun, indem er eine frühere Nonne namens Steinwer zur Frau nahm. In Stralſund, welches nicht unter Kamin ſtand, ſondern zum biſchöflichen Sprengel von Schwerin gehörte, war der Rath 1524 von der Bürgerſchaft gezwungen worden, ſich einen Bürgerausſchuß, die Achtundvierzig, an die Seite ſetzen zu laſſen, ſodaß die Reformation, für welche um jene Zeit drei Prediger, Chriſtian Ketelhot, Johann Kureke und Gregor Sepelin, die erſten evangeliſchen, die ſich dort auf die Dauer niederließen, zu wirken begannen, wenigſtens von obenher keinen Widerſtand fand. Infolge des „Kirchenbrechens“ vom 10. April 1525, eines gewaltthätigen, mehr von fremdem als einheimiſchem Volke veranlaßten Sturmes gegen die Kirchen und Klöſter Stettins, hatten ſich endlich der Oberkirchherr Hippolyt Steinwer und mit ihm die meiſten Geiſtlichen und Mönche genöthigt geſehen, die Stadt zu verlaſſen, worauf die ſämmtlichen Kirchen und Pfarrſtellen vom Rathe an Evangeliſche vertheilt waren. Am 5. Nov. endlich, eben als Knipſtro hingekommen war, wurde die erſte ſtralſundiſche Kirchen- und Schulordnung, welche der Schulrector Johann Aepinus auf Befehl des Rathes und der Achtundvierzig verfaßt hatte, amtlich bekannt gemacht. Das Verbrechen des Kirchenſturmes hatten die beiden Herzoge, Georg und ſein dem Evangelium weniger abgeneigter jüngerer Bruder Barnim, verziehen, als ihnen die Bürgerſchaft auf Zureden der neuen Geiſtlichen die Huldigung vor Beſtätigung der Privilegien leiſtete, und auch weiterhin blieb, obwol Georg auf die Klage Steinwer's die Abſchaffung der neuen Lehre und die Wiedereinführung der Vertriebenen verlangte, und obgleich 1530 auch ein Urtheil des Reichskammergerichts zu Gunſten der letztern erfolgte, in kirchlicher Beziehung alles beim alten. Nur das Eine hatten die Geiſtlichen, und mit ihnen Knipſtro, ſchwer zu empfinden, daß ſie trotz des Anſehens, in welchem ſie bei ihren Gemeinden ſtanden, wegen der vielfachen Verſchleuderung der Kirchengüter theils gar keine, wie in der erſten Zeit auch Knipſtro, theils nur völlig unzulängliche feſte Beſoldung erhielten, vielmehr ganz auf die unſichern und unbeſtimmten Gaben „guter, frommer Leute“ angewieſen waren, wodurch Knipſtro ſich veranlaßt ſah, 1533 eine (jetzt nicht mehr vorhandene) Schrift „Vom rechten Gebrauche der Kirchengüter“ zu verfaſſen. Zuerſt war Knip-

*) So (bisweilen Knypſtro) ſchrieb er ſich ſelbſt in deutſcher Sprache; doch iſt die richtige Form des vielleicht ſlawiſchen Namens ohne Frage Knipſtrow, wie er ihn denn auch ſtets in **Knipstrovius** latiniſirte.

Digitized by Google

ſtro als zweiter Geiſtlicher neben Sepelin an der Marienkirche angeſtellt, nach drei Jahren (1528), nach dem Tode Kureke's, erhielt er als Amtsgenoſſe Ketelhot's dieſelbe Stellung bei St.-Nicolai; auch wurde ihm wol erſt in dieſer Zeit die in der Kirchenordnung vorgeſehene Oberleitung des ganzen ſtralſundiſchen Kirchen- und Schulweſens übertragen. Daß Knipſtro trotz dieſer offenbaren Bevorzugung ſtets im beſten Einvernehmen mit ſeinem neuen pastor primarius blieb, der wol ſelbſt ſeine geringe Befähigung für jenes höhere Amt erkennen mochte, zeigt doch jedenfalls auch die Milde ſeines eigenen Charakters. Selbſt als Ketelhot ſich ſpäter der Abendmahlslehre Zwingli's zuneigte, erlitt das ſchöne amtsbrüderliche Verhältniß beider keine Störung, da jener ſeine abweichende Meinung nicht auf der Kanzel zur Sprache brachte. Knipſtro's eigene beherzigenswerthe Worte hierüber lauten alſo: „Wir ſtanden zum Sunde auf einer Kanzel, Herr Ketelhot und ich, und waren doch der Meinung vom Abendmahle des Herrn eine lange Zeit uneins; dennoch gab keiner ein einziges Zeichen der Uneinigkeit an den Tag, geriethen auch darüber in keine Feindſchaft, viel weniger in Zank und Zorn, in Schmähen und Schimpfen.“ Auch von Knipſtro's freundſchaftlichem, innigem Verkehre mit andern Geiſtlichen und Lehrern in Stralſund und Greifswald ſind der Beweiſe und Beiſpiele genug überliefert. — Als nach dem Tode des Herzogs Georg (Mai 1531) und zufolge eines der neuen Lehre günſtigen Rundſchreibens des Herzogs Barnim die Evangeliſchen in Pommern aufathmeten, wurde der altgläubige Rath zu Greifswald durch die evangeliſch geſinnte Bürgerſchaft gezwungen, die Reform in die Hand zu nehmen und zu ihrer Durchführung Knipſtro zu berufen. In zweijähriger Wirkſamkeit, ſeit dem Juni 1531, gelang es dieſem trotz des weitern Widerſtrebens des Rathes, der ihm zuerſt eine elende, ſchmuzige Wohnung anwies und erſt ſpäter mit Mühe und Noth ein kärgliches Gehalt von jährlich 20 Mark bewilligte, im Vereine mit andern aus der Fremde berufenen Amtsgenoſſen ſeine Aufgabe zu erfüllen, worauf er gern nach Stralſund in ſeine frühere Stellung zurückkehrte. Gleichwie in Greifswald, ſo machte in jener Zeit in ganz Pommern die Reformation gewaltige Fortſchritte, mehr gefördert als gehemmt durch die Landestheilung, die im October 1532 Georg's Sohn Philipp und ſein Oheim Barnim vornahmen, und bei welcher das Los dahin entſchied, daß der letztere den öſtlichen Theil mit Stettin, jener den weſtlichen mit Wolgaſt erhielt. Der überall noch unfertige Zuſtand der kirchlich-religiöſen Dinge, der auch in Pommern hier und da Aufruhr und andere Gewaltthat hervorrief, und die gleichzeitig herrſchende allgemeine politiſche Unruhe, in welche die große nordiſche, hanſiſch-däniſche Fehde die Gemüther verſetzte, legten den beiden Herzogen, von welchen auch der am kurpfälziſchen Hofe zu Heidelberg erzogene junge Philipp, wenngleich er ſich noch äußerlich neutral verhielt, doch den kirchlichen Neuerungen nicht wie ſein Vater in feindlicher Ueberzeugung gegenüberſtand, den Gedanken nahe, die große Sache endlich wenigſtens für ihr Land zum endgültigen Abſchluß und damit zur Ruhe zu bringen. Zum 13. Dec. 1534 wurde ein gemeinſamer Landtag für beide Herzogthümer nach Treptow an der Rega ausgeſchrieben, unmittelbar vor der Eröffnung deſſelben jedoch zwiſchen einigen Geiſtlichen, unter denen ſich auch Knipſtro befand, und den herzoglichen Räthen unter der Leitung des eigens dazu berufenen Bugenhagen der Entwurf einer neuen Ordnung der (evangeliſchen) Kirche Pommerns zuſammengeſtellt. Aber dieſer Entwurf fand, als er vorgelegt wurde, nirgends Anklang und Billigung. Der Landesbiſchof Manteuffel von Kamin, welchem die Gerichtsbarkeit in Eheſachen, Prüfung, Einſetzung und Beaufſichtigung der Geiſtlichen und andere wichtige Rechte verbleiben ſollten, wollte doch vorläufig von der neuen Lehre und Kirchenordnung noch gar nichts wiſſen; der Adel glaubte Klöſter, Stiftsgüter und die andern kirchlichen Benefizien, auf welche die Herzoge ihre Hand legten, für ſich allein in Anſpruch nehmen zu dürfen; die Städte endlich, von denen faſt jede für ſich auf eigene Hand die Glaubens- und Kirchenfrage geordnet hatte, fürchteten nicht mit Unrecht, aus den in Ausſicht genommenen Viſitationen eine größere oder geringere, jedenfalls unbequeme Einmiſchung der Landesherren in ihre innern Angelegenheiten erſtehen zu ſehen. Nur der Name des allverehrten Bugenhagen mochte die Stände von zu ſchroffer Oppoſition abhalten, aber ein ordnungsmäßiger Landtagsſchluß kam doch nicht zuſtande, ſondern die Herzoge forderten in einem einſeitig erlaſſenen Receſſe die Durchführung des nur in wenigen Punkten geänderten Entwurfes. Als ſie ſich dann ſofort an das ſchwierige Werk der Viſitationen machten, fanden ſie in der That bei den Städten entſchiedenen Widerſtand, und als die Commiſſion auch nach Stralſund kam, wurde ihre Thätigkeit dort vollſtändig lahm gelegt. Aus Aerger darüber beſchloß Herzog Philipp, Knipſtro, bei welchem er in Treptow ſo bereites Entgegenkommen gefunden hatte, der Stadt zu entziehen und in ſeinen eigenen Dienſt zu nehmen. Daß übrigens Knipſtro manche katholiſirende Beſtimmung lediglich, weil er für den Augenblick äußern Verhältniſſen Rechnung tragen zu müſſen glaubte, in den für den Landtag beſtimmten Entwurf hatte aufnehmen laſſen, zeigte ſich deutlich genug, als er bald danach (April 1535) ſeine Stadt auf dem durch ſechs hanſiſche Städte zunächſt in Sachen der Wiedertäufer beſchickten Convente zu Hamburg vertrat, denn in den Grundzügen einer kirchlichen Ordnung, welche auch hier aufgeſetzt wurden, ſind die Eheſachen den weltlichen Richtern vorbehalten, während allerdings einige Aeußerlichkeiten der Ceremonien (Meſſe nebſt Meßgewändern, lateiniſche Geſänge u. ſ. w.) als Adiaphora behandelt und beibehalten ſind. Knipſtro ſelbſt, auch ſeinerſeits mit der Weigerung Stralſunds gegen die Viſitation nicht zufrieden, ging, als Herzog Philipp ihn an die Petrikirche zu Wolgaſt berief, gern darauf ein und begab ſich noch im Juni an ſeinen neuen Beſtimmungsort, wo er gleich darauf auch zum Superintendenten (oder, wie es damals hieß, Superattendenten) des wolgaſter Landes ernannt wurde. Die pfarramtliche Thätigkeit ſcheint aber ſehr bald ganz in den Hintergrund

Digitized by Google

getreten zu ſein, wenigſtens doch vom J. 1539 ab, wo er zum Profeſſor der Theologie an der wiedereröffneten Univerſität Greifswald ernannt wurde und natürlich auch nach der Univerſitätsſtadt überſiedelte; er verblieb dort, anſcheinend mit einer kurzen Unterbrechung von 1541 bis 1543, während welcher Zeit er in Wolgaſt geweſen zu ſein ſcheint, bis zum Jahre 1552. Da ſich die pommeriſche Kirche im ganzen ruhig weiter entwickelte, ſo blieben Knipſtro auch als oberſtem Leiter der kirchlichen Angelegenheiten in Weſtpommern ſchlimme Reibungen und ärgerliche Unannehmlichkeiten ziemlich erſpart. Viſitationen und Synoden wurden gehalten, Klöſter ſäculariſirt; die Agende wurde verbeſſert, der Katechismus vervollſtändigt; zur Vorlage für das Tridentiner Concil wurde (1551) eine Bekenntnißſchrift abgefaßt; auch blieb es natürlich nicht aus, daß hier und dort Streitigkeiten zu ſchlichten, Mißſtände zu ordnen waren: ſo unter anderm 1540—41 in Paſewalk, wo ein früherer katholiſcher Prieſter wieder einzudringen verſuchte, 1543—44 in Anklam. Als Profeſſor hat Knipſtro wol — Beſtimmtes iſt darüber nicht überliefert — die auf ihn fallenden üblichen Vorleſungen gehalten, auch hat er öfters das Amt eines Vicekanzlers, zweimal das des Rectors verwaltet; während des zweiten Rectorats erhielt er am 8. Dec. 1547 in Gegenwart des Herzogs, der ihn mit der Uebernahme der Koſten ehrte, des ganzen Hofes und der herzoglichen Räthe die theologiſche Doctorwürde. Die meiſten Bitterkeiten bereitete Knipſtro ein Zwiſt mit Johann Freder, der ſeit 1547 ſtädtiſcher Superintendent in Stralſund war, aber wegen ſeiner zu ſchroffen Bekämpfung des Interims, welchem ſich die pommerſchen Geiſtlichen im allgemeinen wenigſtens äußerlich anbequemten, ſeine Stelle bald wieder aufgeben mußte. Obgleich Knipſtro auch damit nicht einverſtanden geweſen war, daß Freder bei ſeiner Einſetzung in Stralſund die Ordination durch Handauflegen nicht hatte vollziehen laſſen, ſie geradezu für überflüſſig erklärte, ſo verſchaffte er dem tüchtigen Manne jetzt doch eine Profeſſur in Greifswald und überließ ihm wegen eigener Kränklichkeit ſogar die kirchliche Oberleitung in Rügen. Dennoch entſpann ſich gerade in dieſer Zeit (1551) zwiſchen den beiden Männern ein Schriftſtreit über die Ordination, der zu häßlichen Weiterungen führte. Freder, der vom Herzoge beider Stellen entſetzt wurde, erklärte ſich für beleidigt durch Knipſtro's Gegenſchrift, griff zu Anſchuldigungen und Verleumdungen ſeines Gegners und ging ſchließlich nach Kopenhagen, wo er an dem Biſchofe von Roeskilde, der immer noch wie zu katholiſcher Zeit Rügen als zu ſeinem Sprengel gehörig betrachtete, inſofern eine Stütze fand, als dieſer ihm wieder die Verwaltung der rügiſchen Kirche übertrug. Erſt nachdem die wittenbergiſche Facultät, vom Herzoge um ein Urtheil angegangen, ſich zweimal gegen Freder ausgeſprochen hatte, wich dieſer 1556 aus Pommern. Kaum hatte dieſer lediglich auf Aeußerlichkeiten gerichtete Streit begonnen gehabt, als Knipſtro eine Gelegenheit fand, in einer andern, unendlich wichtigern Frage die Reinheit der lutheriſchen Lehre zu vertreten und ſchriftlich zu verfechten. Andreas Oſiander, welcher, gleichfalls wegen des Interims aus Nürnberg flüchtig geworden, zuletzt zu Königsberg in Preußen bei Herzog Albrecht eine Stätte gefunden hatte, war bekanntlich mit einer abweichenden Lehre von der Rechtfertigung hervorgetreten und hatte auch in Pommern Anhänger gewonnen. Um dieſe Irrlehre zurückzuweiſen, verfaßte Knipſtro im Auftrage einer pommerſchen Synode, die 1552 in Greifswald verſammelt war, eine Bekenntnißſchrift unter dem Titel: „Antwort der Theologen und Paſtoren in Pommern auf die Confeſſion Andreae Osiandri." Auch noch in ſeinem letzten Lebensjahre hatte Knipſtro mehrfach nöthig mit Kraft einzugreifen: in Stralſund wegen des Mangels eines ordentlichen Superintendenten und wegen der Brigittinerinnen, die durch ſehr ernſte Weiſungen zur Annahme des Evangeliums gebracht wurden, in Stargard, wo ein Rector die ihm vom Rathe ertheilte Erlaubniß zu predigen dazu benutzte, gegen die Stadtverwaltung und den Rath ſelbſt zu eifern. Hatten ſchon ſolche und ähnliche Vorfälle und Uebelſtände dem beſorgten Manne den Wunſch nach einer endgültigen Regelung der pommerſchen Kirchenangelegenheiten nahegelegt und ihn zu manchen einleitenden Schritten veranlaßt, ſo ſtörte es ſeine Kreiſe vollſtändig, als das kaminer Domkapitel im Auguſt 1556 den vierzehnjährigen Sohn des Herzogs Philipp zum Biſchof wählte, da er dieſes Amt, deſſen Träger ihm immer als die Spitze der evangeliſchen Geſammtkirche Pommerns vorſchwebte, deswegen einem Geiſtlichen vorbehalten wünſchte. — Am 4. Oct. 1556 ſtarb Knipſtro, deſſen Gattin vielleicht ſchon früher aus dem Leben geſchieden war, zu Wolgaſt im Beiſein treuer Freunde, denen er in ſeinen letzten Stunden ſeine Abſichten und Wünſche auseinandergeſetzt und die Ausführung derſelben ans Herz gelegt hatte.

Im weſentlichen nach Franck, Johann Knipſtro (im Programm des Stadtgymnaſiums zu Pyritz), 1863, wo die Quellen und auch die älteren Bearbeitungen herangezogen und angeführt ſind. Dazu Fock, Rügenſch-Pommerſche Geſchichten, 5. Band, 1868. (*K. Lohmeyer.*)

KNISTERSALZ nennt man ein Steinſalz, welches beim Auflöſen in Waſſer ein eigenthümliches kniſterndes Geräuſch verurſacht infolge mechaniſch eingeſchloſſener verdichteter Gaſe, die beim Freiwerden ſich in dem Waſſer auflöſen und ihre durch das Weglöſen des umgebenden Minerals nach und nach immer dünner werdenden Wandungen ſchließlich zerbrechen. Es findet ſich in vielen Steinſalzen, z. B. bei Staßfurt und Wieliczka. (*E. Geinitz.*)

KNITTELVERSE oder Reime, richtiger wol Knüttelverſe, wurden urſprünglich, nach unſerm Wiſſen zuerſt 1616 die versus Leonini, d. h. die gereimten Hexameter des Mittelalters genannt. Noch Wernicke denkt bei dem Worte zunächſt an die lateiniſchen vers du vieux temps, aber er um 1700 und bereits vor ihm 1677 der Freiherr von Canitz hatten deutſche Knittelverſe verfertigt. Hunold bediente ſich ihrer, um den Pritſchmeiſter Hans Sachs zu verſpotten, der als der Inbegriff aller ſchlechten Reimer auch als der eigentliche Vertreter des Knittelverſes galt. Auch ſpäter blieb ſein durchaus nicht regellos gebauter Vers (W. Sommer,

Digitized by Google

„Die Metrik des Hans Sachs“, Halle 1882) das Vorbild für Goethe im Ewigen Juden und Fauſt, für Schiller in Wallenſtein’s Lager, für Kortum in der Jobſiade u. a. Goethe ſchien geneigt, den Knittelvers als den eigentlich nationalen Vers der Deutſchen anzuſehen, und jedenfalls iſt er in ſeiner urſprünglichen Form auch der ſeit Jahrhunderten in Deutſchland übliche Vers geweſen und ein blos entartetes Erbe aus älteſter Väter Zeiten. Schon Gottſched hat in ſeiner kritiſchen Dichtkunſt darauf aufmerkſam gemacht, daß dieſe „altfränkiſchen, achtſilbigen geſtümpelten Reime nach der rechten Art zu thun“ gewiß eine Kunſt ſei. Es ſeien dies Verſe, wie man ſie vor Opitz’ Zeit gemacht habe. Hat ja doch Lauremberg als Gegner der Opitz’ſchen Reform am Knittelverſe feſtgehalten. Auch der entartete Vers des 14., 15. und 16. Jahrh., denn nichts anderes ſind die „Knittelhardi“, hat als verkannter Reſt des ſtreng gebildeten mittelalterlichen Kunſtverſes noch ſeine Regeln. Die Reime müſſen paarweiſe geſtellt werden, der Rhythmus der Verszeile ruht auf vier Hebungen, die Senkungen können wechſelnd aus einer, zwei, drei oder mehr Silben beſtehen, mitunter auch ausfallen. Der Auftakt kann geſetzt oder weggelaſſen werden, kann ein- oder mehrſilbig ſein. Neben dem Ausdrucke Knittelvers kommt früher auch die Benennung Knüppel- oder Klippelvers vor. Woher die Bezeichnung mit dem im Mittelhochdeutſchen noch unbekannten Worte gekommen, läßt ſich nicht beſtimmen (R. Hildebrand im Grimm’ſchen Wörterbuch, V, 1534). Wernicke ſagt, als ungehobelte Verſe hießen dieſe Reime Knittelverſe. Die Engländer gebrauchen den Ausdruck hobbling verses oder hobbling rhythms; Fr. Kluge in ſeinem Etymologiſchen Wörterbuche verweiſt als annähernde Parallele auf das engliſche staff mit den Bedeutungen „Stab, Vers, Strophe, Stanze“. Koberſtein glaubt in Knittelvers eine Verdeutſchung von versus rhopalicus (ῥόπαλον) zu ſehen. Als beachtenswerth führen Hildebrand und Kluge eine Aeußerung von Junius an über den Refrain in niederländiſchen Volksliedern versus intercalaris: in vulgaribus rhythmis versum identidem repetitum scipionem aut baculum appellant. Der Kehrreim des Volksliedes (refrain de ballade) wird alſo hier als Knüppel bezeichnet. (Koberſtein, „Grundriß der Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur“, § 197.) (*Max Koch.*)

KNITTLINGEN, Stadt im würtembergiſchen Neckarkreiſe, Oberamt Maulbronn, mit 2227 Einwohnern (1880), an der Weiſach und dem Eſelbach und an der Straße von Maulbronn nach Bretten gelegen. Die Umgebung der ziemlich gedrängten Stadt iſt angenehm und fruchtbar. Die Vorſtädte und die ſogenannte Marktſtraße haben freundliche Häuſer, während der übrige Theil unregelmäßige und enge Gaſſen mit ärmlichen Häuschen aufweiſt. Thurm und Schiff der am weſtlichen Ende der Stadt ſtehenden Kirche ſtammen aus dem 13. Jahrh., doch hat das Schiff ſpäter bedeutende Veränderungen erlitten. Der hohe Thurm, ein ſtarker Vertheidigungsthurm, iſt unten tonnengewölbt und mit Schießſcharten verſehen. Das nördlich an der Kirche ſtehende ſogenannte Fauſthaus, in welchem der berühmte Dr. Johannes Fauſt geboren ſein ſoll, zeigt nichts Merkwürdiges; höchſtens könnte der untere ſteinerne Stock noch aus dem 16. Jahrh. ſtammen. Bemerkenswerth ſind außerdem die ſogenannte alte Poſt, eine alterthümliche Gebäudegruppe am Nordoſtende der Stadt, und der zum ehemaligen Maulbronner Pfleghof gehörige Speicher, ein großes Steinhaus, das früher feſt war und namentlich in den Fenſtern an die Frühgothik erinnert. Der Eſelbach und die Weiſach werden im Stadtgraben zu einem Weiher (Pfleggartenſee) geſchwellt, der zur Fiſchzucht benutzt wird. Die Hauptnahrungsquellen der Bewohner ſind Feldbau, Viehzucht, Wein- und Obſtbau. Die Gewerbe haben wenig Bedeutung, doch ſind die ſogenannten knittlinger Mundharmonikas weithin bekannt.

Knittlingen, Cnudelingen, Cnutelingen, Cnudbelingen, Cnnttelingen, auch Clutelingen, Knittlingen 1295, kommt 835 in dem Schenkungsbuche des Kloſters Lorſch vor und gehörte zum Comitat Bretten, dem die Grafen von Laufen vorſtanden. Ihre Vaſallen waren die Herren von Bretten, die Beſitzer Knittlingens, welches ſie im 13. Jahrh. an das Kloſter Maulbronn verkauften. Von Knittlingen ſelbſt nannte ſich eine Familie von Miniſterialen, aus der um 1100 ein Adelbert vorkommt. Kloſter Hirſchau bekam im 12. Jahrh. in Knittlingen ein Gut. Maulbronn hatte ſchon 1156 hier einen Hof und erhielt ſpäter von den Herren von Bretten weitere Schenkungen daſelbſt. Auch erwarb das Kloſter manche Güter durch Kauf. Der Ort hatte wiederholt Zerſtörungen zu erleiden. Im J. 1360 wurde er vom Pfalzgrafen Ruprecht verbrannt. Im J. 1504 ergab ſich die pfälziſche Beſatzung den Würtembergern, und durch den am 2. und 3. Juli hier abgeſchloſſenen Vertrag erhielt Würtemberg die Herrſchaft über Maulbronn. Im J. 1505 nahm Herzog Ulrich die Stadt Knittlingen auf 51 Jahre in Schutz und Schirm, indem er ſie bei ihren Freiheiten zu ſchützen verſprach gegen 100 Goldgulden jährlich. So oft der Herzog in den Krieg zog, ſollte Knittlingen 100 Mann ſtellen und erhalten. Im J. 1534 warfen die Oeſterreicher hier Verſchanzungen auf, weil ſie den Einfall Herzog Ulrich’s zuerſt von pfälziſcher Seite her erwarteten. Im J. 1632 brannte Knittlingen bis auf drei Häuſer nieder. Im J. 1692 wurde es wieder in Aſche gelegt, wodurch der Ort, welcher ehemals 280 Bürger gehabt, auf 60 herabkam, ſodaß im J. 1699 Waldenſer auf der Gemarkung ſich niederlaſſen konnten (ſ. unter Groß-Villars). Im 18. Jahrh. hatte Knittlingen durch Durchmärſche der Oeſterreicher und durch Plünderung von ſeiten der Franzoſen zu leiden. Im J. 1800 fand eine revolutionäre Bewegung ſtatt, die durch perſönliches Auftreten des Landesfürſten unterdrückt werden mußte. Im J. 1840 wurde Knittlingen das Prädicat einer Stadt zurückgegeben.

Daß Dr. Fauſt in Knittlingen geboren, wird von Melanchthon bezeugt. Dieſer ſagt (Manlius’ Loci communes, Baſel 1568, S. 38 fg.), daß Fauſt aus Kundling bei ſeiner Vaterſtadt Bretten geweſen ſei. Kundling fehlerhaft für Knudling = Knittlingen. Die knitt-

linger Tradition, die ſich wol ſchwerlich erſt aus der Fauſtſage gebildet hat, kennt noch jetzt Fauſt's Geburtshaus (ſ. oben.)

Zur Gemeinde Knittlingen gehört auch der größere Theil von Groß-Villars mit 450 Einwohnern (1880), während der kleinere Theil (87 Einwohner) zu Derdingen gehört. Groß-Villars iſt ein Pfarrdorf mit eigenem Diſtricte, bildet aber keine ſelbſtändige Gemeinde und liegt 2 Kilom. nördl. von Knittlingen an der Landſtraße nach Derdingen.

Der Ort iſt eine der waldenſiſchen Colonien, welche Würtemberg gegen Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrh. beſonders in das durch Krieg vielfach verödete Amt Maulbronn aufnahm. Anfang Juli 1687 kamen aus der Schweiz die erſten 50 Exulanten nach Würtemberg, von denen aber nicht bekannt iſt, wo ſie untergebracht wurden. Von den im Auguſt eintreffenden 200 Waldenſern wurden 78 in vier maulbronner Amtsflecken vertheilt, wo ſie ſich mit holländiſcher Unterſtützung mühſam durchbrachten. Im April 1699 kamen weitere 1800 Waldenſer im Oberamte Maulbronn an, die in dem daſelbſt von den franzöſiſchen Kriegen her vorhandenen Redouten und Blockhäuſern nothdürftig untergebracht wurden. Am 24. Mai wurde der erſte Platz bei Knittlingen an die 396 Perſonen ſtarke Communauté de Villars (aus Villaret am Cluſon) gegeben. Die Kirche wurde in die Nähe der pfälziſchen Grenze geſtellt und dort ein Weiler angelegt. So entſtand jenſeits Knittlingen der Ort Groß-Villars mit der Kirche, diesſeits Klein-Villars. Güter wurden den Coloniſten von den Gemeinden Knittlingen und Derdingen und vom Staate gegeben. Amtsvogt Greber ſorgte für Erbauung von Häuſern und Hütten und für Beſtellung der Gemeindebeamten. Klein-Villars wurde 1826 eine ſelbſtſtändige Gemeinde. (*W. Höchstetter.*)

Knjaginin, ſ. Knäginin.

KNJÄS war im alten Rußland der Titel der Herrſcher. Zur Zeit der Theilfürſtenthümer hießen die mächtigſten dieſer Fürſten „Weliki Knjäs", d. h. Großfürſt, die übrigen Theilfürſten „Udjelnoi Knjäs". Außer dieſen Fürſten gab es noch ſogenannte „Okupnie Knjäsja", d. h. ſolche, welche ihr Fürſtenthum dem moskowitiſchen Großfürſten abgetreten hatten, jedoch in demſelben lebten und gewiſſe Revenuen aus demſelben bezogen; ferner die „Služilie Knjäsja", d. h. Dienſtfürſten, die am Hofe der Großfürſten ein Amt bekleideten. Jetzt bezeichnet Knjäs den höchſten Grad des Adels in Rußland und entſpricht dem deutſchen Fürſt, mit dem Titel „Erlaucht", Sijätelſtwo. Gegenwärtig gibt es 38 Knjäſenfamilien in Rußland und zwar 31, die ihren Urſprung von der älteſten Herrſcherdynaſtie, den Rurikiden, in männlicher, directer und legitimer Linie ableiten können, darunter namentlich die Fürſten Obojewskij, Obolenskij, Dolgorukij, Gortſchakow, Barjätinskij, Schtſcherbatow, Schachowskoi, Lobanow, Wjäſemskij und Gagarin. Ferner drei Familien, die von Rurik direct in nicht legitimer oder weiblicher Linie abſtammen, darunter die Fürſten Wolkonskij, und vier directe Deſcendenten Gedimin's, Großfürſten von Litauen, die Fürſten Galizyn, Kurakin, Chawanskij und Trubetzkoi. Eine zweite Knjäſenreihe bilden die Fürſten, welche zwar auch herrſchenden, doch fremden Häuſern entſtammen und nur durch beſondere kaiſerliche Gunſt auch mit der ruſſiſchen Fürſtenwürde bekleidet ſind. Dahin gehören das Fürſtenhaus Bagration, ein Zweig der georgiſchen Zaren, ſeit 1803 mit der ruſſiſchen Fürſtenwürde bekleidet; die Zizianow, ebenfalls ein georgiſches Fürſtengeſchlecht; die Dadianow, die vormalige ſouveräne Fürſtenfamilie in Mingrelien; die Tſcherkaskij, aus der großen Kabarda; die Meſchtſcherskij, ein Tatarengeſchlecht aus dem 13. Jahrh., die Kotſchubey, eine katariſche Familie aus der Krim; die Uruſſow und Juſſupow, tatariſch-nogaiſche Geſchlechter, und die Argutinskij, eine armeniſche Fürſtenfamilie. Eine dritte Klaſſe endlich bilden diejenigen Knjäſe, die in unſerer Zeit zu dieſem Fürſtenrange erhoben wurden und ihre Würde lediglich der Gunſt des Kaiſers verdanken. Dahin gehören die Fürſten Menſchikow, die 1707, die Suworow und Lapuchin, die 1799, die Soltikow, die 1814, die Liewen, die 1826, die Woronzow, die 1845, die Orlow, die erſt 1856 zu ihrer Würde gelangten. Außerdem führen zahlreiche georgiſche und tatariſche Adelsfamilien den Knjäſentitel, der übrigens keine andern Vorrechte mit ſich bringt, als die auch dem übrigen Adel gewährten. — „Welikij Knjäs", d. h. Großfürſt, iſt ſeit dem 18. Jahrh. der Titel ſämmtlicher männlicher Deſcendenten der kaiſerlichen Familie. — In den Hochzeitsgebräuchen des Volkes iſt „Knjäs" der Titel des Bräutigams am Tage der Hochzeit, ſowie „Knjäginja", d. h. Fürſtin, der der Braut. Schließlich iſt zu bemerken, daß der Chef der eingeborenen ſibiriſchen Koſacken Knjäs genannt wird. Vgl. Dolgorukij, „Notice sur les principales familles de la Russie" (Paris 1843). (*A. von Wald.*)

KNJASCHEWATZ, richtiger Knjaževatz (das ž wie das franzöſiſche j zu ſprechen), früher Gurguſowatz, der Vorort des nach ihm benannten Kreiſes des Königreichs Serbien, liegt am Swrljiſchki Timok, eine Viertelſtunde Weges oberhalb ſeiner Vereinigung mit dem Trgowiſchki Timok, mit welchem zuſammen er den Weliki-Timok bildet, im timok-ſaglawer Diſtricte. Das Städtchen zählt 711 Häuſer mit 3057 Einwohnern, unter denen 844 ſteuerzahlende Familienhäupter ſind; es beſitzt ein Natſchalnikat (eine Präfectur), ein Kreisgericht, eine Kirche, vier Schulen, darunter ein Progymnaſium, ein Poſtamt, eine Telegraphenſtation, ein Kreiskrankenhaus. Die Umgegend von Knjaževatz, zu dem Plateaulande des großen Timok gehörend, bietet eine gefällige Abwechſelung von bewaldeten oder mit Obſt und Reben bepflanzten ſanften Höhen und üppigen Niederungen dar, durch welche reichliche Bäche dem Timok zueilen. Was die Stadt ſelber anbetrifft, ſo fehlen ihr architektoniſch hervorragende Baulichkeiten; indeſſen macht das hochgelegene Präfecturgebäude mit den um daſſelbe ſich gruppirenden, ſowie den den Timok zu beiden Seiten einfaſſenden, wohlgehaltenen, wenn auch niedrigen Häuſern mit hübſchen

Veranden und nach den Höfen ſich öffnenden Bogenhallen, das Ganze vom ſaftigen Grün der Weinſtöcke und Fruchtbäume durchzogen, einen außerordentlich lieblichen Eindruck. Noch etwas höher als das Präfecturgebäude liegt die Ruine des im J. 1859 zerſtörten mittelalterlichen Schloſſes, der Gurguſowatſchka Kula, eines mit Graben und Ringmauer umgebenen hohen Thurmes, welcher den Türken vordem als Zwingburg für die Umgegend gedient hatte und vom Jahre 1842 bis 58 von der ſerbiſchen Regierung als Staatsgefängniß benutzt wurde. Eine gewiſſe Berühmtheit erlangte dieſer Thurm in der Tagesgeſchichte der Jahre 1857—59. Miloſch Obrenowitſch, ſchon 80jährig und ſeit 18 Jahren außerhalb Serbiens in Verbannung lebend, wollte die Hoffnung der Rückkehr auf den Thron nicht fahren laſſen, weniger um ſein Volk im Vergleich zu der frühern Willkürherrſchaft weiſer und maßvoller zu regieren, als um an ſeinen Widerſachern Rache zu nehmen. Es war ihm im J. 1857 gelungen, vier Senatoren, den angeſehenſten Familien Serbiens angehörig, gegen ein Geldgeſchenk zur Ermordung des regierenden Fürſten Alexander zu vermögen; das Complot wurde aber entdeckt und die vier Würdenträger des Staates hatten im Winter 1857/58, mit Ketten beladen, zu Fuße unter Gensdarmerieescorte die Reiſe von Belgrad nach beſagtem Thurme anzutreten, in welchem ſie ihr Verbrechen verbüßen ſollten. Im J. 1858 gelang es den Anhängern der Obrenowitſche, durch Verſprechen einer Steuerverminderung einen allgemeinen Umſchwung der öffentlichen Meinung in Serbien zu Miloſch's Gunſten hervorzubringen. Der Fürſt Alexander wurde vertrieben und abgeſetzt; die Skupſchtina berief den Miloſch von neuem auf den Thron, und ſo ſah ſich der Greis noch einmal im Beſitze der höchſten Gewalt. Von den vier Gefangenen war inzwiſchen einer in dem Thurme von Gurguſowatz geſtorben, die drei andern aber hatten auf Interceſſion eines Pfortencommiſſars die Freiheit erhalten. Nichtsdeſtoweniger konnte ſich Miloſch nicht verſagen, an dem Thurme, in welchem ſeine Anhänger für ihn gelitten, ſeine Wuth auszulaſſen. Es war dies ſogar eine ſeiner erſten Regierungshandlungen. Im Januar 1859 begab er ſich in Perſon nach Gurguſowatz, wie damals die Stadt noch hieß, und ließ den Thurm vor ſeinen Augen ausbrennen und zerſtören. Sogar der Name Gurguſowatz ſollte nicht mehr gehört werden, und ſo wurde denn der Ort Knjaževatz (Fürſtenheim, vom Fürſten Miloſch) umgenannt.

Hiſtoriſche Thatſachen von Bedeutung knüpfen ſich ſonſt an Knjaževatz nicht. An der ſerbiſchen Erhebung vom J. 1804 nahm daſſelbe keinen Antheil, wurde aber im J. 1810 als zu dem das ruſſiſche Cabinet politiſch intereſſirenden öſtlichen Grenzgebiete Serbiens gehörig (vgl. den Art. Kraina) mit Hülfe eines ruſſiſchen Detachements unter General O'Rurck von den Serben erobert. Im J. 1813 fiel es an die Türkei zurück, kam aber auf Rußlands Betrieb im J. 1833 endgültig an Serbien.

Der Kreis von Knjaževatz, eingeklemmt zwiſchen den Vorhöhen des mächtigen Rtanj im Weſten und der zur Balkan-Hauptkette gehörigen Kadi-Boghas-Plánina im Oſten iſt einer der kleinſten Verwaltungsbezirke Serbiens. Er zerfällt in zwei Diſtricte, den timok-ſaglawer und den ſwrljiger, und zählt 106 Ortſchaften, welche zu 53 Gemeinden verbunden ſind und in 7713 Häuſern 55,079 Einwohner enthalten. Kirchen gibt es in dem Lande 11 und Schulen 12. Der Weizen von Knjaževatz ſoll vorzüglich ſein. *(G. Rosen.)*

KNJASHNIN (Jakob Borisowitsch), ruſſiſcher dramatiſcher Dichter, geb. am 3. Oct. 1742 in Pſkow (Pleſkau), geſt. am 14. Jan. 1791 in Petersburg, gehört zu den hervorragenderen Nachfolgern Sumarokow's, dem er indeß an dramatiſcher Begabung nachſteht. Er hält ſich wie ſeine Vorgänger ſtreng an die Regeln der franzöſiſchen Claſſiker und ſeine Tragödien ſind der Mehrzahl nach freie Ueberſetzungen oder Bearbeitungen franzöſiſcher und italieniſcher Stücke, auch in den ſelbſtändigern Werken benutzt er reichlich bekannte Motive. Die Tragödie „Dido" (1769) beruht auf den gleichnamigen Stücken Metaſtaſio's und Lefranc's, „Jaropolk und Wladimir" (1772) auf Racine's „Andromache", „Sophonisbe" (1786) auf Triſſino's und Voltaire's gleichbetitelten Dramen, „Wladiſan" (1786) auf Voltaire's „Mérope", „Die Barmherzigkeit des Titus" (1785) auf Metaſtaſio's „La clemenza di Tito". Dem Gegenſtande nach ſelbſtändig ſind „Roſſlav" (1784) und „Wadim" (1789), beide der ruſſiſchen Geſchichte entnommen; das letztgenannte Stück, die Vernichtung der Stadtrepublik Nowgorod darſtellend, zog ihm übrigens die Ungnade der Kaiſerin Katharina II. zu, die damals, am Beginn der Franzöſiſchen Revolution, die liberaliſirenden und aufkläreriſchen Tendenzen des Jahrhunderts, denen ſie ſelbſt gehuldigt, zu fürchten begann. Alle dieſe Stücke zeichnen ſich aus durch ihre auf Menſchenliebe, Heroismus in Erfüllung der Pflicht, Vaterlandsliebe, Ehre, Tugend gerichtete Tendenz, wie ſie in der Denkweiſe des Verfaſſers und den Anſchauungen des 18. Jahrh. lag, übertreffen in Reinheit der Sprache und Flüſſigkeit des Verſes die Vorgänger, bezeichnen aber nur dadurch, nicht durch ihren innern Charakter, einen Fortſchritt in der ruſſiſchen dramatiſchen Poeſie. — Die Komödien des Dichters ſind zwar ebenfalls Nachahmungen (die nennenswertheſten ſind: „Chvastun" — Der Prahlhans — 1786, nach de Brueys' „L'important de cour"; „Tschudaki" — Die Sonderlinge — 1790, nach Destouches' „L'homme singulier"), bekommen aber originelle Färbung und friſcheres Leben durch die Uebertragung auf ruſſiſches Leben und ruſſiſche Sitten. Außer einigen andern Komödien, Opern und melodramatiſchen Stücken ſchrieb Knjaſhnin noch eine Anzahl Gedichte ohne Bedeutung. Seine Werke erſchienen (abgeſehen von frühern Ausgaben) in der Smirdin'ſchen Sammlung: „Sočinenija Knajžnina", 2 Thle. (St. Petersburg 1847).

Vgl. Galachov, Istorija russkoj slovesnosti, 2. Aufl. (St. Petersburg 1880), II, 214. *(R.)*

KNOBEL (August Wilhelm), Profeſſor der evangeliſchen Theologie und geheimer Kirchenrath zu

Digitized by Google

Gießen, geb. am 7. Aug. 1807 zu Tzſchecheln bei Sorau in der Niederlauſitz, beſuchte von ſeinem 12. Lebensjahr an das Gymnaſium zu Sorau. Hier fand er an dem Conrector Scharbe, ſpäter Profeſſor der claſſiſchen Literatur zu Kaſan in Rußland, einen warmen Freund, der nicht blos ſeine Ausbildung eifrig förderte, ſondern auch ſpäter, als der Tod des Vaters Knobel in bedrängte Umſtände verſetzte, ihn materiell unterſtützte. Oſtern 1826 bezog Knobel die Univerſität Breslau und trieb neben den theologiſchen Fachſtudien auch Philoſophie, Philologie und Geſchichte. Den tiefgreifendſten Einfluß auf Knobel übte von ſeinen Lehrern David Schulz, der ihn auch zur akademiſchen Laufbahn beſtimmte. Am 18. Mai 1831 promovirte Knobel mit der Abhandlung „Jeremias chaldaizans“ zum Doctor der Philoſophie, am 21. Oct. 1831 mit der Abhandlung „De Marci evangelii origine“ zum Licentiaten der Theologie und eröffnete alsbald ſeine Vorleſungen, welche von Anfang an ſtark beſucht wurden. Nach einer vorübergehenden Thätigkeit am breslauer Lehrerſeminar ward Knobel 1835 außerordentlicher Profeſſor, erhielt 1837 die Cenſur der evangeliſch-theologiſchen Schriften für Schleſien und 1838 von der breslauer Facultät die Würde eines Doctors der Theologie. Kurz nachher erhielt er gleichzeitig zwei Rufe, einen nach Gießen, einen nach Göttingen, von wo eben damals Ewald fortgegangen war. Knobel wählte Gießen, wo er mit dem Anfange des Jahres 1839 ſeine Thätigkeit begann und fortführte bis an ſeinen Tod am 25. Mai 1863. Während dieſer Zeit war ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit größtentheils in Anſpruch genommen durch die Mitarbeit an dem „Kurzgefaßten exegetiſchen Handbuche zum Alten Teſtament“, welches ſeit 1838 erſchien. Knobel bearbeitete für daſſelbe den Jeſaja, den Pentateuch und das Buch Joſua. Seine Commentare zeichnen ſich aus durch gründliche Kenntniß der Sprache, große Vertrautheit mit allen hiſtoriſchen und archäologiſchen Verhältniſſen, ſeltene Einfachheit und Klarheit der Sprache und wohlthuende Nüchternheit des Urtheils. Eine Ergänzung des Commentars zur Geneſis bildet die Schrift über „Die Völkertafel“, in welcher Knobel auf Grund ausgedehnter hiſtoriſcher und ethnographiſcher Studien nachzuweiſen ſucht, daß der Verfaſſer der Tafel einen hiſtoriſch beachtenswerthen Abriß der Ethnographie geben will. In einer Streitſchrift gegen Ewald hat Knobel in ſcharfer Weiſe deſſen hochmüthige Manier, die Verdienſte anderer herabzuſetzen, an den Pranger geſtellt. Knobel gehört ohne Frage zu den bedeutendſten Forſchern, welche unſer Jahrhundert auf dem Gebiete der altteſtamentlichen Wiſſenſchaft geſehen hat.

Vgl. Nowack, Schleſiſches Schriftſteller-Lexikon. — Scriba, Bibliographiſch-litterariſches Lexikon der Schriftſteller des Großherzogthums Heſſen im 19. Jahrh. 2 Abth. (Darmſtadt 1843). — Heſſe, Freundesworte am Grabe Knobel's (Gießen 1863).

Seine Schriften ſind: Jeremias chaldaizans (Vratislaviae 1831). De Marci evangelii origine (Vratislaviae 1831). De carminis Jobi argumento fine ac dispositione (Vratislaviae 1835). Commentar über das Buch Koheleth (Leipzig 1836). Der Prophetismus der Hebräer. 2 Bde. (Breslau 1837). Commentar zum Propheten Jeſaja (Leipzig 1843, 2. Aufl. 1854, 3. Aufl. 1861). Exegetiſches Vademecum für Herrn Profeſſor Ewald in Tübingen (Gießen 1844). Die Völkertafel der Geneſis. Ethnographiſche Unterſuchungen (Gießen 1850). Commentar zur Geneſis (Leipzig 1853, 2. Aufl. 1860, 3. Aufl. von Dillmann 1875, 4. Aufl. 1882). Commentar zu Exodus und Leviticus (Leipzig 1857, 2. Aufl. von Dillmann 1880). Commentar zu Numeri, Deuteronomium und Joſua (Leipzig 1861).

(Bernhard Pünjer.)

KNOBELSDORFF (Alexander Friedrich von) preußiſcher Feldmarſchall, iſt am 18. Mai 1723 zu Bobersberg bei Croſſen geboren. Knobelsdorff's Vater war in ſeiner Jugend Offizier geweſen, hatte ſich aber ſpäter nach dem Beiſpiele ſeiner Vorfahren dem Forſtfache gewidmet und ſtarb als Oberforſtmeiſter der Kurmark, nachdem er die Familiengüter Bobersberg und Cunow verkauft und den Erlös vergeudet hatte. Mit der Veräußerung des ererbten Beſitzes ſeitens des Vaters war gewiſſermaßen auch über den künftigen Beruf des Sohnes entſchieden worden; letzterer kam nach einem dreijährigen Beſuch des Joachimthalſchen Gymnaſiums als Page an den Hof, begleitete 1740 Friedrich den Großen auf der Huldigungsreiſe und trat nach mehrfachen kecken Pagenſtreichen im März 1741 als Gefreitencorporal in das Alt-Möllendorf'ſche Dragonerregiment Nr. 6, welches zu jener Zeit in Königsberg in Preußen in Garniſon lag. In den Reihen dieſes Regiments machte Knobelsdorff die Schleſiſchen Kriege mit, wurde 1743 zum Secondelieutenant ernannt und zeichnete ſich bei Landshut (22. Mai 1745) und bei Hohenfriedberg (4. Juni 1755) aus. — Die zehnjährige Friedensperiode nach den Schleſiſchen Kriegen verlebte Knobelsdorff in den alten Standquartieren des Regiments bei Königsberg in Preußen, wo er 1750 zum Premierlieutenant avancirte und durch den Huſarengeneral von Rueſch in den Kriegswiſſenſchaften unterrichtet wurde.

Bei Eröffnung des Siebenjährigen Krieges kämpfte Knobelsdorff in dem Corps des Feldmarſchalls Lehwald, bewahrte bei Groß-Jägersdorf (30. Aug. 1757) den ſchwer verwundeten Grafen Dohna vor der Gefangenſchaft und wurde auf Vorſchlag deſſelben nach einem Winterſtreifzuge gegen die Ruſſen im Juli 1758 vom Premierlieutenant zum Major befördert; gleichzeitig erhielt Knobelsdorff eine Compagnie im Freiregiment des Grafen Hordt und trat hierdurch zu dem Corps des Herzogs von Bevern über. Bei Güſtebieſe unweit Cüſtrin focht Knobelsdorff am 25. Aug. 1758 zum erſten mal als Infanteriſt und bewährte auch bei der neuen Waffe die alte Umſicht und Tapferkeit. Im J. 1758 rückte Knobelsdorff nach Sachſen, wo er ſich am 15. Nov. bei der Erſtürmung Eilenburgs hervorthat und ſich hierauf dem Zuge Dohna's gegen Poſen anſchloß. Nachdem das Hordt'ſche Regiment unter Belling's Befehl geſtellt worden war, führte Knobelsdorff in den Jahren

Digitized by Google

von 1760 bis 1762 mit wechſelndem Kriegsglücke eine Reihe kühner Unternehmungen des „kleinen Krieges“ in Pommern und Mecklenburg gegen die Schweden aus und rückte im Frühjahre 1762 zu dem in Schleſien operirenden Corps des Generals von Werner. — Knobelsdorff zeichnete ſich an der Spitze des Hordt'ſchen Regiments bei Oederan (2. Juli 1762) und Langendielau (14. Aug. 1762) aus und erhielt in Anerkennung ſeiner Verdienſte das berühmte Freibataillon Salenmon. Nach dem Frieden von Hubertusburg theilte Knobelsdorff nicht das Schickſal der Offiziere der Freiregimenter, welche rückſichtslos entlaſſen wurden, ſondern wurde mit gleichem Range zuerſt in das Infanterieregiment von Queis und bald darauf in das Regiment des Herzogs von Bevern nach Stettin verſetzt.

Im J. 1764 wurde Knobelsdorff in den Johanniterorden aufgenommen, avancirte im folgenden Jahre zum Oberſtlieutenant, 1767 zum Oberſten und 1771 zum Regimentscommandeur. Während dieſer Zeit war Knobelsdorff eifrig bemüht, über die Abſtammung und Verbreitung ſeines Geſchlechts Aufſchluß zu erlangen, wobei er mehrfach in Irrthümer verfiel; hierzu iſt auch die Annahme von der Berechtigung des Freiherrntitels für alle Knobelsdorffe zu zählen; er ſchreibt in einem noch erhaltenen Briefe, daß nur das Herwigsdorf'ſche Haus in Schleſien begütert genug geweſen ſei, den Titel fortzuführen, und darauf ſowie auf andere ebenſo falſche Belege hin nannte er ſich zuweilen in der Ueberzeugung des beſten Rechtes und von niemand angefochten „Freiherr“.

Im engſten Zuſammenhange mit dieſer Auffaſſung ſtehen Knobelsdorff's Beſtrebungen, in den Beſitz der bei Glogau liegenden Güter der freiherrlichen Familie von Knobelsdorff-Herwigsdorf zu gelangen, die in jener Zeit ausſtarb. Trotz des lebhaften Wunſches des Königs, den werthvollen Gütercomplex ſeinem tapfern Offizier zuzuwenden, wurde der eingeleitete Proceß zu Ungunſten Knobelsdorff's entſchieden und jene Beſitzungen gelangten durch Erbgang an eine andere Linie des Geſchlechts.

Im J. 1771 vermählte ſich Knobelsdorff in Stettin mit Ulrike, der älteſten Tochter des Regierungspräſidenten Friedrich von Ramin. Die Ehe blieb kinderlos, kann aber im übrigen als eine glückliche bezeichnet werden.

Im J. 1773 wurde Knobelsdorff als Commandeur des Füſilierregiments von Schwarz (Nr. 49) nach Neiſſe und 1776 als Chef des Infanterieregiments von Stojentin (Nr. 27) nach Stendal verſetzt. Die Beförderung zum Generalmajor erfolgte am 15. Jan. 1777.

Der Bairiſche Erbfolgekrieg bot für Knobelsdorff nur eine Kette von Mühſeligkeiten, Entbehrungen und getäuſchten Hoffnungen. Die ungünſtige Witterung und die täglich ſich erneuernden Strapazen bedrohten den Geſundheitszuſtand der Truppen in der ernſteſten Weiſe, auch Knobelsdorff's eiſerne Natur begann endlich wankend zu werden; er erholte ſich jedoch bald wieder und blieb auf ſeinem Poſten. Die Kriegführung beſchränkte ſich auf die Unternehmungen des „kleinen Krieges“, ohne ſonderliche Erfolge; nur bei Gabel gelang es Knobelsdorff am 2. Aug. 1778 nach lebhaftem Gefechte den Oeſterreichern mehrere Offiziere und 200 Gefangene abzunehmen. Die kriegeriſchen Operationen erſtarben unter Eis und Schnee; im April 1779 erfolgte der Waffenſtillſtand und ſchon im folgenden Monate geſtattete der Friedensſchluß die Zurückziehung der preußiſchen Truppen. Knobelsdorff kam mit ſeinem Regiment wieder nach Stendal in Garniſon, wo er ſich durch die praktiſche und theoretiſche Ausbildung ſeiner Offiziere einen gewiſſen Ruf in der Armee erwarb. Von den berühmten Generalen, welche aus Knobelsdorff's Regiment hervorgegangen ſind, mögen hier nur der ritterliche Rüchel, der kühne Avantgardenführer und ſpätere Generallieutenant von Lobenthal, der Generaladjutant des Königs von Luck und Generallieutenant von der Heyde Erwähnung finden.

Trotz der vorzüglichen Verfaſſung ſeines Regiments erhielt Knobelsdorff plötzlich mit vielen andern Generalen ſeinen Abſchied. Erſtaunt und noch keineswegs geneigt für den Ruheſtand, entſchloß er ſich zu einem der keckſten Wagniſſe; er ſandte das Abſchiedsdiplom dem Könige zurück und meldete Sr. Majeſtät „ehrfurchtsvoll und pflichtgemäß“, wie er ſich ſo rüſtig und dienſtfähig fühle, daß er von dem allergnädigſt ihm verliehenen Abſchiede in der That noch gar keinen Gebrauch machen könne; weswegen er ſich erlaube, denſelben in tiefſter Devotion zurückzureichen. Friedrich der Große lachte über dieſe eigenthümliche Ablehnung ſeines ehemaligen Pagen und antwortete: „wenn es ſich ſo verhalte, möge er weiter dienen“, worauf unter dem 24. Mai 1785 die Ernennung zum Generallieutenant erfolgte.

Während der Friedensjahre arbeitete Knobelsdorff an einer Darſtellung der Thaten des Freiregiments Graf Hordt, welche eine der Hauptquellen für die Geſchichte des damaligen Krieges gegen Schweden geworden iſt.

Infolge der Unruhen mit Holland ſtieß Knobelsdorff mit ſeinem Regiment im Juli 1787 zu der Armee, welche unter dem Oberbefehle des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig zwiſchen Kleve und Emmerich zuſammengezogen wurde, überſchritt als Commandeur der dritten Diviſion die Waal bei Bommel und drang, ohne ernſten Widerſtand zu finden, bis in die Gegend ſüdlich von Amſterdam. Nach dem Gefecht bei Amſtelveen am 1. Oct. 1787 war der letzte Widerſtand der Patrioten gebrochen und der Zweck des Feldzuges erreicht; im December deſſelben Jahres kehrte Knobelsdorff nach Stendal zurück. Unter den Auszeichnungen, welche Knobelsdorff in jener Zeit zutheil wurden, verdient die Verleihung des Schwarzen Adlerordens beſondere Erwähnung.

In dem Kriege der erſten Coalition gegen Frankreich rückte Knobelsdorff im Januar 1793 unter dem Herzoge Friedrich von Braunſchweig gegen die an der Maas und Roer operirenden Truppen der Revolutionsarmee, führte kurze Zeit den Oberbefehl über das preußiſche Contingent und vereinigte daſſelbe im Auguſt mit den in der Rheinpfalz zuſammengezogenen preußiſchen Truppen. Nach mehrern kleineren Gefechten wurde Knobelsdorff mit der Blokade Landau's beauftragt, die jedoch im Januar 1794 infolge der allgemeinen Kriegslage wieder aufgehoben wurde. Der König ernannte Knobelsdorff am 3. Jan. 1794 zum General der Infanterie und verlieh ihm das

Digitized by Google

Ehrenamt eines Gouverneurs von Küſtrin, welches ſeine Einkünfte um 3000 Thaler vermehrte.

Die Schlacht bei Kaiſerslautern (23. Mai 1794) bildete den Abſchluß der Kriegserlebniſſe Knobeldorff's. Im J. 1797 wurde er als Comthur des Johanniterordens zu Wietersheim inveſtirt und am 20. Mai 1798 von Friedrich Wilhelm III. in Anerkennung der erworbenen Verdienſte zum Feldmarſchall ernannt. Knobelsdorff ſtarb am 10. Dec. 1798 und iſt in der Thomaskirche zu Stendal beigeſetzt worden.

Quelle. Geſchichte des Geſchlechts von Knobelsdorff von Wilhelm von Knobelsdorff (Berlin 1857).

(E. L. Ulbrich.)

KNOBELSDORFF (Georg Wenzel, Freiherr von), Maler und Architekt, geb. zu Kukädel bei Coſſar am 17. Febr. 1699, geſt. zu Berlin am 16. Sept. 1753. Ueber ſeine erſten Lebensjahre iſt nichts bekannt; mit 15 Jahren trat er in Küſtrin in den Militärdienſt, machte unter dem Deſſauer den Krieg 1715 gegen die Schweden mit, wurde 1723 Fähnrich nnd 1728 Secondelieutenant. Aus angeborenem Triebe beſchäftigte er ſich in ſeinen Mußeſtunden mit Zeichnen und Malen, ohne ein Vorbild oder einen Lehrer zu haben, was eigentlich zu bedauern iſt, da er große Fähigkeiten beſaß. Als er mit ſeinem Regiment im April 1729 nach Berlin kam, ſcheint er alsbald durch einen glücklichen Zufall mit dem Kronprinzen Friedrich bekannt geworden zu ſein, der auch ſein Kunſttalent ſogleich erkannte und ihm rieth, ſich ganz der Kunſt zuzuwenden. Er bekam auf ſein Anſuchen im Juni 1729 den Abſchied mit dem Charakter als Kapitän und wurde des Kronprinzen Lehrer. Von dieſem Augenblicke an iſt ſein Leben und Wirken auf die innigſte Weiſe mit ſeinem erhabenen Schüler — bis zu ſeinem Tode — verkettet.

Durch Friedrich empfohlen wurde er mit Pesne bekannt, deſſen Colorit er ſich anzueignen ſtrebte. Er malte nun alles, Porträts, Landſchaften, Architekturſtücke. Letztere weckten ſeinen eigentlichen Beruf; „die Malerei leitete ihn zur Baukunſt hin", ſagt Friedrich in ſeiner Lobſchrift auf ihn. Von den Baumeiſtern Wangenheim und Kemmeter erhielt er den erſten Unterricht in der Architektur, den er ſpielend überwand. Um praktiſche Studien zu machen, hielt er ſich 1732 in Dresden auf, wo ihn Manyoki porträtirte.

Zwei Jahre ſpäter begleitete er den Kronprinzen an den Rhein und ſcheint dann eine Reiſe durch Deutſchland gemacht zu haben. Seine erſte Bauthätigkeit fällt in das Jahr 1735, in dem er für den Kronprinzen in Ruppin, wo ſich dieſer damals beim Stab ſeines Regiments aufhielt, einen Garten anlegte und ein Luſthaus baute. Das Jahr darauf machte er auf Koſten ſeines Protectors eine Reiſe nach Italien, wohin ihn die Sehnſucht mächtig trieb; es galt, die Bauten der Alten in ihren Ruinen, die Werke der Hauptmeiſter der Malerei und Sculptur in den Muſeen zu ſtudiren. Erſtere riſſen ihn zur Bewunderung hin, letztere ließen ihn kalt, ja er macht über Rafael's Transfiguration in einem Briefe an den Kronprinzen eine Bemerkung, die uns beweiſt, daß er das Ideale in der Kunſt nicht verſtand. Er nennt das Bild „einen Chriſtus, der in einer kalten ſiberiſchen Luft gen Himmel fährt, da alle Anweſenden auf dem Vorgrunde ſich über die Capriolen eines mit den Teufel beſeſſenen verwundern, von Rafael gemalt". Freilich iſt er hierin ein Kind ſeiner Zeit und ähnliche ungeheuerliche Urtheile kommen damals nicht ſelten vor.

Knobelsdorff zeichnete fleißig nach den alten Monumenten und der Natur und kam 1737 mit vollen Zeichenmappen zurück. Friedrich empfing ihn in Rheinsberg und Knobelsdorff wurde ſogleich in Thätigkeit geſetzt und der Umbau des Schloſſes in Angriff genommen. Neben dieſer den Künſtler voll in Anſpruch nehmenden Arbeit fand er noch Muße, Landſchaften und ein Porträt Friedrich's zu malen. Drei dieſer Landſchaften ſind im Schloſſe zu Charlottenburg, eine in Sansſouci. In zwei Jahren wurde das Schloß fertig.

Darauf erhielt er den Auftrag, Illuſtrationen zu Voltaire's Henriade zu zeichnen, welche der engliſche Kupferſtecher Pine ſtechen ſollte. Durch Saumſeligkeit des letztern kam die Publication des Werkes nicht zu Stande. Wohin Knobeldorff's Zeichnungen kamen, iſt unbekannt.

Der König Friedrich Wilhelm I. ſtarb am 31. Mai 1740; Knobelsdorff mußte für die Beſtattung deſſelben die Ausſchmückung des Schloſſes und der Garniſonkirche beſorgen. Der Katafalk, den er in letzterer errichtete, ſoll nach zeitgenöſſiſchem Urtheile ein Meiſterſtück von Architektur und Zeichnung geweſen ſein und hätte verdient, in Kupfer geſtochen zu werden.

Für Knobelsdorff beginnt mit der Thronbeſteigung ſeines fürſtlichen Freundes die Aera unausgeſetzter Thätigkeit und es iſt zu verwundern, wie er bei ſeinen verſchiedenen Aemtern, bei den vielen in Bau genommenen Objecten und bei der Haſt des Königs, der einen entworfenen Plan auch ſogleich verwirklicht ſehen wollte, ſo viel Elaſticität des Geiſtes bewahren konnte. Vorerſt war das abgebrannte Rheinsberg wiederherzuſtellen, verſchiedene Bauten in Potsdam, Ruppin und Berlin zu vollenden, dann beſuchte er Frankreich, um die Kunſt daſelbſt kennen zu lernen. Nach dem obigen Urtheile über Rafael iſt es leicht erklärlich, daß die franzöſiſchen Maler, wie Raoux, Vanloo, Rigaud u. a. mehr Gnade vor ſeinen kritiſchen Augen fanden. Dagegen urtheilt er abſprechend über die Architektur; ſein Ideal baſirte auf den Alten. „Er liebte die edle Einfachheit der Griechen und ein feines Gefühl lehrte ihn, jeden Schmuck zu verwerfen, der nicht an ſeinem Platze war", ſagt Friedrich, der doch ſelbſt ein Freund der modernen franzöſiſchen Architektur war.

Nach ſeiner Rückkehr wurde Knobelsdorff zum Intendanten ſämmtlicher königlichen Schlöſſer und Gärten und zum oberſten Director aller Bauten in ſämmtlichen Provinzen ernannt. Zuerſt baute er den neuen Flügel des Schloſſes in Charlottenburg aus, nebenbei mußte er Pläne zu einem Opernhauſe entwerfen. Im Frühjahre 1741 wurden die Reſte des alten Walles abgetragen, der Feſtungsgraben verlegt, um Raum für den Muſentempel

Digitized by Google

zu bekommen. Der König drängte aus dem ſchleſiſchen Lager — der Siebenjährige Krieg war ausgebrochen — den Baumeiſter, da er bis zum October, ſpäteſtens December das Opernhaus fertig finden wollte. Das war freilich nicht möglich. Erſt am 7. Dec. 1742 hörte der König die erſte Oper im neuen Gebäude, welches indeſſen noch gar nicht fertig gebaut und im Innern nicht geſchmückt war. (Im J. 1843 abgebrannt, wurde es verändert wieder ausgebaut.) Zu gleicher Zeit begann die Umwandlung des Thiergartens, der bisjetzt mit Planken umgeben war und zur Jagd diente, in einen Luſthain. Knobelsdorff hat ſich mit dieſer Arbeit ein Verdienſt erworben, für das ihm noch heute Berlin dankbar ſein muß.

Im J. 1743 wurde die neue Akademie der Wiſſenſchaften gegründet, in welche Knobelsdorff eintrat. Dieſem lag eine Kunſtakademie am Herzen und er drängte immer wieder den König, eine ſolche zu ſtiften, doch fand er hier immer Widerſpruch. Das Jahr darauf begann der Umbau des Schloſſes in Potsdam; als der König 1745 aus dem Lager heimkehrte, faßte er den Plan, bei Potsdam ein Luſtſchloß — Sansſouci — zu bauen. Wol konnte dieſer Plan nicht ohne Knobelsdorff ins Werk geſetzt werden, aber der König, der ſelbſt zeichnete, glaubte auch in der Architektur ſelbſtthätig eingreifen zu können und machte eine Zeichnung, wie ſein Luſtſchloß ausſehen ſolle. Dieſe hielt ſich natürlich an das Rococo und Knobelsdorff, der ein Feind dieſer Kunſtform war, opponirte. Da jeder auf ſeiner Anſicht beſtand, entwickelte ſich ein hartnäckiger Kampf. Der Architekt mußte die Idee gelten laſſen und nur als Fachmann dem königlichen Gedanken die Form geben. Um den Bau ſelbſt kümmerte ſich Knobelsdorff gar nicht; dieſer wurde von Boumann ausgeführt.

Dieſer Kälte des Künſtlers ſetzte der König gleichen Trotz entgegen; in Berlin entſtand das Invalidenhaus, die katholiſche Hedwigskirche, ohne daß der Bauintendant dabei mitwirkte.

Dagegen war er, als Sansſouci bereits fertig ſtand, bei der Herſtellung des anliegenden Parks thätig, ſowie er auch die Gartenſeite des potsdamer Schloſſes förderte. In das Jahr 1748 fällt der Plan zum Umbau des herzoglichen Schloſſes zu Deſſau. Der Entwurf hat ſich noch erhalten. Zu ſeinen letzten Arbeiten gehört noch der Bau der Neptunsgrotte im Parke von Sansſouci (1751), deren Vollendung er jedoch nicht erlebte, der Obelisk vor dem potsdamer Rathhauſe und das Neuſtädter Thor, ebenfalls in Potsdam.

Durch angeſtrengte Arbeiten, wol auch durch die Disharmonie mit dem Könige, war des Künſtlers Geſundheit untergraben. Neun Tage vor ſeinem Tode, am 7. Sept. 1753, ſchrieb er noch an ſeinen königlichen Freund einen Brief „um den Gefühlen der Dankbarkeit Worte zu geben" und ihm für alle ihm erwieſene Güte und all die Wohlthaten zu danken. Seine letzte Ruheſtätte fand er in den Gewölben der Neuen Kirche am Gensdarmen-Markt. Der König ehrte das Andenken deſſelben durch eine ſelbſtverfaßte Lobrede, die am 24. Jan. 1754 in der Akademie der Wiſſenſchaften verleſen und dann in den Memoiren derſelben abgedruckt wurde.

Die hohe Bedeutung Knobelsdorff's für die deutſche Kunſt iſt nicht zu leugnen, wenn ſie auch von keiner eigentlichen Schule ausging, ſondern mehr auf angeborenem Talent baſirte. Beſonders in der Architektur inaugurirte er eine neue Aera und die Umwandlung Berlins zu einer Weltſtadt beginnt mit dem erſten Spatenſtiche, den er im Auftrage des Königs daſelbſt gethan; es war ein Glück für ihn, daß ihn die Fittiche des ſiegreichen preußiſchen Adlers beſchatteten.

Es iſt ſchließlich ſein Verdienſt, daß der deutſche Kupferſtecher G. F. Schmidt Paris verließ und in ſeine Vaterſtadt zurückkehrte. Das berliner Muſeum verdankt ihm die koſtbare Bronze des Adoranten, die er aus der Sammlung des Prinzen Eugen von Savoyen für den König erworben hatte.

Sein Bildniß, von Pesne gemalt, iſt von G. Seidel für die Werke Friedrich's geſtochen.

W. von Knobelsdorff, Georg Wenzel Knobelsdorff (Berlin 1861). *(J. E. Wessely.)*

Knoblauch, ſ. Allium.

KNOBLAUCH (Karl Heinrich Eduard), Architekt, geb. zu Berlin am 25. Sept. 1801, geſt. daſelbſt am 29. Mai 1865. Frühzeitig verwaiſt, wurde er in der Plamann'ſchen Anſtalt erzogen und faßte ſchon in jungen Jahren den Entſchluß, Architekt zu werden. Nachdem er das Gymnaſium beſucht hatte, ſtudirte er 1819—21 an der Univerſität und zugleich an der Bauakademie und Kunſtakademie. Als Architekt trat er zum erſten mal 1823 in die Oeffentlichkeit, indem er eine Ehrenpforte für das neuvermählte kronprinzliche Paar errichtete, für die er große Anerkennung erntete. Das Jahr darauf bereitete er ſich für die Baumeiſterprüfung vor; er erhielt zwei Aufgaben: Entwurf zu einer mit Waſſerkraft betriebenen Tuchfabrik und Entwürfe zu Gebäuden eines großen Geſundbrunnens in einer Gebirgsgegend. Mit der letztern Arbeit beſchäftigte er ſich mehrere Jahre, durchreiſte Deutſchland und beſuchte alle bedeutenden Badeorte. Auch war er, wie bei allen ſeinen ſpätern Arbeiten, nicht mit einem Entwurfe zufrieden, ſondern entwarf mehrere, um dem Gegenſtande immer näher zu treten.

In das Jahr 1824 fällt die Stiftung des Architektenvereins, um deſſen Begründung Knoblauch ein hauptſächliches Verdienſt hat. Er blieb auch demſelben durch ſein ganzes Leben treu und opferte demſelben ſeine ganze Liebe und Sorgfalt. Dieſer iſt es beſonders zuzuſchreiben, daß der Verein immer mächtiger wurde und reiche Früchte trug. Zu dieſen gehört auch die Herausgabe eines beſondern Fachblattes, des erſten in Deutſchland. Nachdem er 1828 die Baumeiſterprüfung vorzüglich beſtanden hatte, unternahm er mit ſeinem Freunde Stüler die Studienreiſe, beſuchte Holland, Belgien, Frankreich und die Schweiz. Zu Ende des Jahres begab er ſich nach Italien, dem Lande ſeiner Sehnſucht, und blieb hier bis zum October 1830, in welcher Zeit er, verſehen mit reichem Wiſſen und angefüllten Skizzenbüchern, nach

Digitized by Google

ſeiner Vaterſtadt zurückkam. Die Zeit war für ſeine Kunſtthätigkeit eine recht günſtige geworden; die Wunden des großen Krieges waren geheilt und mit dem wachſenden Wohlſtande entwickelte ſich eine reichere Bauthätigkeit. Knoblauch hatte ſich für ſeine Kunſtbeſtrebungen ein beſonderes Programm feſtgeſtellt, an dem er ſtets treu hielt: „Nicht ein Suchen und Haſchen nach Effect, ſondern unbefangene Forſchung nach den Forderungen des Lebens, freie Entwickelung aus denſelben, gebildetes Gefühl für Regel und Schönheit, das ſoll mein Beſtreben ſein, das will ich feſthalten."

In den dreißiger Jahren führte er in Berlin allein an 38 Wohnhäuſer auf und hatte in einer durchgreifenden Umgeſtaltung dieſelben recht wohnlich und den Forderungen der Gegenwart entſprechend gemacht. In der äußern Erſcheinung ſucht er edle Einfachheit, in der innern Durchführung waltet ein praktiſcher Sinn. Daß er übrigens auch der prunkvollen Architektur, wo ſie am Platze iſt, nicht abhold war, erſieht man aus ſo vielen herrſchaftlichen Wohnungen und Schlöſſern, deren Bau in ſeine Hände gelegt war. Beiſpielsweiſe ſeien hier genannt: die Schlöſſer des Grafen Redern zu Görlsdorf, des Grafen Egloffſtein in Schwuſen, das Jagdſchloß des Grafen Blome in Holſtein. Von öffentlichen Gebäuden, die er in früherer Zeit ausführte, verdient in erſter Reihe das ruſſiſche Geſandtſchaftshotel unter den Linden in Berlin genannt zu werden, das bei aller edeln Einfachheit dennoch ſeine vornehme Beſtimmung verräth. An dieſes Bauwerk ſchließen ſich ferner das Weidinger'ſche Hoſpital und das Landſchaftshaus an. Ein anderer Gedanke, der ſpäter vom kunſtſinnigen Könige angeregt wurde, nahm ſeine ganze Seele gefangen; es handelte ſich um den Dombau in Berlin. Von der Forſchung ausgehend, welche Formen der evangeliſche Gottesdienſt verlange und wie die Baukunſt dieſe zu einem Kunſtwerke vereinen könne, machte er eine Reihe von Studien, um die ſchwierige Aufgabe zu löſen. Der letzte Entwurf war in der Kunſtausſtellung 1847 zu ſehen. Als Preußen 1848 die Verfaſſung bekam, dachte Knoblauch ſogleich an ein Parlamentsgebäude. Ohne einen beſondern Auftrag zu bekommen, prüfte er in Berlin alle möglichen Bauplätze und arbeitete in Mußeſtunden mehrere treffliche Entwürfe aus. Bereits 1846 wurde er zum königl. Baurath ernannt. Von ſeiner weitern Thätigkeit ſind noch die eleganten und reich decorirten Palais des Grafen Armin-Boitzenburg und des Barons von Behr-Negendanck zu nennen, beide in Berlin; ferner auf dem Lande die Schlöſſer des Grafen Redern, von Arnim, von Thun, Homeyer, von Frantzius, von Thadden, von Romberg. Auch das Krankenhaus der jüdiſchen Gemeinde in Berlin, die Bank in Deſſau und verſchiedene Bauten für Eiſenbahnen bekunden ſeine nie ruhende Thätigkeit. Bei der Concurrenz zum Bau der Petrikirche in Berlin (1845) und jener für das neue Rathhaus ebenda (1858) erhielt er den zweiten Preis. Daß es ihm nicht vergönnt war, für ſeine Vaterſtadt das Rathhaus bauen zu können, betrübte ihn ungemein, doch konnte ſein Geiſt dieſer Betrübniß nicht nachhängen, da er mit einer andern Arbeit voll und ganz beſchäftigt war. Es iſt ſein größtes und auch letztes Werk, das ſeinem Namen und ſeiner Kunſt Unſterblichkeit ſichert. Es iſt der Bau der neuen Synagoge in der Oranienburger Straße. Als er von der Gemeinde den Auftrag zu dieſem Bau erhielt und mit ſeinen Entwürfen nicht zufrieden war, rieth er ſelbſt 1857 der Gemeinde, eine Concurrenz auszuſchreiben, aus welcher er jedoch ſiegreich hervorging. Es waren bei dem Bau ähnliche Schwierigkeiten wie beim Dombau zu überwinden, da auch hier auf rituelle Zwecke des Gebäudes Bedacht genommen werden mußte. Der Meiſter erlebte die Vollendung ſeines Werkes nicht. Sein Freund Stüler ſetzte den Bau fort, aber auch dieſer ſtarb vor der Vollendung deſſelben. Knoblauch's Geiſt war von tiefen Schatten umnachtet, ſodaß der arme Künſtler 1862 in eine Anſtalt für Geiſteskranke gebracht werden mußte; ſein Bewußtſein ſchwand immer mehr, bis ihn der Tod in oben angegebenem Jahre erlöſte. Am Schinkelfeſte 1856 erhielt er auch den Rothen Adlerorden 4. Klaſſe.

S. G. Aßmann, Nekrolog in Erbkam's Zeitſchrift für Bauweſen, XV. (*J. E. Wessely.*)

KNÖCHEL (Malleolus). Das Schienbein (Tibia), welches, an der innern Seite des Unterſchenkels liegend, in ſeiner obern Hälfte dicker erſcheint, während es nach unten hin dünner wird, iſt an ſeinem untern Ende leicht ausgehöhlt und bildet die Gelenkfläche für den Fuß, der durch zwei Vorſprünge, die ſogenannten Knöchel (Malleolus externus und internus) zu beiden Seiten des Schienbeins nach unten gabelartig feſtgehalten wird. Der innere Knöchel, nicht ſo weit herabreichend als der äußere, iſt eine directe Fortſetzung des Schienbeins, während der äußere von dem untern Ende des Wadenbeines (Fibula) gebildet wird. Ein Bänderapparat (Ligamentum capsulare tarsi, Ligg. lateralia) hält den knöchernen Fuß in feſter Gelenkverbindung mit der durch die beiden Knöchel gebildeten Gelenkgabel, während hinter und unterhalb der letztern die an den Fuß ſich anſetzenden Sehnen der Wadenmuskeln, ſowie Blutgefäße (Zweige der A. tibialis antica) verlaufen.

Bricht ein Knöchel ab, ſo tritt der Fuß nach der Bruchſeite hin aus ſeiner Gelenkverbindung, und zwar häufiger nach innen als nach außen; ein Gleiches geſchieht bei Verrenkung (Subluxation) des Fußes; beide Proceſſe haben meiſt mehr oder weniger bedeutende, durch Blutaustritt oder entzündliche Proceſſe bedingte und oft mit heftigem Schmerzgefühle begleitete Schwellung des Fußgelenks zur Folge und erfordern, nach erfolgter Wiedereinrichtung des letztern, Anlegung eines feſten Verbandes und längere abſolute Ruhe des Fußes in horizontaler Lage, laſſen aber trotzdem nicht ſelten eine gewiſſe Unbeweglichkeit des Gelenkes und dadurch bedingten hinkenden oder ſchleppenden Gang zurück. — Nächſt Bruch und Luxation des Fußgelenks können aber ähnliche Erſcheinungen wie die eben geſchilderten durch Dehnung der Bänder am Fußgelenke (das ſogenannte Vertreten des Fußes) erfolgen, was meiſt Folge eines falſchen Trittes iſt. Iſt mit ſolcher Dehnung eine theil-

Digitized by Google

weiſe Zerreißung der Bänder verbunden, ſo iſt eine ähnliche Behandlung wie bei der Subluxation angezeigt nnd namentlich längere Ruhe nothwendig, während bei gewöhnlichem Vertreten nach Wiedergeradſtellung des Gelenkes unter Anwendung von kalten Compreſſen mit gleichzeitigen oder nachfolgenden ſpirituöſen Einreibungen der Fuß meiſt bald ſeine frühere Gebrauchsfähigkeit wieder erlangt. (*Alfred Krug.*)

KNOCHEN (Ossa) bilden das feſte Gerüſt des menſchlichen nnd Thierkörpers, um welche ſich die verſchiedenſten Weichtheile desſelben, namentlich Muskeln, Flechſen, Bänder gruppiren und theils an deren Endigungen, theils an deren äußern Flächen in der Weiſe befeſtigt ſind, daß aus dieſer Gruppirung unter Zuhülfenahme der das Ganze bedeckenden Oberhaut erſt das fertige Geſammtbild eines menſchlichen oder Thierkörpers in die Erſcheinnng tritt.

Die Knochen ſind nach ihrer Form, ihrer Conſiſtenz, ihrer Verbindung untereinander, ihrer Function, ihrer organiſchen und chemiſchen Zuſammenſetzung mehr oder weniger weſentlich voneinander verſchieden, während auch Alter und Geſchlecht, ſowie die höhere oder niedrigere Entwickelungsſtufe der betreffenden Thierſpecies, eventuell Raſſenunterſchiede, hierbei eine beſtimmende Rolle ſpielen.

Was zunächſt die *Form* des Knochens anlangt, ſo iſt dieſelbe im weſentlichen eine dreifache, die *Plattenform*, die *Röhrenform* und die *polyedriſche* oder rundliche Form. Zu den *Plattenknochen* gehören die Schädelknochen, die Darmbeine, die Schulterblätter, das Bruſtbein und die Rippen, welche letztere gleichzeitig als Uebergang zur zweiten, der Röhrenform, angeſehen werden können; zu dieſer ſind die Längsknochen des Ober- und Unterſchenkels, des Ober- und Unterarmes ſowie der Finger und Zehen zu zählen; letztere bilden wiederum den Uebergang zur dritten, der polyedriſchen Form, zu welcher die Hals- und Bruſtwirbel, die Fuß- und Handwurzelknochen und wol auch die Zähne gehören.

Die *Schädelknochen* ſind aber ihrer Form nach auch unter ſich verſchieden: die den obern Theil der Schädelhöhle, die ſogenannte Hirnſchale, bildenden Scheitelbeine, das Hinterhauptbein und das Stirnbein zeigen eine in ihrer Vereinigung nach oben die runde Schädelform abſchließende Wölbung, während die Seitenwand- und Schläfenbeine mehr flächenartig ſich dem Schädel ſeitlich anſchließen, die Baſis des Schädels aber durch compactere, in ihren Formverhältniſſen ſehr verſchiedenartig ſich präſentirende Knochen zuſammengeſetzt iſt. — Eine gleiche Formverſchiedenheit iſt auch bei den *Röhrenknochen* zu conſtatiren; ſowol ihrem Längs- als auch ihrem Querdurchmeſſer nach zeigt ſich dieſelbe, während ſie auch in der Art der Gelenkverbindung, mittels deren ſie theils unter ſich, theils mit andern Körpertheilen verbunden ſind, weſentliche Unterſchiede aufweiſen. Am meiſten und auffälligſten variirt aber bezüglich ihrer Form die dritte Klaſſe der Knochen, die *polyedriſche*; während z. B. die Wirbelknochen von ihrem ſoliden rundlichen Körper bogenartige Knochenringe ausgehen laſſen, aus deren Vereinigung der Kanal für Aufnahme und Durchgang des Rückenmarks gebildet wird, zeigen die Fuß- und Handwurzelknochen eine ſehr verſchiedenartige Form und Größe, welche durch ihren Zweck, in ihrer Vereinigung die Fuß- und Handwurzel zu bilden, bedingt wird, wie ja auch die Zähne je nach dem Zwecke, dem ſie als Mahl- oder Schneidezähne dienen ſollen, ſowol bezüglich der Zahl ihrer Wurzeln als der Form ihrer Kronen verſchieden ſind.

Nächſt der Formverſchiedenheit iſt aber auch zweitens eine Verſchiedenheit der *Conſiſtenz*, d. i. der Dichtigkeit und Härte des Gewebes, bei den verſchiedenen Knochen zu conſtatiren, und ſpielt hier zunächſt die chemiſche Zuſammenſetzung eine wichtige Rolle, auf welche wir weiter unten noch ſpecieller zurückkommen werden, während auch Alter und Entwickelungsſtadium des Individuums hierbei mit in Betracht zu ziehen ſind. Im allgemeinen können die polyedriſchen Knochen, vor allem die Zähne, nächſtdem aber auch die Fuß- und Handwurzelknochen ſowie die Wirbelkörper als diejenigen bezeichnet werden, welche das dichteſte, härteſte Gewebe haben und daher auch gegen äußere, mechaniſche Einflüſſe am widerſtandsfähigſten ſind; in zweiter Linie ſtehen dann die Plattenknochen, namentlich die des Schädels, während die Röhrenknochen rückſichtlich ihrer Conſiſtenz am weiteſten zurückſtehen und deshalb, namentlich aber auch ſchon um ihrer Form willen, durch äußere Schädlichkeiten am häufigſten getroffen werden. — Den Einfluß des *Alters* und der verſchiedenen Entwickelungsſtadien auf die Conſiſtenz der Knochen anlangend, iſt zu conſtatiren, daß im embryonalen Stadium, alſo zu einer Zeit, wo die Frucht noch im mütterlichen Schoße ihrer Reife entgegengeht, überhaupt von einem eigentlichen Knochenſkelet noch gar nicht die Rede ſein kann; aber auch wenn das Kind in voller Reife geboren, behalten deſſen Knochen noch längere Zeit, gewöhnlich bis nach erfolgtem Zahndurchbruche, eine gewiſſe Weichheit und Biegſamkeit, und iſt es namentlich das Schädeldach, welches ſich erſt um dieſe Zeit vollſtändig ſchließt, während vorher die einzelnen Schädelknochen durch eine weiche, aus Haut und Sehnen gebildete Zwiſchenfläche (Fontanelle) getrennt ſind. Aber auch die Röhrenknochen behalten oft noch bis zu einer längeren Zeit eine gewiſſe Biegſamkeit, weshalb Kinder, welche vorzeitig zum ſelbſtändigen Gebrauch ihrer Gliedmaßen veranlaßt werden, dies nicht ſelten durch dauernde Krümmung derſelben zu büßen haben. Dem entgegengeſetzt tritt in den höheren Lebensaltern mit der zunehmenden Conſiſtenz des Knochengewebes allmählich eine abnorme Verhärtung und daraus reſultirende Starrheit und Brüchigkeit desſelben ein, weshalb Knochenbrüche bei Greiſen nicht nur ſehr häufig, ſondern durch ihre ſchwerere Heilbarkeit weit bedenklicher ſind als im kräftigen Jugend- und Mannesalter.

Nächſt ihrer Conſiſtenz iſt es weiter auch die *Art ihrer Verbindung* untereinander, welche eine weſentliche Verſchiedenheit der Knochen bedingt. Dieſelbe iſt im weſentlichen eine zweifache und zwar 1) eine feſte, unbewegliche und 2) eine lockere, bewegliche, von denen die erſtere theils durch die ſogenannte Knochennaht (Su-

Digitized by Google

tura), wie ſolche bei der Verbindung der Schädelknochen zu einem feſten Gewölbe vorhanden iſt, theils durch Einkeilung (Gomphosis), wie man dieſelbe bei der Verbindung zwiſchen Zahn und Kieferknochen beobachtet, vermittelt wird. Die zweite Art der Verbindung der Knochen untereinander, die bewegliche, wird durch Etablirung von Gelenken (Articulatio) zwiſchen den ſich gegenſeitig berührenden Knochenenden bewerkſtelligt. Dieſe Gelenkverbindungen ſind aber ſowol bezüglich ihrer Structur als des Grades ihrer Beweglichkeit ebenfalls ſehr verſchieden; man unterſcheidet hier 1) das ſtraffe Gelenk (Amphiarthrosis), welches ringsum mit ſtraffen, feſten, nicht nachgiebigen, ſehnigen Bändern umgeben iſt, ſodaß nur eine kaum bemerkbare Beweglichkeit der ſo verbundenen Knochen (Hand- und Fußwurzelknochen) möglich iſt; 2) das Drehgelenk (Trochoides), wobei entweder ein cylindriſcher Knochen in einem von Bändern und dem andern Knochen gebildeten Ringe ſich dreht (oberes Ende des Speichenknochens), oder ein gemeinſchaftlich mit ſeinen Bändern einen Ring darſtellender Knochen dreht ſich um einen andern cylindriſchen Knochen (Atlas um den Epistropheus); 3) das Wirbel- oder Gewerbegelenk (Ginglymus), wobei die durch daſſelbe verbundenen Knochen nur nach einer Richtung hin die Bewegungen der Beugung und Streckung vollziehen können (Elnbogen- und Kniegelenk); 4) das freie Gelenk (Arthrodia), wobei der eine Knochen an dem andern mittels des einen Endes ſeiner Länge ſo ſich drehen kann, daß er den Raum eines Kegels beſchreibt, wo alſo zu den Bewegungen der Beugung und Streckung noch die der Adduction und Abduction hinzutreten (Hand-, Fuß-, Finger-, Zehengelenke); 5) das Kugelgelenk, welches als eine Verbindung des freien Gelenkes mit dem Drehgelenke anzuſehen iſt und deſſen Bewegung dadurch ermöglicht wird, daß die Gelenkfläche des eingelenkten Knochens eine kugelartige iſt (Oberarmgelenk); iſt dabei die Gelenkgrube, die das Kugelgelenk bildet, ſehr tief und umfaßt ſie die Kugel eng (Schenkelhals in der Gelenkpfanne des Beckens), ſo nennt man dieſe Modification des Kugelgelenkes Enarthroſis.

Ein weiterer Unterſchied zwiſchen den verſchiedenen Knochen liegt in der Art ihrer Functionirung und dem Zwecke, den ſie dabei verfolgen und zu erfüllen haben. Dieſer letztere gipfelt zwar zunächſt in der Beſtimmung, das Gerüſt zu bilden, an welchem, in welchem und um welches ſich die verſchiedenſten Weichtheile des Körpers (Muskeln, Flechſen, Bänder u. ſ. w. nach außen, Athmungs-, Verdauungs-, Geſchlechtsorgane u. ſ. w. nach innen) gruppiren, und ſo das Geſammtbild des Menſchen-, reſp. Thierkörpers darſtellen ſollen, aber zu dieſem Hauptzwecke treten noch andere, nicht minder bedeutungsvolle Nebenzwecke hinzu, durch deren harmoniſches Zuſammenwirken erſt das Leben des Körpers, d. h. das regelmäßige, normale Zutagetreten der Function ſeiner verſchiedenen Theile und Organe vermittelt, reſp. ermöglicht wird. So haben z. B. die Schädelknochen die Aufgabe, das in der von ihnen gebildeten Höhlung eingelagerte Gehirn und deſſen Adnexa mit einer feſten, daſſelbe vor Verletzungen und ſonſtigen von außen kommenden Schädigungen ſchützenden Hülle zu umgeben; die Wirbelknochen, aus deren am erſten Halswirbel beginnender, mit dem Kreuz- und Steißbein endender Verbindung ſich das Rückgrat zuſammenſetzt, ſollen zunächſt ebenfalls als Schutz dienen für das in dem von ihnen gebildeten Kanale verlaufende Rückenmark; nächſtdem aber vermitteln ſie die aufrechte — bei den Vierfüßern horizontale — Haltung des Körpers ſowie die Möglichkeit einer Drehung, Beugung, Wendung deſſelben nach allen Richtungen hin unter Beihülfe der an ihren Endigungen (Processus spinalis) befeſtigten Muskulatur und Bänderapparate; gleichzeitig dienen die 12 oberſten Rückenwirbel als Anſatzpunkte für die Rippen, welche in Verbindung mit dem Bruſtbeine, den Schlüſſelbeinen und Schulterblättern das knöcherne Gerüſt für die Bruſthöhle — den zur Einlagerung der Athmungs- und Blutcirculationsorgane beſtimmten Raum — bilden, während an deren Endpunkte, dem Kreuzbeine, die zur Bildung des großen und kleinen Beckens nach vorn durch die Schambeinfuge vereinten Beckenknochen durch Amphiarthroſe nach hinten befeſtigt ſind, um in der dadurch gebildeten, nach oben durch das Zwerchfell von der Bruſthöhle abgeſchloſſenen, ſeitlich und nach vorn durch die Bauchwandungen begrenzten, Bauchhöhle die Verdauungs- und Geſchlechtsorgane zu beherbergen. — Die Röhrenknochen dienen theils dem Oberkörper als Stützpunkte bei ruhiger aufrechter Stellung, theils vermitteln ſie die von demſelben auszuführenden Fortbewegungsacte; ein Theil derſelben, die ſogenannten Oberextremitäten, erfüllen beim Körper der Vierfüßler die gleichen Zwecke, während ſie beim Menſchen die dauernde Communication mit der Außenwelt und den für das leibliche und geiſtige Leben deſſelben aus ihr ſich ihm darbietenden Gegenſtänden vermitteln. — Außerdem gibt es aber auch noch eine Anzahl — meiſt kleinerer — Knochen und Knöchelchen, deren Function nur in den ſpeciellen Dienſt eines einzelnen beſtimmten Organs und ſeiner Verrichtungen geſtellt iſt, wie z. B. die Gehörknöchelchen, die Naſenmuſcheln, das Siebbein u. a., während andere nur zur Ausgleichung, beziehungsweiſe Ausbeſſerung von angeborenen oder durch die verſchiedenen Entwickelungsphaſen bedingten Knochendefecten zu dienen beſtimmt ſind (Ossicula wormiana).

Endlich zeigen aber auch die Knochen in ihren größeren anatomiſchen Verhältniſſen mancherlei Verſchiedenheiten, welche auf deren chemiſche Zuſammenſetzung influiren. Die Knochenſubſtanz beſteht, wenn man von den ihre Oberfläche und Hohlräume überkleidenden Membranen und dem die letztern ausfüllenden Knochenmarke abſieht, aus zwei Hauptbeſtandtheilen der organiſchen Grundſubſtanz, dem Knochenknorpel und einem anorganiſchen Theile, der Knochenerde. Der Knochenknorpel iſt im weſentlichen eine leimgebende Subſtanz, während die Knochenerde in der Hauptſache aus phosphorſaurem und kohlenſaurem Kalke beſteht. Außerdem hat man namentlich in der Knochenaſche verſchiedener Thierklaſſen auch phosphorſaure Magneſia ſowie Fluor-

Digitized by Google

kalcium nachgewieſen; weitere anorganiſche Subſtanzen, wie z. B. kohlenſaures Natron, Kochſalz, ſchwefelſaures Natron, Eiſen, ſelbſt Arſenik, welche man bei der chemiſchen Analyſe der Knochenerde gefunden hat, ſind nicht dieſer letztern eigenthümlich, ſondern gehören größtentheils dem Blute und der Flüſſigkeit in den Markkanälchen an, oder ſie ſtammen (bei Knochen, die ſchon in der Erde gelegen haben) aus der Umgebung. Im allgemeinen laſſen ſich aus den durch die Analyſe gewonnenen Thatſachen folgende Schlüſſe ziehen: 1) in der Jugend enthalten die Knochen weniger anorganiſche Beſtandtheile als im Alter; eine gleichmäßig mit den Jahren fortſchreitende Zunahme iſt nicht erwieſen; 2) die Röhrenknochen enthalten im allgemeinen mehr Kalkſalze als die kurzen Knochen; 3) Knochen von Organen, welche häufig gebraucht werden oder großen Anſtrengungen ausgeſetzt ſind, ſind reicher an anorganiſchen Beſtandtheilen als andere; 4) das Verhältniß der phosphorſauren zur kohlenſauren Kalkerde iſt nicht conſtant, wechſelt vielmehr nach der Thiergattung, der Gehalt an letzterer iſt bei den Pflanzenfreſſern etwas größer als bei den Fleiſchfreſſern, auch enthalten die ſpongiöſen Knochen einen größern Procentſatz davon als die compacten Knochen; 5) die in Waſſer löslichen Salze zeigen weder nach der Thiergattung noch nach dem Alter weſentliche Differenzen; 6) der Fettgehalt der Knochen wächſt oder fällt mit dem größern oder geringern Fettgehalte des Geſammtorganismus. *(Alfred Krug.)*

KNOCHENBRECCIEN nennt man ein Haufwerk von Fragmenten von Knochen und Zähnen mit Steinſtücken, das durch ein thoniges oder ſandig-kalkiges Bindemittel mehr oder weniger feſt verkittet iſt. Solche Knochenbreccien finden ſich ſehr häufig am Boden vieler Knochenhöhlen, oft bis zu beträchtlicher Dicke. Dazu gehört auch die einige Centimeter dicke Lage in der Rhätiſchen Formation, das ſogenannte Bonebed, welches beſonders aus Reſten von Fiſchen und Reptilien zuſammengeſetzt iſt. *(E. Geinitz.)*

KNOCHENBRÜCHE (fracturae ossium) entſtehen theils infolge von Einwirkung äußerer Gewalt, theils, wenn auch ſeltener, durch heftige Muskelcontractionen. Während geſunde Knochen eine große Feſtigkeit beſitzen, ſodaß die äußere Gewalt mit großer Kraft einwirken muß, um einen Bruch derſelben herbeizuführen, gibt es gewiſſe krankhafte Veränderungen der Knochen, Auflockerung und Brüchigkeit infolge von Syphilis, engliſcher Krankheit, von Knochengeſchwülſten u. dgl., welche das Entſtehen von Knochenbrüchen begünſtigen; ein Gleiches vermittelt die im ſpäteren Alter eintretende ſenile Atrophie des Knochengewebes.

Man theilt die Knochenbrüche zunächſt in vollſtändige, wo die Continuität des Knochens an der Bruchſtelle völlig aufgehoben, und in unvollſtändige, bei denen dieſe Continuität mehr oder weniger erhalten iſt. Von den vollſtändigen unterſcheidet man je nach dem Verlaufe der Bruchfläche: 1) den Querbruch (f. transversa), 2) den Schrägbruch (f. obliqua), 3) den Längsbruch (f. longitudinalis), 4) den mehrfachen Bruch (f. multiplex) und 5) den Splitterbruch (f. comminutiva); alle dieſe verſchiedenen Bruchformen können theils als einfache (f. simplex s. subcutanea), theils als complicirte (f. complicata) auftreten, während als eine beſondere Form noch die Abſprengung der Epiphyſen zu erwähnen iſt, wobei die Trennungsfläche nicht durch das Knochengewebe ſelbſt, ſondern durch die bei jugendlichen Individuen Epiphyſe und Diaphyſe verbindende Knorpelſcheide verläuft. — Zu den unvollkommenen Knochenbrüchen zählt man diejenigen, bei denen die Bruchenden noch in Verbindung gehalten werden, entweder durch die Beinhaut (Perioſt) oder wenn der Knochen blos geknickt iſt (Infractio).

Was die Erſcheinungen anlangt, welche das Vorhandenſein eines Knochenbruches conſtatiren, ſo ſind dieſelben theils objectiv, theils ſubjectiv; zu erſtern gehören: die Misgeſtaltung, die abnorme Beweglichkeit, die Crepitation (hör- und fühlbares Reiben der Bruchenden aneinander); als letztere ſind zu erwähnen: das Krachen, welches Patient im Moment des Brechens meiſt ſelbſt gehört, die geſtörte Function des gebrochenen Gliedes und der an der Bruchſtelle fixirte Schmerz. Die Misgeſtaltung iſt — neben eventueller Anweſenheit eines Bluterguſſes oder ſpäterer entzündlicher Schwellung — hauptſächlich durch Verſchiebung (Dislocatio) der Bruchenden bedingt, welche theils eine ſeitliche, theils ein Nebeneinanderſchieben in der Längsachſe, theils eine winkelige Knickung ſein, theils durch Rotation des einen Knochenfragments, durch Einkeilung der Fragmente ineinander (Gomphosis) oder durch Auseinanderweichen derſelben (Diastasis) bedingt ſein kann. Meiſt kommen dieſe verſchiedenen Verſchiebungen nicht rein, ſondern mehr oder weniger combinirt vor. — Die abnorme Beweglichkeit kann nur durch die geübte Hand des Chirurgen ſicher gefühlt werden und iſt namentlich bei Schwellung der Weichtheile oft ſchwer nachweisbar, während ſie bei Fractur mit Einkeilung vollſtändig fehlt. — Die Crepitation wird meiſt von den unterſuchenden Fingern gefühlt, kann aber auch durch das Ohr, eventuell mit Hülfe des Stethoſkops, vernommen werden, fehlt jedoch ebenfalls bei Fractur mit Einkeilung ſowie bei Diaſtaſe der Bruchenden, wo man dann letztere erſt miteinander in Berührung bringen muß, um das Crepitationsgeräuſch zu vernehmen. — Die ſubjectiven Bruchſymptome ſind diagnoſtiſch von geringerem Werthe, da das Krachen im Momente des Brechens oft nicht vom Patienten gehört wird, während Functionsſtörungen des betreffenden Gliedes auch die Folge anderer Verletzungen ſein können; nur der fixe Schmerz, welcher an einer ganz beſtimmten Stelle des Knochens gefühlt und durch Druck auf letztere geſteigert wird, muß ſtets zur Unterſuchung auf Bruch deſſelben auffordern.

Was die ätiologiſchen (urſächlichen) Verhältniſſe bei Knochenbrüchen anlangt, ſo gibt es, wie ſchon eingangs kurz angedeutet wurde, eine Reihe von Knochenerkrankungen, welche, ſelbſt bei einer nur geringen Gewalteinwirkung, ein Brechen derſelben herbeiführen können, ſo die ſenile Atrophie (Osteoporosis), die eine Verdünnung der Knochenwand herbeiführende Knochenerweichung (Osteomalacia fragilis), die Rhachitis der erſten Lebens-

Digitized by Google

jahre, Syphilis und chroniſche Queckſilbervergiftung (Hydrargyrosis), Krebs, Nekroſe, Caries der Knochen, Pulsadergeſchwülſte (Aneurysmen) großer Arterien, namentlich der A. Aorta, Anonyma und Subclavia, welche ebenſo wie Knochencyſten — namentlich die im Knochen nicht ſelten ſich entwickelnden Echinococcuscyſten — durch Druckſchwund die Knochenwand verdünnen und ſelbſt bei geringfügiger Veranlaſſung zu Knochenfracturen führen können.

Aber auch der geſündeſte und vielleicht ſogar auffallend ſtark entwickelte Knochen kann durch Einwirken kräftigerer Gewalten, welche entweder von außen den Körper treffen, oder auch im Körper des Verletzten ſelbſt ihren Sitz haben können (Muskelzug), einen Bruch erleiden. — Die von außen einwirkende Gewalt zerbricht den Knochen entweder an der Stelle, wo ſie ihn trifft (directe Fractur) oder ſie pflanzt ſich auf längerem Wege vom Orte ihrer Einwirkung fort und zerbricht den Knochen an einer entfernten Stelle (indirecte Fractur). Die erſtern, namentlich durch Schlag, Stoß, Schuß erzeugten, ſind im allgemeinen die ſchwereren Verletzungen, da hier meiſt gleichzeitig ſtarke Contuſionen an der Bruchſtelle vorliegen, während die indirecten, meiſt durch plötzliche, heftig willkürliche Bewegungen — bisweilen auch durch Starrkrampf — erzeugt, nicht ſelten eine längere Zeit zu deren Heilung in Anſpruch nehmen, oft auch dauernde Schädigungen hinterlaſſen.

Was den **Verlauf** der Knochenfracturen im allgemeinen anlangt, ſo ergießt ſich aus den dabei zerriſſenen Gefäßen in die Umgebung der Bruchſtelle — bei mit offenen Wunden complicirten ſelbſtverſtändlich auch nach außen — ſo viel Blut, bis durch Gegendruck oder Gerinnung deſſelben, eventuell nach erfolgter Contraction der zerriſſenen Gefäße weiterer Blutaustritt verhindert wird. Es folgt dann eine Entzündung ſämmtlicher der Bruchſtelle naheliegenden Gewebe, infolge deren hier eine vermehrte Ausſcheidung theils von Knochenzellen (Oſteoblaſtenzellen), theils des interſtitiellen Bindegewebes der die Bruchſtelle umgebenden Muskeln auftritt, und dadurch eine entzündliche, fibröſe Degeneration der letztern erzeugt wird, während der Bluterguß durch einfache Aufſaugung allmählich ſchwindet. Auf dieſe Weiſe liefert die Natur das Material zu einer feſten Wiedervereinigung der Bruchſtellen, indem ſich aus Knochenhaut und Markgewebe ein ziemlich feſter, wenn auch noch nicht verkalkter Gewebering bildet, deſſen allmähliche Verknöcherung durch die Thätigkeit der Oſteoblaſtenzellen vermittelt wird. Die damit hergeſtellte, wenn auch noch lockere Verbindung der Bruchenden (Callus provisorius) conſolidirt ſich allmählich durch Reſorption des äußern Knochenringes und der die Markhöhle verſchließenden Knochenmaſſe, indem die neuentſtandenen ſogenannten Havers'ſchen Räume mit regelmäßigen Lamellenſyſtemen aus dem ſchwammigen Gefüge des entzündlich entſtandenen Knochengewebes ausgefüllt und zu einem feſten, geſchloſſenen Gefüge normaler Knochenſubſtanz umgewandelt werden (Callus definitivus). Schon nach Ausbildung des Callus provisorius wird das gebrochene Glied wieder functionsfähig, während zur vollſtändigen Wiederherſtellung normaler Verhältniſſe noch ein längerer Zeitraum erforderlich iſt. Bildet ſich ein ſolcher Callus nicht, oder nur in unvollkommener Weiſe, ſo bleibt ein ſogenanntes falſches Gelenk (Pseudarthrosis) zurück, was namentlich an den untern Extremitäten die übelſten Functionsſtörungen veranlaßt.

Bezüglich der **Prognoſe** der Knochenbrüche iſt zu bemerken, daß Fracturen der Schädelknochen, der Wirbelknochen, eventuell auch der Rippen um deswillen, weil ſie die Höhlen bilden, in denen die edelſten und zum Fortleben nöthigſten Organe, Gehirn, Rückenmark, Herz und Lungen eingeſchloſſen ſind, zu den ernſteſten Geſundheitsſchädigungen führen können, wenn gelegentlich der Fractur das eine oder andere dieſer Organe entweder direct verletzt oder durch Druck des der Fractur nachfolgenden Bluterguſſes oder Exſudates in ſeiner Functionirung vorübergehend oder dauernd geſchädigt wird, während bei Fracturen der Röhrenknochen ſolche allgemeine Gefahren nicht vorliegen, und es ſich hier in der Hauptſache nur um Wiedererlangung der Functionsfähigkeit des betroffenen Gliedes handelt. Anders liegen freilich auch im letztern Falle die Verhältniſſe dann, wenn der Bruch an Stellen erfolgt, wo, wie z. B. beim Bruch des Oberſchenkelhalſes, bei Knie- und Elnbogenbrüchen eine gewaltſame Verletzung, Eröffnung, reſp. Vereiterung des betreffenden Gelenkes ſtattgefunden, oder in der Nähe der Bruchſtelle liegende größere Gefäße getroffen hat. Die damit verbundenen meiſt ſehr profuſen Blutungen können entweder bei nach außen offener Wundfläche, durch die Größe des Blutverluſtes und die nachfolgende Blutleere des Körpers, oder, wenn die Blutung bei unverletzter Außenfläche nach innen in die umgebende Gewebeſubſtanz, in die Gelenkhöhlen, vor allem aber in die Schädelhöhle, Bruſthöhle oder in den Rückenmarkskanal erfolgt, durch Druck auf deren Inhalt, eventuell durch Zerſetzung der abgelagerten Blutmaſſen und nachfolgende Pyämie lebensgefährlich werden. Endlich können aber auch durch mit dem Bruche gleichzeitig erfolgende Muskel-, Sehnen-, Bänder- und Kapſelzerreißungen ſelbſt bei normaler Bruchheilung dauernde Misbildungen des betreffenden Gliedes oder Gelenkes zurückbleiben, welche deren Functionsfähigkeit beeinträchtigen, eventuell ſelbſt gänzlich aufheben.

Was die **Häufigkeit** des Vorkommens von Knochenfracturen anlangt, ſo ſind hier beſtimmte Erfahrungsſätze wol kaum aufzuſtellen, wenn es wol auch als Thatſache gelten kann, daß diejenigen Berufsklaſſen der menſchlichen Geſellſchaft, welche bei Ausübung ihres Berufs hauptſächlich die Werkzeuge ihrer Körperkraft, alſo das Knochengerüſt, das Muskel- und Bänderſyſtem in Anſpruch nehmen müſſen, auch am häufigſten Unfällen, die einen Knochenbruch im Gefolge haben, werden ausgeſetzt ſein. Auch iſt wol nicht zu leugnen, daß, ſeitdem das Maſchinenweſen faſt in jeder induſtriellen wie gewerblichen Branche ſowie namentlich auch im Verkehrsweſen (Eiſenbahnen) eine ſo enorme Ausdehnung gewonnen hat, Unglücksfälle aller Art, namentlich aber auch Knochenbrüche, einen geſteigerten Procentſatz aufweiſen. Nächſt-

Digitized by Google

dem iſt es aber wol zweifellos das kindliche Alter, in welchem theils infolge noch unzureichender Gebrauchsfähigkeit der Gliedmaßen, theils aus kindlichem Uebermuthe und dadurch bedingten unüberlegten, das Normale überſteigenden Kraftanſtrengungen (Klettern, Springen, Schnelllaufen) Gelegenheit zu Knochenbrüchen gegeben wird, während auch eine gewiſſe Disponibilität des Knochenſyſtems für letztere in gewiſſen, namentlich dem früheren Kindesalter anhaftenden, Krankheitsproceſſen, wie Rhachitis, Scrofuloſis und als deren Folge die ſogenannte Engliſche Krankheit, geſucht werden muß. Als beſonders häufig bei Kindern vorkommende Fracturen ſind bei der inſtinctiven Gewohnheit der letztern, ſich beim Fallen auf die Hände zu ſtützen, in erſter Linie die Schlüſſelbeinbrüche, Bruch des Oberarmknochens, der Knochen des Vorderarms, des Schulter-, Ellbogen- und Handgelenkes zu nennen, während Schädelbrüche bei der verhältnißmäßigen Weichheit des Schädeldaches und den noch nicht feſt ſchließenden Nähten der einzelnen daſſelbe bildenden Knochen und ebenſo auch Ober- und Unterſchenkelfracturen zu den ſelteneren Vorkommniſſen gehören.

Bezüglich der Behandlung der Knochenbrüche ſind zwei Momente von Wichtigkeit: 1) möglichſt ſchneller, aber auch möglichſt ſchonender Transport des Verunglückten zum Verbandplatz, reſp. in ſeine Wohnung, 2) möglichſt genaue Cooptation der Bruchenden und Verhüten des Wiederauseinanderweichens derſelben durch Anlegung eines feſten Verbandes und zweckmäßige Lagerung des gebrochenen Gliedes. Nach beiden Richtungen hin hat die neuere Chirurgie, namentlich ſeit den letzten Kriegen, ganz bedeutende Fortſchritte zu verzeichnen, und iſt es namentlich das Verdienſt Esmarch's, das altbewährte Princip „cito, tute et jucunde", d. h. ſchnell, ſicher und in möglichſt ſchmerzloſer Weiſe Hülfe zu ſchaffen, wieder zur Geltung gebracht und in ebenſo praktiſcher wie leichtverſtändlicher Weiſe zum Gemeingut auch des Laienpublikums gemacht zu haben (vgl. Esmarch, „Die erſte Hülfe bei Verletzungen", Hannover 1875). Die Wiſſenſchaft bezeichnet die beiden in jedem Falle von Knochenfractur nothwendigen chirurgiſchen Eingriffe mit den techniſchen Ausdrücken Repoſition (Wiedereinrichtung) und Retention (Feſthalten in der dem Gliede gegebenen Stellung und Lage). Zur Ausführung der Repoſition ſind in der Hauptſache zwei Handgriffe erforderlich, die Extenſion (Auseinanderziehen der Bruchenden) und die Cooptation (Aneinanderfügen derſelben), während die Retention dann durch Anlegen eines feſten Verbandes vermittelt wird. Bezüglich des letztern haben in neuerer Zeit die früher üblichen Holz-, Blech- und Drahtſchienen den Papp- und Guttaperchaſchienen, neueſtens auch den von England aus empfohlenen Schienen aus formbarem Filz weichen müſſen, während an Stelle des früher allgemein üblichen Kleiſterverbandes (von Seutin eingeführt) die Gips- und Tripolithverbände (nach Mathiſen) getreten ſind. Ueber die Technik des hierbei üblichen Verfahrens ſowie über das dritte und letzte Princip der Fracturbehandlung, die permanente Extenſion, müſſen wir auf die betreffenden Artikel verweiſen.

Allein trotz der eminenten Fortſchritte, welche die neuere Chirurgie in Behandlung der Fracturen aufzuweiſen hat, bleiben immer noch Fälle von unzureichender Heilung übrig, bei welchen theils eine Verzögerung in der Callusbildung, theils die Bildung von Pſeudarthroſen (bleibende Beweglichkeit an der Bruchſtelle), theils eine Heilung mit ſtarker Dislocation (Verſchiebung) der Bruchenden ſtatthat. Während in den erſten beiden Fällen das längere Tragen eines zweckmäßigen Verbandes oft noch zum erwünſchten Ziel führt, iſt im letztern Falle meiſt nur durch künſtliche Wiedertrennung der Knochennarbe (Oſteotomie) oder auch durch gewaltſames Wiederbrechen des Knochens (Oſteoklaſe) eine allmähliche Beſſerung zu erreichen. Auch über das Nähere dieſer Operationen verweiſen wir auf die betreffenden Artikel.

(Alfred Krug.)

Knochenfiſche, ſ. Teleostii.

KNOCHENFRASS (Caries), auch Beinfäule genannt, iſt eine mit Eiterung und Jauchung verbundene Verſchwärung der Knochen, welche ſich häufiger in ſchwammigen als in feſten Knochen findet; dieſelbe hat entweder dieſelben Urſachen wie die Verſchwärung anderer Gewebe, oder iſt durch Scrofuloſe und Syphilis bedingt. Der Krankheitsproceß kann entweder durch die angrenzenden Weichtheile auf die Knochen übertragen werden, oder er geht von der Innenfläche der Knochenhaut aus, oder endlich, er hat ſeinen Sitz mitten im ſchwammigen Knochengewebe ſelbſt. Bei den beiden erſten Formen ſchreitet der Proceß von außen her auf die corticale Knochenſchicht fort, zerſtört dieſelbe, indem er theils die Knochenbälkchen aufſaugt, theils deren Verbindung mit den angrenzenden Bälkchen zerſtört, ſodaß ſich die losgelöſten Knochenſtückchen dem Eiter beimengen und in demſelben wie Sandkörner gefühlt werden. Bei der dritten Form befindet ſich der entzündliche — meiſt tuberculöſe — Herd tief in der ſchwammigen Knochenmaſſe und führt hier durch Verkäſung das Abſterben eines Knochenſtückes herbei, welches man mit dem Namen Sequeſter bezeichnet. Letzterer löſt ſich dann meiſt durch ſehr langſame Demarcation von dem angrenzenden belebten Knochengewebe los und dieſes verdichtet ſich allmählich ſo weit, daß es eine ziemlich feſte, derbe Structur erhält. Von der Höhle, in welcher der Sequeſter liegt, dringen nun Fiſtelgänge bis an die Oberfläche des Knochens und bewirken ſo die Entleerung des in der Tiefe aufgeſammelten Eiters; dieſe Höhle wird allmählich immer größer, bis ſie die Außenfläche des Knochens erreicht. Bei der großen Nähe des ſchwammigen Knochengewebes und der Gelenke dauert es dann meiſt nicht lange, daß auch letztere mit in die Erkrankung hineingezogen werden, und es bildet ſich dann die fungöſe oder tuberculöſe Gelenkentzündung als Complication der Knochenerkrankung aus; in vielen Fällen iſt aber auch die Gelenkerkrankung der primäre Proceß, wo dann unter zunehmender Eiterung geſchwürige Zerſtörung der Gelenkkapſel und des Gelenkknorpels erfolgt, welche nun auf das vom letztern entblößte und dadurch dem Eiter direct ausgeſetzte ſchwammige Gewebe der knöchernen Gelenkenden übergreift.

Digitized by Google

Während man den eben geſchilderten Proceß als *feuchten* Knochenfraß (Caries humida) bezeichnet, vollziehen ſich aber auch nicht ſelten die ausgedehnteſten Knochenzerſtörungen, ohne daß ein Tropfen Eiter dabei gebildet wird, *trockener* Knochenfraß (Caries sicca). Dieſe Fälle ſind jedoch nicht die günſtigeren, im Gegentheil laſſen Cariesfälle mit lebhafter guter Eiterung eine beſſere Prognoſe zu als die trockenen, langſam, aber unaufhaltſam fortſchreitenden Formen des Knochenfraßes.

Was die Häufigkeit anlangt, mit welcher die Krankheit die verſchiedenen Knochen ergreift, ſo ſind es in erſter Linie die Wirbelknochen, die Kniegelenke, Schädel- und Geſichtsknochen, Hüftgelenk, Bruſtbein, Schlüſſelbein und Rippen, alſo vorwiegend die ſchwammigen Knochen und die Gelenke, welche am vorwiegendſten von Caries ergriffen werden; von den Gliedmaßen ſind die Knochen der untern Extremität erheblich mehr dieſer Erkrankung ausgeſetzt als die der obern.

Infolge des Knochenfraßes können ſich beſtimmte Misbildungen entwickeln, namentlich an den Gelenken und an der Wirbelſäule, welche letztere an der Stelle der cariös gewordenen Wirbelkörper einknickt und eine Rückgratskrümmung veranlaßt; in den Gelenken, z. B. am Kniegelenk, können Verſchiebungen der Gelenkenden der Knochen des Ober- und Unterſchenkels und dadurch eine abnorme Seitenbeweglichkeit des Gelenkes veranlaßt werden.

Iſt der Knochenfraß auch in der Regel als die Localiſation einer Allgemeinkrankheit zu betrachten, ſo gibt es doch auch Fälle, wo eine durch rein äußerliche Verhältniſſe hervorgerufene Caries allmählich ſchädigend auf das Allgemeinbefinden zurückwirken kann. Am meiſten in dieſer Beziehung iſt die Entwickelung tuberculöſer Erkrankungen der Lungen ſowie chroniſche Nierenentzündung zu fürchten und deren Auftreten fordert dringend die Beſeitigung des cariöſen Knochenherdes.

Die *Behandlung* des Knochenfraßes hat da, wo ein Aufbruch noch nicht ſtattgefunden hat, von Bloßlegung des cariöſen Herdes durch Inciſion abzuſehen, vielmehr denſelben vorläufig als ſubcutane Erkrankung fortbeſtehen zu laſſen (feuchte Umſchläge mit Kochſalz- oder Mutterlaugeſalzlöſungen, Jodſalbe, Jodtinctur, eventuell, namentlich bei Verdacht ſyphilitiſchen Urſprungs, Queckſilberpräparate, bei bevorſtehendem Eiterdurchbruche warme Bleiwaſſerumſchläge), dabei aber die Kräfte durch gute Ernährung und Aufenthalt in guter Luft zu unterſtützen. Wo es ſich um Gelenkaffectionen handelt, iſt nebenbei die mechaniſche Behandlung durch immobiliſirende Verbände, permanente Extenſion, orthopädiſche Stützapparate einzuleiten. Dagegen hat man neuerdings von der früher allgemein üblichen ableitenden Methode durch Moxen, Glüheiſen, Haarſeile, Fontanelle u. a. Abſtand genommen; ſogenannte Senkungsabſceſſe ſind unter antiſeptiſchen Cautelen zu eröffnen und die ſo entſtandene Abſceßhöhle durch Drainage und flüſſige antiſeptiſche Ausſpülungen rein zu halten. — Wichtiger jedoch iſt die weitere Aufgabe der Behandlung, den cariöſen Herd ſelbſt zu beſeitigen und ſomit das eigentliche Grundleiden zu heilen. In manchen Fällen, namentlich im kindlichen Alter, gelingt es, dieſen Zweck durch die abwartende (exſpectative) Methode zu erreichen, namentlich wo die äußern Verhältniſſe es geſtatten, in hygieiniſcher Beziehung ſowie in Bezug auf Ernährung, Wartung und Pflege jahrelang alles Erforderliche anzuwenden. Wo dies nicht möglich und in ſpäteren Lebensaltern kommt man durch operative Eingriffe ſchneller und ſicherer zum Ziel.

Die hierzu geeigneten Verfahrungsweiſen ſind 1) *Aetzung* durch chemiſche Mittel und Zerſtörung durch *Glühhitze*; zur erſtern benutzt man mit Vorliebe das Chlorzink (Canquoin'ſche Paſte), welches, auf die cariöſe Stelle aufgetragen, bis in die Tiefe ätzend wirkt und einen Theil des Knochens ertödtet; letzterer löſt ſich durch allmähliche Demarcation los und nach ſeiner Abſtoßung kann eine ſchnelle Vernarbung erfolgen. Zu gleichem Zwecke benutzt man 2procentige Carbollöſung oder Jodtinctur, welche mittels ſtarker, in die erweichte Knochenſubſtanz eingeſchloſſener Hohlnadel eingeſpritzt wird. Schneller und meiſt auch ſicherer wirkt *Glühhitze*; man benutzt dazu rothglühendes Eiſen mit kolbenförmigem Ende, von dem eine 4—5 Ctm. lange Spitze ſeitlich abgeht; daſſelbe wird bei oberflächlich gelegenen Knochen direct, bei tiefer gelegenen nach vorherigem Einſchnitte durch die Haut bis auf die cariöſe Stelle eingeſenkt und dann ein Liſter'ſcher antiſeptiſcher Verband angelegt. Die Wirkungen des Glüheiſens ſind, namentlich bei Gelenkcaries, meiſt günſtige; der tiefe Schmerz im Gelenke hört auf, die fehlerhaften Stellungen laſſen vielfach nach und die Ausheilung der geſchwürigen Stellen im Gelenke wird durch feſte, dauerhafte Narbenbildung begünſtigt.

Viel genauer zu begrenzen und deshalb weit ſicherer in ihrer Wirkung ſind die *blutigen*, zur Beſeitigung des cariöſen Herdes zur Anwendung gelangenden Operationsmethoden. Hierher gehören 1) das Evidement des cariöſen Herdes, 2) Exſtirpation des ganzen kranken Knochens, 3) Reſection größerer Theile deſſelben und endlich 4) Amputation oder Exarticulation.

Unter *Evidement* verſteht man das Ausſchaben der cariöſen Knochenwunde mittels eines ſcharfen Löffels (unter Anwendung der Esmarch'ſchen Blutleere und vorheriger Inciſion); die ſo geſchaffene Höhle wird dann noch mit in concentrirter Chlorzinklöſung getauchten Wattebäuſchchen ausgetupft und gereinigt, hierauf mit einem Tampon aus Salicylwatte ausgefüllt und über das Ganze ein leicht comprimirender antiſeptiſcher Verband gelegt und je nach Quantität der Abſonderung öfter erneuert. Neuerdings benutzt man zur Ausfüllung der ausgeſchabten Knochenhöhlen das *Jodoform* (von Moſetig), welches entweder in Pulverform eingeſtreut oder als Jodoformgaze zur Ausfüllung verwendet wird. Wegen des theuern Preiſes dieſes Mittels ſowie ſeines vielen Patienten höchſt unangenehmen Geruches kann man daſſelbe auch zu gleichen Theilen mit feingepulverter Borſäure vermiſchen. Ein gleiches Verfahren iſt auch bei cariöſen Affectionen der Gelenke, ſelbſt des Hüftgelenkes mit beſtem Erfolge verſucht worden, mit Ausnahme der Wirbelcaries, wo die Tieflage der Erkrankungsſtelle ſowie die

Digitized by Google

Nähe der großen ſeröſen Höhlen und des Rückenmarkes eine derartige locale Behandlung nicht geſtatten, ſodaß man hier ausſchließlich auf die exſpectative Behandlung angewieſen iſt.

Die Exſtirpation eines ganzen Knochens wegen Caries kann nur bei kleinen Knochen und zwar faſt ausſchließlich bei denen der Fuß- und Handwurzel in Frage kommen; doch treten auch dann häufig genug ſelbſt nach Jahren Rückfälle ein, welche ſchließlich eine Amputation des ganzen Gliedes nöthig machen.

Reſectionen cariöſer Gelenke ſind bis in die neueſte Zeit vielfach vorgenommen worden, doch dürfte die oben beſchriebene Jodoformbehandlung auch hier als das beſſere Verfahren vorgezogen werden; denn was einmal die Säge weggenommen hat, bildet ſich nie wieder, und da man eben bemüht ſein muß, alles Kranke zu entfernen, ſo kann es nicht fehlen, daß beim Sägeſchnitte auch viel Geſundes mit fortgenommen wird. Beſonders bei jugendlichen Individuen dürfte das Evidement mit nachfolgender Jodoformbehandlung unter allen Umſtänden vorzuziehen ſein.

Die Amputation oder Exarticulation endlich kommt als das letzte und äußerſte Mittel, einen cariöſen Knochenherd zu beſeitigen und dadurch den Organismus vor allgemeiner Erkrankung zu ſchützen, in Frage. Bei Erwachſenen, welche vielmehr zu Recidiven der Caries neigen als Kinder, iſt es oft durchaus nothwendig, den ganzen Krankheitsherd durch eine höher gelegene Amputation radical zu beſeitigen, da nur auf dieſe Weiſe mit einiger Sicherheit wirklich Heilung zu erwarten iſt; ebenſo iſt in Fällen, wo deutliche Lungenaffection vorlag, bisjetzt ſtets zur Amputation geſchritten worden, weil ein mehr conſervatives Verfahren mit längerer Eiterung verknüpft war und ſomit die Gefahr nahe lag, daß eine Verſchlimmerung des Lungenleidens eintreten könne. Doch auch hier kann man wol mit großen Erwartungen den weiteren Erfolgen des Jodoforms entgegenſehen und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß durch dieſes Mittel die Nothwendigkeit der Amputation wegen Caries eine erhebliche Beſchränkung erfahren werde. (*Alfred Krug.*)

KNOCHENHÖHLEN. In vielen Gegenden, beſonders da, wo der Untergrund aus Kalkſteinen beſteht, finden ſich verſchieden große Höhlen. Viele derſelben ſind ſogenannte Knochenhöhlen, deren Boden von Lehm oder Sand mit Säugethierknochen bedeckt iſt. Vielfach ſind dieſe dann von einer ſchützenden harten Kruſte von Kalktuff und Kalkſinter bedeckt, durch welche ſie zum Theil auch zu ſogenannten Knochenbreccien verkittet ſein können. Neben den Knochen finden ſich auch häufig Koprolithen, alles in größter Unordnung durcheinander. Dieſe Reſte ſind entweder durch Gewäſſer in die Höhlen eingeſchwemmt, oder ſie ſtammen von Raubthieren, welche in jene Höhlen ihre Beute ſchleppten und dieſelben als Zufluchtsorte benutzten. In einigen ſolchen Höhlen fanden ſich auch Reſte des Menſchen in Geſtalt von Knochen und Werkzeugen, zuſammen mit den Thierknochen, als Beweis des gleichzeitigen Vorkommens des Menſchen und der diluvialen Säugethiere. Bekannte Knochenhöhlen in Deutſchland ſind die der fränkiſchen Schweiz (Muggendorf, Gailenreuth), der Hohlefels in Schwaben, die der Rheinprovinz und Weſtfalens (Deckenhöhle, Sundwick) u. a. In ihnen finden ſich beſonders die Reſte vom Höhlenbär, daneben die vom Höhlenlöwen, Hyäne, Hund, Hirſch u. ſ. w. Von den engliſchen Knochenhöhlen iſt die bekannteſte die von Kirkdale bei York, wo die Höhlenhyäne vorwaltet. In den Knochenhöhlen Frankreichs iſt beſonders das Renthier maſſenhaft vorhanden. (*E. Geinitz.*)

KNOCHENMARK. Die centrale Höhle der Röhrenknochen, die Zellen der platten und ſchwammigen Knochen ſowie auch die feinen Knochenkanälchen enthalten ein lockeres Bindegewebe, welches reich an Blutgefäßen iſt und in ſeinen Maſchen häufig Fettzellen einſchließt: es iſt dies das Knochenmark. Daſſelbe bildet im Innern der Röhrenknochen eine zuſammenhängende Maſſe, welche, wie alles fetthaltige Bindegewebe, in Läppchen getrennt werden kann, und ſendet ſtrangartige Fortſetzungen in die Markkanälchen. Es verdankt ſeine gelbliche Farbe den Fettzellen, welche nach Berzelius bis zu 70% des Röhrenmarkes ausmachen. In den Epiphyſen, den platten und kurzen Knochen findet ſich das rothe Mark; hier ſind in einem Gerüſt von Bindegeweben die zelligen Elemente, die Lymphkörperchen eingelagert. Die capillaren Blutgefäße im Knochenmarke zeigen ſeitlich blinde Sproſſen, die an die erſten Anlagen ſich bildender Gefäße erinnern; nach Neumann iſt die Wand der feinſten Markarterien aus loſe zuſammengefügten, langen, ſchmalen Spindelzellen gebildet; er fand überhaupt nur arterielle Gefäße in der auffallend gefäßarmen Subſtanz: das einſtrömende Blut ergießt ſich von den Arterienäſten aus direct in die zellenreiche Pulpa und vertheilt ſich in derſelben in regelloſen Bahnen, um ſchließlich, mit reichlichen Beſtandtheilen aus ihr gemiſcht, in die venöſen Abfuhrkanäle überzutreten. Analoge Beobachtungen haben neuerdings auch Bizzozero, Heyn und Rubin gemacht, und ſcheint es nach denſelben phyſiologiſch feſtgeſtellt zu ſein, daß das Knochenmark in einer gewiſſen directen Beziehung zur Blutbildung ſteht und die Function deſſelben eine der Milz analoge iſt. Auch His ſchließt ſich der Anſicht an, daß in dem rothen Knochenmarke die Umwandlung der weißen Blutkörperchen in rothe ſtattfinde, und gilt ihm als Beweis dafür das Vorkommen kernhaltiger rother Blutkörperchen in demſelben. Ludwig fand in dem Knochenmarke ein ſehr feines, bindegewebiges Netz, auf welchem Gefäße mit ſehr dünner Wandung verlaufen; letztere beſteht nach ihm aus einer einzigen Zellenlage, deren einzelne Beſtandtheile häufig nicht feſt verkittet ſind, wodurch der Ein- und Austritt geformter Elemente ermöglicht wird. Da das Knochenmark magerer Individuen fettärmer iſt, ſo erſcheint es der vielen Blutgefäße wegen roth, während es bei normalen Individuen weißlich iſt. Es enthält nach Ludwig 1) gewöhnliche Fettzellen; 2) reichliche Leukocythen (weiße Blutkörperchen); 3) embryonale rothe, kernhaltige Blutſcheiben (welche wahrſcheinlich aus Leukocythen hervorgegangen ſind und zu rothen Blutſcheiben ſich umwandeln, was die Theorie

Digitized by Google

der Theilnahme des Knochenmarks an dem Proceſſe der Blutbildung beſtätigen würde); 4) Zellen mit in Theilung begriffenen Kernen und endlich 5) Myeloplaxen oder Rieſenzellen, welche den Knochen auflöſen. Ludwig weiſt aber dabei auf die Schwierigkeit hin, die an der Knochenbildung wie Zerſtörung betheiligten Zellen von denen eventuell an der Blutkörperchenbildung theilnehmenden zu unterſcheiden. Nach Ranke enthält der Markſaft zahlreiche, gefärbte Blutzellen, welche mit denen des Embryo identiſch ſind. Derſelbe entſtammt theils dem eigentlichen Gewebe des rothen Knochenmarks, theils den Blutgefäßen deſſelben. Er enthält reichlich zellige Elemente, theils gewöhnliche Lymphkörperchen (Leukocythen), theils Zellen, die ſich von den erſtern beſonders durch eine deutlich gelbe Färbung auszeichnen — unreife rothe Zellen. Sie zeigen ſchon friſch die Kerne, ihre Umriſſe ſind im Gegenſatze zu den Lymphkörperchen ſcharf conturirt, die Zellſubſtanz erſcheint homogen. Sie ſind kugelig und wenig größer als rothe Blutkörperchen. Eine geſchloſſene Kette von Uebergangsformen verbindet dieſe gelben Zellen mit den ausgebildeten rothen Blutkörperchen. Dieſe Entwickelungsformen conſtatiren, daß von der Peripherie oder vom Kern aus eine Verwandlung des körnigen Protoplasma in die homogene gelbe Subſtanz ſtattfindet. Dieſe Entwickelungsformen entſprechen den embryonalen Entwickelungsſtufen der rothen Blutkörperchen, welche ſich beim Embryo ebenfalls im Knochenmarke ſowie in Milz und Leber in bedeutender Anzahl zeigen. Die Entwickelungsformen finden ſich in den Capillaren des Knochenmarks, in denen die anatomiſch-phyſikaliſche Einrichtung der Blutbewegung eine relativ langſame ſein muß. Wie die Zellen aus dem Marke in die Capillaren gelangen, iſt zwar noch nicht feſtgeſtellt; ſeitdem es aber bekannt iſt (Cohnheim), daß die meiſten Blutkörperchen aus den Gefäßen auswandern können, ſteht der Annahme, daß Zellen auch von außen in dieſelben einzudringen vermögen, nichts im Wege; die active Beweglichkeit der betreffenden Zellen im Knochenmarke iſt ſowol für Kalt- als für Warmblüter nachgewieſen.

Negirend dieſen Anſichten gegenüber verhalten ſich Ch. Robin, Ramier und Moreit und es kann daher die Frage über das phyſiologiſche Verhalten des Knochenmarkes gegenüber dem Proceſſe der Blutbildung vorläufig noch nicht als abgeſchloſſen betrachtet werden und es wird weiterer Forſchungen bedürfen, um zu einem definitiven Endreſultate zu gelangen. *(Alfred Krug.)*

KNOCHENMEHL, die auf beſonders dazu eingerichteten Mühlen — Knochenmühlen — bis zu erbſengroßen Stücken zerkleinerten oder gepulverten Thierknochen. Dieſelben ſind durchſchnittlich zuſammengeſetzt aus 54% phosphorſaurem, 9% kohlenſaurem Kalk, 1,5% Kali und Natron, 1,5% phosphorſaurer Magneſia, 34% organiſcher Subſtanz, darunter 2% Fettmaſſe. Der organiſche Theil beſteht der Hauptſache nach aus Leimſubſtanz, in der 4—6% Stickſtoff enthalten ſind. Indeß ſind die Knochen nicht durchgängig gleichmäßig zuſammengeſetzt, ſowol bezüglich der Stelle im Körper als auch der Gattung der Thiere; ſehr weſentlich iſt es auch, ob ſie betreffs der Leimgewinnung verarbeitet worden ſind, weil hierbei die ſtickſtoffhaltige Subſtanz zum großen Theil entfernt wurde. Die an Stickſtoff und Phosphorſäure reichſten Knochen ſind die kräftigen Röhrenknochen; ſie enthalten 4,20% Stickſtoff und 26,12% Phosphorſäure, die Sammelknochen nur 4,76% Stickſtoff und 21,76% Phosphorſäure, die Leimſiederknochen 2,94% Stickſtoff und 23,60% Phosphorſäure. Die Wirkſamkeit des Knochenmehls beruht auf ſeinem Gehalte an Leimſubſtanz (Stickſtoff) und phosphorſaurem Kalk; letzterer wirkt namentlich auf die Ausbildung der Samen. Geſteigert wird ſeine Wirkung, wenn man es in Verbindung mit Stallmiſt anwendet. Je feiner gepulvert das Knochenmehl iſt, deſto ſchneller und ſicherer iſt ſeine Auflöslichkeit und Wirkſamkeit als Düngemittel. Deshalb verdient das gedämpfte und feingemahlene Knochenmehl den Vorzug vor dem rohen, groben, zumal jenes reicher an Phosphorſäure iſt. Von dem gewöhnlichen gedämpften und feingemahlenen Knochenmehle iſt verſchieden das Fray-Bentos-Dampfknochenmehl, ein Fabrikat der Liebig'ſchen Fleiſchextract-Compagnie mit 3—4% Stickſtoff und 26—29% Phosphorſäure. Das rohe, grobe Knochenmehl iſt zwar billiger als das gedämpfte, weil jenes 35% grobe Körner, dieſes keine enthält, ebendeshalb aber kann man von dem gedämpften Knochenmehle 1/3 dem Gewichte nach weniger anwenden als von dem rohen, groben. Wendet man letzteres doch an, ſo iſt es vorher aufzuſchließen, damit es von den Pflanzen ſchneller aſſimilirt werden kann. Zu dieſem Behuf werden die einige Tage im Waſſer gelegenen zerkleinerten Knochen in Gruben ſchichtweiſe 8 Centimeter hoch mit einer 32 Centimeter ſtarken Schicht Holzaſche oder Pferdemiſt eingelagert, jede Schicht mit der von dem Wäſſern der Knochen gewonnenen Lauge begoſſen, dann die Grube gut mit ſtarker Erddecke verſchloſſen. Nach 10 Monaten iſt die Auflöſung der Knochen vollendet. Dagegen iſt es nicht nur nicht vortheilhaft, ſondern geradezu ſchädlich, gedämpftes, feingemahlenes Knochenmehl zu compoſtiren, weil dabei leicht erheblicher Stickſtoffverluſt ſtattfinden kann und die vorherige Zerſetzung der organiſchen Subſtanz der Knochen in den Compoſthaufen der ſchnellen Vertheilung der Phosphorſäure im Boden und ſomit der ſchnellern Wirkung des Knochenmehls eher hinderlich als förderlich iſt. Dagegen empfiehlt es ſich, das Knochenmehl mit Sägeſpänen zu vermiſchen (100 Kilo Knochenmehl, 50% Sägeſpäne), weil es dann höheren Ertrag liefert. Mit größtem Vortheil wird das Knochenmehl angewendet zu allen Getreide- und Hülſenfruchtarten, Oelpflanzen, Futterkräutern, Kartoffeln, Rüben, auf Wieſen, auch zur Düngung des Gemüſelandes und der Zierpflanzen. Auf Bodenarten von mittler Bindigkeit und im Herbſte angewendet wirkt das Knochenmehl ſicherer und beſſer als auf ſchweren und ſehr leichten Bodenarten und zu Sommergetreide. Durchſchnittlich braucht man pro Hektar zur vollen Düngung vom groben Knochenmehle 1200—1600, vom feinen 600—800, vom gedämpften 400 Kilo, als Bei- oder Zwiſchendünger die Hälfte. Das Aufbringen geſchieht zu Halmfrüchten, Futterpflanzen und auf Wieſen breitwürfig, unmittelbar nach Ausſaat

Digitized by Google

des Getreides, die Unterbringung mit einem Eggeſtrich; zu Hackfrüchten wendet man es als Stufendüngung, zu Zierpflanzen im Waſſer aufgelöſt an. Beim Ankauf des Knochenmehls muß man ſich verſichern, daß es nicht mit Kalk, Sand, Steinkohlenaſche verfälſcht iſt. Dieſe Verfälſchung iſt leicht herauszufinden, wenn die pulverigen Theile öfter mit Waſſer abgeſchlämmt werden und der Rückſtand genau betrachtet wird. Verfälſchung mit Perlmuttermehl erkennt man daran, daß ſolches Knochenmehl ſtark aufbrauſt, wenn man eine Säure daraufgießt. Wird das Knochenmehl mit Schwefelſäure aufgeſchloſſen, ſo entſteht das Superphosphat, auch ſaurer phosphorſaurer Kalk, doppeltphosphorſaurer Kalk genannt. Dieſe Verbindung der thieriſchen Knochen mit Schwefelſäure bezweckt, die Knochen löslicher und für die Pflanzen aſſimilirbarer zu machen. Zuerſt greift die Schwefelſäure den kohlenſauren Kalk an, die Kohlenſäure wird frei. Iſt die vollkommene Sättigung des kohlenſauren Kalkes erfolgt, ſo wird der phosphorſaure Kalk angegriffen, ein Theil der Phosphorſäure wird frei; es tritt dann die Schwefelſäure an den Kalk und es entſteht Gips; die freie Phosphorſäure dagegen verbindet ſich mit dem Reſte des phosphorſauren Kalkes zu doppeltphosphorſaurem, in Waſſer löslichem Kalk. Der Zweck der Ueberführung des phosphorſauren Kalkes in leichter löslichen ſauren phosphorſauren Kalk wird aber faſt vollſtändig verfehlt, wenn man die Schwefelſäure auf das aus gröberen und feineren Theilen beſtehende Knochenmehl wirken läßt, da ſich in dieſem Falle die Schwefelſäure vorzugsweiſe mit dem feinſten Mehle vereinigt und die gröberen Splitter, welche vor allem aufgeſchloſſen werden ſollen, nur oberflächlich angreift. Bei Darſtellung des Superphosphats muß folgendermaßen verfahren werden. Man trennt durch ſorgfältiges Sieben eine gewiſſe Menge von Knochenmehl in feinſtes, mittelfeines und grobes. Mit höchſtens 30% engliſcher Schwefelſäure und 15% Waſſer (beide Procente auf die Geſammtmenge des Knochenmehls bezogen) behandelt man zuerſt das gröbere Knochenmehl. Hat ſich daſſelbe in einen gleichmäßigen Brei verwandelt und widerſteht kein Knochenſplitterchen mehr dem Drucke des Fingers, ſo vereinigt man mit dieſer Portion allmählich das mittelfeine Knochenmehl und trocknet beide mit dem feinſten Knochenmehle auf. Auf dieſe Weiſe werden auch die gröberen Knochen in ein leicht lösliches Product verwandelt. Nie darf zu viel Schwefelſäure angewendet werden, weil ſonſt auf die Vegetation mehr hemmend als fördernd eingewirkt werden würde. Die Schwefelſäure bringt man auf einmal zu dem Knochenmehle, das vorher mit Waſſer zu befeuchten iſt, und mengt dann die Maſſe innigſt. Sollte ein Ueberfluß von Schwefelſäure in dem Knochenmehle ſein, was man daran erkennt, daß die Knochenmaſſe feucht bleibt, ſo darf man, um die Feuchtigkeit zu abſorbiren, keine Aſche beimengen, weil ſich ſonſt auf Koſten der Schwefelſäure kohlenſaure Verbindungen bilden und das Ueberführen des phosphorſauren Kalks in doppeltphosphorſauren entweder ganz zerſtört oder doch theilweiſe aufgehoben werden würde. Am beſten iſt es in ſolchem Fall, unter fortwährendem Umſtechen ſo lange Knochenmehl zuzuſetzen, bis das Gemenge trocken und pulverig erſcheint. Wird das ſorgfältige Umſtechen der Maſſe verſäumt, ſo verſchließen ſich die Poren der Knochenerde mit Gips und die Wirkung der Schwefelſäure auf den phosphorſauren Kalk wird aufgehoben. Kauft man Superphosphat, ſo muß daſſelbe in 100 Theilen annähernd 11,4% lösliche Phosphorſäure, 3,3% unlösliche Phosphorſäure, 34% Gips, 8,3% Kalk und Talkerde, 0,4% alkaliſche Salze, 1,1% freie Schwefelſäure, 21,3% organische und flüchtige Stoffe, 8,4% unlösliche Stoffe und 1,6% Waſſer enthalten. Das Superphosphat, allein oder mit Stallmiſt, wird vorzugsweiſe zur Düngung des Getreides, der Wurzelgewächſe ſowie des Klees und der Gräſer angewendet. Es bringt ſowol auf trockenem leichtem, als auch auf ſchwerem Boden, wenn derſelbe nicht an Näſſe leidet, befriedigende Wirkung hervor. Am beſten ſtreut man es breitwürfig aus und bringt es nicht tief unter. Auf den Hektar braucht man 250—300 Kilo als ganze Düngung, in Verbindung mit Stallmiſt 200 Kilo. Gegenüber dem gedämpften feinen Knochenmehle wirkt es doppelt ſo ſtark. Erhält das Superphosphat noch einen Zuſatz von ſchwefelſaurem Ammoniak, ſo heißt es Ammoniak-Superphosphat, welches von noch vorzüglicherer Wirkung als das Superphosphat iſt. Es gibt aber auch gifthaltiges Ammoniak-Superphosphat, das in größerer Menge Rhodan-Ammoniak enthält und die Culturpflanzen zum Abſterben bringt. (*W. Löbe.*)

Knochenverbindung, ſ. unter Knochen.

KNOLLE (die oder der Knollen) iſt ein verſchieden geſtalteter, meiſt dicker und fleiſchiger unterirdiſcher Stengel- oder Aſttheil, welcher an ſeiner Oberfläche eine oder mehrere Knospen (Augen) trägt, deſſen Blätter aber klein und ſchuppenförmig bleiben. In dieſem fleiſchigen Aſttheile entwickelt ſich das Grundparenchym, beſonders das Mark, außerordentlich ſtark, die Zellen deſſelben ſind mit Stärkemehl und ähnlichen Stoffen erfüllt, welche als Reſerveſtoffe für die ſpäter aus der Knolle ſich entwickelnden oberirdiſchen Sproſſe beſtimmt ſind. Da der ganze unterirdiſche Stock zu einer Knolle werden kann, ſo wird in der beſchreibenden Botanik bisweilen von einem knollenartigen Wurzelſtock geſprochen, wie überhaupt eine ſcharfe Grenze zwiſchen Knolle und Wurzelſtock nicht exiſtirt. Je kürzer ein Wurzelſtock (Rhizom) iſt, um ſo mehr Neigung hat er, ſich zu verdicken und die Form der Knolle anzunehmen, bisweilen ſchwellen an einem Wurzelſtocke auch nur einzelne Theile knollenartig an. Hin und wieder iſt die Knolle von einer Schale umgeben, wie bei Colchicum, oder eine Anzahl ſolcher Schalen, die aber eigentlich nicht der gerade vorhandenen, ſondern ſämmtlichen frühern Generationen angehören, bedeckt die Knolle, wie bei Gladiolus, in welchem Falle dieſe Gebilde öfter, aber irrthümlich, als Zwiebeln angeſehen werden. Andererſeits werden gewöhnlich zu den Knollen verdickte unterirdiſche Gebilde gerechnet, welche zwar mit einer Terminalknoſpe verſehen, aber ſtreng genommen den echten Wurzeln zuzuzählen ſind, wie die verſchiedenen Orchideenknollen, welche

Digitized by Google

als Salep in den Handel kommen. Noch viel weniger als dieſe können zu den Knollen ſolche verdickte Wurzeltheile gerechnet werden, welche auf ihrer Oberfläche keine Knospen tragen, wie ſie an Spiraea filipendula, Ranunculus ficaria u. a. vorkommen. Als Beiſpiele echter Knollen ſind die Kartoffel und der Erdapfel (Topinambur), (Helianthus tuberosus) zu nennen. Von der Zwiebel unterſcheidet ſich die Knolle beſonders durch die geringe Entwickelung der Blätter. Die Knolle kommt in verſchiedener Geſtalt vor; doch würde es zu weit führen, dieſe Formen einzeln hier namhaft zu machen. (*Garcke.*)

KNOLLE (Friedrich), Kupferſtecher, geboren zu Braunſchweig am 4. Mai 1807, geſtorben ebenda am 6. Juli 1877. Er beſuchte das Martini-Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und wollte die Studien fortſetzen, aber eine beſondere Vorliebe für die Kunſt machte ihn jenen untreu. Nachdem er von ſeinem Landsmann F. Barthel im Zeichnen und auch im Radiren einigen Unterricht erhalten hatte, fand er an C. W. Schenk, der aus Leipzig nach Braunſchweig übergeſiedelt war, einen zweiten Lehrer, der ihn im Handhaben des Grabſtichels unterwies. Viel konnte er von dieſen Lehrern in einer Zeit, wo die Kupferſtecherkunſt in Deutſchland tief daniederlag, nicht lernen. Wer damals etwas mehr als das Handwerksmäßige leiſten wollte und Talent beſaß, wandte ſeine Blicke nach Frankreich oder Italien. Auch Knolle hoffte in letzterm Lande einen Meiſter zu finden, der ſeinem idealen Streben Schwingen leihen werde. Um die techniſchen Schwierigkeiten zu überwinden, ſtach er neben kleineren Sachen die „ſchöne Albaneſerin“ nach J. Baeſe (1828), und das Bildniß des Herzogs von Cumberland. Am 12. Juli 1831 zog er dann ſüdwärts und trat in das Atelier von P. Anderloni in Mailand ein. Hier fand er, was er ſuchte, und machte auch, da ſich Fleiß mit der Liebe zur Kunſt paarte, die beſten Fortſchritte. Zu den beſſeren Werken dieſer Zeit gehört die „Fornarina“ nach Rafael, die auch R. Morghen geſtochen hat, mit deſſen Stich indeſſen ſeine Arbeit ſich nicht meſſen kann. Er war auch mit ſeiner Arbeit nie zufrieden und arbeitete an der Platte zeitweilig bis zu ſeinem Tode. Abdrücke davon ſind bisjetzt nicht in den Kunſthandel gekommen. Als er im Herbſte 1837 in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt war, ſtach er Theodor Hildebrandt's Gemälde: „Tod der Söhne Eduard's IV. von England“, das 1836 auf der berliner Kunſtausſtellung viele Bewunderer fand. In neuerer Zeit hat ſich der Enthuſiasmus für die romantiſche Richtung in der Kunſt ſtark abgekühlt, und wenn auch noch 1840 Knolle's Stich Beifall fand, ſo ſteht ihm jetzt das kritiſche Auge kühler gegenüber. Daſſelbe gilt von einem andern Stiche nach demſelben Maler: „Othello“, der ſeine Abenteuer erzählt. Zwiſchen dieſen beiden Arbeiten wurden indeſſen drei andere Stiche vollendet, und zwar nach vier Gemälden alter italieniſcher Maler, die ſich im dresdener Muſeum befinden. So entſtand 1843 der Stich nach Tizian's „Zinsgroſchen“, es folgten die „heil. Cäcilia“ nach C. Dolce, die „heil. Nacht“ nach Maratti, und die „büßende Magdalena“ nach Correggio. Der erſtgenannte Stich iſt ſehr zu loben, der letzte aber vorzüglich gelungen zu nennen. Sein ſchönſtes Werk aber iſt eine kleine Madonna mit dem Kinde nach Correggio, die ſich in Söder befindet, das er 1854 vollendete. Beſtellungen von Kunſthändlern brachten ihn abermals mit der modernen Kunſt in Berührung, es entſtanden einige Genrebilder nach J. Phillip. Auf ähnliche Anregung ſtach er das Blatt: „Frühling“, eine junge Mutter mit dem Kinde in der Landſchaft, nach dem Gemälde ſeines Landsmanns B. Plockhorſt. Außerdem entſtanden einige Porträtſtiche, ſo namentlich der des Herzogs Wilhelm von Braunſchweig. Für Graves in London ſtach er die „Immaculata“ nach Murillo, welches Blatt aber nicht die Kunſthöhe der Madonna von Söder erreicht. Im J. 1845 erhielt er den Titel eines Profeſſors und 1868 eine Anſtellung als Inſpector im herzoglichen Muſeum zu Braunſchweig. Er ſtarb plötzlich am Lungenſchlage auf der Aſſe, einem Höhenzuge bei Wolfenbüttel, wo er ſeines leidenden Zuſtandes wegen ſich alljährlich aufzuhalten pflegte. (*J. E. Wessely.*)

KNONAU, Dorf im Bezirke Affoltern des ſchweizeriſchen Cantons Zürich, liegt 433 Met. über dem Meere, 5 Kilom. nördlich vom Zugerſee unweit der Grenze von Zürich und Zug an der Nordoſtbahn-Linie Zürich-Luzern und zählt (1880) 570 meiſt proteſtantiſche Einwohner, deren Haupterwerbsquellen die Landwirthſchaft, der Obſtbau und die Viehzucht ſind. Das alte Schloß, jetzt Gemeindehaus, iſt der Stammſitz der Edeln Meyer von Knonau, von denen die Herrſchaft Knonau 1512 käuflich an Zürich abgetreten wurde. Das ehemalige knonauer Amt, auch das Freie Amt genannt, umfaßt das Gebiet zwiſchen der Reuß und der Sihl an der Grenze der ſchweizeriſchen Cantone Aargau, Zürich und Zug. Im Mittelalter im Beſitze der freiherrlichen Häuſer von Schnabelburg, von Schwarzenburg und von Eſchenbach kam die Landſchaft am Anfange des 14. Jahrh. an Oeſterreich und von dieſem 1415 an Zürich, deſſen Landvögte und Oberamtmänner von 1512—1832 in dem Schloſſe Knonau reſidirten. Der nördlichſte Theil des Amtes, das ſogenannte Kelleramt, wurde 1798 dem Canton Baden der Helvetiſchen Republik, 1803 dem Canton Aargau zugetheilt; es gehört jetzt zu dem aargauiſchen Bezirke Bremgarten, während der übrige Theil den zürcheriſchen Bezirk Affoltern bildet. (*A. Wäber.*)

KNOPFMACHER oder Knopffabrikant heißt ein Handwerker oder Fabrikant, welcher ſich mit der Anfertigung von Knöpfen beſchäftigt. Die Knopfmacher bildeten früher in Deutſchland eine eigene Zunft. Der Lehrling mußte 5—7 Jahre lernen und dann als Meiſterſtück, um freigeſprochen zu werden, ein Dutzend ſeidener und ebenſo viele reiche, mit echten oder unechten Edelſteinen beſetzte Knöpfe anfertigen. Außer Knöpfen verfertigten die Knopfmacher früher auch Kutſchenquaſten, Banderolen, Porteépées, Gürtel und Schärpen und waren deshalb auch in vielen Städten mit den Poſamentierern zu einer Zunft vereinigt. Jetzt werden die Knöpfe meiſt in Knopffabriken mit Hülfe von Specialmaſchinen und auf dem

Digitized by Google

Wege der Maſſenproduction hergeſtellt. Nach Potier de Echelles (Wochenſchrift des Niederöſterr. Gewerbevereins, Nr. 45—50, Jahrg. 1876) hat ſich der Knopf als Befeſtigungsmittel der Kleidung im 14. Jahrh. in Europa beſonders durch das Kriegsvolk eingebürgert und ſoll von einem Dänen namens Knobbe erfunden ſein. Seit jener Zeit iſt der Knopf in den mannichfachſten Formen bei allen Nationen ſehr ſchnell zum Gebrauchs- und Modeartikel geworden.

Zu Kleiderknöpfen werden die verſchiedenſten Materialien, wie Horn, Leder, Steinnuß, Holz, Perlmutter, hauptſächlich aber Metall verwendet. Knöpfe, welche ſpäter mit Tuch, Seidenzeug u. ſ. w. überzogen werden ſollen (Knopfformen), werden gewöhnlich von Knochen, die größeren auch von Holz gemacht und zwar entweder auf der Drehbank gedreht oder bei fabrikmäßigem Betriebe aus dünn geſägten Platten mittels eines Durchſchnitts ausgeſtoßen. Hornknöpfe werden heiß gepreßt.

Die Metallknöpfe, welche die Hauptmaſſe der verwendeten Knöpfe ausmachen, ſind im allgemeinen in vier Klaſſen zu theilen, nämlich: gegoſſene Knöpfe, maſſive Blechknöpfe, hohle und überzogene Knöpfe.

Die gewöhnlichſten Sorten der *gegoſſenen Knöpfe* werden aus bleihaltigem Zinn oder aus einer zuſammengeſchmolzenen Miſchung von Zinn und Meſſing gegoſſen. Zinnknöpfe werden in eiſerne oder meſſingene Formen gegoſſen, in welche man, falls die Knöpfe eine verzierte Oberfläche erhalten ſollen, gravirte oder guillochirte Platten einlegt. Das zum ſpäteren Annähen des Knopfes dienende Oehr wird entweder mitgegoſſen oder beſſer vorher aus verzinntem Meſſingdraht gebogen, in die Mitte der Form eingeſetzt und in den Knopf miteingegoſſen. Die Form wird mit einem Modell hergeſtellt, das aus einer großen Anzahl (4—12 Dutzend) einzelner Knopfmodelle zuſammengeſetzt iſt. Man formt das Modell in einen niedrigen Formkaſten in Sand ein, hebt es dann vorſichtig heraus, drückt in die eine Hälfte der Form, welche die Hinterſeiten der Knöpfe enthält, die Oehre ſo tief ein, wie ſie aus dem Knopfe hervorſehen ſollen, und vereinigt dann die beiden Formhälften, worauf das Gießen vorgenommen wird. Die auseinandergebrochenen und von Sand gereinigten Knöpfe werden mit dem Oehr in das Klemmfutter einer Drehbank geſpannt, durch den Körner des Reitſtocks gehalten und durch Anhalten einer Feile am Rande kreisrund gedreht. Auf einer zweiten Drehbank wird die hintere und auf einer dritten die vordere Seite mit Drehſtählen abgedreht. Selbſtverſtändlich kann man auch ſämmtliche drei Operationen auf einer und derſelben Drehbank vornehmen, doch wird hierbei durch das Umſpannen der verſchiedenen Futter ein Zeitverluſt bedingt.

Maſſive Blechknöpfe beſtehen aus einfachen Metallſcheiben mit an denſelben befeſtigtem Oehr, welch letzteres auch wol durch einige Löcher im Knopfe erſetzt wird. Dieſe Art Knöpfe ſind meiſt flach und aus Kupfer, Meſſing oder Tomback angefertigt, welche Metalle zu Blechen von der erforderlichen Dünne ausgewalzt werden. Die Knopfſcheiben werden mittels eines Stempels ausgeſtoßen, ausgeglüht und dann gewöhnlich mittels eines Prägewerkes auf der Seite mit dem Namen des betreffenden Knopfmachers oder Fabrikanten verſehen. Durch dieſe Prägung erhalten die Knöpfe zugleich auf der vordern Seite eine ſchwache Convexität, welche bei dem ſpäteren Vergolden ein Aneinanderbacken der einzelnen Knöpfe verhindert. Nachdem die Oehre angelöthet ſind, werden die Knöpfe blank geſcheuert oder in Schwefelſäure abgebeizt. Die Vergoldung erfolgt jetzt meiſt auf galvaniſchem Wege.

Die Verfertigung der zu den Metallknöpfen gebrauchten Oehre geſchieht in der Weiſe, daß man auf einer zwiſchen den Spitzen einer Drehbank rotirenden eiſernen Stange den zu den Oehren beſtimmten Draht in feſt nebeneinanderliegenden Schraubenwindungen aufwindet und dieſe Spirale ſodann von der Stange abzieht. Man bedarf alsdann einer Art langer Gabel, welche aus zwei in geringer Entfernung voneinander befindlichen Stahlſtäben von der Dicke der Löcher des Oehrs beſteht. Die Gabel ſchiebt man, indem man die Zinken etwas zuſammenbiegt, in die Drahtſpirale ein. Auf dem Amboß wird die Spirale hierauf ſo weit flach gehämmert, wie dies die in derſelben befindlichen Zinken der Gabel geſtatten; ſpäter wird dann noch der zwiſchen den Zinken der Gabel liegende Theil der Spirale zuſammengehämmert, worauf die letztere eine ∞förmige Geſtalt angenommen hat. Wenn man jetzt die Spirale in der Mitte durchhaut, hat man eine den Windungen entſprechende Anzahl fertiger Knopföhre.

Hohle Blechknöpfe werden aus zwei Scheiben hergeſtellt, indem man dieſelben am Rande miteinander verbindet. Die obere Scheibe — die Oberplatte, der Oberboden — iſt mehr oder weniger convex; die untere mit dem Oehr verſehene Platte — der Unterboden, die Unterplatte — iſt dagegen nur ſchwach gewölbt, oft ſogar ganz flach. In dieſe Klaſſe gehören die mit Wappen, Nummern, Buchſtaben u. ſ. w. geprägten Uniform- und Livréeknöpfe, ſowie die gegenwärtig ſehr gebräuchlichen, in der Regel mit allerlei Reliefmuſtern verzierten Modeknöpfe von rundlich erhabener Geſtalt. Die großen Livréeknöpfe werden zwiſchen Ober- und Unterboden meiſt mit einem Kitt aus Pech und Ziegelmehl gefüllt. Der das Oehr tragende Unterboden beſteht aus einer gedrechſelten hölzernen Scheibe oder auch aus Blech. Den ſchalenförmigen Oberböden kann man ihre Vertiefung, wenn ſie keine zu große iſt, gleich beim Ausſtoßen ertheilen; andernfalls werden ſie hohl geprägt. Die ausgeſchnittenen und in beliebigem Grade vertieften Oberböden werden vergoldet, verſilbert u. ſ. w., durch Stanzen mit dem Wappen oder ſonſtigem Emblem verſehen, mit geſchmolzenem Kitt gefüllt und durch den hineingeſetzten Unterboden verſchloſſen. Um den letztern zu befeſtigen, bringt man den Knopf mit der Oehrſeite auf ein hölzernes Futter in der Drehbank, ſetzt gegen die andere Fläche den Reitſtockkörner mit vorgelegtem Lederſtückchen an und krampt durch Gegendrücken eines Polirſtahls den Rand des Oberbodens dergeſtalt um, daß er ſich feſt auf dem Unterboden anlegt.

Digitized by Google

Die Modeknöpfe werden zur Erſparung an Material und Arbeit meiſt mit ſehr dünnem Oberboden hergeſtellt, der gewöhnlich aus gold- oder ſilberplattirtem Kupferblech beſteht. Statt der Kittfüllung wird eine Einlage von Zinkblech, Pappe oder beidem zugleich genommen, um das Eindrücken des Oberbodens zu verhindern. Zu erwähnen iſt hier noch eine Erfindung, die von Holmes in Birmingham im J. 1833 gemacht wurde. Dieſelbe beſteht darin, das Oehr, ſtatt es anzulöthen, aus dem Unterboden ſelbſt zu bilden. Man ſtößt zu dieſem Zwecke zu beiden Seiten des Mittelpunktes der Knopfplatte mittels eines entſprechend geformten Stempels je eine ſchmale Oeffnung aus und treibt die dazwiſchen ſtehenbleibende Zunge aus freier Hand durch einen Punzen oder in einer Stanzmaſchine aus der Fläche der Platte heraus.

Ueberzogene Knöpfe, d. h. mit Tuch, Wolle oder Seide überzogene Metallknöpfe, werden meiſt mittels ſehr complicirter Maſchinen hergeſtellt. Im weſentlichen ſtimmt die Operation mit derjenigen zur Herſtellung der hohlen Blechknöpfe überein, doch verwendet man mit Vortheil Preſſen, welche je zwei Patrizen und Matrizen beſitzen. In die erſte Matrize kommt zunächſt die Leinwandſcheibe, welche beſtimmt iſt, den Stoffbutzen zu bilden, und auf dieſe der Deckring, mit ſeinem aufſtehenden Rande abwärts gekehrt. Kommt nun die Patrize zur Wirkung, ſo drückt ſie beide Theile gegeneinander. Da dieſelbe jedoch in der Mitte ausgehöhlt iſt und durch die Matrize von unten ein abgerundeter Stift gehoben werden kann, ſo drückt letzterer den Stoff durch das Loch des Deckrings in die Vertiefung der Patrize. In die zweite Matrize wird der Oberſtoff und eine ſogenannte Tragplatte gelegt. Beim Niedergang der Matrize werden beide aneinandergedrückt und ſteht der Stoffrand an der Matrizenwandung in die Höhe. Da nun auch dieſe Matrize einen in ihren Boden eingeſetzten Bolzen beſitzt, der ſich heben läßt, ſo können die eingelegten Theile ſo hoch in der Matrize emporgehoben werden, daß die Stoffränder einwärtsgelegt werden können. Dieſelben werden mit einer Pappſcheibe bedeckt und einem neuen Drucke ausgeſetzt, wodurch ſie zuſammenhalten. Durch wiederholtes Andrücken der erwähnten, in der erſten Matrize liegenden Theile gegen die Patrize bleiben dieſe Theile an der Patrize hängen und werden von ihr nach oben bis über die erſte Matrize geführt. Bringt man alsdann die in der zweiten Matrize vereinigten Theile in die erſte Matrize und preßt nieder, ſo findet die Vereinigung ſämmtlicher fünf Theile zum Knopf ſtatt, indem ſich die Blechränder ineinanderſchieben und ſchließlich umlegen, wodurch eine feſte Verbindung erzielt wird. Für die mit Leinwand oder Perkal überzogenen Wäſcheknöpfe nimmt man zur Erzeugung der geſtanzten Ringe Zinkblech, da dieſes nicht roſtet; daſſelbe hat für den bezeichneten Zweck das Meſſingblech, welches Grünſpan anſetzt und Flecke erzeugt, vollſtändig verdrängt.

Knöpfe aus Perlmutter, Stein, Kokosnußſchalen, Steinnuß, Horn und Holz werden auf der Drehbank oft aus freier Hand erzeugt. Die heute ſehr beliebten Steinnußknöpfe werden aus der Frucht einer hochwachſenden, ſtrauchartigen Fächerpalme, Phytelephas macrocarpa verfertigt, die an den Vorbergen der Cordilleren, namentlich in Braſilien, vorkommt. Dieſe Frucht wurde zuerſt von Schiffen, welche Braſilien verließen, als Ballaſt geladen, jetzt iſt der Werth derſelben von Jahr zu Jahr im Steigen begriffen. Die Steinnüſſe werden zuerſt mit Kreisſägen in entſprechend dicke Scheibchen geſchnitten und aus dieſen werden dann die kreisrunden Rohſcheiben der zu bildenden Knöpfe ausgeſtochen. Die Steinnußknöpfe werden ſpäter noch geſchliffen und polirt, wie auch ihre Oberfläche beliebig gefärbt werden kann.

Zur Herſtellung der Hornknöpfe, welche den Steinnußknöpfen immer mehr weichen müſſen, werden die Hornabfälle, nachdem ſie in Lauge von dem anhängenden Fett ſorgfältig befreit ſind, in gewärmten eiſernen Formen gepreßt. Bedeutende Concurrenz wird den Hornknöpfen in neueſter Zeit von den Knöpfen aus Hartgummi gemacht; die letztere Induſtrie iſt für die Kautſchukwaaren-Fabrikanten durch die Verwendung verſchiedener Abfälle von beſonderm Werthe.

Zum Bohren der Löcher in die Knöpfe der zuletzt aufgeführten Arten ſind Knopfbohrmaſchinen conſtruirt worden, welche alle vier Löcher gleichzeitig in genauem Abſtande voneinander und genau gleich weit vom Mittelpunkte des Knopfes entfernt bohren. Eine geübte Arbeiterin kann mit Hülfe einer ſolchen Maſchine etwa 50 Knöpfe in der Minute bohren. *(Uhland.)*

Knoppern, ſ. Galläpfel.

KNORPEL (Cartilago) iſt ein feſtes elaſtiſches Gewebe, das beim Aufbau des Skelets an den Gelenkenden verwendet iſt. Ferner beſtehen aus Knorpel das Gerüſt des Kehlkopfs, der Luftröhre und ihrer Verzweigungen, des äußeren Ohrs, der Naſe und einige andere kleinere Organtheile. Außerordentlich reich entwickelt iſt der Knorpel beim Fötus, wo das ganze Knochenſkelet mit alleiniger Ausnahme des Schlüſſelbeins und des Schädelgrundes anfänglich knorpelig angelegt iſt. Der Knorpel iſt in mäßigem Grade durchſcheinend, von bläulicher oder weißlichgelber Farbe und von einer ſolchen Conſiſtenz, daß er ſich gut mit dem Meſſer in feine Schnitte zerlegen läßt. Was ſeine chemiſchen Eigenſchaften betrifft, ſo iſt der Knorpel ſehr arm an anorganiſchen Salzen und enthält circa 60 Proc. Waſſer. Von den feſten Beſtandtheilen iſt das Chondrin (Knorpelbein) vorwiegend, das durch Kochen in Waſſer aus dem Knorpel dargeſtellt wird und ſich vom gewöhnlichen Bindegewebs- oder Knochenleim (Glutin) dadurch unterſcheidet, daß es aus ſeinen Löſungen durch Eſſigſäure und Alaun ausgefällt wird. Die Elementaranalyſe des Chondrins ergibt beiläufig: Kohlenſtoff 48,8 Proc., Waſſerſtoff 6,7 Proc., Stickſtoff 14,2 Proc., Sauerſtoff 29,3 Proc., Schwefel 0,5 Proc. Der Knorpel führt faſt gar keine Blutgefäße und Nerven; dieſe ſind nur in der den Knorpel überziehendn Bindegewebshaut, der Knorpelhaut (Perichondrium), entwickelt.

Der feinere Bau des Knorpels zeigt eine Grund- oder Intercellularſubſtanz von verſchiedenem, weiter

Digitized by Google

unten zu beſprechendem Verhalten, und in dieſe eingelagert Zellen, die **Knorpelkörperchen**, die in beſondern Höhlen, den **Knorpelhöhlen**, liegen. Die Knorpelhöhlen ſind von einer **Knorpelkapſel** umgeben, die aus verdichteter, beim Kochen ſchwerer löslichen Grundſubſtanz beſteht. Die **Knorpelkörperchen** ſind rundliche und ovale Zellen mit deutlichem Kerne und meiſt netzförmig oder ſtrahlig angeordnetem Protoplasma. Sie zeigen faſt ſtets daſſelbe Verhalten; anders die **Grundſubſtanz**, welche in ihrem Charakter ſehr wechſelt und ſo dem Knorpel ein ganz verſchiedenes Ausſehen geben kann. Je nach dem Verhalten der Grundſubſtanz unterſcheidet man daher **drei verſchiedene Arten von Knorpel**: 1) kann die Grundſubſtanz homogen, d. h. anſcheinend ſtructurlos, glasartig, bläulich durchſcheinend ſein, wie beim **hyalinen** oder **wahren Knorpel** (Gelenk-, Rippen-, Naſen- und die meiſten Kehlkopfknorpel); oder ſie iſt 2) undurchſichtig, gelblich, von einem mehr oder weniger dichten Netze feiner elaſtiſcher Fäden durchzogen, wie beim **elaſtiſchen** oder **Netzknorpel** (Knorpel des Ohrs und die kleinen Kehlkopfknorpel); oder endlich 3) kann die Grundſubſtanz trübe, weißlich, ſtreifig ſein und viel Bindegewebe enthalten, wie beim **Faſer-** oder **Bindegewebsknorpel** (Fibrocartilago; Zwiſchenwirbelſcheiben, Augenlidknorpel, halbmondförmige Zwiſchenſcheiben des Kniegelenkes u. a.). Zwiſchen dieſen drei aufgeſtellten Typen gibt es noch Uebergangsformen, welche die charakteriſtiſchen Elemente je zweier von ihnen in ſich vermiſchen. Das Vorkommen von elaſtiſchem und Bindegewebe in der Grundſubſtanz des Knorpels und die Quantität, in der dieſe Gewebselemente an den einzelnen Stellen verwendet ſind, iſt jedenfalls durch mechaniſche Momente bedingt, und zwar durch die Anſprüche auf Feſtigkeit und Elaſticität, die an den aus Knorpel beſtehenden oder überknorpelten Theil geſtellt werden. Die Grundſubſtanz iſt wahrſcheinlich ein Product der Zellenthätigkeit, ein langſam ausgeſchiedenes Secret der Knorpelzellen. Das **Wachsthum des Knorpels** beruht darauf, daß ſich die Zellen vermehren, indem ſich zuerſt ihr Kern, dann das Protoplasma theilt; ſodann rücken die neugebildeten Zellen unter Ausſcheidung von Intercellularſubſtanz auseinander. Lagern ſich in der Intercellularſubſtanz Kalkſalze ab, ſo entſteht **Verkalkung des Knorpels**, eine Veränderung, die namentlich im Alter auftritt und den Knorpel in ſeinen phyſiologiſchen Leiſtungen außerordentlich beeinträchtigt; er verliert dadurch ſeine Elaſticität und Glätte. Verkalken z. B. die Rippenknorpel, ſo wird der Bruſtkaſten ſtarr, ſchwer beweglich, die Athmung behindert; verkalkte Gelenkknorpel verurſachen erſchwerte Beweglichkeit in den befallenen Gelenken. Die Verkalkung des Knorpels iſt meiſt nur eine Vorſtufe einer andern Metamorphoſe, nämlich der **Verknöcherung des Knorpels** (Ossificatio), der Umwandlung des Knorpels in typiſches Knochengewebe. Die Verknöcherung des Knorpels iſt in der Jugend ein normaler Vorgang, denn alle Knochen ſind zuerſt knorpelig angelegt. Der Knorpel iſt alſo ein Jugendzuſtand des Knochens. Bei dem ſogenannten **permanenten, bleibenden Knorpel** (Rippenknorpel, Gelenkknorpel, Luftröhre, Kehlkopf u. a.) kann die Verknöcherung als Altersveränderung eintreten. Die Verknöcherung ſowie die Verkalkung wird ſtets durch ein Eindringen von Blutgefäßen in den ſonſt gefäßloſen Knorpel eingeleitet und gibt ſich ſomit als eine wahrſcheinlich auf mechaniſchen Urſachen beruhende Ernährungsänderung kund.

Knorpelgeſchwulſt (Enchondrom, Chondrom) iſt eine krankhafte, aus Knorpelgewebe beſtehende Neubildung, die ſich vorwiegend im jugendlichen Alter entwickelt und meiſt von Knochen (Finger, Oberſchenkel, Becken, Rippen), ſeltener von drüſigen Organen (Speicheldrüſen, Hoden, Eierſtock, Bruſt und Thränendrüſe) ausgeht. Die Knorpelgeſchwulſt hat meiſt eine rundlich knollige Form und kann ein beträchtliches Volumen, bis über Mannskopfgröße, erreichen; ihr Wachsthum iſt infolge ihres geringen Blutgefäßgehaltes ein ſehr langſames. In der Knorpelgeſchwulſt kann hyaliner, elaſtiſcher und Faſerknorpel vertreten ſein, auch kommen Miſchformen mit andern Geſchwulſtarten vor. Die Zellen gleichen denen im normalen Knorpelgewebe, die Intercellularſubſtanz iſt meiſt ſtreifig, bindegewebig, doch kann ſie auch gallertig, bröckelig ſein, auch Verkalkung und Verknöcherung zeigen. Gegen die Knorpelgeſchwulſt, die ſchließlich die Function der von ihr befallenen Glieder im höchſten Grade ſtört, ja ganz unmöglich macht, gibt es keine andere Behandlung als die möglichſt frühzeitige operative Entfernung derſelben. *(Karl Schütz.)*

KNORPELFISCHE. Die Eintheilung der Fiſche nach der Beſchaffenheit ihres Skelets in Knochen- und Knorpelfiſche rührt von Ariſtoteles her, indem er (Hist. animal. III. 59) den lebendiggebärenden (Haien) die eierlegenden Fiſche gegenüberſtellt und von erſtern angibt, daß ſie ſtatt des andern zukommenden knöchernen Rückgrates nur Knorpel beſitzen. Er nennt ſie daher Chondracantha. Daſſelbe Merkmal benutzend ſchied auch Artedi die „Pisces cartilaginei“ oder „Chondropterygii“ von den andern Ordnungen und verfuhr bei Einreihung der einzelnen Formen in dieſe Abtheilungen natürlicher als Linné, der ihm in Anwendung deſſelben Eintheilungsgrundes folgte. Auch Cuvier theilte die Fiſche noch in „Chondroptérygiens“ und „Poissons osseux“ oder „ordinaires“. Schon die Thatſache aber, daß er die ein knorpeliges Skelet beſitzenden Störe, welche daher zu den Knorpelfiſchen zu rechnen geweſen wären, mit andern Formen in eine auf andere Merkmale (Kiemenbau) gegründete verſchiedene Gruppe vereinigte, zeigt, daß er den mehr oder weniger knorpelig bleibenden Zuſtand des Skelets nicht für ein ausſchlaggebendes Merkmal anſah. Die neueren ſyſtematiſchen Arbeiten haben auch der knorpeligen oder knöchernen Beſchaffenheit des Skelets nur einen untergeordneten Werth eingeräumt, indem dieſelbe, gewiſſen Entwickelungsformen der Fiſche entſprechend, mit den verſchiedenartigſten Merkmalcomplexen verbunden auftreten kann. Zu den Knorpelfiſchen rechnet man die Haie und Rochen (Plagiostomi), die Störe (Vertreter der großen Gruppe der Ganoiden), die Saugmünder (Cyclostomi, Pricken, Neunaugen, Myxine)

Digitized by Google

und das Lanzettfiſchchen (Branchiostoma oder Amphioxus). (*J. Victor Carus.*)

KNORRING (Sophia Margaretha, Freifrau von), ſchwediſche Romanſchriftſtellerin, geb. den 29. Sept. 1797 in Weſtgothland, wo ihr Vater C. G. von Zelow ein Gut in Pacht hatte; ſie heirathete 1820 den Major, (ſpäter) Oberſt Freiherrn C. S. von Knorring und ſtarb den 13. Febr. 1848. Ihren erſten Roman „Kusinerna“ publicirte ſie anonym im J. 1834; dieſem folgten „Vännerna“ 1835; „Qvinnorne“, „Axel“ und „Illusionerna“ 1836; „Ståndsparalleler“ 1838; „Skizzer“ 1841 on 1845; „Torparen och hans angifning“ 1843 u. ſ. w. Sämmtliche Romane tragen aber nicht ihren Namen, ſondern den der Verfaſſerin von „Kusinerna“. Ihre Arbeiten wurden von ihren Zeitgenoſſen gut aufgenommen, im allgemeinen ſchildern ſie das Leben der höheren Geſellſchaftskreiſe. Eine ſcharfe Beobachtung, ein leichter und eleganter Stil kennzeichnen ihre Romane, von welchen einige ins Däniſche und Deutſche überſetzt ſind. (*O. Printzsköld.*)

KNOSPE nennt man in der Botanik die aus einem Stamme oder Aſte hervorgegangene Anlage zu einem neuen Sproß. Sie ſtellt einen ganz kurzen Achſentheil mit meiſt ſehr genäherten Blattorganen dar und unterſcheidet ſich durch die Entſtehung ſowie durch die Abweſenheit eines Würzelchens weſentlich vom Keime. Dieſer, durch Befruchtung entſtanden, bringt überdies ein der Mutterpflanze ähnliches Individuum hervor, während aus der Knospe ein der Mutterpflanze gleiches Individuum hervorgeht; ſie ſetzt alſo nur das Individuum, nicht wie jener die Art fort. Zum Sproß verhält ſich die Knospe wie der Keim zur entwickelten Pflanze, ſie iſt aber der unentwickelte Zuſtand deſſelben. Man kann daher Knospen von gewiſſen Pflanzen, namentlich von Holzgewächſen ablöſen und andern einimpfen, wie dies beim Oculiren im großartigſten Maßſtabe geſchieht. Nach den Organen, welche aus der Knospe hervorgehen, laſſen ſich Laub- und Zweigknospen, Blütenknospen und gemiſchte Knospen unterſcheiden. Dieſe Knospen können nun nach Lage, Geſtalt und Deckung außerordentlich verſchieden ſein; die Aufzählung aller dieſer Verhältniſſe würde jedoch zu weit führen. Dagegen unterſcheidet man nach der Stellung der Knospen an der Pflanze End- oder Gipfelknospen, wenn ſie einen Zweig abſchließen, und Seiten- oder Achſelknospen, wenn ſie in der Achſel der Blätter, d. h. in dem Winkel entſtehen, welcher ein Blatt mit dem Stengel bildet. Knospen, welche an beliebigen andern Stellen des Stengels, ſelbſt an Blättern und Wurzeln auftreten, nennt man Adventiv- oder Nebenknospen. Das bekannteſte Beiſpiel einer ſolchen Knospenbildung an Blättern bietet Bryophyllum calycinum, bei welchem ſich aus jeder Randkerbe mit Leichtigkeit eine Knospe entwickelt. Aehnlich verhält es ſich bei vielen Begonien, welches Vorkommen von Knospen von den Gärtnern ſorgfältig zur Erziehung neuer Individuen benutzt wird. Auch an einheimiſchen Pflanzen tritt zuweilen dieſe Erſcheinung der Knospenbildung an Blättern auf, z. B. bei Cardamine pratensis. Betrachtet man die Laubknospen in phyſiologiſcher Hinſicht, ſo zerfallen ſie in austreibende und ruhende. Erſtere treiben ſofort aus und verwandeln ſich in einen Zweig, letztere brechen erſt hervor, wenn die übrigen Knospen der Pflanze durch ungünſtige Verhältniſſe (Inſektenfraß, Froſt) zerſtört ſind, ſie können alſo jahrelang in Unthätigkeit verharren. Man nennt dieſe Knospen daher auch Schlaf- oder Proventivknospen, im gewöhnlichen Leben meiſt ſchlafende Augen, wie man überhaupt die Knospen oft als Augen bezeichnet. Der ſogenannte Niederwaldbetrieb beruht auf dem Vorhandenſein von Proventivknospen oder der Entwickelung von Adventivknospen an dem Stocke abgehauener Laubholzſtämme, es bildet ſich hieraus der Stockausſchlag. In der Regel ſind die Knospen, welche den Winter überdauern müſſen, durch beſondere Blattorgane, Hüllen, geſchützt. Sind dieſe häutig, ſo nennt man ſie Knospendecken, ſind ſie ſchuppig, ſo heißen ſie Knospenſchuppen, doch bilden dieſe Gebilde keinen weſentlichen Theil der Knospe und können daher auch fehlen. (*A. Garcke.*)

KNOSOS, Stadt an der Nordküſte Kretas, 25 Stadien vom Meere entfernt. Die urſprüngliche Namensform lautet *Κνωσός*[1]), indeſſen findet ſich der Name mit Doppelſigma auf einer kerkyräiſchen Inſchrift[2]); in der Kaiſerzeit begegnen die Formen *Γνωσός* und *Γνωσσός*[3]) und dem entſpricht das lateiniſche Gnosus und Gnossus. Die Behauptung Strabon's[4]), früher habe die Stadt nach dem vorbeiſtrömenden Flüßchen Kairatos geheißen, iſt unerweislich und unwahrſcheinlich; die Homeriſchen Gedichte kennen allein Knoſos. Der Schiffskatalog[5]) nennt Knoſos als erſte unter den kretiſchen Städten, und die Odyſſee[6]) kennt die „große Stadt“ als den Königsſitz des Minos, ſie kennt die Mündungsbucht des Amniſos als Hafen[7]); in ſpäterer Zeit war an deſſen Stelle das Herakleion getreten.[8]) Lange Zeit behauptete Knoſos den Vorrang unter den Städten der Inſel, den es ſpäter an Gortyna und Lyktos abtreten mußte.[9]) Dieſer hohen Stellung der Stadt in der alten Zeit entſpricht es, daß die kretiſchen Sagen vor allem an Knoſos anknüpfen. Wie die Erinnerung an die alten Zeiten maritimer Herrſchaft in dem Namen des Minos ſich verkörpert, ſo deutet der Name des Daidalos auf die künſtleriſche Bedeutung Kretas.[10]) Nach Homer[11]) hat Daidalos in dem weiten Knoſos der ſchöngelockten Ariadne einen Reigentanz gebildet.

Der Ruf des weiſen Minos und der kretiſchen Verfaſſung wirft ebenfalls ſein Licht auf Knoſos; es gilt als Wohnſitz des Epimenides, Iamblichos[12]) läßt natürlich den Pythagoras auch nach Knoſos wandern. Namhafte Knoſier, die in hellerem Lichte der Geſchichte ſtehen, ſind

---

1) C. J. G. II, 2554, 97; II, 3053. 2) C. J. G. II, 3142, 38. 3) Eckhel, D. N. V. p. I vol. II, 307 seq. 4) X, 4, 8 C 476. 5) Il. B, 646. 6) τ 178; vgl. auch hymn. Apoll Pyth. 218. 7) τ 188. 8) *Strab.* X, 4, 7 C 476. 9) *Strab.* a. a. O. 10) Milchhöfer, Die Anfänge der Kunſt in Griechenland (Leipzig 1883), S. 122 fg., 143 fg. 11) Il. Σ 591 seq.; vgl. *Soph.* Aj. 199 ὀρχήματα Κνώσια, *Paus.* IX, 40, 3. 12) v. Pyth. 92.

Digitized by Google

Cherſiphron[13]), der um 600 den Dianentempel zu Epheſos baute, der von Pindar[14]) beſungene Olympionike Ergoteles, der Sohn Philanor's, der Ol. 77 (472 v. Chr.) und wahrſcheinlich Ol. 78 (468) im *δόλιχος* ſiegte; ihn hatte bürgerlicher Aufruhr aus ſeiner Vaterſtadt nach Himera vertrieben; ferner der Skeptiker Aineſidemos[15]), der im 1. Jahrh. n. Chr. in Alexandreia lehrte. Auch Strabon's Familienbeziehungen führten nach Knoſos.[16])

Knoſos lag in einer Ebene[17]), nur wenig ſüdlich vom heutigen Megalokaſtron, wo jetzt das Dörſchen Makri Teichos ſteht[18]); es beſaß eine alte Ringmauer von 30 Stadien oder ¾ Meilen Umfang.[19]) In den Zeiten ſeiner Seeherrſchaft hat es nach der Sage unter Führung des Staphylos Peparethos und Ikos beſiedelt.[20]) In der Stadtverwaltung begegnen uns, wie ſonſt in Kreta, Ordner, *κόσμοι*, als oberſter Magiſtrat[21]); wir ſind indeſſen nicht im Stande, die Zeit zu beſtimmen, wo die republikaniſchen Formen an die Stelle der monarchiſchen getreten ſind.

Auf die frühe Zeit der Blüte folgte in Knoſos eine lange Zeit des Niedergangs. Vor 472 hören wir von bürgerlichem Zwiſte[22]); im J. 346 warben knoſiſche Werber die Söldner des Phokiers Phalaikos zu einem Handſtreiche gegen Lyktos an, der auch gelang; aber Archidamos von Sparta nahm ſich der Lyktier an und reſtituirte ſie.[23]) Im Kampfe gegen Demetrios Poliorketes fanden 305 die Rhodier bei Ptolemaios und bei den Knoſiern Unterſtützung.[24])

In der Zeit des Verfalls war Knoſos vor Gortyna und Lyktos zurückgetreten; ſpäter raffte es ſich empor und gelangte wieder zur Stellung einer Metropole.[25]) Dieſe Erhebung fällt vor den Zeitpunkt, mit dem die eigentliche Geſchichtſchreibung des Polybios beginnt, vor das J. 220. Damals befand ſich bereits die ganze Inſel mit Ausnahme von Lyktos unter der Herrſchaft der verbündeten Knoſier und Gortynier. Ein Kampf gegen Lyktos hatte den Abfall verſchiedener kretiſcher Gemeinden und Parteiungen in Gortyna zur Folge. Aber Knoſos gewann die Hülfe von 1000 Aitolern; Gortyna ergab ſich den Knoſiern, die auch Lyktos nahmen und zerſtörten. Eine von den Achaiern und König Philipp den Gegnern der Knoſier geſandte Unterſtützung verlängerte die Kämpfe auf der Inſel.[26]) Gebietsſtreitigkeiten zwiſchen Gortyna und Knoſos entſcheidet im J. 184 der römiſche Geſandte Appius Claudius zu Gunſten von Knoſos.[27]) Wieder vereinigt finden wir im J. 166 die beiden rivaliſirenden Städte zu dem Zwecke, Rhaukos bis aufs Meſſer zu bekriegen.[28]) Aber die Eintracht hielt nicht lange; im J. 144 ſtrebte Knoſos wieder energiſch nach dem ausſchließlichen Principat[29]); in einem neuen Kriege ſiegte, kurz vor 121, der ältere Dorylaos, Mithradates' V. Freund, als knoſiſcher Feldherr über Gortyna.[30]) Als im J. 68 Q. Cäcilius Metellus die Kreter wegen ihrer Begünſtigung der Piraten und ihres Sieges über M. Antonius bekriegte, belagerte und eroberte er auch Knoſos.[31]) Seit 67 iſt Kreta römiſche Provinz. Octavian ſiedelte im J. 36 ſeine Veteranen auf dem Gebiete von Knoſos an.[32]) Auch Strabon[33]) kennt dieſe römiſche Colonie, und ſie beſtand unter gleichen Verhältniſſen noch zur Zeit des Caſſius Dio. *(K. J. Neumann.)*

13) *Plin.* N. H. VII, 125. 14) Ol. 12; vgl. *Paus.* VI, 4, 11. 15) *Diog.* IX, 12, 7. 16) *Strab.* X, 4, 10 C 477 seq. 17) *Strab.* X, 4, 7 C 476. 18) Spratt, Travels and researches in Crete (London 1865), I, 59. 19) *Strab.* X, 4, 7 C 476. 20) (*Scymn.*) 580 seq. G. G. m. I, 219; vgl. *Diod.* V, 79, 2. 21) C. J. G. II, 3053 *ἔδοξε Κνωσίων τοῖς κόσμοις καὶ τᾷ πόλει.* 22) Vgl. Ergoteles. 23) *Diod.* XVI, 62. 24) *Diod.* XX, 88. 25) *Strab.* X, 4, 7 C 476. 26) *Polyb.* IV, 53—55. 27) *Polyb.* 22, 19. 28) *Polyb.* 31, 1.

29) *Diod.* 33, 10. 30) *Strab.* X, 4, 10 C 477. 31) *App. Sic.* 6. 32) *Cass. Dio.* 49, 14, 5. 33) X, 4, 9 C 477.

KNOTEN (in der Aſtronomie) bezeichnet den Durchſchnittspunkt zweier größeren Kreiſe der ſcheinbaren Himmelskugel. Im engeren Sinne braucht man dieſes Wort von dem Durchſchnittspunkte zwiſchen der Ekliptik und einer Planeten- oder Kometenbahn und verſteht unter einer Knotenlinie diejenige gerade Linie, in welcher die Ebene der Ekliptik von der Ebene einer Planeten- oder auch einer Kometenbahn geſchnitten wird. So iſt z. B. die Knotenlinie der Mondbahn diejenige gerade Linie, in welcher die Ekliptik von der Ebene der Mondbahn geſchnitten wird, und der Punkt derſelben, in welchem der Planet (der Mond) über die Ekliptik ſich gegen Norden erhebt, heißt der aufſteigende, der andere entgegengeſetzte aber der ab- oder niederſteigende Knoten. Da die Planeten und Monde bei ihrem je nächſten Umlaufe die Ekliptik ſtets in einem weſtlicher gelegenen Punkte durchſchneiden, als der vorige Durchſchnittspunkt war, ſo ſind die Knoten der Planetenbahnen keineswegs feſt, ſondern rücken langſam von Oſten nach Weſten und vollenden ihren Lauf in Beziehung auf die Nachtgleichen meiſt in ſehr langen Perioden, beim Monde aber ſchon in etwa 19 Jahren oder genauer in 6798 Tagen. Die Zeit, welche der Mond braucht, um wieder zu demſelben Knoten zurückzukehren, nennt man den Drachenmonat (der aufſteigende Knoten heißt auch Drachenkopf, der niederſteigende der Drachenſchwanz); er iſt kürzer als der gewöhnliche (ſynodiſche) Monat, weil die Knoten gleichſam dem Monde entgegenrücken. Bei der Berechnung der Planeten- und Kometenbahnen iſt die Länge des aufſteigenden Knotens, d. i. der Abſtand deſſelben vom Frühlingspunkte, eins der nothwendigſten Elemente, ohne deſſen genaue Kenntniß man den Ort des Weltkörpers mit Sicherheit vorauszuberechnen nicht im Stande iſt.

(W. Valentiner.)

KNOTEN (in der Botanik) nennt man im gewöhnlichen Sinne jede ringförmige Anſchwellung gegliederter Theile über oder unter den Gelenken, wie ſie der Halm der meiſten Gräſer, der Stengel vieler Caryophylleen und Labiaten zeigt. Im engeren Sinne bezeichnet man jedoch jede Stelle der Pflanzenachſe, aus welcher Blätter oder Aeſte entſpringen, auch wenn dieſe Stellen äußerlich nicht angeſchwollen ſind, mit dieſem Namen. Der

Digitized by Google

Zwiſchenraum zwiſchen zwei Knoten am Stengel wird Knoten- oder Stengelglied (internodium) genannt.
(A. Garcke.)

KNOTEN (in der Geometrie) einer Curve iſt ein Punkt, in dem mehrere Aeſte der Curve ſich ſchneiden oder berühren. Der einfachſte Fall wird durch den Durchſchnitt zweier Curvenäſte gebildet und die Grenze, die hierbei eintreten kann, iſt die Spitze (Rückkehrpunkt), in welche ſich der Knoten zuſammenzieht. Bei den Cycloiden und Epicycloiden ſowie bei den ſogenannten ſpiriſchen Linien werden vermuthlich dieſe Vorkommniſſe von den Geometern des Alterthums zuerſt bemerkt worden ſein; doch beginnt eine genaue Theorie dieſer Curven auch erſt mit dem Zeitalter Galilei's. Von Bedeutung wurde die Unterſuchung der Knotenpunkte in der von Descartes begründeten Theorie der algebraiſchen Curven: es entwickelte ſich die Theorie der ſingulären Punkte und mit ihr die Aufgabe, für eine durch ihre algebraiſche Gleichung definirte Curve den Charakter jedes ſingulären Punktes, d. h. die Anzahl und die Richtung der durch ihn gehenden Curvenäſte zu ermitteln. Vom rein geometriſchen Geſichtspunkte aus kommen dabei nur die reellen Auflöſungen des Knotenpunktes in Betracht; in der analytiſchen Entwickelung der algebraiſchen Function gewinnen dagegen die etwa vorhandenen imaginären Aeſte gleiche Bedeutung. Erſt in der Theorie der complexen Functionen gelangte daher das algebraiſche Problem zu einem Abſchluſſe. Zuerſt machte Newton (Briefe an Oldenburg 1676 vom 13. Juni und 24. Oct.) ein gewiſſermaßen mechaniſches Verfahren bekannt, das ſich unter dem Namen „Newton'ſches Parallelogramm" einbürgerte und die Anfänge zur Löſung der Aufgabe enthielt, bei einer impliciten zunächſt algebraiſchen Function $f(x,y) = 0$ die eine Variable in der Umgebung eines Knotenpunktes durch eine nach Potenzen der andern Variabeln fortſchreitende Reihe darzuſtellen. Ausführliche Anwendungen deſſelben enthält das Werk: „Methodus fluxionum et serierum infinitarum cum ejusdem applicatione ad curvarum geometriam", welches erſt nach Newton's Tode in einer engliſchen Ausgabe 1736, in einer lateiniſchen 1744 erſchien, doch keinen Beweis der Regel ſelber enthielt. Für die Curventheorie verwerthete Newton dieſelbe in ſeiner „Enumeratio linearum tertii ordinis", 1706; hier diente ſie ihm vermuthlich zu ſeiner Klaſſification der Curven hinſichtlich der Beſchaffenheit ihrer unendlich fernen Punkte. Erörterungen zu Newton's Parallelogramm gab ſodann Stirling, „Illustratio tractatus D. Newtoni de enumeratione linearum tertii ordinis", 1717; während Beweis und weitere Ausführungen von Käſtner, „Aequationum speciosarum resolutio Newtonia per serie" (Lips. 1743), Holland, Inhalt des Käſtner'ſchen Vortrags vom Newton'ſchen Parallelogramm, Tübingen 1765 und Pfeiffer, „Aequat. spec. resolutio per series ope parallelog. N." (Tübingen 1765) angeſtrebt wurden. Im Zuſammenhange mit der Geometriebe handelten die Newton'ſche Regel De Gua, „Usage de l'analyse de Descartes pour découvrir sans le secours du calcul différentiel les propriétés des linges géometriques de tous les ordres" (Paris 1740), und vor allem Cramer, „Introduction à l'analyse des lignes courbes algébriques" (Genève 1750), der bereits die mannichfaltigen geometriſchen Beſonderheiten zu unterſuchen begann, die bei einem Knotenpunkte auftreten können. Bei Cramer findet ſich auch ſchon die Angabe der Maximalzahl von Knotenpunkten für die Curven der erſten 8 Grade, und ſo kann er wol als der wichtigſte Vorläufer Plücker's betrachtet werden. Dieſer erledigte in vollſtändiger Weiſe die Geometrie der ſingulären Punkte durch ſeine Abhandlung in Crelle's Journ. Bd. 12 und ſein Werk: „Theorie der algebraiſchen Curven" (Bonn 1839). Die analytiſchen Probleme der Reihenentwickelungen vollendete im Sinne der Cauchy'ſchen Functionentheorie Puiſeux, „Recherches sur les fonctions algébriques." Journ. d. Math. T. XV, dem ſich neuerdings die Arbeiten von Hamburger, Noerther u. a. anſchloſſen. (Eine hiſtoriſche Studie über das Newton'ſche Parallelogramm iſt enthalten in den „Vermiſchten Unterſuchungen zur Geſchichte der mathematiſchen Wiſſenſch. von Günther" 1876).

Knoten einer Fläche iſt ein Punkt, in welchem jede durch denſelben gelegte Gerade einen mehrfach zählenden Punkt mit der Fläche gemein hat. Der einfachſte Fall iſt derjenige, bei welchem jede Gerade im allgemeinen in zwei zuſammenfallenden Punkten die Fläche ſchneidet. Es gibt dann unendlich viele Gerade in dem Bündel, welche mit der Fläche drei zuſammenfallende Punkte gemein haben; ſie bilden einen Kegel zweiten Grades. Zerfällt der Kegel in zwei Ebenen, ſo heißt der Knotenpunkt ein biplanarer; beſteht er aus einer doppeltzählenden Ebene, ein uniplanarer. Die Einwirkung der Knotenpunkte auf die Reduction der Klaſſenzahl einer Fläche wurde von Cayley, Cambridge und Dublin math. Journ. Bd. 2 und 4, 1847 und 1849 unterſucht; in der Theorie der Flächen 3. Ordnung wurden dieſelben von Schläfli, „Philosoph. Transactions", 1863, noch ausführlicher behandelt, was zur Erkenntniß höherer Singularitäten führte.

Eine vollſtändige Theorie auch der zuſammengeſetzteren Knotenpunkte einer Fläche, wie ſie für die ebenen Curven ausgeführt iſt, liegt noch nicht vor. Die Arbeiten über Flächen 3. und 4. Ordnung von Zeuthen, F. Klein, Rodenberg und Rohn in den „Math. Annalen" enthalten die Anfänge derſelben.

Ganz unabhängig von der analytiſchen Darſtellung iſt eine Theorie der Knoten, lediglich unter dem Geſichtspunkte der Syſtematiſirung aller möglichen Verſchlingungsarten eines Bandes, von Liſting, „Vorſtudien zur Topologie, Göttinger Studien", 1847, begonnen worden. Dieſe der ſogenannten Analyſis situs angehörigen Betrachtungen gewannen mit der Einführung der Riemann'ſchen Flächen erneutes Intereſſe, da es ſich auch bei dieſen nur um allgemeine Eigenſchaften des Zuſammenhanges handelt. Hierher gehören auch die Arbeiten von Tait, „On Knots, Trans." Edinburgh V. 28, 1877, und Simony, Löſung der Aufgabe: „In ein ringförmig geſchoſſenes Band einen Knoten zu machen" (Wien 1881 und „Math. Annal." Bd. 19).
(Ax. Harnack.)

KNOTEN (im Seeweſen) bedeutet ein Längenmaß an einer dünnen Leine, der Loggleine, mit der man die Schnelligkeit eines Schiffes mißt, und der Ausdruck wird übertragen, um das Maß der Schnelligkeit ſelbſt zu bezeichnen. Man ſagt: ein Schiff läuft 10 Knoten, wenn in einem gewiſſen Zeitraume 10 ſolche Längenmaße der Loggleine ausgelaufen ſind. Dazu muß man im Waſſer einen möglichſt feſten Punkt ſchaffen, von dem aus die Meſſung beginnt. Dies geſchieht durch einen am Ende der Loggleine befeſtigten und an ſeiner Peripherie mit etwas Blei beſchwerten hölzernen Kreisſector. Wirft man dieſen über Bord, ſo ſtellt er ſich aufrecht im Waſſer und leiſtet ſo viel Widerſtand, daß er, ohne mitzuſchleppen, die leicht von einer Rolle laufende Leine nachzieht. Nun ſtellt man einfach das Verhältniß auf: läuft ein Schiff in einer Stunde eine Seemeile = 1855 Met., ſo muß es in einem geringeren Zeitraume, alſo z. B. in $^{1}/_{4}$ Minute, d. h. in dem 240. Theile einer Stunde auch einen Weg von $^{1855}/_{240}$ Met. zurücklegen, und damit hat man die Länge eines Knotens, wie ſie an Bord gebräuchlich, auf der Leine abgemeſſen, und durch einen Knoten markirt iſt = 7,73 Met. Für das Nachſchleppen des Sectors macht man einen erfahrungsmäßig gefundenen Abzug. Wenn es daher heißt, ein Schiff läuft ſo und ſo viel Knoten, ſo legt es in einer Stunde ebenſo viele Seemeilen oder in vier Stunden ebenſo viele geographiſche Meilen zurück, da 1 geographiſche Meile = 4 Seemeilen. (*R. Werner.*)

KNOTENORDEN, Orden des Heiligen Geiſtes zum gerechten Verlangen oder des Knotens (L'ordre du St.-Esprit au droit désir ou du noeud). — Ludwig von Tarent, Gemahl der Königin Johanna von Neapel aus dem Hauſe Anjou, der Witwe des 1345 ermordeten Andreas von Ungarn, ſtiftete zum Andenken an ſeine 1352 erfolgte Krönung als König von Jeruſalem und Sicilien einen Orden, welcher in Geſtalt eines ſogenannten Liebesknotens auf der Bruſt getragen wurde und die Deviſe „Si dieu plaist" (Wenn es Gott gefällt) führte. Die 300 Ritter, welche den Orden erhielten, ſchworen dem Könige Treue und Beiſtand im Kriege und Frieden und waren folgenden Regeln unterworfen: Jeden Freitag trugen ſie eine ſchwarze Kappe mit einem Knoten von weißer Seide, mußten an dieſem Tage faſten oder drei Arme ſpeiſen. War ein Ritter im Kampfe verwundet oder hatte ſeinen Gegner verwundet oder beſiegt, ſo mußte er ſeinen Knoten ſo lange aufgeſchürzt tragen, bis er am heil. Grabe geweſen war. Dann knüpfte er den Knoten wieder zu und fügte unter demſelben die Worte: „il a pleut à Dieu" (es hat Gott gefallen) und über demſelben die Feuerzunge des Heiligen Geiſtes hinzu. Am Pfingſtfeſte wurde auf dem Caſtell dell' Ovo zu Neapel das Ordensfeſt gefeiert, auf welchem die Ritter in weißer Kleidung erſchienen. Nur die, welche im letzten Jahre gegen die Satzungen verſtoßen hatten, kamen in ſchwarzer Kleidung und ſaßen an einer geſonderten Tafel, während die, welche im letzten Jahre ihren Knoten aufgeſchürzt hatten, an einer bevorzugten Tafel Platz nahmen, und wer von denſelben den Knoten wieder zugeſchürzt und das heil. Flämmchen erlangt hatte, erhielt einen Lorberkranz auf das Haupt.

Nachdem König Ludwig am 25. Mai 1362 kinderlos geſtorben, erloſch auch der Orden. Eine Abbildung des Knotens und eines Knotenritters nach einem alten Wandgemälde zu Neapel findet ſich in Krünitz's Encyklopädie (Berlin 1787), Bd. 41, Fig. 2336.

(*J. Graf von Oeynhausen.*)

Knöterich, ſ. Polygonum.

KNOWLES (James Sheridan), engliſcher Dramatiker, geboren zu Cork in Irland 1784, geſtorben zu Torquay den 30. Nov. 1862, war der Sohn des Schullehrers James Knowles zu Cork. Der Großvater, John Knowles, Verfaſſer von „Principles of the English Grammar, with Critical Remarks on the Tenses", heirathete Frances, Tochter des Rev. Dr. Sheridan zu Quilca, eines Freundes von Swift, welcher „Gulliver's Travels" in ſeinem Hauſe ſchrieb, und Schweſter des Thomas Sheridan, Verfaſſers des „Pronouncing Dictionary" und Großvaters des berühmten Richard Brinsley Sheridan, eine Verwandtſchaft, auf welche ſich Knowles' Vorname „Sheridan" bezieht.

Indem Knowles' Vater, obgleich ein eifriger Proteſtant, wie er ſein mußte, weil ſeine Schüler zu den faſt ausſchließlich proteſtantiſchen Familien der Gentry von Cork gehörten, dennoch eine Bittſchrift für Emancipation der Katholiken unterzeichnete, wurden ihm ſo viele Schüler weggenommen, daß er die Schule aufgeben mußte, worauf er ſich 1793 mit der Familie nach London begab. James wurde hauptſächlich von der Mutter erzogen. Er las viel und zeigte ſich frühzeitig als Dichter. Als er 14 Jahre alt war, ſchrieb er die Ballade „The Welsh Harper", welche von ſeinem Freunde Theodor Smith componirt wurde und im Druck erſchien. Sein vertrauteſter Jugendfreund war William Hazlitt, der ſpäter ausgezeichnete Kritiker, welcher damals eben aus dem Unitarier-College ausgetreten war. Derſelbe hatte großen Einfluß auf Knowles, war gewiſſermaßen ſein geiſtiger Vater. Er wurde durch Hazlitt bei Charles Lamb und Coleridge eingeführt.

Allein im J. 1800 verlor Knowles ſeine Mutter, der Vater heirathete wieder und die Folge war: Knowles mußte ſich aus dem väterlichen Hauſe flüchten, worauf er ſich als Schreiber ernährte, dann in die Miliz der Grafſchaft Wilts und ſodann in die der Tower-Hamlets (des Tower-Bezirks) Londons trat. Dr. Willan, ein ausgezeichneter Arzt mit großer Praxis, veranlaßte Knowles, ſeinen Abſchied vom Regiment zu nehmen und bei ihm in die Lehre zu treten. Knowles arbeitete alſo bei Willan als deſſen Gehülfe und ſtudirte Medicin unter ſeiner Leitung; Willan las mit ihm und nahm ihn mit ſich zu ſeinen Patienten. Auf Willan's Empfehlung erhielt Knowles Anſtellung als Vaccinator der Jennerian Society mit 200 Pfund Gehalt und freier Station im Hauſe der Geſellſchaft in Salisbury-Square bei Fleetſtreet.

Knowles nahm ſeine Beſchäftigung anfänglich mit großem Enthuſiasmus auf. In den „Poems" (Waterford 1810) findet ſich „Vaccination, a Dramatic Poem",

Digitized by Google

welche die Verheerungen der Seuche und die Wirkſamkeit des Präſervativs ſehr anſchaulich darſtellt. Er beſuchte fleißig die Kapelle des damals berühmten Methodiſtenpredigers Rowland Hill, der auf ihn eine mächtige Wirkung ausübte. Der Prediger berührte oft das ſogenannte „ſociale Uebel", und der junge Mann begann den öffentlichen Mädchen auf den Straßen Anreden zu halten und ſich anderweitig zu bemühen, ſie von ihren ſchlimmen Wegen zurückzuführen, ein Verfahren, welches zeigt, wie wenig der Jüngling mit der verſtockten Niederträchtigkeit jener Klaſſe Londons vertraut war. Doch ſoll ihm ſein Bemühen in ſieben Fällen gelungen ſein.

Unterdeſſen wurde er näher zum Drama hingezogen. In einer ihm befreundeten Geſellſchaft wurde eine Privatbühne gehalten, deren erſter Tragiker er bald ward. Dann ſchrieb er Stücke für dieſe Bühne, nämlich „The Spanish Story, a Tragedy" in 5 Acten und „Hersilia", welche dort mit großem Beifalle aufgeführt wurden.

Knowles gefiel ſich nicht in ſeiner Stellung als Vaccinator, ſobald der erſte Enthuſiasmus verflogen war; er fand überhaupt den Aufenthalt bei Dr. Willan unbehaglich. Jetzt gänzlich dem Drama hingegeben, beſchloß er, Schauſpieler zu werden und, um ſich einzuüben, zuvörderſt auf Provinzialtheater zu gehen. Bei den guten Ausſichten, welche Knowles bei Willan bevorſtanden, war ſein Vater über dieſes Verfahren ſo erzürnt, daß er ſich weigerte, dem Sohne Lebewohl zu ſagen.

Knowles trat zuerſt in Bath auf bei einer Gage von 5 Pfund für die Vorſtellung und ging darauf nach Dublin, wo er Verwandte hatte, und debutirte im Cow-Street-Theater als Hamlet, aber nicht mit günſtigem Erfolg. Er trat ſodann in Smithſon's Truppe in Wexford auf. Er erkannte inzwiſchen, daß es mit den großen Rollen noch nicht gehe, daß er am Anfange beginnen müſſe. Um dieſe Zeit trat Maria Charteris aus Edinburgh in die Truppe, ein überaus ſchönes Mädchen. Knowles verliebte ſich in ſie, ſeine Bewerbung wurde angenommen und die Hochzeit fand am 25. Oct. 1809 ſtatt. Das Paar trat darauf in Cherry's Truppe zu Waterford in Irland, zu welcher damals auch der ſpäter berühmte Schauſpieler Kean gehörte. Kean's Spiel ergriff Knowles ſehr und Kean regte ihn ſehr bei ſeinen dichteriſchen Beſtrebungen an. Knowles ſchrieb für Kean „Leo, the Gipsy", eine Rolle, welche dieſem ſo glückte, daß er darin in London zu debutiren wünſchte. Die Knowles ſpielten dann in Belfaſt. Allein Knowles mußte bald einſehen, daß ſein Dramenſchreiben und Schauſpielern ſich nicht bezahle, er ſehnte ſich innig nach einer geregelten Beſchäftigung.

Auf Empfehlung des Herrn Groves, eines anglikaniſchen Geiſtlichen, wurde Knowles als Lehrer der engliſchen Sprache in der Schule der Frau Chapman zu Belfaſt engagirt. Er nahm die neue Arbeit mit Ernſt und Liebe auf, war zugleich Schullehrer und Mitſchüler und ward bald als Lehrer vortheilhaft bekannt. Er eröffnete darauf eine eigene Schule in einer kleinen Stube, mußte jedoch bald ein größeres Schulzimmer nehmen.

Im J. 1814 wurde die Belfast Academical Institution, eine Art Gymnaſium, eröffnet, und Knowles die Oberlehrerſtelle der engliſchen Sprache und Literatur angeboten; auf ſeinen Antrieb erhielt Knowles' Vater die Stelle und er ſelbſt trat als Collaborator des Vaters ein. Er brachte an hundert Schüler mit, welche er in ſeiner eigenen Schule geſammelt hatte. Vater und Sohn konnten ſich aber in ihren Anſichten nicht einigen; jener wollte den Rednervortrag nach dem künſtlichen Regelzwange des Onkels Sheridan „Art of Reading" haben, dieſer nach dem natürlichen Ausdruck. Es kam zum Zank vor der Klaſſe; der junge Knowles legte die Stelle nieder, nahm aber ſeinen eigenen zugebrachten und einen Theil der anderen Schüler mit.

Im J. 1815 verlegte Knowles ſeine Schule nach Glasgow und hatte hier guten Erfolg. Er unterrichtete täglich von 7 Uhr morgens bis 10 Uhr abends. Am 13. Febr. wurde „Cajus Gracchus" zu Belfaſt mit entſchiedenem Beifall gegeben.

Sein alter Freund aus Waterford, Edmund Kean, war jetzt auf dem Gipfel ſeines Ruhms. Nach ſeinem glänzenden Debut in Drurylane kam er auf Gaſtrollen nach Glasgow. Der große Tragöde zeigte ſich gegen den alten Freund kalt und ſtolz, hatte nicht die Zeit, deſſen neue Dramen zu leſen. Bei einem zweiten Beſuche in Glasgow ſuchte Kean dieſes beleidigende Benehmen wieder gut zu machen. Er erſuchte Knowles, ein Stück für ihn zu ſchreiben, in welchem er die Heldenrolle geben wolle, ſchlug zu dem Behufe Virginius vor und ſagte dem Stücke ſeine ganze Kraft und ſeinen Einfluß zu. Obgleich Knowles damals täglich über 10 Stunden zu unterrichten hatte, machte er ſich eifrigſt an den „Virginius". Allein mittlerweile wurde eine andere Tragödie deſſelben Inhalts in Drurylane angenommen und nach längerem Verhandeln mußte Knowles ſich damit begnügen, den „Virginius" zuerſt in Glasgow vorzubringen. Obgleich die dortigen Schauſpieler ihren Aufgaben keineswegs gewachſen waren, erhielt das Stück doch rauſchenden Beifall und wurde 15mal nacheinander wiederholt. Am 17. Mai 1820 kam „Virginius" dann im Coventgarden-Theater in London mit Macready als Virginius zur Aufführung und hatte großartigen Erfolg. Es wurde 14 mal nacheinander wiederholt. Die geſammte Preſſe erklärte gleichfalls ihren Beifall. Knowles erhielt vom Theater 400 Pfund für das Stück. Am 18. Nov. 1823 wurde „Cajus Gracchus" in neuer Bearbeitung in Drurylane gegeben und 7mal wiederholt. Auf Macready's Anregung nahm Knowles dann den „Wilhelm Tell" vor, ein Drama, welches am 11. Mai 1825 mit Macready in der Titelrolle in Drurylane zur Aufführung kam und dann 7mal wiederholt wurde.

Das Luſtſpiel „The Blind Beggar of Bethnal Green", welches am 22. Nov. 1828 in Drurylane gegeben wurde, misglückte, weil es dem Stücke an Handlung fehlte. Trotz des meiſterhaften Spiels der Miß

Digitized by Google

Ellen Tree war das Mißfallen ſo groß, daß das Stück nur mit der größten Mühe zu Ende gebracht werden konnte. Knowles' komiſche Ader war nur ſchwach, keineswegs geeignet, das große Publikum anzuziehen.

Das Mislingen dieſes Stückes, der geringe pecuniäre Ertrag, auch der günſtig aufgenommenen Dramen, wirkten ſehr niederſchlagend. Auch die Schule gerieth in Verfall. Von Sorgen und Schwierigkeiten umringt, ſuchte Knowles durch Vorleſungen über Redekunſt, Dichtkunſt, das Drama ſich einigen Verdienſt.

In Verbindung mit Northhouſe gründete er „The Free Press“, eine Zeitung radicalliberaler Tendenz. Emancipation der Katholiken, Abſchaffung der Negerſklaverei, Parlamentsreform, Municipalreform, Abſchaffung der Todesſtrafe waren die Hauptſätze des Programms. Die Zeitung fand Beifall; nach einem Vierteljahre hatte die „Free Press“ eine große Verbreitung im Weſten Schottlands; allein die Leſer hatten mehr Bewunderung als Annoncen beizutragen, der pecuniäre Ertrag war nicht erheblich und das Blatt wurde an eine Geſellſchaft verkauft. Nach der denkwürdigen Clare-Parlamentswahl und dem Siege der katholiſchen Emancipation veröffentlichte Knowles in „Free Press“ eine Reihe politiſcher Gedichte.

Im J. 1830 zog Knowles mit der Familie von Glasgow nach Newhaven bei Edinburgh, um ſeinem älteſten Sohne Gelegenheit zu geben, ſeine Studien in der mediciniſchen Schule zu Edinburgh fortzuſetzen. Er eröffnete hier ſeine Elocutionsklaſſen. Das auf Macready's Rath unternommene Drama „Alfred the Great“; in Glasgow angefangen, wurde in Newhaven fortgeſetzt. Macready beſuchte Knowles in Newhaven und munterte ihn auf, ein neues Luſtſpiel zu ſchreiben. Er hielt Vorleſungen an verſchiedenen Orten über Redekunſt und Dichtkunſt. „Alfred“ wurde am 28. April 1831 in Drurylane gegeben und erhielt enthuſiaſtiſchen Beifall, welcher jedoch hauptſächlich dem Umſtande zugeſchrieben ward, daß damals der liberale König Wilhelm IV. eben den großbritanniſchen Thron beſtiegen hatte und das Publikum ſich darin gefiel, den neuen König mit dem großen Alfred zu identificiren, deſſen freiſinnige Reden gewiſſermaßen jenem in den Mund zu legen, eine Coincedenz, an die der Dichter gar nicht gedacht hatte. Knowles erhielt für den „Alfred“ 300 Pfund vom Drurylane. Das Stück wurde mit Erlaubniß dem Könige Wilhelm dedicirt und das Dedicationsexemplar demſelben von Knowles perſönlich überreicht.

Inzwiſchen wurde der „Hunchback“ (Der Buckelige) Lee, dem Director des Drurylane, vorgeleſen und ſofort angenommen. Man fand darauf aber, daß die Haupthandlung nicht hinlänglich mit der Nebenhandlung verknüpft ſei, das Stück mußte im Frühlinge 1832 umgearbeitet werden und wurde dann abermals angenommen. Die Direction verſprach, das Stück ſolle während der Saiſon zur Aufführung kommen, die Aufführung wurde dennoch von einer Zeit zur andern verſchoben und Knowles forderte ſchließlich das Manuſcript zurück. Er bot daſſelbe ſodann dem Charles Kemble, damaligem Director des Coventgarden, an. Dieſer, entmuthigt durch den ſeichten Stand ſeiner Kaſſe, zögerte mit der Annahme, entſchloß ſich jedoch dazu, als Knowles ſich erbot, den Maſter Walter ſelbſt zu geben. Der „Hunchback“ wurde am 8. April 1832 aufgeführt. Maſter Walter wurde vom Verfaſſer gegeben, Fanny Kemble war Julie, welche ſtets eine ihrer Hauptrollen blieb. Es war ein großartiger Erfolg. Seit vielen Jahren hatte man das Publikum nicht ſo allgemein in Thränen erblickt wie während der ergreifenden Schlußſcene des „Buckeligen“. Das Drama wurde bis zum Schluß der Saiſon abendlich vor dichtbeſetzten Bänken und mit ununterbrochenem Beifall wiederholt. Der „Hunchback“ iſt das populärſte von Knowles' Dramen, es hat ſich bis jetzt auf der engliſchen Bühne erhalten.

Als Schauſpieler glänzte Knowles eben nicht. Sein Wuchs war dazu zu kurz, die Stimme zu barſch, der Vortrag nicht hinreichend modulirt. Sein pecuniärer Erwerb als Schauſpieler war jedoch bei weitem größer als der, welchen er als Dramatiſt davontrug. Für die 11 Stücke von „Cajus Gracchus“ bis „Hunchback“ incl., welche 12 Jahre in Anſpruch nahmen, erhielt Knowles zuſammen kaum 1000 Pfund. Für die 11 Stücke, welche dem „Hunchback“ folgten, bis „Rose of Arragon“ incl. erhielt er zuſammen 3500 Pfund. Auch in der Winterſaiſon von 1832 wurde der „Hunchback“ alle Abende in Coventgarden wiederholt.

Am 4. April 1833 wurde „The Wife“ gegeben mit dem Verfaſſer als Julian St.-Pierre und mit gutem Erfolg. Doch blieb der Beſuch nicht hinreichend für das große Theater. Nach einigen Abenden ſchloß die Direction Coventgarden und verlegte das Stück und die Geſellſchaft nach dem kleinen Olympic-Theater, wo „The Wife“ bis ans Ende der Saiſon ſpielte. Knowles ging ſodann nach Cork, wo er eine Reihe ſeiner Stücke vorführte und ſelbſt darin auftrat. Wieder in London ſpielte Knowles einige Zeit mit Macready zuſammen im Victoria- (früher Coburg-) Theater. Eine Vorſtellung des „Wilhelm Tell“ in dieſem Theater, in welcher Knowles in der Titelrolle auftrat, war ein Triumph in einem in allen Theilen gedrängt vollen Hauſe.

Im J. 1834 reiſte Knowles nach den Vereinigten Staaten. Bei ſeiner Abreiſe von Liverpool im Auguſt wurden dem Dichter alle Ehren erwieſen. Die Landungsbrücken waren voll von einem freundlichen Gedränge, die Schiffe, die Villas an beiden Ufern des Merſey flaggten, eine Schar Freunde begleitete ihn bis zum „Rock“ und ſchied mit einem dreimaligen Hoch.

Knowles blieb 9 Monate in Amerika und hatte im ganzen glücklichen Erfolg. Er hatte eine freundliche Aufnahme. Im Parktheater in Newyork, wo er auftrat, wurde er nicht nur mit rauſchendem Beifall, ſondern auch mit warmer Herzlichkeit begrüßt als der Dichter, den man durch ſeine Werke ſchon lange gekannt hatte. Bei ſeinem weiteren Zuge durch die Staaten hatte er überall den gleichen Empfang, überall volle Theater, Bewirthung bei öffentlichen Feſteſſen. In Philadelphia wurde

Digitized by Google

ihm ein Bankett veranſtaltet, bei welchem auch die ausgezeichneten engliſchen Schauſpieler Charles Matthews und Tyrone Power zugegen waren. Knowles' Benefiz in Newyork brachte ihm 600 Pfund St. Reinertrag. Er konnte ſeiner Frau beträchtliche Rimeſſen machen. Glänzende Anerbieten wurden ihm gemacht, ihn zum Bleiben in Amerika zu bewegen.

Knowles' Vater gerieth mit dem Drucker ſeines „Pronouncing Dictionary" in einen äußerſt langwierigen und koſtſpieligen Proceß, welcher Knowles zu fortwährenden ſchweren Ausgaben nöthigte. Der Vater verlor durch die Sache 3000 Pfund St.

Am 29. Nov. 1836 wurde „The Wrecker's Daughter" in Drurylane gegeben, welches Drama zwar 14mal wiederholt wurde, aber ſonſt wenig Beachtung fand. Am 10. Oct. 1837 kam „The Love Chase" im Haymarket-Theater zu London zur Aufführung; letzteres Stück hatte glänzenden Erfolg und wurde allabendlich bis zum Schluß der Saiſon gegeben.

„Woman's Wit or Love's Disguises" kam am 23. Mai 1838 auf die Bühne. Das Stück hatte den bei Knowles wiederholt vorkommenden Fehler, daß Einheit der Handlung fehlte, daß es zwei Fabeln enthielt, die nicht ineinander eingriffen. „The Maid of Mariendorpt", am 4. Nov. 1839 im Haymarket-Theater gegeben, fand keinen beſondern Beifall.

Als im J. 1839 das Coventgarden-Theater unter die Direction der Mad. Veſtris kam, beſtellte dieſelbe ein Drama unter dem Titel „Love". Es ward in einigen Monaten fertig und ſie gab ihm dafür 600 Pfund, die größte Summe, die er je für ein Drama erhalten hatte. „Love" erwies ſich als Knowles' beſtes Stück ſeit dem „Hunchback" und erhielt entſchieden großen Beifall. Das Stück wurde am 4. Nov. 1839 aufgeführt. Im J. 1840 brachte Knowles „John of Procida, a Tragedy" im Coventgarden. Das Sujet war wieder von Macready vorgeſchlagen und die Titelrolle für ihn beſtimmt; Macready war jedoch verhindert aufzutreten, was das Stück ſehr beeinträchtigte.

Am 2. Oct. 1841 führte Knowles im Coventgarden „Old Maids" auf, Knowles hatte ſich 15 Pfund für jeden Abend der Vorſtellung bedungen, das Stück wurde aber nur 20mal wiederholt. Am 4. Juni 1842 wurde die „Rose of Arragon" im Haymarket-Theater, am 4. April 1843 „The Secretary" in Drurylane gegeben. Dieſe Stücke wurden günſtig aufgenommen, hatten aber doch keinen Erfolg. Er ſchrieb ein Opernlibretto, das aber nicht angenommen wurde, weil es zu viel Dialog in fünffüßigen Jamben enthielt. Er gab Vorleſungen in Leeds und London, die auch nur wenig eintrugen.

Nach dieſen wiederholten Fehlſchlägen verſuchte Knowles ſich im Roman. Er ſchrieb „Fortescue" und „George Lowell", welche zuerſt in den „Sunday Times" und dann vollſtändig in je 3 Bänden erſchienen. Dieſelben brachten zuſammen 600 Pfund St.

Knowles verlor ſeine Frau im Februar 1841 im 32. Jahre ihrer Ehe. Im folgenden Jahre heirathete er Miß Elphinſton, eine frühere Schülerin, und ließ ſich nun in Torquay nieder. Infolge einer Menge von Petitionen, welche aus Glasgow, Liverpool, Belfaſt, Leeds, London an den Premierminiſter Lord John Ruſſell gerichtet wurden, bewilligte dieſer im J. 1847 endlich dem alten Dichter eine Penſion von 100 Pfund, welche Knowles aber als eine Geringſchätzung erachtete und anzunehmen ſich weigerte. Ein von Knowles Privatfreunden für ihn geſtifteter Fonds war nach 5 Jahren erſchöpft. Im J. 1848 verlieh Lord John Ruſſell Knowles eine Penſion von 200 Pfund, ſodaß der alte Mann jetzt ſein Auskommen hatte.

Knowles trat 1844 in die Gemeinde der Baptiſten und hielt regelmäßig Predigten auf ihren Kanzeln. Der religiöſe Eifer, der ihm ſtets eigen war, ihn in der Jugend zu einem emſigen Zuhörer des Methodiſtenpredigers Rowland Hill machte und ihn ſogar alles Ernſtes die Bekehrung der öffentlichen Mädchen verſuchen ließ, dieſer Eifer bemächtigte ſich ſeiner dermaßen, daß faſt jede andere Beſchäftigung dadurch ausgeſchloſſen wurde. Seit 1845 zog er ſich gänzlich vom Theater zurück, ward Prediger, ſtudirte Theologie, ſein griechiſches Teſtament war ſein unzertrennlicher Gefährte. Er ſchrieb theologiſche Controversſchriften, griff mit beſonderer Heftigkeit die katholiſche Kirche an, die er als gänzlich „carnal" verurtheilte. In der Abhandlung „The Rock of Rome" ſuchte Knowles nachzuweiſen, daß der Apoſtel Petrus, der Fels, auf welchem die Päpſte ihre Kirche erbauen, gar niemals in Rom geweſen ſei. Er gerieth überhaupt in einen heißen „No Popery!"-Eifer. Ebenſo wenig aber gefiel ihm die anglikaniſche Epiſkopalkirche, die er „Little Popery" nannte.

Er wurde ſchwer von rheumatiſchen Leiden angegriffen. Dazu kam 1849 in Liverpool ein unglücklicher Fall. Er verſuchte längere Zeit die Waſſercur zu Malvern mit nur theilweiſem Erfolg. Bei einem Beſuche ſeiner Vaterſtadt Cork gab dieſe ihm ein großartiges Bankett. Auch beſuchte Knowles noch einmal Glasgow, wo er einſt ſo viele Jahre lehrte. Seine übrigen Tage verlebte er in ſeiner Wohnung zu Torquay in gänzlicher Zurückgezogenheit.

Schriften. The Welsh Harper, a Ballad, composed by Theodore Smith (London 1796). — Poems (Waterford 1810). — Brian Boroihme or the Maid of Erin, a Drama (geſchrieben 1821, gedruckt London 1871). — The Elocutionist, a Collection of Pieces in Prose and Verse (Glasgow 1823, 25. Ausgabe Belfaſt 1874). — Virginius, a Tragedy in 5 Acts (London 1820, 6. Ausgabe 1823). — Caius Gracchus, a Tragedy (Glasgow 1823). — William Tell, a Play (London 1825). — The Beggar's Daughter of Bethnal Green, a Comedy (London 1828). — Alfred the Great, or the Patriot King, a Historical Play (London 1831). — The Hunchback, a Play (London 1832). — The Lettre de Cachet, a Tale (im Literary Souvenir, London 1832). — Tales (Magdalen — Love and Authorship — Old Adventures —

Digitized by Google

Therese — The Lettre de Cachet — The Portrait, London 1832). — A Masque, as represented at the Theatre Royal Coventgarden on the Death of Sir Walter Scott (London 1832). — The Wife, a Tale of Mantua, a Play (London 1833). — The Widowed Bride, a Tale (in The Keepsake London 1834). — The Wreckers, a Tale (in The Cambridge Quarterly Review, Cambridge 1834). — The Blacksmith of Clonmel, a Tale (in The New York Mirror, Newyork 1835). — Defence of the Stage (in Devonport Independent Newspaper, 1836, 1837). — The Daughter, a Play (London 1837). — The Love Chase, a Comedy (London 1837). — Woman's Wit or Love's Disguises, a Play (London 1838). — The Maid of Mariendorpt, a Play (London 1838). — Love, a Play (London 1839). — John of Procida or the Bridal of Messina, a Tragedy (London 1840). — Old Maids, a Comedy (London 1841). — Woman's Love, a Tale in Colburn's New Monthly Magazine, London 1842). — True unto Death, a Drama (geſchrieben 1842, London 1866). — The Rose of Arragon, a Play (London 1842). — My Grandfather's dream, founded on facts (Colburn's New Monthly Magazine, London 1843). — The Secretary, a Play (London 1843.) — Fortescue, a Novel (3 Bde., London 1847). — George Lovell, a Novel (London 1847). — The Rock of Rome, or the Arch Heresy (London 1849). — The Idol demolished by its own Priest, an answer to Cardinal Wiseman's Lectures on Transubstantiation (Edinburgh 1851, 2. Ausg. London 1852). — The Gospel attributed to Matthew is the Record of the whole original Apostlehood (London 1855). — Works with an original notice of his life and writings (2 Bde., Boſton 1833). — Collected edition of the Dramatic Works, edited by himself (3 Bde. London 1843, auch 2 Bde. London 1856).

Vgl. Gilbert Abbott, Quizziology of the British Drama (London 1846). — Album of the Cambridge Garrick Club, edited by a member of the Club, with a portrait of J. S. K. (Cambridge 1856). — Kritik des „Virginius", Blackwood's Magazine Bd. VII. — Bemerkungen über Knowles' Dramen in Blackwood's Magazine (Bd. 36 und 37). — Right Hon. Joseph Napier, Sketch of J. S. K's. Life (with a portrait), Dublin University Magazine (Dublin 1852). — W. Hazlitt, The Spirit of the Age, or Contemporary Portraits (London 1825). — J. D. Herbert, Irish Varieties (London 1836). — W. B. Wood, Personal Recollections of the stage (Philadelphia 1855). — George Vandenhoff, Leaves from an Actor's Note Book (Neuyork 1860). — G. Hodder, Memories of my Time (London 1870). — J. R. Planché, Recollections and Reflections (2 Bde., London 1872). — Richard Brinsley Knowles, The Life of J. S. K. (London 1872). — Alfred C. Thomas, A Sermon occasioned by the Death of J. S. K., with a sketch of his christian Character and Life (London 1862). — J. Wertheimer, Dramatiſche Beiträge („Der Buckelige" überſetzt aus dem Engl., London 1838). — Friedrich Treitſchke, Mariana, Ueberſetzung von Knowles' „Wife" (Wien 1838). — Friedrich Treitſchke, Des Stranders Tochter, überſetzt (Wien 1840). — Ernſt Suſemihl, Der Bettler von Bethnal Green, überſetzt (Leipzig 1840). — Ernſt Suſemihl, Die Liebesjagd, überſetzt (Leipzig 1840).

(W. Bentheim.)

KNOWNOTHINGS iſt der volksthümliche Name einer politiſchen Partei in den Vereinigten Staaten von Amerika, welche ſich ſelbſt die amerikaniſche Partei nannte und namentlich von 1854—1860 eine vorübergehende Bedeutung in der amerikaniſchen Politik erlangte. Sie bildeten anfangs (von 1852 an) einen geheimen patriotiſchen Orden und traten zugleich in Geſtalt einer geheimen Organiſation auf, von deren Namen, Charakter und Zielen ſelbſt die Mitglieder nichts Beſtimmtes erfuhren, bevor ſie die höheren Grade erreicht hatten. Ihre ſtete Erklärung, daß ſie von den eigentlichen Zielen des Bundes nichts wüßten — know nothing — verſchaffte den Mitgliedern den Namen Knownothings. Geheimnißkrämerei und Ordensweſen üben auf die amerikaniſche Mittelklaſſe eine wahrhaft magnetiſche Kraft aus. Der Zudrang zu dem neuen Orden wurde daher ein ungeheurer und die Logen ſchoſſen im Süden und Norden wie Pilze aus dem Boden. Der Hauptzweck der Partei war, den politiſchen Einfluß der fremdgeborenen Bürger, namentlich der Katholiken, zu brechen und ihre Naturaliſation zu erſchweren, unter der Deviſe: „Amerikaner ſollen Amerika regieren!" Der Orden war ſomit wieder eine Verkörperung des alten Nativismus, wie er ſich zur Zeit des älteren Adams (1798), des ſogenannten Hartforder Convents (1814), während der politiſchen Kämpfe in Neuyork 1835 und 1843 auch als amerikaniſche Partei wieder in den öſtlichen Mittelſtaaten gezeigt hatte, bis er nach der Präſidentenwahl des Jahres 1844 ganz verſchwand. Erſt im Winter 1854 auf 1855 traten die Knownothings als directe Nachfolger der Nativiſten wieder in den politiſchen Vordergrund, indem ſie ſich hier der einen, dort der andern Partei anſchloſſen und eine mittlere Stellung zwiſchen den alten Demokraten (proslavery men) und den in der Bildung begriffenen Republikanern (antislavery men) zu gewinnen und den Ausſchlag zu geben ſuchten. Wohl vermochten ſie die letztern in ihrem Siegeslaufe zu hemmen und wohl lag ihren Beſtrebungen ein richtiges Gefühl zu Grunde, aber die Knownothings ſchoſſen weit über ihr Ziel hinaus und hatten deshalb, ſobald ſie ihre ſelbſtändigen Candidaten aufſtellten, nur Niederlagen zu verzeichnen.

Die römiſche Kirche hatte ſchon damals durch die maſſenhafte Einwanderung aus katholiſchen Ländern in den Vereinigten Staaten feſten Fuß gefaßt und ſtand durch ihre unbedingte Abhängigkeit vom Papſte ſowie ihre hierarchiſchen Tendenzen, ſelbſt auf dem Vermögensgebiete der Gemeinden, nicht allein im Widerſpruche mit der Republik, ſondern war auch durch ihre koloſſalen Reichthümer deren gefährlichſter Gegner. Die Maſſe der katholiſchen Einwanderer, beſonders der Irländer, folgt nämlich blindlings dem Gebote ihrer Prieſter, die auf

Digitized by Google

demokratiſcher Seite ſtehen, da Sklaverei des Geiſtes, wie ſie der Jeſuitismus will, ſich naturgemäß zur Sklaverei des Leibes hingezogen fühlt. Weil nun der unwiſſende Irländer, nach ein paar Jahren Aufenthaltes im Lande, leicht zum Stimmgeber gemacht wurde, ohne nur vom Weſen der Republik und den bewegenden Tagesfragen das Geringſte zu verſtehen, ſo glaubten die Knownothings die Naturaliſationsfriſt für alle Einwanderer von 5 auf 21 Jahre ausdehnen zu müſſen. Um dem Misbrauche des Wahlrechtes ein Ende zu machen, griffen ſie dies Recht ſelbſt an. Im Süden dagegen richteten ſich die Knownothings-Beſtrebungen vorzugsweiſe gegen die freie Arbeit. Der demokratiſche Senator Adams von Miſſiſſippi war der erſte, der auf Widerruf der Naturaliſationsgeſetze antrug, weil ein großer Theil der „Fremden“ ſich den Abolitioniſten anſchließe. Das bezog ſich natürlich nur auf den gebildeten Theil, namentlich der deutſchen Einwanderung, welche die kirchengläubigen Knownothings zugleich als „Infidels“ (Ungläubige) haßten und verfolgten. Der wahre Grund dieſer Abneigung war der, daß dieſe Einwanderung den Nordweſten zur Blüte brachte, ſtatt ſich im Süden niederzulaſſen. Die Aufhebung der Naturaliſationsgeſetze ſollte ein Damm werden gegen die wachſende Macht des freien Nordens. Dieſe Abſicht wurde von den Sklavenhaltern ſo gut begriffen, daß die amerikaniſche Partei dort ihr ſüdliches Heerlager aufſchlug. Das nördliche, mit vorwiegend antirömiſcher, d. h. antiiriſcher Tendenz, befand ſich in den abolitioniſtiſchen Neu-Englandſtaaten.

Dieſe heterogenen Elemente waren natürlich nicht geeignet, auf die Dauer ein einiges Ganzes zu bilden. Ihre Blüte war daher auch nur eine vorübergehende. Die Bedeutung der Nichtswiſſerbewegung beſchränkte ſich daher vorzugsweiſe auf die Zeit ihrer Entſtehung. Sie war ein geſchickter Handſtreich, gutberechnet und noch beſſer geführt, um die Nebraskabill mit einem Schlage in den Hintergrund zu drängen, die republikaniſche Partei in der Geburt zu erſticken und die Augen des Volkes von dem einzigen Principienkampfe abzulenken, der das öffentliche Leben als wohlthätiges Salz durchdrang, allein ſie brachte es nicht über die Negation hinaus; durch dieſen Mangel aber war zugleich ihre Erfolgloſigkeit für jeden organiſchen Verſuch bedingt. Die Knownothings konnten keine politiſche Initiative haben, weil ſie nur eine vereinzelte Maßregel und keinen ſchöpferiſchen politiſchen Gedanken, geſchweige denn ein politiſches Syſtem hatten; ſie konnten keine nachhaltige Wirkung auf die Geſchicke des Landes ausüben, weil das plumpe Vorurtheil und die Beſchränktheit mit temporärem Erfolge wol zum Zerſtören, aber nicht zum Aufbau verwandt werden kann. Die lange Reihe von municipalen Siegen, welche die Knownothings, freilich auch unter Gewaltmitteln wie in Louisville, Cincinnati, Baltimore u. ſ. w. erfochten hatten, gab ihnen den Schein von Stärke und Einheit; aber gleich bei ihrem erſten Convent zu Philadelphia (Juni 1856) bewieſen ſie ihre Unfähigkeit, eine ſelbſtändige Partei zu bilden. Dort zerſplitterten ſie ſich über der Sklavenfrage in eine nördliche und ſüdliche Fraction. In dieſem erſten Principienkampfe ging ihre Einheit verloren, die ihr bisher einen ſo bedeutenden Vorſprung vor allen andern in ſich geſpaltenen Parteien gegeben hatte, und ihr nationaler Nimbus ſchwand.

Die erſte gewaltige Niederlage erlitten die Knownothings in der virginiſchen Staatswahl von 1855 durch den Demokraten Henry Wiſe, der ſie in einer Menge Stumpreden angriff und als die ärgſten Feinde der Demokraten darſtellte, weil ſie nur durch die importirten rohen katholiſchen Maſſen die Wahlen entſchieden und die Republik beherrſchten. Die folgenden Niederlagen der Partei, die ihr den letzten moraliſchen Halt raubten und ihre Reihen ebenſo raſch von den Ehrenmännern lichteten, als ſie früher durch bankrotte Politiker geſchwellt worden waren, dankte ſie ſich ſelbſt und ihren blutigen Wahltumulten in Louisville, Baltimore, Waſhington und Neuorleans. Die Regierung „Amerikas durch Amerikaner“ war gleichbedeutend geworden mit Brand und Todtſchlag. Die Präſidentenwahlen der Jahre 1856 und 1860 drückten das Siegel auf die Niederlage und den politiſchen Tod der Knownothings. Schon am 21. Febr. 1856 ſtellten ſie in Philadelphia ihr Programm auf. Sein weſentlichſter Punkt war der vierte Beſchluß: „Amerikaner müſſen Amerika regieren und zu dieſem Zwecke ſollten, allen andern zuvor, geborene Bürger zu allen Staats-, Bundes- und Municipalämtern gewählt werden“. Der neunte Beſchluß verlangte die Aenderung der Naturaliſationsgeſetze, ſodaß von da ab die Einwanderer ohne Unterbrechung 21 Jahre lang in den Vereinigten Staaten gelebt haben müßten, um das Bürgerrecht erlangen zu können, während jedoch die Rechte der früher naturaliſirten Bürger nicht angetaſtet werden durften. Bei der Abſtimmung aber unterlag ihr Candidat Fillmore mit 873,055 Stimmen (von welchen 393,590 aus den freien und 479,465 aus den Sklaven haltenden Staaten) gegen 1,834,337 für Buchanan und 1,341,812 für Fremont abgegebene Voten und ſie gewannen nur den einen Staat Maryland, während ſich für Fremont 11 und für Buchanan 19 Staaten ausſprachen. Im J. 1860 tauchten die Knownothings noch einmal als „conſtitutionelle Unionspartei“ auf, hielten ihren Nationalconvent am 19. Mai in Baltimore und ernannten John Bell aus Tenneſſee und Edward Everett (der ein beſſeres Ende verdient hätte) zu ihren Präſidentſchafts-Candidaten. Ihr ganzes Programm war auf drei für die Bewegung jener Zeit nichtsſagende Forderungen zuſammengeſchrumpft: „die Erhaltung der Verfaſſung des Landes, die Union der Staaten und die Erzwingung der Geſetze“, während es ſich über das „Wie“ ausſchwieg. Die Knownothings erhielten nur 589,881, die Breckenridge-Demokraten (unbedingte Sklavenhalter-Partei) 845,763, die Douglas-Demokraten (nicht unbedingte Sklavenhalter-Partei) 1,375,157 und die Republikaner (Antiſklaverei-Partei) 1,866,312 Stimmen. Nach Staaten berechnet hatten ſich 3 für Bell, 2 für Douglas, 11 für Breckenridge und 17 für Lincoln erklärt. Von dieſen beiden Niederlagen haben ſich die Knownothings nicht wieder erholt; ſie ſind ſeitdem todt. (*Friedrich Kapp.*)

Digitized by Google

KNOX (John), der Reformator Schottlands, freilich nicht als erſter Verkündiger reformatoriſcher Grundſätze, aber als derjenige, deſſen unermüdlichem und furchtloſem Eifer der ſchließliche Sieg der Reformation in Schottland zu verdanken iſt.

Von ſeiner Herkunft und Jugend iſt wenig bekannt. Er ward im J. 1505 geboren. Als Geburtsort wird Gifford überliefert, doch iſt zweifelhaft, ob dabei an ein Dorf in der Grafſchaft Oſt-Lothian zu denken iſt, oder an eine Vorſtadt von Haddington, der Hauptſtadt dieſer Grafſchaft. Wie dem nun ſein mag, jedenfalls erhielt Knox auf der Lateinſchule zu Haddington den erſten Unterricht. Alsdann ſandte ihn ſein Vater auf die Univerſität Glasgow. Der Stand der Wiſſenſchaften in Schottland war damals ein ſehr niedriger. Das Hebräiſche war völlig unbekannt; Knox lernte es erſt 1554 in Genf. Die Kenntniß des Griechiſchen war ſelten und gering. Nur Latein wurde gelehrt. In der Theologie trieb man mit beſonderm Eifer das Syſtem des Duns Scotus; die Heil. Schrift wurde nicht geleſen. Unter ſeinen Lehrern gewann beſonders der Profeſſor der Philoſophie und Theologie, John Mair oder Major Einfluß auf Knox und dieſer folgte ihm, als er 1523 nach St.-Andrews verſetzt wurde. Major hatte zu Paris ſtudirt und einige Jahre gelehrt und theilte die kirchlichen Grundſätze, welche dort beſonders durch Johann Gerſon und Peter d'Ailly vertreten wurden. Auch er lehrte, daß das Concil über dem Papſte ſtehe und nöthigenfalls ſogar das Recht habe, den Papſt ſelbſt zu richten und abzuſetzen. Er tadelte den Glanz und die Verſchwendung des päpſtlichen Hofes und der höheren Geiſtlichkeit, behauptete, der Zehnten beruhe nur auf menſchlicher Anordnung, beſtritt dem Papſte die Befugniß, weltliche Fürſten ein- und abzuſetzen u. dgl. m. In politiſchen Dingen vertrat er die Meinung, daß das Volk in ſeiner Geſammtheit über dem Monarchen ſtehe, daß der Monarch ſeine Würde und Macht nur vom Volke habe und daher, ſobald er das Intereſſe des Volkes ſchädige, von ihm abgeſetzt, ja, von einem einzelnen Vertreter des Volkes ermordet werden dürfe.

Derartige Aeußerungen haben ohne Frage in Knox Zweifel wachgerufen an der Unfehlbarkeit der beſtehenden Kirche, aber erſt langſam kam er zu klarer Erkenntniß. Zuerſt waren es die Schriften des Hieronymus und des Auguſtinus, welche ihm Zweifel an der ſcholaſtiſchen Theologie erregten und ihn auf die Schrift hinwieſen. Knox erhielt die Weihen, ward Kaplan in Samuelston in der Nähe von Haddington und noch aus dem J. 1543 zeigen die Protokollbücher von Haddington ſeine Unterſchrift: sacri altaris minister, autoritate apostolica notarius. Bis dahin alſo blieb er der katholiſchen Kirche treu. Und doch hatte die reformatoriſche Bewegung ſchon längſt auch Schottland ergriffen. Zunächſt waren Schriften Luther's auch hierher gekommen und hatten mächtig gezündet. Dann waren einzelne Prediger der evangeliſchen Wahrheit aufgetreten, vor allem Patrick Hamilton, welcher, in Wittenberg gebildet, nach mehrjähriger eifriger Predigt im J. 1538 zu St.-Andrews den Feuertod ſtarb. Ihm folgten andere Prediger und mehrere von ihnen ſtarben den Märtyrertod. Das konnte auf Knox nicht ohne Einfluß bleiben und nach einer Reihe von Jahren, aus welchen wir Näheres nicht erfahren, welche aber vermuthlich von den ſchwerſten innern Kämpfen erfüllt waren, trat Knox, wahrſcheinlich 1543, mit einem offenen Bekenntniſſe zur evangeliſchen Wahrheit hervor. Zu St.-Andrews, wo der Erzbiſchof Beaton allen Anhängern der Reformation mit Liſt oder Gewalt nachſtellte, durfte er jetzt nicht länger bleiben, er fand bei dem Laird Hugh Douglas von Langniddrin in Oſt-Lothian, einem evangeliſch geſinnten Edelmanne, Aufnahme, unterrichtete deſſen Söhne und erklärte in öffentlichen Zuſammenkünften die Schrift.

Hier ward er bekannt mit Georg Wiſhart, einem geiſtesgewaltigen Prediger des reinen Evangeliums. Derſelbe hatte ſein Vaterland Schottland verlaſſen, als unter Jakob V. die Evangeliſchen ſchwer bedrängt wurden. Als aber Jakob V. 1543 ſtarb, erhielten die Barone, welche der Reformation meiſt günſtig geſinnt waren, wieder größeren Einfluß. Sie wählten den Grafen Hamilton von Arran zum Regenten für die unmündige Königin Maria Stuart und auf deſſen Veranlaſſung beſchloß das Parlament, den Evangeliſchen Duldung zu gewähren. Jetzt kehrte auch Georg Wiſhart nach Schottland zurück (1544) und begann hier öffentlich die neue Lehre zu predigen. Er durchzog das Land von Ort zu Ort, nicht achtend der Nachſtellungen, welche ihm überall von den Geiſtlichen und ihrem Anhange bereitet wurden. So kam er auch nach Langniddrin, wo Knox mit ihm zuſammentraf und ſich ihm eng anſchloß. Mit andern jungen Leuten bildete auch Knox eine Art von Sicherheitswache, welche den kühnen Prediger auf ſeinen Zügen begleitete, um ihn vor plötzlichem Ueberfalle zu ſchützen. Dies war um ſo nöthiger, als der Regent ſich hatte für die franzöſiſch-römiſche Partei gewinnen laſſen, deren Häupter die Witwe Jakob's V., Maria von Lothringen, und der Erzbiſchof von St.-Andrews, Cardinal Beaton, waren. Seitdem erhielt der Cardinal wieder freie Hand zur Bedrückung der Evangeliſchen. Durch Verrath bekam er Wiſhart in ſeine Gewalt, ließ ihm den Proceß machen und ihn auf dem Marktplatze zu St.-Andrews den Feuertod ſterben am 1. März 1546.

Dieſe That erregte unter den meiſt reformatoriſch geſinnten Edelleuten einen ſo heftigen Unwillen, daß eine Anzahl derſelben ſich verband, den Cardinal am 28. Mai 1546 in ſeinem Schloſſe überfiel und ermordete. Knox hat dieſe That als ein wohlverdientes Gottesgericht bezeichnet. Die Verſchworenen nahmen die wohlbefeſtigte Stadt in Beſitz und der Regent ſah ſich wenigſtens vorläufig außer Stande, ſie ihnen zu entreißen. Während deſſen wurde das Evangelium frei und offen verkündet und der katholiſche Gottesdienſt allmählich beſeitigt. In dieſer Richtung wirkte neben John Raugh, welcher zum evangeliſchen Prediger der Stadt beſtellt wurde, beſonders eifrig John Knox, welcher um Oſtern 1547 nach St.-Andrews kam und hier zuerſt öffentlich für die Reformation auftrat. Er ward von der Gemeinde zum evangeliſchen Prediger beſtellt und wies nun in einer Diſpu-

Digitized by Google

tation mit dem Dominicaner John Annan nach, daß die römiſche Lehre weder vor der Vernunft noch vor den Kirchenvätern, noch vor der Schrift beſtehen könne. Die römiſche Kirche iſt die Synagoge des Satans, der Papſt iſt der Antichriſt. Mit kühner Entſchiedenheit trat Knox, ausgerüſtet mit einer gewaltigen, volksthümlichen Beredſamkeit, für die neue Wahrheit ein und erreichte, daß St.-Andrews bald völlig für dieſelbe gewonnen war. Aber Ende Juli 1547 mußten die Verſchworenen die Stadt nach längerer Belagerung dem Regenten übergeben. Knox wurde auf ein franzöſiſches Schiff gebracht, aber gegen die Capitulationsbedingungen nicht in Freiheit geſetzt, ſondern auf einer Galere in der Loire gefangen gehalten.

In dieſer bedrängten Lage widerſtand er nicht blos ſelbſt ſtandhaft allen Verſuchen, ihn zum Abfall von ſeiner Ueberzeugung zu bewegen, ſondern ſandte auch ſeinen Freunden in Schottland, um ſie zur Standhaftigkeit zu ermahnen, ſein Glaubensbekenntniß und einen Bericht über die in St.-Andrews abgehaltene Disputation. Knox gelang es jedoch (etwa im Februar 1549), der Gefangenſchaft zu entkommen. Er begab ſich nach England, wo damals der Herzog von Somerſet für den minderjährigen Eduard VI. die vormundſchaftliche Regierung führte und die Proteſtanten entſchieden begünſtigte. Unter ihm erhielt Thomas Cranmer, Erzbiſchof von Canterbury, einigermaßen freie Hand, die Reformation gründlicher durchzuführen, als Heinrich VIII. geſtattet hatte. Da es an evangeliſchen Predigern fehlte, wurden Reiſeprediger angeſtellt. Unter dieſe wurde auch Knox aufgenommen und erhielt die Stadt Berwick als Stationsort angewieſen. Hier fand er auch an Marjory Bowes eine Lebensgefährtin, wenn auch die Heirath wegen Knox' unſicherer Lebensſtellung mehrere Jahre hinausgeſchoben werden mußte. Auch in London mußte Knox mehrfach vor dem Könige und deſſen Geheimrath predigen und war an der Reviſion des kirchlichen Gebetbuches (Book of common prayer) und der Glaubensartikel der Engliſchen Kirche (Articles of religion) mit betheiligt. Freilich gelang es ihm nicht, eine ganz einfache Gottesdienſtordnung, entſprechend der Schrift, einzuführen, doch entfernte er aus der Abendmahlsliturgie wenigſtens die Wandlungslehre und die Anbetung der Hoſtie. Dieſe halben Maßregeln befriedigten ihn jedoch ſo wenig, daß er es ablehnte, eine Stellung als Prediger in London anzunehmen, weil er es mit ſeiner Ueberzeugung nicht vereinigen konnte, den Ordnungen der engliſchen Kirche ſich zu fügen. Er blieb vielmehr Reiſeprediger, zuerſt in Berwick, dann in Newcaſtle, darauf in der ſüdlichen Umgebung von London, ſchließlich in Buckingham. Auch in dieſer Stellung erregte er durch die rückſichtsloſe Entſchiedenheit ſeines Auftretens mehrfach den Unwillen nicht blos der Römiſchen, ſondern auch der gemäßigteren Proteſtanten. Wiederholte Anklagen beim König führten jedoch nach eingehenden Verhören vor dem Geheimen Rathe immer nur zu wohlgemeinten Ermahnungen zur Mäßigung.

Mit Eduard's Tode am 6. Juli 1553 und der Thronbeſteigung der blutigen Maria traten plötzlich andere Verhältniſſe ein. Mit Gefängniß und Tod ſchritt man jetzt gegen die Proteſtanten ein. Das Parlament erließ den Befehl, bis zum 20. Dec. ſolle jedermann zur römiſchen Kirche zurückkehren. Unerſchrocken fuhr Knox noch ein halbes Jahr lang fort, als Reiſeprediger für die Reformation zu wirken. Anfang 1554 wuchs die Gefahr ſo ſehr, daß er ſich zur Flucht entſchloß. Am 28. Jan. landete er in Dieppe in der Normandie. Hier blieb Knox längere Zeit in unfreiwilliger Muße, doch ſandte er, um ſeine Brüder in England zu ſtärken, ihnen eine Auslegung des ſechsten Pſalms und eine Ermahnung zur Standhaftigkeit im Glauben. Ende Februar 1554 brach Knox von Dieppe auf und begab ſich durch Frankreich nach der Schweiz, wo er überall, beſonders in Genf, die freundlichſte Aufnahme fand. Aber ſchon im Mai finden wir ihn wieder in Dieppe, in der Abſicht, wenn es irgend möglich ſei, wieder nach England zurückzukehren. Das erſchien freilich zur Zeit als unthunlich, doch ſchrieb Knox einen Brief an „ſeine Brüder in der Heimſuchung", in welchem er ſie durch die Erwartung baldigen Sieges aufzurichten ſuchte. Dann kehrte er nach Genf zurück, ſchloß hier eine innige Freundſchaft mit Calvin und wandte ſich mit jugendlichem Eifer den theologiſchen Studien zu. Beſonders die hebräiſche Sprache hat er erſt jetzt gelernt. Fortwährend jedoch beſchäftigten ihn die Angelegenheiten der Glaubensgenoſſen in der Heimat. Er ſchrieb für ſie eine „Ermahnung an die Bekenner der Wahrheit in England", in welcher er in den ſchärfſten Ausdrücken auf die Gefahren hinwies, welche aus der beabſichtigten Heirath der blutigen Maria mit König Philipp II. von Spanien für den Beſtand der Reformation in England erwachſen würden. Dieſe Schrift hat ihm ſpäter manchen Schaden gebracht und beſonders folgende Stelle: „O England, England, wenn du denn durchaus nach Aegypten zurückkehren willſt, d. h. wenn du eine Heirat, Verträge und Bündniſſe mit ſolchen Fürſten eingehſt, welche den Götzendienſt befördern und aufrecht erhalten, mit ſolchen, wie der Kaiſer (welcher nicht weniger ein Feind Jeſu Chriſti iſt, als es Nero jemals geweſen ſein mag), wenn du ſolchen Fürſten zu Gefallen zu deinen alten Freveln zurückkehrſt, wie ſie unter dem Papſtthume geübt worden ſind, ſei verſichert, o England, du wirſt geplagt und ins Verderben geſtürzt werden durch diejenigen, deren Gunſt du ſuchſt."

Im November 1554 nahm Knox eine Stellung an als Prediger an der Gemeinde engliſcher Flüchtlinge zu Frankfurt a. M. Hier brachen jedoch bald Streitigkeiten aus über die Gottesdienſtordnung. Knox trat für einen möglichſt einfachen Gottesdienſt ein. Er fand Unterſtützung bei einem Theile der Gemeinde und in der Verordnung des Senats, welche die Erlaubniß zum Gottesdienſt davon abhängig machte, daß die Ordnung deſſelben ſoviel als möglich mit demjenigen der franzöſiſchen Gemeinde übereinſtimme. Ein anderer Theil der Gemeinde, geführt von Dr. Cox, dem frühern Erzieher Eduard's VI., forderte die unverkürzte engliſche Liturgie. Es kam zu ärgerlichen Auftritten; die Gegner verklagten Knox wegen der oben angeführten Stelle der „Ermahnung" auf Hoch-

Digitized by Google

verrath. Dadurch in Verlegenheit gebracht, gab der Rath von Frankfurt Knox den Rath, die Stadt zu verlaſſen. Am 25. März 1555 nahm er von Frankfurt Abſchied und wandte ſich wieder nach Genf.

Unterdeſſen war in Schottland eine bedeutende Veränderung vor ſich gegangen. Seit der Einnahme von St.-Andrews hatte hier die Regentſchaft eine Maßregel nach der andern ergriffen, welche wenigſtens das öffentliche Hervortreten der Proteſtanten hinderten. Aber die Königin-Witwe, Maria von Lothringen, wollte nicht blos den Proteſtantismus unterdrücken, ſie verfolgte zugleich den Plan, die Krone Schottlands mit derjenigen Frankreichs zu vereinigen und die weitgehende Selbſtändigkeit der ſchottiſchen Barone zu brechen. Nachdem die künftige Königin Maria Stuart nach Frankreich gebracht und mit dem Dauphin verlobt worden war, betrachtete die Königin-Witwe als erſten Schritt zu ihrem Ziel, daß ihr die Regentſchaft übertragen würde. Sie wußte Arran zur Niederlegung der Regentſchaft zu bewegen und wurde vom Könige von Frankreich am 10. April 1554 zu ſeiner Nachfolgerin ernannt. Um das Parlament, deſſen Zuſtimmung erforderlich war, für ſich zu gewinnen, gab ſie den proteſtantiſch geſinnten Baronen vorläufige Verſprechungen. Die Proteſtanten milde zu behandeln veranlaßte ſie auch der Gegenſatz gegen das Verhalten der blutigen Maria in England. So athmeten die Proteſtanten in Schottland etwas auf und im Herbſte 1555 kehrte deshalb auch Knox in ſeine Heimat zurück.

Zuerſt begab er ſich nach Berwick, wo er die Seinigen in beſtem Wohlſein antraf. Dann durchreiſte er faſt das ganze Land und ermahnte ſeine Glaubensgenoſſen zu engerem Zuſammenſchluſſe und zu entſchiedenerem Vorgehen gegen den römiſchen Götzendienſt. Als jedoch von Genf aus, wohin die Freunde eines einfachen Gottesdienſtes aus der frankfurter Flüchtlingsgemeinde übergeſiedelt waren, die Einladung an Knox erging, ihr Prediger zu werden, verließ er Schottand wieder, Juli 1556, wohl überzeugt, daß der rechte Zeitpunkt für die Durchführung der Reformation in Schottland noch nicht gekommen ſei, und begab ſich wieder nach Genf. Jedenfalls war ſein Leben in Schottland gefährdet; kurz nach ſeiner Abreiſe wurde er verurtheilt, ſein Leib zu den Flammen, ſeine Seele zur Verdammniß, und ſein Bild ward auf dem Marktplatze zu Edinburgh durch Henkers Hand öffentlich verbrannt. In Genf verlebte Knox die ruhigſten und glücklichſten Tage ſeines Lebens. Aber ſchon im Mai 1557 kamen zwei Abgeſandte der ſchottiſchen Barone, welche ihn zur Rückkehr aufforderten. Die Barone verſprachen, ſie wollten entſchieden mit der römiſchen Kirche brechen und offen für den Proteſtantismus eintreten. Daraufhin verließ Knox Genf, aber in Dieppe (October 1557) traf er weniger günſtige Nachrichten: der größte Theil der Evangeliſchen hielt nach neuen Berathungen ein offenes und entſchiedenes Vorgehen für zu gefährlich. Knox war über dieſe Wandlung nicht wenig entrüſtet und machte den Glaubensgenoſſen in Schottland brieflich deshalb die ernſteſten Vorſtellungen. „Wenn euch jemand überreden will, aus Furcht vor etwa möglichen Gefahren von eurem Vorhaben abzuſtehen, ſo haltet ihn weder für klug noch für euren Freund, ſondern für einen Narren und für euren Todfeind!" Knox machte zunächſt eine Reiſe durch Frankreich, um die bedrängten Evangeliſchen durch Zuſpruch zu ſtärken, dann begab er ſich wieder nach Genf. Unter dem 1. Dec. 1557 richtete er ein Schreiben an die Evangeliſchen in Schottland, in welchem er vor den Wiedertäufern warnt, welche ihre eigenen Gedanken an die Stelle des Wortes Gottes ſetzen und im Namen der chriſtlichen Freiheit alle kirchliche und bürgerliche Ordnung umſtürzen. In einem Briefe an die evangeliſchen Edelleute Schottlands vom 17. Dec. 1557 warnt Knox davor, die Sache Chriſti mit weltlichen und politiſchen Intereſſen zu vermiſchen, eine Gefahr, welche den Lords beſonders nahe lag, weil ihr Kampf gegen Rom zugleich ein Kampf um die eigene Selbſtändigkeit gegen ein mächtiges Königthum war. Außerdem fand das Papſtthum ſeine Hauptſtütze in Frankreich, der Proteſtantismus in England, beide aber, Frankreich wie England, bedrohten die politiſche Unabhängigkeit Schottlands.

In dieſer Zeit verfaßte Knox auch eine vielangefochtene Schrift, den „erſten Trompetenſtoß gegen das Weiberregiment". Offenbar veranlaßt durch den Unwillen über die Schreckensherrſchaft der blutigen Maria in England, ſucht dieſe Schrift nachzuweiſen, „ein Weib zur Herrſcherin irgendwelcher Art, ſei es in einem Königreiche, einer Nation oder einer Stadt zu machen, ſtreite ebenſowol gegen die Natur, als es gegen Gottes Gebot ſei, eine Sache, durchaus gegen ſeinen geoffenbarten Willen und bewährten Befehl, ja, müſſe den Sturz aller Billigkeit und Gerechtigkeit herbeiführen". In Schottland hatten unterdeſſen die Häupter der Evangeliſchen ſich wieder aufgerafft und ſchloſſen im December 1557 den erſten Covenant, wodurch ſie ſich verpflichteten, mit allen Kräften für das Evangelium einzutreten und ſich gegenſeitig zu ſchützen. Von der Regentin verlangten ſie, daß das Alte und das Neue Teſtament, ſowie die Gebete aus Knox' Gebetbuche ſonntäglich in den Kirchen in der Landesſprache verleſen würden, und daß den evangeliſchen Predigern wenigſtens geſtattet werde, in Privathäuſern zu predigen. Im Juli 1558 richteten ſie eine neue Eingabe an die Regentin, worin ſie forderten, daß die Schrift und die Gebete im ſonntäglichen Gottesdienſte in der Landesſprache geleſen würden, daß es geſtattet ſei, dunkle Stellen der Schrift von einem verſtändigen Manne erklären zu laſſen, daß Taufe und Abendmahl in der Landesſprache verwaltet würden, letzteres überdies unter beiderlei Geſtalt, und daß dem ärgerlichen ſündhaften Leben der Prälaten geſteuert würde. Die Regentin nahm auch dieſe Vorſtellung mit ſcheinbarer Freundlichkeit auf; nachdem aber das Parlament im December 1558 den Dauphin von Frankreich, den Gemahl der Maria Stuart, als König von Schottland anerkannt hatte, ließ ſie ihrem Eifer gegen die Evangeliſchen wieder freien Lauf.

Der vorübergehend günſtige Stand des Proteſtantismus in Schottland veranlaßte auch Knox zur Rückkehr, zumal die engliſchen Flüchtlinge in Genf nach der Thronbeſteigung der großen Eliſabeth im J. 1558 ihre Heimat

Digitized by Google

wieder aufſuchten. Im Januar 1559 verließ Knox Genf. Er hatte die Abſicht, über London zu reiſen, theils um ſeine Glaubensgenoſſen zu einer entſchiedeneren Durchführung der Reformation zu veranlaſſen, theils um die Königin in Kenntniß zu ſetzen von ihm bekannt gewordenen Plänen des franzöſiſchen Königshauſes, Eliſabeth zu ſtürzen und den Proteſtantismus in England auszurotten. In Dieppe jedoch erfuhr Knox, daß die engliſche Regierung ihm die Durchreiſe durch England nicht geſtatte. Veranlaßt war dieſe auffallende Maßregel vermuthlich dadurch, daß Eliſabeth durch Knox' Auftreten gegen das Weiberregiment in ihrer Eitelkeit verletzt war. Knox wandte ſich unter dieſen Umſtänden direct nach Schottland und landete am 2. Mai 1559 wohlbehalten in Leith. Hier waren unterdeſſen die Verhältniſſe völlig unleidlich geworden. Die Regentin verband ſich, ihre frühern Verſprechungen einfach misachtend, mit der Geiſtlichkeit zur Unterdrückung der Evangeliſchen, und dieſe ſahen ſich vor die Alternative geſtellt, entweder ihren Glauben preiszugeben oder das Aeußerſte zu wagen.

Die Regentin ließ die evangeliſchen Prediger als außerhalb des Geſetzes ſtehend erklären und verbot jedermann, ſie zu beherbergen oder ihnen Beiſtand zu leiſten. Das war für die Evangeliſchen die Veranlaſſung, ſich enger zu verbünden, Truppen zu ſammeln und der Regentin offen entgegenzutreten. In mehrern kleinen Gefechten und Ueberfällen blieben die Evangeliſchen ſiegreich. Die Städte Perth, St.-Andrews, am 29. Juni 1559 auch die Hauptſtadt Edinburgh fielen in ihre Hände und überall ward der evangeliſche Gottesdienſt eingerichtet. Die Evangeliſchen Edinburghs wählten Knox zu ihrem Prediger. Die Regentin aber gab ihre Pläne nicht auf; ſie rechnete theils auf weitere Unterſtützung von Frankreich, theils auf die Erſchlaffung und Zwietracht unter den evangeliſchen Großen. Die Evangeliſchen wandten ſich um Unterſtützung an Eliſabeth von England. Aber dieſe ließ es vorderhand bei bloßen Verſprechungen bewenden. So gelang es der Regentin, Edinburgh wieder in ihre Gewalt zu bekommen. Die Evangeliſchen mußten auf die weitere Ausbreitung der Reformation verzichten, doch verſprach auch die Regentin, daß niemand von ihnen wegen des Geſchehenen zur Rechenſchaft gezogen werden ſolle. Knox freilich hielt ſich in Edinburgh nicht für ſicher, ſondern unternahm eine Reiſe durch Schottland, überall die Evangeliſchen durch ſeine Predigt ſtärkend, und bemühte ſich, die Königin von England zu kräftigerer Hülfeleiſtung zu bewegen. Von neuem begann der Kampf zwiſchen den von England unterſtützten Evangeliſchen und der Regentin, welche außer von den Katholiken in Schottland auch von Frankreich unterſtützt wurde. Am 21. Oct. 1559 ſprach die Congregation der evangeliſchen Großen zu Edinburgh die Abſetzung der Regentin aus, weil ihre Abſichten und Maßregeln dem Lande verderblich ſeien. Noch ehe der mit wechſelndem Glück zwiſchen beiden geführte Krieg ein Ende erreichte, ſtarb Maria von Lothringen am 10. Juni 1560.

Bald darauf, am 8. Juli 1560, kam ein für die Evangeliſchen ſehr günſtiger Friede zu Stande. Durch denſelben erhielten die Schotten volle Freiheit in der Ordnung ihrer eigenen Angelegenheiten. Die Regierung des Landes wurde einem Regentſchaftsrathe von 12 Mitgliedern übertragen, in welchen nur Schotten eintreten konnten. Alle fremden Truppen, die franzöſiſchen ſowol wie die engliſchen, ſollten das Land räumen. Damit war der Sieg der Reformation entſchieden, denn die Bewohner Schottlands waren ſo überwiegend der Neuerung zugethan, daß nur Zwang von außen den Katholicismus noch aufrecht erhalten konnte. Die evangeliſchen Prediger wurden in die verſchiedenen Städte vertheilt und da es an geeigneten Männern fehlte, um jeden Ort mit einem Prediger zu verſehen, ſetzte man einerſeits Superintendenten, welche in einem größeren Bezirke das Evangelium verkündigen ſollten, und beſtellte andererſeits in kleineren Orten fromme und gebildete Laien, welche die Schrift vorleſen und erklären ſollten. Leider zeigte ſich ſchon jetzt, daß manche Edelleute der Reformation ſich zuwandten, um von den Gütern der Kirche mehr oder weniger an ſich zu reißen. Knox trat mit aller Entſchiedenheit dafür ein, daß dieſe Güter auch künftig für kirchliche Zwecke verwerthet würden, aber er drang damit, wie wir ſehen werden, nicht durch.

Am 1. Aug. 1560 trat das Parlament zuſammen, um die kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen. Im Auftrage deſſelben entwarf Knox mit fünf ſeiner Gefährten ein Glaubensbekenntniß, welches in 25 Artikeln die Grundzüge derjenigen Lehren enthält, welche als Grundlage der evangeliſchen Kirche Schottlands gelten ſollten. Sie ſchöpfen allein aus dem Worte Gottes, ſtellen zunächſt diejenigen Punkte dar, in welchen die ganze Kirche einig iſt, woran alsdann in weit ſchärferer Ausführung diejenigen Punkte folgen, betreffs deren die päpſtlichen Lehren als irrthümlich verworfen werden. Dieſes Bekenntniß wurde zur Prüfung zuerſt einem engeren Ausſchuſſe vorgelegt, alsdann dem verſammelten Parlament. Da die anweſenden Biſchöfe kein Wort der Widerlegung vorbrachten, wurde das Bekenntniß von der überwiegenden Mehrheit des Parlaments angenommen. Außerdem wurde beſchloſſen, daß die päpſtliche Jurisdiction in Schottland aufhöre, daß die frühern Parlamentsbeſchlüſſe zu Gunſten der römiſchen Kirche aufgehoben ſeien und daß das Leſen oder Hören der Meſſe mit ſteigenden Strafen von der Einziehung des Vermögens bis zum Verluſt des Lebens belegt werden ſolle.

Nach der Auflöſung des Parlaments erhielten die Prediger vom Regentſchaftsrathe den Auftrag, ein Statut über die Ordnung in der evangeliſchen Kirche Schottlands auszuarbeiten. So entſtand das ſogenannte „Disciplinbuch" (Book of discipline). Knox hat auf die Abfaſſung deſſelben natürlich den weitgehendſten Einfluß ausgeübt; ſeine ſtrengen Grundſätze über die Verfaſſung der Kirche, über den Gottesdienſt und über die Kirchenzucht ſind hier ausgeſprochen. Die von Rom unabhängig gewordene Kirche ſoll auch dem Staate keinen Einfluß auf ihre innern Angelegenheiten geſtatten. Staat und Kirche ſind vielmehr ſtreng voneinander zu ſondern und keine von beiden Gewalten darf in das Gebiet der an-

Digitized by Google

deren übergreifen. Die Verfaſſung der Kirche ruht durchaus auf dem allgemeinen Prieſterthume und die Laien werden zum Dienſt wie zur Regierung der Kirche herangezogen. Die Prediger werden vor verſammelter Gemeinde geprüft, um ihre Fähigkeit für das geiſtliche Amt feſtzuſtellen. Jede einzelne Gemeinde wählt ihren Prediger, welchen ältere Amtsgenoſſen in ſein Amt einführen, aber ohne Handauflegung. Eine Ueber- oder Unterordnung findet unter den Predigern ebenſo wenig ſtatt, als ihnen ein Vorrecht vor den Gemeindegliedern zukommt, abgeſehen von dem Dienſte am Wort. Nur vorübergehend ſollte ſein die Anſtellung von Leſern und Ermahnern, d. h. von Laien, welche in ſolchen Gemeinden, wo Prediger fehlten, die Schrift auslegten, und von Superintendenten, d. h. von Geiſtlichen, welche über mehrere Gemeinden ohne ſelbſtändige Prediger geſetzt waren. Davon abgeſehen zerfielen die kirchlichen Beamten in Geiſtliche und Laien, in Miniſter oder Prediger, in Doctoren oder Lehrer an den höheren Bildungsanſtalten, in ordnende Aelteſte und in Diakonen. Dieſe kirchlichen Beamten bilden zuſammen die kirchlichen Verſammlungen. Prediger und Aelteſte haben die einzelne Gemeinde zu leiten. Zweimal jährlich verſammelt ſich die Provinzialſynode, gebildet von den Superintendenten, den Predigern und den abgeordneten Aelteſten, um über die kirchlichen Angelegenheiten des Bezirks zu berathen. Ebenſo oft tritt die Generalverſammlung zuſammen, gebildet aus abgeordneten Predigern und Aelteſten des ganzen Königreichs, um die Intereſſen der Geſammtkirche wahrzunehmen. Dieſe Verſammlungen üben auch die Kirchenzucht aus, welcher alle Glieder der Gemeinde unterworfen ſind ohne Unterſchied des Standes. Der Gottesdienſt ſollte in größter Einfachheit eingerichtet und alle aus der römiſchen Kirche herſtammenden Gebräuche abgeſchafft werden. Vor allem wurden auch für den Unterricht der Jugend Vorſchriften gegeben und Einrichtungen vorgeſehen.

Dieſes „Disciplinbuch“ ſtieß jedoch bei den ſchottiſchen Edelleuten auf heftigen Widerſtand, theils wegen der ſtrengen Vorſchriften über Kirchenzucht, theils weil die Kirchengüter, welche jene zum Theil bereits in Beſitz genommen hatten, zur Beſoldung der Prediger, zur Einrichtung von Schulen und Univerſitäten und zur Unterſtützung der Armen beſtimmt wurden. Mitte December 1560 trat die erſte Generalverſammlung zu Edinburgh zuſammen und nahm das Disciplinbuch an. Im ganzen Lande begannen jetzt die Evangeliſchen ſich auf Grund deſſelben zu organiſiren. Die zweite Generalverſammlung vom 27. Mai 1561 bat das Parlament, zu beſtimmen, daß der Götzendienſt im ganzen Lande unterdrückt und das Leſen oder Hören der Meſſe ſchwer beſtraft werden ſolle, daß für ausreichende Beſoldung der evangeliſchen Geiſtlichen geſorgt werde, daß die Kirchengüter der Kirche zu gute kämen, daß beſtraft werde, wer päpſtliche Bullen auswirke und heimbringe. Das Parlament bewilligte dieſe Forderungen. Vergeblich jedoch waren alle Bemühungen, die Königin zur Anerkennung der kirchlichen Reformation zu bewegen.

Im Auguſt 1561 kehrte Maria Stuart unerwartet nach Schottland zurück, um die Regierung des Landes ſelbſt zu übernehmen. Obgleich entſchloſſen, die Herrſchaft der katholiſchen Kirche nöthigenfalls mit Gewalt wiederherzuſtellen, erkannte Maria doch, daß ſie dieſes Ziel nur auf Umwegen werde erreichen können. Deshalb erkannte ſie vorläufig die kirchlichen Zuſtände in Schottland an, wie ſie bei ihrer Ankunft vorlagen, und bedang ſich nur aus, daß ſie in ihrer Privatkapelle katholiſchen Gottesdienſt halten dürfe. Schon das erregte bei vielen Evangeliſchen Anſtoß und tiefen Unwillen. Wenige Wochen nach ihrer Rückkehr ließ die Königin den Reformator vor ſich rufen. In einer langen Unterredung entwickelte Knox mit aller Freimüthigkeit ſeine Anſchauungen und auch Maria verrieth ihre Abſichten deutlich genug, ſodaß dieſes Geſpräch nur dazu diente, den ſchroffen Gegenſatz beider klar hervortreten zu laſſen. Dagegen gelang es Maria bald, durch perſönliche Liebenswürdigkeit und durch das leichtſinnige Leben an ihrem Hofe einen Theil des evangeliſchen Adels für ſich zu gewinnen. Um ſo energiſcher beharrte Knox auf ſeinem Poſten und ermahnte von der Kanzel herab Adel und Volk gegenüber dem hinterliſtigen Vorgehen der Königin, am Evangelium unerſchütterlich feſtzuhalten. Auch gegen das lockere Leben am Hofe und gegen die lauen Freunde, welche durch die Gunſt der Königin von einem entſchiedenen Eintreten für das Evangelium ſich abhalten ließen, erhob er ſeinen eindringlichen Mahnruf. Die Anhänger der römiſchen Kirche traten aber immer offener und zuverſichtlicher hervor, ſodaß Oſtern 1563 in verſchiedenen Gegenden des Landes ganz offen die Meſſe gefeiert wurde. Auch das im Sommer 1563 berufene Parlament, das erſte nach dem Regierungsantritte Maria's, ging trotz der Bitten und Ermahnungen des Reformators auseinander, ohne die königliche Anerkennung der evangeliſchen Kirche erlangt zu haben.

Das perſönliche Verhältniß zwiſchen Knox und der Königin war immer feindſeliger geworden. Maria erkannte immer mehr, daß Knox vor allem ihren Bemühungen um Wiederherſtellung des Katholicismus im Wege ſtehe, und es war ihr unerträglich, daß ein einfacher Prediger es wagen könne, ihr öffentliches und privates Leben in öffentlicher Predigt unter das Gericht des göttlichen Wortes zu ſtellen. Knox aber nahm darauf keine Rückſicht, ſondern ſprach ſtets mit aller Unerſchrockenheit und Offenheit, wie das eigene Gewiſſen und der Eifer für das Wohl der evangeliſchen Kirche ihn antrieb. Wiederholte Unterredungen mit der Königin ſelbſt hatten den Gegenſatz nur noch verſchärft. Die Predigt, welche Knox beim Schluß des Parlaments 1563 hielt, erbitterte die Königin aufs höchſte. Den Großen, welche ihre Lauheit in der Vertheidigung des Proteſtantismus mit dem Willen der Königin entſchuldigen, ſagt er: „Verlangt von ihr, was ihr nach Gottes Wort mit Recht von ihr fordern dürft, und wenn ſie dann mit euch nicht in der Sache Gottes übereinſtimmen will, ſo ſeid ihr auch nicht verpflichtet, mit ihr des Teufels zu ſein. Gebt ihr offen zu verſtehen, was ihr meint, und laßt nicht ab von eurem bisherigen Muthe in Gott und er wird euch in

Digitized by Google

euren Unternehmungen Gelingen geben.“ Und in Bezug auf die geplante Heirath der Königin ſagt er: „Ich höre von der Verheirathung der Königin reden, Herzoge, Brüder von Kaiſern und Königen trachten danach, ihre Hand zu gewinnen, aber das, meine Herren, ſage ich euch, wenn der Adel von Schottland, der Jeſum Chriſtum bekennt, damit zufrieden ſein ſollte, daß ein Ungläubiger, und alle Papiſten ſind Ungläubige, der Herr unſerer Herrin ſei, ſo verbanntet ihr, ſo viel an euch liegt, Jeſum Chriſtum aus dieſem Königreiche, würdet Gottes Strafgericht über das Land und ein Unglück über euch ſelbſt bringen und vielleicht auch eurer Herrin wenig Nutzen und Freude verurſachen.“ Ueber dieſe Aeußerungen höchlichſt erzürnt, wollte Maria den Prediger vor Gericht ziehen, ließ ſich jedoch durch ihre Rathgeber davon abhalten. Bald nachher fand ſie eine neue Gelegenheit, Knox des Hochverraths anzuklagen, aber die Anklage, welche diesmal wirklich erhoben ward, hatte nicht den gewünſchten Erfolg.

Der Anlaß dazu war folgender. Als die Königin in Stirling war, war ein Theil ihres Hofſtaats in Holyroodhouſe zurückgeblieben und feierte die Meſſe mit auffallendem Gepränge. Einige Evangeliſche beobachteten die Papiſten, theils um zu ſehen, wer an der Meſſe theilnehme, theils um ſie auf die Ueberſchreitung des Geſetzes aufmerkſam zu machen. Obgleich alles ohne Ruheſtörung verlief, forderte die Königin die betheiligten Evangeliſchen unter ſchwerer Anklage vor Gericht. Deswegen beſorgt gemacht, traten die Proteſtanten in Edinburgh zu einer Berathung zuſammen und beſchloſſen, ſich im Nothfalle zum Widerſtand bereit zu halten. Knox erhielt den Auftrag, in einem Briefe die Brüder im ganzen Lande über den Stand der Sache zu unterrichten, ſie zum Beiſtand und zu zahlreichem Erſcheinen bei der bevorſtehenden Gerichtsverhandlung aufzufordern. Dieſer Brief kam in die Hände der Königin und auf Grund deſſelben wurde Knox des Hochverraths angeklagt. Zur Entſcheidung der Sachen wurde auf Ende December 1563 eine Verſammlung von Edelleuten nach Edinburgh berufen, vor welcher auch die Königin ſelbſt erſchien. Knox aber wußte ſeine Sache mit ſolchem Freimuth zu vertheidigen, daß er einſtimmig freigeſprochen wurde.

Im J. 1560 hatte Knox ſeine Frau verloren. Vier Jahre ſpäter verheirathete er ſich zum zweiten mal mit Margarethe Stuart, einer Tochter des Lords Ochiltree, eines Großen aus königlichem Geſchlecht. Auch mit ihr hat er eine glückliche Ehe geführt. Auch die Königin Maria vermählte ſich wieder und zwar fiel ihre Wahl, nachdem Verhandlungen wegen einer Verbindung mit dem ſpaniſchen Kronprinzen Don Carlos oder mit dem Könige von Frankreich Karl IX. erfolglos geblieben waren, auf einen ſchottiſchen Großen aus königlichem Geſchlechte, den Lord Heinrich Darnley, Sohn des Grafen Lennox. Derſelbe war allerdings Unterthan der engliſchen und der ſchottiſchen Krone, aber er konnte ſowol auf den engliſchen wie auf den ſchottiſchen Thron Erbanſprüche geltend machen und er war der römiſchen Kirche zugethan. Ohne erſt die Zuſtimmung des Parlaments einzuholen, ernannte Maria den Lord Darnley am 20. Juli 1565 zum Herzog von Albany, ließ ihn am 28. Juli zum Mitregenten und König von Schottland ausrufen und am 29. Juli ſich in aller Stille mit ihm trauen. Ueber dieſe Misachtung der Landesgeſetze waren die Großen des Landes, vor allem die evangeliſchen, nicht wenig erzürnt. Sie ſammelten ein Heer. Da aber die Bürger, denen durch die bisherigen Maßregeln das Evangelium noch nicht gefährdet erſchien, ſich nicht anſchloſſen, da auch die große Eliſabeth ihre Hülfe verſagte, waren ſie der Königin, welche von Spanien und vom Papſte reichlich mit Hülfsgeldern unterſtützt war, nicht gewachſen. Am 9. Oct. griff ſie die Evangeliſchen bei Dumfries an und brachte ihnen eine blutige Niederlage bei. Die Mehrzahl der evangeliſchen Großen floh nach England. Maria war entſchloſſen, ihren Sieg auszubeuten bis zur völligen Ausrottung des Proteſtantismus in Schottland, ja, bis zur Unterwerfung Englands. Bald aber machte ſie die Wahrnehmung, daß jedes Einſchreiten gegen das Evangelium auch die bürgerliche Bevölkerung ihres Reiches gegen ſie aufrege, daß ſie daher in dieſer Richtung langſam und vorſichtig zu Werke gehen müſſe. Sie unterließ deshalb vorläufig ernſtere Maßregeln gegen die Bekenner des Evangeliums, obgleich ſie ihre perſönlichen Rathgeber nur aus den Katholiken nahm, die höchſten Staatsämter nur mit Papiſten beſetzte und mit Spanien, Frankreich und dem Papſte ein Bündniß ſchloß zu dem Zweck, den Katholicismus auf den britiſchen Inſeln wiederherzuſtellen.

Knox ſtand während dieſer Ereigniſſe unentwegt auf ſeinem Poſten als Prediger des Evangeliums. An dem Conflict der Großen mit der Königin hatte er ſich kaum betheiligt, weil er in dem Geſchehenen eine Gefährdung des Proteſtantismus nicht erblicken konnte und für die perſönlichen Intereſſen der Großen ſich nicht ins Zeug legen wolle. Erſt ein anderer Vorfall gab der Königin Veranlaſſung, gegen ihn einzuſchreiten. König Darnley wohnte einmal dem reformirten Gottesdienſte bei. Knox predigte über Jeſajah 26, 13: „Herr, unſer Gott, es herrſchen wol andere Herren über uns denn Du, aber wir gedenken doch allein Deiner und Deines Namens.“ Er ſprach von der Regierung ſchlechter Fürſten, welche Gott als Tyrannen und Geiſeln ſende wegen der Sünden des Volkes, und führte das Wort der Schrift an: „Ich will Kinder zu ihren Fürſten machen und Säuglinge ſollen über ſie herrſchen, Kinder ſind ihre Unterdrücker und Weiber herrſchen über ſie.“ Die Anwendung ſolcher Aeußerungen auf Maria und Darnley lag ja zu nahe, und ſo wurde Knox wegen Beleidigung des Königs vor den geheimen Rath gefordert. Er erklärte, er habe nur dem Texte gemäß geſprochen. Es wurde ihm aufgegeben, ſolange die Königin mit ihrem Gemahle in der Stadt weile, nicht zu predigen, und ſchon dieſes Gebot wurde von der evangeliſchen Bürgerſchaft mit lautem Murren aufgenommen. Auch konnte Knox dadurch nicht veranlaßt werden, ſeinen Poſten aufzugeben, und als die Gemeinde zu St.-Andrews ihn bat, dorthin zu kommen, ſchlug er es entſchieden ab. Die Generalſynode vom December

Digitized by Google

1565 trug Knox auf, in einem allgemeinen Rundſchreiben die Prediger, Ermahner und Lehrer in ganz Schottland zu ermahnen, trotz der drohenden Gefahr und trotz des Ausbleibens der Beſoldung, welche von dem römiſch geſinnten Zahlmeiſter zurückbehalten wurde, treu ihres Amtes zu warten. Im Auftrage derſelben Synode ſchrieb Knox eine „Abhandlung über das Faſten". Die Synode beſchloß nämlich, daß wegen der Gefahren, welche der reformirten Kirche drohten, ein allgemeines Faſten gefeiert werden ſolle, und dafür gab Knox die nöthigen Anweiſungen. Im ſtillen arbeitete die Königin bereits eifrig an der Vernichtung des Proteſtantismus, doch trat zunächſt ein Ereigniß ein, welches die Ausführung des entſcheidenden Schlages hinausſchob.

Die Königin hielt ihren Gemahl von der Theilnahme an Regierungsgeſchäften völlig fern. In dieſer Beziehung ſchenkte ſie ihr ganzes Vertrauen ihrem Geheimſecretär, dem Italiener David Riccio. Darnley mag, wenn auch ohne Grund, noch andere als geſchäftliche Vertraulichkeiten vermuthet haben, er verband ſich mit mehrern Großen, welche Riccio als den einflußreichſten Gegner des Proteſtantismus und als den gefährlichſten Rathgeber der Königin haßten; ſie drangen am Abende des 9. März 1566 gewaltſam in die Zimmer der Königin ein und erdolchten ihren Feind. Maria drohte blutige Rache, aber vorläufig wurde ſie ſelbſt als Gefangene behandelt. Nur durch Liſt gelang es ihr, die Freiheit zu gewinnen. Sie rief die ihr ergebenen Edelleute zu den Waffen, nahm die Hauptſtadt mit Gewalt ein und ließ mehrere Mitſchuldige hinrichten. Auch Knox fühlte ſich jetzt in Edinburgh nicht ſicher. Die Behauptung freilich iſt unrichtig, Knox habe um die Verſchwörung gegen Riccio gewußt, aber er hatte die That nachher als „Werk und Gericht Gottes" gebilligt. Deshalb floh Knox in die weſtlichen Grafſchaften und ließ ſich im December 1566 von der Generalſynode Urlaub geben zu einer Reiſe nach England. Nach Edinburgh kehrte er erſt nach der Entthronung Maria's zurück.

Maria benutzte ihre neubefeſtigte Macht dazu, 1566 den Erzbiſchof von St.-Andrews in ſeine ſämmtlichen Würden wieder einzuſetzen und den gleichen Schritt für die übrigen Prälaten vorzubereiten. Um den Unwillen der Evangeliſchen etwas zu dämpfen, verordnete ſie, daß ein Drittel der jährlichen Einkünfte von den Kirchengütern für die Beſoldung der proteſtantiſchen Prediger verwendet werden ſolle. In der nächſten Zeit aber wurde ſie ganz durch ihre perſönlichen Verhältniſſe in Anſpruch genommen. Das Verhältniß zu Darnley wurde um ſo unerträglicher, je mehr ſie für den Grafen Bothwell in Leidenſchaft entbrannte. Darnley mußte aus dem Wege geräumt werden. Bothwell vollbrachte die That mit Wiſſen und unter Beihülfe Maria's. Die Entrüſtung des Volkes glaubte man durch die Komödie einer gerichtlichen Unterſuchung, deren Reſultat Freiſprechung war, beſänftigen zu können. Am 15. Mai 1567, kaum drei Monate nach der Ermordung Darnley's, heirathete Maria ſeinen Mörder. Mit dieſer ſcheußlichen That hatte ſie alle Achtung und Anhänglichkeit ihrer Unterthanen verſcherzt. Die evangeliſchen Edelleute rüſteten, auch Bothwell zog Truppen zuſammen, einige Meilen von Edinburgh kam es zur Schlacht, die Königin wurde völlig geſchlagen und gefangen genommen. Da ſie von Bothwell nicht laſſen wollte und drohte, ſobald ſie wieder zur Macht gelangt ſei, an ihren Feinden blutige Rache zu nehmen, faßten die Edelleute den Entſchluß, ſie zu entthronen und einzuſperren. Ja, als aufgefundene Briefe jeden Zweifel betreffs ihrer Mitſchuld an der Ermordung Darnley's zerſtörten, erörterte man ernſthaft die Frage, ob nicht eine Königin ein ſolches Verbrechen ebenſo gut mit dem Tode büßen müſſe wie andere Menſchen. Nicht blos die Bürger ſtellten dieſe Forderung, auch die Prediger und vor allem Knox, welcher um dieſe Zeit nach Schottland zurückkehrte, ſprach es öffentlich auf der Kanzel aus, das Gebot des Herrn, daß Mörder und Ehebrecher des Todes ſchuldig ſeien, gelte ebenſo von gekrönten Häuptern wie von andern Menſchen.

Knox trat gleich nach ſeiner Rückkehr wieder in eine einflußreiche politiſche und kirchliche Thätigkeit ein. Die Edelleute bedurften ſeiner, um durch ihn ſich der Theilnahme der bürgerlichen Bevölkerung zu verſichern, und Knox wandte alles an, um den Kampf, welcher zunächſt nur gegen Bothwell und zur Wahrung der alten Rechte des Adels geführt war, auch zur Befeſtigung und Sicherſtellung des Proteſtantismus auszunutzen. Die Generalſynode vom Juli 1567 beſtätigte die Beſchlüſſe des Parlaments vom J. 1560, erklärte den Papismus für abgeſchafft, beſtimmte einen Theil der Einkünfte aus den Kirchengütern zur Beſoldung der Prediger und beſchloß, daß in Zukunft kein König zugelaſſen werden ſolle, welcher „nicht vor ſeiner Krönung eidlich verſpreche, die wahre Religion, welche jetzt von der Kirche Schottlands bekannt werde, zu ſchützen und alles, was ihr entgegen ſei oder nicht mit ihr übereinſtimme, zu unterdrücken". Für den unmündigen König Jakob VI. wählten die Lords den Baſtardbruder der Königin, den Grafen Murray, zum Regenten. Er war von Grund ſeines Herzens dem evangeliſchen Glauben zugethan und nachdem einigermaßen Ruhe im Lande hergeſtellt war, war er zunächſt darauf bedacht, die reformirte Kirche ſicherzuſtellen. Mitte December 1567 trat das Parlament zuſammen. Knox wurde nebſt vier andern Predigern in die Commiſſion berufen, welche die kirchlichen Vorlagen vorbereiten ſollte. Das Parlament beſtätigte die Beſchlüſſe von 1560, geſtattete in ganz Schottland nur den reformirten Gottesdienſt, während der katholiſche bei ſchweren Strafen verboten ward. Jeder künftige König ſolle vor dem Antritte der Regierung eidlich verpflichtet werden zur Aufrechterhaltung des Proteſtantismus und alle Staatsämter ſollten mit Proteſtanten beſetzt werden.

Damit war das Ziel erreicht, welchem Knox die Arbeit ſeines Lebens gewidmet hatte, die reformirte Kirche war geſetzlich anerkannt als die allein in Schottland zu Recht beſtehende. Im Einzelnen freilich hatte der Reformator nicht alles erreicht, weder die Verwendung der Kirchengüter lediglich für kirchliche Zwecke, noch die ſtreng durchgeführte presbyteriale Verfaſſung, aber in der Haupt-

Digitized by Google

ſache waren doch ſeine Wünſche befriedigt. Und bald drohten wieder neue Gefahren. Ein Theil der Großen hielt noch jetzt zur Königin und zum Katholicismus, und als es der Königin am 2. Mai 1568 gelang, ihrer Haft zu entkommen, entbrannte der Kampf von neuem. Bei Langride kam es zur Schlacht, die Königin wurde völlig geſchlagen und floh nach England, wo ſie ein trauriges Ende finden ſollte. Die Anhänger der Königin unterwarfen ſich jedoch erſt, nachdem ſie eine zweite Niederlage erlitten hatten, Mai 1569, und ruhten auch dann nicht, bis ſie den Regenten durch Meuchelmord aus dem Wege geräumt hatten, am 23. Jan. 1570. Das war für die Sache des Proteſtantismus wie für Knox perſönlich ein ſchwerer Verluſt, denn wie die reformirte Kirche den Bemühungen des Regenten ihre endliche Anerkennung verdankte, ſo hatte Knox zu ihm alle Zeit im Verhältniß treuer Freundſchaft geſtanden.

Schon ſeit längerer Zeit war Knox' Geſundheit erſchüttert; im October 1570 wurde er von einem Schlaganfalle betroffen, welcher ihn vorübergehend der Sprache beraubte und ihn dauernd zwang, ſeine Arbeit etwas einzuſchränken. Dies war ihm um ſo peinlicher, als die Ermordung des Regenten neue Verwirrungen und der reformirten Kirche neue Gefahren brachte. Beide Parteien, die katholiſch-franzöſiſche unter dem Herzoge von Chatelherault, und die evangeliſch-engliſche unter dem Grafen Lennox, ſtrebten nach der Regentſchaft, und da man ſich friedlich nicht einigen konnte, entbrannte der Bürgerkrieg von neuem. Wiederum ſchien der Beſtand der reformirten Kirche in Frage geſtellt, zumal auch mehrere von den bisherigen Fürſprechern des Evangeliums zum Gegner übergingen. Zu dieſen gehörte auch Kirkaldy von Grange, welchen der Regent zum Gouverneur des Schloſſes von Edinburgh beſtellt hatte. Dadurch, daß er den Gegnern die Thore öffnete, kam auch die Hauptſtadt des Landes wieder in die Hände der römiſch Geſinnten. Viele Evangeliſche flohen, Knox wollte auf ſeinem Poſten ausharren, aber bald zeigte ſich, daß ſein Leben ernſtlich gefährdet und Chatelherault nicht gewillt ſei, ihn zu ſchützen. Da verließ auch Knox, ſehr wider ſeinen Willen dem Drängen ſeiner Freunde nachgebend, die Stadt und begab ſich am 5. Mai 1571 nach St.-Andrews.

Obgleich körperlich bereits ſehr leidend, fuhr Knox auch in St.-Andrews fort zu predigen und in ſeinen Predigten mit gewohnter Rückſichtsloſigkeit auch die politiſchen Ereigniſſe zu beſprechen. Die Regentſchaft ward wiederum erledigt, als bei einem Scharmützel, das am 9. Sept. zwiſchen den beiden Heeren ſtattfand, Lennox fiel. Ihm folgte Graf Mar, ein Mann von großer Mäßigung, welcher ſich ernſtlich bemühte, den Frieden herzuſtellen. Der Bürgerkrieg dauerte fort und verödete das Land immer mehr. Unter den Anhängern des Evangeliums brach um dieſe Zeit ein neuer Zwiſt aus über die Verfaſſung der Kirche. Es iſt bereits mehrfach erwähnt, daß Knox das ganze Kirchengut für die Kirche beanſpruchte, um die Prediger angemeſſen zu beſolden, Schulen und Univerſitäten zu dotiren und die Armuth der Glaubensgenoſſen zu lindern. Die Edelleute waren dagegen geneigt, die innerhalb ihres Gebietes liegenden Kirchengüter ſich anzueignen. Nach der Hinrichtung des Erzbiſchofs Hamilton von St.-Andrews verfielen die Edelleute, um ihre Habſucht zu befriedigen und doch zugleich den Anſprüchen der Kirche etwas nachzugeben, auf das Auskunftsmittel, das Erzbisthum und ebenſo andere kirchliche Pfründen an Prediger der reformirten Kirche zu verleihen, aber ſo, daß dieſe auf den Haupttheil des Einkommens zu Gunſten des verleihenden adeligen Patrons verzichten. Das war für die Kirche unerträglich: ſie verzichtete damit auf den größten Theil der Güter, ſie gab ihren Grundſatz von der völligen Gleichberechtigung ſämmtlicher Prediger preis und ſie geſtattete einen ſchändlichen Handel mit kirchlichen Aemtern ohne Rückſicht auf die Würdigkeit der Inhaber. Die Generalſynode, welche im Auguſt 1571 zu Stirling verſammelt war, proteſtirte ganz entſchieden gegen ein ſolches Verfahren, und auch Knox, durch Krankheit am perſönlichen Erſcheinen verhindert, ſandte ihr einen Brief, in welchem er ſie ernſtlich vor den Folgen einer ſolchen Einrichtung warnte und ſie dringend ermahnte, an der im „Disciplinbuch“ feſtgeſtellten presbyterialen Verfaſſung der Kirche feſtzuhalten. Auch an die Edelleute wandte ſich Knox in einem Schreiben, um ſie von ihrem Plane abzubringen. Das war um ſo mehr vergeblich, als im Januar 1572 eine nach Leith berufene Verſammlung von Predigern ſich damit einverſtanden erklärte, daß auch in der reformirten Kirche Erzbiſchöfe, Biſchöfe und andere Würdenträger beibehalten werden ſollten und daß der größte Theil der Einkünfte den Edelleuten verbleibe. Die Generalſynode vom Auguſt 1572 verſagte aber dieſen Beſchlüſſen ihre Beſtätigung und erklärte, daß gewiſſe Titel, wie Erzbiſchof, Biſchof, Dekan, Kanzler, Kanonikus u. a., welche aus dem Papſtthume ſtammten, ihren Ohren widerwärtig ſeien und daß ſie dieſelben nicht zulaſſen könne. Als aber die Edelleute bei ihrem Entſchluſſe trotzig beharrten, da war es Knox, welcher zum Nachgeben rieth, um für die Kirche wenigſtens ſo viel zu retten, als möglich ſei. In einer Reihe von Zuſchriften an die Synode trat er dafür ein, daß die Biſchöfe wenigſtens der Ordnung der reformirten Kirche gemäß gewählt und nur nach der vorgeſchriebenen Prüfung zugelaſſen würden, daß ſie der Jurisdiction der Synode unterworfen und verpflichtet ſeien, von den Einkünften ihrer Stellen Rechnung abzulegen, damit Prediger davon beſoldet würden und der Ueberſchuß der Kirche zugute komme. Vor allem aber ſollten die Biſchöfe keine übergeordnete Stellung einnehmen gegenüber den andern Predigern. Freilich drang Knox mit dieſen Forderungen nicht durch.

Im Juli 1572 kam es endlich zu einem Waffenſtillſtande zwiſchen beiden Parteien. Die Hauptſtadt wurde von den römiſch Geſinnten geräumt und Knox kehrte Ende Auguſt dahin zurück Sofort fing er auch wieder an zu predigen und zwar in der kleinen Kirche des Tolbooth, weil für die weiten Räume von St.-Giles, wo er bisher immer gepredigt hatte, die Stimme nicht mehr ausreichte. Seine letzte Amtshandlung beſtand darin,

Digitized by Google

daß er am 9. Nov. den bisherigen Subprincipal von Aberdeen, Lawſon, als ſeinen Nachfolger an St.-Giles einführte. Bald nachher verſchlimmerte ſich ſeine Krankheit in dem Grade, daß er am 24. Nov. 1572 ruhig und gottergeben verſchied.

Literatur. Die Werke von Knox ſind neuerdings herausgegeben von Dr. Laing: The Works of John Knox, collected and edited by David Laing (Edinburgh 1864, 6 Vol.). Unter denſelben iſt von beſonderm Intereſſe die „History of the reformation of religion within the realm of Scotland.“ Im übrigen ſind ſie meiſt praktiſch-erbaulichen Inhalts. — Sein Leben beſchrieb M'Crie: The life of John Knox (neueſte Auflage von Andr. Crichton, Belfaſt 1874, verkürzte deutſche Ueberſetzung von G. J. Planck, Göttingen 1817). — P. Lorimer, J. Knox and the church of England (London 1875). — Ch. Rogers, Genealogical memoirs of J. Knox (London 1879). — Fr. Brandes, John Knox, der Reformator Schottlands (Elberfeld 1862).
(Bernhard Pünjer.)

KNOXVILLE, Hauptort der Knox-Grafſchaft im Staate Tenneſſee in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in 36° 84′ 45″ nördl. Br., in fruchtbarer Gegend, in 305 Met. Höhe, am Oſtfuße der Blackoak-Berge und an der Mündung des Holſton, der mit Dampfſchiffen befahrbar iſt, in den Tenneſſee gelegen, zugleich an den Eiſenbahnen nach Richmond und Charleſton. Es wurde 1789 angelegt und entwickelte ſich ferner ſchnell, ſodaß es der wichtigſte Handelsplatz im öſtlichen Tenneſſee iſt. Zugleich befindet ſich hier die Univerſität von Oſt-Tenneſſee und eine Taubſtummenanſtalt. Die Zahl der Bewohner iſt 9690, für welche hier ſechs Zeitungen erſcheinen. — Andere Orte des Namens Knoxville liegen in Georgia, Grafſchaft Crawford; in Illinois, Grafſchaft Knox; in Iowa, Grafſchaft Marion; in Ohio, Grafſchaft Jefferſon. *(G. A. von Klöden.)*

KNUT (nicht Knute), eine einriemige Peitſche, die in Rußland als Strafwerkzeug erſt ſeit der tatariſchen Periode vorkommt und eine wichtige Rolle im Syſtem der ruſſiſchen Geſetzgebung ſpielt, beſonders in dem Rechtscodex des Zaren Alexei Michailowitſch. Der Knut ward bis in die Mitte des 18. Jahrh. bei Vergehen aller Art, namentlich auch bei politiſchen angewandt. Selbſt unter Peter I. und Eliſabeth wurden noch hohe ruſſiſche Würdenträger und ſogar vornehme Frauen zur Knutſtrafe verdammt. Der zum Knut verurtheilte Verbrecher wurde mit entblößtem Rücken an ein Bret geſchnallt, letzteres ſchräg in die Höhe gehoben, worauf zwei in rothe Hemden gekleidete Henker abwechſelnd auf den Rücken mit ſolcher Macht ſchlugen, daß das Blut gleich nach den erſten Hieben emporſpritzte. Ein bei dem Delinquenten ſtehender Arzt unterſuchte von Zeit zu Zeit den Puls deſſelben und beſtimmte entweder eine Unterbrechung oder Fortſetzung der Strafe. Mehr als 99 Knuthiebe durften dem Geſetze nach nicht gegeben werden. Nur ſelten hielt der Delinquent dieſes höchſte Strafmaß aus; die meiſten ſtarben unter dem Knut. Ehe der Verbrecher von dem Brete losgebunden wurde, brannte ihm der Henker mit einem glühenden Eiſen den Anfangsbuchſtaben des von ihm verübten Verbrechens in die rechte Wange. Seit Katharina II. ward der Knut meiſt auf gemeine Verbrecher, wie Mörder, Kirchenräuber und Mordbrenner beſchränkt, die nach Ueberſtehung der Strafe nach Sibirien wandern mußten. Unter Nikolaus I. wurde der Knut abgeſchafft und durch die Plete, eine dreiſchwänzige Peitſche, erſetzt, die jedoch von Alexander I. ebenfalls abgeſchafft worden iſt. *(A. von Wald.)*

KNUT (Knud oder Kanutus) DER GROSSE, König von Dänemark und England[1]), war der Sohn Svend Tjugeſkäg's und Gunhild's, der Tochter des Königs Miesko von Polen. Knut's Geburtsjahr iſt unbekannt, dürfte aber mit Grund auf 995 angeſetzt werden; er war der älteſte Sohn und hatte einen jüngeren Bruder, Harald, wie auch mehrere Schweſtern, von denen Eſtrid die bekannteſte iſt. Nach wiederholten Heerzügen hatte König Svend ſich England unterworfen und König Aethelred nach der Normandie verjagt; ſein plötzlicher Tod den 3. Febr. 1014 hatte jedoch zur Folge, daß die Beute den Händen der Dänen entglitt. In Dänemark wählte man den Bruder Harald zum König, während das Heer in England Knut erkor, welcher an dem Zuge theilgenommen hatte. Die angelſächſiſchen Großen wollten ſich dem jungen Häuptlinge jedoch nicht unterwerfen und ſandten daher Botſchaft an Aethelred, welcher auch flugs zurückkehrte und deſſen tapferer Sohn Edmund Jarnſida (Eiſenſeite) an des ſchwachen Vaters Statt die Wehr des Reiches übernahm. Knut mußte das Land verlaſſen und die Dänen ſetzten die als Pfand für die Treue der Engländer empfangenen Geiſeln mit abgeſchnittenen Naſen, Ohren und Händen bei Sandwich ans Ufer. Eine bei Greenwich abgeſondert liegende Flotte der Wikinger wurde jedoch von Aethelred für eine größere Summe Geldes in Dienſt genommen.

Im Norden erhielt Knut indeſſen Unterſtützung von ſeinem Bruder Harald und dem ſchwediſchen Könige Olaf, und auch der berühmte Wikinghäuptling Thorkil der Hohe, welcher in Aethelred's Dienſt getreten, denſelben aber wieder verlaſſen hatte, vereinigte ſich mit ihm, ſodaß Knut's Flotte, als ſie wieder nach England zurückkehrte, über 200 prächtige Schiffe mit ausgeſuchter Mannſchaft zählte. Die ſofortigen Plünderungen gingen beſonders über die ſüdlichen Shire her; Weſſex unterwarf ſich, ſchon im nächſten Jahre hielt Knut ſeinen Einzug in Mercia und bald war ganz England mit alleiniger Ausnahme von London eingenommen. In dieſer

1) Die neueſte und ausführlichſte Behandlung der Geſchichte Knut's des Großen findet man bei Freeman, Norman Conquest I. und Joh. Steenſtrup, Danske og Norske Riger paa de brittiske Øer (Normannerne III). — Aeltere Darſtellungen ſind: Lappenberg, Geſchichte von England I, 461—483. — Suhm, Historie af Danmark III, 426—792. — Worſaae, Den danske Erobring af England og Normandiet 296—333; über das Verhältniß Knut's zu Norwegen ſiehe: Munch, Det Norske Folks Historie I, 2; über die Geſchichte der Kirche: Jörgenſen, Den nordiske Kirkes Grundlæggelse og første Udvikling S. 434 fg.; über die Geſetze und das Recht: Steenſtrup, Danelag (Normannerne IV).

Digitized by Google

Stadt ſtarb Aethelred jetzt den 23. April 1016, worauf ſein Sohn Edmund zum König erwählt wurde. Als Edmund darauf nach Weſſex floh, hob Knut die Belagerung Londons auf und folgte ihm, allein Edmund bewährte in den ſechs großen Schlachten bei Pen, Sherſtone, London, Brentford, Oxford und Aſſandun (Aſhington) ſein hervorragendes Kriegertalent, ſeine unermüdliche Vaterlandsliebe und wahre Begeiſterung für die nationale Sache. Beſonders berühmt iſt der letzte Kampf bei Aſſandun, welcher bis zum Aufgang des Mondes währte und wo die Dänen mit Hülfe des Verräthers Eadric Streona, welcher bald die eine bald die andere Partei verrathen hatte und jetzt zum zweiten male zu den Dänen überging, zum erſten male über Edmund ſiegten. Auf Olney im Severn wurde alsdann zwiſchen den beiden Königen ein Friede geſchloſſen, welcher beſtimmte, daß Knut das nördliche und Edmund das ſüdliche England beſitzen ſollte. Bereits einen Monat darauf, am 30. Nov. 1016, ſtarb Edmund indeſſen und die Rechtzeitigkeit dieſes Todesfalles ließ die ſpäteren Quellenſchriften ohne jeglichen Grund[2]) behaupten, daß er auf Knut's Veranlaſſung von Eadric Streona ermordet worden ſei. Jetzt konnte Knut ſich des ganzen Reiches bemächtigen, welches niemand ihm ſtreitig zu machen wagte.

Die Regierungspolitik Knut's zur Löſung ſeiner ſchwierigen Aufgabe, ein fremdes Volk als Eroberer zu lenken, zeigte ſich bald in ſeinen Handlungen. Er wollte die Angelſachſen offenbar ſo wenig als möglich fühlen laſſen, daß ſie von einem Dänen beherrſcht würden und er wollte beide Nationalitäten in England ſo eng als möglich miteinander verknüpfen. Daher vermählte er ſich bald darauf mit Emma, der Witwe Aethelred's, in England genannt Aelfgifa, welche ungefähr 20 Jahre älter war als er[3]), und es wurde beſtimmt, daß ihre mit Knut gezeugten Kinder den Thron erben ſollten, mit Ausſchluß Aethelred's und ihrer Söhne, welche ſich in der Normandie aufhielten. In einer zur Ordnung des Gerichtsverfahrens von Dänen und Engländern in Oxford abgehaltenen Verſammlung wurde entſchieden, daß König Edgar's, alſo die bereits im Lande geltenden Geſetze in Kraft bleiben und daß dieſe Geſetze ſowie die königliche Autorität in eben der Weiſe, wie es unter jenem Könige der Fall geweſen war, aufrecht erhalten werden ſollten. Er ließ das Reich in vier große Provinzen theilen, von denen er ſelbſt Weſſex, die alte Hauptprovinz des Landes, behielt, während er die drei andern ſeinen mächtigſten Großen übergab: ſein Schwager Erik Hakonſon bekam Northumberland, Thorkil der Hohe Oſtangeln und Eadric Mercia. Vor Ablauf des Jahres 1017 überzeugte er ſich jedoch von der Nothwendigkeit, Eadric zu entfernen, da es als ein Schimpf gefühlt werden mußte, daß die Angelſachſen von dieſem Verräther, der ſie ſo oft betrogen hatte, regiert werden und daß die Dänen ſeiner Dienſte bedürftig ſein ſollten. Eadric wurde daher zugleich mit verſchiedenen andern angelſächſiſchen Großen getödtet, welche Knut untreu geweſen zu ſein ſcheinen.[4]) Wenn Knut bei dieſer Gelegenheit und bei der Verbannung einzelner Mitglieder des alten Königsgeſchlechts[5]) auch hart oder, wie die Chroniken mitunter behaupten, grauſam geweſen iſt, ſo hat er doch ſicher mehr aus Politik als aus natürlicher Neigung gehandelt, und bald änderte er ſeine Handlungsweiſe.

Indeſſen war Knut nach dem Tode ſeines Bruders Harald, wahrſcheinlich im J. 1018[6]), auch König von Dänemark geworden. Theils um ſich den Beſitz zu ſichern, theils aber auch um einige unruhige Elemente, einige Dänen, welche ihre Stellung nicht recht begriffen hatten, von England zu entfernen, beſchloß er, einen Zug nach Dänemark zu machen. Die Abſicht Knut's mit dieſem Zuge lernen wir aus einem merkwürdigen Briefe[7]) kennen, den er unmittelbar nach ſeiner Heimkehr an ſein Volk erließ und worin er gleichſam ſeine ganze Stellung rechtfertigt. Derſelbe lautet ungefähr wie folgt: „Ich bezwang allen Zorn, welcher euch drohte, und in Zukunft habt ihr nichts von mir zu befürchten, ſolange ihr meine Leute haltet, wie es Recht iſt. Ich bitte meine Erzbiſchöfe und Biſchöfe, daß ſie ſorgſam ſeien für Gottes Recht, und ich bitte meine Ealdormen, den Biſchöfen Beiſtand zu leiſten zur Bewahrung von Gottes Recht, meines Königthums und des ganzen Volkes Wohl. Ich befehle Thorkil Jarl und allen meinen Gerefen, daß ſie alles Unrecht unterdrücken und gerecht urtheilen. Den Dieb darf niemand ſchonen. Man ſoll die Kirche fleißig beſuchen und die Feſttage und Faſten halten. Alle ſollen mir König Edgar's Geſetze halten." In dieſem Briefe tritt uns Knut's Regierungsprogramm entgegen: ſeine enge Verbindung mit der Kirche, ſein kräftiges, das Geſetz handhabendes Regiment und daneben große chriſtliche Milde. In einer Beziehung hatte Knut ſeine Anſicht verändert: er wollte für die Zukunft keine däniſchen Männer in den höchſten Poſten des Reiches haben; Jarl Thorkil mußte das Land verlaſſen (1021)[8]) und der Angelſachſe Godwin, welcher eine Schweſter von Knut's Schwager Ulf Jarl geheirathet hatte, nahm alsbald ſeinen Platz als derjenige der Umgebung des Königs ein, dem Knut das größte Vertrauen ſchenkte.[9]) Erik Jarl ſtarb einige Jahre ſpäter und nach kurzem Verlaufe waren die meiſten däniſchen Lehnsmänner von Angelſachſen abgelöſt.[10])

Im J. 1023 unternahm Knut einen Zug nach einem

2) Freeman, Norman Conquest I, 438, Appendix Note g. 3) Freeman, Norman Conquest I, 451 fg.

4) Vgl. Freeman I, 456 fg. ſammt Steenſtrup l. c. 294 fg. 5) So König Edmund's Bruder Eadwig und ein anderer Prinz Eadwig. Edmund's Söhne wurden nach Polen und Ungarn geſandt. Freeman I, 455; II, 368 fg.; Steenſtrup 308. 6) Was Harald betrifft, vgl. Steenſtrup 308—310 u. 435—437. 7) Dieſer Brief iſt in den „Forſchungen zur deutſchen Geſchichte" XIV, 392 fg. abgedruckt; eine Ueberſetzung findet ſich in Stubbs' Selected charters und in Steenſtrup's Danske og Norske Riger 313 fg. 8) Die alte Ausdrucksweiſe war, daß der Betreffende für exlex (utlah) erklärt wurde, worunter man jedoch zunächſt eine politiſche Landesverweiſung verſtand. Siehe Steenſtrup l. c. 319 fg. 9) Siehe Freeman's ausführliche Beurtheilung der Geſchichte Godwin's Norman Conquest I und II. 10) Freemann I, 473—477.

Digitized by Google

der öſtlichſten Punkte ſeiner Reiche, nämlich nach Rügen. Von alters her war Jomsborg eine zur Züchtigung der Wenden angelegte däniſche Feſtung; ſpäter war es eine halb unabhängige Wikingercolonie geweſen; jetzt war es wiederum dem Dänenkönige botmäßig geworden und von dort aus handhabte er ſeine Herrſchaft über mehrere andere Länder an der Südſeite der Oſtſee. Eine Reihe verſchiedener Quellen berichtet ferner, daß Knut Herr von Sembia, Sclavia, Eſthonia, pars Sclavorum und Withland (ein Land dicht bei und öſtlich von der Weichſelmündung[11]) war, weshalb man ſicher annehmen darf, daß Knut die Länder am Friſchen Haff beſeſſen hat. Es iſt jedoch ſchwierig, den geographiſchen Umfang ſeiner Macht in dieſen Gegenden näher zu beſtimmen.[12])

Einige Jahre ſpäter ſollte Knut zum Kampf gegen nordiſche Völker berufen werden. Er hatte Anſprüche auf Norwegen, wovon ein Theil ſeinem Vater Svend nach der Schlacht bei Svolder im J. 1000 zugefallen war; im J. 1015 war Olaf Haraldsſon, ein Abkömmling Harald Haarfagr's, nach Norwegen zurückgekehrt und hatte Knut's Statthalter, ſeinen Neffen Hakon Eriksſon, und deſſen Oheim Svend vertrieben. Olaf regierte mit vieler Strenge und ſein fanatiſcher Eifer, das Chriſtenthum zu erzwingen, hatte viele Misvergnügte geſchaffen, welche zum Theil das Land verließen und Knut gegen Olaf hetzten. Dieſer erkannte die Gefahr und verband ſich mit dem Schwedenkönige Anund Jakob und beide Könige zogen mit einer Flotte nach den däniſchen Küſten, um zu plündern. Als Knut hiervon Kunde erhielt, ſegelte er mit einer großen Flotte von England ab und traf die vereinigten Flotten bei Helgeaa in Schonen. Es gibt verſchiedene Berichte über den Hergang und Ausgang der Schlacht; es ſcheint jedoch ausgemacht, daß ſie nicht günſtig für Knut war; die Feinde erzwangen indeſſen keinen andern Vortheil als den ungehinderten Abzug längs der Küſten der Oſtſee in nördlicher Richtung, und als die ſchwediſchen Häuptlinge der langwierigen Fehde überdrüßig wurden, ſah König Anund ſich genöthigt die Flotte aufzulöſen und Olaf mußte über Land nach ſeinem Reiche zurückkehren.[13]) Dieſer Kampf fand wahrſcheinlich im Spätherbſte 1026[14]) ſtatt und Knut iſt ſo feſt davon überzeugt geweſen, daß das Land keiner fernern Gefahr ausgeſetzt ſei, daß er ſchon um Weihnachten deſſelben Jahres eine Pilgerreiſe unternahm. Zu jener Zeit beſuchten Könige und Fürſten Rom ſehr oft und es waren z. B. viele Fürſten der britiſchen Inſeln ſchon früher dahin gepilgert, aber Knut war der erſte däniſche König, welcher die heilige Stadt und St.-Peter's Grab beſuchte.

Ueber Flandern und Burgund erreichte er gegen Oſtern Rom und nahm theil an dem großen Feſte, welches in Veranlaſſung der Krönung Kaiſer Konrad's II. in der Peterskirche am Oſtertage ſtattfand. Nach beendeter Feierlichkeit begleiteten Knut und König Robert von Burgund den Kaiſer nach ſeinem Palaſte zurück. Außer dem Wunſche, an den heiligen Orten zu beten, hat dieſe Reiſe offenbar auch beſondere politiſche Zwecke gehabt. Die bei der Krönung gegenwärtigen Fürſten ſicherten denn auch ſeinen Unterthanen eine ruhigere, von den vielen Zollabgaben ungehemmte Reiſe, wenn ſie nach Rom pilgerten, und der Papſt billigte, daß die Erwerbung des Palliums zukünftig nicht mit ſo großen Geldabgaben verbunden ſein ſollte. Vielleicht ſind auch andere Fragen mit dem Kaiſer und den Fürſten verhandelt worden; ſo viel ſteht feſt, daß Konrad bald darauf ſein Recht auf die ſogenannte däniſche Mark oder das Land zwiſchen der Schlei und der Eider abtrat.[15])

Nach ſeiner Heimkunft war König Knut allen Ernſtes darauf bedacht, ſeine Forderungen auf Norwegen geltend zu machen und ſich an König Olaf zu rächen. Dieſes Vorhaben hatte er ohnehin ſchon in reichem Maße durch Beſtechung der Misvergnügten vorbereitet, und es war Olaf nicht verborgen, daß Knut's Abgeſandte das Land bereiſten und zum Abfall verlockten. Mit 50 Schiffen ſegelte Knut von England ab; dieſe Flotte wurde jedoch dermaßen in Dänemark vermehrt, daß er im Frühjahre 1028 mit 1440 Schiffen in Norwegen ankam. Bei Agder, wo er landete, und überall, wo er längs der Küſte hinzog, wurde er zum König erkoren und ihm endlich bei Nidaros als König von Norwegen gehuldigt. Olaf hatte jetzt nur noch Viken und die Hochlande (Upplönd) inne; als Knut ſich aber wieder bei Agder und Sarpsborg zeigte und ihm auch in Viken gehuldigt wurde, mußte er ſich nach Ringerike zurückziehen und bald darauf das Land verlaſſen. Nachdem Knut alsdann ſeinen Neffen Jarl Hakon zum Reichsverweſer eingeſetzt hatte, ſegelte er wieder nach Dänemark und das folgende Jahr nach England zurück.[16])

Auch in England erweiterte Knut ſeine Herrſchaft und kämpfte glücklich mit den Nachbarvölkern. Außer einigen kleineren Scharmützeln mit den Waliſen erwähnen wir der Fehde mit König Dunkan von Cumberland, in welcher dieſer gezwungen ward, Knut zu huldigen; ebenfalls unterwarfen Malkolm, der König von Schottland, und einige ſchottiſche Unterkönige (Jehmark und

11) Anglo-Saxon-Chronicle 1023 enthält die beſtimmte Nachricht: „her Cnut cyng for úd mid his scipum to Wihtlande“. Dieſes Land kann nicht Wight ſein, denn es heißt weiter „her Cnut cyning com eft to Englalande“, ſondern muß mit Hülfe von Wulfſtan's Reiſebericht dahin gedeutet werden, daß Withland an der Weichſel liegt, und daß „Witland belimped to Estum“. — Steenſtrup 322 fg. 12) Vgl. Voigt, Geſchichte Preußens I, 300 fg. — Hirſch und Breßlau, Jahrbücher des deutſchen Reichs unter Heinrich II., III, 485 fg. — Röpell, Geſchichte Polens I, 183. 13) Siehe Olafs Saga Helga, Kap. 145—146; Snorre, Olafs Saga, Kap. 156—168; Saxo, 518, 520; Munch, Det Norske Folks Historie I, 2. 725 fg.; Jörgenſen, l. c. 491 fg., Tilläg 55 fg. 14) In Knut's Briefe aus Rom 1027 erwähnt er eines neulich überſtandenen Kampfes „cum gentibus et populis, qui nos et regno et vita privare, si eis possibile esset, volebant sed non poterant, Deo scilicet virtutem eorum destruente“. Dieſes kann kaum auf etwas anderes als auf den Kampf bei Helgeaa Bezug haben. Vgl. Jörgenſen l. c.

15) Breßlau, Jahrbücher des deutſchen Reichs unter Konrad II., I, 139, 146—147; Steenſtrup l. c. 356, 399. 16) Vgl. Munch, Norske Folks Historie I, 746—764.

Digitized by Google

Macbeth) ſich ſeiner Herrſchaft. Man will jedoch wiſſen, daß Schottland ſich bald wieder losgeriſſen habe.[17])

Obgleich König Knut alſo ein großer Eroberer und Krieger war, ſo gibt ſeine Leitung der innern Angelegenheiten ihm doch ohne Zweifel einen werthvolleren Anſpruch auf das geſchichtliche Andenken und eine ſchönere Berechtigung zum Beinamen des Großen. Er baute das verfallene angelſächſiſche Reich wieder auf; er vollendete die Einführung des Chriſtenthums in Dänemark; er ſchuf um den König einen feſten Stamm vornehmer und angeſehener Krieger und trug auf dieſe Weiſe zur Bildung eines Landadels in Dänemark bei; endlich gab er gute Geſetze. Wir wollen alle dieſe Punkte näher in Augenſchein nehmen.

Nicht nur die den Gründern neuer Dynaſtien ſo häufig eigenthümliche Politik, der Kirche eine Freundeshand zu reichen, ſondern auch wahre Gottesfurcht bewog Knut dazu, im engſten Bündniſſe mit der Geiſtlichkeit zu wirken. Es ſtimmt ohnehin mit ſeiner Verſöhnungspolitik überein, das Unheil und die Zerſtörungen der wilden Wikinger wieder gut zu machen; daher ließ er die von ihnen niedergebrannten oder auf andere Weiſe beſchädigten Kirchen wieder aufbauen oder aufs neue ſchmücken. Zahlreiche Gaben wurden an Kirchen und Klöſter ſelbſt außerhalb der Landesgrenze geſchenkt.

In Dänemark wurde das Heidenthum von nun an gänzlich verdrängt. Kirchen wurden gebaut[18]) und viele Prieſter von England berufen, nämlich Angelſachſen und Anglo-Dänen, ſicher aber auch Franzoſen und Deutſche, von denen bei der damals zwiſchen der engliſchen und weſteuropäiſchen Kirche ſtattfindenden lebhaften Verbindung nicht wenige in England die gottesdienſtlichen Handlungen verrichteten. Auch Klöſter wurden in Dänemark gegründet, wohingegen man in Norwegen wol erſt einige Menſchenalter ſpäter an Klöſter dachte.[19]) Trotz des Anſchluſſes an die engliſche Kirche wurde es auf das ausdrückliche Verlangen des Erzbiſchofs von Bremen beſtimmt, daß Dänemark zum bremiſchen Erzbisthum gehören ſollte. Wie ſehr die erwähnte Begünſtigung der Kirche mit Knut's Charakter und Gefühl übereinſtimmte, davon geben ſeine Gottesfurcht und ſeine hübſchen Aeußerungen über die Kirche, wie ſie in vielen ſeiner Briefe und Anordnungen vorkommen, hinlänglich Zeugniß.

Seine Macht in England ſtützte König Knut ferner durch Errichtung des Thingemannalid oder Witherlag.[20]) Gleichzeitig mit der Heimſendung eines Theils ſeiner däniſchen Flotte ließ er den Befehl zur Bildung einer eigenen Abtheilung ergehen, die aus denjenigen beſtehen ſollte, welche ſich durch Geburt und Vermögen auszeichneten und welche deshalb prächtige, mit Gold eingelegte Waffen tragen ſollten. Alle weniger Reichen zogen ſich daher zurück und es wurde ein aus 3000 Mann beſtehendes, in Viertel und „Sveiten" eingetheiltes Corps oder Lid errichtet, deſſen einzelne Mitglieder Hausmannen (Huskarle) hießen und einen feſten Lohn (male, máli) vom Könige empfingen, welcher zu dieſem Behufe eine Abgabe (heregyld oder Danegeld) vom Lande forderte. Dieſe Krieger, oder jedenfalls doch der größte Theil derſelben, waren ſtets um den König in London verſammelt, und aus den erhaltenen Geſetzbüchern erſieht man, daß ſie perſönliche Dienſte verrichteten, ſelbſt ihre Pferde warteten und beſonders zum Landkrieg verwandt wurden. Sie betrachteten einander als Brüder einer Art militäriſcher Gilde, in der ein hoher Grad von Gleichberechtigung herrſchte, und richteten einander gegenſeitig auf ihrem Ting (Huskarleſteſne). Das für die Hausmannen geltende Geſetz (Witherlagsret), welches urſprünglich aus Knut's Zeiten ſtammt, iſt in verſchiedenen Formen erhalten.[21])

König Knut gab auch gute Geſetze. So iſt aus ſeiner Zeit ein geiſtliches und ein weltliches Geſetz erhalten, ſammt einem Jagd- und Forſtgeſetz: constitutiones de foresta, deſſen Echtheit jedoch beſtritten wird.[22]) England beſtand damals aus mehrern Geſetzbezirken, indem die ſüdlichen Reiche Mercia und Kent in den Ueberbleibſeln einer verſchwundenen Zeit Geſetze beſaßen, welche von Weſſex' Recht abwichen, ſowie ſich denn auch in den däniſchen Gegenden ein eigenes Rechtsverfahren, Danelag, gebildet hatte. Das weſtſächſiſche Recht hatte inzwiſchen einen Haupteinfluß auf die Geſetze der andern Landſchaften geübt, und das Danelag, welches urſprünglich 15 Shire im Norden und Oſten umfaßte, hatte ſich allmählich etwas in nördlicher Richtung zurückgezogen. Das Danelagsrecht hatte übrigens ſtark auf das angelſächſiſche Recht eingewirkt, und die engliſchen Könige hatten das nordiſche Recht ſehr bald zur Richtſchnur genommen, beſonders was Adminiſtration, Münzweſen, Abgaben und Militärorganiſation betrifft. Vom Norden her war auch ein neuer Geiſt in das engliſche Strafgeſetz gedrungen, welches einen ſtrengeren und

17) Unter andern Ländern, über welche Knut eine gewiſſe Herrſchaft ausgeübt haben ſoll, pflegt man Schweden und Irland zu nennen und dieſe Behauptung auf gewiſſe Münzformen zu ſtützen; alle hierfür angeführten Gründe beweiſen jedoch nichts. Vgl. Steenſtrup, Danske Riger etc., 329 fg. und 397 fg. 18) Ueber Bisthümer zu Knut's Zeiten ſ. Jörgenſen 449 fg., Anhang 84 fg. 19) Die Tradition von dem zu Knut's Zeiten errichteten Kloſter auf Munkholm ſcheint durch Verwechſelung des monasterium S. Benedicti de Holm in Norwegia mit monast. S. Benedicti de Holm in Norfolc entſtanden zu ſein. Vgl. Steenſtrup 365. 20) Einige Sagas erwähnen eines Thingamannalid ſchon zu Svend Tjugeſkäg's Zeiten; damals iſt zwar wol an ein ähnliches Heercorps gedacht worden, jedoch nicht mit einer ſo eigenthümlichen Ordnung wie zu Knut's Zeiten. Andere Quellen nennen entſchieden Knut den Großen als Stifter. Steenſtrup, Danelag 135 fg.

21) Es gibt einen däniſchen Text außer einem von Svend Ageſön (am Schluſſe des 12. Jahrh.) verfaßten lateiniſchen, ſowie auch ausführliche Nachricht über die Geſetze bei Saxo. Den Text findet man bei Kolderup Roſenwinge, Gamle danske Love, Vol. V; bei Saxo (ed. Müller) S. 525—536 und bei Langebeck, Scriptores Rerum Danicarum, Vol. III, 139—164. Ueber das Verhältniß dieſer Textformen ſiehe Kinch in Aarbøger for nordisk Oldkyndighed og Historie 1875, 252 fg. 22) S. Thorpe, Ancient Laws, 153 fg. und Schmid, Geſetze der Angelſachſen, 2. Auflage, 250—321.

Digitized by Google

feſteren Charakter annahm, wie ſich denn auch eine veränderte Auffaſſung der Arten der Verbrechen geltend machte. Dieſer Einfluß, welcher ſchon früher begonnen hatte, wuchs unter Knut's Regierung. Seine Geſetze zeichneten ſich aber ferner dadurch aus, daß ſie einſchärften, es ſei kein Unterſchied zwiſchen dem göttlichen und dem menſchlichen Geſetze; daß ein jeder Bürger Gott lieben und ehren und das Chriſtenthum halten, Knut den König aber ebenfalls mit wahrer Treue lieben ſolle, ſodaß die Liebe zum König nur ein Theil der Gottesfurcht iſt; das Eigenthum der Kirche ſolle beſchützt und der Gottesdienſt und die Faſten gehalten werden. Ferner gebot Knut, die Unantaſtbarkeit des Eigenthumsrechts ſtreng zu überwachen, und durch eine Reihe von Vorſchriften ſchützte er die Heiligkeit der Ehe, die Sittſamkeit und das Familienleben.[23]) Er gab viele Regeln für die Steuern und Abgaben; dennoch hörte man während ſeiner Regierung keine Klagen über harte Abgaben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Knut auf ähnliche Weiſe in Dänemark gewirkt hat; die mangelhaften Quellen laſſen uns eine ordnende Hand hier jedoch nur auf dem Gebiete des Münzweſens erkennen.[24])

König Knut's Reich war jedoch zu groß, um lange unter Einem Scepter vereint bleiben zu können. Das Nachbarland, die Normandie, wo Aethelred's Familie ſich aufhielt, fing an, ſeine Macht zu fürchten und ihm zu drohen; es wurde indeß Friede geſchloſſen.[25]) Norwegen dagegen fiel noch vor ſeinem Tode ab. Hakon, den Knut als Statthalter eingeſetzt hatte, ſcheint der ihm geſtellten Aufgabe nicht gewachſen geweſen zu ſein, was Knut auch wol erkannt hat; er wurde daher nach England berufen, ertrank aber vor Caithneß. Inzwiſchen hatte Olaf Haraldsſon ein Heer in Rußland und Schweden geſammelt, mit welchem er durch Jemteland und Verdalen zog; die Bauern erhoben ſich aber gegen ihn und es wurde am 29. Juli 1030 die denkwürdige Schlacht bei Stikleſtad geliefert, in welcher Olaf geſchlagen wurde und fiel.[26]) Knut ſandte darauf ſeinen Sohn Svend, welcher bislang Jomsborg verwaltet hatte, nach Norwegen, da er aber noch ſehr jung war, ſo wurde ſeine Mutter Aelfgifa die eigentliche Regentin. Dieſe Aelfgifa (Alfifa), die eine Tochter des Ealdorman Aelfhelm war, in ihrer Heimat aber gewöhnlich nach Northampton, der Heimat ihrer Mutter Wulfrun, benannt wurde, war ſchon früh in ein Verhältniß zu Knut getreten und hatte ihm die beiden Söhne Harald und Svend geboren; Knut verließ ſie aber, um ſich mit Emma zu vermählen. Aelfgifa wird als ein intrigantes und herrſchſüchtiges Weib geſchildert, ſie machte ſich bald in Norwegen verhaßt, obgleich man nichts gegen ihren Sohn einzuwenden hatte. In den Sagas und einzelnen Geſetzen findet man Verordnungen erwähnt, die ſie gegeben haben ſoll und die ſowol ſtreng als unbillig genannt werden.[27]) Die Alfifazeit war daher lange als eine der ſchlimmſten Perioden in der Geſchichte Norwegens berüchtigt. Die neuern Unterſuchungen dieſer Geſetze wollen jedoch nicht einräumen, daß dieſelben ſo ungewöhnlich und unbillig waren, und Widerwille gegen die Fremdherrſchaft, in Verbindung mit dem Eintreffen mehrerer harter Miswachsjahre, iſt wol die eigentliche Urſache der Erhebung geweſen. Man fing an, den Tod des frommen Königs Olaf, deſſen Heiligkeit deutlich aus den an ſeinem Grabe ſtattfindenden Mirakeln hervorging, zu bedauern, und die Bauern wandten daher ihren Blick auf ſeinen Sohn Magnus; und als dieſer von Rußland herbeigeholt ward, verließen alle den König Svend und ſeine Mutter, welche ſich daher genöthigt ſahen, das Land zu verlaſſen und nach Dänemark zu fliehen.

So ſtand es im Reiche, als Knut den 12. Nov. 1035, kaum 40 Jahre alt, zu Shaftesbury ſtarb.[28])

Knut war unbeſtritten reich von der Natur begabt; er war im Beſitze bedeutender Talente als Krieger und Diplomat, beſonders doch vielleicht als Regent und Geſetzgeber. Die Sage beleuchtet ſeine Frömmigkeit in der Erzählung, wie er, als er am Strande wanderte und das Meer ſeine Wogen nicht zurückziehen wollte, Gottes Allmacht und Größe pries und darauf ſeine Krone auf dem Altare einer Kirche zum Opfer brachte. Eine andere Tradition gibt uns ein Zeugniß ſeines poetiſchen Gemüthes, indem ſie ihn in einen Geſang, von dem eine Strophe bewahrt iſt, ausbrechen läßt, als er eines ſchönen Wintertages über den See beim Kloſter Ely ſegelte. Mitunter ſcheint ſich ein Hang zur Grauſamkeit in ſeinem Charakter zu äußern: man erinnere ſich aber, daß die von der Tradition erwähnten Ermordungen von Nebenbuhlern und Feinden aus ſeinen erſten Regierungsjahren datiren und daß neuere Unterſuchungen bewieſen haben, daß eine Ermordung entweder nicht ſtattgefunden hat, oder daß die Strafe wohl verdient geweſen iſt. Auch ein Beiſpiel wilder Heftigkeit hat man in der Erzählung von dem Todtſchlage ſeines Schwagers Ulf. Dieſer letztere, der als Erzieher des Knaben Hardeknut zum Statthalter in Dänemark ernannt worden war, ſoll einſtmals, als der Feind ins Land fiel, Hardeknut zum König haben ausrufen laſſen, worüber Knut heftig erboſte, und als Ulf ihn an die unglückliche Schlacht bei Helgeaa erinnerte, ſoll Knut ihn vor dem Altare in der roeskilder Kirche haben tödten laſſen. Es gibt indeſſen Quellen,

23) In Betreff des übrigen Einfluſſes der Dänen in England während der Wikingerzeit verweiſen wir auf Worſaae, Minder om de Danske og Nordmændene i England, Skotland og Irland, 1851; ins Deutſche überſetzt: Die Dänen und Nordmänner in England, Schottland und Irland (Leipzig 1852); auf engliſch: An account of the Danes and Norwegians in England (London 1852). — Worſaae, Den danske Erobring of England og Normandiet (1863). — Worſaae, La civilisation Danoise à l'époque des Vikings, in Mém. des Antiquaires du Nord (1878—1879). — Steenſtrup, Normannerne, Vol. I—IV. 24) Ueber König Knut's däniſche Münzen ſiehe Kr. Erslev in Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed (1875), S. 123 fg. 25) Freeman I, 520—528. 26) Munch I, 2. 776—812.

27) Siehe Munch I, 2. 815—821 und Steenſtrup, Danske Riger, 383—392. 28) Viele Mitglieder ſeiner Familie waren ſchwächlich und ſtarben früh; ſeine vier Kinder ſtarben alle im Alter von 20—26 Jahren. Steenſtrup, Danske Riger 427—429.

Digitized by Google

welche bezeugen, daß Ulf Jarl während des Einfalles der Schweden eine ziemlich zweideutige, vielleicht verrätheriſche Rolle geſpielt hat, ſodaß die Strafe ihn wol nicht unverdient traf. Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß Knut ein großer Diplomat war, dem es leicht ward, durch Schmeichelei und liſtiges Verfahren ſich Anhänger zu gewinnen. Dieſe weniger guten Züge ſeines Charakters dürften jedoch durch ſeine Demuth vor Gott, ſeine Religioſität und ſeine Herzensgüte vollkommen aufgewogen werden, und es gereicht ihm zum größten Ruhm, daß er die ſchwierige Aufgabe, ſich bei dem überwundenen engliſchen Volke beliebt zu machen, zu löſen verſtand, indem er gleichzeitig ſeine Macht und die Nation dermaßen zu lenken verſtand, daß man, ſolange er den Thron Englands bekleidete, niemals von Aufruhr, Bürgerkrieg oder feindlichen Angriffen irgend etwas vernahm.[29]) Seine Zeitgenoſſen gaben ihm daher auch den Beinamen „hin Rike", das heißt der Mächtige; etwas ſpäter entſtand der Name „der Alte", zur Unterſcheidung von den nachfolgenden Königen des Namens Knut; mit Recht aber trägt er zugleich den Namen „der Große", den man jedoch erſt am Schluſſe des 12. Jahrh. antrifft.

Das von König Knut geſtiftete Reich war zu umfangreich und aus gar zu verſchiedenen Theilen zuſammengeſetzt, um nach ſeinem Tode beſtehen zu können, und er hat auch wahrſcheinlich ſelbſt daran gezweifelt, daß es in ſeinem ganzen Umfange erhalten werden könne; dies ſcheint daraus hervorzugehen, daß er ſeine Söhne ſchon früh zu Verweſern einzelner Lande beſchied, und es mag wol nur ſeine Abſicht geweſen ſein, die verſchiedenen Reiche den Mitgliedern ſeiner Familie zu erhalten. Er hatte ja auch keine Gemeinſchaft unter den verſchiedenen Reichen zu Wege gebracht, ſondern hatte jedes ſich ſelbſt regieren laſſen.

Außer einer Tochter, Gunhild, welche 1036 Kaiſer Konrad II., Sohn Heinrich's III., heirathete, allein ſchon 1038[30]) ſtarb, hinterließ Knut die beiden Söhne Hardeknut, welcher ſich in Dänemark aufhielt und König dieſes Landes wurde, und Harald Haſenfuß, Alfifa's Sohn[31]), welcher ſich der Herrſchaft in England bemächtigte. Nachdem Harald 1040 geſtorben war, erbte Hardeknut England; ſein früher Tod 1042 entriß den Dänen jedoch für immer die Herrſchaft über dieſes Reich. Knut's Söhne hatten ſich durch ſchwere Auflagen und ſchlechte Regierung unbeliebt gemacht, deshalb ging das Land auf ein Mitglied der alten angelſächſiſchen Königsfamilie, Edward den Bekenner, über. *(Johannes Steenstrup.)*

KNUTSSON (Tyrgils oder Torkel), einer der während des 14. Jahrh. mächtigſten einheimiſchen ſchwediſchen Familien angehörend, Marſchall während der letzten Zeit der Regierung des Königs Magnus Ladulås und bei dem Tode dieſes Königs 1290 derjenige, der im Namen des erſt zehnjährigen Königs, Birger Magnusſon, die Regierung führte. Mit Kraft und Klugheit führte er dieſe ſeine ſchwierige Aufgabe durch, nicht nur in den innern Angelegenheiten, ſondern auch in der auswärtigen Politik. Nach Finland veranſtaltete er mehrere Kriegszüge, um die heidniſchen Karelen zum Chriſtenthum zu bekehren; dieſe hatten ſich nämlich als gefährliche Nachbarn der Schweden in Finland gezeigt. Als die Schweden jetzt ihre Macht über Karelen auszudehnen verſuchten, kam es zu einem Zuſammenſtoße mit den Ruſſen, die zu dieſer Zeit ihre Hauptſtadt in Nowgorod hatten. Die von den Schweden aufgeführte Feſtung Viborg ſuchten die Ruſſen einzunehmen, aber ohne Erfolg; eine andere von den Schweden in der Nähe der Mündung der Newa aufgeführte Feſtung, genannt Landskrona, fiel aber bald in die Hände der Ruſſen. In den Streitigkeiten zwiſchen Dänemark und Norwegen gelang es Tyrgils Knutsſon, die Neutralität mit beiden Ländern zu bewahren. Im Innern ſetzte der Marſchall die ſchon von Birger Jarl und Magnus Ladulås angefangene Arbeit der Verbeſſerung der Geſetzgebung fort. Im Verhältniſſe zu der Kirche wahrte Tyrgils kräftig die Rechte des Staats und wagte ſelbſt dem Papſte Bonifacius VIII. Trotz zu bieten, indem er, als er die Privilegien der Kirchen und Klöſter erneuerte, eine weſentliche Veränderung einführte, die nämlich, daß Kriegsſteuer auch für die Güter der Kirche bezahlt werden mußte, ſobald eine ähnliche Steuer dem ganzen Lande aufgelegt wurde. Auch nachdem Birger volljährig war, verblieb Tyrgils einige Jahre der eigentliche Regent, und als er ſchließlich im J. 1303 die Regierung ganz und gar abgab, behielt er die Stellung als Marſchall, obwol ſein Einfluß ſich allmählich verminderte. Die beiden Brüder des Königs, Erik und Waldemar, hatten große Theile des Reiches als Lehn erhalten, und die bedeutende Stellung, die dies ihnen gab, veranlaßte bald Neid und Uneinigkeit zwiſchen ihnen und dem Könige, die zuletzt in offene Feindſchaft ausbrach. Diesmal wurde der Streit jedoch bald beigelegt und Friede zwiſchen den Brüdern geſchloſſen, aber es geſchah auf Koſten Tyrgils Knutsſon's. Die Herzoge ſahen in ihm ein Hinderniß für ihre Pläne gegen den König, und es gelang ihnen, dem Könige Mistrauen gegen ſeine kräftigſte Stütze einzuflößen. Der Marſchall wurde plötzlich im December 1305 gefangen genommen, ſchimpflich behandelt und am 10. Febr. 1306 in der Nähe von Stockholm enthauptet. Nicht ohne Grund glaubt man, daß die Herzoge bei ihrer Conſpiration gegen Tyrgils eine kräftige Hülfe in dem Haſſe der Prieſter gegen Tyrgils für ſeinen oben erwähnten Angriff auf ihre Privilegien gefunden haben. Lange dauerte es nicht, bis Birger zu bereuen hatte, was er gethan hatte. *(O. Printzsköld.)*

KNYSCHIN, Stadt im bjeloſtokſchen Kreiſe des europäiſch-ruſſiſchen Gouvernements Grodno, unter dem 53° 19′ nördl. Br. und 40° 35′ öſtl. L. am rechten Ufer der Jaskranka, in einer von Sümpfen und dem See Sigismund Auguſt umgrenzten Niederung gelegen. Knyſchin gehörte am Anfange des 16. Jahrh. dem Wojwoden Nikolaus Radziwill, deſſen Sohn, Biſchof von Schmu-

29) Klagen über den Uebermuth und die Gewaltthätigkeiten der Dänen werden erſt unter Knut's Söhnen laut. Freeman I, 492. 30) Steindorff, Heinrich III., I, 34 fg., 41 fg. 31) Sein Bruder Svend war 1036 geſtorben.

dien und Erzieher des Königs Sigismund Auguſt, die Stadt an letztern abtrat. Sigismund Auguſt lebte hier längere Zeit vor ſeiner Thronbeſteigung in dem von einem großen Thiergarten umgebenen Schloſſe. Im J. 1568 erhielt Knyſchin das Magdeburger Recht. Im J. 1572 ſtarb hier Sigismund Auguſt; 1574 wurde Knyſchin von Stefan Bathory dem Grafen Iwan Samojski geſchenkt, kam aber bald darauf nach dem Tode von deſſen Sohn wieder in den Beſitz der Krone, ſpäter in den der Fürſten Radziwill und von dieſen an die Grafen Kraſinski, bis es 1807 an die ruſſiſche Krone fiel. Im Schwediſchen Kriege wurde Knyſchin mehrmals von den Schweden geplündert. Im J. 1561 hatte die Stadt 680 Häuſer, im J. 1775 nur noch 227. Gegenwärtig hat Knyſchin 275 Häuſer, eine griechiſche und eine katholiſche Kirche, eine Synagoge und eine jüdiſche Gebetſchule, 15 Kaufläden, 3 Tuchfabriken und 4247 Einwohner. Der Handel der Stadt iſt unbedeutend. Die ſechs Jahrmärkte ſind wenig beſucht und unterſcheiden ſich faſt gar nicht von den gewöhnlichen Wochenmärkten.

(A. von Wald.)

KOBALT, Zeichen Co, Atomgewicht 58,6. Zweiwerthiges, zur Eiſengruppe gehöriges Metall. In der bergmänniſchen Sprache findet ſich das Wort Kobalt ſchon gegen Ende des 15. Jahrh. Urſprünglich bezeichnete man mit Kobalt oder Kobold eine Art von Berggeiſt; ſpäter wurde dieſe Benennung auch auf gewiſſe Erze übertragen, welche beim Schmelzen kein Metall lieferten, weil ſich die Bergleute von böſen Geiſtern geneckt glaubten. Schon Baſilius Valentinus, der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. lebte, wie auch Paracelſus (1493—1541) und Agricola (1494—1555), thun des Wortes Kobalt in dieſer zweifachen Bedeutung Erwähnung. Später erſt, in der erſten Hälfte des 16. Jahrh., wurde durch einen Glasmacher Chriſtoph Schürer im Erzgebirge die blaufärbende Eigenſchaft der Kobalterze zufällig entdeckt, als er aus Schabernack ſeinem Herrn eine Kobaltſtufe in den Glashafen warf. Bemerkenswerth iſt, daß in antiken Glasflüſſen Kobalt aufgefunden worden iſt. Die Kenntniß, daß gewiſſe Erze das Glas blau färben, muß aber bei den Alten eine ſehr unſichere und beſchränkte geweſen ſein, denn nirgends wird dieſelbe erwähnt, und die meiſten alten blauen Gläſer ſind durch Kupferoxyd gefärbt. Der ſchwediſche Chemiker Brandt war der erſte, welcher die Behauptung aufſtellte, daß die blaufärbende Eigenſchaft gewiſſer Erze von einem eigenthümlichen Metall herrühre, welches er Kobaltkönig nannte; er wies nach, daß die Färbung der Smalte nicht, wie man damals behauptete, auf der Wirkung des Arſeniks und Eiſens beruhe, die gewöhnlich in den Kobalterzen vorkommen. Im J. 1733 ſtellte er das Metall, jedoch in unreinem Zuſtande, dar und erkannte deſſen magnetiſche Eigenſchaften und ſeine Strengflüſſigkeit. Bergmann beſtätigte 1780 dieſe Beobachtungen und ſeit dieſer Zeit ſind Kobalt und ſeine Verbindungen Gegenſtand der Unterſuchungen vieler Chemiker geworden.

Während früher nur die Kobaltverbindungen und zwar zur Herſtellung von Farben benutzt wurden, hat man namentlich in den letzten Jahren die Verarbeitungsfähigkeit des Metalls kennen gelernt und es ſteht zu erwarten, daß die techniſche Verwendung deſſelben bald eine allgemeinere werden wird.

Kobalt kommt gediegen nur im Meteoreiſen vor, mit Nickel und Eiſen verbunden (0,2—1,0 Proc.). Im Mineralreiche findet es ſich gewöhnlich in Verbindung mit Arſen, Schwefel oder Sauerſtoff. Die Kobalterze ſind nicht ſehr verbreitet; die wichtigſten ſind:

Speiskobalt oder Arſenkobalt (Smaltin), $Co(Ni,Fe)As_2$, mit 28,19 Kobalt und 71,81 Arſen in der Normalmiſchung, theils derb und eingeſprengt, theils in metallglänzenden, zinnweißen, ſpröden Kryſtallen des Teſſeralſyſtems. Vorkommen hauptſächlich in Annaberg und Schneeberg in Sachſen. Er bildet das wichtigſte Kobalterz des Königreichs Sachſen.

Glanzkobalt (Kobaltin), $CoAsS$ mit 35,36 Kobalt, 45,00 Arſen und 19,14 Schwefel, röthlich ſilberweiße, metallglänzende teſſarale Kryſtalle, oft eingeſprengt und derb. Fundorte: Tunaberg und Vena (Schweden), Skutterud (Norwegen), Siegen und am Kaukaſus.

Kobaltkies (Kobaltnickelkies oder Schwefelkobalt), Co_3S_4, meiſt $(NiS,CoS,FeS)(Ni_2S_3,Co_2S_3,Fe_2S_3)$ mit 11—25,6 Kobalt und 29—42,6 Nickel. Kryſtalliniſch teſſaral, auch derb und eingeſprengt. Hauptſächlich in Nordamerika vorkommend.

Erdkobalt- oder Kobaltmanganerz, Kobaltſchwärze (ſchwarzer Erdkobalt), $(CoMn)O,2MnO_2+4H_2O$. Amorph in bläulichſchwarzen, erdigen, traubigen, nierenförmigen Maſſen oder als Anflug; hauptſächlich bei Saalfeld in Thüringen.

Glaukobot oder Kobaltarſenkies, $(Fe,Co)AsS$ mit 24,77 Kobalt, 11,90 Eiſen, 43,20 Arſen und 20,21 Schwefel. Fundort: Huasco in Chili. Er dient zur Bereitung der Smalte.

Kobaltblüte (Erythrin oder rother Erdkobalt), $Co_3(AsO_4)_2+8H_2O$ mit 37,55 Kobaltoxydul, 38,25 Arſenſäure und 23,90 Waſſer. Zarte, büſchel- oder ſternförmig gruppirte, pfirſichrothe, monokline Nadeln, oft auch als erdiger Ueberzug. Zerſetzungsproduct kobalthaltiger Kieſe, beſonders des Speiskobalts. Vorkommen: Schneeberg, Annaberg, Saalfeld, Riechelsdorf.

Kobaltbeſchlag, Gemenge von Kobaltblüte mit arſeniger Säure.

Kobaltvitriol, Bieberit, $CoSO_4+7H_2O$, entſtanden durch Zerſetzung von ſchwefelhaltigem Speiskobalt. Er findet ſich bei Bieber im Hanauiſchen und bei Siegen.

In den meiſten Kobalterzen wird das Metall theilweiſe durch die in ihren Verbindungsverhältniſſen ſehr ähnlichen Metalle Nickel, Eiſen und Mangan vertreten, wie ſich in den Nickelerzen auch ſtets Kobalt vorfindet. Letzteres iſt deshalb ein ſehr werthvolles Nebenproduct bei der Verarbeitung der Nickelerze auf Metall. Außerdem treten in den Kobalterzen oft auf Kupfer, Wismuth, Silber, Blei u. ſ. w. Der Gehalt der Kobalterze an Metall wird durch das ſogenannte „Probiren" derſelben entweder auf trockenem oder naſſem Wege ermittelt. Man erfährt durch dieſes Verfahren entweder direct den Kobaltgehalt

Digitized by Google

oder die blau tingirende Kraft (Dicke) und Schönheit der Farbe (Smalte), welche beim Zuſammenſchmelzen kobalthaltiger Erze und Producte mit verſchiedenen Mengen von kieſelſaurem Kalium (Smalteproben, Proben auf Blaufarbenglas) entſteht. Auf trockenem Wege werden namentlich nach Plattner's Verfahren faſt ebenſo genaue Reſultate erlangt wie durch die Analyſe (vergl. Muspratt's Chemie, 3. Aufl. 3. Bd. p. 1914). Die naſſen Probirmethoden können entweder gewichtsanalytiſch (ſiehe ſpäter) oder nach Winkler[1]) volumetriſch ausgeführt werden.

Die Kobalterze werden zunächſt meiſt einer Aufbereitung unterworfen und zwar die reineren und reicheren direct zur Kobaltgewinnung verwendet, unreine und ärmere dagegen zunächſt auf die beim Nickel näher zu beſchreibende Weiſe auf eine Speiſe oder einen Stein verſchmolzen. Meiſt ſind zur Gewinnung des Kobalts und ſeiner Präparate aus Erzen, Lechen und Speiſen vier Operationen nothwendig, nämlich 1) die Entfernung des Arſens, 2) die Abſcheidung von Kupfer, Blei, Wismuth u. ſ. w., 3) die Beſeitigung des Eiſenoxyds und endlich 4) die Trennung des Kobalts vom Nickel. Für die Reindarſtellung des Kobalts ſind verſchiedene Wege vorgeſchlagen worden, was darin ſeinen Grund hat, daß nicht jeder Weg für alle Verhältniſſe paßt. In der Folge finden ſich die brauchbarſten Abſcheidungsmethoden kurz angegeben.

Nach Liebig[2]) wird 1 Theil des gut gepulverten und geröſteten Erzes mit 3 Theilen ſaurem ſchwefelſaurem Kalium zuſammengeſchmolzen und zwar der Art, daß man das fein geriebene, geröſtete Erz in kleinen Antheilen in das in einem irdenen oder gußeiſernen Tiegel geſchmolzene Salz einträgt und ſo lange mit dem Erhitzen fortfährt, bis die im Anfange ſich teigartig verdickende Subſtanz ſpäter wieder ſich verflüſſigt hat und keine weißen Nebel von Schwefelſäure mehr ausſtößt. Durch Ausziehen der gepulverten Schmelze mit kochendem Waſſer erhält man eine Löſung von ſchwefelſaurem Kobaltoxydul und ſchwefelſaurem Kalium. Der ungelöſte Rückſtand beſteht aus arſenſauren Metalloxyden (namentlich arſenſaurem Eiſenoxyd). Iſt der Arſengehalt der geröſteten Erze zu bedeutend oder der Eiſengehalt zu gering, ſo kann auch arſenſaures Kobaltoxydul im Rückſtande bleiben. In einem ſolchen Falle ſetzt man vor dem Schmelzproceſſe calcinirten, mit $^1/_{10}$ Salpeter vermiſchten Eiſenvitriol hinzu. Da das Eiſenſalz beim Glühen vollſtändig in Schwefelſäure und Eiſenoxyd, oder wenigſtens in ſchwer lösliches baſiſches Salz zerſetzt wird, ſo gehen von demſelben höchſtens Spuren in Löſung. Das Nickel bleibt theils als arſenſaures Nickeloxydul, theils als baſiſch ſchwefelſaures Nickeloxydul ungelöſt zurück. Die erhaltene Löſung wird mit Schwefelwaſſerſtoff behandelt und das Kobalt, nach Entfernung der abgeſchiedenen Schwefelmetalle durch Filtration, mittels kohlenſauren Kaliums ausgefällt. Das Liebig'ſche Verfahren zur Abſcheidung reinen Kobalts eignet ſich nicht für die Fälle, wo manganhaltige Erze vorliegen. Nach Wackenroder[3]) kann aus einer manganhaltigen Kobaltlöſung leicht das Mangan abgeſchieden werden. Verſetzt man nämlich die ſchwachſaure Kobaltlöſung mit eſſigſaurem Kalium und leitet hierauf Schwefelwaſſerſtoff durch die Flüſſigkeit, ſo fällt nur Schwefelkobalt aus, da Schwefelmangan in Eſſigſäure löslich iſt.

Nach Wöhler[4]) wird das ungeröſtete, fein gepulverte Kobalterz mit dem gleichen Gewicht Schwefel und dem dreifachen Gewichte Pottaſche in einem irdenen Tiegel zuſammengeſchmolzen, bis die Gasentwickelung aufgehört hat. Die Schmelze enthält nun Schwefelmetalle und das Schwefelarſen bildet mit dem entſtandenen Schwefelkalium ein lösliches Salz (Kaliumſulfarſeniat), welches mit Waſſer ausgezogen werden kann, während Schwefelkobalt, gemengt mit Schwefelnickel, Schwefeleiſen u. ſ. w. als metallglänzendes kryſtalliniſches Pulver ungelöſt bleibt. Durch Wiederholung des Schmelzproceſſes mit Schwefel und Pottaſche kann daſſelbe von den letzten Spuren Arſen befreit werden. Nach Berzelius iſt es aber wirkſamer, mit ſchwefelſaurem Kalium und Kohle zu glühen, weil dann unmittelbar Schwefelkalium entſteht, wodurch das Arſen leichter aufgenommen wird. Die Schwefelmetalle werden in Salzſäure oder Schwefelſäure gelöſt. Zur Abſcheidung des Eiſens iſt es erforderlich, daß daſſelbe in Form von Oxyd in der Löſung enthalten iſt; man erhitzt aus dem Grunde die ſalzſaure Löſung der Metalle mit chlorſaurem Kalium oder Salpeterſäure. Wird hierauf in der Siedehitze die Flüſſigkeit mit einer Auflöſung von kohlenſaurem Natrium verſetzt, ſo ſcheidet ſich, noch ehe dieſelbe vollkommen neutral iſt, ſämmtliches Eiſen als baſiſches Salz ab, und man kann faſt genau neutraliſiren, weil nicht eher kohlenſaures Kobaltoxydul ausfällt, als bis alles Eiſenoxyd niedergeſchlagen iſt. Durch Behandlung der vom abgeſchiedenen Eiſen durch Filtration getrennten Flüſſigkeit mit Schwefelwaſſerſtoff werden Kupfer, Blei, Wismuth u. ſ. w. entfernt und man hat nun eine Löſung, die neben Kobalt noch Nickel enthält.

Zur Trennung beider Metalle kann das Verfahren von Laugier und Phillips[5]) angewendet werden. Nach demſelben fällt man die eiſenfreie Löſung von Kobalt und Nickel mit überſchüſſiger Oxalſäure, löſt den Niederſchlag oxalſaurer Salze in Ammoniak und läßt ihn in einer Abdampfſchale offen ſtehen. Nach längerer Zeit beginnt ſich unlösliches oxalſaures Nickeloxydul-Ammoniak abzuſcheiden, während oxalſaures Kobaltoxydul-Ammoniak gelöſt bleibt. Man decantirt die klare Löſung und läßt dieſelbe noch 24 Stunden offen ſtehen, um zu ſehen, ob noch weitere Abſcheidung von Nickelſalz erfolgt. Letzteres hält noch etwas Kobaltſalz zurück; durch wiederholte Digeſtion mit Ammoniak kann es davon befreit werden. Die erhaltene Kobaltlöſung hinterläßt beim Abdampfen einen

1) Freſenius, Zeitſchr. für anal. Chemie III, 265, 420. IV, 61. 2) Poggend., Annal. der Phyſik XVIII, 164.

3) Arch. der Pharmacie XVI, 130. 4) Poggend., Annal. der Phyſik VI, 227. 5) Ann. de chim. et de phys. IX, 268 und Trommsdorff, Neues Journ. der Pharm. Bd. 3, St. 2, S. 93

Rückſtand, welcher, bei Luftabſchluß geglüht, Metall liefert. Durch dieſe Methode wird auch zugleich ein manganfreies Präparat erhalten.

Neuerdings bedient man ſich vielfach zur Trennung des Kobalts vom Nickel im großen der Methode von Patera.[6]) Dieſelbe beruht darauf, daß durch Chlorkalklöſung aus einer neutralen eiſenfreien Flüſſigkeit, welche Kobalt- und Nickelſalze enthält, zuerſt Kobaltoxydhydrat, dann, wenn die ſchwarze Farbe des Niederſchlags ſich mit Rothbraun miſcht, Nickeloxydhydrat ausgefällt wird. Läßt man nun etwas Kobalt in Löſung bei dem Nickel, ſo reſultirt ein ſehr reines Kobaltproduct. Ein Mangangehalt ſchlägt ſich ſchon vor dem Kobalt als Superoxyd nieder.

Am vollſtändigſten iſt die Trennung beider Metalle nach dem Verfahren von Fiſcher und Strohmeyer[7]) zu erreichen. Dieſelbe gründet ſich auf die Thatſache, daß Kobalt aus einer neutralen ſalpeter- oder ſchwefelſauren Löſung durch Zuſatz einer concentrirten Löſung von ſalpetrigſaurem Kalium, nachdem durch Eſſig- oder Salpeterſäure ſchwach angeſäuert worden, als ſchwerer, kryſtalliniſcher, gelber Niederſchlag ausgeſchieden wird, während Nickel in Löſung bleibt. Der Niederſchlag hat die Zuſammenſetzung $Co(NO_2)_3 + 3KNO_2$ und geht durch Glühen in ein Gemenge von Kobaltoxyd und ſalpetrigſaurem Kalium über, welches letztere mit Waſſer leicht ausgezogen werden kann.

Kleinſchmidt hat auch eine Methode zur Darſtellung von Kobaltſilicat und Kobaltoxyd auf trockenem Wege angegeben, deren Hauptvortheil darin beſteht, daß die nach Abſcheidung des Kobalts zurückbleibenden Speiſen oder Leche auf trockenem Wege weiter auf Nickel verarbeitet werden können.

Zur Darſtellung von reinem **Kobaltmetall**[8]) benutzt man reines Oxyd oder reines oxalſaures Kobaltoxydul. Die letztere Verbindung gibt, wie bereits erwähnt, beim Glühen unter Luftabſchluß Kobaltmetall. Kobaltoxyd wird reducirt mit Kohle, Kohlenwaſſerſtoffen oder Waſſerſtoff. Ein Ueberſchuß von Kohle als Reductionsmittel iſt zu vermeiden, da ſonſt ein kohlehaltiges Metall reſultirt. Durch Reduction von Kobaltchlorür im Waſſerſtoffſtrome iſt das Metall in Blättchen oder Kryſtallen zu erhalten. Winkler ſtellt ein ſehr reines Präparat durch Reduction von Purpureokobaltchlorid ($Co(NH_3)_5Cl_3$) im Porzellantiegel bei allmählich zum heftigſten Glühen geſteigerter Hitze im Waſſerſtoffſtrome als glänzendes, den Tiegelwandungen anhaftendes Blech dar. Becquerel[9]) bedient ſich der Elektrolyſe einer durch Ammoniak neutraliſirten Chlorürlöſung. Hierbei lagert ſich das Metall in glänzendweißen zuſammenhängenden Schichten an der Kathode ab, die nach vorſichtigem Erhitzen im Waſſerſtoffſtrome hämmerbar werden. Dieſes Verfahren kann auch zum Verkobalten von Metallen benutzt werden, wozu man ſonſt das ſchwefelſaure Kobaltoxydul-Ammoniak verwendete.

Je nach ſeiner Darſtellung verhält ſich das metalliſche Kobalt verſchieden. Mit Waſſerſtoff aus Kobaltoxyd erhalten, bildet es ein dunkelgraues Pulver, welches ſich raſch an feuchter Luft oxydirt und von den meiſten Säuren gelöſt wird. Spec. Gew. 8,957. Beſonders bei einem Gehalt an Thonerde beſitzt es pyrophoriſche Eigenſchaften. Das dichte Kobaltmetall iſt von ſtahlgrauer Farbe mit einem Stich in das Röthliche, härter als Eiſen und Nickel und polirt glänzend weiß. Spec. Gew. 8,21—8,70. Durch Elektrolyſe oder Reduction des reinen Oxyds unter beſondern Vorſichtsmaßregeln (vergl. Winkler, Berichte der Sächſ. Geſellſch. der Wiſſenſch. vom 21. Juni 1875, Dingler, Journ. CCXII, p. 175; Berg- und Hüttenm. Zeitung, 1876, Nr. 52, S. 447; Bulletin de la société chim. 1877, XXVIII, No. 4) erhält man ein geſchmeidiges und dehnbares Metall, während, unter den gewöhnlichen Umſtänden hergeſtellt, ein poröſes und kryſtalliniſches Product reſultirt, das weder gehämmert noch ausgewalzt werden kann. Th. Fleitmann[10]) in Iſerlohn hat nach jahrelangen Nachforſchungen gefunden, daß die Urſache der geringen Dehnbarkeit bei geſchmolzenem Metall in einer Abſorption von Kohlenoxydgas liege. Durch Zuſatz von $^1/_{10}$—$^1/_8$ Proc. Magneſium, von welchem Metall es bekannt iſt, daß es ſowol Kohlenſäure als Kohlenoxyd unter Kohleabſcheidung zerſetzt, erzielte er Gußſtücke von vollſtändig veränderter Structur, hoher Dichtigkeit und einer dem Gußſtahle gleichkommenden Zähigkeit, ſowie großer Härte in der Kälte, die die Verwendbarkeit des Kobalts für Schneideinſtrumente erwarten läßt. Fleitmann fand ferner, daß man Eiſen und Stahl mit reinem Kobalt zuſammenſchweißen und ſolcherweiſe kobaltplattirte Bleche herſtellen kann. Es iſt hierzu erforderlich, daß das zu ſchweißende Metall in dünnes Metallblech (namentlich Eiſenblech) eingeſchloſſen wird, welches man ſpäter durch Abbeizen entfernt. Ein Verfahren zur Herſtellung von walzbarem Kobalt (und Nickel) iſt auch von H. Wiggin[11]) in Birmingham angegeben. Daſſelbe beruht auf einem Zuſatze von Mangan zu dem geſchmolzenen Metall kurz vor dem Gießen. Am beſten hat ſich $1^1/_2$—3% Manganzugabe bewährt. Das Mangan wirkt hierbei nur reducirend auf das im geſchmolzenen Metall aufgelöſte Oxydul, denn bei einem Zuſatze von $1^1/_2$% Mangan wurden im gewalzten Metalle nur noch 0,14% aufgefunden. Kobalt ſchmilzt erſt bei ſehr hoher Temperatur, etwas ſchwerer als Roheiſen. An der Luft verändert es ſich bei gewöhnlicher Temperatur wenig, bei Weißglut verbrennt es mit rothem Licht zu Oxydul-Oxyd. Beim gelinden Erwärmen löſen Salzſäure ſowie verdünnte Salpeterſäure oder Schwefelſäure das Metall, wobei Oxydulſalze gebildet werden. Kobalt zerſetzt beim Glühen Waſſerdampf. Es wird vom Magnet angezogen

6) Erdmann, Journal Bd. 67, 21. 7) Poggend., Annal. Bd. 72, 474; 74, 115; 110, 411. — Annal. der Chem. und Pharmac. Bd. 96, 218. — Erdmann, Journ. für pr. Chem. 54, 84; 58, 185; 61, 33. 8) Dingler, Journ. 196, 516. 9) Ebenda, 165, 373. — Polytechn. Centralbl. 1862, S. 1527.

10) Berichte der deutſch. chem. Geſellſch. 1879, S. 454. — Deutſche Induſtriezeit. 1879, S. 149. — Chem. Centralbl. 1879, 11) Wagner, Jahresber. 1881, S. 69. S. 302.

und ſelbſt magnetiſch, welche Eigenſchaft nach Pouillet ſelbſt bei Weißglühhitze nicht zerſtört wird. Arſenhaltiges Kobalt wird nicht magnetiſch.

Die techniſche Verwendung des Kobaltmetalls iſt in den letzten Jahren eine ſtetig zunehmende geworden. Ebenſo widerſtandsfähig gegen atmoſphäriſche Einflüſſe wie Nickel, dabei aber von ſchönerer, weißerer Farbe und größerer Härte und Zähigkeit, dient es vorläufig noch hauptſächlich zum Ueberziehen anderer Metalle. Gaiffe in Paris ſtellte verkobaltete Kupfergegenſtände her, die einen dem Silber ähnlichen Glanz beſaßen. Die zur Zeit jedenfalls wichtigſte Anwendung erleidet das Metall, indem man Kupferſtichplatten, anſtatt dieſelben wie bisher gebräuchlich zu verſtählen, mit demſelben überzieht, da es ſich nicht ſo leicht oxydirt wie das Eiſen, auch größere Härte beſitzt als das letztere und ſich in verdünnten Säuren löſt, welche das Kupfer nicht angreifen.

Im J. 1876 wurden in Deutſchland an Kobalterzen producirt:

	Kgr.	im Werth von Mark
im Regierungsbezirk Liegnitz	18,600	837
„ „ Kaſſel	139,800	75,465
„ Königreich Sachſen .	155,000	123,465
Summa:	313,400	199,766

Zur Zeit liefern die meiſten Kobalterze: Sachſen 410,000, Böhmen 200,000, Heſſen 100,000, Norwegen 130,000 Kgr. jährlich.

Kobaltoxyde. Das Kobalt verbindet ſich mit Sauerſtoff in verſchiedenen Verhältniſſen. Man kennt: Kobaltoxydul oder Kobaltmonoxyd CoO, Kobaltoxyd (Sesquioxyd) Co_2O_3, fünf Kobaltoxyduloxyde, nämlich: a) ſechsfach Oxyduloxyd $Co_8O_9 = 6\,CoO, Co_2O_3$, b) vierfach Oxyduloxyd $Co_6O_7 = 4\,CoO, Co_2O_3$, c) zweifach Oxyduloxyd $Co_4O_5 = 2\,CoO, Co_2O_3$, d) einfach Oxyduloxyd $Co_3O_4 = CoO, Co_2O_3$ und e) dreifach Oxydoxydul $Co_7O_{10} = CoO, 3\,Co_2O_3$, endlich Kobaltoxydhyperoxyd oder Kobaltſäure Co_3O_5 (vielleicht Co_2O_3, CoO_2).

Kobaltoxydul CoO bildet ein grünlichbraunes Pulver, welches erhalten wird, wenn man Kobaltoxydulhydrat $Co(OH)^2$ (durch Fällen einer Kobaltoxydullöſung mit Kalilauge bei Siedehitze und Luftabſchluß) oder kohlenſaures Kobaltoxydul bei Luftabſchluß erhitzt. Wurde die Luft nicht vollſtändig abgeſchloſſen, ſo iſt dem Präparate Oxyd beigemiſcht. Im Kohlenoxyd- oder Waſſerſtoffſtrome erhitzt, wird es zu Metall reducirt.

Kobaltoxydulſalze, Kobaltoſalze. Kobaltoxydul bildet als ſtarke Baſe Salze, Kobaltoverbindungen, die zum Theil im Waſſer löslich (wie das Kobaltchlorür, -jodür, -bromür, -fluorür, das Kobaltſulfat und -nitrat), zum Theil unlöslich ſind. Zu den letztern gehören namentlich das Carbonat, Oxalat, Phosphat und Arſenat, welche von Säuren und meiſt auch von Ammoniak aufgenommen werden. Die Kobaltoſalze ſind im waſſerfreien Zuſtande blau oder violett, im waſſerhaltigen pfirſichblüt- bis dunkelroth gefärbt. Die neutralen röthen Lackmus ſchwach und zerſetzen ſich in der Glühhitze mit Ausnahme des Kobaltoſulfats, welches ohne Zerſetzung ſchwache Glühhitze erträgt. Die Kobaltoxydulſalze zeichnen ſich durch folgende Reactionen aus:

Schwefelwaſſerſtoff erzeugt in ſtark ſauren Oxydulſalzlöſungen nur bei Gegenwart von Kaliumacetat, ebenſo in der neutralen Löſung von Kobaltoacetat, einen ſchwarzen Niederſchlag von Schwefelkobalt; im übrigen verhalten ſich die Kobaltſalze gegen dieſes Reagens indifferent.

Schwefelammonium fällt aus neutraler oder ammoniakhaltiger Löſung das Kobalt vollſtändig als ſchwarzes Schwefelkobalt aus, welches in verdünnter Salzſäure unlöslich iſt. (Unterſchied vom Schwefelzink, Schwefeleiſen und Schwefelmangan.)

Kali- oder Natronlauge bewirkt einen blauen, im Ueberſchuß unlöslichen Niederſchlag von baſiſchem Salz, das bei raſchem Erhitzen und bei Luftabſchluß in roſenrothes Oxydulhydrat $Co(OH)_2$, bei Luftzutritt aber in mißfarbenes Oxyduloxyd übergeht.

Ammoniak gibt einen blauen, im Ueberſchuß des Fällungsmittels mit röthlicher Farbe löslichen Niederſchlag. Bei Luftzutritt wird die Löſung braunroth. Ammoniakſalze verhindern die Fällung durch Ammoniak. Bei gleichzeitiger Einwirkung von Ammoniak und Luft auf gelöſte Kobaltſalze entſteht eine Reihe intereſſanter Verbindungen, welche als Salze eigenthümlicher Baſen, die Kobalt und die Elemente des Ammoniak enthalten, anzuſehen ſind und im allgemeinen mit dem Namen Kobaltamine oder Kobaltiake bezeichnet werden. Eine Anzahl dieſer Verbindungen entſteht auch, wenn trockene (waſſerfreie) Kobaltoſalze Ammoniak abſorbiren. (Vgl. Fehling, Handwörterbuch der Chemie, 3. Aufl., 3. Band, S. 994.)

Kohlenſaures Natrium oder Kalium bringt bei gewöhnlicher Temperatur pfirſichrothe, in der Siedehitze ſchmuzigrothe Niederſchläge in Kobaltoxydulſalzlöſungen hervor, welche in Chlorammonium löslich ſind und aus Carbonat und Hydrat beſtehen.

Neutrales Kaliumoxalat erzeugt in concentrirten Löſungen einen rothen Niederſchlag von Kobaltoxalat, im Ueberſchuß des Fällungsmittels leicht zu einem Doppelſalze löslich. Die Löſung des letztern läßt beim Kochen nach Hinzugabe von Eiseſſig kryſtalliniſches rothes Kobaltoxalat ausfallen.

Cyankalium bewirkt einen im Ueberſchuß leicht zu Kobaltkaliumcyanür löslichen rothbraunen Niederſchlag von Kobaltcyanür.

Salpetrigſaures Kalium gibt in concentrirter Löſung in der mit Eſſigſäure angeſäuerten Löſung eines Kobaltſalzes entweder ſofort oder nach längerem Stehen einen ſchweren, kryſtalliniſchen, gelben Niederſchlag von Kobalt-Kaliumnitrit.

Die ſchmelzende **Boraxperle** wird durch alle Kobaltverbindungen charakteriſtiſch blau gefärbt und zwar unabhängig davon, ob ſie im oxydirenden oder reducirenden Theil der Flamme erhitzt wird.

Lösliche Kobaltoſalze, namentlich Kobaltchlorür, ſind ſchon ſeit langer Zeit als ſogenannte ſympathetiſche Tinten benutzt worden. Schreibt man nämlich mit einer

Digitized by Google

verdünnten Löſung eines Kobaltoſalzes auf Papier, ſo ſind nach dem Trocknen die Schriftzüge nicht zu ſehen. Sie werden aber mit blauer Farbe ſichtbar, wenn mit einem heißen Gegenſtande über das Papier gefahren wird und verſchwinden durch Waſſeranziehung nach einiger Zeit wieder. Die ſympathetiſchen Tinten ſind durch Hellot ſeit 1737 bekannt. Sie wurden zuerſt aus wismuthhaltigen Kobalterzen dargeſtellt, ſodaß man annahm, daß Wismuth zur Entſtehung der Farbe nothwendig ſei. Im J. 1744 zeigte J. A. Gesner, daß nur Kobalt die Tinte erzeuge.

Kobaltchlorür $CoCl_2$. Kurze monokline, zerfließliche, dunkelrothe Prismen der Formel $CoCl_2+6H_2O$, welche bei 86,7° C. zu einer indigblauen Flüſſigkeit ſchmelzen, die bei 111° C. zu ſieden beginnt, wobei 2 Mol. H_2O entweichen. Es hinterbleiben pfirſichblütrothe Kryſtalle der Formel $CoCl_2+4H_2O$, die bei 121° C. in ein dunkelrothes, zerfließliches, kryſtalliniſches Pulver $CoCl_2+2H_2O$ übergehen und über 140° C. erhitzt blaues waſſerfreies Salz geben. In hellblauen Kryſtallſchuppen erhält man das letztere auch durch Verbrennen erwärmten Kobaltpulvers in Chlorgas. Waſſerhaltig entſteht die Verbindung durch Löſen des Oxydulhydrats, des Carbonats oder der Oxyde in verdünnter Salzſäure nach vorſichtigem Abdampfen. Das waſſerfreie wie das waſſerhaltige Salz löſen ſich in Waſſer und Alkohol. Die Löſung des Kobaltchlorürs nimmt je nach dem Waſſergehalt, der Temperatur, der Anweſenheit freier Säure und geringer Mengen freier Oxyde (Eiſen, Nickel, Kupfer) verſchiedene Farben an. Auf 100° C. erhitzt wird die rothe Löſung blau, beim Erkalten wieder roth, auf Zuſatz concentrirter Salzſäure tief blau. Aehnliche Farbenveränderungen zeigt das in abſolutem Alkohol gelöſte waſſerfreie Chlorür.

Wie ſchon erwähnt, wird das Kobaltchlorür zur Erzeugung ſympathetiſcher Tinten benutzt; grüne Schrift entſteht bei Zuſatz von Nickelchlorür, Eiſenchlorid oder Salmiak, violettroſa von Zinkvitriol und gelbe von Kupferchlorid. Bei zu ſtarkem Erhitzen tritt unter Zerſetzen des Kobaltoſalzes bleibende Schwärzung des Papiers ein.

Kobaltcyanür, $CoCy_2$ entſteht durch Einwirkung von Blauſäure auf Kobaltocarbonat oder durch Fällung von eſſigſaurem Kobaltoxydul mit Blauſäure oder Cyankalium. Braungelber Niederſchlag, lufttrocken $CoCy_2,3H_2O$, über Schwefelſäure getrocknet $CoCy_2.2H_2O$. Auf 280° erhitzt erſcheint er waſſerfrei und von hellblauer Farbe. Unlöslich in Waſſer und Säuren, leicht löslich in Ammoniak und Cyankalium. Die Löſung des Kobaltcyanür in letzterm Reagens iſt von rother Farbe, Alkohol fällt aus derſelben ein rothes, zerfließliches und ſehr unbeſtändiges Doppelſalz $CoCy_2+4KCy$.

Die Kobaltcyanide, Kobaltcyanür $CoCy_2$ und das für ſich unbekannte Kobaltcyanid Co_2Cy_6 bilden mit den Cyanalkalimetallen den Ferro- und Ferricyanmetallen analoge gepaarte Cyanide, welche Kobaltocyanmetalle und Kobalticyanmetalle genannt werden. (Vgl. Fehling, Handwörterbuch der Chemie, 3. Aufl., 3. Bd., S. 1027.)

Schwefelſaures Kobaltoxydul, Kobaltoſulfat, $CoSO_4$, kommt als Kobaltvitriol oder Bieberit in kryſtalliniſchen Kruſten vor. Entſteht beim Auflöſen von Kobaltmetall in heißer concentrirter oder von Kobaltoxydul in verdünnter Schwefelſäure. Luftbeſtändige, carmoiſinrothe, monokline Kryſtalle von der Form des Eiſenvitriols ($CoSO_4+7H_2O$), leicht in Waſſer, nicht in Weingeiſt löslich. Beim Eingießen der concentrirten wäſſerigen Löſung in concentrirte Schwefelſäure entſteht ein pfirſichblütrother Niederſchlag von $CoSO_4+2H_2O$. Beim Erhitzen wird das Salz unter Waſſerverluſt blau. Kobaltvitriol iſt ein Gegenſtand der Großinduſtrie, man benutzt ihn zur Herſtellung reiner Kobaltfarben, ſowie zum Verkobalten[12]) auf galvaniſchem Wege. Es dient hierzu eine Löſung, welche auf 1100 Theile Waſſer, 138 Theile Kobaltſulfat und 69 Theile Ammoniak enthält; zu dieſer werden noch 120 Theile Ammoniak von 0,[illegible] ſpec. Gew. hinzugefügt. Als Anode dient Platin. Vor dem Gebrauche wird die Flüſſigkeit erhitzt. Auch durch Anſieden kann nach Stolba ein Verkobalten erfolgen.

Salpeterſaures Kobaltoxydul, Kobaltonitrat $Co(NO_3)_2+6H_2O$ bildet zerfließliche, in Waſſer und Alkohol leicht lösliche, rothe, monokline Prismen. Es ſchmilzt ſchon unter 100° C., gibt bei ſtärkerem Erhitzen rothe, ſalpetrigſaure Dämpfe aus und hinterläßt ſchwarzes Kobaltoxyd. Aus der heißen concentrirten Löſung kryſtalliſirt bei Zuſatz von überſchüſſigem, concentrirten Ammoniak $Co(NO_3)_2+6NH_3+2H_2O$.

Phosphorſaures Kobaltoxydul, Kobaltophosphat, $Co_3.2(PO_4)$ entſteht beim Verſetzen von Kobaltoxydullöſungen mit phosphorſaurem Natrium als roſenrothe, in Waſſer unlösliche Verbindung, die beim Erhitzen je nach der Temperatur rothviolette bis violettblaue Färbung annimmt und als Kobaltroſa und Kobaltviolett von Salvétat[13]) als Farbſtoff empfohlen iſt. Unter dem Namen Kobaltbronze kommt eine violette Bronze, im weſentlichen gewäſſertes phosphorſaures Kobaltoxydul-Ammoniak, in den Handel. Dieſelbe wird im Tapeten- und Buntpapierdruck verwendet.

Kohlenſaures Kobaltoxydul, Kobaltocarbonat, $Co.CO_3$. Aus Kobaltoxydullöſungen fällt auf Zuſatz von kohlenſaurem Natrium das baſiſche blaue Salz $Co_5C_2O_9+4H_2O$ aus. Blaßrothe Prismen der Formel $CoCO^3+6H_2O$ entſtehen beim Vermiſchen einer Löſung von Kobaltonitrat mit einer mit Kohlenſäure geſättigten Löſung von ſaurem kohlenſaurem Natrium. Es dient zur Herſtellung von Kobaltpräparaten.

Kieſelſaures Kobaltoxydul wird in der Porzellanmalerei als Präparat für reinblaue Smalten verwendet und in Schweden im großen durch Verſetzen einer Kobaltoſulfatlöſung mit einer ſolchen von kieſelſaurem Kalium erhalten. Tiefblaues Salz.

Kobaltoxyd oder Sesquioxyd oder Kobaltioxyd, Co_2O_3, bildet ein ſchwarzgraues Pulver, welches

12) Deutſche Induſtriezeit. 1871, S. 348. — Dingler, Journ. 202, 145. 13) Dingler, Journ. 151, 393. — Polyt. Centralbl. 1859, S. 737.

Digitized by Google

beim Glühen in Oxyduloxyd übergeht. Es wird durch gelindes Glühen von Kobaltnitrat erhalten, wobei zur vollſtändigen Verjagung der hartnäckig zurückbleibenden rothen Dämpfe der Rückſtand nach dem Erkalten zerrieben und nochmals geglüht werden muß. Das Kobaltoxyd bildet mit Waſſer mehrere Hydrate: a) Kobaltoxydhydrat $Co_2(HO)_6$, dunkelbraunes Pulver, entſteht bei Einwirkung von Chlor auf in Waſſer ſuspendirtes Kobaltcarbonat oder durch Fällung einer Kobaltſalzlöſung mit einer freies Alkali enthaltenden Löſung von unterchlorigſaurem Natrium; ferner das Hydrat b) $Co_2H_4O_5 = Co_2O.(OH)_4$ und c) $Co_6H_4O_{11} = 3Co_2O_3.2H_2O$. Die Kobalthydroxyde verlieren beim ſchwachen Erhitzen das Waſſer und gehen ſtärker erhitzt in Oxyduloxyd über. Bei Behandlung mit Säuren verhalten ſich die Kobaltoxyde wie ein Hyperoxyd und es entſtehen Kobaltoxydulſalze. So z. B. wird beim gelinden Erwärmen der Hydroxyde mit Salzſäure Chlor frei und Kobaltochlorür gebildet.

Die Kobaltoxydſalze oder *Kobaltſalze* ſind ſehr wenig beſtändige Verbindungen. Durch ſeine Unveränderlichkeit iſt bekannt das

Salpetrigſaure Kobaltkalium oder *Kobalt-Kaliumnitrit*, $Co(NO_2)_3 + 3KNO_2$, welches, wie ſchon erwähnt, als gelbe kryſtalliniſche Verbindung durch eine concentrirte Kaliumnitritlöſung aus einer mit Eſſigſäure ſtark angeſäuerten Kobaltſalzlöſung unter Freiwerden von Stickoxydgas ausgefällt wird. Es bildet ein citronengelbes Pulver, welches in kaltem Waſſer ſchwer löslich iſt und unter dem Namen *Kobaltgelb* (Fiſcher's Salz) wegen ſeiner Beſtändigkeit von St.-Evre als Erſatz des Jaune indien für Aquarell- und Oelmalerei empfohlen wurde.

Kobaltoxyduloxyde. Wie ſchon erwähnt, exiſtiren fünf verſchiedene Oxyduloxydverbindungen, welche meiſt durch Glühen verſchiedener Kobaltſalze zu erhalten ſind. So entſteht das Monoxyduloxyd, CoO,Co_2O_3, als grauſchwarzes, glänzendes, kryſtalliniſches Pulver durch Glühen eines Gemenges von Kobaltchlorür und Salmiak an der Luft und Auskochen des Rückſtandes mit concentrirter Salzſäure. Daſſelbe wird nur von concentrirter Schwefelſäure gelöſt. Monoxyduloxyd bildet ſich auch noch durch mäßiges Erhitzen von Oxydulhydrat ſowie beim Glühen von Kobaltoxyd und Kobaltoxydhydrat als ſchwarzes Pulver. Das vierfache Oxyduloxyd $Co_6O_7 = 4CoO.Co_2O_3$ kann durch Glühen des mit Waſſerſtoff reducirten Kobaltmetalls, ſowie von Kobaltoxydulſalzen (Chlorür, Carbonat, Hydrat) dargeſtellt werden.

Kobaltſäure, Kobaltoxydhyperoxyd, Co_3O_5, iſt im freien Zuſtande nicht bekannt, wird in Verbindung mit Kali erhalten, wenn man 1 Theil Kobaltocarbonat mit 6—8 Theilen Kalihydrat kurze Zeit bei der Verdampfungstemperatur des Kalihydrats ſchmilzt. Die zuerſt blaue Schmelze nimmt bald braune Färbung an, dann erfolgt die Abſcheidung ſchwarzer Kryſtalle: $(Co_3O_5)_2K_2O + 3H_2O$, welche im Waſſer unlöslich ſind und nach dem Erhitzen auf 200° C. mit Waſſer in ſchwarzes Kobaltoxydoxydul und Kalihydrat zerfallen.

Durch Kochen von pulverförmigem metalliſchem Kobalt mit Kalilauge bildet ſich eine dunkelblaue Flüſſigkeit, die kobaltſaures Kali enthält. Wird in dieſelbe Chlorgas eingeleitet, ſo entweicht Sauerſtoff und ſchwarzes Oxyd ſcheidet ſich ab, welches, ſolange Kali noch vorhanden iſt, wieder in ſich löſendes kobaltſaures Salz übergeht, das nun von neuem unter Sauerſtoffabgabe zerfällt. Auf dieſe Weiſe kann man mittels einer geringen Menge Kobaltſalz große Sauerſtoffquantitäten darſtellen, denn der Proceß verläuft ſo lange, als noch freies Kali vorhanden iſt.[14])

Die Eigenſchaft der Kobaltoxyde, im ſchmelzenden Glaſe ſich mit tiefblauer Farbe zu löſen, machen dieſelben zu einem werthvollen Producte der Großinduſtrie. Man benutzt ſie zum Färben von Glasflüſſen, zu Glaſuren auf Email, Porzellan, namentlich aber zur Herſtellung der Smalte. Zur Verwendung gelangen mehr oder weniger reine Präparate. Unter dem Namen Zaffer, Saflor oder Kobaltſaflor kommen entweder nur einer mechaniſchen Aufbereitung oder zur möglichſt vollſtändigen Entfernung von Arſen und Schwefel einem Röſtproceß unterworfene Kobalterze als graue Maſſe in den Handel, welche im weſentlichen aus Kobaltoxydul und Oxyd, arſenſaurem und arſenigſaurem Kobaltoxydul, Nickeloxydul, Eiſenoxyd, Wismuthoxyd, Manganoxyd und Gangart beſtehen. Sehr oft iſt dem Zaffer Sand beigemengt. Man unterſcheidet je nach der Reinheit ordinäre (O.S), mittlere (M.S) und feine Zaffer (F.S und F.F.S). Die ſchwarzen Kobaltoxyde des Handels enthalten gewöhnlich nicht mehr als 75% Kobaltoxydul, im übrigen Eiſen-, Nickel- und Kupferoxyd, Kalk, Natron, Kali, Arſen-, Kieſel- und Kohlenſäure u. a. Die ſächſiſchen Blaufarbenwerke liefern gegenwärtig ſchwarze Oxyde (R.K.O) von ziemlicher Reinheit. Außerdem gelangen aus Sachſen (namentlich aus Schneeberg und Pfannenſtiel bei Aue) noch in den Handel: phosphorſaures Kobaltoxydulhydrat oder rothes Oxyd (P.K.O), arſenſaures Oxydulhydrat (A.K.O) und kohlenſaures Oxydulhydrat (K.O.H). Speis- und Glanzkobalt, ſeltener Erdkobalte, werden hauptſächlich für die Darſtellung dieſer Präparate verwendet.

Kobaltfarben. Zu dieſen ſind zu zählen: Rinmann's Grün, Leydner Blau, Thenard's Blau, Cöruleum und Smalte. Einige Kobaltfarben untergeordneter Bedeutung, wie Kobaltgelb, Kobaltviolett, Kobaltbronze u. a. ſind ſchon erwähnt worden.

Rinmann's Grün[15]) oder Kobaltgrün, Zinkgrün, Zinkoxyd-Kobaltoxydul iſt eine durch Glühen von einem Kobaltſalz oder Kobaltoxydulhydrat mit Zinkoxyd erhaltene grüne Farbe. Nach der von Wagner gegebenen Vorſchrift wird durch Fällung einer Chlorkobalt-

---

14) Vgl. Fleitmann, Dingler, Journ. 177, 157. 15) Dingler, Journ. 20, 476, 140, 282. — Polyt. Centralbl. 1856, 697. — Wagner, Jahresber. 1861, 266.

löſung, die in 100 Gr. circa 10 Gramm Kobaltoxydul enthält, mit kohlenſaurem Natrium ein durch Auswaſchen zu reinigendes Präparat von kohlenſaurem Kobaltoxydul dargeſtellt, welches man noch feucht mit ſo viel Zinkweiß vermengt, daß etwa auf 1—1½ Theile Oxydul 9—10 Theile Zinkoxyd kommen, und hierauf trocknet. Das Gemenge gibt, einer anhaltenden, mäßigen Glühhitze ausgeſetzt, eine um ſo intenſivere grüne Farbe, je mehr Kobalt man angewendet hat. Beim Glühen einer Miſchung von phosphorſaurem oder arſenſaurem Kobaltoxydul mit Zinkweiß unter Zuſatz einer geringen Menge von arſeniger Säure entſteht bei niedriger Glühtemperatur eine reinere und glänzendere Farbe. Nach Leclair und Barruel ſollen 1 Theil trockenes Kobaltſulfat, mit 5 Theilen Zinkweiß in Waſſer zu einem Brei angerieben, getrocknet und hierauf 3 Stunden lang einer Dunkelrothglühhitze ausgeſetzt, nach dem Zerreiben mit Waſſer, Auswaſchen und Trocknen ein dunkelgrünes Product geben. Durch Vermehrung der Zinkoxydmenge auf das Doppelte, reſp. Vierfache, werden grasgrüne, reſp. hellgrasgrüne Nuancen erzielt. Gentele empfiehlt auf 1 Theil Kobaltoxydul, in Salzſäure gelöſt, 10 Theile Alaun und 50—100 Theile Zinkoxyd, Calvet auf 1 Theil Kobaltvitriol 5 Theile Zinkvitriol.

Rinmann's Grün iſt ſeiner Beſtändigkeit und ſeiner Unſchädlichkeit halber vielen arſenhaltigen Kupferfarben vorzuziehen. Einer allgemeineren Anwendung ſteht aber der hohe Preis ſowie die geringe Intenſität der Farbe im Wege, weshalb dieſelbe nur untergeordnete Verwendung in der Oel- und Waſſermalerei findet. Wagner fand bei der Analyſe in einer Probe: Zinkoxyd 88,040, Kobaltoxydul 11,662, Eiſenoxyd 0,298.

Thenard's Blau, Königs-, Kobalt-, Leydnerblau, Kobaltultramarin, Ultramarinkobalt, Thonerdekobaltoxydul. Die Entdecker dieſer Farbe[16]) waren nacheinander: Wenzel in Freiberg, Gahn in Fahlun und Thenard in Paris. Zur Herſtellung derſelben dampft man die Löſungen von 100 Theilen Alaun und 5—10 Theilen Kobaltvitriol zur Trockne und erhitzt den Rückſtand in einem Windofen heftig zur Verjagung der Schwefelſäure, oder 3 Theile Thonerdehydrat und 1 Theil kohlenſaures Kobaltoxydul, oder 1 Theil Kobaltvitriol und 5 Theile Ammoniakalaun werden ſtark geglüht. Zuſatz geringer Mengen von Zinkvitriol erzeugt himmelblaue, ein ſolcher von Eiſenvitriol braune Farbentöne (Kobaltbraun). Da man gefunden hat, daß durch Zuſatz von Phosphorſäure, Arſenſäure oder arſeniger Säure die Schönheit der Farbe weſentlich erhöht wird, iſt von Louyet auch folgende Vorſchrift gegeben: 12—15 Volumentheile hydratiſche Thonerde und 3 Volumentheile friſch gefälltes phosphorſaures oder arſenſaures Kobaltoxydul werden gemengt, getrocknet und längere Zeit bei Rothglut erhitzt. Um Reductionen, welche eine grünliche Färbung des Products bedingen, auszuſchließen, gibt man auch wol etwas Queckſilberoxyd auf den Boden des Tiegels.

16) Erdmann, Journ. 47, 402. — Deutſche Induſtriezeit. 1867, 148.

Thenard's Blau iſt theurer als Ultramarin, deckt auch weniger als das letztere, wird aber von Säuren wenig angegriffen und iſt luft- und feuerbeſtändig. Bei künſtlichem Lichte erſcheint es ſchmuzig violett wie alle blauen Kobaltfarben. Nach Stein[17]) iſt das Kobaltultramarin keine chemiſche Verbindung, ſondern im weſentlichen eine molekulare Miſchung von Thonerde mit Kobaltoxyduloxyd.

Cöruleum,[18]) Kobaltoxydul-Zinnoxyd, eine hellblaue Farbe für Oel- und Aquarellmalerei, entſpricht der Formel: $3(SnO_2.CoO)+SnO_2$. Sie wurde von dem engliſchen Hauſe Rowney & Cie. in den Handel gebracht.

Smalte, Blaufarbenglas[19]) iſt im weſentlichen kieſelſaures Kali, durch kieſelſaures Kobaltoxydul blau gefärbt. Unweſentliche Beſtandtheile ſind: Baryt, Thonerde, Kalk, Magneſia, Eiſenoxyd, Manganoxydul und andere Metalloxyde, Arſenſäure und Waſſer. Um ſchöne Farben zu erzielen, wird ein reines Kaliglas zur Erzeugung der Smalte gewählt. Infolge des Kalkmangels und eines Zuſatzes von Waſſerglas entſtehen beim Schlämmen der Smalte mit Waſſer Gläſer von hellerer, ſchmuziggrünlicher Farbe (infolge der Angreifbarkeit durch Waſſer), welche man Eſchel nennt. Zur Bereitung der Smalte werden Kobaltoxyde (Erdkobalte, phosphorſaures und kieſelſaures Kobaltoxydul, künſtlich dargeſtellte Oxyde, ſalpetrigſaures Kobaltoxyd-Kali) oder gewöhnlich arſenicirte und geſchwefelte Erze (Speis- und Glanzkobalt) verwendet. In den meiſten Fällen bedürfen die Erze einer vorhergehenden Röſtung, die ſo zu leiten iſt, daß hauptſächlich nur Kobalt ſich oxydirt, die fremden Metalle dagegen, welche die Farbe der Smalte beeinfluſſen würden, an Arſen und Schwefel gebunden bleiben und ſich beim Smalteglasſchmelzproceſſe als ſogenannte Kobaltſpeiſe (hauptſächlich Arſenmetalle mit mehr oder weniger Schwefelmetallen) abſcheiden, während das Kobaltoxydul ſich im Glaſe auflöſt. Häufig iſt ein Zuſatz von Arſenmetall beim Smalteſchmelzen geboten, um ſchädliche färbende Oxyde (Nickel, Kupfer) zu reduciren und in die Speiſe überzuführen. Speiſen mit größerem Kobaltgehalte werden in theilweiſe geröſtetem Zuſtande weiter auf Smalte verarbeitet, ſonſt aber hauptſächlich zur Nickel-, Silber-, Wismuth- und Kupfergewinnung verwendet.

Bevor man zur Darſtellung der Smalte ſchreitet, werden ſogenannte Smalteproben genommen, welche, im Kleinen angeſtellt, bezwecken, die tingirende Kraft eines Probeguts zu ermitteln oder den Röſtgrad zu erfahren, der einem beſtimmten Erze zur Erzielung eines möglichſt reinen Farbentons der Smalte gegeben werden muß.

17) Journ. für pr. Chem. [2] 3, 428. 18) Dingler, Journ. 162, 44. 19) Mayer, Ueber Smaltefabrikation (Frankfurt 1820). — Smaltegewinnung in den Blaufarbenwerken des Erzgebirges, Tomlinſon im Pharmaceut. Journ., Bd. 101, 508. — Schreiber, Vorrichtung zum Separiren von Eſcheln in Karſten's Archiv, 2. R., Bd. 14, S. 123. — Ueber Modum's Blaufarbenwerk Robert in Karſten's Archiv, 1. R., Bd. 21, 201. — Erdmann, Journ. für pr. Chem. Bd. 51, 129. — Dingler, Journ. 97, 73. 192, 427. — Polyt. Centralbl. 1869, 486.

Digitized by Google

Man unterſcheidet dabei die Probe auf Farbenton und Probe auf Intenſität der Farbe. Hat man durch Probiren die erwünſchte Auskunft, den nothwendigen Röſtgrad der Erze, um den ſchönſten Farbenton zu erzielen, und die Menge von Quarz (die Menge der Pottaſche beträgt die Hälfte des Gewichtes an Erz und Quarz), mit welcher das Röſtgut verſchmolzen werden muß, um eine beſtimmte Farbenintenſität hervorzubringen, erfahren, ſo kann die Bereitung der Smalte im Großen folgen. Dieſelbe zerfällt in drei Hauptoperationen: 1) das Beſchicken, 2) das Schmelzen der Beſchickung und 3) Zerkleinern und Schlämmen des abgeſchreckten Glaſes.

Die Beſchickungsmaterialien ſind a) kobaltoxydulhaltige Subſtanzen (reinere Kobaltpräparate, Kobaltoxydulſalze, geröſteter Speis- und Glanzkobalt), zuweilen geröſtete kobalthaltige Kobaltſpeiſen, auch wol das nach Kleinſchmidt's Methode erzeugte Kobaltſilicat; b) Kieſelſäure in Form reinen Quarzes, derſelbe wird heiß in Waſſer abgelöſcht und unter harten Steinſtampfen zerpocht; c) Pottaſche in gereinigtem, calcinirten Zuſtande. Zuweilen werden auch Glasſcherben der Beſchickung zur Verdünnung hinzugegeben, ſehr oft iſt dieſes mit arſeniger Säure und Arſen der Fall, wobei erſtere die höhere Oxydation ſchädlicher Oxyde, letzteres, wie oben gezeigt, die Speiſebildung befördern ſoll. Die nothwendige Röſtung der Kobalterze geſchieht meiſt in Flammenöfen. Das Schmelzen der Beſchickung erfolgt in Schmelzöfen von ähnlicher Conſtruction wie die Glasſchmelzöfen. Die trockene, gemengte und vorher ſchwach geglühte Beſchickung wird in die glühenden Häfen des Ofens eingetragen. Die letztern ſind aus 2 Theilen Thon und 1 Theil Cement in Form abgeſtutzter Kegel hergeſtellt und beſitzen am Boden ein während des Schmelzens durch einen Thonpfropf geſchloſſenes Loch (Speiſeloch) zum zeitweiſen Abſtechen der Speiſe. Sie haben gewöhnlich oben einen Durchmeſſer von 471 Millim., unten einen ſolchen von 370 Millim., bei 52 Millim. Wandſtärke, faſſen circa 42 Kilo Glasſatz und können 3— Wochen (deutſche), andere auch bis zu 7—8 Monaten (engliſche) benutzt werden. Vor jedem Hafen, von denen ein Ofen gewöhnlich ſechs Stück aufnimmt, befindet ſich im Mauerwerke des Ofens in paſſender Höhe ein Arbeitsloch, welches dazu dient, ſowol die Häfen zu beſchicken als auch die flüſſige Glasmaſſe umzurühren und endlich auszuſchöpfen. Unter dem Arbeitsloche gerade gegenüber dem Speiſeloche der Häfen iſt das Knieloch zum Ablaſſen der Speiſe angebracht, welches während der Schmelzung durch Mauerwerk verſchloſſen gehalten wird.

Nachdem die Beſchickung in die glühenden Häfen eingetragen iſt, ſucht man dieſelbe durch fleißiges Umrühren mit einem rothglühenden Eiſenſtabe innerhalb —8 Stunden in Fluß zu bringen. Iſt dieſes eingetreten, ſo hört das Rühren auf, damit ſich die Speiſe abſetzen kann, die vor dem Abſchöpfen des Glaſes abgeſtochen wird. Das flüſſige Glas ſchöpft man behufs des Abſchreckens in einen Bottich mit fließendem Waſſer. Seine Zerkleinerung erfolgt nach dem Abtropfen des anhängendem Waſſers durch Stampfen mit Granitſchuhen auf einer Granitunterlage, das Feinmahlen zwiſchen harten Steinen in einem Holzgehäuſe unter ſtetem Waſſerzufluſſe. Durch Abſetzenlaſſen des trüben Ablaufwaſſers (Trübe) und weiteres Schlämmen werden nun Pulver von verſchiedener Feinheit erhalten. Das gröbſte, was ſich meiſt in den erſten beiden Unterſatzfäſſern abſetzt (Streuſand, Streublau), findet als Streuſand oder als Zugabe bei einer neuen Schmelzung Verwendung. Nach dem Abſetzen des Streuſandes paſſirt die Trübe noch drei bis vier Waſchfäſſer, in denen ſie verſchieden lange Zeit (von der Dauer weniger Minuten bis etwas über eine Viertelſtunde) verweilt, um endlich in die ſogenannten Eſchelſümpfe geleitet zu werden, wo vollſtändige Ablagerung aller ſuſpendirten Theile erfolgt. Der Inhalt des erſten Faſſes wird als zu grob meiſt nochmals gemahlen und geſchlämmt, zum geringſten Theil verkauft, der des zweiten und dritten Abſatzgefäßes liefert die verkäuflichen Smalteſorten, von denen die dunkelſte Azur- oder Königsblau genannt wird. Aus dem vierten Faſſe erhält man verkäufliche hellblaue Faßeſchel und aus den Sümpfen den Sumpfeſchel. Letzterer kommt wegen ſeiner hellen ſchmuzigblauen Farbe wieder in den Schmelzhafen. Beim Schlämmproceß gehen immer gewiſſe Mengen kohlenſaures und arſenſaures Kalium in Löſung. Jede auf dieſe Weiſe erhaltene Smalteſorte wird nochmals einem Waſch- und Schlämmproceſſe unterworfen, hierauf aus den Fäſſern geſtochen, bei mäßiger Wärme getrocknet, geſiebt, zur Erzielung beſtimmter Farbentöne gemiſcht und in Ballen verpackt, die wiederum in Fäßchen von 25 Kilo Capacität eingeſtaut werden. 100 Theile Smalteglas liefern incluſive des Sumpfeſchels 95 Theile Farbemaſſe.

Die Güte der Smalte iſt in der Hauptſache abhängig von der Intenſität (Dicke) und der Schönheit der Farbe (Farbenton). Außerdem ſind bei Prüfung der Smalte zu berückſichtigen die Gleichmäßigkeit des Korns und die Verfälſchung mit andern Stoffen (z. B. Ultramarin, Gips, Thon u. ſ. w.). Die Intenſität der Farbe wird durch den Gehalt an Kobaltoxydul (8—18%) und durch die Feinheit des Korns bedingt, da mit der Grobkörnigkeit auch die Tiefe der Schattirung zunimmt.

Zur Beurtheilung und Vergleichung der Smalteſorten beſitzt jedes Blaufarbenwerk ſeine Grundmuſter, die, wenn auch nicht untereinander übereinſtimmend, im allgemeinen durch folgende Signaturen bezeichnet werden: Die Buchſtaben F.M.O. beziehen ſich auf den Kobaltgehalt, C., C.B. und E. auf das Korn, ſodaß z. B. bezeichnet F.C. feine Couleur, F.C.B. feine böhmiſche Couleur, F.E. feine Eſchel, M.E. mittelfeine Eſchel. Mehrere F. zeigen größeren Kobaltgehalt an, z. B. F.F.E. Bei kobaltärmeren Sorten ſchreibt man Zahlen als Exponenten hinter die allgemeinen Bezeichnungen, z. B. $O.C.^3$ ordinäre Couleur mit $^1/_3$ des Kobaltgehaltes von O.C.

Nach der Feinheit und Größe des Korns unterſcheidet man: Streublau oder Streuſand von ungleichachſig ſplitterigem Korn von 1,3—4 Millim. Durchmeſſer, ſcharfen Ecken und Kanten. H. (hoch), ſcharfeckige, ſplitterige,

Digitized by Google

jedoch mehr gleichachſige Stückchen von $2\frac{1}{2}$—$\frac{3}{4}$ Millim. Durchmeſſer. B. (böhmiſch), ſcharfeckige Körner von 1—0,5 Millim. Durchmeſſer. C.f. (Couleur fondamentale, Grundmuſter) von polyedriſchem, ſtumpfkantigen Korn von 0,64—0,5 bis 0,08 Millim. Durchmeſſer. E. (Eſchel), die feinkörnigſten Smalte mit rundlichem Korn. Die Eſchel aus tiefer gefärbten Gläſern erhalten ein Korn von 0,71—0,166 Millim., die blaſſeren ein ſolches von 0,033—0,02 Millim. Durchmeſſer.

Die Vergleichung einer Smalteſorte mit dem Grundmuſter einer Fabrik erfordert viel Uebung; ſie wird derart ausgeführt, daß man auf einem Bret eine Quantität des Grundmuſters glatt ausſtreicht, hierauf eine Meſſerſpitze der zu prüfenden Smalte in das letztere eindrückt und nun bei diffuſem Lichte vergleicht. Auf dieſe Weiſe werden Abweichungen in der Farbe, Ton und Korn am leichteſten ermittelt. Die Smalte findet in der Fresco- und Porzellanmalerei, in der Töpferei, zum Bläuen der Wäſche und des Papiers Benutzung. Sie hat vor vielen andern Farben den Vorzug großer Haltbarkeit. Für Verwendung in der Papierfabrikation iſt ſie aus dem Grunde wenig empfehlenswerth, weil ſie ſich ſchwierig in der Papiermaſſe gleichmäßig vertheilen läßt. Durch das künſtliche Ultramarin iſt ihre Anwendung vielfach beſchränkt worden, doch wird ſie immer da noch ihren Platz behaupten, wo es darauf ankommt, ein dauerhaftes und dabei wohlfeiles Blau zu erzeugen.

Quantitative Beſtimmung des Kobalts.

Zur quantitativen Beſtimmung des Kobalts ſcheidet man daſſelbe in der Regel als Oxalat oder Hydroxyd ab, führt dieſe Verbindungen in metalliſches Kobalt über und wägt daſſelbe. Bedingniß zum Erhalten richtiger Reſultate iſt völlige Abweſenheit von Ammoniakſalzen.

Zur Abſcheidung des Hydroxyd wird die möglichſt neutrale Kobaltlöſung in einer Platinſchale zum Sieden erhitzt, mit reiner Kalilauge im Ueberſchuß verſetzt und das Kochen ſo lange fortgeſetzt, bis der Niederſchlag eine braune Farbe angenommen hat. Man filtrirt, wäſcht mit ſiedendem Waſſer aus und reducirt das Kobaltoxyd im Waſſerſtoffſtrome. Das gewogene Metall wird zweckmäßig noch einmal, um anhaftende Mengen von Kali zu entfernen, mit ſiedendem Waſſer behandelt und wie vorher verfahren.

Um Kobalt als Oxalat[20]) abzuſcheiden, verſetzt man die ſtark concentrirte, neutrale Fällungsflüſſigkeit tropfenweiſe mit einer Löſung von neutralem Kaliumoxalat, bis der entſtandene Niederſchlag ſich gelöſt hat, verdünnt auf etwa 25^{cc}, erhitzt zum Sieden und fügt allmählich ein gleiches Volumen wie das der zu fällenden Flüſſigkeit von ſtarker Eſſigſäure (80%) hinzu. Nach mehrſtündigem Stehen in gelinder Wärme wird der kryſtalliniſche Niederſchlag filtrirt, mit einer Miſchung gleicher Theile Eſſigſäure, Alkohol und Waſſer ausgewaſchen, nach dem Trocknen erſt gelinde, dann ſtark, zuletzt im Waſſerſtoffſtrome geglüht. Das gewogene Metall iſt zur Vorſicht nochmals mit ſiedendem Waſſer auszuwaſchen und die erſte Wägung zu controliren.

Eine ausgezeichnete Methode[21]) der Kobaltbeſtimmung iſt die elektrolytiſche. Man wendet zweckmäßig als negative Elektrode eine Platinſchale mit der zu elektrolyſirenden Kobaltlöſung, als poſitive ein mäßig dickes Platinblech an, welches in die Flüſſigkeit ſo weit eintaucht, daß der Abſtand beider Elektroden etwa $\frac{1}{2}$—$\frac{1}{3}$ Centim. beträgt. Das Kobalt muß ſich in ammoniakaliſcher Löſung befinden. Gegenwart von Chlorammonium iſt auszuſchließen. Nach Bergmann[22]) iſt am beſten zu operiren, wenn die zu fällende Flüſſigkeit in 200^{cc} 0,1—0,15 Gramm Kobaltſulfat, 2,4—4 Gramm Ammoniak (NH_3) und 6—9 Gramm waſſerfreies Ammoniumſulfat enthält. Als Stromquelle dient entweder eine Clamond'ſche Thermoſäule oder 4—5 Elemente von Meidinger-Pincus. *(Paul Bässler.)*

KOBALTBLÜTE (Erythrin), Mineral, monoklin, iſomorph mit Vivianit. Waſſerhaltiges, arſenſaures Kobaltoxyd mit 37,6 Kobaltoxyd, 38,4 Arſenſäure und 24 Proc. Waſſer. Meiſt in kleinen, nadelförmigen, pfirſichblütrothen Kryſtallen, als Zerſetzungsproduct von kobalthaltigen Kieſen, beſonders des Speiskobalt, im Erzgebirge, bei Saalfeld und an andern Orten. *(E. Geinitz.)*

KOBALTGLANZ (Kobaltin, Glanzkobalt), Mineral. Regulär und zwar parallel-hemiëdriſch kryſtalliſirend, in ganz ähnlicher Form wie der Eiſenkies; beſonders in Pentagondodekaëdern, oft mit Würfel und Octaëder, von vollkommener Spaltbarkeit nach den Würfelflächen; von röthlich ſilberweißer Farbe und ſtarkem Glanze. Es beſteht aus Schwefelkobalt und Arſenkobalt von der Zuſammenſetzung $CoS_2 = CoAs_2$, zeigt demnach eine analoge Conſtitution wie der iſomorphe Eiſenkies. Er enthält im reinen Zuſtande 35,5 Proc. Kobalt, von denen aber meiſt einige Procent durch Eiſen erſetzt ſind. Er iſt eins der reichſten Erze für die Blaufarbenfabrikation und findet ſich beſonders in Schweden und Norwegen, am Kaukaſus (bei Eliſabethopel), in Schleſien nnd bei Siegen in Weſtfalen. *(E. Geinitz.)*

KOBALTKIES (Linneït), Mineral. Regulär, in Octaëdern, zum Theil mit Würfelflächen und oft in Zwillingskryſtallen nach einer Octaëderfläche auftretend; von röthlich ſilberweißer Farbe. Analog den Mineralien aus der Spinellgruppe zuſammengeſetzt, aber ſtatt des Sauerſtoffes Schwefel enthaltend, alſo von der Zuſammenſetzung $CoS.Co_2S_3$, wobei ein Theil des Co durch Ni und Fe vertreten iſt. Intereſſantes Mineral in Bezug auf die iſomorphen Verbindungen. Im reinſten Zuſtand mit 57,9 Proc. Kobalt. Findet ſich bei Müſen ſowie in einigen nordamerikaniſchen Staaten. *(E. Geinitz.)*

KOBALTMANGANERZ (Kobaltschwärze, schwarzer Erdkobalt), Mineral. Amorph in derben

20) Claſſen, Zeitſchr. für anal. Chem. 18, 189.

21) Dingler, Polyt. Journ. 117, 235. — Zeitſchr. für anal. Chem. 8, 23; 19, 16; 3, 334; 11, 10; 14, 350; 15, 300: 15, 335; 16, 344; 18, 523; 19, 314. 22) Zeitſchr. für anal. Chem. 19, 314.

Digitized by Google

Maſſen, ſehr mild, von ſehr geringer Härte, bläulichſchwarzer Farbe, undurchſichtig. Waſſerhaltiges Kupferoxyd, Kobaltoxydul und Manganhyperoxyd, mit 19—20 Proc. Kobalt und 21 Proc. Waſſer. An mehrern Orten Thüringens ſich findend, wird zur Blaufarbenfabrikation verwendet. (*E. Geinitz.*)

KOBALTSPAT, kohlenſaures Kobalt in rhomboëdriſchen winzigen Kryſtallen, meiſt zu kugeligen Gebilden vereinigt. (*E. Geinitz.*)

KOBALTVITRIOL, Mineral in blaß roſenrothen, monoklinen, dem Eiſenvitriol ähnlichen Kryſtallen, meiſt nur in Efflorescenzen auftretend. Waſſerhaltiges Kobaltſulfat. Nach ſeinem Fundorte Bieber bei Hanau heißt das Mineral auch Bieberit. (*E. Geinitz.*)

KOBBE (Theodor Christoph August von), humoriſtiſcher Schriftſteller, geb. am 8. Juni 1798 zu Glückſtadt in Holſtein als der Sohn eines Offiziers, empfing ſeine erſte Erziehung im Hauſe des Vaters ſeiner Mutter, des Propſtes Grafen Rantzau in Ueterſen. Im J. 1814 bezog er das hamburger Gymnaſium Johanneum, 1815, beim Wiedererſcheinen Napoleon's, trat er als Cornet in ein öſterreichiſches Reiterregiment ein, ohne bei der Kürze des Feldzuges vor den Feind zu kommen. Im J. 1817 bezog er zum Studium der Rechte die Univerſität Heidelberg, welche er 1819 mit der zu Kiel vertauſchte. Im 22. Lebensjahre fand er ſeine erſte Anſtellung als Auditeur zu Oldenburg, einige Jahre ſpäter ward er zum Aſſeſſor beim Criminalgericht und zugleich zum Jagdjunker im großherzoglichen Hofdienſte ernannt. Seine behaglich gleichmäßige Exiſtenz in Oldenburg ward in längeren Zwiſchenräumen von einigen größeren Reiſen unterbrochen, unter denen eine Reiſe durch Belgien nach Paris, ein längerer Badeaufenthalt auf dem Felſen von Helgoland ſowie die häufigen Wanderungen an der Nord- und Oſtſee auch literariſche Früchte trugen. Seit dem Jahre 1838 und bis zu ſeinem Tode gab Theod. von Kobbe die „Humoriſtiſchen Blätter“ heraus, eine Zeitſchrift, welche unter den zahlreichen Journalen jener Periode ſich durch Friſche und Originalität auszeichnete. Längere Zeit hindurch ſchon an der Auszehrung leidend, erlag Kobbe derſelben am 28. Febr. 1845 zu Oldenburg. Eine beſondere Gunſt der Umſtände hatte es gefügt, daß er in den letzten dreißiger und erſten vierziger Jahren in Oldenburg einen literariſchen Kreis vorfand, dem Adolf Stahr, von Gall, K. von Beaulieu-Marconnay u. a. angehörten. Die eigene literariſche Thätigkeit Kobbe's begann in beſcheidener, faſt dilettantiſcher Weiſe mit poetiſchen Parodien und kleinen novelliſtiſchen Skizzen. Unter den erſtern war „Das Lied vom Prügel“ (Parodie der Schiller'ſchen Glocke) eine Zeit lang viel verbreitet, auch die kleine Sammlung „Die Leier des Meiſters in den Händen des Jüngers“ (Oldenburg 1826), welche 18 Gedichte in fremder und eins in eigener Manier enthielt, fand in einer harmloſeren Zeit vielen Beifall. Ein Verſuch im ernſten hiſtoriſchen Roman „Die Schweden im Kloſter zu Ueterſen“ (Bremen 1830) erwies, daß die Phantaſie und Geſtaltungskraft des Schriftſtellers für große Compoſitionen nicht ausreichten. Glücklicher war er in den „Kleinen Erzählungen, in humoriſtiſchen Skizzen und Bildern“ (Bremen 1833), den „Reiſeſkizzen aus Belgien und Frankreich“ (Bremen 1836), den „Briefen über Helgoland, nebſt poetiſchen und proſaiſchen Verſuchen in der dortigen Mundart“ (Bremen 1840). Des größten Erfolges erfreuten ſich die „Humoriſtiſchen Erinnerungen aus meinem akademiſchen Leben in Heidelberg und Kiel“ (Bremen 1840), die „Humoresken aus dem Philiſterleben“ (Bremen 1841) und die „Humoriſtiſchen Reiſebilder“ (Hamburg 1843). Das in Grimm's Märchen aufgenommene Prachtſtück „Swinegels Wetlopen up der Buxtehuder Heid“, welches ihm lange Jahre zugeſchrieben wurde, rührt nicht von ihm, ſondern von Wilhelm Schröder her. Sein Humor war minder volksthümlich und mehr an den älteren Humoriſten der engliſchen und der deutſchen Literatur geſchult, ſein Stil lebendig, leicht, anregend. Ein literariſches Denkmal ſtiftete ihm Ad. Stahr, „Denkſtein für Th. von Kobbe“ (zuerſt Oldenburg 1845; dann „Kleine Schriften“ 2. Bd.) (*A. Stern.*)

KOBDO (Chobdo), Stadt in der weſtlichen Mongolei, an einem Zufluſſe des Kobdofluſſes, welcher in den 25 Kilom. entfernten Kara-ſu (Hara oder Ike-Aral) mündet, 47° 56′ nördl. Br., 91° 30′ öſtl. L. von Greenwich, circa 1540 Met. über dem Meere. In dem weiten, ſteinigen und vegetationsloſen Gebirgskeſſel der vom mongoliſchen Altai gebildeten Hochebene gelegen, deſſen Mitte der (See) Kirgis-Noor einnimmt, iſt Kobdo das Handelscentrum und der Kreuzungspunkt der Karavanenſtraßen zwiſchen Rußland im Norden und Weſten, der Mongolei im Oſten und Süden und ſomit Chinas. Hier befinden ſich die Niederlagen der ruſſiſchen Kaufleute von den Goldbergwerken des Altai und dem Thal des obern Irtyſch, ebenſo der Markt der Bergwerksdiſtricte des Gebietes von Barnaul und der chineſiſchen Städte. Der Handel iſt hier viel bedeutender als in dem größeren Uljaſutai, namentlich mit Rußland. Von hier ſchicken die chineſiſchen Kaufleute jährlich Schafheerden von zuſammen 20,000 Stück nach Kauſu; außerdem wird bedeutender Handel mit Reis, Leder, Fellen, Opium und namentlich Hirſchhorn (zu mediciniſchen Zwecken) betrieben, und die Stadt, obwol ſonſt nur ſchwach bevölkert, iſt namentlich zur Zeit der Meſſen von mehrern hundert Jurten der Mongolen belebt. Sie beſteht aus einem ummauerten Soldatenquartier, zugleich mit dem Sitz des chineſiſchen Amban oder Gouverneurs, von 750 chineſiſchen Soldaten und 900 tatariſchen Cavaleriſten bewohnt, und der offenen Handelsſtadt (Maima-Tſcheng) der Chineſen (1100 Seelen) nebſt dem von Gärten umgebenen Jurtenquartier der 3000 Seelen ſtarken mongoliſchen Bevölkerung. Die offene Stadt iſt ganz chineſiſch, regelmäßig und feſt gebaut aus gebrannten Steinen, die Straßen weit und ziemlich reinlich, einige ſogar mit Bäumen bepflanzt. — Im J. 1870 wurde die Stadt in dem langwierigen, blutigen Dunganenaufſtande faſt gänzlich vernichtet, ihre Bewohner, da-

Digitized by Google

mals 6000, vertrieben oder ermordet. Die weite offene Ebene der Stadt, früher bewaldet und grasreich, von großen Schafheerden belebt, iſt heute nur ſtellenweiſe von dürftigem, niederm Geſträuche bedeckt, faſt ohne Vegetation.

Die Provinz Kobdo, zu den ſogenannten Unterthänigen Landſchaften (Li-ſau-yüan) gehörig, iſt im Norden vom Tannu-Ola oder Tangun-Uljanghai und dem Kuitun-Gebirge, im Weſten vom Kleinen Altai oder Ektag-Altai in der Richtung nach Südoſten begrenzt, während nach Süden und Oſten die Mongoliſche Steppe ſich ausbreitet; im Nordweſten liegt das ruſſiſche Gouvernement Tomsk, im Oſten die mongoliſche Provinz Uljaſutai, im Süden die Provinz Hami. Der Ektag-Altai reicht zwar nur in wenigen Gipfeln über die Schneegrenze (2000—2300 Met.) hinaus, iſt aber doch nur ſchwer und über wenige Päſſe zu überſchreiten; auf demſelben entſpringt der Kobdofluß. Das Schneegebirge Tannu-Ola, 590 Kilom. lang, bis 3000 Met. hoch, iſt nur wenig bekannt. Südlich dieſes von Weſten nach Oſten ſtreichenden Gebirgszuges beginnt das Gebiet der Steppen und Steppenſeen, von denen der Ubſa-Noor, Ike-Aral und Sangju-Dalai die größten, der Kirgis-Noor aber der wichtigſte iſt, weil er die niedrigſte Stelle (1200 Met. über dem Meere) der ganzen Provinz bildet und die Gewäſſer der übrigen Seen aufnimmt, beſonders der beiden Hauptflüſſe Djabghan von Oſten her und Kobdo von Nordweſten. Das ganze Gebiet iſt der Boden eines alten Binnenmeers, ſteigt im Süden des Kirgis-Noor wieder ſanft auf und wird in der Richtung von Weſten nach Oſten von kleineren Gebirgszügen und Steppenflüſſen durchzogen, deren Thäler allein Vegetation führen, während der übrige ſterile Boden aus Thon, Sand und nacktem Fels beſteht. Am wenigſten productiv ſind von den Einſenkungen der Ubſa-See mit ſeinen vielen Zuflüſſen und die Thäler des Djabghan mit ſeinen Nebenflüſſen, am beſten bebaut die Thäler des Kobdo, wo ſtellenweiſe ſogar Bäume angetroffen werden. Kein Fluß iſt indeß fahrbar wegen Waſſermangels. Das Klima iſt rauh und continental; infolge der hohen Lage über dem Meere und der dadurch bedingten bedeutenden Wärmeausſtrahlung durch die durchſichtige Steppenatmoſphäre herrſcht große Winterkälte bei geringem Schneefall, während des Sommers große Hitze mit wenig Regen in der Steppe, wogegen die Gebirge, beſonders der beſſer bewaldete Altai, reich an Waſſer ſind, welches jedoch wegen Mangels an genügender Bodenbedeckung durch Pflanzen ſchnell abfließt. Die Flora des Landes iſt deshalb ſehr dürftig, faſt nur auf Steppenformen beſchränkt; die Fauna bietet Antilopen, Steinböcke, wilde Eſel, Yaks, Schafe, nach Prſchewalski auch das wilde, zweihöckerige Kamel; Mineralien werden nicht ausgebeutet. Die nicht ſehr zahlreiche Bevölkerung (in den Provinzen Kobdo und Uljaſutai zuſammen 170,000 Seelen) wird von Mongolen, Kalmücken und Chineſen gebildet. Die nomadiſirenden Mongolen ſind Buddhiſten mit zahlreichen, aber nicht ſehr einflußreichen Lamas und betreiben meiſt Schafzucht; die Kalmücken ſind Nomaden oder Jäger und bekennen ſich zum Lamaismus oder Schamanismus; die Chineſen endlich betreiben nur Tauſch- und Karavanenhandel oder ſind als Soldaten und Beamte zur Sicherung des Landes in wenigen Plätzen vertheilt. — Von den bedeutenden Handelsſtraßen führt die von Uſt-Kamenogorsk nach Kobdo, 800 Kilom. lang, über den Paß Ulan-Dab, die von Bijsk nach Kobdo über einen ſchwierigen, 2000 Met. hohen Gebirgspaß, die von Kobdo nach Uljaſutai im Oſten, 447 Kilom. lang, iſt chineſiſche Poſtſtraße; nach Süden endlich führen Straßen nach Barkul und Urumtſi. — Vgl. Ney-Elias, „Narration of a Journey through Western Mongolia 1873“ in „Journal of the Royal Geogr. Soc.“ 1873, S. 108 fg. — Potanin, „Expedition in die nordweſtliche Mongolei“ 1876 fg. — Wenjukow, „Die ruſſiſch-aſiatiſchen Grenzlande“, 1874. — Prſchewalski, „Reiſe in die Mongolei 1877“. (*E. Kaufmann.*)

KOBELJAKI, Kreisſtadt im europäiſch-ruſſiſchen Gouvernement Poltawa, am rechten Ufer der Worskla und des Flüßchens Kobeljatſchka auf einer terraſſenförmig ſich erhebenden Anhöhe, 69 Kilom. im Südweſten von Poltawa gelegen. Kobeljaki iſt unter der polniſchen Herrſchaft von dem polniſchen Edelmanne Nemirowitſch gegründet und erſcheint unter dem Namen einer Stadt im J. 1647 in der Zahl der Oertlichkeiten, die dem Poltawſchen Koſackenregiment gehörten. Nach der Vereinigung Kleinrußlands mit Rußland wurde Kobeljaki ein Flecken, der 1803 zur Kreisſtadt des Gouvernements Poltawa erhoben wurde. Die Stadt beſteht aus zwei Theilen, der eigentlichen Stadt am rechten Ufer der Worskla und der an der andern Seite des Fluſſes liegenden Vorſtadt. Kobeljaki hat neun Kirchen, eine Synagoge, eine jüdiſche Gebetſchule, zwei Schulen, 33 Kaufläden und 13,657 Einwohner, die ſich hauptſächlich mit dem Ackerbau beſchäftigen. Von den fünf Jahrmärkten iſt der Pfingſtmarkt der bedeutendſte. Die Hauptgegenſtände des Handels ſind Vieh, Zitze, Lein- und Hanffabrikate. Der 64,5 □Meilen umfaſſende Kobeljaki-Kreis zeichnet ſich durch Fruchtbarkeit ſeines Bodens aus. (*A. von Wald.*)

KOBELL (Ferdinand), Landſchaftsmaler und Kupferſtecher, Galeriedirector in München, geb. zu Mannheim am 7. Juni 1740, geſt. zu München am 1. Febr. 1799. Die Familie Kobell, urſprünglich deutſch, theilte ſich in eine deutſche und niederländiſche, indem Ferdinand's Onkel Johann Heinrich 1750 oder 1751 nach Rotterdam zog, um dort eine Handlung mit engliſchen Fayencen zu begründen. Ferdinand hatte auf der Univerſität Heidelberg die Rechte ſtudirt nach dem Wunſche ſeines Vaters, der kurpfälziſcher Rath war, und der den Sohn für die diplomatiſche Laufbahn beſtimmt hatte. Dieſer aber hatte mehr Sinn für das Zeichnen, worin ihn die ſchöne landſchaftliche Umgebung der Univerſitätsſtadt beſtärkte. Seine erhaltenen Skizzenbücher liefern den Beweis, wie fleißig er ſich im Zeichnen übte und der Natur ihren geheimnißvollen Zauber abzulauſchen verſtand. Dennoch beſtand er ſein juriſtiſches Examen und wurde ſogleich, 1760, als Secretär der kurfürſtlichen

Digitized by Google

Hofkammer angeſtellt. Wie früher den juridiſchen Studien, ſo war er jetzt, und vielleicht noch in höherem Grade, dem langweiligen Bureauleben abgeneigt und flüchtete gern in jeder freien Stunde zur Kunſt, die ihm Troſt und Erholung brachte. Schließlich kamen einige ſeiner Arbeiten dem Kurfürſten Karl Theodor (1762) zu Geſicht und da dieſer die Künſte liebte, auch gern als Förderer derſelben auftrat, ſo enthob er den Secretär des Staatsdienſtes und ertheilte ihm ein Kunſtſtipendium. Unter der Leitung des Akademiedirectors Verſchaffelt ſuchte Kobell nun die akademiſchen Formen ſich anzueignen, wobei er indeſſen ſein eigentliches Ziel, ſich in der Landſchaftsmalerei auszubilden, auch nicht erreichte, da kein Lehrer dieſes ſpecielle Fach verſtand, weshalb er, wie früher, auf das Studium nach der Natur angewieſen war. Das Glück begünſtigte ihn indeſſen inſofern, als er 1768 den Grafen Sickingen nach Paris begleiten durfte, der ihn in die Sammlungen einführte. Achtzehn Monate hielt er ſich in Paris auf, copirte in den Galerien und ſtudirte in den Malerwerkſtätten. Auf dieſe Art vollendete er ſein Kunſtſtudium. Als er 1769 zurückkehrte, wurde er zum kurfürſtlichen Cabinetsmaler und ſpäter zum Secretär und Profeſſor an der Akademie ernannt; ſeit 1793 lebte er in München, wohin ihn die drohenden Kriegsgefahren zu ziehen zwangen. Wie ſeine Briefe aus der bairiſchen Hauptſtadt verrathen, fühlte er ſich hier nie heimiſch und ſehnte ſich oft nach Mannheim zurück. Sechs Jahre brachte er hier zu, bis ihn der Tod aus der Verbannung erlöſte. Als Künſtler war er ſehr geſchätzt. So einfach er die Natur auffaßte, er wußte ihr ſtets einen beſondern poetiſchen Reiz zu verleihen. Indeſſen ſind ſeine Bilder ſelten, in München ſind zwei, in Schleißheim vier. Dabei hat er mit der Radirnadel viel gearbeitet; man zählt 242 Blätter ſeiner Hand und ſelbſt ſolche im kleinſten Maßſtabe ausgeführte bekunden den trefflichen Künſtler. Er hat auf dieſem Gebiete der modernen Kunſt tüchtig vorgearbeitet; beſonders iſt ſein freier, leichter Baumſchlag, die Wolkenbildung, die Vertheilung von Licht und Schatten vorzüglich und auch die kleinſten Blätter erſcheinen wie durchgeführte Bilder. Seine Radirungen datiren von 1769—1797. Sie erſchienen in einer beſondern Sammlung (179 Radirungen) bei Frauenholz in Nürnberg 1809 unter dem Titel „Oeuvre complet (iſt aber nicht complet) de F. Kobell“ u. ſ. w. Eine neuere Ausgabe wurde 1841 in Stuttgart beſorgt, für welche Kugler ein Vorwort ſchrieb. Eine genaue Beſchreibung eines jeden Blattes lieferte des Künſtlers langjähriger Freund Stephan Freiherr von Stengel unter dem Titel: „Catalogue raisonné des estampes de Ferd. Kobell“ (Nuremb. 1822). Der Künſtler hinterließ vier Söhne, von denen drei ſich dem Beamtenleben widmeten, während der zweitgeborene Wilhelm ſich als Künſtler einen Namen machte (ſ. weiter unten). Kobell's Porträt, geſtochen von Schlotterbeck nach J. Hauber, kommt als Titelbild in der Ausgabe ſeines Werkes von Frauenholz vor. Außerdem hat ihn Palmer auf einem Wandgemälde des bairiſchen Nationalmuſeums abgebildet, welches den mannheimer Künſtlerkreis unter Karl Theodor darſtellt. *(J. E. Wessely.)*

KOBELL (Franz), des Vorigen Bruder, Zeichner und Radirer, geb. zu Mannheim am 23. Nov. 1749, geſt. in München am 14. Jan. 1822. Wie ſeinem Bruder war ihm die Liebe zur Kunſt angeboren und wie jener mußte er eine Lebensrichtung aufgeben, bevor er ſeinem innern Drange folgen konnte. Da ſein Vater ſtarb, gaben ihn die Vormünder nach Mainz zu einem verwandten Kaufmanne in die Lehre; als aber die fünf Lehrjahre um waren, konnte ihn nichts mehr im Kaufmannscomptoir feſthalten, denn er wollte Künſtler werden. Die Zeichnungen, die er in ſeinen freien Stunden entworfen hatte, bewieſen wirkliches Talent und da Kunſtverſtändige dieſes beſtätigten, durfte er die mannheimer Akademie beſuchen, an der er in ſeinem Bruder einen rathenden und helfenden Freund fand. Als ſeine akademiſche Ausbildung vollendet war, erhielt er 1776 vom Kurfürſten Karl Theodor ein ſo anſehnliches Stipendium, daß er ſeinen Wunſch, nach Italien zu gehen, befriedigen konnte. Er durchreiſte das Land, hielt ſich aber die längſte Zeit in Rom auf. Hier und überall zeichnete er fleißig Landſchaften und Baudenkmäler, bis er ſich vollkommen in den Charakter beider verſenkt hatte. Neun Jahre blieb er in Italien und als er 1785 nach Deutſchland zurückkehrte, ſiedelte er ſich in München an, wo ihn die Akademie der bildenden Künſte zu ihrem Ehrenmitgliede, ſein Kurfürſt aber zum Hofmaler ernannte. Eigentlich hatte er ſich mit dem Malen faſt gar nicht abgegeben, ſondern er zeichnete lieber mit Blei und Feder, zuweilen pflegte er den ſo raſch entſtandenen Zeichnungen mit Sepia Licht und Schatten zu verleihen. Das Malen ging ſeinem Kunſtgenius viel zu langſam, für ſeine rapid arbeitende Einbildungskraft mußte er ein Mittel wählen, das es ihm ermöglichte, ſeinen Ideen alsbald die entſprechende Form zu geben. Von Gemälden ſoll es auch von ſeiner Hand nur etwa 12 geben; eins davon, das früher in München war, befindet ſich jetzt in Bamberg; es iſt eine Felſenlandſchaft mit Waſſerfällen. Die Zahl ſeiner Handzeichnungen iſt dagegen unglaublich groß; man ſchätzt ſie auf mindeſtens 10,000. Ueber 2000 ſind in der Albertina in Wien, auch der Freund beider Brüder, Freiherr von Stengel, beſaß ſehr viele, wie auch Rigal in Paris und das Kupferſtichcabinet in München. Während der Künſtler dieſelben in ſeiner früheſten Epoche mit ängſtlicher Sorgfalt bis in das tiefſte Detail durchzuführen pflegte, ſind die ſeiner ſpäteren Zeit frei behandelt. Goethe lobt den Künſtler ſehr; bei ſeinen vielen Freunden war der alte Junggeſell als Gaſt ſtets willkommen, da er mit ſeiner Bildung und echtem Charakter eine angenehme Unterhaltungsgabe verband. Er ätzte auch 26 Landſchaften, deren 23 Andreſen im Handbuche für Kupferſtichſammler beſchreibt; es ſind wilde, felſige Landſchaften, einzelne mit Waſſerfällen; einer derſelben iſt Hagar, einer zweiten der heilige Hieronymus als Staffage gegeben. *(J. E. Wessely.)*

KOBELL (Franz von), geboren zu München am 19. Juli 1803, Sohn des bairiſchen Staatsrathes Franz

Digitized by Google

von Kobell, Enkel des mannheimer Landſchaftsmalers und Kupferſtechers Ferdinand Kobell (ſ. d.), ſtudirte auf der Univerſität Landshut unter J. N. von Fuchs Mineralogie und Chemie; 1824 promovirte er und wurde nach Verlegung der Univerſität Landshut nach München hier 1826 außerordentlicher, 1834 ordentlicher Profeſſor der Mineralogie, im J. 1856 auch Conſervator der mineralogiſchen Staatsſammlungen. Nach mehrern größeren Reiſen in Weſt- und Südeuropa begann er die große Reihe ſeiner bedeutenden wiſſenſchaftlichen Werke. Im Gegenſatz zu den bis dahin herrſchenden, rein äußerlich deſcriptiven Methoden der Werner-Mohs'ſchen Schule betonte Kobell mit zuerſt die Bedeutung der chemiſchen Reactionen und der chemiſchen Zuſammenſetzung für die Diagnoſe und Charakteriſtik der Mineralien. Dieſer Auffaſſung gab er Ausdruck in ſeiner „Charakteriſtik der Mineralien“ (Nürnberg 1830), vor allem aber in ſeinen „Tafeln zur Beſtimmung der Mineralien vermittels chemiſcher Verſuche“ (zuerſt 1833; zwölfte Aufl., nach dem Tode des Verf. herausgeg. von Oebbeke, München 1884), ein vorzügliches Werk, welches in faſt alle Culturſprachen überſetzt wurde und trotz zahlreicher Nachahmungen heute noch nicht übertroffen iſt. Mehr den Charakter eines Lehr- und Handbuchs trägt „Die Mineralogie, leichtfaßlich dargeſtellt, mit Rückſicht auf das Vorkommen der Mineralien und ihre techniſche Benutzung“ (Nürnberg 1847—1877 in fünf Auflagen). Aeußerſt treffende Bemerkungen enthält die Schrift „Die Mineralnamen und die mineralogiſche Nomenclatur“ (München 1853), in welcher er mit tiefem Ernſte und logiſcher Schärfe gegen die mannichfaltigen Wunderlichkeiten und Ausſchreitungen auf dieſem Gebiete ankämpfte. Im Auftrage der hiſtoriſchen Commiſſion der Münchener Akademie veröffentlichte Kobell 1864 die „Geſchichte der Mineralogie von 1850—1860“ (Geſchichte der Wiſſenſchaften in Deutſchland, II. Bd.), ein Unternehmen, zu welchem er insbeſondere berufen war, inſofern ſeine eigenen Erinnerungen noch faſt in die erſte wirklich wiſſenſchaftliche Entwickelungszeit der Mineralogie zurückreichten. Später folgte noch ſeine letzte ſelbſtändige Schrift „Zur Berechnung der Kryſtallformen“ (München 1867).

Kobell beſitzt das Verdienſt, eine Reihe wichtiger Mineralien entdeckt, eine noch größere Anzahl anderer — weniger in morphologiſcher als in chemiſcher Hinſicht — beſſer kennen gelehrt zu haben. Zu den erſtern gehören u. a. Hydromagneſit, Skolopſit, Rabdionit, Spadait, Sphenoklas, Stylotyp, Chonikrit, Pyroſklerit, Monzonit, Pektolith, Okenit; zu den letztern z. B. Goethit, Glaukodot, Linarit, Klinochlor, Chlorit, Granat, Titaneiſen, Wagnerit, Triplit, Sismondin, Ripidolith, Enargit, Franklinit, Olivenit u. ſ. w.

Wie er zahlreiche, ebenſo einfache als präciſe chemiſche Reactionen ergründet, ſo hat er 1855 auch auf dem Gebiete der Kryſtallphyſik in dem Stauroſkop einen kleinen aber äußerſt ſinnreichen Apparat conſtruirt, der die exacte Beſtimmung der Schwingungsrichtung des polariſirten Lichtes in den Kryſtallen geſtattet und ſomit die Feſtſtellung des Kryſtallſyſtems auf optiſchem Wege ermöglicht. Der weſentliche Theil des ingeniöſen Kobell'ſchen Stauroſkops iſt jetzt für jedes feinere, zu mineralogiſch-petrographiſchen Unterſuchungen dienende Mikroſkop unerlaßlich. Seine Studien über die elektriſchen Eigenſchaften der Mineralien führten ihn 1863 zur Conſtruction eines ſehr empfindlichen Elektroſkops aus Gemshaar; auch war er es, welcher ſich nach Brewſter zuerſt wieder mit den Lichtfiguren auf geätzten Kryſtallflächen beſchäftigte und zeigte, wie dieſelben über die Symmetrieverhältniſſe der Kryſtalle ſelbſt einen ſehr willkommenen Aufſchluß gewähren. Bis zu ſeinem Ende hat Kobell ſich an der Discuſſion wiſſenſchaftlicher Fragen lebhaft betheiligt.

Populärer Natur ſind „Skizzen aus dem Steinreich“ (München 1850, ins Engliſche überſetzt von A. Henfrey, London 1852, ins Däniſche von J. P. Lefolii, Kopenhagen 1856); „Vorträge über die Mineralogie“ (Frankfurt 1862), dazu Aufſätze mineralogiſchen und chemiſchen Inhalts in Weſtermann's „Deutſchen Monatsheften“, Jahrg. 1870. Kobell iſt außerdem der Erfinder der Galvanographie; die erſte Mittheilung der Erfindung machte er 1840 in der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften, ſein Bericht erſchien in den „Münchener Gelehrten Anzeigen“ (Nr. 88 und 89), und als beſondere Schrift darüber „Die Galvanographie“ (München 1842, 2. Aufl. 1846).

Neben ſeinen ausgezeichneten wiſſenſchaftlichen Verdienſten iſt Kobell dem deutſchen Volke bekannt als Dichter, namentlich als hervorragender Dialektdichter. Er war eine friſche poetiſche Natur, ein Freund des freien Wald- und Gebirgslebens, wie der Jagd, ein ſcharfer und feiner Beobachter von Land und Volk. Seine erſten dichteriſchen Verſuche (in pfälzer Mundart) wurden 1838 zunächſt nur einem Freundeskreiſe bekannt. Die erſte Sammlung von Kobell's Poeſien erſchien unter dem Titel „Triphylin“ (München 1839), Gedichte in hochdeutſcher, oberbairiſcher und pfälzer Mundart (2. Aufl. 1843); darauf „Gedichte in oberbayeriſcher Mundart“ (bis 1882 in 9 Auflagen); „Gedichte in pfälziſcher Mundart“ (bis 1876 in 6 Auflagen); „Alte und neue Jägerlieder, mit Bildern und Singweiſen“, herausgegeben von Kobell und F. Pocci (von dieſem die Zeichnungen); „Schnadahüpfln und Sprüchln“ (München 1845), daſſelbe als „Schnadahüpfln und G'ſchichtn“ erweitert (München 1872). Auch im volksthümlichen Drama verſuchte ſich Kobell; die Sammlung ſeiner Stücke erſchien unter dem Titel: „G'ſchpiel“ (München 1868). „Hochdeutſche Gedichte“ gab er München 1852 heraus, ferner ein Lehrgedicht „Die Urzeit der Erde“ in ſechs Geſängen (München 1856). Seiner Jagdfreude verdankt die Entſtehung der „Wildanger“, Jagdſkizzen der mannichfachſten Arten mit Liedern und Sprüchen dazu. Die letzte literariſche Gabe Kobell's waren ſeine „Erinnerungen“ (München 1882), eine Gedichtſammlung. Er ſtarb zu München am 11. Nov. 1882.

Ausführlicher Nekrolog in der augsburger (münchener) „Allgemeinen Zeitung“ 1883, Nr. 22. (*R.*)

KOBELL (Hendrik), Landſchaftsmaler und Radirer, geboren zu Rotterdam am 13. Sept. 1751, geſtorben

daſelbſt am 3. Aug. 1799. Er gehört dem holländiſchen Zweige der Familie Kobell an, welcher der Kunſtſinn angeboren geweſen, da er auch im neuen Vaterlande ſeine Blüten trieb. Seines Vaters Wunſch war es, daß der Sohn in ſeine Fußſtapfen trete und Kaufmann werde, weshalb er nach London geſchickt wurde, um ſich dort in ſeinem Stande auszubilden. Im J. 1770 kam er in ſeine Vaterſtadt zurück, aber nicht als Kaufmann, denn er faßte den feſten Entſchluß, ein Künſtler zu werden. In der Kunſt wurde er darauf von Jacob de Vos und Cornelis Ploos van Amſtel unterwieſen und beſonders letzterer, der ſo vorzüglich Zeichnungen der verſchiedenſten Meiſter imitiren und mit eigenthümlicher, ſelbſterfundener Methode auf die Kupferplatte zu bringen verſtand, ſcheint einen großen Einfluß auf ſeinen Schüler ausgeübt zu haben, ſodaß er überraſchende Fortſchritte in der Kunſt machte. Er machte darauf eine Reiſe nach Paris, kehrte aber 1774 nach Rotterdam zurück, wo er bis zu ſeinem traurigen Ende blieb; er ſprang nämlich in einem Fieberanfalle aus dem Fenſter und augenblicklicher Tod war die Folge des Sturzes. Seine Landſchaften, beſonders die See- und Nachtſtücke, werden ſehr gelobt. Einige ſeiner Bilder wurden geſtochen. Auch ſeine Zeichnungen, die er tuſchte oder aquarellirte, ſind geſchätzt. Schließlich radirte er auch mehrere Blätter, deren neun Andreſen im Handbuche anführt, darunter zweimal das Bildniß des Corſarenhäuptlings Pascal Paoli. Die Meierei am Fluß, vom J. 1768, iſt im erſten Abdruck mit Tagesbeleuchtung, ſelten geworden. Durch Ueberarbeitung machte er ſie zu einem Nachtſtück mit Mondbeleuchtung. Seit 1771 war er Mitglied der Akademie „Pax artium nutrix". —

Deſſen Sohn, Johann Kobell, Hiſtorien- und Landſchaftsmaler, geboren in Delfshaven bei Rotterdam 1779, geſt. 23. Sept. 1814 in Amſterdam. Da er zeitig ſeine Aeltern verlor, wurde er im Waiſenhauſe der Janſeniſten in Utrecht erzogen, wo er 1790 am 2. September aufgenommen wurde und bis 1801 blieb. Da er Kunſttalent zeigte, ſo wurde er vier Jahre hindurch Schüler des Malers van de Wal. Aus Dankbarkeit gegen ſeine Wohlthäter malte er im Saale des Waiſenhauſes Scenen aus der Bibel. Das Glück kam ihm freundlich entgegen, Louis Napoleon, König von Holland, beſtellte zwei Landſchaften mit Thieren bei ihm, für die er 3000 Gulden zahlte (jetzt im Muſeum moderner Bilder in Harlem). In den J. 1810—1812 hielt er ſich in Paris auf und copirte den berühmten Stier Potter's ganz meiſterhaft; für ſeine Compoſition, eine Weide mit drei Thieren am Ufer, die er daſelbſt ausſtellte, erhielt er die goldene Medaille. Kobell wurde zu den beſten Künſtlern ſeiner Zeit gezählt und er wäre noch höher geſtiegen, wenn ihm nicht eine ſo kurze Lebenszeit beſchieden geweſen wäre. Potter's Einfluß auf ſeine Kunſt iſt unverkennbar. Seine Bilder kommen nur in holländiſchen Sammlungen vor. Zum Vergnügen malte er auch zuweilen auf Porzellan. Dann radirte er auch einige Blätter (van der Kellen beſchreibt zehn), die meiſt Thierſtücke enthalten und eine feine, zarte Arbeit zeigen; auch hier hat er ſich Potter's Radirungen zum Muſter genommen.

S. Van Eynden en van der Willigen, Geschiedenis, — Immerzeel. — Kramm. — Van der Kellen, Le peintre-graveur holl. (*J. E. Wessely.*)

KOBELL (Wilhelm von), Schlachten- und Landſchaftsmaler, Radirer und tüchtiger Arbeiter in Aquatinta, Sohn Ferdinand Kobell's (ſ. d.), geb. zu Manheim am 6. April 1766, geſt. in München am 15. Juli 1855. In den Anfangsgründen der Kunſt wurde er von ſeinem Vater unterwieſen, dann copirte er alte Bilder der Galerien von Mannheim und Düſſeldorf. Insbeſondere war er für Wouwerman eingenommen, den er glücklich nachzuahmen verſtand, wobei er indeſſen ſeine Individualität nicht aufgab. Mit Unterſtützung des Kurfürſten beſuchte er Italien und arbeitete fleißig in Rom (ſeit 1778). Nach ſeiner Rückkehr wurde er vom Kurfürſten zum Cabinetsmaler ernannt. Im J. 1793 folgte er ſeinem Vater nach München und nahm hier ſeinen feſten Wohnſitz. In der erſten Periode ſeiner Kunſtthätigkeit malte er faſt ausſchließlich Landſchaften mit ländlichen Scenen oder Thierſtücke. Angeregt durch die kriegeriſche Zeit wandte er ſich dann der Schlachtenmalerei zu, in welcher er ſehr viele und vorzügliche Werke vollendete. Seine Schlachtenbilder waren nicht etwa Phantaſiebilder, ſondern aus gründlichen Studien erwachſene Darſtellungen der wahren Situationen eines jeden Gefechtes oder einer kriegeriſchen Action. Die erſten ſechs Schlachtſtücke malte er für den franzöſiſchen Marſchall Berthier; darunter war die Eroberung von Ulm, die Einnahme von Braunau, das Treffen bei Günzburg u. a. Als ſie 1807 in München ausgeſtellt wurden, fanden ſie viel Beifall. Nun häuften ſich die Beſtellungen auf dergleichen Compoſitionen und in dieſen verherrlichte er zumeiſt die Heldenthaten und den Waffenruhm der bairiſchen Truppen in den Kriegsjahren 1805—1815. Er unternahm auch 1809 und 1810 eine Reiſe nach Paris, um für ſeine Bilder Studien zu machen. Für König Max I. und den Kronprinzen Ludwig führte er mehrere Schlachtengemälde aus. Die Beſtellung für den Herzog Eugen von Leuchtenberg wurde durch den Tod des letztern zunichte. Dieſem Kunſtgenre gehören auch die Wandgemälde an, die er mit andern Künſtlern im Bankettſaale im Königsbau der Reſidenz in München ausführte. Seine Bilder dieſer Art erhalten auch dadurch ein beſonderes Intereſſe, daß er in denſelben viele Bildniſſe berühmter Perſonen anbrachte. Da er meiſtentheils ſeine Bilder auf feſte Beſtellung malte und nur ſelten in öffentlichen Ausſtellungen vertreten war, ſo iſt er als Maler in weiten Kreiſen wenig bekannt geweſen. Deſto raſcher verbreitete er ſeinen Ruf durch Radirungen und Aquatinta-Blätter, die ihn als einen gewandten, vielſeitigen Künſtler erſcheinen laſſen. Ebenſo fleißig übte er die Aquarellmalerei und Tuſchzeichnung. Seine Bilder in Oel, beſonders der erſten Periode, ſind in öffentlichen Sammlungen zerſtreut; man findet ſie in der Pinakothek zu München, in Schleißheim, im Städtiſchen Inſtitut zu Frankfurt, im Nationalmuſeum zu Berlin, in Darmſtadt, Weimar, Innsbruck u. a. Seine Radi-

Digitized by Google

rungen ſind mit feiner und ſorgfältiger Nadel behandelt; indeſſen werden ſeine Blätter in Aquatinta noch mehr von Liebhabern geſchätzt. Die Schwierigkeiten der Aetzung bei Blättern dieſer Art ſind vollkommen überwunden und die gewählten Vorbilder wie der Charakter jedes Meiſters treffend gegeben. Dieſe Vorbilder entnahm er meiſt Gemälden niederländiſcher Maler, unter denen beſonders Wouwerman, Berghem, Roos zu nennen ſind. Andreſen (im deutſchen „Peintre-graveur") beſchreibt 124 Blätter, und zwar 64 Radirungen und 60 Blätter in Aquatinta. Unter den erſtern iſt das Hauptblatt hervorzuheben, welches das in München 1810 zur Vermählungsfeier des Kronprinzen veranſtaltete Pferderennen auf der Thereſienwieſe zum Gegenſtand hat. Der Künſtler wurde 1808 von der wiener Akademie zum Ehrenmitgliede und von der münchener Akademie zum Profeſſor für Landſchaftsmalerei ernannt; 1815 erhielt er das Ritterkreuz des bairiſchen Civilverdienſtordens und 1833 wurde er in den erblichen Adelſtand erhoben. Er erreichte das hohe Alter von 87 Jahren. (*J. E. Wessely.*)

KÖBEN, Städtchen in der preußiſchen Provinz Schleſien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Steinau, liegt 14 Kilom. im Norden von Steinau am linken Ufer der Oder, hat die Ruine des ehemaligen Doms, eine katholiſche Kirche und ſeit 1741 eine evangeliſche Pfarrkirche. Von den 1089 Bewohnern ſind 469 männlichen und 580 weiblichen Geſchlechts; dieſe führen in 115 Häuſern 305 Haushaltungen. Zur Stadt gehören 587 ha Land, wovon 272 ha Acker ſind.

Dorf Köben hat 164 Bewohner in 40 Wohngebäuden. (*G. A. von Klöden.*)

KOBERNAUSEN, ein Dorf in Oberöſterreich mit 82 Einwohnern, welches zur Gemeinde Lohnsburg gehört und im Gerichts- und politiſchen Bezirke Ried liegt. Südweſtlich davon dehnt ſich der Kobernauſer Wald aus, ein wellenförmiges, 500—600 Met. hohes hügeliges Terrain aus Schichten von Lehm, Sand und Schotter. Die ſüdlichen Ausläufer enthalten auch Conglomerate. Der Obergrund des Waldes iſt meiſt Lehmboden. Die Haupterhebungen des Rückens ſind in der Richtung von Weſten nach Südoſten das Kindsbründl (625 Met.), Gernerberg (648 Met.), Stierberg (675 Met.), die Wiener Höhe (752 Met.) und das Kalteis mit 732 Met. Weſtlich wird der Kobernauſerwald vom Thale der Mattig begrenzt und im Nordoſten ſchließt er ſich an den Hausruck an. Der Kobernauſer Wald war einſt in geiſtlichem Beſitze, ſpäter kam er an den Staat und mit dem Innviertel zweimal und zuletzt 1816 an Oeſterreich. Von da an war er Staatsdomäne. Im. J. 1867 wurde der Werth deſſelben auf 2,960,000 Gulden veranſchlagt. Im folgenden Jahre kaufte denſelben der der k. k. Familienfonds um 1,500,000 Gulden an. Die herrſchenden Baumarten deſſelben ſind Buche und Fichte zu gleichen Theilen, untergeordnet und eingeſprengt ſind: Tanne und Kiefer, Lärche, Bergahorn, Ulme, Eiche und Eſche. Während das Erträgniß dieſer Walddomäne unter der Staatsverwaltung ſich jährlich auf etwas über 35,000 Gulden bezifferte, ſtellte ſich der Reinertrag derſelben unter der Verwaltung der k. k. Familienfonds-Güterdirection in Wien im J. 1879 auf 110,000 Gulden. (*Ferd. Grassauer.*)

KOBERSTEIN (August Karl), Literarhiſtoriker, geboren am 10. Jan. 1797 zu Rügenwalde in Pommern. Sein Vater war dort Lehrer, kam aber bald nachher als Pfarrer nach Glowitz bei Stolp. Zu ſeiner weitern Vorbildung beſuchte der Knabe 1809—1811 als Extraneer das ſtolper Cadetteninſtitut, von 1811—1816 das Friedrich-Wilhelms-Gymnaſium in Berlin. Michaelis 1816 bezog er die Univerſität Berlin, um Philoſophie und Mathematik zu ſtudiren. Dabei wurden philologiſche und geſchichtliche Vorleſungen nicht verabſäumt und neben Solger und Hegel auch Wolf, Böckh und Wilken gehört. Nachdem er ſein Dienſtjahr als Freiwilliger vollendet und die Lehramtsprüfung abgelegt hatte, wurde er als Adjunct (das war die neue Kategorie von Lehrern, welche an die Stelle der unbrauchbaren Collaboratoren traten) am 3. Aug. 1820 in Pforta eingeführt. Als ſolcher hatte er zunächſt in Mathematik und Geſchichte zu unterrichten, dann aber wandte er ſich mehr den neueren Sprachen zu. Oſtern 1824 wurde er ſechſter Profeſſor und Lehrer der neueren Sprachen. Oſtern 1831 rückte er in die fünfte, Michaelis 1839 in die vierte, endlich in die dritte Profeſſur, in der er 1858 auf kurze Zeit Rectoratsverweſer ſein mußte. Er war nach pförtner Sitte zu wenigen wöchentlichen Lehrſtunden verpflichtet. Ueber ſeinen franzöſiſchen Unterricht, der in drei Abtheilungen für die Schüler aller Klaſſen gegeben wurde, wiſſen wir nichts. Genauer ſind wir mit dem deutſchen Unterrichte bekannt; auf ihn bezog ſich auch ſeine literariſche Thätigkeit. Während er in den erſten Jahren damit noch allgemeine Grammatik (nach Harris) verbunden hatte, wurde derſelbe für vier Klaſſen (Prima ſeit 1836 in zwei Abtheilungen, Ober- und Unter-Secunda) ſo geordnet, daß in Unter-Secunda mittelhochdeutſche Grammatik getrieben wurde, in Ober-Secunda Metrik und Poetik, die Nibelungen mit ausführlicher Einleitung über die Heldenſage und über die Lachmann'ſchen Lieder; in Prima höfiſches Epos, von den Lyrikern hauptſächlich Walther und dazu Literaturgeſchichte (dieſe in zwei Halbjahren). Daneben verlangte er genaue Privatlektüre, veranſtaltete auch Disputationen, überbürdete aber nicht mit Aufſätzen, deren nur drei im Semeſter geliefert werden mußten, die einer genauen Beurtheilung nach Inhalt und Form unterworfen wurden. Seiner Energie gelang es, dieſem Unterrichte neben den beiden alten Sprachen und der Mathematik ſeine Stellung als eines der Träger eigenthümlicher pförtneriſcher Bildung zu erringen ſchon dem Rector Ilgen gegenüber, der mit großer Zähigkeit an der alten Tradition des ſtrengen Claſſicismus feſthielt, leichter gegen den pedantiſchen Kirchner, aber immer kräftig unterſtützt durch die oberſte Schulbehörde, beſonders durch Joh. Schulze, der beſonders an der gedankenmäßigen Entwickelung der Schüleraufſätze ſeine Freude hatte.

Die Pförtnerlehrer ſind auch Erzieher. Den ihm empfohlenen Schülern widmete Koberſtein eifrige Sorge; ſeine Famuli wählte er ſtets unter den tüchtigſten. Er

Digitized by Google

veranſtaltete literariſche Abende, an denen auch die Schüler Gelegenheit erhielten, ſeine ſeltene Meiſterſchaft in dem Vortrage dramatiſcher und anderer Werke kennen zu lernen, die er in dem näheren Umgange mit Tieck in Dresden erlangt hatte. Einzelne Schüler förderte er durch beſondern Unterricht, wie z. B. der berliner Lepſius durch ihn in das Italieniſche eingeführt iſt. Seine Studien und noch mehr ſeine ſtattliche Perſönlichkeit und das klangvolle Organ eigneten ihn ganz beſonders zum Feſtredner. Am 18. Oct. 1838 hielt er die Rede am 25jährigen Erinnerungstage der Leipziger Schlacht, in welcher er aus eigener Erinnerung und Anſchauung die Zuſtände jener großen Zeit ſchildern konnte; am 6. Nov. 1839 bei der Säcularfeier der Aufnahme Klopſtock's die im J. 1840 gedruckte Rede über die Verdienſte, welche ſich Klopſtock um die vaterländiſche Poeſie erworben hat; im J. 1864 über die Einführung und Beurtheilung Shakſpeare's in Deutſchland bis 1773. Bei der Säcularfeier der Schule hatte ſich für ihn als Redner leider keine Stelle gefunden.

Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit begann im J. 1823 mit der Schrift „Ueber das wahrſcheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichts vom Wartburger Kriege" (Naumburg), in welcher er nachwies, daß die als Theilnehmer genannten Perſonen nicht alle wirklich daran können theilgenommen haben und daß einige Abſchnitte des Gedichtes viel ſpäterer Zeit angehören. Lachmann hat in der „Jenaiſchen Literatur-Zeitung" 1823, Nr. 194, 195 das Schriftchen ſcharf beurtheilt, aber doch Anerkennung nicht verſagt und fortan eifrige Correſpondenz mit ihm unterhalten. Sein Hauptwerk wurde der „Grundriß der Geſchichte der deutſchen National-Literatur", der zuerſt 1827 (Ilgen gewidmet), dann verbeſſert und mit Zuſätzen vermehrt 1830 (den befreundeten Collegen, z. B. Steinhart, Wex, A. Buttmann und Wilbrandt gewidmet), die dritte zum größeren Theil völlig umgearbeitete 1837, die vierte durchgängig verbeſſerte und zum großen Theil völlig umgearbeitete 1845 begann, aber bei der ungeheuerlichen Ausdehnung der neueren Zeit erſt 1866 vollendet wurde.[1]) Er wollte nur einen Leitfaden für die Schüler ſchreiben und dadurch das Dictiren und Anſchreiben der Namen entbehrlich machen. Dazu lag damals ein dringendes Bedürfniß vor. Aber er wollte zugleich in den Anmerkungen den Lehrer auf die Quellen und Hülfsmittel aufmerkſam machen, durch deren gewiſſenhafte Benutzung er ſeinen Vortrag beleben konnte. Für die ſpätere Zeit wurden in den früheren Ausgaben ſolche Nachweiſungen immer ſpärlicher, ja er meinte ſogar, daß die Literatur dieſes Jahrhunderts, weil in die unmittelbarſte Gegenwart hinübergreifend, ganz ausgeſchloſſen werden könne, etwa wie man damals auch die neueſte politiſche Geſchichte von den Schulen ausſchloß. Das iſt in der letzten Bearbeitung ganz anders geworden und der Text verliert ſich völlig unter der Maſſe der Anmerkungen.

1) Die fünfte Ausgabe hat 1873 der Heidelberger Bartſch übernommen und ſich um die Anordnung und Ergänzung große Verdienſte erworben.

Einen Uebelſtand bietet auch die ſyſtematiſche Anordnung nach den Dichtungsarten, wodurch die einzelnen Schriftſteller in ſehr verſchiedenen voneinander getrennten Abſchnitten behandelt werden. Das Mittelalter wird mehr ſummariſch behandelt, etwas eingehender das 16. und 17. Jahrh., gründlich eingehend das 18., beſonders die romantiſche Periode. Neu war die ſorgfältige Behandlung der Verskunſt, der Geſchichte der Sprache und der theoretiſchen Syſteme der ſchönen Wiſſenſchaften, neu die Anführung zahlreicher Urtheile der Zeitgenoſſen und das ruhig abwägende Schlußurtheil bei dem Widerſtreite der Meinungen. Freilich ſah er ſich trotz der fleißigen Benutzung der benachbarten Bibliotheken gar oft in der Lage, erklären zu müſſen, daß er ein Buch noch nicht geſehen, alſo auch nicht geleſen habe; ſeine eigene treffliche Bibliothek reichte nicht aus. Die allgemeinen Culturverhältniſſe waren überall zweckmäßig berückſichtigt.

Für den grammatiſchen Unterricht, ſoweit er denſelben in den obern Klaſſen für erforderlich hielt, hat er anfangs auf einem Quartbogen Gothiſche, Althochdeutſche und Mittelhochdeutſche Sprachproben drucken laſſen. Daraus wurden 1829 die Paradigmata zur deutſchen Grammatik, endlich im J. 1862 die Laut- und Flexionslehre der mittel- und neuhochdeutſchen Grammatik in ihren Grundzügen, welches Büchlein öfters wiederholt und zuletzt von Schade in Königsberg herausgegeben iſt. Auch ſpeciellere Unterſuchungen verſchmähte er nicht. Den öſterreichiſchen Dichter Peter Suchenwirt hatte er dazu gewählt und in vier Schulprogrammen behandelt: zuerſt 1828 über die Sprache des Peter Suchenwirt, im J. 1842 ſogar in lateiniſcher Sprache, wie es die Tradition der Porta latina zu verlangen ſchien, im J. 1843 in dem Jubelprogramm über die Betonung mehrſilbiger Wörter in Suchenwirt's Verſen und 1852, ſodaß die Eigenthümlichkeiten des Oeſterreichers in methodiſcher Behandlung vorlagen. Seit 1849 hatte er für ſeinen leipziger Verleger die neue Ausgabe des deutſchen Leſebuchs von Nik. Bach beſorgt. Die Germaniſten, auch die Berliner, erkannten ihn als ebenbürtig an, das jüngere Geſchlecht derſelben von Halle, Leipzig, Weimar und Jena ſcharte ſich um ihn bei den jährlichen köſener Zuſammenkünften, den ſogenannten Vogelweiden. Die philoſophiſche Facultät in Breslau verlieh 1857 ihm die Doctorwürde honoris causa, quod Germanicarum litterarum historiam studio diuturno et fructuosissimo exploravit librisque egregiis illustravit. Schon im J. 1830 nennt er ſich „mehrerer gelehrten Geſellſchaften Mitglied", jedenfalls rechnete er dazu den Thüringiſch-Sächſiſchen Verein; die Göttinger gelehrte Societät wählte ihn 1870 zum Mitglied. Als im J. 1848 das Frankfurter Parlament zuſammentrat und man bei der Wahl der Mitglieder beſonders Gelehrte ins Auge faßte, die ſich mit deutſcher Geſchichte und Literatur beſchäftigt hatten, dachten manche um des Grundriſſes willen auch an Koberſtein, aber er erhielt kein Mandat.

Die literariſche Thätigkeit Koberſtein's hat niemals geruht, zumal er auch Veranlaſſung hatte, in dem literariſchen Vereine zu Naumburg, zu deſſen eifrigſten Mitgliedern

Digitized by Google

er gehörte, Vorträge zu halten, beſonders bei den feſtlichen Verſammlungen, an denen auch die Frauen theilnahmen. Hier iſt der Vortrag über das gemüthliche Naturgefühl der Deutſchen und deſſen Behandlung im Liebesliede mit beſonderer Beziehung auf Goethe[2]) gehalten, am 8. Dec. 1840; wahrſcheinlich auch einige andere, die in dem Weimariſchen Jahrbuche von Hoffmann von Fallersleben und Schade ſeit 1854 gedruckt ſind, wie Bd. I, S. 72—100 über die in Sage und Dichtung gangbare Vorſtellung von dem Fortleben abgeſchiedener menſchlicher Seelen in der Pflanzenwelt, S. 299—312 zu und über Goethe's Gedicht „Hans Sachſens poetiſche Sendung“, welche eine genaue Bekanntſchaft mit den Werken des nürnberger Dichters zeigt, Bd. II, S. 40—49 über das Verhältniß Thüringens und Heſſens zur deutſchen Literatur. In jener Zeitſchrift ſind auch zahlreiche kleinere Beiträge, Findlinge und Miscellen zur neueren deutſchen Literatur, namentlich über Merck, Leſſing, Schiller, die Romantiker. Viele ſind geſammelt Leipzig 1858 in den vermiſchten Aufſätzen zur Literaturgeſchichte und Aeſthetik. Im Zuſammenhange damit ſteht auch das Buch: „Kleiſt's Briefe an ſeine Schweſter Ulrike“ (Berlin 1860) mit einer gründlichen Einleitung. Unabhängig iſt der dritte Band von Löbell's Entwickelung der deutſchen Poeſie von Klopſtock bis zu Goethe's Ende (1865), in dem Leſſing nur nach dem Charakter jenes Werkes beſprochen iſt. Uebrigens ſchätzte er Leſſing ſehr. Klopſtock ſtand ihm nur als ehemaliger pförtner Schüler und wegen ſeiner Verdienſte um die Ausbildung des dichteriſchen Ausdruckes ziemlich nahe. Gegen Schiller pflegte er mündlich ſeine Abneigung auszuſprechen, Heine verachtete er. Aus ſeiner berliner Zeit hat er die Verehrung Goethe's feſtgehalten, von den Romantikern Kleiſt hochgeſchätzt, am höchſten aber Tieck geſtellt, den er auch in Dresden öfter beſucht hat; eine Verirrung war es, wenn er hoffte, daß dieſer in der Werthſchätzung des Publikums Schiller's Platz einnehmen werde.

Der Mann mit ſeinen vielfältigen Kenntniſſen und ſeiner glänzenden Unterhaltungsgabe erfreute ſich allgemeiner Hochachtung, nicht blos bei der Jugend, die ſeinem belebenden Unterrichte viel verdankte, ſondern auch bei Männern aller Kreiſe, zumal er überall als wahrhaftig, treu und opferwillig ſich zeigte. An Preußen und ſeinem Herrſcherhauſe hing er mit Begeiſterung; den Kaiſer auf Preußens Throne und die große Zeit des deutſch-franzöſiſchen Krieges zu erleben, iſt ihm leider nicht vergönnt geweſen. Der kräftige Mann begann im Sommer 1869 zu kränkeln und im Januar 1870 zu ſeiner mit dem Dr. Groddeck in Köſen verheiratheten Tochter überzuſiedeln. Dort iſt er am 8. März 1870 geſtorben und neben der Gattin in Pforta begraben. Das Ecce hielt ihm Rector Peter. Einer ſeiner Söhne iſt ein fleißiger Schauſpieler geworden (er ſelbſt hatte es einmal auch werden wollen) und hat ſich durch Dichtungen bekannt gemacht. Seine Bibliothek iſt in die pförtner Schulbibliothek gekommen.

Erich Schmidt in der Allgemeinen Deutſchen Biographie Bd. XVI, S. 360. — Boxberger in den Erinnerungen aus Jena. Deutſche Hochſchulen 1883, 2 Bde. kenne ich nicht. (*F. A. Eckstein.*)

2) Abgedruckt in Weimariſchen Jahrb. V, 139—168.

Koblenz, ſ. Coblenz.

KOBOLD, eine Abart der Zwerge, die zu der zahlreichen und vielnamigen Schar der Hausgeiſter gehört und wie dieſe nur männlich erſcheint. Der Name begegnet zuerſt im 13. Jahrh. und ſtammt entweder aus dem griech. κόβαλος, lat. cobalus (Schalk, Poſſenreißer) und das t iſt im Deutſchen hinzugefügt, weil unſere Sprache für ungeheure, geiſterhafte Weſen die Form -olt liebt, oder, wenn man das agſ. cofgodas (lares), cofgodu (penates), d. h. Götter, welche des innerſten Hausraumes, des Hauſes walten, vergleicht, vom agſ. cofa, mhd. kobe, nhd. koben, Stall, Schweineſtall (nhd. auch: kleines, ſchlechtes Gemach, kleines Gebäude, altn. kofr, Hütte, und -olt ſcheint dann aus unſerm '-walt' entſtanden zu ſein; alſo des Hauſes waltende Geiſter. In den Niederlanden findet ſich ſchon früh der Name kabout, nnl. kobaut, in Belgien kabot, kabotermanneken, die nordiſchen Dialekte haben ihn nicht; im Franzöſiſchen iſt aus cobalus, das auch mittellat. gobelinus lautet, gobelin gebildet und daher iſt das engl. goblin, verſtärkt hob-goblin.

Als Genius des Hauſes und Herdes ſtellt ſich der Kobold zu dem römiſchen lar und hatte als Herdgott vornehmlich ſeine Wohnung am Herde, wo gleichſam ſein lararium ſich befand; er wohnt aber auch in Ställen oder Kellern, Holzhaufen und einem dem Hauſe benachbarten Baume, von dem man aber keinen Aſt abbrechen darf, ſonſt entweicht der zürnende Kobold und mit ihm alles Glück aus dem Hauſe. Derſelbe iſt von winziger, gewöhnlich häßlicher Geſtalt und trägt meiſt einen rothen, ſpitzigen, unſichtbarmachenden Hut, daher er auch „Hütchen“ genannt wird; auch wird ihm wol rothes Haar und rother Bart beigelegt ſowie auch grüne und graue Farbe. Zuweilen erſcheint er auch als Schatten, oder in Geſtalt einer Katze, daher auch „Katerman“, „Heinzelman“, „Hinzelman“, „Hinzemännchen“ genannt, eines Hundes, eines Hahnes, eines rothen oder ſchwarzen Vogels, eines Ziegenbockes und ſogar als Drache in feuriger oder blauer Geſtalt.

Den Menſchen erweiſt er ſich im hohen Grade dienſtfertig und nützlich. Wo ein Kobold im Hauſe iſt, da herrſcht Segen und Wohlſtand, da iſt alles wohlbeſtellt, Feld und Vieh gedeiht, alle Arbeit wird von ihm verrichtet und ungleich beſſer, als viele Dienſtboten es vermögen; auch bringt er ſeinem Herrn von außenher noch Gut zu, das er gewöhnlich anderwärts ſtiehlt, beſchützt das Haus vor Unglück und Feuersnoth und führt zugleich die Aufſicht, daß alles in demſelben ordentlich hergehe, wie ſonſt Holda und Berchta. Dafür will er aber auch regelmäßig ſeinen Lohn haben, der meiſt in Milch oder Grütze mit Butter beſteht, welche ihm an beſondern Tagen hingeſtellt werden müſſen und an heidniſche Opfer erinnern. Milch ſcheint insbeſondere mit Vorliebe von demſelben genoſſen zu werden und er leckt die beim Melken verſchütteten Tropfen vollſtändig auf; desgleichen die

Digitized by Google

verſchütteten Biertropfen; auch lieſt er die Broſamen auf. Wer ſich einen ſolchen dienſtfertigen Hausgeiſt wünſcht, kann ihn durch Hinſtellung ſeiner Lieblingsſpeiſen unter verſchiedenen Vorrichtungen erlangen; auch kann er wol verkauft werden. Infolge dieſer Vertraulichkeit des Verkehrs mit den Menſchen heißt er in Deutſchland „Geſell“, „Gutgeſell“, „Nachbar“, „lieber Nachbar“, in den Niederlanden goede kind, in England good fellow, in Dänemark god dreng, kiäve granne (lieber Nachbar), ja man gibt ihm ſogar gewiſſe nomina propria, wie in Niederdeutſchland „Wolterken“, in den Niederlanden Wouters, Wouterken, d. i. der menſchliche Eigenname „Walther“; in England tritt an ſeine Stelle Robin good fellow und in Dänemark Nissen god dreng, wo Nissen aus Niels, Nielsen, d. h. Nikolaus, Niklas zu erklären iſt (ſ. d. Art. Knecht Ruprecht).

Ein Hauptzug deſſelben, der zugleich für die Ableitung ſeines Namens aus dem griech. *κόβαλος* ſpricht, iſt ſein neckiſches und ſchelmiſches Weſen, und daß er, wenn es ihm gelungen iſt, ſeine Streiche auszuführen, ein kicherndes Gelächter ausſtößt, ſodaß Lachen wie ein Kobold ſprichwörtlich war. Dadurch wird er aber oft zu einem Quäl- und Plagegeiſt des Hauſes, aber doch meiſt nicht ohne Grund. So hat faules und fahrläſſiges Geſinde von ihm, wie von Holda und Berchta, viel zu leiden: den Trägen zieht er die Bettdecke ab, bläſt ihnen das Licht aus, ſtößt ſchlampigen Melkmägden den Kübel um, ſodaß die Milch verſchüttet wird, und ſpottet ihrer dann durch ſein kicherndes Gelächter. Desgleichen macht er ſeine loſen, ſchelmiſchen Streiche, wenn man ihm ſeine Speiſe nicht hinſetzt oder ſonſt ihn reizt: wirft dann vom Dache herab mit Steinen auf die Vorübergehenden und quält die Leute durch nächtliches Gepolter und Klopfen, wobei er ebenfalls ſein ſpöttiſches Gelächter erſchallen läßt. Gewöhnlich erſcheint er dann mit einer ganzen Bande von Polter-, Plage- und Quälgeiſtern; ſchwer wird es, ihn loszuwerden. Als pochender, klopfender Geiſt nennt man ihn Butze, Butte, Butke, Buttemann, Buttmann, Bumann u. dgl. m., ſowie Klopfer. Der engliſche, auch in Niederdeutſchland begegnende Puck iſt ſprachlich dunkeln Urſprungs. In Schleswig-Holſtein nennt man alle Hausgeiſter Puck und ſagt daher auch Niſſe Puck.

Es gibt auch Kobolde, die gleich den Nixen und Waldgeiſtern in keines Menſchen Dienſt ſtehen, ſondern unabhängig leben; wird ein ſolcher gefangen, ſo bietet er Geſchenke an oder weiſſagt, um wieder in Freiheit geſetzt zu werden. Etwas Koboldartiges iſt allerdings auch den Berggeiſtern eigen, aber es iſt falſch, wenn man die Namen der Metalle Kobalt und Nickel auf dieſelben zurückführt.

Es iſt durchaus nicht unwahrſcheinlich, daß ſie einzelne Gottheiten auf ihren Umzügen begleiteten, wie denn in der chriſtlichen Zeit der Kobold Rauſch, deſſen Name ſich von Ruß (fuligo) ableitet, als Diener und Bote des Teufels erſcheint, der von ihm aus der Hölle abgeſandt wird. Heilig ſcheint ihnen der Donnerstag geweſen zu ſein, da ſie nicht leiden können, daß am Abend dieſes Tages im Hofe Holz gehauen und geſponnen wird. Vermuthlich hatte man in der heidniſchen Zeit auch von dieſem Hausgeiſte aus Holz geſchnitzte Bildniſſe, die man an dem ihm geweihten Orte des Hauſes, wo man ihm ſeine Speiſen und ſonſtigen Gaben darbrachte, aufſtellte, woraus ſich dann in chriſtlicher Zeit der Brauch entwickelte, Nußknackern, Griffen an Stöcken u. ſ. w. die Geſtalt eines Kobolds zu geben, wie denn auch die bizarren Figuren an alten Häuſern an ihn zu erinnern ſcheinen. Gaukler führten Bilder von ihm mit ſich und unſer Hampelmann iſt ein Ueberbleibſel davon.

Vgl. Grimm, Myth. 467 fg. und Wolf, Beiträge zur deutſchen Mythologie, II, 346 fg. (*A. Raszmann.*)

KOBRIN, Kreisſtadt im europäiſch-ruſſiſchen Gouvernement Grodno, unter dem 52° 13′ nördl. Br. und 42° 1′ öſtl. L. an den Flüſſen Muchowetz und Kobrinka gelegen. Das Schloß und die Stadt Kobrin wurden im 12. Jahrh. von den Nachkommen des Großfürſten Iſjaſlaw I. gegründet. Der Fürſt von Wladimir-Wolynsk, Wladimir Waſſiljewitſch, vermachte 1289 Kobrin in ſeinem Teſtamente ſeiner Gemahlin Olga Romanawna. Unter der litauiſchen Herrſchaft hatte Kobrin ſeine eigenen Theilfürſten bis zum Anfang des 16. Jahrh. Der letzte kobriner Fürſt Iwan erbaute hier 1497 das Kloſter zum heil. Spas. Im J. 1556 wurde Kobrin den polniſchen Kronstiſchgütern zugetheilt; 1589 kam es in den Beſitz der Witwe Stefan Bathory's, Anna und nach deren Tode in den der Gemahlin Sigismund's III., Conſtanze. Im J. 1628 fand in Kobrin eine Verſammlung der unirten Biſchöfe ſtatt. Am Ende des 17. und am Anfange des 18. Jahrh. befand ſich die Stadt infolge der Kriege und der Peſt (1711) in einer ſo traurigen Lage, daß ihr die Regierung das Magdeburger Recht entzog und ſie zu einer Ferme der Breſter Oekonomie unter dem Namen „Kobrinskij Kljutsch“ (Schlüſſel) machte. Bei der dritten Theilung Polens kam Kobrin an Rußland und wurde 1795 zur Kreisſtadt des Gouvernements Grodno erhoben. Die Stadt hat zwei griechiſch-orthodoxe Kirchen, eine katholiſche Kathedrale, eine Synagoge, 13 jüdiſche Gebethäuſer, 197 Kaufläden, ein katholiſches und ein jüdiſches Hoſpital, eine geiſtliche und eine weltliche Pfarrſchule, eine Kupfergießerei, ſechs Lohgerbereien, vier Oelmühlen, drei Eſſigfabriken, drei Ziegelbrennereien und 8732 Einwohner. Die Handelsbewegung in Kobrin iſt höchſt unbedeutend, ebenſo wie die ſechs Jahrmärkte, auf denen Vieh und verſchiedene landwirthſchaftliche Producte zuſammen im Werthe von circa 100,000 Rubeln verkauft werden. Auf dem Fluſſe Muchowetz wird Getreide und Salz von Pinsk nach Kobrin und aus Kobrin Spiritus, Holz, Knochen und Ziegel nach Minsk geführt. Bemerkenswerth iſt Kobrin noch dadurch, daß im J. 1812 in der Nähe der Stadt eine Schlacht zwiſchen den Franzoſen und Ruſſen ſtattfand. (*A. von Wald.*)

Koburg, ſ. Coburg.

Koburger (Anton), ſ. Coburger.

KOBYLIN, Städtchen in der preußiſchen Provinz Poſen, Regierungsbez. Poſen, Kreis Krotoſchin, unweit der Orla, 15 Kilom. von Krotoſchin gelegen. Die 2416

Digitized by Google

Bewohner (1117 männlichen und 1299 weiblichen Geſchlechts) führen in 217 Häuſern 563 Haushaltungen. Unter der katholiſchen Bevölkerung waren 1871: 917 Evangeliſche und 354 Juden; 980 Polen; 2 Blinde, 5 Taubſtumme, 3 Blödſinnige; 426 konnten weder leſen noch ſchreiben. Zur Stadt gehören 1031 ha Land, wovon 727 ha Acker. Kobylin hat ein Poſtamt und eine evangeliſche und eine katholiſche Pfarrkirche.

(*G. A. von Klöden.*)

KOCH (Christian Friedrich), juriſtiſcher Praktiker und einer der Neubegründer der preußiſchen Rechtswiſſenſchaft, geboren als Sohn eines Tagelöhners am 9. Febr. 1798 zu Mohrin bei Königsberg in der Neumark, ſtudirte von 1823 an die Rechte in Berlin, wurde 1825 Kammergerichtsreferendar, 1828 Aſſeſſor am Appellationsgerichtshofe zu Köln, 1829 am Oberlandesgerichte zu Marienwerder, 1832 Director des Land- und Stadtgerichts zu Kulm, 1834 zu Großglogau, 1835 Oberlandesgerichtsrath zu Breslau, 1840 Director des Land- und Stadtgerichts zu Halle a. d. S. und 1841 des Fürſtenthumsgerichts zu Neiſſe. Nach Uebernahme des Juſtizminiſteriums durch Bornemann (1848) von dieſem nach Berlin berufen, um die neue Civilproceßordnung zu entwerfen, fungirte er eine Zeit lang als Hülfsarbeiter beim Obertribunal, mußte jedoch bei der Durchführung der Gerichtsorganiſation als Kreisgerichtsdirector in ſeine frühere Stellung zurückkehren. Im J. 1854 in Ruheſtand verſetzt, lebte er auf ſeinem Rittergute Blumenthal bei Neiſſe und nach deſſen Veräußerung in Neiſſe ſelbſt, wo er am 21. Jan. 1872 ſtarb, nachdem er während der Conflictzeit als Abgeordneter eines ſchleſiſchen Wahlkreiſes und Mitglied der Fortſchrittspartei vorübergehend am öffentlichen Leben theilgenommen hatte. Ein Schüler Savigny's hat Koch durch zahlreiche Schriften auf Theorie und Praxis des preußiſchen Rechts einen beſtimmenden Einfluß ausgeübt und die preußiſche Rechtswiſſenſchaft auf hiſtoriſcher Grundlage neugeſchaffen. Schon ſeine Erſtlingsarbeit: „Verſuch einer ſyſtematiſchen Darſtellung der Lehre vom Beſitz nach preußiſchem Rechte im Vergleich mit dem gemeinen Rechte" (Berlin 1826, 2. Aufl. Breslau 1839) fand die allgemeinſte Anerkennung und begründete ſeinen Ruf als Reformator der preußiſchen Rechtsliteratur. Hierauf folgte ſein wiſſenſchaftlich bedeutendſtes Werk: „Das Recht der Forderungen nach gemeinem und preußiſchem Rechte" (Breslau 1836—1843, 3 Bde., 2. Aufl. Berlin 1858—1859), womit die „Lehre von dem Uebergange der Forderungsrechte" (Breslau 1837) zu verbinden iſt. Eine dogmatiſche Bearbeitung des geſammten preußiſchen Civilrechts unternahm Koch in dem bahnbrechenden „Lehrbuch des gemeinen preußiſchen Privatrechts" (Berlin 1845, 2 Bde.; 3. Aufl. 1857—1858), dem er ſpäter noch „Das preußiſche Erbrecht aus dem gemeinen deutſchen Rechte entwickelt" (Berlin 1865—1867) hinzufügte. Auch die Reform der Gerichtsverfaſſung und des Proceſſes bahnte er an durch die Schrift: „Preußens Rechtsverfaſſung und wie ſie zu reformiren ſein möchte" (Breslau 1843—1844), ſowie durch ſein Lehrbuch: „Das preußiſche Civilproceßrecht" (Bd. 1, Berlin 1847, 2. Aufl. 1854; Bd. 2, 6. Aufl. 1871). Wie er 1838 als Mitbegründer des ſogenannten „Fünfmännerbuches" die „Ergänzungen und Erläuterungen der preußiſchen Rechtsbücher" ins Leben gerufen hatte, ſo entfaltete er in ſpäteren Jahren eine hervorragende commentirende Thätigkeit. Die bedeutendſten Arbeiten dieſer Zeit ſind die „Proceßordnung nach ihrer heutigen Geltung" (Berlin 1851, 6. Aufl. 1871) und das „Allgemeine Landrecht für die preußiſchen Staaten mit Commentar" (Berlin 1852—1855, 4 Bde., mit Regiſter, 6. Aufl. 1874 fg.); ferner: „Das Wechſelrecht nach den Grundſätzen der allgemeinen deutſchen Wechſelordnung" (Breslau 1850); „Die preußiſche Concursordnung" (Berlin 1855, 2. Aufl. 1867); „Allgemeine Hypothekenordnung" (Berlin 1856); „Allgemeines Deutſches Handelsgeſetzbuch" (Berlin 1863, 2. Aufl. 1868, Nachtrag 1872); „Allgemeines Berggeſetz für die preußiſchen Staaten" (Berlin 1870). Eine unmittelbar praktiſche Richtung verfolgte Koch in der „Anleitung zum Referiren" (Marienwerder 1832, 2. Aufl. 1836), in dem „Formularbuch für inſtrumentirende Gerichtsperſonen und Notarien" (Breslau 1844, 8. Aufl. Berlin 1870) und in der „Anleitung zur preußiſchen Proceßpraxis" (Berlin 1860—1861, 2 Bde.). Endlich iſt zu erwähnen ſeine „Beurtheilung der erſten zehn Bände Entſcheidungen des Obertribunals" (Berlin 1847), worin er für größere Unabhängigkeit der Rechtſprechung von der Judicatur des höchſten Gerichtshofs eintrat, und das von ihm begründete „Schleſiſche Archiv für die praktiſche Rechtswiſſenſchaft" (Breslau 1837—1846, 6 Bde.). — Vgl. Behrend, „Chriſtian Friedrich Koch" (Berlin 1872).

(*Albrecht Just.*)

KOCH (Christoph Wilhelm von), hervorragender Hiſtoriker und Publiciſt, geboren am 9. Mai 1737 zu Buchsweiler im Elſaß, ſtudirte zu Straßburg die Rechte und Geſchichte, übernahm nach dem Tode Schöpflin's die Leitung der von dieſem begründeten Lehranſtalt des Staatsrechts und der damit verwandten Wiſſenſchaften, wurde 1774 zum Profeſſor des deutſchen Staatsrechts daſelbſt ernannt und 1780 von Kaiſer Joſeph II. in den Reichsadelſtand erhoben. Nach dem Ausbruche der Revolution ging er 1789 als Deputirter der elſäſſer Proteſtanten nach Paris und erlangte von der Conſtituirenden Verſammlung durch das Decret vom 17. Aug. 1790 die Anerkennung der bürgerlichen und religiöſen Rechte des proteſtantiſchen Elſaß ſowie Wahrung der Kirchengüter. In der Geſetzgebenden Nationalverſammlung, zu deren Mitgliede er vom Departement des Niederrheins gewählt war, zeichnete er ſich durch ſtandhafte Vertheidigung der Grundſätze des Rechts und der Ordnung aus und kam dadurch in Haft, aus der ihn erſt Robespierre's Sturz befreite. Während der Herrſchaft des Convents befand ſich Koch im Directorium ſeines Departements, gab aber ſobald als möglich ſeine Stelle auf, um zu ſeinen Studien zurückkehren zu können. Durch einen Senatsbeſchluß von 1802 wurde er zum Mitglied des Tribunals zu Paris ernannt. Sehr thätig war er für die Wiederherſtellung der Univerſität

Digitized by Google

Straßburg, zu deren Rector er 1810 ernannt wurde; er ſtarb daſelbſt am 29. Oct. 1813. — Von ſeinen zahlreichen Schriften ſind hervorzuheben: „Tableau des révolutions de l'Europe dans le moyen-âge" (Lauſanne 1771, neue Aufl. Paris 1803, 3 Bde., daſelbſt 1813, 4 Bde.), von Schöll bis auf die Reſtauration der Bourbons fortgeführt (Straßburg 1790, 3 Bde.); „Abrégé de l'histoire des traités de paix depuis la paix de Westphalie" (Baſel 1797, 4 Bde.); „Tables des traités entre la France et les puissances étrangères, depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours" (Baſel 1802, 2 Bde.), ebenfalls von Schöll vervollſtändigt (1817—1818, 15 Bde.); „Tables généalogiques des maisons souveraines du Nord et de l'Est de l'Europe" (Straßburg 1782, Paris 1802). — Koch's Leben und Wirken hat G. Schweighäuſer beſchrieben. *(Albrecht Just.)*

KOCH (Heinrich Gottfried), deutſcher Schauſpieler und Theaterprincipal des 18. Jahrh., deſſen Name mit dem erſten Aufſchwunge der dramatiſchen Literatur wie der Schauſpielerkunſt in Deutſchland unlöslich verknüpft iſt, war als der Sohn eines Kaufmanns 1703 zu Gera in Reuß geboren und ſollte in Leipzig die Rechte ſtudiren. Er bezog 1726 die Univerſität daſelbſt, ſah ſich aber als völlig mittellos nach einigen Semeſtern gezwungen, die Studien aufzugeben und trat, nachdem er ſich des Gedankens, ſich als Soldat anwerben zu laſſen, entſchlagen hatte, bei der Neuber'ſchen Truppe als Schauſpieler ein. Er theilte wie die ärmlichen Verhältniſſe, in denen ſich die deutſchen Darſteller jener Zeit bewegten, ſo auch die geiſtige Strebſamkeit, durch die man Bühne und Schauſpielerſtand zu heben ſuchte. Mit ſeiner Bildung überragte er wenigſtens viele ſeiner Genoſſen und für die von Gottſched befürwortete, von den Neubers ins Werk geſetzte Rückkehr zum regelmäßigen Schauſpiel, für den Wiederanſchluß der darſtellenden Kunſt an die Literatur trat er nach Kräften und mit dem Gewichte ſeiner ſtattlichen Perſönlichkeit ein. Das franzöſiſche und das nach franzöſiſchem Muſter componirte deutſche Trauerſpiel fand in ihm einen der eifrigſten Vertreter, er ſelbſt betheiligte ſich an den Anfängen deſſelben durch eine Bearbeitung der hamburger Oper des dresdener Hofpoeten Joh. Ulr. König „Sancio und Sinilde" und einer Tragödie „Der Tod Cäſar's", jedenfalls nur Uebertragung und Zurechtſchneidung eines franzöſiſchen Originals, wahrſcheinlich Voltaire's. Trotz ſeiner Vorliebe für tragiſche Rollen ſoll ſich Koch im Luſtſpiele, namentlich in Molière's Komödien, als Darſteller älterer Rollen vor allem ausgezeichnet haben. Bis 1743 nahm Koch an den Wanderzügen und wechſelnden Geſchicken der Neuber'ſchen Truppe Antheil, 1737 verheirathete er ſich mit einer jungen Schauſpielerin derſelben, Demoiſelle Buchner, welche in Liebhaberinnenrollen den Beifall des Publikums erwarb. Sie ſtarb ſchon 1741. Zwei Jahre ſpäter, als die Neubers im November 1743 ihre Geſellſchaft zum erſten mal auflöſen mußten, ging Koch nach Prag, kehrte aber nach Wiederaufrichtung der Neuber'ſchen Bühne ſchon im nächſten Jahre zu derſelben zurück und hielt noch einmal vier Jahre bei der alten Fahne aus. Im J. 1748 wandte er ſich nach Wien, nahm, da er ſammt ſeiner zweiten Frau, Chriſtiane Henriette Merlock, den Boden der Kaiſerſtadt immer noch unergiebig für die regelmäßige norddeutſche Schauſpielkunſt fand, vorübergehend ein Engagement bei Schönemann in Göttingen an und bewarb ſich um jenes kurſächſiſche Privilegium, welches die Neubers bis dahin beſeſſen. Er erhielt daſſelbe in der That 1749. „Was den bisher ſo ausdauernd anhänglichen Koch plötzlich in einen ebenſo rückſichtsloſen Feind verwandelt und die ſächſiſche Regierung wieder ſo gegen Neubers eingenommen hatte, um ihnen ſelbſt noch das Zugeſtändniß hartnäckig zu verweigern, während der Meſſen allein in Leipzig ſpielen zu dürfen, iſt noch unaufgeklärt" (Prölß, Geſchichte der dramatiſchen Literatur und Kunſt in Deutſchland, Leipzig 1883, I, 357). Jedenfalls begann Koch am 6. Juli 1750 mit ſeiner neugebildeten Truppe ſeine Darſtellungen in Richter's Garten und ſetzte ſie 1751 in Quandt's Hofe fort. Seine Wanderzüge durch Sachſen, Thüringen, die anhaltiſchen Länder führten ihn immer wieder nach Leipzig zurück, das bis zum Siebenjährigen Krieg ſein natürlicher Mittelpunkt blieb. Die Principalſchaft brachte raſch gewiſſe Aenderungen ſeiner Anſchauungen zu Wege und wenn er ſich als Tragöde niemals völlig von franzöſiſchem Geſchmacke zu trennen vermochte, ſo begann er ſchon 1752 mit der Aufnahme von Singſpielen ins Repertoire und trug auch dem erwachenden Natürlichkeitsprincip Rechnung. Mit der Darſtellung der engliſchen bürgerlichen Trauerſpiele ging Koch den andern deutſchen Theatergeſellſchaften voran, mit derjenigen von Leſſing's „Miß Sara Sampſon" folgte er der Ackermann'ſchen Geſellſchaft, welche daſſelbe im Juli 1755 zu Frankfurt a. d. O. aufgeführt hatte, im April 1756 in Leipzig nach. Leſſing ſelbſt, der ſeit October 1755 von Berlin wieder nach Leipzig übergeſiedelt war, wohnte der Vorſtellung bei. Der Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs machte dieſen Erfolgen ein Ende, Koch mußte im Herbſt 1756 ſeine Geſellſchaft auflöſen, trat bereits 1758 in Lübeck wieder an die Spitze einer Geſellſchaft (der frühern Schönemann'ſchen), mit der er in Hamburg Einzug hielt, wo er ſich bis 1763 behauptete. Sogleich nach dem Friedensſchluſſe ſuchte er ſeine alte Poſition in Leipzig wieder zu gewinnen. Eine kurze Zeit hatte es den Anſchein, als ob er zu Leipzig auch Dresden erhalten würde; im Juni 1764 ſchloß er einen Contract mit dem dresdener Hofe, nach welchem er gegen Einräumung des kurfürſtlichen Theaters und eine jährliche Subvention von 9000 Thalern wöchentlich zwei bis drei Vorſtellungen veranſtalten ſollte, während ihm freigeſtellt blieb, in den Meſſen zu Leipzig für eigene Rechnung zu ſpielen. Da indeſſen der kurfürſtliche Hof wenig Geſchmack an den Darbietungen einer Truppe gewann, welche immerhin die beſte war, die damals in Deutſchland ſpielte, da der Ertrag der dresdener Einnahmen ſich als unzulänglich erwies, ſo wurde die Verbindung mit Dresden bereits zu Anfang 1765 wieder gelöſt und Koch

Digitized by Google

wandte ſich ganz nach Leipzig zurück. Allein auch hier, wo er 1766 ein neues Theater eröffnete, war ſeines Bleibens nur noch einige Jahre. Spielbeſchränkungen, denen man ihn von ſeiten des Raths unterwarf, und manche andere Umſtände veranlaßten ihn, zunächſt eine Stütze in Weimar zu ſuchen, wo die Herzogin Anna Amalie ſeine Truppe willkommen hieß, ſeit 1771 aber hauptſächlich in Berlin zu ſpielen, wo es ihm zwar nicht gelang, für ſich und die Seinigen den Titel eines königlich preußiſchen Hofkomödianten, aber doch ein preußiſches Privilegium zu erlangen. Im April 1774 wurde auf dem Koch'ſchen Theater in Berlin Goethe's „Götz von Berlichingen" dargeſtellt, der alternde Principal hatte ſomit die Entwickelung des deutſchen Dramas von Gottſched bis zur Sturm- und Drangperiode antheilnehmend und thätig eingreifend begleitet. Koch ſtarb am 3. Jan. 1775 zu Berlin. Aus der Vereinigung ſeiner Truppe mit der Döbelin'ſchen ging ein Jahrzehnt ſpäter doch das erſte berliner deutſche Hof- und Nationaltheater hervor. (*A. Stern.*)

KOCH (Joseph Anton), Hiſtorien- und Landſchaftsmaler, geb. den 27. Juli 1768 zu Obergiebeln im Lechthale (Tirol). Sein Vater war ein Landmann und der Sohn mußte in ſeiner früheſten Jugend das Vieh hüten. Dieſer Aufenthalt in der freien Natur blieb nicht ohne Einfluß auf die Kindesſeele; die Gebirgslandſchaft in ihrer majeſtätiſchen Größe weckte das im Kinde ſchlummernde Kunſttalent und er verſuchte es, die empfangenen Eindrücke irgendwie zur Darſtellung zu bringen. Jedes Stück altes Papier wurde bekritzelt und fehlte dieſes, ſo zeichnete er auf den Felswänden, verſuchte ſich auch im Schnitzen mit einem ganz gewöhnlichen Meſſer. Durch ſeinen Schulmeiſter kamen einige ſeiner Zeichnungen in die Hand des Weihbiſchofs von Umbgelder in Augsburg, der ſich des jungen Zeichners annahm und ihn nach Dillingen ſchickte, wo er im Seminar Aufnahme fand. Seine fromme Mutter glaubte nun, er werde Geiſtlicher werden, aber nach der Theologie war nicht ſein Sehnen gerichtet und er zeichnete weiter, jeden freien Augenblick dazu benutzend. Der Weihbiſchof gab ihn darum zu einem Bildhauer in Augsburg in die Lehre, aber auch hier fand er nicht, was er ſuchte. Schließlich erhielt er in der Karlsſchule in Stuttgart einen Platz, wo er fünf Jahre blieb. Wie er ſelbſt bekannte, konnte man hier ſtudiren und lernen, was man nur wollte. Dennoch fühlte ſich der freie Sohn der Berge in dem pedantiſchen Schulzwange nicht heimiſch; doch zeichnete und malte er fleißig. Endlich, 1792, entfloh er und wandte ſich nach Straßburg. Bei einer Ferienreiſe, über die ein Tagebuch noch exiſtirt, hatte er in Straßburg einige junge Freunde gewonnen. Dieſer Umſtand, wie auch die Franzöſiſche Revolution, die er mit Freuden begrüßte, beſtimmten ihn, ſeine Freunde aufzuſuchen. Als er ſich aber mitten im Treiben der Jakobiner überzeugte, daß die Revolution ſeine Ideale keineswegs verwirkliche, war er ernüchtert, wandte Straßburg im September 1793 den Rücken und ging nach der Schweiz, wo er in Baſel faſt ein Jahr blieb, immer nach der Natur zeichnend. Als er ſpäter die hier ausgeführten Zeichnungen veröffentlichen wollte und ſich deshalb an Frauenholz in Nürnberg wandte, ſagt er von dieſen Schweizerlandſchaften, daß er die Punkte jeglicher Anſicht von ihrer mannichfaltigſten und maleriſchſten Seite zu nehmen verſucht habe. Endlich, im Winter 1795, begab er ſich nach Italien, das er zu Fuß bis Neapel, ohne ſich in Rom aufzuhalten, bereiſte. Als er in Florenz zum erſten mal vor den Meiſterwerken der claſſiſchen Kunſt ſtand, da war er von der Schönheit derſelben ſo bewältigt, daß er alle Anſtandsregeln vergaß. Keſtner beſchreibt ſein Gebaren in der Galerie daſelbſt: „Ein derber Jüngling aus den tiroler Bergen, den noch keine ſtädtiſche Bildung umgeſtaltet hatte von nie gefühltem Kunſtentzücken durchtobt, machte er in den Sälen der Gemälde ſolche ausgelaſſene Sprünge, daß die Cuſtoden nach vergeblichen Zurechtweiſungen ihn wegſchaffen mußten und erſt wieder hereinließen, als ein Vertrag mit ihm über mäßigeres Benehmen abgeſchloſſen war." Drei Monate blieb er in Neapel, wo er gleichfalls fleißig nach der Natur ſtudirte. Endlich, im Frühjahre 1796, kam er in Rom an. In der erſten Zeit ſeines römiſchen Aufenthaltes malte er faſt gar nicht, indem er ſich nur mit Zeichnen und Componiren beſchäftigte. Wächter, an den er von Stuttgart Empfehlungsbriefe hatte, und ſpäter Carſtens, beide ihm verwandte Charaktere, wurden ſeine Freunde und übten einen großen Einfluß auf ſeine künſtleriſche Entwickelung aus. Carſtens ſtarb 1799 in ſeinen Armen. Der Verluſt des Freundes ging ihm ſehr nahe. Zu ſeinen Freunden in der ewigen Stadt gehörten noch der ſchottiſche Landſchaftsmaler Georg Wallis, der Engländer William Young Ottley und ſpäter auch Schick und Thorwaldſen. Eine ſeiner erſten Compoſitionen war das Dankopfer Noah's nach der Sündflut, die er in Aquarell ausführte. Wie fleißig er im Componiren war, bezeugen die ſechsunddreißig Zeichnungen in Blei und Feder zum Oſſian, die derſelben Zeit angehören; ſie wurden von Piroli geſtochen. Der Kreis ſeiner Freunde mehrte ſich, als die nach und nach in Rom eintreffenden Künſtler und Kunſtfreunde ſich alsbald zu dem Künſtler hingezogen fühlten. Unter dieſen ſind zu nennen: Riepenhauſen, Platner, Reinhart, Rhoden, Legationsrath Keſtner, endlich Veit und Overbeck. In ſolchen Kreiſen, wie durch Roms Kunſtwerke angeregt, machte Koch in der Kunſt große Fortſchritte. Seine Auffaſſung wurde unbemerkt ernſt und gedankenreich, ſeine Kunſt nahm den Charakter der hiſtoriſchen an. Um 1800 componirte er für Frauenholz zwei Bilder aus dem Oberon (geſtochen von Schumann). Die kriegeriſchen Unruhen waren der Kunſt nicht günſtig, unſer Künſtler ſuchte in Dante's Divina Commedia Troſt; er konnte aber nicht leſen, ohne auch zu componiren, und ſo entſtand nach und nach eine Folge von Compoſitionen, die das Hauptwerk ſeiner künſtleriſchen Thätigkeit bilden. Der Inferno allein enthält über 30 Blätter; im ganzen hatte er 180 Zeichnungen zu Dante ausgeführt, die leider zerſtreut ſind und in verſchiedenen Sammlungen aufbewahrt werden. Vier Darſtellungen aus der Hölle hatte er auch ſelbſt radirt. Von weitern Arbeiten nennen wir die

Digitized by Google

Radirung für Frauenholz: Schwur der Republikaner bei Monteneſimo, dann italieniſche Landſchaften. Die letztern waren nicht etwa bloße Veduten, wie ſo viele Künſtler, die Italien beſuchen, dergleichen machen. Der Künſtler beſchreibt ſie in einem Briefe an Frauenholz: „Mein hauptſächlichſtes Fach der Landſchaftsmalerei iſt die hiſtoriſche oder dichteriſche Landſchaft, hierin habe ich mehrere Zeichnungen colorirt und ohne Farben, als: den Hylas, welcher von den Nymphen geraubt wird, und eine Ausſicht auf das Meer und das Schiff der Argonauten; Polyphem, Acis und Galathea in einer Landſchaft mit dem Berge Aetna; Nauſikaa, die mit ihren Geſpielen den Ulyß findet; Macbeth und die drei Hexen; Diana und Aktäon; Oreſt, verfolgt von ſeiner Mutter und den Furien in einer fürchterlichen Gegend; Apollo unter den Hirten; Kadmus, welcher einen Drachen tödtet; das Urtheil des Paris; Abraham, welcher von drei Engeln beſucht wird; Hercules auf dem Scheidewege; die Sündflut. Dies ſind die Gegenſtände, welche bisher meine Beſchäftigung ausmachten.“ Die Landſchaft iſt bei dieſen Compoſitionen die Hauptſache und doch ſind die Figuren in derſelben keine bloße Staffage, ſondern feſſeln durch den ihnen entſprechenden Charakter der Umgebung um ſo mehr. So iſt Koch ein Vorläufer Preller's. Früher ſchon, 1799, radirte er nach Carſtens die Argonauten in 24 Blättern. Geſchätzt werden auch die zwanzig Radirungen, Anſichten aus Rom und Umgebung, denen er entſprechende Staffage beigab. Als die Franzoſen ſich Roms bemächtigt hatten, wurde es dem Künſtler daſelbſt ungemüthlich, er verließ es darum im Juni 1812 und begab ſich über Florenz und Venedig nach Wien. Hier malte er größere Compoſitionen in Oel, wie das Opfer des Noah, mit dem er in München 1814 den Preis davontrug, die Vigna dell' Belvedere di Olevano (in der Neuen Pinakothek) und andere süditalieniſche Landſchaften. Als Napoleon geſtürzt war, zog es ihn wieder nach Rom, wo er zu Ende 1815 ankam. Eine Krankheit, die ihn 1819 plötzlich befiel, machte eine Luftveränderung nothwendig; er hielt ſich darum eine Zeit lang in Perugia auf, ſpäter in Olevano, das er übrigens oft beſuchte, da ſeine Frau von dort ſtammte. Ein Auftrag kam ihm ſehr gelegen, er ſollte in der Villa des Marcheſe Maſſimi vier Darſtellungen aus Dante's Hölle und Fegefeuer in Fresco malen. So konnte er nochmals zu ſeinem geliebten Dante zurückkehren und ſich auch in der Fresco-Technik verſuchen. Die Bilder wurden 1829 vollendet. Ueber alle ſeine einzelnen Bilder, die er bis zu ſeinem Tode für verſchiedene Auftraggeber zeichnete oder malte, können wir hier nicht eingehenden Bericht geben. Ein Verzeichniß derſelben findet ſich bei Andreſen, der auch alle ſeine Radirungen einzeln anführt und beſchreibt. Der Künſtler ſtarb am 12. Jan. 1839. Seinen künſtleriſchen Nachlaß erbte der Maler Wittmer, ſein Schwiegerſohn, aus deſſen Händen er in jüngſter Zeit in den Beſitz der Wiener Akademie kam (687 Zeichnungen). Koch war ein origineller Charakter, konnte humoriſtiſch, aber auch recht derb werden; trotz der vielen Ecken war er doch allgemein beliebt. Nie war ſein Spott ſarkaſtiſcher, als wenn er ſich über die Erbärmlichkeit der Kunſtzuſtände ereiferte. Für die Entwickelung moderner Kunſt, beſonders der Landſchaft im großen Stile war er ein wackerer Kämpe; der Geiſt ſeines Freundes Carſtens ruhte auf ihm.

Vgl. Andreſen, Die deutſchen Malerradirer I. — Raczynſki, Geſch. der neueren Kunſt III. — Lützow, Zeitſchr. 1874. *(J. E. Wessely.)*

KOCH (Karl Heinrich Emil, nicht Emanuel, wie bisweilen irrthümlich angegeben wird), namhafter Botaniker und Reiſender, wurde am 6. Juni 1809 auf dem väterlichen Gute am Ettersberge bei Weimar geboren. Nach des Vaters Wunſche ſollte der Sohn ſich gleichfalls der Landwirthſchaft zuwenden; er gedachte aus ihm einen tüchtigen praktiſchen Landwirth zu machen, weshalb er die bei dem Knaben frühzeitig hervortretende Lernbegierde, insbeſondere ſeine Neigung zu naturwiſſenſchaftlichen Studien, ſehr ungern wahrnahm. Letzterer ſah ſich daher genöthigt, Bücher, Hefte, Mappen mit geſammelten und getrockneten Pflanzen auf dem Heuboden zu verſtecken, um ſie vor den Nachforſchungen des ſtrengen Vaters zu verbergen. Dagegen nahm ſich des Knaben der damalige Hofgärtner Fiſcher in Weimar an und gewährte ihm ſogar im Garten einen Platz zu Anpflanzungen, bei welcher Beſchäftigung einſt Goethe den elfjährigen Knaben überraſchte und ihn mit freundlichen Worten aufmunterte. Auch ſoll es unſer Dichterfürſt geweſen ſein, der die Luſt, den Urſprung unſerer Obſtbäume zu erforſchen, zuerſt in des Knaben Seele wach gerufen habe. Durch dieſe für einen Gymnaſiaſten etwas ungewöhnliche und fremdartige Beſchäftigung wurden jedoch die Schularbeiten in keiner Weiſe vernachläſſigt; vielmehr konnte im Herbſte 1829 der herangereifte Jüngling das Gymnaſium verlaſſen und die Univerſität Jena beziehen, wo er bis zum 3. 1831 blieb. Um den berühmten Arzt Schönlein zu hören, ging er darauf nach Würzburg, von wo er im folgenden Jahre eine längere Reiſe durch die Schweiz unternahm und hierbei die Alpenflora kennen lernte. Es wird erzählt, daß der Vater während der ganzen Univerſitätszeit des Sohnes noch ernſtlich daran gedacht habe, aus letzterm einen Landwirth und ſeinen Nachfolger im Gutsbetriebe zu machen, und ihm deshalb auch keine Unterſtützung gewährte. Erſt als der Sohn die mediciniſche Doctorwürde erlangt hatte und 1833 auf kurze Zeit wieder nach Weimar zurückgekehrt war, ſoll hierin eine Aenderung zum Beſſern eingetreten ſein. Nachdem er auch Doctor der Philoſophie geworden, habilitirte er ſich in Jena als Privatdocent und begann ſeine Vorleſungen im Sommer 1834 mit großem Beifall, ſodaß er ſchon 1836 zum außerordentlichen Profeſſor ernannt wurde. In demſelben Jahre trat er auch ſeine erſte orientaliſche Reiſe an, auf welcher er einen großen Theil des Kaukaſus und des armeniſchen Hochlandes durchforſchte, bis ihn plötzlich eine ſchwere und ſchmerzhafte Krankheit am Fuße des Ararat niederwarf, als er im Begriffe ſtand, dieſen Bergrieſen in Geſellſchaft des Geologen Abich zu erſteigen. Damit war der weitern Fortſetzung der Reiſe und ihrer Ausdehnung auf Perſien ein Ziel geſetzt und nur langſam erholte er

Digitized by Google

ſich in Tiflis und ſpäter in Odeſſa. Der Heimweg ging auf dem weiten Umwege über Petersburg nach Jena, wo er im Mai 1838 eintraf. Die Reſultate der Reiſe wurden in einem beſondern Werke: „Reiſe durch Rußland nach dem kaukaſiſchen Iſthmus", 2 Bde. Stuttg. 1842—1843 veröffentlicht. Durch verſchiedene auf die Reiſe ſich beziehende Arbeiten wurde er nun öfter nach Berlin geführt und obwol er ſich inzwiſchen mit Thereſe Weichhardt, der Tochter des jenenſer Profeſſors der Mathematik gleichen Namens, verheirathet hatte, faßte er doch den Plan zu einer zweiten Orientreiſe, aufgemuntert dazu durch Humboldt, Ritter und Guſtav Roſe und unterſtützt durch die berliner Akademie der Wiſſenſchaften ſowie durch einen Reiſegeldzuſchuß aus der Chatoulle Friedrich Wilhelm's IV. Sie wurde im Mai 1843 begonnen und richtete ſich zunächſt nach den öſtlichen Provinzen des türkiſchen Reichs, insbeſondere nach dem pontiſchen Gebirge, welches genau durchforſcht wurde, weil von hier aus die Ueberführung und erſte Einbürgerung edler Kirſchen nach Italien durch Lucullus erfolgt ſein ſoll. Die Quellen dreier großen Ströme, des Euphrat, des Tſchoruck, des Araxes wurden erforſcht. Hier fand er auch den Kirſchbaum im Ueberfluſſe vor, aber unerwarteterweiſe nicht den Sauer-, ſondern Süßkirſchbaum ſowol wild als auch angepflanzt und mit herrlichen Früchten beladen. Er bereiſte darauf Hocharmenien und Kurdiſtan und wandte ſich von da nach den Geſtaden des Kaspiſchen Meeres, wo er das ewige Feuer der Naphthaflamme von Baku und den Feuergottesdienſt und ſpäter das wilde Dagheſtan ſah. Anfang Auguſt des folgenden Jahres überſtieg er nochmals den Hochkamm des Kaukaſus, begab ſich nach der Halbinſel Taman und ſpäter nach der Krim, hauptſächlich um den Obſt- und Weinbau daſelbſt kennen zu lernen. Den Heimweg ſchlug er diesmal über Odeſſa, dann durch Beſſarabien und die Moldau über Lemberg ein und kam im October 1844 wohlbehalten in Jena an. Die reiche Ausbeute wurde geordnet und wiſſenſchaftlich bearbeitet, auch erſchien eine Beſchreibung dieſer zweiten Reiſe unter dem Titel: „Wanderungen durch den Orient", 3 Bde. Weimar 1846—1847. Um auch die Karten der durchreiſten Länder ſorgfältiger bearbeiten zu können, ſiedelte er 1847 mit ſeiner Familie nach Berlin über, wozu ihm auf zwei Jahre ein Gehalt bewilligt wurde. Als Frucht dieſer Studien erſchien die Karte von dem kaukaſiſchen Iſthmus und von Armenien (4 Blatt mit Text, Berlin 1857). Auch hatte er ſich bereits im März 1850 an der berliner Univerſität habilitirt, doch blieb ſeine Hoffnung, bald befördert zu werden, unerfüllt; erſt 1864 wurde er zum außerordentlichen Profeſſor ernannt. Dagegen übertrug man ihm im Sommer 1852 das Amt eines Generalſecretärs des Gartenbauvereins in den preußiſchen Staaten, in welcher Stellung er bis 1873 blieb, wo Umſtände verſchiedener und nicht gerade erfreulicher Art ſeinen Rücktritt und zugleich das Aufgeben der ſeit 1857 redigirten Wochenſchrift veranlaßten.

Als im J. 1853 die Gärtnerlehranſtalt von Schöneberg nach Potsdam verlegt wurde, bekam er hier eine Lehrerſtelle, leider nicht ohne Beeinträchtigung und Zurückſetzung des damaligen verdienten Inhabers der Stelle, des Dr. Albert Dietrich, welcher ſeit dem Beſtehen der Anſtalt faſt 30 Jahre hindurch unausgeſetzt an derſelben thätig geweſen war und mit großem Eifer und Erfolge an dem Inſtitut gewirkt hatte; Dietrich wurde ſogar, ungeachtet ſeines Anerbietens, zur Abhaltung der Unterrichtsſtunden nach Potsdam zu reiſen, ohne Entſchädigung entlaſſen.*) Auch im Botaniſchen Garten wurde Koch Dietrich's Nachfolger, welcher 1854 von ſeinem Amte am Garten zurücktrat, um ſeine ganze Thätigkeit dem königlichen Herbarium zu widmen. Koch hatte ſich ſchon zwei Jahre früher durch ein Immediatgeſuch beim König um eine Anſtellung als wiſſenſchaftlicher Beamter am Botaniſchen Garten beworben und wurde vom Jahre 1853 als „Gehülfe des Directors" gegen Remuneration beſchäftigt. Aber erſt 1862 wurde durch Cabinetsordre die Gründung einer feſten Aſſiſtentenſtelle mit einem penſionsberechtigten Gehalte von 500 Thalern ins Leben gerufen und Koch durch Miniſterialreſcript zum Adjuncten oder erſten Aſſiſtenten ernannt. In dieſer Stellung blieb er bis zum April 1878, wo Prof. Eichler die Direction des Botaniſchen Gartens übernahm, nachdem Koch nach Braun's Tode (am 29. März 1877) mit der ſtellvertretenden Wahrnehmung der Directorialgeſchäfte in wiſſenſchaftlicher Hinſicht beauftragt war. Da ſeine Hoffnung, das Directorat des Botaniſchen Gartens definitiv zu erhalten, nicht in Erfüllung ging, trat er am 24. April 1878 zurück, behielt jedoch ſein Gehalt bis an ſein Lebensende (am 25. Mai 1879).

Große Verdienſte erwarb ſich Koch durch die Bildung des Pomologenvereins, welcher allgemeine mit Ausſtellungen verbundene Verſammlungen der Obſtzüchter abhielt, deren erſte 1853 zu Naumburg a. d. S. ſtattfand. Um dieſe Zeit wurde ihm auch die wiſſenſchaftliche Leitung der königl. Landesbaumſchule bei Potsdam übertragen und damit die Bearbeitung einer Dendrologie beſtimmter ins Auge gefaßt. So erſchien bereits im J. 1853 ſein „Hortus dendrologicus, Verzeichniß der Bäume, Sträucher und Halbſträucher", während das umfangreichere und ausführlichere Werk, die Dendrologie in zwei Theilen, erſt 1869—1873 veröffentlicht wurde. Dieſem folgten ſpäter die Vorleſungen über Dendrologie. Koch war aber bis zu ſeinem Tode thätig, denn ſein letztes Werk, „Die Bäume und Sträucher des alten Griechenlands und deren äſthetiſche Verwendung", erklärte er erſt einen Tag vor ſeinem Tode für vollendet. *(A. Garcke.)*

KOCH (Siegfried Gotthelf), deutſcher Schauſpieler der großen Periode des deutſchen Theaters, war der Sohn einer wohlhabenden berliner Bürgerfamilie Eckardt, am 25. Oct. 1754 zu Berlin geboren, widmete ſich auf älterlichen Wunſch den Kameralwiſſenſchaften und ward zuerſt als Aſſiſtent, dann als expedirender Secretär bei der Bergwerksadminiſtration angeſtellt. Der jugendliche Beamte wuchs indeß in die äſthetiſche Begeiſterung und die Gärung der Sturm- und Drang-

*) S. Otte und Dietrich, Allgemeine Gartenzeitung, Jahrg. 24, (1856) S. 163.

Digitized by Google

periode ſozuſagen hinein; er war ein häufiger Beſucher des berliner Theaters unter Döbelin's Direction. Gleich hundert andern talentvollen jungen Männern jener Zeit hegte er den Vorſatz, Schauſpieler zu werden, worin ihn ein Aufenthalt in Hamburg und die Anſchauung des von Schröder geleiteten Theaters nur beſtärken konnte. Im Herbſte 1778 ſchloß er ſich der in Schleswig ſpielenden Truppe an, ging nach kurzer Wirkſamkeit in Hildesheim und Danzig, wo er überall „erſte Liebhaber" geſpielt, 1781 mit der Geſellſchaft der Witwe Schuch nach Mitau und wurde dort von dem Geheimrathe Baron Vittinghoff für das neue Theater in Riga gewonnen. Hier ward er bald nicht nur einer der beliebteſten Darſteller, ſondern neben Brandes und Mayer einer der Regiſſeure des rigaer Theaters. Einige Jahre ſpäter übernahm er im Verein mit Mayer die rigaer Bühne auf eigene Rechnung, ohne dabei beſondern Gewinn zu machen. So folgte er denn auch 1788 gern einem Antrage, der ihn nach Deutſchland zurückführte. An der Spitze der frankfurt-mainzer Theaterunternehmung, dann als techniſcher Director der vom Kurfürſten Karl Joſeph von Erthal errichteten „Nationalbühne", die eine Nachahmung des vielberühmten mannheimer Hof- und Nationaltheaters war, erwarb ſein Darſteller- wie ſein Regietalent die höchſte Anerkennung. Die glänzendſten Tage feierte die Geſellſchaft, der er vorſtand, wie Koch ſelbſt in der Zeit der Kaiſerkrönung Leopold's II. (1790) in Frankfurt a. M. Nicht ganz zwei Jahre ſpäter endete mit der geſammten Herrlichkeit des mainzer Kurſtaats auch die „Nationalbühne"; am 20. Oct. 1792 nahm die franzöſiſche Revolutionsarmee unter Cuſtine Beſitz von Stadt und Feſtung Mainz und wenige Wochen ſpäter mußte das Theater ſeine Vorſtellungen ſchließen. Koch fand ein Engagement am mannheimer Theater, wo er in das Rollenfach Böck's, des erſten Darſtellers des Karl Moor und Brutus, eintrat, ſich übrigens im Converſationsſtück jederzeit mehr auszeichnete als in eigentlichen Heldenrollen. Das Engagement Koch's in Mannheim dauerte bis 1796, der Krieg mit den Franzoſen vertrieb ihn auch hier und er ging nach Hannover zur Großmann'ſchen Geſellſchaft, wo er wieder zu gleicher Zeit als Schauſpieler und ſtellvertretender Director für die Großmann'ſchen Erben fungirte. Im J. 1798 berief ihn Kotzebue, der mit dem Titel eines „Theaterdichters" eben die Leitung des wiener Hofburgtheaters übernommen hatte, nach Wien, wo er ſeine bleibende Stätte fand und nach und nach ältere Rollen übernahm, unter andern Nathan den Weiſen ſpielte. Von 1798—1831 war er hier ununterbrochen thätig und ein Liebling des wiener Publikums. Am 5. Nov. 1828 feierte er ſein funfzigjähriges Jubiläum als Schauſpieler, ward Anfang 1831 penſionirt, erfreute ſich aber ſeines Ruheſtandes nur kurze Zeit, indem er am 11. Juni deſſelben Jahres zu Alland in der Nähe von Baden bei Wien, 77 Jahre alt, aus dem Leben ſchied. Zu ſeinem Jubiläum war eine beſondere Schrift über ihn von A. Baldamus „Siegfried Gotthelf Eckardt, genannt Koch" (Wien 1828) veröffentlicht worden. Nekrologe brachten die Theaterblätter von 1831, einen beſonders ausführlichen Bäuerle's „Wiener Theaterzeitung" Nr. 74—76. *(A. Stern.)*

KOCH (Wilhelm Daniel Joseph), ein um die Erforſchung der deutſchen Flora ſehr verdienter Botaniker. Geboren den 5. März 1771 zu Kuſel in Rheinbaiern, machte er ſeine erſten Studien an dem Gymnaſium in Zweibrücken, von wo er im J. 1790 an die Univerſität Jena ging und nach 3 Jahren noch Marburg und Gießen beſuchte. Seine Neigung zog ihn ſchon früh zur Natur und den Naturwiſſenſchaften hin und nur durch den einflußreichen Willen eines wohlwollenden Oheims bewogen, wählte er den Beruf des Arztes und trat nach Erlangung der mediciniſchen Doctorwürde (am 4. Juli 1794) ſeine praktiſche Laufbahn 1795 als Phyſicus in Trarbach an der Moſel an. Doch bald öffnete ſich ihm ein weiterer Wirkungskreis, indem er 1797 eine Anſtellung als Oberarzt in Kaiſerslautern erhielt, wo er 1816 mit dem Titel eines Kreis- und Cantonarztes beehrt wurde. Er erwarb ſich hier wegen ſeiner Aufopferung und Hingebung die Liebe ſeiner Mitmenſchen in ſo hohem Grade, daß ihm ein Zug von 30 Wagen das Abſchiedsgeleit von Kaiſerslautern gab, als er im Frühjahre 1824 einem Rufe als Profeſſor der Medicin und Botanik an die Univerſität Erlangen folgte. Ungeachtet der zeitraubenden Thätigkeit in ſeiner Stellung als Arzt fand der für Botanik begeiſterte Mann doch Muße genug, um im J. 1823 den erſten Band ſeines epochemachenden Werks „J. C. Röhling's Deutſchlands Flora, nach einem veränderten und erweiterten Plane bearbeitet" erſcheinen zu laſſen, während er ſchon früher durch die Herausgabe der entomologiſchen Hefte (1805), des „Catalogus plantarum, quas in ditione Florae Palatinatus legerunt G. Koch et J. B. Ziz" (1814) und der „Generum tribuumque plantarum umbelliferarum nova dispositio" in den Acten der Leopoldiniſchen Akademie ſeine große Befähigung zu derartigen Arbeiten documentirt hatte. Seit jener Zeit hat er ein Vierteljahrhundert hindurch bis zu ſeinem Tode am 14. Nov. 1849 mit unabläſſigem Eifer die Unterſuchung und Ermittelung der deutſchen Flora ſich zur Aufgabe ſeines Lebens gemacht und eine große Anzahl von Abhandlungen und Monographien über einzelne Familien, Gattungen und Arten dieſes Gebiets verfaßt. Seine bekannteſten und verbreitetſten Werke ſind jedoch die „Synopsis Florae Germanicae et Helveticae", 2 Bde. (deutſch und lateiniſch), Frankfurt 1835—1837, 2. Aufl. 1843—1845 (die 3. Aufl., von geringerm Werthe, erſchien erſt nach ſeinem Tode 1856) und das „Taſchenbuch der Deutſchen und Schweizer Flora", erſte Auflage, Leipzig 1844, in zweiter unveränderter Auflage 1848 und nach ſeinem Tode in mehrern weniger kritiſchen Auflagen. *(A. Garcke.)*

KOCHANOWSKI (Jan), der bedeutendſte polniſche Dichter des 16. Jahrh., wurde 1530 geboren in Sycyna im Kreiſe Radom, wo ſein Vater begütert und als ſandomirer Landrichter geachtet war. Im J. 1544 bezog Jan die Univerſität Krakau [1]) (anfänglich die Vor-

1) Löwenfeld, Johann Kochanowski (1877), S. 9.

Digitized by Google

bereitungscurſe) und ſcheint dieſe Hochſchule bis zur Auswanderung der krakauer Studentenſchaft 1549 beſucht zu haben, um dann, nach der Meldung der älteſten Biographie von 1612, nach Deutſchland zu gehen.[2] Im J. 1551 oder ſpäteſtens 1552[3] ging er nach Italien und ſtudirte unter Manutius und Robortelli in Padua; von Italien, wo er Reiſen machte[4], begab er ſich auf die Univerſität Paris, um hier, wie es ſcheint, mehrere Jahre zu ſtudiren. Seine Lehrer in Paris werden nicht genannt, er ſelbſt aber ſagt, daß er die Bekanntſchaft des Dichters Ronſard gemacht habe. Nachdem er ſchon in Italien die Blüte der modernen italieniſchen Poeſie kennen gelernt, hatte er in Frankreich Gelegenheit zu ſehen, wie auf Grund eines tiefen wiſſenſchaftlichen Studiums der Alten durch die Beſtrebungen einiger Gelehrten eine achtungswerthe moderne franzöſiſche Literatur mit claſſiſchem Charakter erſtand, während die italieniſche Poeſie um die Mitte des 16. Jahrh. mehr einen höfiſchen Charakter zeigte. Von Paris ſchickte Kochanowski das erſte polniſche von ihm verfaßte Lied (ein erhebendes geiſtliches Lied) in die Heimat, von welchem Herburt in Herkules Slowieński erzählt, es ſei in einer gewählten Geſellſchaft irgendwo im Sandomirſchen in Gegenwart des Dichters Rej geleſen und von dieſem durch unbedingte Anerkennung ausgezeichnet worden.[5] Im J. 1557 kehrte Kochanowski nach dem Tode ſeiner Mutter behufs Regulirung der Erbſchaftsangelegenheit[6] zurück, wurde auf die Empfehlung des Vicekanzlers Padniewski um 1560 königlicher Secretär, zeigte aber für das Hofleben und die Beamtenlaufbahn weder Neigung noch Fähigkeit; die Wahl eines Lebenszieles ſcheint dem ideal angelegten Gemüthe des jungen Dichters von zarter Geſundheit überhaupt Schwierigkeiten verurſacht zu haben, wie ſein carmen macaronicum und das Gedicht III, 1 in den Fraszki zeigen. Seine Freunde wollten ihn beſtimmen, den geiſtlichen Stand zu wählen: ſein beſonderer Gönner, der Vicekanzler Myſzkowski, reſignirte zu ſeinen Gunſten 1564 auf die Einkünfte der poſener Dompropſtei, welche Kochanowski erſt nach 10 Jahren niederlegte[7]; durch Myſzkowski's Bemühungen wurde Kochanowski auch Pfarreiverwalter in Zwoleń[8]; auch Abt von Sieciechowo ſollte er werden, wovon er in einem Scherzgedichte ſelbſt erzählt.[9] Indeß hatte Kochanowski keine Neigung zum geiſtlichen Stand und da er auch am Hofe kein ſonderliches Glück hatte und vergebens auf „Berückſichtigung nach Verdienſt" wartete, ſo zog er ſich, wie es ſcheint nach dem Abgange Myſzkowski's, nach dem Biſchofſitze zu Plozk allmählich vom Hofe zurück[10], bis er den Hofdienſt gegen 1574 für immer quittirte und in Czarnolas (bei Radom) ſich niederließ, nachdem er ſchon öfter den Landaufenthalt mag aufgeſucht haben; um das genannte Jahr 1574 heirathete er Dorothea Podlodowska.[11] Im J. 1576 ernannte ihn Steph. Bathory zum Caſtellan von Polaniez, eine Auszeichnung, welche der Dichter dankend ablehnte, der König ehrte ihn aber 1579 durch Uebertragung des Ehrenamtes eines ſandomirer Wojski. Um das Jahr 1580 ſtarb des Dichters geliebte und ungewöhnlich begabte Tochter Urſel; der Vater überlebte ſie nur wenige Jahre, er ſtarb plötzlich am Schlagfluſſe in Lublin am 22. Aug. 1584.

Kochanowski ſchrieb Gedichte in lateiniſcher und polniſcher Sprache, von einigen polniſchen Abhandlungen in Proſa abgeſehen. — Die lateiniſchen Gedichte ſind: 1) „Dryas Zamchana Polonice et Latine et Pan Zamchanus", Begrüßungsgedichte an den König Stephan, geſungen zu deſſen Ankunft in Zamchy, gedruckt zuerſt in Lemberg 1578, 6 Blatt in Quart. — 2) „M. T. Ciceronis Aratus ad Graecum exemplar expensus et locis mancis restitutus per Joannem Cochanovium, cum adnotationibus", Krakau 1579.[12] Es iſt eine auf Grund der Fragmente Cicero's von Patricius (Nidecki) gemachte, jedoch ſelbſtändig und kritiſch angefertigte Ergänzung der Phänomena und eine platte, faſt vollſtändige Uebertragung der Diosemeia des Aratus. Die polniſche Ueberſetzung des Aratus iſt früher entſtanden, denn Andreas Patricius erwähnt ſie ſchon in der Ausgabe ſeiner Fragmente von 1565. — 3) „De expugnatione Pollotei", Gratulationsode an den König Stephan nach der Eroberung von Polozk, Warſchau 1580. — 4) „Lyricorum libellus" (12 Oden), Krakau 1580. — 5) „Ad Stephanum Bathorreum Regem Poloniae Moscho debellato et Livonia recuperata Epinicion", Krakau 1583. — 6) „Epithalamion in nuptias Joannis de Zamoscio Cancellarii et exercituum Praefecti ac Griseldis Bathorreae regis fratris filiae", Krakau 1583. — 7) „Elegiarum Joannis Cochanovii libri IV. Ejusdem Foricoenia sive Epigrammatum libellus", Krakau 1584, 169, Quart.

Von den polniſchen Gedichten erſchien zuerſt 1) „Satyr und Zgoda", wol beide zuſammen 1563 oder 1564. Dieſe erſte Ausgabe hatte, wie es ſcheint, Maciejowski, Piśmiennictwo I, 489, in der Hand, ſonſt ſind Exemplare derſelben nicht erhalten. — 2) „Szachy", mit einer Widmung des Dichters an den Grafen Jan Nic. Tarnowski, Caſtellan von Wojniza (geſt. 1567), gedruckt bei Wierzbięta in Krakau vor 1567[13]; ſpäter bei Wierzbięta

2) Sie befindet ſich bei der zweiten 1612 bei Piotrkowczyk erſchienenen Ausgabe der lateiniſchen Werke Kochanowski's; Starowolski hat ſie in Hecatontas Script. Polonorum (Frankfurt 1625) faſt wörtlich excerpirt. 3) Juli 1551 erſcheint er noch mit ſeinen Brüdern und ſeinem Oheim vor Gericht in Radom, ſ. Gacki, O rodzinie Jana Kochanowskiego (Warſchau 1869), S. 57. 4) Er beſuchte, wie er ſelbſt erwähnt, Venedig und Neapel, ſein älteſter Biograph erwähnt auch Rom. 5) Lelewel, Księg bibliograficznych dwoje I, 141. 6) Vor Gericht 1559 im Juli erledigt, ſ. Gacki S. 33. 7) Przyborowski in Biblioteka Warszawska 1859, I, 741. 8) Gacki S. 63 führt die bezügliche Viſitationsurkunde der Kirche Zwoleń von 1570 an. 9) Fraszki III, 1.

10) Dies geſchah um 1570, vgl. den Brief Kochanowski's von 1571 aus Czarnolas in Broël-Plater's Zbiór Pamiętników I, 231. 11) Zu dieſer Datirung ſtimmen manche Momente aus dem Leben Kochanowski's: in dieſem Jahre reſignirte er auf die Kathedralpropſtei in Poſen und 1578 thut er in einem Feſtgedichte an Myſzkowski ſeiner kleinen Kinder Erwähnung. 12) Später 1612 bei Piotrkowczyk in Krakau. S. Löwenfeld S. 87. 13) Przy-

1585. — 3) „Proporzec“, ein Feſtgedicht zum Andenken an die dem Könige Sigismund Auguſt von Albrecht Friedrich als Herzog von Preußen 1569 dargebrachte Huldigung, wahrſcheinlich in dem genannten Jahre gedruckt.[14]) — 4) „David's Pſalmen“, nach Przyborowski vor dem J. 1578 zweimal; ſodann 1578, 1580, 1583, 1585, 1586 zweimal und dann noch ſechsmal bei Lazar in Krakau erſchienen; zuletzt 1609, gedruckt ſtets in Quart; dann bei Piotrkowczyk in gleichem Format 1610, 1611, 1612, 1617, 1629, 1639 und 1641; außerdem die ſieben Bußpſalmen 1579 bei Lazar. — 5) „Odprawa Posłow Greckich“ (Abfertigung der griechiſchen Abgeſandten) 1578 in Warſchau zuſammen mit Orpheus Sarmaticus. — 6) „Dryas Zamechska“, zuſammen mit dem lateiniſchen Gedichte „Dryas Zamchana und Pan Zamchanus“, Lemberg 1878. — 7) „Treny na śmierć Urszulki Kochanowskiéj“ (Klagegedicht auf den Tod der Urſula Kochanowska), 1580, zweite Ausgabe 1583, beide bei Lazar. — 8) „Trzy pieśni“ (drei Lieder) 1580 in Warſchau. — 9) „Jezda do Moskwy“ zuerſt unter dem Titel „Wtargnienie do Moskwy Krzysztofa Radziwiłła“, 1581, dann 1583. — 10) „Fraszki“ (Kleinere Gedichte, Facetien u. ſ. w.) 1584 zweimal bei Lazar; dann 1590, 1604 ebendaſelbſt; ferner 1608, 1612, 1617, 1629, 1639, ſtets in Quart. — 11) Die erſte Geſammtausgabe der Gedichte Kochanowski's beſorgte Jan Januſzzowski, Lazar's Sohn, Kochanowski's Freund, nach dem Tode des Dichters, im J. 1585 unter dem Titel „Jan Kochanowski“; außer den früher ſchon gedruckten Gedichten befinden ſich hier noch andere aus dem Nachlaſſe Kochanowski's, ſo vor allem „Lyrica“ (Pieśni) in 2 Büchern, „Phaenomena, Muza, Zuzanna, Marszałek“ u. a., auch mehrere proſaiſche Schriften; es fehlen von den früher publicirten der Pſalter und „Jezda do Moskwy“; in demſelben Jahre ſind noch zwei Ausgaben in derſelben Typographie erſchienen; dann folgten die Ausgaben von 1600 und von 1604 ebenfalls bei Lazar; ſodann von 1611, 1617, 1629 und von 1639 bei Piotrkowczyk. Als Ergänzung zu ſeinen erſten Geſammtausgaben ließ Januszowski im J. 1590 und fg. mehrere male „Fragmenta“ erſcheinen.

Kochanowski begann ſeine Laufbahn als Dichter mit lateiniſchen Gedichten. Anfänglich beſang er perſönlich Erlebtes, Empfundenes oder Nachempfundenes, um ſich ſpäter allgemeinen und zwar mehr vaterländiſchen Stoffen zu widmen: aus der früheren Epoche nämlich, vornehmlich der paduaner und pariſer, ſtammen die Liebesgedichte, in denen ſich in ebenſo hohem Grade die große Vertrautheit mit Situationen und Liebesphraſen zeigt, welche aus römiſchen Dichtern genommen ſind, wie die Unwahrſcheinlichkeit, daß alle dieſe Liebesaffairen eigene Erlebniſſe widerſpiegeln, nur die Liebesgedichte an Lydia ſind zum Theil als Bekenntniſſe anzuſehen. Viel zahlreicher ſind die Gedichte aus der zweiten Periode des lateiniſchen Dichtens, wo Kochanowski die gleichzeitigen Ereigniſſe und ſeine Zeitgenoſſen feiert oder an dieſe ſich wendet, wie z. B. in dem vortrefflichen lehrhaften Gedicht an Firley. Gleichzeitige Erlebniſſe aus der Geſchichte Italiens und Frankreichs ſind öfter erwähnt, ſo die Eroberung von Siena durch Coſimo von Medici 1555; der Tod Heinrich's II. u. a.; bemerkenswerth iſt die Elegie III, 16 an Dudith zu deſſen Vermählungsfeier, die Elegie III, 8 an Carolus (gewiß nicht Sigonius, wie vermuthet worden) und eine Abfertigung eines franzöſiſchen Dichters (Desportes?), welcher Polen geſchmäht hatte, durch das ſcharfe Gedicht „Gallo crocitanti“. Das Fehlen von Gedichten an namhafte Humaniſten des Auslandes, an Staatsmänner und andere hervorragende Perſönlichkeiten, wie ſie dem dichteriſchen Schaffen der Humaniſten des 16. Jahrh. geläufig ſind, erklärt ſich dadurch, daß Kochanowski in verhältnißmäßig jungen Jahren im Auslande ſtudirte, daß er in ſpäterer Zeit nicht mehr ins Ausland reiſte und daß er ſeiner ganzen Natur nach nicht die Neigung hatte, zu wandern, Beziehungen zu ſuchen und zu pflegen, ſeine Perſönlichkeit geltend zu machen; er wurde vielmehr beherrſcht von dem Streben nach Beſchränkung auf das Zunächſtliegende, auf das Heimatliche und auf den engern Kreis der perſönlichen und freundſchaftlichen Intereſſen. Für die polniſche Literatur lag in dieſem Charakterzuge ein glücklicher Umſtand, indem Kochanowski frühzeitig auf vaterländiſche Gegenſtände und Motive geführt wurde und ſo von der lateiniſchen Poeſie zur polniſchen überging. Zu dieſer Wandlung erhielt der Dichter ſchon in Italien und Frankreich eine Anregung durch die Bekanntſchaft mit Petrarca, Torquato Taſſo und Ronſard, die er in ſeinen Gedichten mehrfach erwähnt.

Der Uebergang von der lateiniſchen Poeſie zur polniſchen erfolgte in entſchiedener Weiſe um 1563, obgleich Kochanowski ſchon früher polniſche Gedichte ſchrieb und auch ſpäter nicht aufhörte, lateiniſch zu dichten. In der Elegie III, 13 an Myſzkowski, in welcher er ſeinen Uebergang zur polniſchen Poeſie ankündigt:

> Musa, relinquamus ripas Aoienis amoenas,
> In sua me pridem Carpathus antra vocat,

nennt Kochanowski als ſeine Vorbilder Rej, Trzycieski und Górnicki auf dem Gebiete der polniſchen Poeſie. Der Ausſpruch, ein ehrendes Zeugniß für das Zartgefühl Kochanowski's, entſpricht der Wirklichkeit wenig: Trzycieski und Górnicki haben ſich weit mehr als Proſaiker ausgezeichnet denn als Dichter, ſodaß ihre polniſchen Gedichte meiſt verloren gegangen ſind, Rej's poetiſche Kunſt aber konnte als Muſter nicht gelten; in ſpäteren Jahren (1578) äußert der Dichter, er habe ſich auf den Parnaß hinaufgeſchwungen, wo bis dahin kein polniſcher Dichter ſeinen Fuß geſetzt. In Wahrheit iſt Kochanowski der Schöpfer der nach claſſiſchem Vorbilde gebildeten kunſtgerechten polniſchen Poeſie, welche mehr als zwei Jahrhunderte das unerreichbare Muſter polniſcher Dichter bildete. Seine Meiſterſchaft zeigte der Dichter vornehmlich in den „Lyrica“ (Pieśni), den „Fraszki“, in den Pſalmen, in den „Treny“ und in dem dramatiſchen Gedichte „Odprawa posłow greckich“; zu den früheſten Erzeugniſſen ſeines dichtenden Geiſtes gehören viele Facetien

borowski, Wiadomość o życiu i pismach Jana Kochanowskiego (1857), S. 75.

14) Ebenda S. 77; zweite Ausgabe 1585.

Digitized by Google

(Fraszki) und Lyrica; die Klaggedichte (1580) ſchließen die Epoche des ſchaffenden Genius nicht ganz ab, wenn auch aus der darauf folgenden kurzen Zeit bis zum Tod nur weniges geblieben iſt.

Zunächſt ſollte das Talent Kochanowski's ſich im Dienſte des Gemeindewohls zeigen. Die zwei zuerſt durch den Druck veröffentlichten polniſchen Gedichte Kochanowski's „Sadyr“ und „Zgoda“ ſind im eminenten Sinne politiſche Broſchüren im poetiſchen Gewande, geſchrieben auf Anlaß der Verhandlungen der Reichstage 1562 und 1563. Das kürzere Gedicht „Zgoda“ von 158 Verſen iſt früher entſtanden, wol vor dem ſogenannten Executionsreichstage von 1562—1563 im Sinne der conſervativen Hofpartei und im Intereſſe der höheren Geiſtlichkeit. Der Dichter ließ vor dem wichtigen Reichstage, auf welchem man mit Recht noch manchen Zuſammenſtoß des geiſtlichen und Laienſtandes befürchtete, ſeine verſöhnende Stimme vernehmen (daher der Titel Zgoda = Eintracht), er ſchrieb ſein politiſches Votum von dem Standpunkte der klerikalen Partei mit großer Mäßigung, gab den Verfall der Zucht und der echt prieſterlichen Geiſtlichkeit im Klerus zu, wie dies auch die Synode zu Gneſen 1556 gethan hatte, hielt aber dem weltlichen Stande zugleich vor, daß er ſeine Schuldigkeit nicht thue, er ſei ſeinem Berufe entfremdet, habe die Republik und den König arm gemacht, und, reich geworden durch Domänen, Staroſteien u. ſ. w., greife er voll Neid die Geiſtlichkeit an. „Satyr“ iſt nach dem Executionsreichstage entſtanden, wie die Erwähnung des Falles von Polozk zeigt; möglich iſt, daß der Dichter, ein Vertrauter Myſzkowski's, dieſe ſeine ausführliche Broſchüre (von 410 Verſen) erſt kurz vor dem langen Reichstage 1563—1564 erſcheinen ließ, auf welchem Myſzkowski in ſeiner Antrittsrede als Vicekanzler ſeine Anſichten über die Lage der polniſchen Republik und ſein politiſches Programm entwickeln ſollte[15]), mit dieſer ſtimmen die Ideen des „Satyr“ überein: der Dichter hält ſeiner Nation das Verlaſſen des alten, einfachen, ritterlichen Lebens, durch welches Polen groß geworden ſei; das Jagen nach Beſitz und Reichthümern mit allen daraus ſich ergebenden Folgen vor und will die Nation aus dem Traume von einem ewigen Frieden aufrütteln und die Nothwendigkeit einer andern Erziehung und Lebensrichtung zeigen. Der ſcharfe Ton in der Kapuzinade des aus den zu Handelszwecken gelichteten Wäldern verſcheuchten Satyrs und der Umſtand, daß Kochanowski, welcher damals in der Wahl des Lebensberufes ſchwankte und bald (1564) Dompropſt zu Poſen wurde, mag dem Dichter den Vorwurf zugezogen haben, daß er „Zgoda“ und „Satyr“ auch im eigenen Intereſſe geſchrieben habe.

Auf dieſes tyrtäiſche Gedicht folgte das Gedicht vom Zweikampfe — auf dem Schachbret, nämlich „Szachy“, von 1567. Das Lehrgedicht iſt nach Vida's lateiniſchem Gedichte „Scachia ludus“ frei bearbeitet, was Kochanowski ſelbſt am Ende ſagt, daß er nämlich Wide przeymował. Unter dieſem wenig verſprechenden Titel birgt ſich eine anmuthige Erzählung von einer Partie Schach zwiſchen dem Ruſſen Fedor und dem Polen Borzuj um den Preis der Hand der däniſchen Prinzeſſin. Vieles iſt aus dem in verſchiedene Sprachen überſetzten Gedichte Vida's genommen: ſo die Beſchreibung des Schachſpiels und einige Kunſtgriffe beim Spiel, ſowie einige Epiſoden; indeß iſt die ganze Erzählung eine andere. Während in dem lateiniſchen Gedichte des italieniſchen Humaniſten erzählt wird, wie beim Hochzeitsfeſt des Oceanus mit der Erde jener nach dem Mahle ein prachtvolles Schachbret aufſtellt und nach genauer Beſchreibung der Regeln des Schachſpiels Apollo und Merkur zu einer Partie veranlaßt; wie dieſer durch Schlauheit und durch Kunſtgriffe den Sieg davonträgt über den ungeſtümen Apollo; wie Jupiter das Schachbret der Nymphe Scacchia, der ſchönſten der Seriaden, als Preis für ihre erſte Liebe ſchenkt, und wie durch dieſe das Schachſpiel unter die Menſchen kommt; — erzählt Kochanowski, wie der Dänenkönig Tarſes die Hand ſeiner Tochter demjenigen der ihm gleich theuern Jünglinge zu geben verſpricht, welcher im Schachſpiele ſiegen würde; wie das Spiel, welches lange Zeit alle in großer Spannung gehalten, mit Einbruch der Nacht abgebrochen wurde und wie die Königstochter in der Nacht in Gegenwart der Wächter eine Figur berührt und einige Worte dabei geſprochen habe, welche der darüber unterrichtete Fedor, für den die Prinzeſſin im ſtillen eine Neigung hatte, richtig verſtanden und dem Winke folgend, bei Wiederaufnahme des Spiels ſiegte. Unbekannt ſind die Gründe, welche Kochanowski bewogen haben, die Scene des Spiels nach dem Norden zu verlegen, er mochte das Buch von Olaf Magnus, ehemals Zögling der Univerſität Krakau, „De gentium septentrionalium variis conditionibus“, 1555 geleſen haben, wo erzählt wird, daß reiche ſchwediſche Herren ihre zukünftigen Schwiegerſöhne in Bezug auf ihren Charakter beim Schachſpiel prüfen, wo die geheimſten Schwächen ſich zeigten. Daß in Kochanowski's „Szachy“ der Ruſſe ſiegt, entſpricht der Thatſache, daß nach Selenus (Herzog Auguſt's von Braunſchweig-Lüneburg) Schach- und Königsſpiel, Wolfenbüttel 1616, und nach Gornizki's „Dworzanin“ 1566 die Ruſſen vorzüglicher im Schachſpiele genannt werden als die Polen.

Sehr viele in jüngern Jahren geſchriebene Gedichte von kleinerem Umfange hat Kochanowski in die Sammlung von Scherzgedichten, Epigrammen und andern kleineren Gedichten aufgenommen, welche er „Fraszki“[16]) betitelt hat (1580): eine Sammlung dieſer kleinen Gedichte und Facetien von Kochanowski war ſchon vor 1566 bekannt, weil ſie Górnicki im „Dworzanin“ erwähnt.[17]) Man wird annehmen können, daß an den großen Höfen eine Anzahl von Anekdoten curſirte, hergewandert aus Italien, Frankreich und Deutſchland, wo zahlreiche junge Polen ſtudirten; ſehr viele der Facetien Kochanowski's haben denſelben Charakter wie Bebel's „Dicta iocosa“, wie Aeſticampian's (Rhagius) Epigramme und Apophtheg-

15) Źródłopisma do dziejów unii Litwy z Polską ed. Działyński, Rede vom 22. Nov. 1563.

16) Nach dem italieniſchen Frasche genannt. 17) Dworzanin ed. Galęzowski I, 302, 303.

men, wie Friſchlin's „Facetiae“ u. a.; ſehr viele ſind griechiſchen Scherzgedichten und Epigrammen nachgebildet, welche aus der griechiſchen Anthologie genommen ſind[18]); ein großer Theil dieſer kleinen Gedichte, beſonders die ſchönen oft in feierlicher Stimmung geſchriebenen Verſe, welche Czarnolas und des Dichters Freunde feiern, welche die kleinen Erlebniſſe des Dichters in ſeinem Tusculum betreffen und ſein Herz enthüllen, ſind Kochanowski's eigenſtes Eigenthum. — In der großen Mannichfaltigkeit dieſer kleinen Gedichte (es ſind ihrer gegen 300 in drei Theilen) laſſen ſich folgende Kategorien unterſcheiden: 1) in einer Anzahl von ihnen ſpricht der Dichter von ſeinen poetiſchen Kleinigkeiten, indem er ſie als wirkliche, werthloſe Kleinigkeiten ſchätzt oder ihren Werth doch höher ſtellt als ſo manche Bagatelle des Lebens; 2) ſcherzhafte Anekdoten, wahr oder erdichtet; 3) humaniſtiſche Wortſpiele, vornehmlich mit Namen bekannter oder fingirter Perſönlichkeiten; 4) erotiſche Kleinigkeiten; 5) ernſte Betrachtungen über das Leben, Abrechnungen mit dem Schickſal, Rathſchläge und Lebensregeln; 6) Gelegenheitsgedichte, gewöhnlich an Freunde gerichtet; 7) eine Anzahl von ernſten oder ſcherzhaften Grabinſchriften. Wie der Gegenſtand, wechſelt auch der Ton, welcher zwar meiſt jovial, mitunter aber ernſt und feierlich oder ſchlüpfrig iſt, — und die Form im Strophen- und Versbau, wenngleich der kurze Vers und die kunſtvoll gebaute Strophe vorherrſchen, ſelbſt Sonette finden ſich.

In eine verhältnißmäßig frühe Zeit reichen viele der Lyrica zurück, welche in der Sammlung „Pieśni Ksiąg dwoje“ enthalten ſind, wie ſie zuerſt in der Geſammtausgabe „Jan Kochanowski“ von 1585 auftritt. Später verband man einen Theil der „Fraszki“ und der „Fragmenta“ mit den „Liedern“ und theilte die ſo vermehrte Sammlung in vier Bücher ein. Die Benennung Lieder (Pieśni) kommt nur einigen zu, von denen angenommen werden kann, daß ſie mit oder ohne Muſikbekleidung geſungen wurden, die meiſten ſind Elegien oder Oden. Es ſind darunter zunächſt erotiſche Gedichte, in denen der Dichter, ebenſo wie in den lateiniſchen Gedichten, ſich in den verſchiedenſten Situationen eines Liebenden zeigt, jedoch in mehr verhüllter Weiſe; indeß ſpiegeln, abgeſehen von den an ſeine Braut, ſpäter ſeine Frau, gerichteten Gedichten, ſeine meiſten polniſchen Liebeslieder und Liebesgedichte nachempfundene Stimmungen wider. Ein anderes Thema, welches Kochanowski's Lyrica beſtimmt, iſt eine Lebensphiloſophie, die er ſich aus der Lektüre des Cicero, Seneca und Horaz gebildet hatte, eine Philoſophie des modificirten Stoicismus; dieſes Thema nun: ertrage alles mit Gleichmuth, genieße das Leben, ohne dem Genuſſe Werth beizulegen, übe die Tugend, ſei auf alles gefaßt, laß den Höchſten walten — vornehmlich in dem Gedichte I, 9 ausgeſprochen — wird in der verſchiedenſten Weiſe beſungen. In dieſen Ideenkreis von der ungetrübten Genügſamkeit gehören auch die ſchönen Gedichte von den Vorzügen des Landlebens. — Sodann findet man unter den lyriſchen Gedichten Kochanowski's eine große Anzahl von Gelegenheitsgedichten, zu denen auch mit Recht die wenigen zu rechnen ſind, welche politiſchen Charakter haben, ſie ſind aus beſtimmten Anläſſen entſtanden: ein tyrtäiſches Lied (II, 5), welches zum Kampf gegen die Tataren und Türken auffordert, geſchrieben aus Anlaß eines Tatareneinfalles in Podolien 1575; ein anderes, in welchem Kochanowski mismuthig prophezeit, derjenige der zwei Wahlkönige würde die auf den Pfahl geſteckte Königskrone erlangen, welcher in dem Wettlaufe glücklicher ſein würde, entſtand 1576 aus Anlaß des Ausfalls des Wahlreichstages, an dem er ſelbſt theilgenommen und auch eine Rede gehalten hat.[19]) Einen politiſchen Geiſt athmen dieſe und andere politiſch gefärbte Gedichte nicht, wie Kochanowski auch durch ſein ganzes Leben bewieſen hat, daß ſeine aus zartem Stoffe gebildete Seele zu ſtaatsmänniſchem und politiſchem Erwägen und Handeln nicht angelegt war; eine echt dichteriſche Natur, zartfühlend und beſcheiden, ohne ſich zu unterſchätzen, hatte er ſich von der großen Welt in die Einſamkeit zurückgezogen. Dieſen Charakter der edlen Zurückhaltung und der Flucht von der großen Welt zu den höchſten Idealen der goldenen Genügſamkeit und des innern Glücks zeigen auch ſeine lyriſchen Gedichte. Dies iſt ihr innerer Gehalt. Was ihr äußeres Gewand anbetrifft, ſo iſt ſchon längſt bemerkt worden, daß ſie den altclaſſiſchen Vorbildern nachgebildet ſind. Schon der Zeitgenoſſe Orzelski[19]) nennt Kochanowski einen trefflichen Nachahmer der römiſchen Dichter; ſpäter wußte Naruſzewicz diejenigen Lyrica Kochanowski's, welche aus Horaz überſetzt oder paraphraſirt ſind, auszuſcheiden und nahm ſie in ſeine zweibändige Sammlung von polniſchen Ueberſetzungen des Horaz auf (1773 in Warſchau). In neuerer Zeit iſt von Parylak nachgewieſen[20]), wie ſehr Kochanowski ſowol in ſeinen lateiniſchen als auch polniſchen lyriſchen Gedichten ſeine Vertrautheit mit der poetiſchen Sprache von Horaz, Tibull, Properz, Virgil u. a. zeigt, ohne ſie direct nachzuahmen. — Von ebenſo großem Intereſſe, wie der Nachweis der altclaſſiſchen Reminiſcenzen, iſt die Thatſache, daß Kochanowski auch dem Einfluſſe der modernen Poeſie nachgab, ſo iſt beachtenswerth, daß unter den lyriſchen Gedichten Kochanowski's eins ſich befindet, welches in der von Dante bevorzugten Form der Terzine geſchrieben iſt, nämlich das vierte Gedicht in den „Fragmenta“ von 1590; die Form des Sonetts ſcheint er aus der Lektüre des Petrarca genommen zu haben, den er namentlich erwähnt und den er II, 21 nachahmt, dies ſind unter den „Fraszki“: Do Paniey, Do Franciszka, Do Stanislawa, welche ganz, und I, 4; I, 8; II, 17 unter den „Liedern“, welche einigermaßen die Form des Sonetts haben.

Den Liedern wurden von dem erſten Herausgeber die zwölf Lieder der „Sobótka“ beigefügt. Das Gedicht iſt gleichſam ein poetiſcher Strauß von zarten Blumen

18) Przyborowski, Wiadomość etc. 159 fg.

19) Orzelski's Geſchichte der erſten Interregna in polniſcher Ueberſetzung von Spaſowicz (Petersburg 1856), II, 257.

20) Parylak, O elegiach i odach łacińskich Kochanowskiego (Lemberg 1880); derſelbe, O pieśniach (Lemberg 1879). Vgl. die Nachweiſe in der Jubiläumsausgabe der Schriften Kochanowski's (Warſchau 1884), I, 267 fg.

Digitized by Google

zum Schmuck des nationalen Johannisfeſtes, polniſch „Sobótka“ genannt, und lehnt ſich auch in den Hauptmomenten an die Feſtordnung und den Charakter des genannten Feſtes an: die ſingenden Mädchen (Panny genannt) ſingen vom alten Brauch, vom Johannisfeuer, von Muſik, Tanz, Spiel, Scherz, von Blumenſträußen u. ſ. w.; ſo beſonders die vierte und die achte, in durchaus volksthümlicher Weiſe, auch ſind die vierzeiligen Strophen mit achtſilbigen Verſen in trochäiſchem Tonfall ebenfalls volksthümlich. Indeß kommen auch claſſiſche Reminiſcenzen in „Sobótka“ vor: das 9. Mädchen ſingt die Geſchichte von Prokne, Philomela und dem thraciſchen Könige (Ovid VI, 424); das 7. Mädchen ſingt von der Jagdliebhaberei ihres Geliebten nach Tibull IV, 3; das 10. ſehnt ſich nach dem Liebſten, der in den Krieg gezogen iſt, nach Tibull I, 10; das letzte Mädchen paraphraſirt das Horaziſche Gedicht (Epod. 2): Beatus ille qui procul negotiis etc. Dieſe altclaſſiſchen Reminiſcenzen ſtimmen nicht ſonderlich zu den volksthümlichen, indeß lag es auch nicht in der Abſicht Kochanowski's, ein volksthümliches Gedicht nach der Art der neueren Romantiker zu ſchreiben. Seine „Sobótka“ iſt die einzige Idylle, die er ſchrieb, und dieſen einzigen Verſuch führte er in trefflicher Weiſe aus, indem er ſeine idylliſchen Lieder in den Rahmen eines bekannten Volksfeſtes fügte, wozu ihn ſein richtiger poetiſcher Inſtinct und möglicherweiſe uns unbekannte Umſtände bewogen haben mögen; gewiß hatten daran ſeine Sympathie für das Landvolk und das Zuſammenfallen des Johannisvolksfeſtes mit ſeinem Namenstage theil.[21])

Nachdem Kochanowski ſich aus Krakau aufs Land zurückgezogen hatte, ging er an die Ueberſetzung des Pſalters. In dem J. 1571 waren 30 Pſalmen fertig, über das weitere Fortſchreiten der Arbeit fehlen ſpecielle Nachrichten, das Werk ſcheint 1578 ſchon herausgekommen zu ſein und wurde, wie die zahlreichen Ausgaben bis 1641 zeigen, mit der größten Begeiſterung aufgenommen, ſelbſt Evangeliſche ſangen einzelne Pſalmen daraus in ihren Kirchen. Ein Beweis, wie ſehr die Pſalmen Kochanowski's beliebt waren, liegt darin, daß Karpiński den Text Kochanowski's im ganzen beibehalten und daraus nur das Archaiſtiſche entfernt hat; Kniaźnin, welcher viele Pſalmen überſetzte und Karpiński zur Verfügung ſtellte (ſ. Karpiński), ſetzt bei Pſalm 136 hinzu, daß er die letzte Strophe nicht zu überſetzen wagte und aus Kochanowski wörtlich nahm. Kochanowski's poetiſche Ueberſetzung ſchließt ſich überall an den hebräiſchen Originaltext an, dabei läßt die formale Dispoſition der Gedanken in jedem Pſalm nichts zu wünſchen übrig, auch die Strophenform iſt glücklich gewählt: die Seſtine iſt im Pſalm 7, die ſechszeilige Strophe (nicht Seſtine) in Pſalm 43, 76 und 95; die Terzine in Pſalm 15 angewandt; die achtzeilige Strophe, jedoch nicht die Ottavarima, in Pſalm 92 und in dem langen Pſalm 119 (Vulg. Pſalm 118); die allermeiſten Pſalmen ſind in vier- und zweizeilige Strophen eingekleidet, in der vierzeiligen aber herrſcht eine gewiſſe Mannichfaltigkeit in Bezug auf die Länge der letzten Zeile und auf das Verhältniß in der Silbenzahl der beiden Verspaare: mit Glück wandte nämlich der Dichter die Formen der vierzeiligen Strophe an, welche er auch in ſeinen lyriſchen Gedichten gebraucht hatte, und zwar die, welche der ſapphiſchen und alcäiſchen Strophe nachgebildet ſind.

Noch ehe die Pſalmen der Oeffentlichkeit übergeben wurden, erhielt Kochanowski von Zamojski den Auftrag, ein dramatiſches Stück zur Hochzeitsfeier des Kanzlers mit Griſeldis Bathory, des Königs Nichte, zu ſchreiben. Der Dichter ſuchte nach einem dem Feſte angemeſſenen Stoff und fing an die Alceſtis des Euripides zu überſetzen, verließ aber dieſen Gegenſtand bald (etwa 100 Verſe ſind überſetzt) und ſchrieb „Odprawa posłów Greckich“ (Abfertigung der griechiſchen Abgeſandten in Troja), welche am 12. Jan. 1578 in Ujazdow von den vornehmſten polniſchen Junkern geſpielt wurde. Das Stück, welches durchaus in der Art einer griechiſchen Tragödie geſchrieben iſt und ſich dem Beſten anreiht, was die gleichzeitige franzöſiſche dramatiſche Literatur in dem Beſtreben, die Vortrefflichkeit der Alten zu erreichen, zu Tage gefördert hat, erinnert an das verloren gegangene Stück von Sophokles *Ἑλένης ἀπαίτησις*, wie es Welcker im „Rheiniſchen Muſeum“, Supplementbd. I, 2; 118 fg. reconſtruirt hat; da indeß nicht anzunehmen iſt, daß Kochanowski ſchon alle Fragmente dieſes Stücks gekannt, ſo iſt dieſe gleiche Behandlung des Stoffes und der Charaktere aus dem Umſtande zu erklären, daß Kochanowski ebenſo wie Sophokles den Stoff aus Homer entnahm (von Sophokles ſagt ſein Biograph: *μόνον Σοφοκλέα τυγχάνειν Ὁμήρου μαθητήν*). Den beiden andern griechiſchen Tragikern der Blütezeit folgt Kochanowski in der allgemeinen Eintheilung in drei Theile, welche durch Chöre voneinander getrennt ſind, in den Chören ſelbſt, in dem Fehlen an lebendiger Handlung und in der tragiſchen Stimmung, welche der Dichter durch die Furcht vor der Kataſtrophe und durch das Mitgefühl für den Helden hervorbringt. Aehnlich dem äſchyleiſchen Weltgeſetze, nach dem die Verletzung der Familienordnung und des Gaſtrechts durch die göttliche Gerechtigkeit geſtraft wird, führt auch Kochanowski die tragiſche Stimmung durch die übermüthig geſtörte Heiligkeit der ehelichen Bande herbei und erhält ſie durch die Unmöglichkeit der Abwendung der Strafe, welche über dem Schuldigen und ſeinem Volke ſchwebt. Euripides ſchwebt Kochanowski als Muſter vor in der Führung des ſentenzenreichen Dialogs Geſpräch Antenor's und Alexander's; Unterredung der Helena mit der Hofmeiſterin, mehr noch an einzelnen Stellen, beſonders im dritten Chor, den der Dichter ſelbſt in dem Begleitſchreiben an Zamojski als den Griechen nachgebildet bezeichnet hat. So ſcheinen dem Dichter in der Stelle: Niechajże cię ja można Cypry etc. die Worte des Chors in Euripides' Andromache v. 463 vorgeſchwebt zu haben: *οὐδέποτε δίδυμα λέκτρ' ἐπαινέσω βροτῶν* etc., was um ſo wahrſcheinlicher iſt, als eine andere Stelle derſelben Tragödie des Euripides v. 184: *κακόν γε*

21) Vgl. über Kochanowski's Sobótka: P. Chmielowski in Tygodnik Illustrowany (1875) Nr. 371, und Dr. Rymarkiewicz, Jana Kochanowskiego Pieśń o Sobótce (Poſen 1884).

Digitized by Google

θνητοῖς τὸ *νέον ἔν τε τῷ νέῳ* etc. auch bei Kochanowski im Chor I ſich wiederholt; auch ſchwebten Kochanowski mehrere Stellen aus der Hekuba des Euripides vor, und zwar v. 890 *Σὺ μὲν ὦ πατρὶς Ἰλιάς* etc. bei der Stelle Przydą, przydą, czasy etc. des III. Chors, und v. 625 *Ἐμοὶ χρῆν συμφοράν* etc., beſonders die Worte *ἐκρίθη δ' ἔρις* etc. bei dem Paſſus desſelben Chors: Swar był początkiem etc. — Dieſe Anklänge an die griechiſchen Tragiker, weit entfernt, eine directe Nachahmung derſelben zu ſein, zeigen nur, daß Kochanowski mit der griechiſchen Tragödie vertraut war, er kennt auch ihren Geiſt und ihre Geſetze aus Seneca, deſſen Schriften ihm auch für ſeine philoſophiſche Weltanſchauung nahe lagen. „Odprawa posłów“ iſt den Tragödien Seneca's (der Geſammtheit der dieſem Philoſophen zugeſchriebenen Tragödien, ausſchließlich der „Octavia“) geiſtesverwandt durch den Ernſt der Situationen, das Pathos der Sprache, das Fehlen der Handlung, die Stellung des Chors, vornehmlich der Tragödie „Troades“, welche faſt gleichzeitig (um 1580) von Górnicki ins Polniſche überſetzt wurde. Im Grunde iſt „Odprawa posłów“ eine freie Schöpfung im Geiſte und in der Form der antiken Kunſt, die indeß auch ihre Schwächen hat, vornehmlich das Fehlen eines ergreifenden Conflicts, die Abſchwächung der tragiſchen Stimmung und den Mangel einer ſcharfen Charakteriſtik der Perſonen. — So anziehend das Stück dem gewählten Publikum der Hochzeitsgäſte durch den Inhalt erſcheinen mochte, war es noch mehr durch die Hinweiſe auf die gegebenen Verhältniſſe geeignet, ein Intereſſe zu erwecken: der Dichter wollte, dies zeigt die Alceſtis, und die Anklänge an Andromache und Hekuba, die Heiligkeit des Eheſtandes zeigen, deren Störung ſelbſt zur Völkerzwietracht führen könne; höher aber ſtand ihm der Gedanke, durch das Stück bei dem bevorſtehenden Kriege mit Rußland auf die kriegeriſche Stimmung zu wirken; in dieſem Sinne ließ er Odyſſeus ſo ſprechen, wie einſt „Satyr“ anſpornend geſprochen hatte, und in dieſem Sinne läßt er Antenor am Ende die Worte ſagen: Laßt uns nicht immer berathen, wie man ſich vertheidige, laßt uns berathen, wie man den Feind aufſuche und ſchlage! So wurde auch das Stück von den Zeitgenoſſen aufgefaßt: Heidenſtein ſagt in „Vita Zamoscii“ (ed. Działyński) S. 41: das Stück ſei a nobilissimis quibusque adolescentibus geſpielt worden excitandorum animorum iuventutis ad bellum causa.

Die Klagegedichte auf den Tod des inniggeliebten Töchterchens Urſula zeigen ein ergreifendes Bild der durch Schmerz, Troſtloſigkeit und Verzweiflung zerriſſenen Seele des Vaters; ſie haben aber eine noch höhere Bedeutung.[22]) Der Dichter, welcher anfänglich die Abſicht hatte, einige Elegien auf den Tod ſeines lieben Kindes zu ſchreiben und den „Lyrica“ beizufügen, kehrte zu dem Thema öfters wieder und vervollſtändigte zuletzt durch einige Gedichte eine Reihe von Empfindungen und Gedanken, welche nach der Anordnung der Gedichte durch den Autor bei deren Veröffentlichung zur Stellung und Löſung eines philoſophiſchen Problems ſich geſtalteten. Dieſes Problem, welches in den zwei erſten Gedichten, in dem 16. und auch ſonſt ausgeſprochen, und welches in dem letzten 19. Threnos gelöſt iſt, iſt dies: ob der durch die Philoſophie geadelte und als echter Philoſoph jeden Wechſel des Schickſals mit Gleichmuth betrachtende Menſch, wenn er von einem großen Unglück getroffen iſt, ſeinen Gleichmuth zu bewahren vermag und verpflichtet iſt, die göttliche Natur ſeines Weſens in ſich walten zu laſſen, ungeſtört durch vorübergehende Zufälle des Lebens, oder ob er dem Rechte der menſchlichen Natur nachgeben, ſich den Thränen und dem Schmerze widerſtandslos hingeben und Troſt ſuchen kann? Soll der Philoſoph ſtärker ſein als der Menſch, oder der Menſch ſtärker als der Philoſoph? Die Antwort auf dieſe Fragen iſt in dem Threnos XIX, dem Traumgeſicht, gegeben: daß der Menſch ſich nichts vergibt, wenn er im Unglück weint und Troſt ſucht; aber auch dieſer Troſt iſt vergänglich wie der Kampf, den der Dichter beſtanden, und wie alles hinieden; die Glückſeligkeit, wie ſie die Philoſophie geprieſen und das ewige Gleichgewicht der Seele verheißen habe, ſei doch nur im Jenſeits zu erwarten. Der 19. Threnos iſt ſo gehalten, daß die im Traume aus dem Jenſeits mit der Urſula am Arme erſcheinende Mutter die peſſimiſtiſchen Anſichten des verzweifelnden Dichters, die ſo weit gingen, daß er die „Welt einen großen Irrthum“ nannte, gleichſam durch den Hinweis auf ewige Wahrheiten corrigirt, andererſeits ſeinem Suchen nach Troſt, d. h. den Regungen der rein menſchlichen Triebe, recht gibt. — Der Dichter ſcheint auf die poetiſche Behandlung dieſer Gedanken durch ſeine Vertrautheit mit den philoſophiſchen Schriften Cicero's (beſonders der Tusculanen) und Seneca's („Consol. ad Polyb.“; „Consol. ad Marciam“), geleitet zu ſein, er mag in ſeinem tiefen Schmerze Troſt in dieſen oftgeleſenen Schriften geſucht haben. Viele Gedanken der „Treny“ klingen an geiſtesverwandte in dieſen Schriften an, und wenn Kochanowski in Seneca's „Consol. ad Marciam“ den ſtrengen Rath an die Trauernde las, ſie möge ſich die rügende und zurechtweiſende Stimme ihres Vaters aus dem Jenſeits denken, ſo mochte dabei auch bei ihm der Gedanke entſtanden ſein, die Worte der Wahrheit und des Friedens durch die geliebte Mutter verkünden zu laſſen. Der Rathſchlag aber, den Seneca in „Consol. ad Polybium“ ausſpricht: fratris quoque tui produc memoriam aliquo scriptorum monimento tuorum (18, 2), iſt in Kochanowski's „Treny“ in ehrender Weiſe für den Dichter und ſein theures Kind befolgt. Der Dichter nahm mit dieſem Gedichte, gleichſam einem Denkmal über dem Grabe ſeines irdiſchen Glückes, zugleich Abſchied von der Philoſophie, welche den Grundton der in ſeinen „Liedern“ niedergelegten Gedanken bildet.

Die Mitwelt beachtete die tiefen Gedanken nicht, welche in Kochanowski's „Treny“ ausgeſprochen waren: ein Theil des Publikums ſchätzte dieſes poetiſche Werk als „unwichtig“ (lekkie), ein Urtheil, welches Januszowſki

22) W. Nehring, Treny Jana Kochanowskiego, Bibl. Warszawska (1881, Auguſtheft).

in der Geſammtausgabe der Werke Kochanowſki's andern nachſpricht, ohne ihm beizuſtimmen, und welches zeigt, wie ſehr in jener Zeit die Poeſie in Polen nur im Dienſte der öffentlichen Angelegenheiten ſtand; ein anderer Theil war von dem rein Menſchlichen ergriffen und las gern die Klagen des Dichters, aber ohne daran tiefergehende Gedanken zu knüpfen, wie die vielen Nachahmer[23]) Kochanowſki's als Threnendichters beweiſen, bei welchen wir ſie nicht finden.

Die große Bedeutung Kochanowſki's für die polniſche Literatur iſt, daß er, mit dem claſſiſchen Alterthume genau vertraut, ſie mit einem zeitgemäßen Inhalte füllt, nämlich mit dem großen Gedankenreichthume griechiſcher und römiſcher Dichter, und daß er dieſer neuen Welt der Gedanken eine äußere Form zu geben wußte, welche dem Vorbilde ſehr nahe kam, nämlich eine Sprache ſchuf, welche die Vollendung ſelbſt war. Er iſt der Schöpfer der polniſchen Poeſie nach dem Vorbild der Alten, ſelbſt ein Vorbild für alle ſpäteren polniſchen Dichter und Geſchlechter, nur in der Zeit von der Mitte des 17. Jahrh. bis in die Mitte des 18. (um 1641 hören die Ausgaben Kochanowſki's auf, die „Fraszki" galten als verboten) wurden Kochanowſki's Dichtungen bei dem größeren Publikum vergeſſen, bis dann Bohomolec, Kraſicki u. a. ſie wieder in der Achtung ihrer Zeitgenoſſen hochſtellten. Zum richtigen Verſtändniß derſelben trugen viel bei in früherer Zeit: eine Lobrede auf Kochanowſki von Niemcewicz von 1808 (in „Roczniki Tow. Przyjaciół Nauk"); Vorleſungen des Profeſſors Brodzinſki an der Warſchauer Univerſität 1821 und 1822 (Brodzinſki iſt ſelbſt ein gefeierter Dichter); Tańska geborene Hoffmann durch das Werk „Jan Kochanowſki" in 2 Bändchen 1842 mit ſehr fleißig geſammeltem Material; Kraſzewſki durch einen Aufſatz in „Nowe studya literackie" 1843.[24])

Kochanowſki, Andreas, ein jüngerer Bruder Jan's, Truchſeß von Sandomir, zu wiederholten malen Reichstagsabgeordneter, überſetzte auf Anregung Zamojſki's im J. 1574 Virgil's Aeneide in Verſen, welche in Krakau 1590 bei Lazar, ſpäter 1640 und 1754 herauskam und welche, trotz des Strebens nach Treue, wenig gelungen iſt. — Ein anderer Bruder Jan's, Nikolaus, ſchrieb kleinere Gedichte unter dem Titel „Rotuły", in welchen er die Gedanken ſeines Bruders meiſt paraphraſirt, die Ausgabe von 1584 füllt 2½ Bogen in Quart, zweite Ausgabe 1611. — Der Sohn des letztern, Peter Kochanowſki (1566—1620), war Maltheſerritter und ſoll als ſolcher an mehrern Schlachten theilgenommen haben; nach ſeiner Rückkehr in die Heimat war er königlicher Secretär. Mit der italieniſchen Sprache und Literatur vertraut, überſetzte er in freier und anmuthiger Weiſe Taſſo's „Gierusalemme liberata" und gab ſie heraus unter dem Titel: „Goffred albo Jeruzalem wyzwolona, przekladanie z Tassa" 1618 in Krakau; Wiederabdruck 1651, 1687; neue Ausgabe Wilna 1826 in 2 Bänden. Eine Ueberſetzung des „Orlando Furioso" von Arioſt iſt nur theilweiſe von Przybylſki veröffentlicht, Krakau 1799.

(W. Nehring.)

23) Felizian, O Trenach Kochanowskiego Bibl. Warsz. 1865. 24) Die Literatur über Kochanowſki beſpricht von Tarnowſki in Przegląd polski, Auguſt 1884.

KOCHBERG (zum Unterſchied von dem nahegelegenen altenburgiſchen Dörfchen Klein-Kochberg gewöhnlich Groß-Kochberg genannt), Flecken im Kreiſe Saalfeld des Herzogthums Sachſen-Meiningen, in einer von Sachſen-Altenburg, Sachſen-Weimar und Schwarzburg-Rudolſtadt eingeſchloſſenen Enclave, 9 Kilom. von Rudolſtadt, zählt 375 evangeliſche Einwohner (1875: 354). Hauptnahrungszweig iſt Landwirthſchaft, ſonſt nur Gewerbe für den örtlichen Bedarf. Zwei Märkte dienen zur Belebung des bedeutungsloſen Verkehrs. Bemerkenswerth iſt das alterthümliche, mit einem Wallgraben und ſchönem Parke umgebene Schloß der Familie von Stein, wo Goethe wiederholt zum Beſuch der durch ihn berühmt gewordenen Frau von Stein weilte. Auf der Höhe nördlich vom Orte iſt ein Ausſichtsthurm eröffnet, der wegen ſeiner weiten und freundlichen Rundſicht viel beſucht wird. Hirſchhügel, das ſich durch ſchöne Anlagen auszeichnet, liegt eine halbe Stunde ſüdlich von Kochberg.

(A. Schroot.)

KÖCHEL, Gebirgsflüßchen des Rieſengebirges im preußiſchen Schleſien, Regierungsbezirk Liegnitz, ein Nebenfluß des zum Bober gehenden Zacken, aus vielen vom Kamme faſt parallel herabkommenden und nach Norden fließenden Bächen gebildet. Im trockenen Hochſommer iſt ſeine Waſſermenge nur gering und darum macht der kaum 11 Met. betragende Kochelfall bei dem Felſen der Kochelkrone, der nach unten verengt erſcheint, nur ſo lange einen Eindruck, als das oberhalb in einem Becken geſammelte Waſſer in Menge ſich durch die geöffnete Schleuſe ergießt, ähnlich wie der Amſelfall in der Sächſiſchen Schweiz. Weiter aufwärts führt der Weg durch die Kochelhäuſer, eine aus 26 Häuſern mit 228 Bewohnern beſtehende Colonie des Dorfes Schreiberhau, nach dieſem Dorfe.

(G. A. von Klöden.)

KÖCHEL (Ludwig, Ritter von), Muſikgelehrter und als ſolcher eine Autorität auf dem Gebiete der Mozart-Forſchung; geboren den 14. Jan. 1800 zu Stein a. d. Donau in Niederöſterreich. — Köchel ſtudirte Jurisprudenz und war von 1828—1842 Erzieher im Hauſe des Erzherzogs Karl. Hierauf begleitete er den Erzherzog Friedrich auf einer größeren Reiſe nach Algier, Portugal, England und Schottland, privatiſirte von 1843 an in Wien, ging 1850—1852 als Schulrath nach Salzburg und kehrte dann wieder nach Wien zurück, wo er bis zu ſeinem den 3. Juni 1877 erfolgten Tode verblieb. Durch ſeine Schriften „Ueber den Umfang der muſikaliſchen Productivität W. A. Mozart's" (Salzburg 1862), „Chronologiſch-thematiſches Verzeichniß ſämmtlicher Tonwerke W. A. Mozart's, nebſt Angabe der verlorengegangenen, unvollendeten, übertragenen, zweifelhaften und unterſchobenen Compoſitionen deſſelben" (Leipzig 1862), „Die kaiſerl. Hof-Muſikkapelle in Wien von 1843—1867" (Wien 1868) und „Johann Joſeph

Digitized by Google

Fux" (1872) hat ſich Köchel ein dauerndes Denkmal unter den Muſik-Literarhiſtorikern geſetzt.
(A. Tottmann.)

KOCHELSEE. Der ins Iſargebiet gehörende, nördlich vom Walchenſee gelegene, von freundlichen Hügeln umgebene, halbmondförmige Kochelſee breitet ſich in dem Amtsbezirke Tölz in Oberbaiern am nördlichen Fuße des Heimgartens (1787 Met.), des Herzogſtandes (1757 Met.) und des Jochberges (1550 Met.) aus; im Oſten überragt ihn die 1804 Met. hohe Benedictenwand. Seinen Zu- und Abfluß bildet die Loiſach, welche nach ihrem Austritt aus dem See das 8 Kilom. lange und 6,5 Kilom. breite Haſelmoos durchfließt. Der nordöſtliche Theil des Sees führt wegen der Menge des Schilfes, womit er bedeckt iſt, den Namen Rohrſee. Seine ganze Länge von Süden nach Norden beträgt 7 Kilom., ſeine Breite 3—5 Kilom., ſeine größte Tiefe an den öſtlichen Ufern 75 Met. Die an dem See einander gegenüberliegenden Ortſchaften ſind die Pfarrdörfer Schlehdorf und Kochel. An der linken Seite des Haſelmooſes führt eine Landſtraße von Schlehdorf bis nach Seeshaupt am ſüdlichen Ende des Würmſees, und rechts geht die von Jachenau kommende Poſtſtraße über Kochel und Benedictbeuern nach Bichel, wo ſich die beiden Straßen quer verbinden und ſo um den Kochelſee und das Haſelmoos eine Art Parallelogramm bilden. In dem ganzen Hügellande links der Iſar vom Kochelſee bis zum Ammerſee mit ſeinen nordöſtlichen kleinen Nachbarn, dem Pilſen- und Wörtſee, dem Weſſelinger- und Schluifelderſee, iſt es, als ob eine zertrümmerte oder unfertige Bodenbildung den zahlreichen Quellen und Bächen ihren natürlichen Abfluß gewehrt hätte. Regelloſe Hügelgruppen mit kleinen Trockenthälern und Becken und Keſſeln kreuzen ſich und führen ſelbſt den mit der beſten Landkarte verſehenen Wanderer irre, ſodaß man die vielen Seen innerhalb dieſes Striches und die großen Sumpf- und Moorbildungen vor demſelben als ein nothwendiges Ergebniß dieſer wunderlichen Bodenbildung begreift.

Der ganze Kochelſee mit dem alten Kochel (Kochalon) gehörte 742 in den Huoſigau (Hauſengau), welcher einem der unmittelbar auf die herzogliche Familie der Agilolfinger folgenden fünf Geſchlechter ihres Uradels, den Huoſi, zugehörte. Die Gemeinde Kochel hat 811 Einwohner und umfaßt das Dorf Kochel mit katholiſcher Pfarrcuratie, 1 Kirche, Schule, Schloß, Sodawaſſerquelle, 6 Weiden, 2 Einöden, 1 Pfarrhof (Klöſterl) und das Dorf Ried. *(Ferdinand Moesch.)*

KOCHEM oder Cochem, Kochheim, iſt ein preußiſches Kreisſtädtchen in der Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Kochem, Bürgermeiſterei Kochem, in 81 Met. Höhe, am linken Ufer der Moſel in ſchöner Gegend, 45 Kilom. von Koblenz gelegen. Die 3145 Bewohner, von denen 1529 männlichen und 1616 weiblichen Geſchlechtes ſind, führen in 400 Häuſern 714 Haushaltungen. Unter der katholiſchen Bevölkerung zählte man 1871: 53 Evangeliſche und 104 Juden; 80 konnten weder leſen noch ſchreiben. Zur Stadt gehören 1105 ha Land, wovon 206 ha Acker, 650 ha Holz und 62 ha Weingärten ſind. Sie hat Poſt- und Telegraphenamt, Kreisamt, Friedensgericht, Volksbank und Gemeinde-Oberförſterei, eine Gasanſtalt. Die Bewohner treiben Gerberei, Saffianfabrikation, Pottaſchſiederei, Handel und guten Weinbau; mehr als 20 Waſſermühlen ſind im Gange. Ein ehemaliges Kapuzinerkloſter iſt hübſch gelegen. In einem Seitenthale liegen die Ruinen der alten Winneburg, Stammſchloß des Hauſes Metternich-Winneburg. — Kochem wird ſchon 1057 erwähnt. — Gegenüber liegt die Gemeinde Kond, welche 42 ha Weinland beſitzt.

Der gebirgige, zerſchnittene, rauhe Kreis, 1/5 rechts von dem Fluſſe dem Hunsrück, 4/5 links von Moſel der Eifel und dem Mayfelde angehörig, iſt 310—400 Met. hoch (die hochpochtener Baſaltſpitze hat 600 Met., die Wolfsburg an der Grubenſtraße 550 Met., die Falkenhöhe bei Bertrich 392 Met., das Ulmener Maar, von 1,8 Kilom. Umfang, 430 Met. [rel. 365 Met.] Höhe). Der Kreis Kochem iſt 9,11 geogr. □Meilen oder 502,07 □Kilom. groß und zählt 37,865 Bewohner in der Stadt und 72 Landgemeinden, davon ſind 18,863 männlichen und 18,997 weiblichen Geſchlechts; dieſe führen in 7023 Häuſern (56 haben andere Beſtimmung) 8200 Haushaltungen. Im J. 1871 zählte man 34,181 Katholiken, 131 Evangeliſche und 513 Juden; 35 Blinde, 25 Taubſtumme und 80 Blödſinnige; 914 konnten weder leſen noch ſchreiben. — 99% der Bodenfläche haben Lehm- und Thonboden, 1% Sand. 36,4 % ſind Acker, 39,7 % Holzung, 9,3 % Weiden, 8,3 % Wieſen, 1,8 % Gärten, 0,4 % Weinberge. — Im J. 1864 zählte man 187 Pferde, 1680 Rinder, 2080 Schafe. — Die ſtaatlichen 6315 Morgen Forſt ergaben 4091 Thlr.; die ſtädtiſchen 1937 Morgen Land 1446 Thlr.; die ländlichen 82,262 Morgen 45,328 Thlr.; die kirchlichen 3154 Morgen 4330 Thlr.; die 189,130 Morgen aller ertragfähigen Liegenſchaften 188,020 Thlr. *(G. A. von Klöden.)*

KOCHEN (Sieden; Kochapparate). Wird eine Flüſſigkeit in einem offenen Gefäße auf eine beſtimmte Temperatur erhitzt, ſo geräth ſie in wallende Bewegung, welche durch Dampfblaſen entſteht, die ſich namentlich an den vom Feuer getroffenen Stellen des Kochgefäßes entwickeln und als Dampf aus der Flüſſigkeit entweichen. Man ſagt dann von der letztern: ſie kocht oder ſiedet, und bezeichnet die Operation ſelbſt, durch die eine Flüſſigkeit aus dem tropfbarflüſſigen Zuſtande in den dampfförmigen übergeführt wird, mit dem Namen „Kochen". Die Temperatur, bei welcher dieſe Aenderung des Aggregatzuſtandes eintritt, heißt Siede- oder Kochpunkt.

Im engeren Sinne wird mit Kochen die Bereitung von Speiſen bezeichnet, welche, im Kochgefäße ganz von Waſſer umgeben, längere Zeit der Siedetemperatur deſſelben ausgeſetzt ſind, im Gegenſatze zum Braten, Röſten, Backen, wo man im allgemeinen danach ſtrebt, der Außenſeite der dieſem Proceſſe unterworfenen Nahrungsmittel eine höhere Erhitzung zu geben als dem Innern (ein im Braten begriffenes größeres Stück Fleiſch hat

Digitized by Google

beiſpielsweiſe an ſeiner Außenſeite eine Temperatur von 100—120° C., während das Innere meiſt nicht über 70° erhitzt wird). Durch den Kochproceß ſollen die Speiſen in ihrem Zuſammenhange gelockert und in einen Zuſtand gebracht werden, welcher dieſelben für den Organismus leichter verdaulich macht, was man mit dem Ausdrucke Weich- oder Garkochen bezeichnet. Außerdem findet durch das Kochen eine Extraction der in Waſſer löslichen Beſtandtheile der Nahrungs- und Genußmittel und eine Löſung derſelben ſtatt, während andererſeits die Zuthaten der Speiſen, Salz, Fett, Gewürz u. ſ. w., die Kochgegenſtände durchdringen und auf dieſe Weiſe ſchmackhafter machen. Kochapparate für Küchenzwecke, meiſt Kochherde und Kochmaſchinen genannt, in neuerer Zeit vielfach verbeſſert und zweckmäßiger eingerichtet, werden nach einer bewährten Conſtruction mit offenem Kochherde ausgeführt, der oben durch eine gußeiſerne Platte mit ringförmigen Oeffnungen zum Einhängen der Kochgeſchirre geſchloſſen iſt. Unter der Deckplatte befindet ſich gewöhnlich der eiſerne Bratofen oder das Bratrohr, unter dem letztern wieder das eiſerne Wärmerohr, ſeitlich von dieſem der aus Kupfer hergeſtellte Waſſerkaſten. Das Feuerungsmaterial (hartes Holz oder Kohle) wird durch eine ringförmige Oeffnung in der Obenſeite des Herdes auf den Roſt eingetragen; die Verbrennungsgaſe verbreiten ſich unter der ganzen Kochplatte, erhitzen das Bratrohr von oben, ſtreichen zwiſchen dieſem und dem Waſſerkaſten nach abwärts, umſpielen die freiliegenden Seiten des Brat- und Wärmerohrs und treten durch einen unterirdiſchen Kanal in den ſeitlich gelegenen Schornſtein. Der Feuerungsraum iſt mit Chamotteſteinen ausgekleidet, zweckmäßig erhält das Bratrohr namentlich auf ſeiner Obenſeite einen dünnen Belag von Lehm. Zur Reinigung der Maſchine hebt man die Deckplatte ab. Vielfach ſind auch Kochmaſchinen mit überbauter Deckplatte im Gebrauch, welche den Vortheil bieten, daß ſie die Wärme gut zuſammenhalten. An der Außenſeite werden die Herde gewöhnlich mit Kacheln, Schieferplatten, Marmortafeln u. dgl. überkleidet. Mit Erfolg wendet man auch wol neuerdings bei geringerem Bedarf an Speiſen Petroleumkochmaſchinen an.

Die Koch- oder Siedetemperatur iſt abhängig vom Luftdrucke und unter gleichen Umſtänden für verſchiedene Flüſſigkeiten verſchieden, für eine und dieſelbe Flüſſigkeit, z. B. für Waſſer, aber ſtets gleich (gewöhnlich nimmt man, wenn vom Siedepunkte einer Flüſſigkeit die Rede iſt, den Normaldruck unſerer Atmoſphäre, entſprechend dem Drucke einer Queckſilberſäule von 760 Millim. Höhe an). Da beim Erhitzen einer Flüſſigkeit in einem offenen Gefäße alle zugeführte Wärme zur Dampfbildung verwendet wird, ſo ſteigt, es mag noch ſo ſtark erhitzt werden, die Temperatur nicht höher. Unter verſchiedenen Umſtänden ſiedet aber eine und dieſelbe Flüſſigkeit bei verſchieden hoher Temperatur, denn das Sieden tritt immer dann erſt ein, wenn der Druck des Dampfes (Dampfſpannung) der Flüſſigkeit den auf derſelben laſtenden Druck überwindet; in offenen Gefäßen werden alſo alle Flüſſigkeiten ſieden, wenn die Spannung ihres Dampfes den Druck der Erdatmoſphäre überſteigt und zwar um ſo leichter, je geringer der auf ihnen laſtende Luftdruck iſt, und in der That beobachtet man, daß Waſſer an ſehr hochgelegenen Orten bei niedrigerer Temperatur in das Kochen kommt als am Meeresſpiegel. So erreicht auf dem Montblanc daſſelbe ſchon bei 85° C., auf dem Chimborazo bei 77° C. die Siedetemperatur und es iſt daher unmöglich, dort Fleiſch und Hülſenfrüchte weich zu kochen, da dieſe Nahrungsmittel eine Temperatur von 100° C. hierzu bedürfen. Von dem Umſtande, daß mit Abnahme des Luftdrucks der Siedepunkt des Waſſers fällt, hat man Gebrauch zur Aufſtellung einer Methode der Höhenbeſtimmung mittels eines ſehr empfindlichen Thermometers gemacht. Der Siedepunkt des Waſſers fällt auch unter dem Recipienten einer in Thätigkeit geſetzten Luftpumpe, bei Verminderung des Druckes auf $^1/_4$, beziehungsweiſe $^1/_{20}$ Atmoſphäre, wird beiſpielsweiſe derſelbe auf 65° beziehungsweiſe 33° C. herabgedrückt. Umgekehrt ſteigt mit Erhöhung des Druckes der Siedepunkt einer Flüſſigkeit. Waſſer ſiedet unter einem Drucke von zwei Atmoſphären bei 120,6° C., unter einem ſolchen von drei Atmoſphären bei 133,9° C. Da die am Boden eines Kochgefäßes befindliche Flüſſigkeit bei der Dampfbildung nicht nur den Druck der Luft, ſondern auch den der auf ihr laſtenden Flüſſigkeitsſäule zu überwinden hat, ſo muß die Temperatur derſelben eine höhere ſein als die der an der Oberfläche befindlichen Schichten. Man thut deshalb wohl, bei der Verkochung von Subſtanzen, die keine hohe Temperatur vertragen können (z. B. Zuckerlöſungen), den Kochpfannen nur eine geringe Tiefe zu geben. Durch Auflöſung feſter, nicht oder wenig flüchtiger Körper findet Erhöhung des Siedepunktes einer Flüſſigkeit ſtatt, der von der ſiedenden Löſung entwickelte Dampf hat zwar höhere Temperatur, aber nur dieſelbe Spannung als die der reinen Flüſſigkeit. Der Kochpunkt von Gemengen miſchbarer Flüſſigkeiten liegt zwiſchen den Siedepunkten der Gemengtheile, er nähert ſich um ſo mehr dem einen oder dem andern, je mehr das Gemenge von dieſem Beſtandtheile enthält.

Der Zweck des Kochens kann ein zweifacher ſein, indem man entweder beabſichtigt, die Siedetemperatur der Kochflüſſigkeit auf gewiſſe Körper einwirken zu laſſen, oder eine Verdampfung derſelben behufs Gewinnung gelöſter Subſtanzen im Auge hat. In beiden Fällen iſt eine Berückſichtigung des gebildeten Dampfes inſofern ausgeſchloſſen (bei Benutzung offener Kochgefäße), als man nicht danach ſtrebt, denſelben, wie es bei der Deſtillation geſchieht, zu verdichten und etwaige von demſelben mit fortgeführte flüchtige Körper zu gewinnen.

Nach der Abhängigkeit der Siedetemperatur von dem auf der Flüſſigkeit laſtenden Drucke kann alſo die Manipulation des Kochens, wenn man einerſeits den Zweck verfolgt, ſiedende Flüſſigkeiten auf gewiſſe Subſtanzen einwirken zu laſſen, unter

a) gewöhnlichem Luftdrucke,

b) erhöhtem Drucke und damit auch zugleich bei erhöhter Siedetemperatur vorgenommen werden.

Iſt andererſeits durch Kochen eine Verdampfung vorzunehmen, ſo kann dieſelbe erfolgen:

Digitized by Google

a) unter gewöhnlichem Drucke und der Siedetemperatur der zur Abdampfung gelangenden Flüſſigkeit,

b) unter vermindertem Druck und der dieſem entſprechenden herabgeſetzten Temperatur.

Die Wirkung ſiedender Flüſſigkeiten unter normalen Druckverhältniſſen wird in der umfaſſendſten Weiſe ausgenutzt. In der Küche machen wir im alltäglichen Leben von derſelben, wie im Anfange bereits hervorgehoben, zur Herſtellung unſerer Speiſen und Getränke Gebrauch, in den Laboratorien der Chemiker und Apotheker zum Löſen und zum Darſtellen von Präparaten, zur Anfertigung von Decocten und Extracten, zur Trennung gewiſſer Körper voneinander und in der Technik zur Unterſtützung der verſchiedenſten phyſikaliſchen und chemiſchen Proceſſe. Viele Subſtanzen werden nur bei Siedehitze von ihren Löſungsmitteln aufgenommen und faſt die meiſten in Waſſer löslichen Körper von der kochenden Flüſſigkeit leichter als von der kalten. Trägt man z. B. Salpeter in kochendes Waſſer bis zur Sättigung ein, d. h. ſo viel, als ſich löſen kann, und läßt die Solution langſam erkalten, ſo ſcheidet ſich der Theil des Nitrats, der bei der niedern Temperatur ungelöſt bleibt, in Kryſtallen wieder ab, während fremde Beſtandtheile meiſt in Löſung bleiben, jedenfalls aber (ſofern ſie nicht iſomorph ſind) nicht in die Kryſtalliſation eingehen. Auf dieſe Weiſe iſt es möglich, durch wiederholtes Umkryſtalliſiren aus kochendem Waſſer Präparate von großer Reinheit zu erzielen. Bei der Anfertigung von Pflanzenextracten, von Decocten u. a. beruht die Wirkung des ſiedenden Waſſers zum großen Theil in einer Erweiterung der Poren und Intracellularräume der Pflanzentheile, die auf dieſe Weiſe leichter der extrahirenden Kraft zugänglich gemacht werden, welche letztere außerdem ſelbſtverſtändlich durch die hohe Temperatur der Löſungsflüſſigkeit vermehrt wird. Kommt es, wie es bei chemiſchen Operationen häufig nothwendig iſt, darauf an, die Siedetemperatur von Flüſſigkeiten auszunutzen und dauernd einwirken zu laſſen, wobei eine Verdampfung des kochenden Liquidums ausgeſchloſſen werden ſoll, ſo verbindet man das Kochgefäß mit einem ſogenannten Rückflußkühler. Derſelbe beſteht aus einem Liebig'ſchen Kühler, welcher mit ſeinem untern, abſteigenden Ende mit dem Dampfentwickler verbunden iſt, ſodaß alſo die gebildeten Dämpfe condenſirt in die kochende Flüſſigkeit zurückfließen müſſen.

Unter erhöhtem Drucke wird die Wirkung kochender Flüſſigkeiten weſentlich vermehrt. Der Phyſiker Papin veröffentlichte 1680 die Erfindung, Nahrungsmittel unter geſpanntem Dampfe zu kochen. Sein nach ihm benannter Apparat, Papin'ſcher Topf (Digeſtor, Autoclave, Dampfkochtopf), beſteht aus einem guß- oder ſchmiedeeiſernen, ſtarkwandigen Kochgefäße, welches durch einen aufgeſchliffenen Deckel luftdicht verſchloſſen werden kann, ſodaß darin beim Kochen eine hohe Dampfſpannung und eine dem entſprechende hohe Temperatur entſteht. Der Deckel, welcher zur Sicherſtellung gegen Exploſionen mit einem Sicherheitsventil verſehen iſt, wird mit Hülfe eines übergreifenden Bügels auf den Keſſel feſt angeſchraubt. Außerdem befindet ſich auf demſelben noch ein Hahn zum Ablaſſen des Dampfes, wenn der Topf geöffnet werden ſoll. Da durch Anwendung dieſes Topfes es möglich iſt, bei bedeutender Erſparniß an Zeit und Brennmaterial, Speiſen, wie Fleiſch und Gemüſe, namentlich aber Hülſenfrüchten, welche in offenen Kochgefäßen gar nicht oder ſchwer weich kochen, eine große Zartheit zu geben, wie auch aus Knochen eine kräftige Bouillon zu gewinnen, ſo iſt derſelbe für Haushaltungen ſehr zu empfehlen. Mit großem Vortheile werden Digeſtoren in Speiſeanſtalten verwendet. In der Technik hat das Kochen mit geſpannten Dämpfen ſchnell große Verbreitung gefunden, meiſtens aber entwickelt man den Dampf nicht im Kochgefäße ſelber, ſondern erzeugt denſelben im Dampfkeſſel, aus welchem er durch Rohre dem Orte ſeiner Verwendung zugeführt wird. Es findet hierbei natürlicherweiſe eine Verdünnung der Abkochungsflüſſigkeit ſtatt, was indeß für viele Zwecke nicht in Betracht kommt. Wo dieſes aber doch der Fall iſt, läßt man den geſpannten Dampf direct auf die betreffenden Subſtanzen einwirken. Dieſe Operation bezeichnet die Technik mit dem Ausdrucke „Dämpfen". Bei der Herſtellung von Farbholzextracten werden auf dieſe Weiſe ſofort ſehr ſtarke „Brühen" erhalten und die Hölzer faſt vollſtändig ihres Farbſtoffes beraubt. Von weitern induſtriellen Verwendungen geſpannter Dämpfe für Kochzwecke mögen noch Erwähnung finden: das Ueberführen leimgebender Subſtanz (Lederabfälle, Knorpel, Flechſen, Felle aller Art u. ſ. w.) in Leim in der Leimfabrikation, das Dämpfen der Kartoffeln in den Brennereien, die Herſtellung gedämpften Knochenmehls in den Dünger- (und Leim-) Fabriken, das Kochen zerkleinerten Holzes mit Aetznatronlauge bei ſtarkem Drucke (8—10 Atmoſphären) zur Gewinnung von Celluloſe in der Papierfabrikation u. ſ. w. Zur Einleitung und Beſchleunigung chemiſcher Proceſſe, die entweder nur bei hoher Temperatur und ſtarkem Drucke verlaufen oder unter ſolchen Bedingungen einen glatteren Abſchluß finden, werden die betreffenden Agentien in ſtarkwandige Glasröhren eingeſchmolzen und in einem Paraffinbade erhitzt. Die Höhe der Temperatur, welche man dem letztern gibt, iſt abhängig von der Natur der zur Verwendung gelangenden Subſtanzen und dem Zwecke, den man verfolgt. Derartige Operationen, Subſtanzen bei höherer Temperatur im engbegrenzten Raume, unter dem von ihnen ſelbſt erzeugten Druck aufeinander wirken zu laſſen, kommen namentlich in der organiſchen Chemie außerordentlich häufig vor und haben auch in der chemiſchen Großinduſtrie, hauptſächlich zur Erzeugung der Anilinfarben und ihrer Rohproducte, Eingang gefunden; nur benutzt man hier an Stelle der Glasröhren ſchmiedeeiſerne Cylinder.

Das Einkochen, Verkochen oder Abdampfen (Evaporiren) iſt das Verfahren, durch welches man flüchtige Stoffe von nicht oder weniger flüchtigen trennt, indem man die erſtern, in Dampf verwandelt, entfernt, entweder um gewiſſe Körper in der Kochflüſſigkeit anzureichern, oder um die zurückbleibenden feſten Stoffe zu gewinnen. Häufig hat das Einkochen auch nur den Zweck, Flüſſigkeiten haltbarer zu machen, was man bekanntlich beim Verkochen von eingemachten Früchten, von Fruchtſäften und von

Digitized by Google

officinellen Extracten in Abſicht hat. Ein freiwilliges Abdampfen bei gewöhnlicher Temperatur an der Luft wird Verdunſten genannt. Wir haben uns hier mit dem Abdampfen bei Siedetemperatur zu beſchäftigen und betrachten in erſter Linie das Kochen bei normalem Drucke. Die Schnelligkeit des Verkochens einer Flüſſigkeit über freiem Feuer richtet ſich nach der Größe der von der Flamme beſtrichenen Fläche und nach der Temperatur dieſer Fläche; ſie iſt auch abhängig von der Größe der Oberfläche, welche die verdampfende Flüſſigkeit der Luft bietet, endlich, wenn auch in geringerem Grade, von der Wärmeleitungsfähigkeit der Kochapparate und der Stärke der Wandungen.

Die Form und Größe, die man den Abdampfapparaten für die Zwecke der Induſtrie gibt, und das Material, aus dem dieſelben gefertigt werden, iſt ſehr verſchieden. Zumeiſt ſtellen dieſelben flache gußeiſerne Schalen, aus Eiſenblech zuſammengenietete viereckige Kaſten von geringer Höhe, oder (in der Zuckerfabrikation) kupferne cylinder- oder keſſelförmige Gefäße dar. Oft auch wird das Verſieden von Flüſſigkeiten (wie z. B. bei der Salpeterfabrikation) in eiſernen Keſſeln von Glockenform, die alſo mehr tief als breit ſind, vorgenommen. Eine in der chemiſchen Technik ſehr häufig vorkommende Operation iſt das Verkochen von Laugen zur Trockne. Daſſelbe geſchieht meiſt in Flammenöfen (ſo bei der Sodafabrikation), die ſo conſtruirt ſind, daß die heißen Verbrennungsgaſe über die zu verdampfende Flüſſigkeit ſtreichen müſſen. Zur Beförderung des Austrocknens rührt man auch wol die ſchließlich ſich aufblähende Maſſe mit eiſernen Krücken durch. Als Pfannenmaterial dient Mauerwerk. Die Natur der zur Verkochung gelangenden Subſtanzen erheiſcht mitunter die Anwendung ſehr koſtbarer Abdampfapparate. Dies iſt namentlich bei Concentration der rohen Kammerſchwefelſäure der Fall. Hier wendet man zunächſt flache Bleipfannen an, in denen die Säure bis auf 60, höchſtens 62° Beaumé gebracht werden kann. Weiter darf die Concentration in denſelben nicht getrieben werden, weil die ſtarke Säure die Pfannen erheblich angreift, alſo ſehr bleihaltig wird, weil ferner der Siedepunkt derſelben, der ſchon gegen 200° C. liegt, nun raſch ſteigt und ſich dem Schmelzpunkte des Bleis nähert, weil endlich eine beachtungswerthe, die Umgebung beläſtigende Menge von Säure verdampft. Die Concentration auf 66° Beaumé findet daher ihre Beendigung in Retorten aus Glas (jetzt ſeltener noch), meiſt aber in Deſtillirblaſen aus Platin, von denen eine oft 15,000—30,000 Mark koſtet. Neuerdings ſind von der engliſchen Firma Johnſon, Matthey & Cie. Concentrationsapparate in der Schwefelſäurefabrikation eingeführt, die ganz aus Platin gefertigt werden. In den chemiſchen Laboratorien bedient man ſich, ſei es zur Anfertigung von Präparaten, ſei es bei quantitativen Beſtimmungen, zum Verdampfen meiſt Schalen aus Porzellan, Glas, Platin und andern Metallen. Soll die Verkochung bei einer Temperatur, die 100° C. nicht überſteigt, erfolgen, ſo werden Waſſerbäder, für höhere Temperaturen Chlorcalcium-, Oel- oder Paraffinbäder benutzt. Bei quantitativ-chemiſchen Beſtimmungen kommt es ſehr häufig vor, daß es nöthig iſt, Flüſſigkeiten raſch zu verdampfen, ohne daß durch Verſpritzen Verluſte eintreten. Für ſolche Fälle iſt von A. Gawalovski [1]) eine ſehr zweckmäßige Einrichtung angegeben: „In einen weithalſigen Glasballon wird ein Trichterrohr mit Condenſationskugel verkehrt an ſtarken Platindrähten oder mit Hülfe eines Retortenhalters aufgehängt und zwar ſo, daß die Trichteröffnung etwas über dem Niveau der in den Kolben gegebenen Abdampfungsflüſſigkeit, die Condenſationskugel ſich aber außerhalb des Kolbenhalſes befindet. Beim Erhitzen der Flüſſigkeit entſteht ein Luftzug, durch welchen die Waſſerdämpfe raſch und conſtant hinweggeführt werden, aber auch bei raſchem Kochen iſt ein Verſpritzen nicht möglich, indem allfällige Verluſte im Trichter aufgefangen und höchſtens bis in die Sicherheitskugel fortgeriſſen, von da in Geſtalt von Condenſationstropfen zurückfallen.“ Das Verkochen größerer Flüſſigkeitsmengen iſt nach T. Brugnatelli [2]) ſehr zu beſchleunigen durch Anwendung von tubulirten Kolben. „Der durch den Tubus eintretende Luftſtrom bewirkt zwar eine Abkühlung der Flüſſigkeit bis unterhalb des Siedepunktes, da aber die ſich entbindenden Dämpfe beſtändig durch den Luftſtrom fortgeführt werden, ſo wird die Verdampfung ſehr begünſtigt. Bei gleicher Wärmequelle konnten in derſelben Zeit und aus demſelben Kolben bei offener Tubulatur etwa 30% mehr Waſſer verdampft werden als bei geſchloſſener. Bei zwei diametral ſich gegenüberſtehenden Tubulaturen wurden etwa 50% Waſſer mehr verdampft. Die Kolben ſind durch Zuflußvorrichtungen bis in die Nähe der Tubuli beſtändig gefüllt zu erhalten.“ Neuerdings wird ſowol im kleinen wie im großen das Verkochen anſtatt durch directes Feuer vielfach durch geſpannten Dampf vorgenommen, den man entweder durch ein Röhrenſyſtem (Dampfſchlange) leitet, welche in der zu verdampfenden Flüſſigkeit liegt, oder von dem man die äußere Fläche des Abdampfgefäßes beſtreichen läßt (Doppelboden). Soll nun das Verdampfen bei der Siedetemperatur vor ſich gehen, ſo muß der Dampf eine höhere Temperatur als die der ſiedenden Flüſſigkeit beſitzen. Die Schnelligkeit, mit welcher das Verkochen vor ſich geht, iſt abhängig von der Menge Dampf, welche an der Erhitzungsfläche condenſirt wird.

Wir haben nun ſchließlich das Kochen unter vermindertem Drucke zu erörtern. Wie bereits anfangs erwähnt, erfolgt daſſelbe, da mit dem Drucke auch die Siedetemperatur einer Flüſſigkeit fällt, bei erniedrigter Temperatur, wodurch die Nachtheile, die eine höhere Erhitzung auf viele Körper äußert und auch die chemiſch verändernden Einwirkungen der Luft während des Abdampfproceſſes vermieden werden können. Die Verminderung des Luftdruckes kann entweder in einem vollſtändig geſchloſſenen Apparate, aus welchem vorher durch Ausdämpfen die Luft verdrängt wurde, durch Verdichtung der bei dem Verkochen entbundenen Waſſerdämpfe mit Hülfe

1) Zeitſchr. für anal. Chem. XII, 187. 2) Gazz. chim. ital. 1878, p. 16 und Berlin. Berichte 11, 345.

Digitized by Google

kalten Waſſers in einem beſondern Gefäße (Condenſator), oder durch Verbindung des Abdampfapparats mit einer Luftpumpe, welche Luft und dampfförmige Producte entfernt, erfolgen. Man nennt einen Apparat, in welchem Flüſſigkeiten bei vermindertem Luftdrucke verkochen, einen Vacuumapparat oder ſchlechthin Vacuum. Bei den meiſten neueren Vacuumapparaten iſt die Luftverdünnung durch eine Combination von Luftpumpe und Condenſator erreicht.

Für den Gebrauch im Laboratorium hat A. B. Prescott[3]) eine Einrichtung zum Abdampfen im luftverdünnten Raume angegeben, die namentlich dann empfehlenswerth iſt, wenn der Zweck des Abdampfens in der ſchnellen Eintrocknung einer Löſung beſteht, weniger dann, wenn eine quantitative Beſtimmung des Deſtillats beabſichtigt wird. „Als Abdampfungsgefäß wird ein Kolben oder eine Retorte mit einem 4—8 fach ſo großen Glasgefäße (Recipient) durch Kautſchukſtopfen und Röhren luftdicht verbunden. Die Flaſche enthält etwas Waſſer, welches, nachdem das Deſtillations- und Kochgefäß genügend vorgewärmt iſt, zum Sieden erhitzt und in demſelben ſo lange erhalten wird, bis der Dampf aus einer gerade aufſteigenden Glasröhre, welche noch durch den Stopfen des Abdampfgefäßes oder den Tubus der Retorte hindurchgeht, in lebhaftem Strahle austritt. Dann wird die letztgenannte Röhre durch einen mit Glasſtab geſchloſſenen Gummiſchlauch abgeſchloſſen und die Flamme unter dem Recipienten ausgelöſcht, der letztere dagegen, mit Tüchern umwickelt, unter einem Strahle kalten Waſſers abgekühlt. Bei Anwendung eines Recipienten (der auch zweckmäßig aus Kupfer, inſofern es die Natur des Deſtillats geſtattet, gefertigt wird) von 6 Pinten Rauminhalt konnte der Verfaſſer 4 Unzen Waſſer in einer Retorte von 8 Unzen Inhalt in 16 Minuten bei einer Temperatur von 128° F. verdampfen." Auf denſelben Principien, auf welche ſich dieſer kleine Apparat gründet, beruhte ein von Roth in Frankreich eingeführtes, jetzt nicht mehr gebräuchliches Vacuum zur Verkochung von Zuckerſäften. Für quantitative Extractbeſtimmungen im Moſt u. a. kann mit dem von W. Pillitz[4]) zuſammengeſtellten Vacuumapparate ſehr raſch und exact gearbeitet werden. Derſelbe beſteht aus einer durch ein Waſſerbad zu erhitzenden Vacuumpfanne, welche durch einen luftdicht aufgeſetzten gläſernen Helm geſchloſſen werden kann. Vom Helme führt ein Leitungsrohr nach einem Abſorptionsgefäße mit Schwefelſäure, das mit einer Waſſerluftpumpe verbunden iſt.

Die neueren Vacuumapparate für induſtrielle Zwecke zerfallen in ſolche mit einem und ſolche mit mehrern (meiſt zwei bis drei) Verdampfpfannen, welche letztere „Körper" genannt werden. Bei allen wird durch die vereinigte Wirkung von Luftpumpe und Condenſation Luftverdünnung, beziehungsweiſe Entfernung der gebildeten Dämpfe erzielt. Im weſentlichen beſtehen die Vacuumapparate aus einem Kochgefäße von getriebenem Kupfer in Kugelgeſtalt, im obern Theile mit einem cylindriſchen Aufſatze, dem Dom, verſehen, durch welchen ein Ueberſteigen der bei vermindertem Drucke meiſt unter ſtarkem Schäumen kochenden Flüſſigkeiten vermieden werden ſoll.

Aus dem obern Theile des Doms führt ein Rohr die Dämpfe in den ſogenannten Ueberſteiger (einen cylindriſchen Raum, welcher dazu dient, etwa übergeriſſene Flüſſigkeitstheile aufzufangen und zurückzuhalten), aus welchem ſie in den Condenſator gelangen. Der letztere wird namentlich bezüglich der Form, in welcher das kalte Waſſer eine Condenſation des Dampfes bewirkt, ſehr verſchieden conſtruirt. Eine gewöhnliche Einrichtung iſt die, daß man die Dämpfe durch ein Syſtem mit fließendem kalten Waſſer umgebener Röhren führt (Röhrencondenſator); bei einer andern tritt der Dampf in directe Berührung mit dem in den Condenſationsraum durch ein eingeführtes, ſiebartig durchlöchertes Rohr eingeſpritzten kalten Waſſer (Einſpritzcondenſator). Häufig finden ſich an großen Vacuumapparaten Röhren- und Einſpritz-Condenſation vereinigt, um eine vollkommene Wirkung zu erreichen. Der Condenſator ſteht in directer Verbindung mit der von Maſchinenkraft in Bewegung geſetzten Luftpumpe. Die Luftpumpe wird in Hinſicht auf ihre Thätigkeit als naſſe oder trockene bezeichnet, je nachdem ihr obliegt, neben der im Vacuum enthaltenen Luft Condenſationswaſſer und condenſirte Dämpfe (bei Röhrencondenſation nur letztere) oder nur Luft und etwa nicht verdichtete Dämpfe aus dem Condenſator abzuſaugen. Das letztere iſt dadurch zu erreichen, daß man den Condenſator ſo hoch anbringt, daß das Rohr für das zu entfernende warme Condenſationswaſſer eine Länge von etwas über 32 Fuß erhalten kann; man läßt daſſelbe mit ſeinem untern Ende in ein kleines mit Waſſer gefülltes Baſſin treten (Barometerrohr). Mag nun nämlich der Apparat durch eine mit dem obern Theile des Condenſators in Verbindung ſtehende trockene Luftpumpe (die weniger Kraft beanſprucht als die naſſe) luftleer gemacht werden, ſo kann das Waſſer, welches aus dem kleinen Baſſin in das Rohr tritt, nicht höher als etwa 32 Fuß aufſteigen, da eine Waſſerſäule von 32 Fuß dem Atmoſphärendrucke das Gleichgewicht hält. Iſt der Apparat in Thätigkeit geſetzt und erfolgt im Condenſator Condenſation der gebildeten Dämpfe durch das Einſpritzwaſſer und Abfluß deſſelben durch das Barometerrohr, ſo wird eine entſprechende Menge Waſſer unten im Baſſin verdrängt und das Waſſer erhält ſich in dem Rohre auf einer Höhe, welche der Luftleere im Apparate entſpricht.

Das Erhitzen der Flüſſigkeiten im Vacuum erfolgt durch eine im untern Theile deſſelben befindliche Dampfſchlange, ſowie durch Einleiten geſpannten Dampfes in den ſogenannten Doppelboden. Der Apparat beſitzt im obern Theile des Kochgefäßes ein Barometer und Thermometer, einen Lufthahn oder Fetthahn zum Einlaſſen von Luft oder Fett (um das Ueberſteigen ſtark ſchäumender Flüſſigkeiten zu verhindern), ferner zwei ſich diametral gegenüberſtehende ſogenannte Glasaugen, von denen das eine dazu dient, den Schein einer Lampe in das Vacuum fallen zu laſſen, das andere zum Beobachten der kochen-

3) Chem. News Bd. 20, 222; Zeitſchr. für anal. Chem. Bd. 9, 373. 4) Zeitſchr. für anal. Chem. Bd. 15, 258.

Digitized by Google

den und an das Glas ſpritzenden Maſſe. Auch ſind noch Ventile vorhanden, welche durch Rohrleitungen die Verbindung von Reſervoiren für zu verkochende Flüſſigkeiten mit dem Apparate vermitteln, Probirhähne, um Proben des kochenden Inhaltes herausnehmen zu können, endlich am Boden eine Oeffnung, welche durch ein Hebelwerk, an deſſen einem Ende ſich ein mit Kautſchuk überzogener Conus befindet, geſchloſſen werden kann und welche zum Ablaſſen verkochter Flüſſigkeiten dient.

Das Arbeiten mit dem Apparate iſt einfach. Nachdem die Luftpumpe in Thätigkeit geſetzt iſt, öffnet man das Ventil zu dem Reſervoir, welches die zu verkochende Flüſſigkeit enthält, und zieht ein angemeſſenes Quantum derſelben ein. Hierauf wird der Dampfhahn für Doppelboden oder Schlange und das Ventil für das Condenſationswaſſer geöffnet, worauf die Flüſſigkeit alsbald in lebhaftes Sieden geräth. Den Barometer- und Thermometerangaben entſprechend ſind nun im Verlaufe der Kochung Dampf- und Waſſerzufluß zu reguliren und ſo lange die Kochung fortzuſetzen, bis eine dem Innern des Apparats mittels Probehahns entnommene Probe den gewünſchten Grad von Concentration zeigt. Dampf und Waſſerzufluß und die Thätigkeit der Luftpumpe wird jetzt unterbrochen, der Lufthahn geöffnet und der Apparat entleert.

Wie ſchon erwähnt, gibt es aber auch noch Vacuumeinrichtungen mit mehrern Verdampfpfannen oder Körpern. Dieſen, zuerſt von Rillieux angegebenen, von Tiſchbein und Robert verbeſſerten Apparaten liegt der gute Gedanke zu Grunde, den aus der kochenden Flüſſigkeit des erſten Körpers entbundenen Dampf zur Erhitzung des Inhalts des zweiten und wiederum die dampfförmigen Producte dieſer Pfanne zum Verkochen in der dritten zu benutzen. Dieſelben haben die Form liegender oder ſtehender Cylinder, durch deren untere Hälfte, ähnlich wie bei den Locomotivkeſſeln, Siederöhren (Dampfröhren) in großer Anzahl gehen, um eine ſehr große Heizfläche zu erzielen. In die Röhre des erſten Körpers leitet man meiſtens ſogenannten Retourdampf (d. h. den verbrauchten Dampf der Dampfmaſchine), den man auf dieſe Weiſe vollſtändig ausnutzt. Der erſte Körper communicirt mit dem zweiten, dieſer mit dem dritten unter Zwiſchenſchaltung je eines Ueberſteigers; aus dem dritten Apparate tritt der Dampf in den Condenſator, welcher in oben beſchriebener Weiſe mit der Luftpumpe in Verbindung ſteht. Dieſe Robert'ſchen Verdampfpfannen in ihrer Wirkungsweiſe näher zu beſchreiben, würde zu weit führen. Sie haben allgemein in der Zuckerfabrikation zum Verkochen des ſogenannten Dünnſaftes (Scheideſaft, der einmal ſaturirt und filtrirt iſt) auf die Concentration des Dickſaftes (circa 25° Ré.) Anwendung gefunden.

Die Vacuumapparate werden ſelbſtverſtändlich mannichfach modificirt und den verſchiedenen Zwecken, denen ſie genügen ſollen, entſprechend eingerichtet. So iſt, und zwar ausſchließlich in Frankreich und der Schweiz, in neueſter Zeit zum Verdampfen der Salzſole auf Salinen eine zuerſt von Rittinger angegebene, dann von Piccard verbeſſerte Vacuumpfanne in Gebrauch, die mit einer großen Erſparniß an Heizkraft arbeitet und bei welcher das Verſieden lediglich durch die einmal vorhandene Wärme dadurch continuirlich erreicht wird, daß man letztere durch mechaniſche Mittel (doppelt wirkende Luftpumpe) zur Circulation zwingt. Seit langer Zeit ſchon ſind die oben näher beſchriebenen Einrichtungen zum Kochen unter herabgeſetztem Luftdrucke ausſchließlich in den Rohzuckerfabriken und Raffinerien eingeführt, die Ausbeute an kryſtalliſirtem Zucker iſt dadurch weſentlich erhöht, die Melaſſebildung verringert worden. Auch in andern Induſtriezweigen benutzt man jetzt allgemeiner mit großem Vortheile Vacuumapparate, namentlich zur Herſtellung von Conſerven, von Fleiſch- und Milchextract (condenſirte Milch, d. i. unter Zuckerzuſatz zur Honigconſiſtenz verdampfte Milch) und zum Verkochen von Pflanzenauszügen aller Art für gewerbliche und officinelle Zwecke (z. B. bei der Fabrikation der Farbholzextracte, des Tannins u. a.). Nutzbringend werden ſie überall da ſein, wo Flüſſigkeiten, die ohne Zerſetzung höhere Temperatur längere Zeit nicht vertragen können, ſchnell verdampft werden ſollen.

(Paul Bässler.)

Ende des ſiebenunddreißigſten Theiles der zweiten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

WELLS BINDERY INC.
WALTHAM, MASS.
APR. 1975

Digitized by Google